Pierson

Preußische Geschichte

von

William Pierson.

Mit

einer historischen Karte

von

H. Kiepert.

Berlin.

Verlag von Stilke & van Muyden.

19. Unter den Linden 19.

1865.

Preußische Geschichte

von

William Pierson.

Berlin.
Verlag von Stilke & van Muyden.
Unter den Linden 19.
—
1865.

Vorwort.

Die preußische Geschichte — eine Geschichte ohne Gleichen, weil sie einen Fürstenspiegel aufstellt, glänzender als irgend ein anderer, und Thaten der Volkskraft, Beispiele von Opfersinn erzählt, die nie und nirgends sind übertroffen worden — ohne Gleichen, weil sie von einem Staate handelt, der auf dem Triumph der sittlichen und intellektuellen Kräfte über die Ungunst der Natur beruht, und von einem Volke, das inmitten gleichsprachiger Stammverwandten und von kleinen Anfängen aus sich zu einer großen Nation entwickelt hat — ohne Gleichen endlich, weil sie bezeugt, daß von den drei Merkmalen aller Nationalität, Abstammung, Sprache, Staatsangehörigkeit, das letzte nicht dem Zufall unterworfene und daher allein menschenwürdige, auch das einzig wesentliche ist — diese Geschichte mit Liebe zu schreiben, ist leicht. Und wo, wie hier, so viel Erhebendes und so wenig Demüthigendes zu berichten, da scheint es auch nicht allzu schwer mit der Wärme des Patrioten die beste Tugend des Historikers zu verbinden, eine Wahrheitsliebe, die keine Rücksicht kennt.

Aber dem Verfasser lag mehr ob. Es kam nicht bloß darauf an, von der politischen Entwickelung, und zwar bis auf unsere Tage, ein lebendiges und treues Bild zu geben, sondern auch die kulturhistorische wenigstens zu skizziren, und nicht nur den großen und schönen Stoff in eine Form zu fassen, die

ihm gerecht und seiner würdig sei, sondern auch den überreichen in dem Raume eines einzigen Bandes zu beschließen.

Was den Verfasser ermuthigte, sich an eine Aufgabe von solcher Schwierigkeit zu wagen, war die Ueberzeugung, daß Versuche dieser Art, selbst wenn sie hinter ihrem Ziele zurückbleiben, immer verdienstlich sind. Denn, indem sie sich an das große Publikum der gebildeten Laien wenden, tragen sie die Kenntniß der vaterländischen Geschichte, oder wenigstens ein Interesse dafür, in weitere Kreise, als vielbändigen Fachwerken oder Spezialmonographien möglich ist. Aus ihren Erinnerungen aber fließt die beste Kraft einer Nation.

Wol dem, der seiner Väter gern gedenkt!

Berlin, den 25. September 1864.

W. Pierson.

Erstes Buch.

Geschichte der Mark Brandenburg bis zur Ankunft der Hohenzollern.

Die Vorzeit.

Vielleicht kein Volk hat auf sein Land so viele Rechte wie das brandenburgische; jeder Fuß breit Bodens ist hier von den Deutschen in jahrhundertelangen blutigen Kämpfen den Slawen abgerungen und ebensowol mit der Pflugschar wie mit dem Schwerte erobert. Und diese Eroberung nahm nur einen alten Besitz wieder. Schon tausend Jahre, bevor der Sachse mit dem Wenden um die Mark stritt, wohnten Deutsche an der Havel und Spree; die Geschichte kennt hier keine frühere Bevölkerung. Ihr erster Strahl, der auf diese Gegenden fällt, zeigt hier das Volk der Semnonen seßhaft; sie waren der älteste und edelste Zweig des suevischen Stammes, welchen Cäsar das größte und kriegerischeste aller deutschen Völker nennt. Die Sueven breiteten sich über den ganzen Nordosten Deutschlands aus, wohnten in 100 Gauen und führten jährlich 100,000 Krieger in's Feld, die besonders im Reiterkampfe nicht ihres Gleichen hatten. Nach Tacitus (90 n. Chr.) bildeten sie zwischen Elbe und Memel einen großen Bund militärischen Charakters, dessen hervorstechendste Glieder außer den Semnonen zwischen Elbe und Harz die Longobarden, in Pommern die Rugier und Burgunden, an der Weichsel die Gothen, am Pregel die Aestier waren. Ein Hauptheiligthum des Bundes, in einem Walde an der Havel, versammelte alljährlich die Festgesandtschaften der Stämme zu einer gottesdienstlichen Feier. Wie es bei Ebenenbewohnern zu geschehen pflegt, erhob sich unter den Sueven frühzeitig die Monarchie; doch herrschten ihre erblichen Könige mit beschränkter Macht. Uebrigens paßt die Beschreibung, die Tacitus von Land und Leuten Germaniens giebt, auch auf die östlichen Stämme.

Es waren gewaltige Menschen jene alten Deutschen, riesig an Gestalt und Körperkraft, mit wilden blauen Augen, goldblonden Haaren. Zu den Werken des Friedens wenig aufgelegt, voll Verachtung gegen Handwerk und Handel, verstürmten sie in Jagd und Krieg ihr halbes Leben. Wenn es galt, den Wolf und Bären, den Auerochsen und das Elenn mit Spieß oder Keule zu erlegen oder gar eine Kriegsfahrt auf Abenteuer und Beute mitzumachen, da war der Germane ganz Eifer und Thatkraft; von rasender Kampfwuth aber, wenn ihm ein Feind ins Land fiel. Die Römer bewunderten oft seine Vaterlandsliebe; ihnen konnte Germanien freilich nicht gefallen. Ein rauhes Land, bedeckt mit weiten Sümpfen, ungeheuren Wäldern, wenig angebaut; ohne andern Ertrag als Getraide, Rüben, Kohl; ohne Städte; die Häuser in den Dörfern und auf den Gehöften von Holz, weiß angestrichen; die Geräthe darin von Stein, Bronce, Eisen. Da gab es kaum irgendwo Gold und Silber; der Reichthum der Bewohner bestand hauptsächlich in Vieh, das zahlreich, aber unansehnlich war. Ebenso ärmlich erschien die Tracht — ein Mantel von Thierfellen, bei den Reicheren außerdem enganliegende Kleider, bei den Frauen noch ein linnenes Untergewand — und die Bewaffnung: außer dem Spieß höchstens noch ein Schwert und eine Lanze, selten eine ganze Rüstung. Dem Deutschen aber behagte sein Leben, wenigstens wenn er ein freier Mann war; als solchen erwies ihn das lange Har, das bei den Sueven vorne in einen dicken Schopf geschürzt ward, und die Waffe, die er nie von sich ließ. Den höchsten Grad von Freiheit hatte der Grundbesitzer. Wie ein König saß derselbe auf seinem Gut (Allod), den Seinigen ein Richter, Priester und Fürst. Den Acker bebauten ihm die Knechte, die Unfreien und Leibeigenen, die es als Kriegsgefangene oder zur Strafe eines schändlichen Vergehens oder im Würfelspiel geworden waren. Seine Wünsche gingen über die Wälder rings, die von Wild wimmelten, kaum hinaus; im Grunde brauchte er keinen Menschen. Das politische Band, das ihn mit den andern verknüpfte, war denn auch locker genug. Eine Gemeinde von 100 Hofbesitzern bildete eine Hundertschaft, mehrere Hundertschaften den Gau. Die gemeinsamen Angelegenheiten dieser Vereine, besonders die Rechtspflege, der Krieg und die Wahl der Obrigkeiten, wurden in regelmäßigen Versammlungen aller freien Grundbesitzer berathen und beschlossen. Der Ort war die Malstatt auf dem Gemeinlande (der „Mark"), die Zeit der Vollmond. Alle Besitzer waren gleich berechtigt, aber die reichsten Geschlechter, zumal wenn sie sich durch Klugheit und Tapferkeit hervorthaten, genossen eines natürlichen Ansehens und übten großen Einfluß. Ihre Häupter, die Fürsten, besaßen indeß rechtlich nur so viel Macht, als die Gemeinde ihnen freiwillig einräumte. Wo es erbliche Könige nicht gab, da wählte man zum Heerführer (Herzog) den Tüchtigsten. War der Krieg von der Gemeinde beschlossen, so sandte der Herzog von Hof zu Hof den Heerpfeil als Zeichen des Aufgebots zur Volksbewaffnung (Heerbann). Mit Schild und Spieß, zu Fuß und zu Roß sammelten sich dann an den Malstätten die Wehrmänner, und nach Geschlechtern, Hundertschaften, Gauen geschart, Weiber und Kinder auf Wagen hinterher, ging's in die Schlacht. Weit häufiger indeß als solche Volkskriege waren die Fahrten auf Abenteuer, welche die kriegslustige Jugend unternahm. Denn da die Güter in der Regel auf die ältesten Söhne vererbten, so mußten die jüngeren Brüder sich anderwärts ihren Besitz suchen, und sie traten meist in den Dienst der Für-

sten, die im Frieden sie ernährten oder mit ihnen einen Kriegszug auf Beute oder Landerwerb machten. Dies Verhältniß brachte beiden Theilen Ehre und Vortheil, und zwischen dem Dienstherrn, der, wenn sein Gefolge groß war, Heerkönig hieß, und seinen Leuten herrschte wechselseits eine unverbrüchliche Treue.

Tapferer als irgend ein anderes Volk, gastfreundlich und über Alles freiheitsliebend, zeichneten sich unsere Urväter doch am meisten durch Sittenstrenge und Biderkeit aus. Tacitus sagt von ihnen das schöne Wort: „Niemand lacht daselbst über Laster, und das Verführen und Verführtwerden nennt man nicht den Lauf der Welt. Es gelten bei ihnen gute Sitten mehr als anderwärts gute Gesetze."

Die Frau glich dem Manne an Zucht und Kraft, an Einfachheit und Geradsinn. Ehrbar und treu versah sie ihm das Hauswesen, und wie ihr der Bräutigam als Hochzeitsgabe Rinder, Waffen und ein gezäumtes Roß gebracht hatte, zum Zeichen, daß sie in Frieden und Krieg seine Genossin sei, so zog sie, wenn's galt, mit in die Schlacht, von der Wagenburg herab Mann und Söhne anzufeuern. Nirgends in der Welt war die Ehe würdiger, Vielweiberei seltener. Man ehrte etwas Heiliges in den Frauen und hörte gern auf ihren Rath. Im Hause schalteten sie den Männern gleichberechtigt.

Gab's für den Deutschen keinen Jagd- oder Kriegszug, so konnte er ganze Tage auf der Bärenhaut verträumen. Aber über die Maßen liebte er Zechgelage, wenn die Hörner des Urs voll Bier oder Meth im Kreise herumgingen, und die Heldensänger, die Skalden, zum Harfenklange und Waffengeklirr die alten Kriegslieder anstimmten, von Tuisko, dem göttlichen Stammvater der Deutschen, oder von Hermann, der den Varus schlug, und anderen Helden. Diese Lieder erzählten ihm von Vergangenheit und Zukunft; Sage und Religion verwoben sich darin. Es gab eine Art von Schrift, die Runen, aber sie diente nur zu religiösem Gebrauche.

Als höchster Gott, von dem aller Sieg kam, wurde Wodan verehrt, der mit Wünschelruthe und Wünschelhut im Sturme furchtbar daherfuhr; ihm war die Sonne heilig und der Wolf. Unter ihm herrschten der Kriegsgott Ziu und der wilde Donnergott Donar, dessen heiliges Thier der Fuchs war; und Freir mit seiner Gemahlin Freia, die Gottheiten des Friedens und der Fruchtbarkeit, der Liebe und Freude. Diesen Göttern und auf Rügen der Mutter Erde (Nerthus) wurde bei den großen Opferfesten an der Malstatt oder unter heiligen Bäumen geopfert, von Priestern, die es durch Alter und ererbte Weisheit waren. Auch an Riesen und Zwerge, Elfen und Kobolde glaubte das Volk. Nach dem Tode hoffte der Krieger von den Walkyren, den Siegesgöttinnen, nach Walhalla emporgetragen zu werden, in einen Himmel des Kampfs und der Gelage. In der Schlacht zu sterben schien daher ein Glück, und ohne viel Klage begrub oder verbrannte man den Todten sammt seinen Waffen, seinem Hunde und Rosse.

Jahrhunderte lang hausten unsere Urväter so, schlicht und recht, frei und tüchtig an Leib und Seele, zufrieden mit ihrem rauhen Lande, in dem sie sich eingeboren glaubten: „die Erde", so hieß es in ihren alten Liedern, „gebar den göttlichen Tuisko (den „Deutschen"), und Tuisko zeugte den Mannus (den „Menschen")." Ein äußerer Anlaß, die hunnische Völkerwanderung, brachte im 4. und 5. Jahrhundert den tief in ihnen steckenden Wandertrieb, der sie einst aus Asien nach Deutschland geführt, zu mächtigstem Ausbruch. Fast alle Stämme erhoben

sich ganz oder theilweise, freiwillig oder von den Nachbaren gedrängt, aus ihren alten Sitzen und wanderten dem schönen Süden und Westen zu. Vor diesen Fluthen aus dem männerreichen Germanien barsten alle Dämme, die bisher das römische Reich mühsam geschützt; es fiel in die Gewalt der Barbaren, die darauf neue Reiche gründeten. Die massenhafte Auswanderung hatte in den Bestand der Bevölkerung Deutschlands große Lücken gerissen. Beinahe das ganze ehemalige Suevenland war geräumt; in die leeren Sitze rückten jetzt die Nachbaren im Osten, die Slawen, ein. Seit dem sechsten Jahrhundert breiteten sie sich vom Quellgebiet des Dniepr und der Wolga, ihrer Heimath, bis zur Ostsee und dem adriatischen Meer, in die russischen Steppen und bis zur Elbe und Saale, dem Böhmerwald und Inn, ein zahlreiches, in viele Stämme gespaltenes Volk; die in das Suevenland drangen — die Sorben zwischen Bober und Saale, Mittelelbe und Havel, die Lutizen zwischen Elbe und Oder bis zur Ostsee, die Abotriten in Mecklenburg und Vorpommern — wurden von ihren Nachbaren, den Sachsen, mit dem gemeinsamen Namen Wenden benannt. Zwischen den Sachsen (d. h. den Deutschen, welche das Land von der Niederelbe bis zur Ems und von der Nordsee bis Hessen und Thüringen bewohnten, und den Wenden bestand über 200 Jahre lang ein freundschaftliches Verhältniß; als jene aber durch Karl den Großen zum Christenthum bekehrt und gleich den übrigen deutschen Stämmen in das große Frankenreich eingefügt waren, da trat an der Elbe das deutsche Wesen gegen das slawische in einen Kampf, der von Generation zu Generation erbitterter wurde. Es ging mit den Deutschen in dieser Zeit eine wesentliche Veränderung vor. Sie waren Christen geworden und hingen dem neuen Glauben bald mit glühender Liebe an. Sie waren (seit 843) zu einer politischen Einheit gekommen, und ihre dadurch verstärkte Kraft wendete sich gegen die heidnischen Nachbaren, welche zu bekämpfen außer irdischen Vortheilen auch den Segen des Himmels brachte. Immer entschiedener lenkten sie zugleich in die Wege zivilisirter Nationen ein; mit dem Christenthum hatten sie von den Romanen auch manches andere Bildungselement empfangen. Freilich kam auch viel Schlimmes über den Rhein, zumal das Lehnswesen, das rasch die alte Volksfreiheit überwucherte. Denn da die Macht des Königs hauptsächlich auf der Größe seines Kriegsgefolges beruhte, so suchte er möglichst viele und vornehme Dienstmannen an seine Person zu fesseln; er versicherte sich ihrer Treue dadurch, daß er ihnen Güter auf so lange lieh, als sie ihm Kriegsdienste leisten würden. Die Großen ahmten dies nach, und mancher starke Nachbar ließ nicht ab, den geringeren zu bedrängen, bis dieser sein freies Gut aufgab und es von ihm zu Lehen nahm. Andere trieb die Noth der Zeit, sich freiwillig unter den Schutz eines Mächtigeren zu begeben. Mit der Freiheit des Bodens wich aber leicht auch die persönliche Freiheit, und aus freien Bauern wurden mit der Zeit hörige Knechte. Doch gab es auch Gegenden, namentlich in Sachsen, wo sich das Volk seine Freiheit bewahrte. Selbst die Volksversammlungen, die mehr und mehr den Gerichtshöfen der Grafen oder königlichen Richter Platz machen mußten, erhielten sich hie und da. Neben den Grafen und den Vertretern der Stämme, den Herzögen, welche nun den hohen Adel ausmachten, erhob sich die Geistlichkeit zu größtem Ansehn. Es galt als verdienstlich, Kirchen und Klöster reich auszustatten, und da der Reichthum in Grundbesitz, in Land und Leuten, bestand, so hatten

die Bischöfe und Aebte bald weite Gebiete, in denen sie als Fürsten schalteten. Auch das städtische Wesen, bisher nur an den alten Römergrenzen Donau und Rhein eingebürgert, faßte nun im inneren Deutschland Fuß. Alle diese Veränderungen gewöhnten das deutsche Volk allmählich an ein geordnetes Zusammenwirken und nachdem es die Krone an die Sachsen gegeben, wurde es zu einer starken, mächtigen Nation. Durch Heinrich I. (919—936) kam denn auch in die Feindseligkeiten gegen die Wenden Plan und Methode; die Deutschen drangen seitdem systematisch und nachdrücklich wieder nach Osten vor; aber am kräftigsten und erfolgreichsten war dieser Rückschlag im Norden, wo er von der gewaltigen und zähen Thatkraft des sächsischen Stammes selbst ausging.

Doch war es kein verächtlicher Gegner, gegen den die Sachsen nun den Vernichtungskampf eröffneten; er bewies es, denn dieser Krieg hat Jahrhunderte gedauert. Auch die Wenden waren ein zahlreiches und kriegerisches Volk, auch sie spornte unbändige Freiheitsliebe und der Glaube, daß die in der Schlacht Gefallenen zu besonderer Seligkeit eingingen. In der Bildung standen sie den Sachsen wenigstens gleich; sie wohnten in Burgen, Dörfern und Städten und hatten ihr Land in gute Kultur gebracht. Die Wiesen zwischen den Wäldern und Sümpfen nährten zahlreiche Viehherden; die Aecker und Gärten trugen hinreichend Waizen, Hirse, Mohn, Gemüse und Obst; die Bienenzucht lieferte Honig und Meth genug. Neben der Landwirtschaft trieb man Jagd und Fischfang, auch einige Gewerbe, besonders Weberei. Der Handel war stark im Schwunge, am meisten an der Seeküste. Dort auf Julin (dem heutigen Wollin) lag die altberühmte Wendenstadt Wineta mit einem Hafen, der oft 300 Schiffe umfaßte. Denn von Deutschland, Dänemark, von allen Slawenländern und selbst aus dem byzantinischen Reiche strömten Kaufleute dort zusammen, um wendische Leinwand, preußischen Bernstein, russisches Pelzwerk einzutauschen. Von hier gingen dann die Erzeugnisse fremden Kunstfleißes, Metallwaren, Armbänder, Ringe, römische und arabische Münzen, Glasperlen u. A., weit in das Innere der slawischen Länder. Wineta's Blütezeit war im 10. und 11. Jahrhundert. Im Jahre 1043 wurde diese reiche Stadt von dem Dänenkönige Magnus ausgeraubt und fast zerstört; seitdem erholte sie sich nicht mehr; leicht gebaut, wie sie gewesen, hat sie nicht einmal Spuren ihres Daseins hinterlassen; das Meer fraß allmählich selbst den Boden, wo sie gestanden.

Die Wenden waren ein kräftiger Menschenschlag, von gedrungenem Körperbau, nicht besonders groß, fleischig, mit braungelber Haut, meist dunkeln Haaren und Augen. Hitze und Kälte, Hunger und Durst ertrugen sie leicht. Sie kleideten sich nach morgenländischer Art in lange Gewänder. Auch in ihrem Charakter erinnerte Manches an den Orient. Die Stellung der Frau war bei ihnen hart und unwürdig; sie war die Sklavin des Mannes, der über sie wie über alle seine Angehörigen unbeschränkt verfügte. Auch herrschte Vielweiberei. Es war daher nichts Seltenes, daß eine Mutter ihr neugeborenes Mädchen tödtete, um es einer reizlosen und mühevollen Zukunft zu entziehen. Andrerseits ließen sich altersschwache Eltern von ihren Kindern tödten, weil das Diesseits ihnen unerträglich schien und ein gewaltsamer Tod in ein besseres Leben führte. Man fand an den Wenden doch auch viel zu rühmen. Ein hervorstechender Zug in ihrem Wesen war die strenge Ehrlichkeit; es gab unter ihnen keinen Dieb und Räuber,

daher auch weder Schloß noch Riegel, und die Lüge verabscheuten sie wie den Diebstahl. Allgemein übten sie die Tugend der Gastfreundschaft und waren mild und wolthätig gegen Arme.

Ihr politischer Zustand neigte wie bei allen Slawen zur Oligarchie. Ursprünglich waren die Freien einander an Rechten gleich; jede Gemeinde entschied ihre Berathungen nach Stimmenmehrheit und wählte sich ebenso den Friedensrichter (Zupan) und den Heerführer (Woiwod). Mit der Zeit bildete sich aus den Reicheren und aus denen, die sich im Kriege oder als Priester ein größeres Ansehn erworben hatten, ein erblicher Adelsstand, dessen Häupter zu Fürsten wurden. Jeder Stamm mußte nun seinen Fürsten Abgaben zahlen und Kriegsdienste leisten, und die schwersten Lasten fielen auch hier auf die Gemeinen. Je mehr der Adel aufkam, desto größer wurde die Zahl derer, die aus freien Bauern zu leibeigenen Knechten herabsanken.

Trat Krieg ein, so mußte jeder freie wehrhafte Mann mit Schild, Spieß und Schwert oder Bogen und Pfeilen oder einer Keule mit ins Feld. In Abtheilungen zu 10, 100, 1000 zogen sie aus, jede Gemeinde unter ihrem Zupan, mehrere Haufen unter einem Knesen, voran die heiligen Fahnen oder Götzenbilder auf Stangen. Die Wenden kämpften meist tapfer, in der Regel zu Fuß. Auf dem Rückzuge flüchteten sie hinter die Gräben und Wälle ihrer befestigten Plätze, verbrannten ihre hölzernen Hütten und vergruben ihr Korn und die werthvollen Geräthe. Die einzelnen Stämme umschlang kein politisches Band, sie lagen vielmehr unter einander fortwährend im Kampfe, der auch dann selten aufhörte, wenn sie von den Deutschen bedrängt wurden. Die Wenden hatten also viel Uebung im Kriegswesen; gleichwohl standen sie hierin an Tüchtigkeit und Zucht den Deutschen immer nach. Auch zur See, die sie öfter als Räuber wie als Kaufleute befuhren, kamen sie den germanischen Völkern nie gleich.

Die Todten wurden feierlich verbrannt; ihre Asche that man in thönerne Urnen, fügte mancherlei Schmucksachen bei und bestattete Alles in steinernen Grabmälern auf den gemeinschaftlichen Begräbnißplätzen.

Alle Slawen glaubten an einen höchsten Gott im Himmel, den Belbog (weißen oder guten Gott); das Licht, das Feuer, die Sonne mit all' ihrem Segen kamen von ihm. Die Finsterniß dagegen und alles Böse in der Welt war das Reich des Czernybog, des schwarzen, bösen Gottes. Außer diesen oberen Gottheiten verehrten die Wenden noch Untergötter, vornehmlich den Kriegsgott Radegast; er gab Kraft, Weisheit, Sieg; sein Haupttempel stand zu Rethre (bei Prillwitz in Mecklenburg). Dort feierte man seine Feste, bei denen ihm oft Kriegsgefangene als Opfer geschlachtet wurden. Noch allgemeiner betete man den Triglaf an (den Dreiköpfigen, den Herrn des Himmels, der Erde und der Unterwelt); besonders zu Stettin und Brandenburg hatte er große und prächtige Tempel. Die Slawen auf Rügen, die Rugianen, verehrten den Swantewit (die heilige Sonne). Sein Tempel zu Arkona auf Rügen war in solchem Ansehn, daß seine Priester wie Fürsten über das Volk herrschten. Jeder Rugianer mußte dem Gotte ein Kopfgeld zahlen, jeder landende Kaufmann einen Zoll entrichten. Von weit her holten auch andere Slawen die Wahrsagungen und Rathschläge der Diener dieses Gottes und bezahlten ihre Orakelsprüche mit reichen Geschenken.

Ueberhaupt genossen die Priester bei den Slawen große Ehre; ihre Stimme

galt oft so viel und mehr als die des Fürsten. Ueberall brachte ihnen das Volk die Erstlinge der Feldfrucht und der Herden und einen Theil der Kriegsbeute als Opfer für die Götzen, und ohne ihren Spruch, der den göttlichen Willen verkünden sollte, wurde kein Krieg angefangen, kein Frieden geschlossen. Sie waren es denn auch, die bei den Wenden immer am eifrigsten zum Widerstande gegen die andringenden Deutschen trieben. Sie durften es; denn es galt mit dem Glauben auch Freiheit und Volksthum zu vertheidigen. Drei Dinge waren es ja immer, welche der Feind verlangte: Tribut, Unterwerfung unter die Oberhoheit des deutschen Reichs und Bekehrung zum Christenthum.

Diese Forderungen setzte nun zuerst König Heinrich I. durch; wenigstens die Heveller an der Havel, deren Hauptfeste Brennaborg (Brandenburg) 928 erobert wurde, die Redarier zwischen Havel und Peene, die Sorben in der Lausitz und die Ukrer an der Ucker mußten, den sächsischen Waffen unterlegen, sich seinem Willen fügen. Die Eroberung zu behaupten und weiter auszudehnen, setzte er hier Markgrafen ein, d. h. Militärbeamte, welche die Mark oder Grenze an Stelle des Königs zu beschützen hatten. Ihre Aufgabe war schwer genug, denn die Wenden benutzten jede Gelegenheit zum Aufstande, um das verhaßte Joch wieder abzuschütteln. Anfangs doch ohne Erfolg. Unter Heinrichs Nachfolger, Otto dem Großen, breitete sich die deutsche Herrschaft sogar noch weiter, bis zur Oder, aus. Es war dies vornehmlich dem Markgrafen Gero zu danken, einem gewaltigen Kriegsmann, und ebenso schlau als kühn; viel that dazu aber auch der König selbst, der durch manche kluge Einrichtung in den wendischen Marken deutsches Wesen anzupflanzen wußte: es wurden viele deutsche Dienstmannen angesiedelt, zur Bekehrung der Heiden Bisthümer gestiftet — Havelberg 946, Brandenburg 949, Meißen, Zeiz, Merseburg und über alle diese das Erzbisthum Magdeburg im Jahre 968. Um den Geschäfts- und Machtkreis des Markgrafen doch auch nicht übermäßig werden zu lassen, theilte Otto d. Gr. nach Geros Tode 965 das eroberte Wendenland in drei Marken, die Nordmark, die Ostmark und die Mark Meißen. Die Nordmark umfaßte das Land vom Harz bis zur Havelmündung und hieß später Altmark; ihr Hauptort war Salzwedel. Sie ist der Kern gewesen, aus dem nachmals die Mark Brandenburg erwuchs. Doch gerade sie wollte zuerst am wenigsten gedeihen. Otto's Ansiedlungen gingen hier nirgends tief ins Wendenland hinein; der Gehorsam der Unterjochten beruhte daher mehr auf der Meinung, die sie von der entfernten Macht des Kaisers hatten, als auf ihrer Furcht vor dem Markgrafen; denn dieser besaß keine großen Streitmittel. Zwar zogen überall Priester und Mönche durch das Land und predigten eifrig das Evangelium. Aber die Bekehrung blieb eine rein äußerliche. Ihre Sprache und Zeremonien waren dem Volke meist unverständlich; es haßte in den christlichen Sendboten die deutschen Dränger, und Christ werden bedeutete ihm Knechtschaft, bedeutete Unterwerfung unter die Gewaltthaten und Erpressungen, die sich die sächsischen Krieger erlaubten, unter den Zehnten, den die christliche Geistlichkeit forderte. Auch der Stolz der Zwingherren empörte. Hielt doch der Sachse den Slawen für unehrlich, für ein Wesen geringerer Art, mit dem gar durch Ehebande sich zu vereinigen schimpflich gewesen wäre. So konnte das wendische Volk denn nur mit Gewalt zur Taufe gebracht werden, und die Sehnsucht nach den alten Göttern und der alten Freiheit blieb in den Herzen wie ein heim-

licher Brand. Als nun 983 die Kunde von Kaiser Otto's II. Niederlage und Tode aus Italien nach Deutschland und in die Slawenländer drang, da kam der stille Grimm der Wenden zum wüthenden Ausbruch. Wie ein Mann erhoben sich die Abotriten und Lutizen, zerstörten die Kirchen, schlachteten die christlichen Priester auf den Altären der Götter, vernichteten mit Feuer und Schwert in ihrem Lande jede Spur von Christenthum und Deutschthum. Die Richtung auf Italien, in die das deutsche Königthum durch seine Verbindung mit der deutschen Kaiserwürde gerathen war, dann, seit die Franken die deutsche Krone an sich gebracht hatten, der Zwiespalt zwischen den Interessen des Kaisers und der sächsischen Fürsten erleichterte die Anstrengungen, mit denen die Wenden der Nordmark die wieder errungene Freiheit behaupteten. Oft fielen sie selbst ihrerseits raubend und mordend über die Elbe ins Nachbarland ein. Die Bisthümer Brandenburg und Havelberg bestanden fast 200 Jahre lang nur dem Namen nach, nur „in partibus.“ Es gab zwar immer noch Grafen der Nordmark — sie gehörten meist den Häusern Walbeck und Stade an[1]) — aber keiner vermochte es, die Eroberung Heinrichs I. und Ottos I. wieder zum Reiche zu bringen.

Nur als Kaufleute drangen nun die Deutschen noch über Havel und Spree, über Peene, Ucker und Oder. Denn der Handel mit den Slawen war immer beträchtlich. Eine Hauptstraße desselben ging im 10. und 11. Jahrhundert von Hamburg nach Wineta, von dort meist zu Lande nach Gedanie (Danzig) und durch die Küstenländer der Prussen, Esten u. s. w. nach Ostrogard, dem späteren Nowgorod, von da an den Dniepr nach Kiew, wo diese Linie mit den Handelswegen zusammentraf, die aus dem Morgenlande, aus Asien, kamen.[2])

Die brandenburgischen Markgrafen aus dem Hause Ballenstädt.

Längst war das Kreuz bei Czechen und Polen, bei Sorben und Pommern, ja selbst im fernen Rußland zur Herrschaft gelangt; nur die Abotriten und Lutizen, allein von allen Slawen, und am Baltastrande die Preußen widerstanden noch. Im 12. und 13. Jahrhundert erlagen auch sie. Denn in dieser Zeit nahm das Deutschthum den mächtigsten Aufschwung, theils durch die vorzüglichen Gaben der großen Kaiser, die jetzt den Thron einnahmen, Helden und Staatsmänner wie Friedrich I. und II. von Hohenstaufen, theils und am meisten durch die eigenen Anstrengungen des deutschen Volkes, das nun in allen Werken des Friedens wie des Krieges den andern Nationen voranstrebte. Seiner regsamen und ausdauernden Thätigkeit ward es daheim bald zu eng, sie wandte sich leicht dem Nordosten zu, wo die fromme Begeisterung Heiden zu bekämpfen, zu bekehren, wo der Kaufmann, der Ansiedler weite, reiche Gebiete der Arbeit und des Erwerbes fand. Kluge und tapfere Fürsten brachen die Bahn und leiteten den Strom; mit besonderem Geschick und Erfolge that es der Mann, den die Geschichte den Gründer des brandenburgischen Staates nennt: Albrecht der Bär, Graf von Ballenstädt.

Die Ballenstädter, oder wie sie nach ihren späteren Sitzen — dem Schloß Anhalt im Selkethal und der Stadt Aschersleben (Ascania) — auch heißen, die Anhaltiner oder Askanier, waren ein altes, reiches Grafengeschlecht sächsischen

Stammes, kamen aber erst dann zu größerer Bedeutung, als sie durch eine Heirath des Grafen Otto mit Eilike, der Tochter des letzten billungischen Herzogs von Sachsen, auf dieses Herzogthum eine gewisse Anwartschaft erhalten zu haben schienen. Ottos und Eilikes Sohn, Albrecht der Schöne, (um das Jahr 1100[3]) geboren), wurde durch jene Aussicht zu einem Ehrgeiz entflammt, der ihn an der Verwaltung seines angestammten Besitzes keine Befriedigung finden ließ. Er dürstete nach größeren Thaten. Durch eine Tapferkeit, die ihm früh den Beinamen des Bären eintrug, erwarb er sich die Achtung, durch treue Dienste in Italien den Dank des Kaisers Lothar. Täuschte ihn auch seine Hoffnung auf die sächsische Herzogswürde, so wurde ihm doch ein Lehen zu Theil, das seinem hochstrebenden, thatenlustigen Geiste den weitesten Spielraum bot; er erhielt (1134) die Nordmark.

Ihr Bestand war freilich gering; sie umfaßte kaum mehr als die heutige Altmark; östlich der Elbe gehörte dazu nur noch das Ländchen zwischen der Havelmündung und dem Plauenschen Kanal. Aber die Umstände, sie zu erweitern, waren gerade jetzt recht günstig. Die Lutizen, eine Zeitlang mit den Abotriten zu einem Reiche verbunden, hatten sich unlängst von diesen getrennt und zerfielen nun wieder in mehrere Stämme unter eigenen Fürsten. So gelang es dem neuen Markgrafen schon im Winter 1136—1137 ihnen die Prignitz abzuringen. Eben kam er auf friedlichem Wege zu einer noch wichtigeren Erwerbung. Der Fürst der Heveller, Pribislaw von Brandenburg, war Christ geworden und mit der markgräflichen Familie in ein nahes freundschaftliches Verhältniß getreteten; er hatte dem Söhnchen Albrechts des Bären einen Theil seines Gebiets, die Zauche (zwischen Havel und Elbe), zum Pathengeschenk gemacht; jetzt setzte er den Markgrafen selber zum Erben seines übrigen Landes (zwischen Havel, Rhin und dem ruppiner Kanal) ein. Es war auf Grund dieser Schenkung, daß sich dann Albrecht nach Pribislaws Tode (1141) Markgraf von Brandenburg nannte.

Indessen ehe er sich dieses Zuwachses seiner Macht recht freuen konnte, hatte er noch manche Wechselfälle des Glücks zu bestehen. Er erhielt vom Hohenstaufen Konrad III., für den er gegen die Welfen Partei ergriff, 1138 das Herzogthum Sachsen, verlor es alsbald wieder an die Welfen, verlor selbst die Nordmark; er war einige Jahre ein Fürst ohne Land. Erst 1142 auf dem Reichstage zu Frankfurt a./M. kam der Friede zu Stande; Albrecht verzichtete zu Gunsten Heinrichs des Löwen auf Sachsen, dagegen gaben ihm die Welfen die Nordmark zurück, und der Kaiser entschädigte ihn durch eine Rangerhöhung. Bisher dem Herzogthum Sachsen untergeordnet, wurde die Nordmark jetzt zu einem eigenen selbständigen Herzogthum erhoben, welches nur den Kaiser als Lehnsherrn über sich hatte. Der brandenburgische Markgraf wurde also ein unmittelbarer erblicher Reichsfürst; er erhielt auch ein hohes Reichsamt, die Erzkämmerwürde, die früher bei den Herzögen von Schwaben gewesen war.

Mit neuem Eifer verfolgte Albrecht nun das alte Ziel, die noch heidnischen Slawen für immer Christo und dem deutschen Reiche zu unterwerfen. Auch er vertraute zunächst auf das Schwert; wie manchen Kreuzzug, namentlich in Verbindung mit Heinrich dem Löwen, hat er gegen die Lutizen und Abotriten unternommen; einen Aufstand der Heveller, den Pribislaws Neffe, Fürst Jaczo von Köpnick,[4] erregt hatte, schlug er (1157) glücklich nieder, und die Besiegten mußten sich taufen lassen.

Aber als das beste Mittel, das Land deutsch und christlich zu machen, erkannte er bald die Schöpfung deutscher Kolonien; er wandte es in großartigem Maßstabe an. Es war ihm nicht genug, daß er jedem seiner Krieger je nach Verdienst ein mehr oder minder beträchtliches Grundstück, wol auch eine Burg zu Lehen gegeben; daß sich nun an den gefährdeten Ostgrenzen zu Kremmen, Bötzow, Spandau, Potsdam, Trebbin feste Burgen mit tüchtiger Besatzung erhoben; daß auf seine Bitte Brüder der Ritterorden von St. Johann und vom Tempel, deren Nutzen er auf einer Pilgerfahrt ins heilige Land (1158) kennen gelernt hatte, sich in der Mark niederließen, um bei der Bekehrung der Wenden mit ihren weltlichen und geistlichen Waffen zu helfen; daß endlich auch die zerstörten Bisthümer wiederhergestellt, Kirchen und Klöster gebaut, Mönche herbeigezogen waren; alle diese deutschen Elemente konnten wol einen deutschen Herren und Priesterstand, aber kaum eine deutsche Bevölkerung ergeben; die Einwanderung aus Deutschland mußte massenhafter geschehen, der Bauer und Bürger sich daran betheiligen. Albrecht ließ daher durch ganz Deutschland Aufrufe ergehen, die auch den gemeinen Mann zur Uebersiedelung nach der Mark einluden. Land genug stand ja hier zur Verfügung. Viele Heveller hatten es vorgezogen, von Haus und Hof zu weichen, als sich der neuen Herrschaft zu fügen; andere Landstriche lagen noch von altersher in Folge der langen Kriege wüst. Die Anerbietungen, die der Markgraf machte, waren denn auch so lockend, daß bald große Scharen von Anzöglingen erschienen. Die meisten kamen aus Flandern und Holland, Westfalen und Franken. Sie erhielten nun gegen bestimmte Abgaben und Kriegsdienste Landbesitz, legten Dörfer an und bebauten besonders die vielen sumpfigen Niederungen, die sie durch Abdämmen und Austrocknen bald in ertragreichsten Boden verwandelten. Es waren fleißige und geschickte Leute, die auch manche Kunstfertigkeit, manches neue Gewerbe mitbrachten. Aus den größeren Ansiedelungen, vornehmlich um die Burgen und Bischofssitze, bildeten sich bald Städte mit deutschen Einrichtungen, geschützt durch Mauern und vom Markgrafen mit vielen Freiheiten und Rechten begabt. Rasch zog sich der Handel dorthin, und mit dem Wolstande wuchsen Macht und Bildung. Diese Kultur wirkte mehr als das Schwert. Die Wenden befreundeten sich allmählich mit dem deutschen Wesen, seit sie zu ihm als zu einer höheren Stufe der Gesittung aufblicken mußten. Sie sahen die Vortheile, die es in der Wirtschaft wie im Staate brachte und nahmen allmählich, eine nach der andern, die deutschen Sitten und Weisen an. Am schnellsten ging diese Verdeutschung bei dem wendischen Adel vor sich. Albrecht stellte ihn klüglich dem deutschen gleich; die Folge war, daß die Edelleute in der Mark, welches Stammes sie auch sein mochten, gegen die mit Abgaben belasteten wendischen Bauern ein gemeinsames Interesse hatten. Dieses starke Band hielt die beiden Nationalitäten zusammen, bis Wechselheiraten zuletzt jeden Unterschied verwischten.

So kehrten unter Albrechts weiser Verwaltung der Friede und die Ordnung in die Mark zurück, und was die mächtigen Herzöge von Sachsen und so viele Markgrafen vor ihm vergebens versuchten, ihm war es gelungen. Als er 1170 starb, hatten das Christenthum und das Deutschthum in dem Wendenlande an der Havel und Spree[5)] bereits feste Wurzeln geschlagen.

Auf den Wegen, die er einschlug, sind dann alle Markgrafen aus dem Hause

Ballenstädt gegangen. Auch darin waren sie ihm ähnlich, daß sie bei den inneren Wirren des deutschen Reichs stets treu zum Kaiser hielten: eine richtige Politik; denn zum Vorkämpfer des Reichs nach Außen hin bestellt, konnten sie kaum in den Fall kommen, zwischen ihrem eigenen Vortheil und dem Interesse des Kaisers wählen zu müssen. Durch solche Politik, durch eigene Anstengungen bei vorzüglicher Begabung und durch seltene Eintracht in ihrer Familie erstiegen die Ballenstädter bald eine Höhe von Macht und Größe, welche jedes andere norddeutsche Fürstengeschlecht überragte. Dabei wurden sie durch äußere Umstände, besonders durch den Sturz Heinrichs des Löwen (1180) gefördert. Denn der Kaiser Friedrich Rothbart zerstückelte nun das allzu mächtige Herzogthum Sachsen, gab diese Würde mit einem Theil der Lehen an den Anhaltiner Bernhard, den zweiten Sohn Albrechts des Bären, und übertrug manche Rechte und Ehren, welche die Sachsen gehabt, dem Markgrafen von Brandenburg. So gewann Otto I., Albrechts ältester Sohn, (1170—1184), namentlich die Lehnshoheit über Mecklenburg und Pommern (1181).

Diese Länder waren damals, zum Theil durch die Bemühungen Heinrichs des Löwen, vornehmlich aber durch die einheimischen Fürsten selber dem Christenthum und dem deutschen Reiche zugeführt worden. Schon 1124 hatte Bischof Otto von Bamberg, der „Apostel der Pommern," mit Hülfe des Christ gewordenen Herzogs Wratislaw zu Stettin viele Tausende getauft und das Bild des Triglaf zerstört; rasch war dann die neue Lehre von der Peene bis zur Weichsel verbreitet worden. Die pommerschen Herzöge fanden bald, daß ihre eigene Fürstengewalt dabei zunahm; denn das Ansehen, welches die heidnischen Priester beim Volke einbüßten, wuchs hier den Fürsten zu. Auch das Deutschthum, dessen höhere Kultur sie anzog, wurde von ihnen begünstigt. Aehnlich stand es in Mecklenburg. Dafür machten die Fürsten von Mecklenburg und von Pommern aber auch auf gleiche Ehren mit den andern deutschen Reichsfürsten Anspruch und namentlich die Letzteren erkannten jene brandenburgische Lehenshoheit nicht an. Sie wurde auch von anderer Seite bedroht. Die Deutschen waren nicht die Einzigen, welche an den wendischen Küsten der Ostsee Fuß zu fassen suchten; auch die Dänen lockte dieser Besitz. Seit sie unter ihrem Könige Waldemar I. (1168) Rügen, das slawische Seeräubernest erobert, den Tempel des Swantewit zu Arkona zerstört, den Fürsten der Insel zur Taufe und zum Gehorsam gezwungen hatten, glaubten sie sich zu weiteren Fortschritten unter den Slawen berufen. Waldemars Nachfolger, Kanut, nannte sich nach einem glücklichen Zuge gegen Pommern und Mecklenburg 1185 bereits „König der Slawen und Wenden." Dem jungen deutschen Wesen in diesen Gegenden erhob sich also ein neuer und gefährlicher Feind. Aber die brandenburgischen Markgrafen, Ottos I. Söhne, Otto II. (1184—1205) und Albrecht II. (1205—1226) nahmen ihr Amt als Stellvertreter des Kaisers, dem die Herrschaft über ganz Slawien zukam, kräftig wahr; in Verbindung mit andern norddeutschen Fürsten wiesen sie die Dänen wieder in ihre Grenzen zurück.

Schlimmer lief ein anderer Kampf ab, in den Otto II. sich einließ. Er war ein tapferer Mann — die Wenden im Barnim und Teltow hatten seinen Arm gefühlt, — aber ihn traf das Unglück sich mit einem Gegner messen zu müssen, für den der Geist der Zeit stritt. Er verfiel dem Zorne der Kirche. Um

gewisser Gelöbnisse, Zehnten und Ländereien willen gerieth er in Streit mit dem Erzbischof von Magdeburg, und dieser sprach den Bannfluch über ihn aus. Nun war die Ausstoßung aus der kirchlichen Gemeinschaft eine Waffe, gegen welche auf die Dauer keine weltliche Rüstung Stand hielt. Es war ja damals für die Hierarchie die Zeit der höchsten Macht; wähnte doch das fromme Volk, Gott selbst spreche aus dem Munde der Priester, und der Papst galt für den Stellvertreter Christi, für den Statthalter Gottes auf Erden, vor dem Kaiser und Könige sich beugen müßten; eher wurden die Gläubigen an sich als an der Geistlichkeit irre. Dem Gebannten wankte also der Boden unter den Füßen; die ihm gehorchen sollten, meinten sich der Pflicht entledigt; selbst die Freunde betrachteten ihn wie einen Aussätzigen. Es war eine furchtbare Wahrheit in dem Sprüchwort, daß „von einem Gebannten kein Hund ein Stück Fleisch annimmt." Otto II. mußte eilen, seinen Frieden mit der Kirche zu machen. Es kostete schwere Opfer; alle seine Allodien, oder Familiengüter, in der Altmark und im westlichen Havelland kamen unter die Lehnshoheit des Erzstifts Magdeburg (1196).

Den Aufschwung der Markgrafschaft hemmte dies Verhältniß indeß nur kurze Zeit. Unter Albrechts II. Söhnen, Johann I. und Otto III., errang sie nach außen und innen großartige Erfolge. Dieses Brüderpar, eine der schönsten Zierden des ballenstädtischen Hauses, hat in einer langen und glücklichen Regierung, die sie 40 Jahre lang (seit 1226) gemeinsam führten — Einer deckte den Andern, getreulich theilten sie Ruhe und Genuß wie Kampf und Arbeit, — zu der Stiftung Albrechts des Bären die meisten Gebiete hinzugefügt und mit Keimen des Deutschthums bepflanzt, aus denen dann Jahrhunderte lang der brandenburgische Staat bestand. Ihre Erwerbungen geschahen hauptsächlich durch das Schwert; so nahmen sie den Wenden die Ländchen Barnim und Teltow, den Pommern, die nun endlich auch zur Anerkennung der brandenburgischen Lehnshoheit genöthigt wurden, 1244 Stargard in Mecklenburg und 1250 die Uckermark; mit den Waffen drangen sie auch über die Oder und an der Warthe vor. Dort, um Küstrin, Soldin, Königsberg, deckten noch weite Wälder und Sümpfe das Land, es war wenig bebaut, schwach bevölkert; dennoch war es längst ein steter Zankapfel zwischen den Polen und den Pommern. Jene suchten von Süden, diese von Norden her sich darin festzusetzen; jetzt (1260) mußten Beide den Brandenburgern weichen, und die Markgrafen sicherten sich das eroberte Land, das dann die Neumark hieß, durch deutsche Ansiedelungen wie Landsberg a./W. Auch das Land Lebus an der Oder, das sie dem schlesischen Herzog Boleslaw abgekauft, behaupteten sie gegen die Nachbaren mit dem Schwert, gegen die polnische Bevölkerung durch Gründung einer deutschen Stadt — Frankfurt — (1250). Einen andern Besitz, die Oberlausitz mit Görlitz, Bautzen, Lauban, erwarben sie (1255) von dem Böhmenkönig Ottokar, der ihnen Geld schuldete. Aber noch mehr als ihre glänzenden Kriegsthaten und umsichtigen Unterhandlungen nützte die kluge Sorgfalt, die sie auf die innere Entwickelung der Mark verwendeten. Gleich ihrem Ahnherrn sorgten sie unablässig für den Anbau und die Verdeutschung des Landes, zogen deutsche Bauern in die Wälder und Wüsten, deutsche Bürger in die Ortschaften der Slawen und förderten die schon vorhandenen deutschen Gemeinden durch Verleihung neuer Freiheiten und Rechte. Damals, wol zwischen 1232 und 1250, war es, daß auch das wendische Dorf

Berlin deutsches (und zwar brandenburger) Stadtrecht erhielt; das Dorf Köln am linken Spreeufer war bereits früher von Deutschen besiedelt; Beide schon damals ansehnliche Handelsplätze für den Verkehr zwischen den Slawen und Deutschen[6]. Auch die Geistlichkeit, der die Markgrafen doch immer den festen Sinn des Herrschers zeigten, erfuhr manche Gunst, die zugleich eine Wolthat für das Land war. Otto I. hatte in der Zauche das Cistercienser-Kloster Lehnin gestiftet; es sollte das Erbbegräbniß seiner Familie sein. Es erwies sich aber auch in anderer Weise sehr nützlich; die Mönche trieben, wie ihre Ordensregel es vorschrieb, mit großer Emsigkeit den Landbau, und ihre Güter wurden Musterwirtschaften für die ganze Umgegend. Nach diesem Beispiel gründeten nun die beiden Brüder zwei neue ansehnliche Klöster, Chorin und Strausberg.

Die Mark begann aufzublühen, sie bekam immer mehr das Ansehen einer deutschen Landschaft. Der Friede in ihrem Innern, die Sicherheit des Verkehrs, die in ihr herrschte, konnte den Einwanderer für Manches entschädigen, was er hier an höherer Kultur noch vermißte. Denn wie sah es damals im „Reiche" aus? In hunderte von Landesherrschaften zersplittert — Herzogthümer, Grafschaften, Rittergüter und Städte, Bisthümer und Abteien, alle gleichsam Staaten für sich, deren Herren sich unter einander befehdeten und um das Ganze wenig kümmerten — so war Deutschland eine Stätte wildesten Faustrechts, wüstester Unordnung geworden; und bei solcher Zerklüftung mochte sich der Kaiser dann abmühen, wie er wollte; seine Gewalt reichte selten weiter als bis an die Grenzen des Herzogthums oder der Grafschaft, die seine Hausmacht bildete. Es war zum Theil die tief in den Deutschen steckende Sondersucht, was die Bildung so vieler Einzelstaaten, die Zersplitterung des Reichs herbeigeführt hatte, zum Theil ein äußerer Umstand: die Verbindung der römischen Kaiserwürde mit dem deutschen Königthum. Denn da die Kaiser, als Schirmvögte der abendländischen Kirche und Häupter der Christenheit, Größeres beanspruchten als bloß in Deutschland nach dem Ihrigen zu sehen; da ihnen namentlich in Rom und Italien die Herrschaft zustand; so geriethen sie in einen zweihundertjährigen Kampf mit den Päpsten, welche ebenfalls die Obersten der christlichen Welt und die Herrscher in Rom sein wollten. Anstatt nun treu zu ihrem Herrn zu halten, zogen des Kaisers Beamte, die Herzöge und Grafen, es meistens vor, seine Bedrängniß für sich selbst zu nützen, ihr Kriegsgefolge zu seinen Römerzügen ihm theuer zu verkaufen, oft auch gegen ihn Partei zu ergreifen. So brachten sie zuerst ihre Aemter als erbliche Lehen, dann die königlichen Einkünfte und Befugniße in ihren Bezirken an ihre Häuser, bis dem Kaiser fast nichts blieb als der Titel. Aehnlich wie die Grafen und Herzöge thaten die Städte und Ritter; wo sie nicht in die Gewalt Jener oder der geistlichen Fürsten geriethen, kauften sie soviel landesherrliche Rechte an sich, als sie konnten. Den ganzen Handel bezahlte schließlich der Bauernstand, er wurde fast überall in Deutschland leibeigen. Aus der Nation aber schwand der Gemeinsinn.

Die Regsamkeit so vieler fast selbstständigen Staaten, die beim Zerfall des Ganzen ihre Thätigkeit desto mehr auf die eigensten und nächsten Angelegenheiten richteten, hatte indeß auch ihr Gutes. Das Leben nahm mannigfaltige bunte Formen

an, und da jeder Einzelne für sich selbst sorgen und einstehen mußte, ward alles Besondere und Einzelne kräftiger angefaßt und entwickelt.

Ein Vortheil von dieser Veränderung des deutschen Reichswesens, zu der sie doch nie mitgewirkt hatten, fiel auch den Markgrafen von Brandenburg zu: der allgemeine Brauch bekräftigte und sicherte ihnen nun, was sie in ihrer besonderen Lage, als Stellvertreter des Kaisers und Kriegsherrn im Wendenlande, dem Wesen nach schon besaßen: die Landesherrschaft. Sie beruhte in der Mark auf gerechterem Grunde, als im inneren Deutschland: dem Wenden, nicht dem Kaiser war sie abgerungen.

Gegen Ende ihres Lebens — Johann I. starb 1266, Otto III. 1267 — theilten die Brüder das Land, um ihre Nachkommenschaft zu befriedigen; nach der Sitte der Zeit halbirte der Eine, der Andere wählte. Seitdem herrschten über die Mark zwei ballenstädtische Dynastien, die ältere in Stendal, die von Johann, die jüngere, Salzwedelsche, die von Otto abstammte. Gleichwol blieb Brandenburgs Macht fortwährend im Aufsteigen. Denn immer standen die Markgrafen, nach dem schönen Beispiel der Stifter ihrer Linie, Alle für Einen und Einer für Alle. Sie waren ein zahlreiches Geschlecht, 19 Fürsten im Jahre 1280, und hochbegabt mit kriegerischen und Regenten-Tugenden; dem Haupte der Familie lieh Jeder auch über das Pflichttheil hinaus seinen Beistand. Von 1267—1308 führte sie Otto IV. „mit dem Pfeile." Ihn kennt die Literaturgeschichte als einen Dichter kräftiger und lieblicher Minnelieder. Aber er glänzte auch, wie fast alle Ballenstädter, durch ritterliche Tapferkeit. Sein frischer kecker Kriegsmuth ließ sich nie beugen, auch nicht als er 1278 von den handfesten Bürgern Magdeburgs in der Schlacht bei Frose gefangen und schmählich in einen Käfig gesperrt war. Von dort, aus der verhaßten Bischofsstadt, erlöste ihn die Treue seines alten Dieners Joh. v. Buch, der die ungeheure Summe, mit der er seine Freiheit erkaufen sollte, 4000 Mark Silbers, herzuschaffen wußte. Schlimmer ergings ihm dann in einer andern Fehde. Vor Staßfurt an der Bode traf ihn ein Pfeil, dessen Spitze er lange im Kopfe herumtragen mußte. Zuletzt nöthigte er seinen Gegnern doch immer seinen Willen auf.

Trotz ihrer häufigen und kostspieligen Fehden hatten die Markgrafen bei dem blühenden Zustande ihres Landes, welches sie in der Weise ihrer Väter pflegten, Geld genug, um sehr bedeutende Erwerbungen zu machen. Sie erkauften von dem thüringer Landgrafen Albrecht dem Unartigen die Mark Landsberg mit Delitsch und Lauchstädt, die Pfalz Sachsen und Sangerhausen und von Albrechts Sohne Diezmann die Niederlausitz. Aber während die Macht des Hauses immer zunahm, mähte der Tod in unerhört kurzer Zeit die alten und neuen Sprossen ihres Geschlechts hin. Von jener zahlreichen Schar, die (nach der Sage) im Jahre 1280 auf dem „Markgrafenberge" bei Rathenow versammelt, fast fürchtete, daß das Land sie nicht Alle werde standesgemäß ernähren können, waren jetzt 28 Jahre darauf nur drei männliche Erben noch übrig.

Nach dem Absterben so vieler Zweige des ballenstädter Stammes sah sich die ganze Mark nun unter dem Zepter Waldemars wieder vereinigt, der nach seines Vaters Otto IV. Tode Haupt der Familie und Erzkämmerer wurde, (1308—19). Man hat ihn den Großen genannt; in der That ist er eine der erhabensten

und glänzendsten Gestalten des 14. Jahrhunderts. Ein gewaltiger Kriegsmann, sieghafter und furchtbarer in der Schlacht als selbst sein Ahnherr, Albrecht der Bär, und ebenso klug im Rathe; dabei großmüthig und milde und in seiner Hofhaltung prachtvoll wie ein König; — so war er die Bewunderung seiner Zeitgenossen und der Stolz seiner Unterthanen. Brandenburg kam unter ihm zu solcher Macht, solchem Wolstand und Ansehen, wie es nachher 300 Jahre lang nicht mehr genossen hat. Die Nachbaren freilich hatten von seinem unruhigen Ehrgeize viel zu leiden; nach Mecklenburg und Pommern, nach Polen, Meißen und Thüringen führte er seine siegreichen Waffen; aber um das Deutschthum erwarb er sich ein großes Verdienst: er riß (1308) Pomerellen (das pommersche Land zwischen Persante und Weichsel mit der Hauptstadt Danzig) den Polen aus den Händen, überließ den östlichen Theil für Geld dem deutschen Orden, fügte den westlichen zu der Mark. Im Süden erweiterte er ihre Grenzen über Torgau hinaus, im Südosten längs der Oder bis zur Obra.

Die Fürsten ringsum blickten auf ihn mit Neid und Besorgniß; er bedrohte sie Alle. Er schien voll gefährlichster Entwürfe, da er plötzlich als Schutzherr der hansischen Stadt Stralsund auftrat, die von dem rügischen Fürsten Witzlaw bedrängt wurde. Es bildete sich wider ihn ein furchtbarer Bund: die Könige von Dänemark, Schweden und Polen, die Herzöge von Sachsen-Lauenburg, von Lüneburg und Braunschweig, die Herren von Mecklenburg und Werle, der Markgraf von Meißen, die Grafen von Holstein, Schwerin und Anhalt, die Bischöfe von Schwerin, Ratzeburg und Havelberg nebst vielen anderen Herren, selbst Vasallen des Markgrafen thaten sich zusammen nnd brachen von allen Seiten in die Mark ein. Kühn und besonnen hielt Waldemar dem Ungewitter Stand. Bei Gransee lieferte er (im August 1316) einer dreifachen Uebermacht eine Schlacht, größer und blutiger als je eine im Wendenlande geschehen war. Nur der Opfertod der Seinen rettete ihn selbst vor der Gefangenschaft; aber auch die Feinde hatten so schwer gelitten, daß sie seinen Heldenmuth nicht weiter auf die Probe stellen mochten. Der Friede zu Templin (November 1317) verkürzte weder ihn noch die Stadt Stralsund, vor deren Mauern ein gleichzeitiger Angriff an der Tapferkeit ihrer Bürger völlig gescheitert war.

In diesem Kriege hatte Waldemar an seinem Adel nicht die besten Erfahrungen gemacht; wol aber hatte sich die Treue der Städter vorzüglich bewährt. Er begünstigte daher ihr Aufkommen auf jede Weise, suchte auch eine engere Verbindung der märkischen Städte mit dem mächtigen Hansabunde herzustellen. Aber es war ihm nicht vergönnt, so manchen großen Gedanken, den sein reicher Geist für Brandenburgs Gedeihen trug, zu That zu machen. Ein früher Tod endete dies glorreiche Heldenleben. Waldemar starb, ein 28jähriger Jüngling, am 14. August 1319; mit ihm sank der mächtigste und ruhmvollste Ballenstädter, sank der letzte Markgraf von Brandenburg aus Albrechts des Bären Stamm ins Grab. Sein einziger Erbe, Heinrich der Jüngere, starb kaum ein Jahr nach seinem großen Vetter (1320). Das Haus Ballenstädt in der Mark war erloschen.

Innerer Zustand der Mark unter den Ballenstädtern, vornehmlich im dreizehnten Jahrhundert.

Wer ein Land eroberte, nahm einen Theil des Grundes und Bodens für sich und seine Kriegsgenossen, den andern ließ er gegen einen bestimmten Zins im Besitz der Eingebornen; herrenloses Gut gehörte dem Könige, der es den Seinigen zu Lehen gab; — nach diesen Grundsätzen deutschen Rechts vertheilten die Markgrafen das Wendenland, das sie als Eroberer und als Stellvertreter des Königs beherrschten. Zuerst wurden die deutschen Krieger bedacht; überall in der Mark erhielten sie Rittergüter, 4—6 Hufen groß, zu Lehen, für die sie, so oft der Markgraf es heischte, mit Wehr und Waffen, mit Roß und Knechten den Kriegsdienst leisten mußten. Diese Ritter waren zum Theil freie Adlige, die aus der Altmark und dem innern Deutschland hergezogen kamen, um sich im Wendenlande Ehre und Besitz zu erstreiten; zum Theil Dienstleute, die sich durch besondere Tapferkeit und Treue um ihren Herrn, den Markgrafen, größere Verdienste erworben hatten als andere gemeine Diener; zum Theil endlich freie Söldner, die statt des Geldes Grundbesitz annahmen. Am angesehensten unter den Rittern waren die „Schloßgesessenen", die Vögte und Hauptleute der Burgen sammt ihren Burgmannen oder Kastellanen; am zahlreichsten die „Zaunjunker", deren Wohnungen nicht ein Burgwall, sondern bloß ein Zaun umschloß.

Der größte Theil der Einwanderer bestand aus solchen, die weniger das Schwert als den Pflug zu handhaben pflegten. Auch sie waren hoch willkommen. Der Markgraf berief einen Unternehmer und verkaufte ihm ein bestimmtes Maß Landes, 30—60 Hufen, mit der Verpflichtung, darauf ein Dorf anzulegen. Nun schnitt der Unternehmer ein Stück von der Masse für sich, ein anderes für die Kirche ab, den ganzen Ueberrest vertheilte er an andere deutsche Ansiedler, die dafür eine gewisse Grundsteuer an den Markgrafen zu entrichten hatten. War der Boden erst urbar zu machen, so blieb er eine Zeitlang von allen Abgaben frei. Das Gut des Unternehmers war immer steuerfrei; es galt als ein erbliches Lehen, auf dem die Vasallenpflicht des Reiterdienstes haftete. Zugleich war mit ihm das erbliche Amt eines S c h u l z e n verbunden. Der „Erbschulze" saß als solcher dem niederen Dorfgericht vor, dessen Beisitzer oder „Schöffen" Bauern waren. Er bezog ein Drittel der gerichtlichen Geldstrafen und hatte zuweilen noch andere Vorrechte, z. B. Schenken und Mühlen anzulegen. Er nahm den Zins von den Hufen der Bauern und lieferte ihn nebst den Gerichtsgefällen an den Markgrafen ab. Mit den Schulzen anderer Dörfer zusammen bildete er als Schöffe das Ober- oder Landgericht, das sich unter dem Vorsitz des markgräflichen Vogts dreimal im Jahre versammelte und daher Dreiding hieß. Später kaufte an vielen Stellen der Adel die Erbschulzen aus und ernannte dann „Setzschulzen", welche dieselben Amtspflichten hatten. Noch öfter ging das grundherrliche Recht des Markgrafen durch Kauf oder Verleihung an Aebte, Bischöfe, Städte oder Ritter über, die dann die Einkünfte des Dorfs bezogen und den Oberrichter im Dreiding stellten. Oft gründeten sie auch selber in ihren Besitzungen solche deutsche Dörfer.

Die Bauern waren persönlich frei, die Lasten, die sie für ihre Güter trugen, sehr mäßig: von der Hufe jährlich dem Landesherrn ¼ Mark Silbers (einen „Vierdung") als Zins und eben so viel oder einen Malter Korns der Kirche als Zehnten; zuweilen Spanndienste (Dienst mit Pferd und Wagen) für die Grundherrschaft, doch nur in fest bestimmtem Maße; weiter hatten sie nichts zu leisten. Dafür gehörten ihnen die Güter erb- und eigenthümlich, wenn gleich sie dieselben nicht ohne Zustimmung des Grundherrn verpfänden durften, der auch bei Verkäufen ein Vorkaufsrecht hatte. Die Kossäten, d. h. die Ansiedler, die nur einzelne Gärten oder kleine Ackerstücke erhielten, zahlten dafür einen geringen Zins und leisteten genau abgemessene Handdienste. Der Bauernstand in der Mark besaß also unvergleichlich mehr Recht und Freiheit als die Bauern im übrigen Deutschland, die großentheils in Leibeigenschaft schmachteten. Mit der Freiheit aber erzeugte der Fleiß bald eine gewisse Behäbigkeit.

Der Wolstand ihrer deutschen Nachbarn reizte dann die wendischen Bauern, es jenen gleich zu thun. Sie erwarben sich an vielen Stellen dieselbe Verfassung des Gemeinwesens und nahmen dann um so leichter auch deutsche Sitten und Weisen an. Mit ihrer Freiheit und ihrem Glauben hatten sie die stärksten Pfeiler ihres Volksthums stürzen sehen; und mit dem Vertrauen verloren sie auch die Liebe dazu; das Fremde, Neue schien ersprießlicher. So verschmolzen sie allmählich mit den Deutschen zu einem Volke. Die Germanisirung erstreckte sich bis in die Pflanzenwelt der Mark; denn auch neue Gewächse brachten die Einwanderer mit, den Krapp, den Hopfen, vom Rhein her die Weinrebe und manche andere nützliche Pflanze; viele einheimischen veredelten sie. Selbst die slawischen Namen vieler Ortschaften wurden mit deutschen vertauscht; wo sie blieben, erinnerte später nur hie und da ein eigenthümlicher Brauch noch an das alte Wendenthum. An anderen Orten dagegen erhielt sich dasselbe eine geraume Zeit; namentlich in den Fischerdörfern, den sogenannten „Kietzen", deren Bevölkerung darum auch in tiefer Verachtung stand. Am längsten beharrte die wendische Sprache[7]; in einem Theile der Lausitz hört man sie noch heute.

Auf ganz ähnliche Weise wie bei der Anlegung von Dörfern verfuhr man bei der Gründung neuer oder der Umwandlung vorhandener slawischer Städte in deutsche. Ein oder mehrere Unternehmer kauften vom Markgrafen ein Gebiet von 100—300 Hufen, das sie in der Regel der Feldmark eines schon bestehenden Ortes hinzufügten. Ein Stück davon bekam der Hauptunternehmer vorweg für sich als freies Erbeigenthum, dazu das erbliche Amt eines Stadt- oder Lehnschulzen, mit welchem wie bei den Dorfschulzen, mancherlei Vorrechte verbunden waren. Die übrigen Stücke vertheilte er an deutsche Ansiedler, die nun ihre Häuser und Buden darauf anlegten. Das Rathhaus, das Kaufhaus und andere Kramläden hatte der Stadtschulze zu erbauen, dem es auch zukam, die Stadt mit Wall und Graben zu umziehen. Die Befestigungswerke waren anfangs wie die Häuser nur von Holz; erst seit 1250 erhielten die Städte steinerne Mauern und Thürme. Mit Ausnahme des Schulzen hatte jeder Eigenthümer für sein Grundstück einen Zins zu zahlen, von welchem ein Drittel an den Schulzen, zwei an den Landesherrn fielen. Dieselbe Theilung geschah bei den Gerichtsgefällen, denn der Stadtschulze war zugleich erblicher Stadtrichter.

Die Angelegenheiten der Stadt, insbesondere die Polizei, die Marktsachen

und das Gemeindegut verwaltete ein Rath aus 12 Personen, die von der Gemeinde gewählt wurden und von denen alljährlich ein Theil ausschied. Ueber die Rathsherren hatte nur der Markgraf, über die Bürger der Stadtrichter die Gerichtsbarkeit, die in Schöffengerichten ausgeübt ward. Alle Bürger waren frei und wehrhaft; sie selber hatten ihre Stadt zu schützen und führten daher die Waffen eben so gut wie ihr Handwerkszeug. Sie konnten im Nothfall ihren Antheil an den Rechten, welche die Bevölkerung der Mark besaß, gegen jedermann vertheidigen.

Es gab in Deutschland verschiedene Ueberlieferungen des Rechts, hier galt fränkisches Recht, dort flämisches, magdeburger oder lübisches; in der Mark, deren Gründung ja von Sachsen geschah, herrschte sächsisches Recht. Aber ein und dasselbe galt nicht für alle und jeden, vielmehr richtete sich jeder Stand nach seinem besonderen Herkommen; die Städter nach Stadtrecht, wie die Bauern nach Landrecht und die Vasallen nach Lehnsrecht. Alle diese rechtlichen Gewohnheiten sächsischer Weise wurden erst in den Jahren 1215—1233 vollständig aufgeschrieben, in einem Rechtsbuche, welches der „Sachsenspiegel" heißt und von dem Ritter Ekko von Repchow herrührt. Da konnten die Schöffen sich Raths erholen, wenn ihnen ein seltener Rechtsfall vorkam. Für gewöhnlich hatten sie das Recht im Kopfe; in einfachen schlichten Satzungen erbte es durch mündliche Ueberlieferung von Vater auf Sohn. Oeffentlich vor aller Augen saßen sie zu Gericht, der Richter und die Schöffen, unter Gottes freiem Himmel. Der Richter war der Schulze, die Schöffen, gewöhnlich 7 oder 12, gewählte Grundbesitzer, die Zeit der helle Mittag, der Ort im Dorf auf der Feldmark, in der Stadt vor dem Rathhause. Ringsum stand das Volk — der „Umstand" — nur durch eine Schnur von dem Gerichtsplatz geschieden. Saßen die Schöffen und hatte der Richter sein Haupt bedeckt und den Gerichtsstab vor sich gelegt, so trat der Anwalt des Klägers, der „Vorsprech" in den Ring und brachte seine Sache vor. Darauf wurden die Zeugen verhört, und nun hatten die Schöffen das Urtheil zu finden, wobei manchmal, wenn sie keine rechte Entscheidung wußten, die Ansicht des Umstands, als öffentliche Meinung den Ausschlag gab. Der Richter verkündete ihr Urtheil und sorgte, daß es vollzogen ward. Die Strafen bestanden je nach der Schwere des Verbrechens in Geldbuße oder dem Verlust eines Gliedes oder des Lebens, für schimpfliche Vergehungen in Staupenschlag oder Brandmarkung. Beruhigte sich jemand bei dem Urtheile nicht, so konnte er das Urtheil „schelten," d. h. Berufung an einen höheren Gerichtsstuhl einlegen; ein Weg, der freilich viel Zeit und Geld kostete. Als solche höhere Rechtsquellen galten die Schöppengerichte zu Stendal, Salzwedel, besonders aber zu Brandenburg, ferner das markgräfliche Hofgericht zu Tangermünde. Selbst von diesem konnte man sich noch auf das kaiserliche Reichsgericht berufen. Ursprünglich stand die oberste Gerichtsbarkeit in der Mark, namentlich über Blutsachen — der sogenannte „Blutbann" —, nur dem Markgrafen zu; er gebot ja hier an Statt des Kaisers und wie ein Landesfürst. Er übte dieselbe entweder persönlich aus — als Vorsitzer des „Hofgerichts" — oder durch Vögte, die den Landgerichten, durch die Lehnschulzen, die den Stadtgerichten vorsaßen. Kleinere Rechtshändel schlichteten die Gemeinden in ihren Gerichtssitzungen ganz selbständig. Mit der Zeit aber kam an diese auch das Obergericht, und namentlich die Städte erkauften vom Fürsten den Blutbann; zum Zeichen davon stand dann

neben dem Rathhause eine „Rolandssäule", ein steinernes Bild des alten Helden Roland mit einem bloßen Schwert in der Hand.

Für die Städte der Mark galt allgemein das Recht und die Verfassung der Stadt Brandenburg, welche wiederum ihr Stadtrecht dem magdeburgischen nachgebildet hatte. Danach konnte jeder Bürger, der erblichen Grundbesitz besaß, in den Rath gewählt werden, also an der Verwaltung der Stadt Theil nehmen. Es bildete sich aber allmählich ein Unterschied zwischen den reichen und den armen Bürgern; zu jenen gehörten die größeren Grundbesitzer, und die wolhabenden Kaufleute und Gewandschneider oder Tuchhändler; zu den andern die kleinen Ackerbürger und die meisten Handwerker. Es kam nun der Mißbrauch auf, daß nur die Reichen den Rath besetzten und so die ganze Gemeinde beherrschten. Beim Aufblühen des Verkehrs, des Handels und Wandels nahmen indeß die Handwerker an Zahl und Wolstand rasch zu, begannen sich zu fühlen und wollten sich jene Zurücksetzung nicht gefallen lassen. Ihre Innungen, Gilden und Gewerke eröffneten um die Besetzung der Rathsstellen einen Kampf mit den reichen Geschlechtern, der Jahrhunderte währte. Namentlich die vier vornehmsten Gewerke, die Fleischer, Bäcker, Schuster und Wollenweber, die „Viergewerke", machten den reichen Altbürgern viel zu schaffen. Gegen den äußeren Feind waren doch alle einig.

Es gab in den Städten Raum und Sicherheit für jede Thätigkeit, einen Markt für jede Ware; aus dem Kleinhandel erwuchs mit der Zeit der Großhandel, der wieder den Gewerben mächtig emporhalf; und die Wolhabenheit gebar dann die Kunst und die Bildung. Diesen Segen verbreitete das deutsche Bürgerthum überall, wo es sich damals festsetzte, in Pommern, Schlesien, Preußen wie in der Mark. Auch waren alle deutsche Städte in den genannten Ländern einander ähnlich in Recht und Verfassung, und der Verkehr zwischen ihnen brachte das Verwandte noch in engere Verbindung. Denn ihr Handel war bereits sehr rege. Der Reichthum des Ostens an nützlichen Naturerzeugnissen lockte den Kaufmann, sie gegen die Kunstwerke des gebildeten Westens einzutauschen. Die Mark lieferte dazu hauptsächlich Tuch, Leinwand, Hopfen, Waid (zum Färben der Tücher), ferner Talg, Speck, Schinken, Honig, Wachs, Getraide, Bretter; empfing von Pommern besonders Heringe, die damals an der pommerschen Küste so starken Zug hatten, daß man sie bisweilen im eigentlichen Sinne des Worts mit Händen greifen konnte; von Preußen Bernstein, von Polen und Rußland Pelzwerk, von Halle Salz. Der Gewinn dieses Handels wurde freilich durch die Unsicherheit mancher Straßen, noch mehr durch allerlei Zölle zu Lande und Wasser vielfach geschmälert. Um diese und ähnliche Hindernisse zu beseitigen und sich gegen gemeinsame Feinde besser zu schützen, traten schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts manche märkische Städte dem Hansabunde bei, welcher, 1241 von Lübeck und Hamburg gestiftet, in kurzer Zeit die meisten Städte Norddeutschlands vereinigte. Die märkischen bildeten darin mit den mecklenburgischen, pommerschen, schlesischen zusammen das sogenannte wendische Quartier, dessen Haupt das mächtige Lübeck war.

Noch blieb der Handel zum größten Theil Tauschhandel, aber das Geld begann bereits auch bei ihm eine Rolle zu spielen. Man rechnete nach Marken, Schillingen, Pfennigen. Die Mark wog ursprünglich ein Pfund, und das Pfund Silber wurde zu 240, das Pfund Gold zu 960 Pfennigen ausgeprägt. 12 Pfen-

2*

nige machten einen Schilling aus. Das Gold hatte den 12fachen Werth des Silbers. Also waren ein Silberpfennig gleich 3½ Sgr., ein Goldpfennig oder ein Silberschilling gleich 1 Rthlr. 12 Sgr., ein Goldschilling gleich 14 Rthlr. 24 Sgr., die Mark Silbers (die später nur die Hälfte, nur 16 Loth wog) gleich 28 Rthlr., wobei aber nicht zu übersehen ist, daß das Geld damals dreimal mehr Werth hatte als heute. Es war knapper vorhanden, und es auf Zinsen zu leihen galt für verdammlichen Wucher. Man gestattete ihn nur den Juden, die, wie man meinte, ohnehin in die Hölle kämen. Dieses Volk, frühzeitig in Deutschland eingewandert, lebte hier wie überall zerstreut unter den Christen und in großer Verachtung; doch wurde es reich durch Kleinhandel und Geldgeschäfte. Aber der Reichthum der Juden vermehrte noch den Haß, den ihr Glaube und ihre Absonderung ihnen zugezogen hatte; oft rettete sie nur der Schutz des Landesherrn. Denn sie gehörten dem Könige als dessen „Kammerknechte" und mußten ein starkes Schutzgeld zahlen, an vielen Orten auch in besonderen „Judenvierteln" wohnen. Ohne Ehrenrechte, oft ihres Geldes beraubt und verjagt, kehrten sie doch immer wieder und entschädigten sich für alle Verluste durch desto rührigeren Handel und Wucher. In der Mark hatten sie noch die erträglichste Stellung; in einzelnen Städten durften sie sogar Bürger werden und Häuser besitzen, wenn auch nur in besonderen Stadttheilen. Doch waren ihnen auch hier gewisse Abzeichen und Kleider vorgeschrieben. Die Gerichtsbarkeit über sie hatte der Stadtrath, der gleich dem Markgrafen von ihnen ein Schutzgeld erhob.

Mit dem Fortschritt der Besiedelung und dem Wachsthum der Kultur des Landes stieg natürlich auch dessen finanzielle Leistungsfähigkeit. Ohne bedrückt zu werden, brachte es dem Markgrafen sehr beträchtliche Einkünfte. Sie bestanden, außer dem Grundzinse, den gerichtlichen Bußen und dem Münzregal, vorzüglich in dem Zehnten. Diese Abgabe gehörte zwar nach altem Rechte eigentlich den Bischöfen; da aber die brandenburgischen Markgrafen die Kirchensprengel von Havelberg und Brandenburg erst hatten den Wenden mit dem Schwerte wieder abgewinnen müssen, so beanspruchten sie von den Bischöfen auch einen Lohn dafür und zogen den Zehnten an sich. Derselbe wurde also von den Ackerbürgern und Bauern an sie geleistet, anfangs in natura, später statt der Garben und des Viehs in Geld. Auch die Wälder und Gewässer, bei den alten Deutschen ein Gemeingut, gehörten im Wendenlande nach dem Rechte der Eroberung dem Markgrafen. Für ihre Benutzung erhob er den „Holzpfennig", von den Fischern den „Kahnzins." Die Landstraßen trugen ihm mancherlei Warenzölle. Diese festen Einnahmen reichten indeß nicht hin; die unaufhörlichen Kriege, die Stiftung nnd Ausstattung von Kirchen und Klöstern, die Pracht des Hofstaats kosteten viel Geld. Um nun auf einmal größere Summen zu bekommen, verpfändeten oder verkauften die Markgrafen oft ihre Einkünfte für ein Pauschquantum an Städte oder Private. Noch lieber wandten sie sich bittweise an das Land, beriefen, wie es überall in Deutschland Sitte war, als dessen Vertreter die drei Stände, nämlich die hohe Geistlichkeit, den Lehnsadel und die städtischen Behörden, zu einem Landtag zusammen und stellten ihre Noth vor. Die Geldsumme, welche die Stände darauf bewilligten, hieß zum Zeichen, daß sie freiwillig gegeben ward, Bede (Bitte.) Die Markgrafen kamen aber mit ihren Beden so oft, daß die Vasallen und Städte im Jahre 1280 mit ihnen diese Abgaben ein für

allemal regelten; das platte Land zahlte danach für jede Hufe guten Ackers jährlich zwei Schillinge; ebenso gaben die Städte jährlich eine bestimmte Summe.

Einen großen Theil der markgräflichen Einnahmen verschlangen die Höflinge, die Dienerschaft des Markgrafen. Sie war sehr zahlreich; denn obwol der Dienstmann oder Ministeriale durch den Hofdienst seine persönliche Freiheit einbüßte, so drängte sich der Adel doch zu dieser Stellung. Ein fürstlicher Dienstmann genoß nämlich sehr viele und große Vortheile. Für geringe Mühe — etwa ein Par Monate im Jahre eins der markgräflichen Schlösser verwalten zu helfen oder dem Fürsten persönliche Handreichungen zu leisten — erhielt er ein Hoflehen, entweder ein Grundstück oder gewisse Landeseinkünfte, zum Lohn. Und dann, war nicht das Hofgesinde immer um den Fürsten? bildete es nicht seine Rathgeber? Es hatte also viel Ansehen und Einfluß im Staate; es konnte sich auch bei der Verwaltung der Aemter und besonders beim Einziehen der Steuern leicht bereichern. So geschah es in der That, daß die Ministerialen gewöhnlich bald sehr wolhabend wurden; viele erkauften sich dann von ihrem Herrn die Freiheit und hießen „Freiherren," gleich anderen adligen oder bäuerlichen Besitzern. Aus solchen Hofdienern ist der größte Theil des heutigen Adels in der Mark wie im übrigen Deutschland entstanden. Die obersten Ministerialen waren der Truchseß (Droste) oder Küchenmeister, der Schenk oder Kellermeister, der Marschall, der die Aufsicht über die Pferde und Waffen führte, und der Kämmerer. Der letztere hatte das wichtigste Amt; denn er sorgte nicht bloß für Wohnung und Kleider des Fürsten, sondern war auch dessen Schatzmeister, nahm daher manchen Antheil an den Regierungsgeschäften, zu denen ja vorzüglich auch die Geldsachen gehörten. Die Schreibereien wurden von den Hofkapellanen und Hofnotaren besorgt. Andere Beamte waren die Schloßvögte und Hauptleute, geringer die Haidereiter oder Forstmeister, die Landreiter oder Steuereinnehmer, die Münz- und die Mühlenmeister.

Oberster Kriegsherr und oberster Richter, Stellvertreter eines Kaisers, der nie in das Land kam, im Besitz einer Macht, die immerfort wuchs, konnte der Markgraf den Seinigen wol wie ein König erscheinen. Auch darin glich er dem höchsten Gewalthaber, an dessen Stelle er hier stand, daß er in der Mark, wie jener im deutschen Reich, überall umherzog und nach dem Rechten sah. Eine feste markgräfliche Residenz gab es nicht. Die Sadt Brandenburg war zwar die vornehmste, gleichsam die Mutter der anderen märkischen Städte im Osten der Elbe; von ihr hatten sie ihre Verfassung, wie das Land den Namen. Aber die Markgrafen wohnten doch nur zuweilen darin, sie erschienen mit ihrem zahlreichen Gefolge bald hier, bald da auf den einzelnen Hofstätten, den Schlössern, deren sie eine große Menge besaßen. Auch die Klöster mußten ihnen oft Herberge und Bewirtung geben.

Neben diesem vielgliedrigen Leben der weltlichen Stände kam die Geistlichkeit in der Mark nicht ganz zu der Bedeutung, welche sie anderwärts hatte. Hier war die landesherrliche Gewalt des Fürsten von Anfang an so festgegründet, daß die Macht der Bischöfe, die von jenen erst eingeführt wurden, sich mit ihr nicht messen konnte. Die Bischöfe blieben für ihre weltlichen Besitzungen dem Markgrafen verpflichtet, der es auch in seiner Hand hatte, ihre Einkünfte und Güter zu beeinträchtigen oder zu vermehren. Eine andere Schranke fand

der Bischof an seinem Domkapitel, der Beamtenschaft des Hochstifts; dazu gehörten der Dompropst und mehrere Domherren, unter denen der Küster (Aufseher der Kirchengebäude), der Kellermeister, Schulmeister, Spittelmeister die vornehmsten waren. Das Domkapitel wählte den Bischof und nahm an der Verwaltung des Kirchengutes Theil. Die Kirche war reich; auf dem Todbette vermachte ihr so mancher, seine Seele zu retten, den besten Theil seiner irdischen Habe. Viele Schenkungen wurden bestimmten Zwecken, zu Seelenmessen, der Krankenpflege, dem Schulunterricht, gewidmet.

Die Klöster in der Mark gehörten meistens den Orden der Prämonstratenser und der Cistercienser an; sie machten sich um die Bekehrung, die letzteren auch um den Landbau hoch verdient. Weniger nützten die Franziskaner und Dominikaner. Sie waren später eingewandert und nährten sich ihrer Ordensregel gemäß vom Betteln. Daher wohnten sie fast nur in Städten, — die Franziskaner oder Graumönche besonders in Stendal, Salzwedel, Brandenburg, Berlin, Prenzlau; die Dominikaner oder Schwarzmönche in Seehausen, Köln, Ruppin u. a. Jene zeichneten sich durch volksthümliche Beredtsamkeit, die freilich oft in Rohheit und Gemeinheit verkam, diese durch eine gewisse Gelehrsamkeit aus. Vornehmer waren die Rittermönche, die Templer (z. B. in Tempelhof), die Johanniter, die Deutschherren, die letzteren sehr wenig vertreten.

Mit dem Wachsthum der Städte und Dörfer mehrte sich gleichzeitig die Zahl der Kirchen und ihrer Priester, der Pfarrer, Vikare und Meßpriester, die zusammen den Stand der „Weltgeistlichkeit" ausmachten. Am zahlreichsten waren die Meßpriester. Denn jeder der es konnte, ließ gern für sein oder der Seinigen Seelenheil Messe lesen; selten fehlte in einem Testamente eine Schenkung zu diesem Behufe. Der kirchliche Sinn der Zeit liebte überhaupt äußerliche Zeichen der Frömmigkeit. Zahllose Heilige wurden verehrt und jeder hatte seinen besonderen Festtag, an dem man ihn feierte, so daß es im Jahre mehr Fest- als Werkeltage gab.

Um die Gelehrsamkeit und Bildung der Geistlichkeit, daher auch um das Schulwesen in der Mark sah es im Ganzen übel aus. Nur wenige Klöster, am ersten noch die Nonnenklöster, enthielten Schulen und Bibliotheken. Mehr geistige Thätigkeit war an den Höfen der Markgrafen zu finden; hier pflegte man auch die Dichtkunst, welche in Süddeutschland damals die schönsten Blüthen trieb. Die Zunge des Minnegesanges war denn auch das Oberdeutsche (oder Hochdeutsche). Sonst herrschte in der Mark allgemein die niedersächsische Mundart, von welcher das heutige Plattdeutsch abstammt.

Brandenburgs Zerrüttung.

Kaum erscholl die Nachricht von Waldemars Tode, da fielen von allen Seiten die benachbarten Fürsten wie Raubthiere in das verwaiste Land; jeder griff zu und nahm an Rechten und Gütern was ihm zu nächst lag, unter guten oder schlechten Vorwänden. Prätendenten standen auf, zumal die askanischen Fürsten von Anhalt und Sachsen erhoben Anspruch auf das Erbe der stammverwandten Ballenstädter. Auch die Großen unter den Märkern selbst suchten im

Trüben zu fischen, überall war Unordnung und Zwiespalt. Gerade jetzt hätte die Mark des Kaisers bedurft. Aber es traf sich, daß im Reiche eine ähnliche Anarchie herrschte; dort stritten zwei Gegenkaiser um die Krone, der Baiernherzog Ludwig von Wittelsbach und Erzherzog Friedrich von Oesterreich. Endlich siegte der Baier, und die Schlacht bei Mühldorf entschied auch das Schicksal der Mark Der Kaiser zog sie als erledigtes Reichslehn ein und belehnte damit im Jahre 1324 seinen älteren Sohn Ludwig. So gelangte hier nun das wittelsbachische Haus zur Herrschaft. Aber es brachte nur neues Unheil her. Brandenburg ward, wie es Nebenländern zu geschehen pflegt, fremden Interessen untergeordnet, und es litt schwer durch die Fehler und Unfälle der bairischen Politik, ohne aus deren Erfolgen viel Nutzen zu ziehen.

Der neue Markgraf war minderjährig und stand unter der Vormundschaft des Kaisers; als dieser nun in einen erbitterten Streit mit dem Papste gerieth, da fiel Roms Bannstrahl auf Vater und Sohn, und der Streit der Welfen und Gibellinen, der Päpstlichen und Kaiserlichen, der Deutschland und Italien verheerte, ergriff auch die Marken; zu den Fehden mit den Nachbarfürsten kam noch der innere Parteikampf. Zugleich brachen auf den Ruf des Papstes (1325) die Polen ins Land und verwüsteten wie Türken und Tataren mit Mord und Brand die deutsche Pflanzung bis zur Oder. Jammernd flüchteten die unglücklichen Neumärker, so viele ihrer den wilden Horden entronnen waren, über den Fluß in die Städte der Mittelmark. Auch nach Berlin kam ein Zug dieser Armen, deren Elend eine furchtbare Anklage gegen den unchristlichen Papst war. Der Anblick entflammte die Berliner zur Wuth; sie rotteten sich zusammen, schlugen einen Führer der Päpstlichen, der in ihrer Stadt wohnte, den Propst Nikolaus von Bernau todt, und verbrannten die Leiche auf dem Platze des Hochgerichts, auf dem Neuen-Markte. Dafür verhängte der Papst über die Städte Berlin und Köln das Interdikt: aller Gottesdienst hörte hier also auf; neun Jahre lang ertönte hier keine Kirchenglocke, ohne Sang und Klang fuhren die Todten ins Grab, ohne priesterlichen Segen traten die Brautleute in die Ehe, ohne Taufe die Kinder ins Leben. Mit schwerem Gelde ward dann der Papst versöhnt; ein besonderer Altar in der Marienkirche, wo immer Seelenmessen für den Erschlagenen gehalten wurden, am Orte der Blutthat ein steinernes Kreuz mit einer ewigen Lampe erinnerten noch die Nachkommen an den wilden Zorn der Väter und an die Rache der Kirche.

Auch die Frankfurter verfielen dem Bann und Interdikt. Denn als sie die polnischen Mordbrenner verjagt hatten; zerstörten sie dem Bischof von Lebus, der jene gerufen, Haus und Kirche, steckten ihn ins Gefängniß und vertrieben alle Priester, die es mit Rom hielten. Um des Papstes Flüche kümmerten sie sich wenig; erst nach 28 Jahren (1354) lösten sie Bann und Interdikt durch Geld ab.

Der schändliche Mißbrauch, den der Papst mit seiner geistlichen Macht trieb, öffnete auch anderwärts vielen Leuten die Augen. Die öffentliche Meinung in Deutschland, bisher sehr getheilt, wandte sich jetzt einmüthig gegen ihn. Die großen Reichsfürsten, denen nach dem Herkommen die Wahl des Kaisers zukam, erklärten im Kurverein zu Rense (1338) feierlich, daß der Papst sich in die staatlichen Angelegenheiten des Reiches nicht zu mischen habe. Dasselbe verkündeten

dem Volke auf dem Lande und in den Städten die Franziskaner, die, gerade mit Rom zerfallen, der öffentlichen Meinung jetzt als wirksamste Wortführer dienten. Kaiser Ludwig athmete freier auf; auch der Markgraf kam wieder zu größerem Ansehn, wenn er auch einen Theil ihres Raubes den Nachbaren lassen mußte. Aber bald entzündete die Ländersucht der Wittelsbacher einen neuen Bürgerkrieg in Deutschland, der auch der Mark wieder tiefe Wunden schlug. Mit Hülfe der Luxemburger, damals des mächtigsten unter den deutschen Fürstenhäusern, das in Lothringen reich begütert war und über Böhmen herrschte, hatte einst Ludwig der Baier den Kaiserthron bestiegen; jetzt vergalt er ihnen schlecht. Er entriß ihnen Tirol, indem er 1342 die Erbin dieses Landes, Margarete Maultasch,[8] die mit dem jungen Johann von Luxemburg eine unglückliche Ehe führte, von ihrem Gatten schied und an seinen Sohn, den Markgrafen, verheiratete. Da spaltete der Bannstrahl des Papstes Deutschland abermals in zwei Heerlager, und die Luxemburger erhoben offenen Aufruhr. Böhmische Heere verwüsteten nun die Mark, die ohne Nutzen 20,000 Mark Silbers als Ersatz für Tirol opferte. Endlich stürzte gar ein jäher Tod den Kaiser vom Throne (1347), und die deutsche Krone, die ihm Karl v. Luxemburg nicht hatte abringen können, fiel diesem jetzt von selber zu. Ein anderes, noch weit weniger erwartetes Ereigniß, ein wahres Wunder, stieß bald darauf auch in der Mark die wittelsbachische Herrschaft um.

Markgraf Ludwig I. hatte die Liebe der Brandenburger nie gewonnen. Er war ein stolzer Herr, der ihnen unfreundlich begegnete und bei jeder Gelegenheit zeigte, wie hoch er Baiern und Tirol und wie gering er die Mark schätzte. Selten weilte er unter ihnen, und wenn er kam, so mochte er ihre Klagen und Anliegen nicht hören; aber immer forderte er Geld und verwendete, was er erhielt, fast nur zu seinem eigenen Nutzen. War ein Hofamt, eine Vogtei zu vergeben, so bekam es ein Baier oder Tiroler; der märkische Adel mußte zurückstehen. Wären nun wenigstens die Angelegenheiten des Staates gut gegangen; aber Ludwig griff alles halb an, er war leichtsinnig, sorglos, ohne Ausdauer und Thatkraft; so konnte unter seinen Händen nichts gedeihen. 24 Jahre hatte er nun die Markgrafschaft inne, und was hatte er geleistet? Das Land war zerstückelt, verpfändet, ganze Gebiete — die Mark Landsberg und die Pfalz Sachsen an Meißen, die Oberlausitz an Böhmen verloren; auch die Ehren des Staats verkürzt; hatte er doch 1338 die Lehnshoheit über Pommern für die bloße Anwartschaft hingegeben. Und wie sah's im Innern des Landes aus! weite Strecken in den langen Fehden verödet, viele Dörfer und Ortschaften niedergebrannt, andere verschuldet und verarmt; auf den Landstraßen und in festen Schlössern verwegene Raubritter, das Faustrecht im Schwange, durch den Bann auch in der Kirche Verwüstung; überall Noth und Aufregung. Wie anders war's zur Zeit der Väter, unter den Ballenstädtern, unter dem glänzenden Waldemar; da war Brandenburg mächtig und angesehen, in Ruhe und Ordnung, Wolstand und Glück. So seufzten sehnsüchtig die Märker. Da scholl urplötzlich, erst leise und unsicher, dann immer lauter und bestimmter eine wundersame Kunde durch das Land: Markgraf Waldemar, der Große und Gute, sei wieder da, sei nie gestorben und begraben, eine andere Leiche habe man zum Schein statt seiner in Chorin beigesetzt, er selbst aber sei heimlich eine Sünde zu büßen nach Jerusalem gepilgert

und nun wieder gekommen, seine Märker von aller Noth und allem Elend zu erretten. Der Erzbischof von Magdeburg und die askanischen Fürsten von Anhalt und Sachsen bekräftigten es; sie führten einen ehrwürdigen Greis mit sich in die Mark, der, in Pilgertracht am Hofe des Erzbischofs zu Wollmirstädt erschienen, an seiner Gestalt und an einem Siegelringe als der echte Waldemar erkannt worden war, für den er sich ausgab. Das brandenburgische Volk jubelte hoch auf; mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel zog es ihm allerorten entgegen, den geliebten Herrn festlich einzuholen, und er seinerseits theilte überall als Landesfürst freigebig urkundliche Rechte und Freiheiten aus. Nur wenige Städte blieben dem Baiern getreu, darunter Briezen, das Ludwig dafür durch den Namen Treuenbriezen ehrte. Wie fast die ganze Mark, so erklärten sich auch die benachbarten Fürsten für die Echtheit des gleichsam vom Himmel Gefallenen; Niemand aber bereitwilliger als Kaiser Karl IV., der rastlose Feind der Wittelsbacher. Nachdem viele Fürsten und Ritter, auch solche, die einst dem Markgrafen Waldemar persönlich sehr nahe gestanden, die Echtheit des Mannes beschworen, belehnte ihn der Kaiser mit der Mark und bedrohte alle diejenigen mit der Reichsacht, die Waldemar nicht anerkennen würden. Dafür trat dieser die Lausitz an Böhmen ab und setzte zugleich die Askanier zu seinen Erben in der Mark ein (Oktober 1348 im Lager zu Heinersdorf).

Unfähig mit den Waffen etwas auszurichten, suchte nun Ludwig von Baiern den Gegnern in ähnlicher Weise beizukommen, als, wie er behauptete, betrügerischerweise ihm geschehen war; er und seine Freunde stellten in der Person des Grafen Günther von Schwarzburg einen Gegenkaiser auf. Das wirkte. Günther starb zwar bald darauf, aber Karl IV. zog es doch vor, sich mit den gefährlichen Wittelsbachern auszusöhnen und bedachte sich keinen Augenblick, den Markgrafen Waldemar als Sühnopfer preiszugeben. Er erklärte, sich geirrt zu haben, und belehnte nun wieder (1350) Ludwig mit der Mark. Dieser fand indeß an seinem wiedergewonnenen Besitzthum noch weniger Freude als vordem, übergab es seinen Brüdern Ludwig II. und Otto und zog sich nach Baiern zurück.

Ludwig II. oder, wie er nach dem Orte seiner Geburt hieß, der „Römer" (1351—65) war von ernster, kräftiger Sinnesart; thätig und gewandt setzte er den Kampf gegen Waldemar fort, brachte die Fürsten von Pommern und Magdeburg durch Landabtretungen, den Herzog von Sachsen durch Geld auf seine Seite und nöthigte so die Fürsten von Anhalt, die nun allein noch Waldemars Partei hielten, sich ebenfalls mit Geld abfinden zu lassen; Waldemar mußte auf die Mark verzichten (1355). Er lebte seitdem in Dessau bei dem Fürsten von Anhalt; dort starb er auch und ward im fürstlichen Erbbegräbniß beigesetzt (1357). Ob er der falsche oder der rechte gewesen, das ist bis auf diesen Tag noch nicht ermittelt. Sein Auftreten aber hatte die Leiden des unglücklichen Brandenburgs nur vermehrt, der Parteiwuth, dem Kriege, den Räubereien neue Nahrung gegeben und zuletzt nur den Nachbaren genützt. Den größten Gewinn machte dabei der Herrscher Böhmens, der zugleich das deutsche Kaiserthum ausbeutete. Karl IV., dieser schlaue und habsüchtige Dynast, hatte die ganze Lausitz an sich gebracht; er warf nun seine Netze nach der übrigen Mark aus. Es kam ihm dabei zu Statten, daß die Wittelsbacher nicht, wie einst die Ballenstädter, fest zusammenhielten, viel-

mehr sich selbst durch Unfrieden schwächten. Der erste Zwist entbrannte unter ihnen, als der Kaiser durch die „goldene Bulle“ 1356 an Brandenburg eine Würde ertheilte, die er dem Herzogthum Baiern versagte. Jenes Reichsgesetz — nach der goldenen Kapsel, die das Siegel der Urkunde enthielt, so benannt — ordnete Deutschlands staatliche Verfassung und hat ihr Jahrhunderte lang als wesentliche Grundlage gedient. Den Hauptinhalt der goldenen Bulle bildeten feste Bestimmungen über die Königswahl, die nun auch den Kaisertitel gab, und über die Rechte und Pflichte der Kurfürsten. Die Kurwürde hatten danach folgende Fürsten: drei geistliche, die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln, die zugleich Erzkanzler des Reichs waren, und vier weltliche, der Pfalzgraf vom Rhein (Erztruchseß), der Herzog von Sachsen-Wittenberg (Erzmarschall), der König von Böhmen (Erzmundschenk), der Markgraf von Brandenburg (Erzkämmerer). Diese sieben Säulen des Reichs, die den Rang vor allen übrigen Fürsten erhielten, wurden auch durch andere Vorrechte — höchste Gerichtsbarkeit in ihren Ländern, unbeschränktes Recht über die Bergwerke, die Münze und die Juden — ausgezeichnet; ihre landesherrliche Gewalt erhielt Bestätigung und Zuwachs, während der Kaiser, der nunmehr in den Kurfürstenthümern nichts mehr zu sagen hatte, die Reichssachen nur mit dem Beirath der Kurfürsten entscheiden durfte. Damit war die Zertheilung des deutschen Reichs in verschiedene deutsche Staaten gesetzlich vollendet.

Die Eifersucht, welche die Rangerhöhung der brandenburgischen Wittelsbacher bei den bairischen erregte, dann nach Ludwigs des Aelteren Tode (1361) ihren Hader über das Erbe benutzte der Böhme, um die Markgrafen so aufzuhetzen, daß sie 1361 in einem Erbvertrage die Anwartschaft auf das Land an ihn und nicht an Baiern ertheilten. Zwei Jahre darauf starb Ludwig der Römer, und nun konnte Karl IV. seine Beute noch viel enger umstricken. Denn selten hat es einen schlafferen, nichtsnutzigeren Fürsten gegeben, als Otto „der Faule“ war, der nun von 1365—73 in der Mark den Kurhut trug. Ein lüderlicher Verschwender und Feind jeder Arbeit, gab er für Geld dem Kaiser gern seine eigenen und des Landes Interessen preis. Erst als dieser geradezu den rechtlichen wie den thatsächlichen Besitz der Mark forderte, schien sich der Faule zu ermannen; aber von einem starken böhmischen Heere angefallen, mußte er sich fügen. Im Vertrage zu Fürstenwalde 1373 trat er dem Kaiser und dessen Sohne Wenzel die Mark ab; dafür erhielten die Wittelsbacher von Karl IV. 500,000 Goldgulden (etwa 1,700,000 Thaler[9]), Otto der Faule einige Schlösser und Städte in der Oberpfalz nebst einem Jahrgehalt.

Die Brandenburger konnten froh sein, daß sie die bairische Herrschaft los waren; aber die neue, die luxemburgische, erwies sich bald noch schlimmer. Zwar, so lange Karl IV. (als Vormund des Markgrafen Wenzel) sie handhabte, ließ sie sich gut genug an. Er hatte, so verwerflich auch die Mittel waren, durch die er die Mark erwarb, doch einen wahren Beruf zum Herrschen; denn ein Land in Ordnung und Blüthe zu bringen, das verstand er wie wenige. Er war kein Held, aber ein kluger Staatsmann und von vielseitiger Bildung, ein Freund der Wissenschaft und Kunst. Der Ehrgeiz seines Lebens war es, ein großes luxemburgisches Reich von der Adria bis zur Ostsee zu gründen, ein Ziel, dem er nun schon nahe stand. Denn außer der Lausitz und der Mark hatte er auch Schlesien mit seinem böhmisch-mährischen Reiche vereinigt. Aber seine Staaten sollten auch

die glücklichsten, für das Wol seiner Unterthanen am besten eingerichtet sein. Wie Böhmen unter seiner weisen Verwaltung bereits herrlich aufgeblüht war, so sollte es nun auch die Mark. Er ward ihr in der That ein rechter Landesvater. Mit seinem Erscheinen kehrte Friede und Ruhe zurück; der mächtige Kaiser schreckte den verwilderten Adel und die raubgierigen Nachbaren. Als Grundlage jeder geordneten Verwaltung ließ er ein „Landbuch der Mark" anfertigen, in welchem alle Grundstücke, Erträge, Einkünfte, Abgaben und andere statistische Thatsachen verzeichnet waren; es ist noch jetzt vorhanden und ein schönes Denkmal seiner Ordnungsliebe. Sodann half er wenigstens den schreiendsten Mißbräuchen ab, er ließ die Wegelagerer an den Bäumen der Landstraßen aufhängen, stellte die zerrüttete Rechtspflege wieder her, hob den Handel, dessen besonderer Freund er war, indem er die Schifffahrt auf der Elbe und Oder erleichterte. Diese beiden Flüsse, von der Natur schon zu Handelsstraßen geschaffen, ersah er sich als die Lebensadern seines Reiches. Sie stellten ihm die Verbindung mit der Ost- und Nordsee her. Für den einen Weg war Frankfurt a. O. der Hauptstapelplatz, für den andern sollte es Tangermünde an der Elbe sein. Hier hielt sich Karl am liebsten auf, wenn er in die Mark kam; hier verewigte er sich auch durch glänzende Bauten, ein prächtiges Schloß, das Rathhaus, eine Kirche, ein Kollegiatstift. Mit der Hansa, besonders mit dem Haupte derselben, dem mächtigen Lübeck, knüpfte er den freundschaftlichsten Verkehr an; ein Handelsbund sollte Deutschland, zunächst den Osten, unter luxemburgischem Zepter, vereinigen. Denn bei all' seinem Streben kam es ihm doch in erster Linie auf die Wolfahrt und Größe seiner Dynastie an. Aber diese rastlose und nachdrückliche Thätigkeit für die Mark war fast nur wie ein Lichtblick durch Wolken, die sich rasch wieder zum alten Dunkel schlossen. Schon 1378 mit Karls IV. Tode endete die bessere Zeit, die unter der neuen Herrschaft anzubrechen schien.

Nach dem Willen des Verstorbenen kam nun das Hauptland, Böhmen, an Wenzel, die Mark an dessen Bruder Siegmund (1378—1415). Er war noch ein Knabe, da er Kurfürst wurde; wie er heranwuchs, zeigte er manche glänzenden Eigenschaften. Siegmund war ein stattlicher Ritter, ein geistreicher Redner, immer voll hochfliegender Pläne, die er leidenschaftlich ergriff, aber bald wieder fallen ließ; stetiger ruhiger Sinn mangelte ihm; am wenigsten hatte er Lust und Talent, in geordneter maßvoller Thätigkeit ein Land glücklich zu machen. Nun gar die Mark mit ihren schweren Schäden aus der wittelsbachischen Zeit und ihren engen Grenzen; das schien ihm kein Feld, würdig seines Ehrgeizes. Ein großes Reich mit einer Königskrone, Polen oder Ungarn, am liebsten beide, erstrebte er. Durch Heirat ward er 1387 auch wirklich König von Ungarn, und nun kümmerte er sich um Brandenburg noch viel weniger. Er kam kaum je einmal dorthin, und dann nur um den Ständen Geld abzudringen oder einzelne Besitzungen zu verpfänden. Denn seine auswärtigen Unternehmungen und seine verschwenderische Hofhaltung kosteten ungeheure Summen. Zuletzt verpfändete er selbst das Kurfürstenthum an seinen Vetter, Jobst (Jodokus) von Mähren, der 1397 auch die Belehnung damit erhielt, verkaufte 1402 die Neumark an den deutschen Orden. Mit dem übrigen Brandenburg schaltete Jobst auf ähnliche Weise; er setzte Statthalter darüber, die thun mochten, was sie wollten und konnten, wofern sie ihm nur möglichst viel Geld

herschafften. So verfielen denn die Schöpfungen Karls IV., ehe sie noch hatten recht Wurzel fassen können, und die alten Plagen — die Fehden mit den Nachbaren und das Faust- und Raubwesen des Adels — kamen ärger denn zuvor über das Land.

Bei einem solchen Regiment, wie es fast ein Jahrhundert lang durch Wittelsbacher und Luxemburger hier gehandhabt wurde, mußte die Mark äußerlich und innerlich verkümmern. Wenn sie nicht ganz zu Grunde ging, wenn ihre Zustände, zum größten Theil entartet, doch in einigen Beziehungen die Blüthen aus der ballenstädtischen Zeit bewahrten, so war dies nicht das Verdienst jener Herrscher, sondern ihrer Vorgänger und des Volkes. Denn darauf beruhte der altdeutsche Staat, daß sich jede Gemeinde selber verwaltete und der Landesherr nur die allgemeinen Angelegenheiten besorgte. Daher kam's, daß ein schlechter Fürst zwar den Staat als Ganzes sehr beschädigen konnte, das Leben der Theile aber darum noch nicht verdarb. Die Sonderwesen im Staate, vornehmlich die großen Vasallen und die Städte, schlossen sich, jedes in seinem Kreise, nur desto fester zusammen; Jeder verwahrte sich gegen das Unwetter der Zeiten, so gut er konnte; und da ihm der Staat nicht half, so half er sich nach Kräften selber, oft auf Kosten des Ganzen oder schwächerer Staatsgenossen. So ging's auch in Brandenburg unter den wittelsbachischen und luxemburgischen Markgrafen. Da sie ihre Pflicht als Schützer der Einzelnen nicht erfüllten und die Mittel des Staats veruntreuten, so suchten die Stände, ihnen möglichst wenig Macht in die Hände zu geben, und an sich selber die landesherrliche Gewalt zu bringen, die doch ausgeübt werden mußte. Als Mittel benutzten sie die stete Geldnoth der Markgrafen. Willkürlich die Unterthanen zu besteuern, das betrachtete man nach alten deutschen Rechtsbegriffen als Diebstahl; jede Steuer beruhte auf gegenseitiger Uebereinkunft. Natürlich konnte es den Ständen nicht in den Sinn kommen, einem redlichen Fürsten für nöthige und nützliche Zwecke die Geldbeihülfe zu versagen; aber den Wittelsbachern und Luxemburgern gegenüber, wie sie in der Mark wirtschafteten, hielt man den Geldbeutel fest. Da diese nun ohne immer neue Beden nicht bestehen konnten, so ließen sich die Stände für ihr Geld Rechte und Freiheiten bewilligen, welche die landesherrliche Gewalt ungemein beschränkten. Wurden die Forderungen zu arg, so verweigerten die Stände wol auch kurzweg jede neue Steuer, wie auf dem Landtag zu Berlin 1345 geschah. Später (1355) setzten sie dem Markgrafen gar einen Rath, den sogenannten „Hofmeister", zur Seite, ohne dessen Zustimmung keine markgräfliche Verordnung Gültigkeit hatte. Wuchs so die Gewalt der Landstände, so mehrte sich in noch viel höherem Grade die Macht der Städte; denn sie hatten Geld genug, um sich Rechte zu erkaufen und Waffen, um sie zu schützen. Fast alle landesherrlichen Befugnisse innerhalb ihrer Mauern brachten sie allmählich an sich: die oberste Gerichtsbarkeit, das Münzrecht, auch das Recht, den Markgrafen die Treue aufzusagen, falls sie von diesen ungesetzlicherweise beschädigt würden. Zuletzt hatten einzelne Städte, wie Berlin und Köln, gar Brief und Siegel darauf, daß ohne ihre Erlaubniß der Markgraf nicht mit bewaffnetem Gefolge in ihre Thore einziehen durfte.

So ein Bürgermeister von Berlin oder Brandenburg, Stendal, Frankfurt u. s. w. herrschte über seine Stadt und über die Dörfer und Schlösser ringsum, die zu ihrem Weichbilde gehörten, gleichsam wie ein König; freilich nicht wie ein

unbeschränkter; seine Maßregeln bedurften vielmehr der Zustimmung des Rathes. Mit dem Schulzentitel war auch die Erblichkeit der Würde abgekommen; und der „Bürgermeister“ war es jetzt durch die Wahl des Rathes, der ihn auf Lebenszeit einsetzte und mit großer Vollmacht betraute. In der Mitte des Jahrhunderts erhielten die alten Geschlechter indeß an ihrer Herrschaft eine beträchtliche Einbuße: sie mußten den Gewerken, die immer drohender wurden und selbst zu den Waffen griffen, allmählich nachgeben und neben dem eigentlichen kleineren Rath einen größeren sich bilden lassen, in welchem auch der Ausschuß der Viergewerke Platz nahm. Wie die wolhabenden Zünfte sich dadurch einen Antheil an der Regierung errungen hatten, so setzte dann das geringe Volk durch, daß der Rath ohne Bewilligung der gesammten Gemeinde keine neue Steuer auflegen durfte.

Es gab im Mittelalter nicht Freiheit, sondern Freiheiten, nicht Recht, sondern Rechte: jeder Einzelne hatte gerade das Maß und die Art von Recht und Freiheit, die seinem Stande nach Sitte und Herkommen, oder durch Vertrag mit andern Ständen zukam; der Sohn mußte werden, was der Vater war, und nur selten glückte es einem, sich über den Stand emporzuschwingen, in dem er geboren ward. Die Märker kannten es nicht anders. Kein Meister z. B. nahm einen Lehrling an, dessen Vater ein Schäfer oder Barbier, ein Bader, Zöllner, Pfeifer, Müller oder ein Wende war: alle diese galten für unehrlich, wie noch heute hie und da vom Volke die Scharfrichter betrachtet werden. So hatten die Bürger ihren Geburtsstolz ähnlich wie die Edelleute, die ihrerseits wiederum auf den Handwerker mit Verachtung herabsahen. Innerhalb seines Standes aber, in seinem besonderen Kreise, war jeder ungestört; da durfte ihm kein anderer, und wär's der Markgraf oder der Kaiser, hineingreifen. Jeder Stand hielt ängstlich auf seine Ehre; er erwartete nicht, daß man ihm mehr Ehre erwies, als ihm gebührte, diese aber forderte er in ihrem ganzen Umfange, wie er den andern die ihrige gab. Danach handelte man. Der Zunftzwang war streng, aber um ihrer Ehre willen sorgte die Zunft auch dafür, daß ihre Angehörigen die Ware ohne Tadel und ohne Uebertheuerung lieferten. Für diejenigen Gewerbe, auf denen der Großhandel einer Stadt beruhte, wie die Bierbrauerei in Salzwedel, die Tuchweberei in Stendal, ernannte hie und da auch der Rath einen aus seiner Mitte, um mit den Beschauern, welche die Zunft dazu bestellte, die Güte der Ware zu prüfen. Es geschah dann wol, daß man das Bier auf die Bänke goß und sich darauf setzte; klebten die Beschauer beim Aufstehen fest, so hatte das Bier die Probe bestanden.

Was die Gewerbe in der Mark besonders förderte, war die Verbindung, welche die meisten ihrer Städte mit der Hansa angeknüpft hatten. Denn nun erhielt der märkische Handel eine weitreichende Thätigkeit. Bis nach Nowgorod vertrieb er seine Ausfuhr, namentlich Tücher und Leinwand. Von dort holten die deutschen „Gäste“, die Hansebrüder — es waren besonders Lübecker — die russischen Schätze, Zobel und Marderpelze, auch Erzeugnisse des fernen Indiens und Chinas, die auf Karawanen ans kaspische Meer, von da durch Genueser und Venetianer in die Wolga gebracht, dann nach Moskau und Nowgorod gekommen waren. Für Wollen- und Linnenwaren, für Salz und Heringe gab's da Seide und Baumwolle und kostbare Gewürze und Spezereien, als Ingwer, Safran, Pfeffer, Galgant, Kubeben. Neben den lübischen zeichneten sich beson-

ders die breslauer Kaufleute durch weite Reisen aus, sie kamen bis in die große Tatarei und bis nach Venedig; aber auch die von Stettin, Danzig, Frankfurt, von Burg, Salzwedel, Berlin und anderen brandenburgischen Städten[10] eiferten den unternehmenden Handelsherren von Lübeck nach. Gegen die Räuber schützte man sich, so gut es ging, durch bewaffnetes Geleit; gegen die Zollschranken, die überall auf den Gebieten der Großen und andern Fürsten aufkamen, durch festes Zusammenhalten in Güte und Gewalt. So kam es, daß Handel und Gewerbe trotz der Ungunst der politischen Lage auch in der Mark noch gediehen und der Wolstand der Bürger zunahm. Sie thaten es in genußvoller Lebensweise schon den Adligen gleich und zuvor. Besonders bei Hochzeiten und Kindtaufen wurde viel Aufwand getrieben, und die Ueppigkeit griff so um sich, daß eigene Verordnungen gegen sie von der Obrigkeit erlassen werden mußten. Denn man war der Ansicht, ein jeder dürfe nur so viel Pracht treiben, als für seinen Stand sich schickte. Daher verbot z. B. der berliner Magistrat (in einem Luxusgesetze vom Jahre 1335) den Bürgerfrauen, mehr als eine halbe Mark an Goldsachen oder Perlen, oder goldbrokatene oder mit kostbarem Zobel besetzte Kleider zu tragen; ebenso beschränkte er die Zahl der Gäste auf 80, der Schüsseln auf 40, während bei Kindtaufen nur 6 Gäste und 3 Schüsseln gestattet wurden. Selbst der Einsatz beim Kegel- und Würfelspiel durfte eine gewisse Höhe (5 Schillinge) nicht überschreiten.

Der Wolstand der märkischen Städte erlitt indeß gegen Ende des 14. Jahrhunderts die härtesten Stöße. Denn unter Siegmunds gewissenlosem Regiment konnte das alte Uebel des Faustrechts und der Wegelagerei zur allgemeinsten, entsetzlichsten Landplage werden. Sie ging zum Theil von den Nachbaren, zum Theil von verlaufenem Gesindel (den „Stellmeisern"), hauptsächlich aber von dem märkischen Adel aus. Er hatte sich nie sehr durch ritterliches Thun ausgezeichnet; jetzt war er der verwildertste im ganzen deutschen Reich. Meist verarmt, beneidete er den Reichthum der Städte, verachtete aber die bürgerliche Thätigkeit, aus der dieser Wolstand floß. Er wollte wol ernten, aber nicht säen. Daher ergab er sich dem Raubwesen, und bald schien ihm des Adels Beruf in nichts anderem zu bestehen, als mit gewaffneter Hand den Städtern ihr Hab und Gut abzudringen. Auf allen Wegen und Stegen lauerten die Raubritter dem Kaufmann auf, warfen ihn nieder, nahmen sein Geld und seine Waren, schleppten auch ihn selbst auf ihre Burgen, um ihn dort so lange zu quälen, bis er sich mit neuen Opfern auslöste. Oder sie zogen in hellen Scharen vor die Städte, verwüsteten das Weichbild, plünderten die Dörfer, trieben Vieh und Gefangene mit sich fort. Hatten sie gar im raschen Ueberfall oder mit Hinterlist ein Städtchen erobert, so ward darin gehaust, wie von Heiden und Wilden. Der Fürst war fern, der Statthalter ohnmächtig oder gar mit den Räubern im Bunde; es galt sich selbst zu schützen. Der Nährstand kam nie zur Ruhe; aber in den Städten war er noch wehrhaft. Steckte der Wächter auf dem Wartthurm die Fahne aus oder ein Licht, dann erschollen durch die Stadt die Sturmglocken, die Bürger stürzten mit Spießen und Schwertern aus den Häusern und auf den Markt; jede Innung unter ihren Altmeistern, voran das Stadtbanner, daneben die Geschlechter in schimmernder Rüstung hoch zu Roß, — so brachen sie aus dem Thore heraus, den Räubern die Beute wieder abzujagen; setzten oft selbst bis an das Raubnest

nach, um die Burgmauern zu erstürmen, zu brechen. War dann die Burg geschleift, so zogen die Städter mit dem Geretteten jubelnd heim, und der gefangene Edelmann mußte seinerseits sich loskaufen, oder war's ein zu schlimmer Mordbrenner, so köpften sie ihn auf dem Markt. Dann schrie wieder die Ritterschaft Rache, und die Fehde ging von neuem los.

Keine Familie unter dem märkischen Adel trieb das Raubhandwerk so im großen wie die Quitzow. Dietrich v. Quitzow saß auf Schloß Friesack, Hans, der jüngere Bruder, auf Plaue; außerdem hatten sie aber noch manche andere Burg im Havelland, und viele Ritter, wie die Rochow, Putlitze und Bredow hielten es mit ihnen. Sie konnten so viele Kriegsgesellen aufbringen, daß sie zuweilen sogar mit den benachbarten Fürsten auf eigene Hand Krieg führten. Aber am schwersten lastete ihr Arm auf ihren Landsleuten; sie waren der Schrecken des Bürgers und Bauers. Im Bunde mit dem Herzog von Pommern, dem Erzbischof von Magdeburg, den Grafen von Ruppin u. a., verheerten sie weit und breit die Mark; die Stadt Strausberg zerstörten sie (1402) so, daß sie 100 Jahre wüst lag. Größeres Unheil wehrten die Städte der Mittelmark ab; im Verein mit einigen Wolgesinnten von Adel brachten sie ein Heer zusammen, das unter Anführung des Ritters v. Manteuffel die Räuberbande schlug und Dietrich v. Quitzow gefangen nahm. Der Kurfürst Jobst ließ diesen indeß wieder los, verzieh ihm auch dann, als derselbe den kurfürstlichen Statthalter verjagte; er sah dem Unwesen ruhig zu, weil die Quitzow den Raub mit ihm theilten. Er verkaufte ihnen sogar noch einige Burgen, so daß sie zuletzt deren 24 besaßen. Durch solche Macht wurde selbst manche ansehnliche Stadt eingeschüchtert und suchte ihre Feindschaft lieber mit Gold als mit Eisen abzuwehren; Berlin gab ihnen zu Ehren einmal ein Fest, wobei es mit Schmausereien, Saitenspiel und Lustbarkeiten aller Art hoch herging.

Immerhin konnten die festen Städte, zumal die größeren, sich wol noch schützen; aber auf dem platten Lande trat eine gründliche Verschlimmerung der Dinge ein. Die zahlreichen freien Bauernschaften, die hier im 12. und 13. Jahrhundert entstanden waren, verloren den größten Theil ihres Wolstandes und ihrer Freiheit. Durch die fortwährenden Fehden und Kriege war manches Dorf verödet oder doch verarmt; um so leichter fiel es in die Gewalt der adligen Nachbaren. Diese rissen an vielen Orten die Lehnschulzenämter und damit die Gerichtsbarkeit über die Bauern an sich und mißbrauchten dann ihren Einfluß, um sich auf Kosten derselben zu bereichern, oder sie nahmen den Dorfgemeinden geradezu Ländereien mit Gewalt fort. So wuchsen die Rittergüter, während die freien Bauernhöfe zusammenschrumpften. Selten gedieh freilich das unrechte Gut. Denn immer mehr wandten sich die Adligen dem leichten Erwerb des Stegreifritterthums zu. Rasch war eine Fehde vom Zaun gebrochen, und das Plündern begann. Aber das bald Gewonnene war durch Prassen und Spielen ebenso bald zerronnen, riß besser Errungenes, altes Besitzthum mit sich, und die Armuth hielt nun den Ritter, der sonst aus Uebermuth oder Habgier sich hinter die Hecke gelegt und auf die Beute gepaßt hatte, bei dem elenden Handwerke fest. Der vornehmen Räuber Beispiel entschuldigte die gemeinen Leute, die auch lieber ohne Arbeit satt wurden. So mehrte sich die Zahl der Räuber und Diebe. Da half die Härte der Strafgesetze nicht. Und doch war sie so grausam: griff man einen,

der über 3 Schillinge gestohlen, so ging's ihm an den Hals, er wurde hingerichtet; hatte er weniger genommen oder sonst ein kleines Vergehen verübt, so ging's ihm an Haut und Har, er ward gestäupt oder gebrandmarkt oder verstümmelt, und mußte dann „Urfehde“ schwören, d. h. versprechen, sich wegen dieser Strafe nicht zu rächen, auch das Gebiet, wo er sie erlitten, nie wieder zu betreten. Nun war er ohne Heimat, den Ehrlosen nahm keine Gemeinde auf, er schloß sich einem Raubritter an oder ging in den Wald unter die Stellmeiser und ward Räuber wie sie. Zuletzt war die Mark in ganz Deutschland so verrufen, daß man zu sagen pflegte, „wem etwas abhanden gekommen sei, der solle es nur in der Mark suchen.“

Galten die märkischen Edelleute im Reich für arge Schelme, oder, wenn sie ehrlich lebten, für roh und bäurisch, so hatte auch die Geistlichkeit keinen guten Ruf. Sie war über die Maßen unwissend; viele Mönche und Priester konnten kaum lesen, geschweige denn schreiben. Darum waren auch die Klosterschulen, wo die reichen Bürgerkinder und adligen Junker unterrichtet wurden, im Durchschnitt bei weitem nicht so gut als heute unsere Dorfschulen. Aehnlich den fahrenden Schülern, die in Deutschland von Hochschule zu Hochschule zogen, trieben sich in der Mark junge Leute umher, „Bacchanten“ genannt, die vorgaben, studiren zu wollen, sich indeß mehr allerlei Kurzweil, als der Studien beflissen; kleinere Knaben „ABC-Schützen“, die sie als ihre Schüler mit sich führten, mußten für sie betteln. Leider war die Geistlichkeit, von der die anderen Stände doch alle höhere Bildung empfangen sollten, nicht bloß sehr unwissend, sondern zum großen Theil auch sehr unsittlich: beides nährte den Eifer, womit sie jeder Art von Aberglauben Vorschub that. Auch die Mark hatte durch sie ihren berühmten Wallfahrtsort; seit 1383 wallfahrteten Hohe und Niedere von nah und fern nach Wilsnack, sich durch das „heilige Blut“, das daselbst Wunder thun sollte, von Sünden und andern Uebeln erlösen zu lassen. Manchmal nahm der religiöse Wahn eine bösartigere Gestalt an, zumal wenn ein großes allgemeines Unglück unerwartet hereinbrach. Ein solches ereignete sich im Jahre 1348. Erdbeben, Feuerschein am Himmel, schwere stinkende Dunstwolken erfüllten Europa mit Schrecken; dann kam langsam, unentfliehbar, von Osten nach Westen hergezogen die Pest und lagerte sich über die Länder. Schwarze Beulen am Leibe waren das Zeichen, am dritten Tage folgte der Tod. In einem Jahre starb der dritte Theil der Menschheit. Da rissen im ungeheuern Entsetzen die heiligsten Bande, der Mann floh vor seinem Weibe, der Vater vor den Kindern, der Freund vor dem Freunde. Das letzte Gericht schien gekommen. Da stürzten sich die einen, das Leben noch auszukosten, so lange sie's hatten, in die wildesten Strudel des Genusses, in den tiefsten Abgrund der Sinnlichkeit. Andere wähnten, durch Abtödtung des Fleisches Gottes Zorn zu versöhnen; Haufen von Schwärmern zogen durch das Land, die sich bis auf das Blut geißelten und, Bußlieder singend, schwere Kreuze mit sich schleppten. Das waren die „Geißelbrüder“, die den „schwarzen Tod“ abzuwenden meinten. Bald artete die Schwärmerei in Greuel jeder Art aus; die Geißler trieben Raub und Unzucht, bis sie von den Fürsten und Bischöfen unterdrückt wurden. Am schlimmsten fuhren in solchen Zeiten die unglücklichen Juden; auch jetzt fiel der Pöbel wüthend über sie her, weil sie die Krankheit durch Vergiftung der Brunnen hervorgerufen hätten. Viele

Juden wurden sammt ihren Häusern verbrannt, andere beraubt und ins Elend hinaus getrieben. So geschah es 1349 in der Mark wie fast in ganz Deutschland; erst im nächsten Jahre, als die Pest gewichen war, legte sich auch die Raserei der Menschen.

Der Schaden, den auch der Volkscharakter durch solche Ereignisse nahm, war groß, aber noch mehr verwilderten Geist und Gemüth durch die dauernden Uebel, an denen die Mark unter den Wittelsbachern und Luxemburgern allzulange krankte, zumal durch das herrschende Räuberthum; es entsittlichte alle Klassen der Gesellschaft, indem es die Begriffsverwirrung über Recht und Unrecht zur Gewohnheit, den Sieg der rohen Gewalt zur Regel machte. Schwach und wehrlos nach außen, zerrüttet im Innern, in diesem jammervollen Zustande war die Mark, als das 15. Jahrhundert anbrach. Wird es dem Lande den Retter bringen?

Zweites Buch.

Brandenburg unter den hohenzollerschen Kurfürsten bis zum Regierungsantritt Friedrich Wilhelms d. Gr. (1415—1640).

Kurfürst Friedrich I.

Im Schwabenlande zwischen Neckar und Donau, nicht fern vom hohen Staufenberg, der die Stammburg des größten deutschen Kaisergeschlechtes trug, da liegt auch das Ahnenschloß der Hohenzollern, und ihr Name erscheint ziemlich zu gleicher Zeit mit den Staufen, nämlich 1061, zum ersten Mal in der Geschichte. Es war ein Grafengeschlecht, das dort auf dem Zollern hauste, angesehen und begütert bis zum Bodensee. Gegen Ende des zwölften Jahrhunderts erwarb es auch in Franken Besitzungen, sowie die Burggrafschaft zu Nürnberg[1], ein wichtiges Amt; denn der kaiserliche Burggraf stand in seinem Bezirk anstatt des Kaisers, er verwaltete hier dessen Güter und Einkünfte, war auch für alle die weiten Landstriche, welche in Franken und Schwaben zur staufischen Hausmacht gehörten, der oberste Richter und Kriegsherr. So recht eigentlich zum Diener des Kaisers und Reichs bestellt, führten die Burggrafen von Nürnberg ihr hohes Amt mit unwandelbarer Treue. Nach dem Untergange der Hohenstaufen, denen sie stets am eifrigsten angehangen, waren sie es, denen das Haus Habsburg seine Erhebung verdankte. Ihr Haupt, Burggraf Friedrich III., lenkte 1273 die Kaiserwahl auf den Grafen Rudolf v. Habsburg, seinen Oheim, und half demselben dann zu seinen größten Erfolgen, trug in der Schlacht auf dem Marchfelde 1278 die Sturmfahne des Reichs, überredete 1282 die Fürsten, daß sie das eroberte Oesterreich an die Söhne des Kaisers kommen ließen. Einen Dank erntete er dafür vom Hause Habsburg nicht, und sein Sohn verschaffte daher, insofern er einen Hauptantheil an dem Siege bei Mühldorf hatte, dem Wittelsbacher Ludwig den Kaiserthron.

Die hervorstechendsten Eigenschaften der Hohenzollern waren von jeher Klugheit, Tapferkeit und Wirtschaftlichkeit. Durch diese Tugenden und durch eine reiche Geldquelle, die aus ihren Bergwerken am Fichtelgebirge floß, vermehrten sie ihr Besitzthum an Städten und Dörfern, Burgen und Wäldern in einem solchen Maße, daß Kaiser Karl IV. sie 1363 zu Reichsfürsten erhob. Seitdem standen sie auch gesetzlich den großen Fürstenfamilien gleich, die sie einst alle weit zu überragen bestimmt waren. Den ersten Schritt dazu thaten sie ebenfalls mit Hülfe eines Luxemburgers. Siegmund von Ungarn und Brandenburg hatte im Jahre 1410 das höchste Ziel seines Ehrgeizes erreicht, er war deutscher Kaiser geworden; aber daß ihn ein Theil der Kurfürsten gewählt hatte, daß ihn im folgenden Jahre nach Jobst's Tode auch dessen Partei anerkannte, das verdankte er den geschickten Bemühungen seines Freundes und Berathers, des Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg; er beschloß ihn dafür kaiserlich zu belohnen. Soeben kamen die Abgesandten der Städte und Mannen aus der Mark zu ihm nach Ofen, wo er noch Hof hielt, und schilderten Brandenburgs Elend. Ihm schlug das Herz, wie er den Jammer hörte und bedachte, daß er allezeit wie ein Stiefvater an dem Lande gehandelt, aber er gestand sich, daß er jetzt unter der Last der kaiserlichen Geschäfte noch weniger als bisher dazu kommen würde, seine Pflicht gegen die Mark zu erfüllen. Ein so verwildertes Land wieder in Ordnung zu bringen, dazu bedurfte es eines klugen und starken Regenten, der sich ganz dieser Arbeit hingab. Als ein solcher mußte ihm sein Freund, der Burggraf, erscheinen. Friedrich besaß beträchtliche Machtmittel — die hohenzollersche Hausmacht in Franken[2]) umfaßte damals fast das ganze Gebiet der späteren Fürstenthümer Ansbach und Baireuth, — aber weit größer war Friedrichs persönlicher Werth. Schon die äußere Erscheinung des Mannes wird von den Zeitgenossen gerühmt, seine männliche Schönheit, seine feinen Sitten. Er war auch tapfer und fromm, doch was ihn vornehmlich auszeichnete, war seine geistige Ueberlegenheit: sein scharfer Blick, der Menschen und Verhältnisse sofort durchschaute, die Besonnenheit und Gewandtheit, auch in den schwierigsten Lagen sich leicht zurecht zu finden und sie zu bemeistern, endlich, damals selten genug, eine glänzende Bildung, genährt an den Dichtern und Geschichtschreibern in alten und neuen Sprachen. Kein Wunder, daß der geistreiche Kaiser die Freundschaft und den Rath eines solchen Mannes sehr hoch schätzte, den erprobten Gehülfen bei allen großen Ereignissen zum Beistand rief und auch jetzt zunächst an ihn dachte. Er betraute den Burggrafen Friedrich, um ihm seinen Dank und der Mark seine Pflicht zu leisten, mit dem schweren, aber ehrenvollen Amte eines Statthalters in Brandenburg, schenkte ihm dazu auch 150,000 Goldgulden, die er zwar nicht bar zahlte, für die er ihm aber die Mark als Unterpfand verschrieb (8. Juli 1411). Zugleich erließ er an die Märker den Befehl, dem Burggrafen zu gehorchen, den er ihnen „als einen rechten Obristen und Verweser" senden werde. Die Raubritter spotteten zwar über diesen „nürnberger Tand", meinten, „wenn es auch ein ganzes Jahr lang Burggrafen regnete, so wollten sie solche doch nicht in der Mark aufkommen lassen." Und als nun Friedrich (im Juni 1412) anlangte und von den Ständen die Huldigung, von den Pommern die Herausgabe der Uckermark forderte, fügte sich nur ein kleiner Theil der Mark, die Pommern brachten ihm gar am kremmer Damm eine Schlappe bei. Aber durch Festigkeit

und Klugheit wußte er sich Ansehn zu schaffen; er schloß Verträge mit den übrigen Nachbaren, deckte sich so den Rücken und setzte dann, auf kaiserliche Ermahnungsbriefe gestützt, seinen Willen gegen die säumigen Stände und gegen die Pommern durch. Gegen die Raubritter im Havellande, den Anhang der Quitzow und Putlitze, die auch jetzt noch trotzten, ja selbst zum Angriff schritten, indem sie den Verbündeten des Burggrafen mit Kriegsvolk ins Land fielen, mußte die ultima ratio der Regenten angewendet werden. Friedrich borgte vom thüringischen Landgrafen schweres Geschütz und führte seine Mannschaft damit (1. Febr. 1414) vor die Raubburgen. Zuerst fiel Friesack, so tapfer sich auch die Besatzung wehrte; dann Plaue, hinter dessen 14 Fuß dicken Mauern Hans v. Quitzow sich unüberwindlich gewähnt hatte; aber gegen die 24pfündigen Kugeln der „faulen Grete“ — so nannten die Bauern die Kanone, weil sie so schwer zu ziehen war — hielt keine Mauer Stand. Die Quitzow mußten fliehen, Hans gerieth doch bald in Gefangenschaft, Dietrich wurde später als Mordbrenner der Stadt Nauen für vogelfrei erklärt und kam elend um. Auch Rochows Burg Golzow fiel; er bat mit den Seinigen um Gnade; die Männer Stricke um den Hals, die Frauen in weißen linnenen Bußkleidern, so fielen sie dem Statthalter zu Füßen. Friedrich begnadigte sie, doch ließ er ihnen nur eins von ihren Schlössern. Im Juni 1414 hatte er im ganzen Lande die Ruhe hergestellt. Dann ließ er auf dem Landtage zu Tangermünde die Empörer gerichtlich verurtheilen, setzte einen Landfrieden fest und ertheilte den Städten, die ihn kräftig und treu unterstützt hatten, manche Vergünstigung. Auch den Nachbarfürsten war er für ihre Hülfe gegen den aufsässigen Adel verpflichtet. Er verlängerte nun die Bündnisse mit ihnen. Nachdem er dann die Statthalterschaft einstweilen seiner Gemalin, der „schönen Else“, übergeben, eilte er im August 1414 nach **Kostnitz**, wohin der Kaiser soeben ein allgemeines Konzil der ganzen abendländischen Christenheit und einen Reichstag der deutschen Fürsten berufen hatte.

Denn es handelte sich um die größten Dinge: es galt, die Kirchenspaltung zu beseitigen, die monströse Erscheinung, daß drei Päpste — zu Avignon, zu Rom und in Oberitalien — neben einander bestanden; es galt ferner, eine Besserung der Kirche, ihre Reformation an Haupt und Gliedern vorzunehmen und die Ketzerei des Böhmen Johann Huß auszurotten. Dieser kühne Mann hatte es gewagt, die himmelschreiendsten Mißbräuche — die Sittenlosigkeit der Pfaffen, die in Schwelgerei und Wollust es Allen zuvorthaten und durch den Verkauf der Absolution ungeheure Summen von den Völkern erpreßten, die Entartung des Gottesdienstes, die Vermengung des Geistlichen mit dem Weltlichen, die Herrschaft des Papstthums — und manchen falschen, schädlichen Glaubenssatz vor allem Volke aufzudecken; unter großem Zulauf predigte er in Böhmen seine neue Lehre. Aber mehr als von einem einzelnen Geistlichen hoffte man von einem allgemeinen Konzil. Mit gespannter Erwartung richtete daher das ganze Abendland seine Blicke nach Kostnitz, wo nun Patriarchen und Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe, Aebte und Priester, viele tausend Kirchenlichter aus allen Reichen der Christenheit, ferner alle deutschen Fürsten, fremde Gesandte, viel Adlige und Volk sich um den Kaiser sammelten. Da sah man alle Pracht der Erde, aber auch leidenschaftlichen Streit und große Unsittlichkeit. Vier Jahre lang wurde hier geredet und verhandelt, die Hoffnung der Völker zuletzt doch getäuscht. Denn

gerade die wichtigste Aufgabe, die Reformation, ward nicht gelöst. Denn der Papst, den man nach Absetzung der drei vorhandenen gewählt hatte, und die übrigen fremden Hohenpriester machten alle Anstrengungen des Kaisers und der deutschen Reformfreunde zu Schanden; es blieb beim Alten, und den edeln Huß der auf Siegmunds kaiserliches Wort unter freiem Geleit erschienen war, verbrannten sie als einen verstockten Ketzer (am 6. Juli 1415), da sie ihn nicht widerlegen konnten.

Ein besseres Ergebniß lieferte der kostnitzer Reichstag. Burggraf Friedrich hatte seine Fähigkeit, die Mark in Ordnung zu bringen, während seiner kurzen Statthalterschaft so glänzend bewiesen, daß der Kaiser beschloß, sie ihm ganz und für immer anzuvertrauen. Ueberdies konnte ihm sein Freund als Kurfürst noch eine weit größere Stütze sein wie als bloßer Burggraf und Statthalter. Daher trat er ihm durch Urkunde vom 30. April 1415 die Mark Brandenburg mit der Kurwürde und dem Erzkämmeramt als erblichen Besitz ab. Der Vorbehalt, den Siegmund sich dabei ausmachte, daß nämlich er oder seine männlichen Erben sie für 400,000 ungarische Gulden wiedererwerben könne, erlosch in der Folge von selbst, da sowol er als sein Bruder Wenzel ohne Söhne starben.

Daß aber diese Abtretung kein Kaufgeschäft war, sondern freiwillig und als Dank und Anerkennung für Friedrichs Verdienste um den Kaiser und um die Mark geschah, geht auch aus der Urkunde selber hervor. Der Kaiser sagt darin: „Da uns nach der Gnade des allmächtigen Gottes so viele und so weite und breite Königreiche zu verwesen befohlen sind, daß wir, um die alle löblich zu regieren, engelgleicher Kräfte bedürften, unsere Menschlichkeit und nothdürftige Kraft das aber ohne trefflichen Rath und Beistand nicht vermag, und da wir ganz besondere Liebe zu dem würdigen Kurfürstenthum der Mark Brandenburg haben, nämlich weil wir dasselbe aus unserer väterlichen Erbschaft zuerst besessen haben, deshalb wollen wir ihr und ihren Einwohnern immer gern guten Frieden, Gemächlichkeit und Ruhe verschaffen. Nachdem solche unsere besondere Liebe unser königliches Gemüth vormals bewogen hatte, daß wir den hochgebornen Friedrich, Burggrafen zu Nürnberg, unsern lieben Oheim und Fürsten in Ansehen und Betracht seiner Redlichkeit, Vernunft, Macht, Festigkeit und andrer seiner Tugenden, womit der allmächtige Gott ihn mannigfach geziert hat, insbesondere aber seiner lauteren und bewährten Treue, die er gegen uns hat, aus eigner Bewegung zu unserm rechten Obristen, Verweser und Hauptmann über die Mark bestellt haben, — nachdem aber weiter unsere Sorge und Arbeit für die heilige Kirche, das heilige Reich und zum allgemeinen Frommen sich also vermehrt haben, daß wir uns nicht vermessen können, selber in die Mark ziehen zu wollen, — — da nun auch landkundig ist, daß gedachter Friedrich durch seine Vernunft mit seiner Macht, Arbeit und Wagniß, sowie auch mit großen Aufwandungen und Kosten, die er aus seinem eigenen Vermögen gemacht hat, die Mark in einen so trefflichen Zustand des Friedens und guter Ordnung gebracht, Räubereien und Unthaten in derselben ausgerottet, — da es uns denn auch billig zu sein dünkt, daß wir uns für solche Arbeit ihm dankbar erweisen und daß ihm seine Kosten wieder erstattet werden, — aus allen diesen Gründen und auch in Erwägung seiner willigen, nützlichen und getreuen Dienste, die er uns unverdrossen gethan hat und täglich thut, — dazu endlich in der Absicht, daß der Friede und die

Besserungen der Mark erhalten bleibe und zunehme, haben wir den vorgenannten Friedrich und seinen Erben die Mark und das Kurfürstenthum mit dem Erzkammermeisteramte und mit allen und jeglichen Würden, Ehren, Rechten, Landen u. s. w. gnädiglich gegeben und ihn zu einem wahren und rechten Markgrafen darüber gemacht."

Mit dieser Urkunde und andern kaiserlichen Empfehlungs- und Gebotsschreiben begab sich Friedrich nun wieder nach der Mark, um wie es Brauch und Sitte war, sich als Landesherrn huldigen zu lassen und seinerseits den Ständen ihre altverbrieften Rechte und Freiheiten zu bestätigen. Am 21. Oktober im „hohen Hause"[3] zu Berlin geschah die feierliche Handlung; der Propst von Berlin las den versammelten Ständen die Briefe des Kaisers vor; darauf schworen die Stände dem Markgrafen Friedrich und seinen Erben Treue und Gehorsam „nach Ausweis seiner Briefe", wogegen der Markgraf die Freiheiten, Rechte und Gewohnheiten der Städte, Ritter und Geistlichkeit im ganzen und einzelnen sämmtlich durch sein Wort und seine Unterschrift bestätigte und verbürgte. Seine Belehnung durch den Kaiser erfolgte erst später; sie geschah am 18. April 1417 zu Kostnitz mit größter Feierlichkeit und vielem Gepränge.

Siegmund hatte in der Mark nicht mehr abtreten können, als er selbst besessen; und das war, wenn man nur auf die materiellen Machtmittel sah, keineswegs viel; der größte Theil der landesherrlichen Güter, Rechte, Einkünfte war ja während der letzten 100 Jahre in andere Hände gekommen. Um für die Mark so viel zu leisten, als sein glücklicher Anfang versprach, hätte Friedrich also auch in der Folge sich der Gunst des Kaisers erfreuen, jedenfalls aber dem Lande seine ungetheilte Kraft und Aufmerksamkeit zuwenden müssen. Keins von beidem geschah. Der neue Kurfürst gedachte bei aller Dankbarkeit und Treue gegen den Kaiser doch keineswegs, die Ueberzeugung und die Pflichten gegen sein Land demselben zum Opfer zu bringen; namentlich die Maßregeln, die Siegmund, seit 1419 König von Böhmen, gegen die Anhänger des Huß traf, mochte er nicht unterstützen, oder unterstützte sie doch nur lau; schon dadurch verlor er beim Kaiser viel. Und doch hatte er hierin nur allzusehr Recht gehabt. Siegmunds unbesonnene Strenge goß in Böhmen nur Oel ins Feuer und entflammte jene furchtbaren Hussitenkriege, die 15 Jahre lang den Osten Deutschlands verheerten. Denn religiöse Begeisterung und der Nationalhaß gegen die Deutschen stachelte das czechische Volk zum Kampf auf Leben und Tod. Allerorten in Böhmen scharten sich die Hussiten, besonders die Landleute, zusammen, trieben die Deutschen, die es mit Papst und Kaiser hielten, aus dem Lande und verübten gegen Kirchen und Klöster, gegen alle, die widerstrebten, entsetzliche Greuel. Vergebens brachte der Kaiser den Reichskrieg, die Geistlichkeit ringsum den Kreuzzug gegen die Ketzer zu Stande; es half auch nichts, daß man einmal den Kurfürsten Friedrich zum obersten Anführer der Reichstruppen einsetzte; die Ritter und Söldner wurden von den handfesten Bauern niedergehauen, und die Kreuzheere liefen voll Schrecken vor den Wüthenden auseinander. Denn die Hussiten stritten nicht blos mit der Kraft nationaler und religiöser Begeisterung, sondern auch in einer ganz neuen und sehr wirksamen Kriegsweise, die der blinde Ziska unter ihnen aufgebracht hatte. Sie kämpften regelmäßig, zu Fuß, in großen Vierecken aufgestellt, gestützt auf bewegliche Wagenburgen oder hinter denselben gedeckt; nach dem Takt

der Feldmusik und unter dem Schall ihrer geistlichen Kriegslieder droschen sie mit ihren schweren Flegeln die Feinde nieder, während ihre Reiter und mit Feuerbüchsen bewaffnete Schützen Unordnung in das Kreuzheer brachten. Bald gingen sie von der Abwehr gar ihrerseits zum Angriff über; hussitische Horden unter Anführung des großen und kleinen Prokop verwüsteten mit Mord und Brand die Nachbarländer. Auch über der Mark entlud sich das Unwetter oft in furchtbaren Schlägen; am gewaltigsten im Jahre 1432. Hundert märkische Dörfer, auch die Städte Lebus, Müncheberg, Strausberg, Altlandsberg gingen damals in Flammen auf; was fliehen konnte, floh nach Berlin; nur Frankfurt a. O. widerstand. Von der Oder zog der große Prokop dann in die Mittelmark und belagerte Bernau; aber die tapfern Bürger schlugen alle seine Stürme tapfer ab, bis der Kurprinz Friedrich mit einem Heer zu Hülfe kam und die Hussiten zum Rückzug nach Böhmen nöthigte. Endlich gelang es den Bemühungen des Kurfürsten Friedrich und anderer gemäßigter Reichsstände, den Kaiser und die Päpstlichen zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Auf der Kirchenversammlung zu Basel erhielten die Hussiten (1433) einige Zugeständnisse in geistlichen Dingen, namentlich den Laienkelch, und da dann auch unter ihnen die gemäßigte Partei obsiegte, so unterwarf sich 1436 dem Kaiser ganz Böhmen.

Einen noch härteren Stoß als durch die hussitische Sache erlitt Friedrichs und Siegmunds Freundschaft, als die beiden auch in der auswärtigen Politik uneins wurden. Der Kurfürst suchte die Anwartschaft auf den polnischen Thron an sein Haus zu bringen, ein vergebliches Bemühen, das doch den Zorn des Kaisers erregte, der ebenfalls Absichten auf Polen hatte. Friedrich hatte bald die übeln Folgen zu empfinden. Nicht bloß daß der Kaiser nach dem Aussterben der sächsischen Askanier das Herzogthum Sachsen-Wittenberg dem Hause Hohenzollern versagte und (1423) an das Haus Wettin gab; er hemmte den Kurfürsten sogar in seinen Bemühungen, die Grenzgebiete, die von der Mark abgekommen waren, wieder zu gewinnen. Nur Angermünde und die Lehnshoheit über Mecklenburg-Stargard rang Friedrich den Pommern und Mecklenburgern wieder ab.

Es fehlte dem Kurfürsten indeß auch an der rechten Liebe zur Mark. Er war hier fremd, er konnte sich in diesem verwilderten Lande nicht wol fühlen; seine zivilisirtere fränkische Heimat zog ihn weit mehr an. Ueberdies nahmen ihn die Geschäfte des deutschen Reichs zu sehr in Anspruch. So kam's, daß er schon 1426 die Verwaltung der Mark an seinen Sohn Johann gab und nach Franken zurückkehrte, wo er auch (am 21. September 1440 auf dem Schloß Kadolzburg) 68 Jahr alt gestorben ist.

Friedrich II. der Eiserne.

Nach der Verfügung des Vaters theilten seine Söhne in der Art, daß der älteste, Johann, das Fürstenthum Baireuth, der zweite, Friedrich, die Mark, der dritte, Albrecht, das Fürstenthum Ansbach bekam. Der neue Kurfürst war allerdings fähiger, die Mark zu regieren, als sein Bruder Johann; Friedrich II. hatte des Vaters Besonnenheit und Festigkeit wie dessen Milde und Mäßigung geerbt; eigenthümlich war ihm die zähe Beharrlichkeit, womit er das, was er einmal an-

gefaßt, festhielt, bis es sich seinen Absichten fügte; eine Eigenschaft, die ihm den Beinamen „mit den eisernen Zähnen" erwarb. Ein anderer hervorstechender Zug an ihm war seine wahrhafte Herzensfrömmigkeit; dagegen fehlte ihm des Vaters gewinnende Weise; sein Wesen war vielmehr ernst und still bis zur Schwermuth.

Von Anfang seiner Regierung an setzte er sich ein Hauptziel: der Mark wieder den Umfang zu verschaffen, den sie dem Rechte nach haben sollte. 30 Jahre lang, bis an sein Ende hat er an dieser Aufgabe gearbeitet, und es ist ihm ihre Lösung fast vollständig gelungen. Die Mittel dabei waren, je nach den Umständen, Gewalt, Kauf, Verträge; doch zog er als weiser Fürst Unterhandlungen den Fehden vor, wenn er auch, wo es Noth that, gar wohl dreinzuschlagen wußte. So gelang es ihm durch friedlichen Vergleich 1462 von Böhmen die lausitzischen Landschaften und Städte Kotbus, Peiz, Teupitz und Bärwalde, sowie die Anwartschaft auf Beeskow und Storkow, von dem Erzbisthum Magdeburg 1450 den Verzicht auf die alte Lehnshoheit und gegen einige altmärkische Ortschaften, die Grafschaft Stolberg-Wernigerode, durch Rückkauf vom deutschen Orden 1455 die Neumark zu erlangen. Immer auch auf die ferne Zukunft seines Hauses bedacht, erwarb er 1442 von Mecklenburg, das ihm für das Ländchen Wenden die Stadt Lychen und das Kloster Himmelpforte zurückgab, die Anwartschaft auf jenes ganze Herzogthum und schloß 1457 mit Sachsen und Hessen eine Erbverbrüderung. Am wenigsten richtete er an der Nordgrenze, gegen Pommern, aus, und doch hatten die brandenburgischen Markgrafen gerade auf dieses Land von jeher die sehnsüchtigsten Blicke geworfen, besaßen auch einige Ansprüche darauf, namentlich aus einem Erbvertrage von 1338 die Anwartschaft auf das Herzogthum Stettin. Aber in dem jahrhundertelangen Kampfe hatte die pommersche Kernkraft sich der märkischen Gewandtheit noch allemal erwehrt. So geschah es auch jetzt. Es war im Jahre 1464, daß man den letzten Herzog von Pommern-Stettin begrub; die Stände waren um die Gruft versammelt; da ergriff der Bürgermeister von Stettin, Albrecht von Glinden, der gut deutsch gesinnt war, den Schild und Helm der Herzöge von Stettin und warf beides dem Sarge nach ins Grab mit den Worten: „da liegt unsere Herrschaft von Stettin." So war's Sitte, wenn man den letzten eines Fürstengeschlechts begrub. Aber sofort sprang ein pommerscher Ritter ins Grab, holte Helm und Schild wieder heraus und rief: „Nicht also! wir haben noch erbliche angestammte Herrschaft, die Herzöge von Pommern-Wolgast, denen gehört Helm und Schild zu." Vergebens widersprach die kleinere märkische Partei, die Wolgaster erbten. Ebenso wenig half es dem Kurfürsten, daß seine Freunde im Reich an einem Tage 19 Absagebriefe nach Pommern sandten; der Krieg trug den Brandenburgern nichts ein als eine schreckliche Verheerung beider Länder.

Während Friedrich II. mit abwechselndem Glücke, doch mit Ausdauer und im ganzen erfolgreich bemüht war, seine Macht nach außen zu erweitern, verlor er die Grundlage derselben, die Gewalt im Lande selbst nie aus den Augen, und es gelang ihm durch kluge Benutzung der Umstände sie ungemein zu verstärken: wie sein Vater den märkischen Adel, so hat er die märkischen Städte unterjocht. Die Uneinigkeit unter den Bürgern selber lieferte ihm dazu die erwünschte Handhabe, und das Uebermaß ihrer Freiheiten entschuldigte ihn, wenn er sie verkürzte.

Als die Hohernzollern ins Land kamen, war die Macht der Städte hier so groß, daß der Landesherr in ihnen fast nichts mehr zu sagen hatte, und Friedrich I. mußte froh sein, daß diese Macht ihn aus freien Stücken gegen die Raubritter unterstützte, wie es geschah. Ihr Selbstgefühl war dadurch noch mehr gewachsen und artete oft in Uebermuth aus. Sollte der Kurfürst es in Geduld ertragen, weil diesen übergroßen Rechten die gesetzliche Form nicht fehlte? denn allerdings, die Städte hatten ihre Freiheiten mit schwerem Gelde erkauft und sich durch unzählige Urkunden von den Landesherren bestätigen lassen.

Unter den märkischen war keine mächtiger durch Volkszahl und Wolstand als die Doppelstadt Berlin-Köln. Diese beiden, wie so viele Städte zwischen Elbe und Oder allmählich aus alten wendischen Ortschaften erwachsen, hatten durch das deutsche Wesen, das sehr bald alles Slawische aus ihnen verdrängte, schon im 13. Jahrhundert einen großen Aufschwung genommen, aber alle Genossen, selbst das alte ehrwürdige Brandenburg, erst dann überflügelt, als sie sich 1307 zu einer Stadt verbanden, die unter der Regierung und Verwaltung eines gemeinschaftlichen Rathes stand. Gleichwol brachen zwischen ihnen oft Eifersüchteleien und Zwistigkeiten aus, daneben entbrannte hier wie anderwärts der Kampf der Zünfte gegen die Geschlechter. Im Jahre 1442 ward nun der Streit so erbittert, daß die eine Partei unter den Bürgern, die eine Trennung der beiden Städte wünschten, den Kurfürsten zum Schiedsrichter rief. Rasch war er bei der Hand, stand, ehe die Hadernden zur Besinnung gekommen, mit 600 Reitern vor dem „spandauer Thor", erhielt in der allgemeinen Bestürzung und Verwirrung Einlaß und bemächtigte sich der Stadt. Was fruchteten da die alten Pergamente, die es schwarz auf weiß erwiesen, daß die Stadt berechtigt sei auch dem Landesherrn den Eintritt zu weigern, wenn er mit Kriegsvolk komme, und daß in städtische Dinge niemand einzugreifen habe als Rath und Bürgerschaft. Der Kurfürst nahm die Schlüssel der Thore an sich, setzte für jede der beiden Städte einen besonderen, zum Theil aus den Geschlechtern, zum Theil von dem Ausschuß der Viergewerke gebildeten Rath ein und bestimmte, daß derselbe fortan jährlich von den Bürgen gewählt, vom Landesherrn bestätigt werden sollte; zugleich verbot er den Städten, auf eigene Hand mit anderen ein Bündniß zu schließen. So zerriß er die städtischen Rechtsbriefe und gab der Stadt eine Verfassung mit populärem Anstrich, monarchischem Wesen; denn wenn nunmehr auch die Handwerker ihren Antheil an der Verwaltung bekamen, so herrschte doch in der That der Fürst. Kaum war er abgezogen, so brach der allgemeine Unwille los; die Bürger rotteten sich zusammen, verjagten die Kurfürstlichen und stellten ihre alte Verfassung wieder her. Nun behandelte Friedrich sie als Empörer; er nahm ihnen zur Strafe mehrere Dörfer weg und begann 1443 auf einem Stück Landes an der Spree zwischen Berlin und Köln den Bau einer Zwingburg. Die Städter stemmten sich nach Kräften dawider, verübten auch in ihrem Zorn gegen die kurfürstlichen Diener manche Gewaltthat und sagten dem Kurfürsten zuletzt offen ab. Aber die Hülfe, die sie von den übrigen Städten der Mark und von der Hansa gefordert, blieb aus; die märkischen Stände, vom Kurfürsten zur Entscheidung der Sache berufen, erklärten sich 1447 auf dem Landtag zu Spandau sogar gegen Berlin und Köln; diese mußten sich daher unterwerfen. Die Anordnungen des Kurfürsten vom Jahre 1442 traten wieder in Kraft, einige Führer der Bür-

gerschaft wurden verbannt oder ihrer Lehen beraubt; alle anderen Bürger mußten dem Kurfürsten Treue und Gehorsam schwören; fortan setzte er die städtischen Behörden ein. So endete 1448 der „berliner Unwille“ mit dem vollständigen Siege des Fürsten. Drei Jahre darauf ward auch das kurfürstliche Schloß an der Spree vollendet und hielt die Bürgerschaft seitdem in dauernder Abhängigkeit. Der Kurfürst wählte es zum Sitz seiner Regierung. So ward Berlin-Köln aus einer fast ganz unabhängigen und freien Stadt eine fürstliche Residenz und Hauptstadt der Mark Brandenburg. — Berlins Niederlage schreckte auch die anderen Städte und schaffte dem Kurfürsten überall Gehorsam. Der Staat im ganzen konnte dabei nur gewinnen; eben deshalb vertrug sich Friedrichs gewaltsames, ohne Zweifel wiederrechtliches Verfahren gegen die Städte ganz wol mit seiner Gottesfurcht; sie ging bei ihm immer Hand in Hand mit der Politik. Dies zeigte sich so recht in seiner Stiftung des „Schwanenordens“ (1443), eines Vereins von Edelleuten und Edelfrauen, die sich verpflichteten untadelig und gottselig zu leben und einander christlich und brüderlich mit Rath und That beizustehen.[4] Friedrich II. beabsichtigte damit zweierlei: seinen märkischen Adel zu frommen Rittern zu erziehen und ihn zugleich fester an die Person des Fürsten zu ketten. Dieselbe Verbindung von Regentenklugheit und Religiosität zeigte sich in seinem Verhalten gegen die Kirche. Denn wenn er einerseits durch damals schon seltene Werke der Frömmigkeit, durch eine Pilgerfahrt nach Jerusalem (1453), durch die Stiftung des Doms in Köln an der Spree (1469), seine religiöse Gesinnung bethätigte, so gestattete er andrerseits der Geistlichkeit doch keinerlei Uebergriffe in rein staatliche Angelegenheiten; vielmehr beschränkte er ihre Gerichtsbarkeit und litt nicht, daß sie, wie sonst wol geschehen war, Streitsachen der Laien vor ihren Stuhl zog. In den größten wie in den kleinen Dingen, bewährte er die gleiche, maßvolle Besonnenheit; auch in rein persönlichen Angelegenheiten. Zweimal wurde ihm eine Königskrone angeboten, 1446 die polnische durch einen Theil der polnischen Magnaten, 1468 die böhmische durch den Papst; er lehnte beide Anträge ab, um sich nicht auf Unternehmungen einzulassen, die seine Kräfte wahrscheinlich weit überstiegen.

Der nachdenkliche Ernst, der ihm immer eigen war, ging gegen Ende seines Lebens, da ihn in seiner Familie durch den Tod seines Sohnes, im Staate durch den ungünstigen Ausgang der pommerschen Feldzüge viel Mißgeschick traf, in so tiefe Schwermuth über, daß er beschloß, zu Gunsten seines Bruders Albrecht abzudanken. Er that es 1470 auf dem Landtage zu Berlin, und nachdem hier Kurfürst und Stände unter Thränen und Segenswünschen von einander Abschied genommen, begab sich Friedrich nach Franken auf die Plessenburg; dort starb er schon im folgenden Jahre.

Albrecht Achilles.

Ein gewaltiger Ritter der Kurfürst Albrecht, den man den deutschen Achill nannte; auf allen Turnieren war er zu finden; in Stahl von Kopf zu Fuß oder im Lederkoller auf seinem Streithengst, gleichviel, seine Lanze streckte den Gegner allemal in den Sand. Viel lieber ritt er doch zum blutigen Ernst; in Deutsch-

land und Polen, Preußen, Ungarn und Böhmen, auf hundert Schlachtfeldern hat er mitgestritten, einst, noch Burggraf, den Nürnbergern in einem Jahr neun Treffen geliefert; da schlug er sich einmal durch 800 Nürnberger zum Stadtbanner Bahn, packte, hielt unter einem Regen von Schwerthieben die Fahne fest, bis seine Ritter herangedrungen, und er siegesfroh, ob auch aus Mund und Nase blutströmend, wieder auf sein Roß springen konnte. Wie er an Kraft und Schönheit, an Heldenmuth und Kriegsruhm, an aller ritterlichen Zierde unter den Rittern seinesgleichen nicht hatte, so überstralte sein Hof durch Pracht und Glanz alle andern fürstlichen Höfe Deutschlands. Sein Wohnsitz, die Kadolzburg, war weit und breit berühmt, da gabs die herrlichsten Feste, da sah man in den reichen Sälen die tapfersten Ritter, die schönsten Damen, voll feiner Sitte und in köstlichem Staate. Da gingen die Pagen in rother Seide, und selbst die Pferde waren mit rothem Sammet bedeckt.

Auch die arme Mark hatte von der fränkischen Pracht gehört. Als nun Albrecht Achilles 1471 zur Huldigung nach Salzwedel kam, das für brandenburgische Verhältnisse eine reiche Stadt war, empfingen ihn die Bürger mit dem äußersten, was sie von Pracht wußten: nach der Einholung brachte der Magistrat seine Gastgeschenke dar, — außer Hafer, Fischen, Hammelkeulen und Bier, zwei große Mulden voll Eingemachtes, Klaretwein und eimbecker Bier, ferner zwei noch größere Mulden voll Bohnenkuchen mit Mandeln und Ingwer, auch Körbe voll Aepfel und Birnen. Der Kurfürst nahm das sehr geringschätzig auf, er war an ganz andere Herrlichkeiten gewöhnt. Noch weniger gefielen ihm die Sitten der Märker, die freilich ungeschlacht genug waren. Den märkischen Adel nun gar sah er für voll nicht an; er vermißte an ihm die feine Art und das ritterliche Wesen der Franken, die er daher überall vorzog. Ebenso verachtete er die Städter; er mochte die Krämer nicht leiden; ihre bürgerliche Hantirung schätzte er nicht, ihre Rechte und Freiheiten dem Ritter und Fürsten gegenüber hielt er für verwerfliche Ueberhebung und Hochmuth. Zwar bestätigte er ihnen, wie den anderen Ständen, ihre Gerechtsame, weil es einmal so Brauch war; aber er ließ sich theuer dafür bezahlen. Er wollte sogar auf eigene Hand eine neue Steuer, die Bierziese, auflegen, was indeß an den Widerspruch der Stände scheiterte. Sie bewilligten ihm dagegen (1472) ein für alle Mal 100,000 Gulden, doch unter der Bedingung, daß dies Geld nur zur Deckung der Landesschulden verwendet werde; auch dürfe der Kurfürst keine andere Bede einbringen als in den drei Fällen, für die damals außerordentliche Auflagen gestattet waren, nämlich wenn er mit Beirath der Stände Krieg erheben, wenn er eine Niederlage erleiden, und wenn er seine Kinder verheiraten sollte. Von der bewilligten Summe hatten die Städte die größte Hälfte, Adel und Geistlichkeit die kleinere, einen Theil der Kurfürst selber (für seine Domänen) zu leisten. Albrecht that dies dadurch, daß er auf Grund eines kaiserlichen Rechts gewisse Waren mit einem Zoll belegte. Darüber gabs nun mit den Ständen neuen Streit, bis ein Schiedsgericht, gebildet aus hohen Geistlichen, Adligen, Bürgermeister und Landschöffen, zu Gunsten des Kurfürsten entschied. Aber die Unzufriedenheit der Märker über den Zoll, wie über Albrechts ganzes Auftreten war groß und dauernd; man äußerte, im Kriegsfall werde man keine Mannschaft stellen. Diese Stimmung verleidete dem Kurfürsten

den Aufenthalt in der Mark noch mehr; sie bestärkte auch die pommerschen Herzöge, über die sich Albrecht 1470 vom Kaiser hatte die Belehnung ertheilen lassen, in ihrem Widerstande. Den Waffen setzten sie die Waffen, der List ihren gesunden Verstand entgegen; verstrickte sie der Markgraf in die Netze staatskluger Verhandlungen, so schlugen sie mit der Faust durch; kurz die Pommern „waren nicht gut zu flechten.“ Verdrießlich kehrte Albrecht nach Franken zurück; die „Sandbüchse des heiligen römischen Reichs“ mochte ihm indeß sein Kurprinz Johann bewahren. Erst als dieser, von den Pommern und zugleich von den Ungarn und Schlesiern, denen er Glogau das Witwentheil seiner Schwester, der Herzogin von Glogau, abringen sollte, schwer bedrängt, Boten über Boten um Hülfe schickte, erschien endlich der Kurfürst mit einem fränkischen Heere 1478 wieder in der Mark und führte den Sieg zurück. Er bewährte jetzt seinen Namen, schlug die Pommern, die im prenzlauer Vertrage 1473 seine Lehnshoheit anerkennen mußten, schlug auch den schlesischen Herzog Hans von Priebus sammt seinen Ungarn; sie traten dann (im kamenzer Vertrage 1482) wenigstens Krossen, Züllichau, Sommerfeld und Bobersberg an die Mark ab.

In dem ruhmvollen Jahre 1480 hatte die Mark den alternden Helden zum letzten Male gesehen; er überließ sie fortan ganz und gar dem Prinzen Statthalter, während er selbst auf der Kadolzburg prachtvoll Hof hielt oder für die Wolfahrt des deutschen Reichs thätig war. Und doch bedurfte die Mark so sehr des überall gegenwärtigen Auges und Armes eines sorgsamen Landesvaters. Prinz Johann konnte beim besten Willen nur wenig leisten; denn das Geld, das er zum Besten des Landes hätte verwenden mögen, mußte er nach Franken an den üppigen Hof seines Vaters senden. Dort ward geschwelgt; der Statthalter litt an allem Mangel, lebte auch für seine Person höchst ärmlich, wie er denn seine Hochzeit mit einer sächsischen Prinzessin um der Kosten willen Jahre lang aufschieben mußte.

Doch dankt das Haus Hohenzollern und mit ihm das Vaterland den Kurfürsten Albrecht eine große Wolthat: jenes Hausgesetz, das unter dem Namen dispositio Achillea bekannt ist; er erließ es 1473 im Schloß zu Köln an der Spree und bestimmte darin, daß die Mark Brandenburg stets ungetheilt auf den ältesten Sohn, oder falls Söhne mangelten, auf den ältesten Bruder vererben, die fränkischen Besitzungen Ansbach und Beireuth der jüngeren Linie zufallen sollten. Zweierlei bewirkte er dadurch: es wurde verhindert, daß die hohenzollersche Hausmacht sich durch Ländertheilungen zersplitterte, wie es in andern Fürstenhäusern, z. B. bei den Wettinern, geschah; und die hohenzollerschen Kurfürsten wurden genöthigt, in der Mark ihren dauernden Wohnsitz zu nehmen. Beides ist für Brandenburgs Glück und Größe von den allerheilsamsten Folgen gewesen.

So hat sich Albrecht Achilles um die Märker, deren Liebe er weder suchte noch fand, doch vielfach verdient gemacht. Er starb 1486 (zu Frankfurt am Main) 72 Jahre alt, mehr die Bewunderung der Welt, als die Freude seiner Unterthanen.

Johann Cicero.

Die ersten drei hohenzollerschen Kurfürsten waren tüchtige, zum Theil große Männer gewesen, aber sie hatten den Märkern doch nie recht nahe gestanden, waren immer Franken geblieben. Ihre ganze Weise hatte für ihre brandenburgischen Unterthanen etwas Fremdartiges, selbst Abstoßendes; es kam bisher zu keinem Herzensbunde zwischen dem Fürsten und dem Volke von Brandenburg. Jetzt aber wurde ein solcher geschlossen. Johann, der nach dem Hausgesetze das Kurfürstenthum erbte, während Albrechts zweiter Sohn in Ansbach, der dritte in Baireuth (Kulmbach) folgte, Johann war ein Hohenzoller, aber zugleich ein ganzer Märker. In Brandenburg zum Manne erwachsen, hatte er des Landes Sitte und Mundart angenommen, und weil er Land und Leute kannte und sich mit ihnen eins fühlte, so schätzten, liebten sich beide Theile. Zwar so ein Kriegsheld wie Albrecht Achilles war er nicht, obwol es ihm an Muth und Entschlossenheit nirgends gebrach; sein Sinn war friedlich, seine liebsten Neigungen gehörten der Wissenschaft; er wußte gelehrt zu reden, in deutscher und fremder Zunge, zumal auf Latein, wie ein Cicero. Am meisten gefiel den Märkern, daß er gleichsam die Ordnung und Sparsamkeit selber war; einen solchen Fürsten brauchten sie gerade. Ihm bewilligte der Landtag 1488 auch die Forderung die sein Vater nie hatte durchsetzen können; er durfte 7 Jahre hindurch die Bierziese erheben, 12 Pfennige für die Tonne, und zwar zu zwei drittel für sich, zu einem für die Städte. Nur die altmärkischen Städte wollten sich auch jetzt nicht fügen; am widersetzlichsten war Stendal, wo das Volk die Steuerbeamten verjagte oder tödtete; erst mit Waffengewalt wurde der Kurfürst des Aufstandes Herr. Aber er täuschte das Vertrauen der Stände auch nicht, hielt mit ihrem Gelde vielmehr so wirtlich Haus, brachte den Staatshaushalt in so gute Ordnung, daß er nicht blos (1490) die lausitzische Herrschaft Zossen um 16,000 rheinische Gulden kaufen, sondern auch alle Vorbereitungen zu einem großartigen Werke zur Stiftung einer Landesuniversität treffen konnte.

Den Gedanken dazu brachte er 1495 vom wormser Reichstage heim; dort hatte der geistreiche und wolmeinende Kaiser Maximilian II. so manche heilsamen Anträge eingebracht, einige, wie den „ewigen Landfrieden" und die Bildung eines Reichskammergerichts auch durchgesetzt, anderes Gute, besonders durch den Wunsch, ein jeder Kurfürst möge in seinem Lande eine Hochschule errichten, wenigstens angeregt. Uebrigens hatte die wissenschaftliche Bildung, seit 1450, seit Gutenbergs Erfindung, einen solchen Aufschwung genommen, in den Augen der Fürsten wie in der öffentlichen Meinung einen so hohen Werth erlangt, daß nirgends der Wille fehlte, ihr neue Pflanzstätten zu erschaffen. Aber solche Stiftungen kosteten viel Geld; ein jeder Fürst rechnete sie sich zur Ehre, doch nur wenige hatten wie der brandenburgische die Mittel dazu. Johann bestimmte Frankfurt a. O. zu dem neuen Sitz der Musen und begann mit Hülfe des leipziger Professors Pistorius alle nöthigen Einrichtungen vorzubereiten; aber er erlebte die Vollendung des Werkes nicht mehr; erst 44 Jahre alt, starb er (8. Januar 1499) zu Arneburg. Wie er zuerst unter den Hohenzollern in der Mark seinen dauernden Wohnsitz

nahm, so war er auch der erste Hohenzoller, der hier sein Grab fand. Auf seiner Ruhestatt im Dom zu Köln ist ihm nachmals (um 1550) von seinem Enkel ein herrliches Denkmal errichtet worden, ein Werk des berühmten Peter Vischer aus Nürnberg; auch ohne dies blieb das Andenken des redlichen und wolwollenden Kurfürsten Johann bei den Märkern lange in verdienten Ehren.

Innere Zustände der Mark im 15. Jahrhundert.

Das 15. Jahrhundert, das letzte des Mittelalters, zeigt bereits die ersten Uebergänge zu einer neuen Zeit. Da welken alte Formen und aus der Verwesung keimt neues Leben; da stehen noch ehrwürdige Werke von Menschenhand, gleich alten Riesenbäumen, aber schon rauscht Gottes Oden heran, was innerlich morsch ist, niederzuwerfen, damit die junge Pflanzung Luft und Licht bekomme. Was schön und heilsam war in seinen Tagen, hat nun seine Zeit erfüllt und geht dahin, um Besserem Platz zu machen. Wie herrlich erblühte im 13. Jahrhundert das deutsche Ritterthum, im 13. und 14. das deutsche Bürgerthum! Stolz und frei wie der Adler saß der Edelmann auf seiner Burg, und ein Bürger von Nürnberg, von Augsburg, von Ulm und so vielen anderen reichen und freien Städten tauschte nicht mit Königen. Aber indessen sank das Volk, das in den Hütten zwischen den Edelsitzen und festen Städten lebte, tiefer und tiefer in Knechtschaft und Elend, und die seiner warten sollten, die Diener Gottes, ließen es verkommen und gaben ihm statt Brotes Steine. Dafür fallen nun — hier früher, dort später — die Stände allzumal in die Hand des Fürsten, der die Sonderstaaten im Lande umwirft, den Adel, den Städten, der Geistlichkeit ihre Macht nimmt, so daß alle nicht mehr Wenigen, sondern dem Ganzen dienen, welches der Fürst darstellt, denn sein Beruf ist es nun, einem jeden das Seine zu geben. Diese Entwickelung der Dinge aus dem mittelalterlichen Feudalwesen zum absolutistischen Staat ist in unserm Vaterlande viele Menschenalter hindurch die Aufgabe der Hohenzollern gewesen; aber ein gutes Stück der Arbeit haben sie bereits im 15. Jahrhundert verrichtet.

Denn in dieser Zeit bewältigten sie zuerst den Adel in der Mark, dann die Städte. Jener ward wieder gewöhnt, daß er zu Hofe ging, den Rücken beugte und dem Fürsten diente; diese mußten aufhören, auf ihre Urkunden zu pochen, sie wurden gehorsame Landstädte; beide stemmten sich doch noch oft dawider. Aber es traf so manches zusammen, was auf den fürstlichen Absolutismus hindrängte. Am meisten begünstigte ihn die Umwandlung im Kriegs- und Finanzwesen, welche schon jetzt begann. Zwar noch galt die alte Weise, daß der Landesherr zum Kriege den Lehnsadel und den Zuzug der Städte aufbot, Truppen, die ihm nicht unbedingt gehorchten und nach dem Feldzuge wieder heimgingen. Noch blieb auch die alte Besteuerung in Kraft und den Landständen ihr Recht, neue Steuern zu versagen und die Form und Verwendung der bewilligten zu bestimmen. Auch konnte die Leistungskraft des Bestehenden noch immer befriedigen. Brachte die Mark doch zum Kriege von 1479 im ganzen ein Heer von 21,000 Mann auf, nämlich 3200 Reiter von der Ritterschaft, 5200 Mann zu Roß und Fuß von dem Hofe, den Herren und Prälaten, 11000 von den Städten, wozu noch

2000 fränkische „Gäste" oder Söldner des Kurfürsten kamen. Aber schon die Art, wie man die Steuern (Hufensteuer, Orbede und Bierziese, dazu in späterer Zeit das „Ungeld", eine Verzehrssteuer), und das Kriegsaufgebot zusammenbrachte, war so schwerfällig, zeigte so viele staatliche Sonderwesen neben einander wirksam, daß die Interessen des Ganzen wenigstens keine Gewähr ihrer Sicherheit daran hatten. Da leisteten nicht bloß die Bischöfe (von Havelberg, Brandenburg, Lebus), die übrige hohe Geistlichkeit, die Ritterschaft, der Hof besonders; auch die Städte zerfielen wieder in zahlreiche Gruppen, die sogenannten „Sprachen" — Vereine, deren jeder einen Hauptort und mehrere kleine Städte enthielt[5] — und jede Sprache leistete wieder zu dem städtischen Betrage ihren Antheil besonders, wobei der Hauptort das Vorrecht hatte, den Hauptmann und Fähnrich zu stellen. Noch mannigfaltiger war die Bewaffnung; da sah man seit den Hussitenkriegen neben den eisenbepanzerten Rittern die Büchsenmeister mit ihren Haubitzen, neben den Armbrustschützen und Schwert- und Spieß-Trägern auch Fußvolk mit Feuergewehren. Ein solches Gemisch von Veraltetem und Modernem konnte keinen Bestand haben; das zweckmäßigere Neue mußte allein den Platz behaupten, das Lehnsheer dem Söldnerheer weichen. Denn der Krieg verlor nun seine Ehre: was vermochte persönliche Tapferkeit und ritterliche Rüstung gegen das Feuergeschütz? Die Musketenkugel durchbrach Panzer und Schild so leicht wie die Kanonenkugel die Burgmauer. Aber der Krieg wurde nun auch ein Handwerk. Denn die Geschützleute jeder Gattung waren wie ihre Waffen städtischen Ursprungs, bildeten Gilden, die ihre Kunst mußten gelernt haben und ihre Dienste verkauften. In Süddeutschland waren es gar bloße Bauerburschе (Landsknechte), welche die Hakenbüchse führten. Die Ritter zogen sich daher allmählich von dem Kriegsdienst zurück und zahlten dafür lieber eine Abgabe an den Lehnsherrn. Auch die Städte fanden die Ausrüstung zum Kriege, die jetzt, wo sie theures Feuergeschütz geben sollten, immer kostspieliger ward, bald so lästig, daß sie es vorzogen, sich durch Geld ihrer Wehrpflicht zu entledigen. Dem Fürsten war dies in der Regel sehr lieb, denn Söldner ließen sich, so lange nur das Geld reichte, immer und zu allem gebrauchen, gegen innere Feinde, wie gegen das Ausland. Zugleich verlor der Adel an Ansehn und Einfluß, und das Volk im ganzen entwöhnte sich der Waffen; die Wehrhaftigkeit aber war immer die stärkste Stütze der Volksfreiheit und die Wehrlosigkeit ihr Tod.

Eine andere Quelle der Macht, die sich jetzt den Landesherren eröffnete, war die Einführung des römischen Rechts. Die Satzungen der alten römischen Kaiser, namentlich des Justinian, die auf den neuen Hochschulen in Deutschland, den Universitäten, nach dem Muster der pariser und bologner gelehrt wurden, begannen auch bei uns das gute deutsche Recht zu verdrängen und die Fürsten mit der Einbildung zu erfüllen, die absolute Gewalt stehe ihnen ebenso rechtmäßig zu wie einst in Rom und Byzanz jenen alten Imperatoren. Das römische Recht schloß aber auch die alte volksthümliche Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, und die Befugniß der Gemeinden selber das Urtheil zu finden aus; es begünstigte das Schreiberwesen und legte die Gerichtspflege in die Hände eines gelehrten Richterstandes. Auch hiedurch wuchs der Wirkungskreis des Fürsten ungemein, sowie die Zahl und Wichtigkeit des fürstlichen Beamtenthums, welches die Selbstverwaltung der Gemeinden schwer bedrohte. Denn Geld wurde jetzt mehr als je der Hauptnerv der Regie-

rung, und die Verwaltung des Besonderen schafft mehr davon als die bloße Leitung des Allgemeinen.

Indessen alles dies fing eben erst an, den alten Bestand zu gefährden, und wenn die landesherrliche Gewalt härter drückte, so wußten die Edelleute und reicheren Bürger die schwere Last vorerst noch von sich selber abzuwälzen und dem niederen Volke zuzuschieben. Der Bauer mußte zuletzt die Summen aufbringen, welche die fürstlichen Söldner, Juristen, Beamten kosteten, und die größeren, welche Adel, Geistlichkeit und Städte zu ihren stets wachsenden Bedürfnissen brauchten. Auf ihn fielen auch von allen Fehden und Kriegen die härtesten Schläge; denn Krieg bedeutete Landesverwüstung. Die Anderen schützten sich noch einigermaßen durch ihr Zusammenhalten auf dem Landtage, wenn nicht hinter ihren festen Mauern; der Bauer saß in offenen Orten und war bei den Landständen nicht vertreten. Man nannte ihn damals den „armen Mann", er war es. Und wie auf dem platten Lande der Adel den Bauer plünderte und knechtete, so konnten in den Städten die reichen Geschlechter den kleinen Bürger ausbeuten. Denn die Fürsten meinten, die Gemeinden leichter im Zaume zu halten, wenn das öffentliche Leben darin unter der Herrschaft weniger vornehmer Familien ins Stocken gerieth.

Die Masse des Volks mußte daher die Veränderungen, die in den öffentlichen Verhältnissen des Staatswesens während dieses Zeitraums eintrat, als eine Verschlechterung ansehen. Der Kurfürst hatte vollauf zu thun, den äußeren Bestand des Staates wieder festzustellen und im Innern die gefährlichsten Feinde der landesherrlichen Gewalt niederzuwerfen. Ueberdies widmeten sich die Hohenzollern erst gegen Ende des Jahrhunderts ganz der Mark. So konnten hier noch einmal ähnliche Zustände Platz greifen wie unter den Wittelsbachern und Luxemburgern; wenigstens die Unsicherheit der Straßen, die Räubereien und Fehden der Adligen, die Verpfändung von Landesgütern bei den häufigen Geldverlegenheiten waren Uebel, über die man auch jetzt noch oft zu klagen hatte. Und nun gar der Verlust, der die Städte traf! Daß sie seit der Mitte des Jahrhunderts die obere Gerichtsbarkeit und das Oeffnungsrecht nicht mehr besaßen, konnte verschmerzt werden; aber außer jenen Vorrechten hatten sie auch die wichtigeren des Stapelrechts und der Zollfreiheit und damit die festesten Stützen ihres Handels eingebüßt; sie fingen an zu verfallen. Vor der Hand freilich gingen Handel und Wandel noch die alten Wege und gab es noch viel Reichthum bei Kaufleuten und Handwerkern.

Im ganzen war doch die materielle Lage der Märker am Ende des 15ten Jahrhunderts nur wenig besser als sie vor dem Erscheinen der Hohenzollern gewesen; aber es gab jetzt für sie in der Stärkung der landesherrlichen Gewalt eine große Hoffnung. Am meisten konnte von dieser neuen Macht für die geistigen Interessen des Landes erwartet werden. In der Bildung stand ja die Mark immer weit hinter dem übrigen Deutschland zurück; die Kunst und Wissenschaft hatte hier noch keine Stätte und faßte doch schon in Pommern Fuß, blühte schon in Schlesien; dort gab's bereits seit 1456 eine Universität (Greifswald, gestiftet von dem wolgaster Herzog Wratislaw IX.), und Schlesien zählte zu dieser Zeit eine Menge von gebildeten Männern. In dem großen und reichen Breslau waren längst tüchtige Stadtschulen, auch gute ärztliche Einrichtungen vorhanden,

während man in Berlin nichts dergleichen und erst seit 1488 eine Apotheke fand. Eben so übel wie mit der Bildung war es in der Mark mit der Sittlichkeit bestellt. Das Hauptlaster war hier — wie freilich in ganz Deutschland — das Saufen oder „Volltrinken." Hohe und Niedere fröhnten ihm; man brachte das Zechen zu einer gewissen Kunstfertigkeit, verbrauchte unglaubliche Massen von Bier, und selbst der Wein floß in Strömen. Auch andere Ausschweifungen waren im Schwunge, und die Geistlichkeit ging mit dem bösen Beispiel voran. Sie war fast überall so entartet, daß sie nicht bloß den Volksunterricht gänzlich vernachlässigte, sondern es sogar hinderte, wenn andere etwas für ihn thun wollten; wie denn z. B. die Domherren von Stettin 1469 durchsetzten, daß die daselbst begründeten lateinischen und deutschen Stadtschulen wieder aufgehoben wurden. Dagegen beförderten die Pfaffen jede Art von Aberglauben; man glaubte fest und allgemein nicht bloß an die Wunderkraft der Reliquien, sondern auch an Hexen und Hexenmeister, an Zauberer und Teufel; Gott und sein Reich ward wenig gesucht.

Joachim I. Nestor.

Vier gute Lehren gab Johann Cicero sterbend seinem ältesten Sohne: Gott zu fürchten, Gerechtigkeit zu üben, die Unterthanen zu schützen und dem Adel den Zaum nicht zu lang zu lassen. Joachim merkte sie sich und hat redlich danach gehandelt. Er war erst 15 Jahre alt, da er den Thron bestieg, aber sein frühreifer Geist wandte sich gern ernsten Dingen zu und ergriff sie mit selbstbewußter Willensstärke. Auch er besaß eine sehr gelehrte Bildung, war ein zierlicher Redner, ein „Nestor" an fließender Suade, und ein so fertiger Lateiner, daß ihn die deutschen Fürsten später auf den Reichstagen zu ihrem Sprecher zu wählen pflegten. Er verkehrte am liebsten mit Gelehrten, saß viel in seinem Studirzimmer im Schloß oder beobachtete mit dem Hofastrologen die Sterne, denn er war ein guter Mathematikus und Astronom und nach Sitte der Zeit ein eifriger Sterndeuter. Aber über den Büchern vernachlässigte er nie die Regierung, er sah sich auch auf der Erde und besonders in seinem Staate fleißig um und hatte daher von allem im Lande so gute Kenntniß, daß das Volk sie einer übernatürlichen Quelle zuschrieb. Es hatte bald Grund auch seine ungemeine Thatkraft zu bewundern.

Die große Jugend des neuen Kurfürsten glaubte der Adel benutzen zu können, um das Joch wieder abzuschütteln und die Zeiten der Quitzow zu erneuen. Das Wegelagern nahm wieder überhand; manchen Edelmann verführte dazu die Noth, denn Mißwachs und Pest verheerten das Land und viele Güter des Adels, der es in der Mark nie zu großem Reichthum gebracht hatte, nährten ihre Besitzer nicht mehr; andere Raubritter waren es aus bloßer Lust am Raufen und Plündern. Da betete wol der Kaufmann, wenn er seine Straße zog, und der Bauer, wenn er sein Vieh und Korn verwahrte: „Vor Köckeritz und Lüderitz, Vor Krachten und vor Itzenplitz Behüt uns lieber Herre Gott!" Selbst aus dem Hofgesinde des Kurfürsten ging mancher Ritter bei Nacht auf den Fang. Das Uebel forderte eine gründliche

Heilung; Joachim hat sie bewirkt. Da harte Strafbefehle nichts fruchteten, so ließ er die Landbeschädiger greifen und ihrer 70, darunter 40 von Adel, auf der Stelle und ohne Ansehn der Person aufhängen. Die Ritter- und Räuberbande ergrimmte; einer von ihnen (v. Otterstädt) schrieb dem Kurfürsten an die Stubenthür: „Jochimken, Jochimken, höde dy; wo wy dy krygen, hängen wy dy!" und lauerte mit seinen Genossen im köpnicker Walde, die Drohung wahrzumachen; aber von den Bauern rechtzeitig gewarnt, ließ der Kurfürst den Rädelsführer fangen und viertheilen. „Adliges Blut hab' ich nicht vergossen (antwortete er auf die Vorstellungen eines benachbarten Fürsten), sondern Schelme und Mörder nach Verdienst gestraft." Auf seine Veranlassung hielten auch die Städte und Bauern überall auf den Straßen Landreiter, die auf die Räuber paßten. So wurde das Land gesäubert. Um aber einen Hauptgrund des Faustrechts, die Mangelhaftigkeit der Rechtspflege, die zumal gegen die Großen wenig leistete, zu beseitigen, stiftete der Kurfürst (1516) mit Bewilligung der Stände das Kammergericht. Dasselbe bestand aus 12 Rechtskundigen (4 vom Kurfürsten, 8 von den Ständen eingesetzt); es hatte als das oberste Gericht im Lande über den Adel und die Vorsteher der Städte sowie der Hof- und Landgerichte, kurz über alle zu richten, die den bereits bestehenden Gerichten nicht unterworfen waren; das Recht, aus dem es anfangs noch schöpfte, war der Sachsenspiegel, seit 1534 aber nur das römische Recht; seine Sitzungen hielt es alljährlich dreimal zu Köln an der Spree, ein Mal zu Tangermünde.

Noch großartiger war eine andere Stiftung, die unter dieser Regierung ins Leben trat, die Gründung der Universität zu Frankfurt a. O. Joachim ward eben so sehr durch seinen eigenen wissenschaftlichen Sinn wie durch die Ehrfurcht gegen das Andenken seines Vaters getrieben, dessen Lieblingswerk zu vollenden. Am 26. April 1506 geschah die feierliche Einweihung der Hochschule; ihr erster Rektor war Konrad Koch aus Wimpfen (Wimpina), die Lehrer zum Theil geborne Märker, der Mehrzahl nach aus Leipzig und Tübingen. Nach dem Muster der leipziger Universität eingerichtet, blühte die frankfurter rasch auf, sank dann zwar wieder, hat aber im ganzen für die Verbreitung der Wissenschaft und für die Verbesserung des Schulunterrichts in der Mark sehr bedeutendes geleistet.

Diese Einrichtungen kosteten natürlich viel Geld, auch der Hofhalt des Kurfürsten, der prächtig aufzutreten liebte, war sehr kostspielig. Joachim nahm daher die Stände stärker in Anspruch als vordem zu geschehen pflegte, und seine Strenge hatte ihn so in Achtung gesetzt, daß seine Forderungen allemal bewilligt, insbesondere die einträgliche Bierziese zuletzt so gut wie der Hufenschoß eine stehende Abgabe wurde. Aber er konnte doch auch auf seine tüchtigen Gegenleistungen hinweisen: auf die öffentliche Sicherheit, Verbesserung der Rechtspflege, den neuen Musensitz in der Mark, selbst auf das was er für die Verfassung der Städte that. Bei seinen Rundreisen im Lande hatte er bemerkt, daß die Städte in Verfall geriethen, eine große Gefahr auch für den Staat, dessen Einkünfte zu zwei Dritteln aus ihrem Stande kamen, dessen Herz also, nach Joachims Vergleich, der Bürger war. Wie konnte diesem wichtigsten Gliede aufgeholfen werden? Den Städten die alte Freiheit zurückzugeben, daran dachte der Kurfürst nicht, nach wie vor mußten die Bürgermeister und Rathsherren von ihm die Bestätigung ihrer Aemter einholen; denn auf seine Macht als Landesherr hielt er mit

Eifersucht; aber er gab unter Beirath der städtischen Behörden wenigstens eine neue Städteordnung (die sogenannte Reformation), welche manche wolthätige Bestimmung enthielt, z. B. gleiches Maß und Gewicht für die ganze Mark. Noch mehr nützte die Ordnung und Ruhe, die unter seinem gerechten Zepter zu finden war.

Zuweilen freilich verleitete ihn sein Eifer für das Recht, wie er es verstand, zu argen Mißgriffen. Der schlimmste war die harte Verfolgung, die er über die Juden erließ. An einem Sommertage des Jahres 1509 sah man auf dem Platz vor der Marienkirche zu Berlin ein furchtbares Strafgericht. Auf einer Bühne standen Richter und Schöppen, vor ihnen als Angeklagte 38 spandauer, brandenburger und stendaler Juden in ihrer alten Volkstracht und mit spitzen gelben oder weißen Hüten, ringsum das Volk. Der Richter verlas die Verhandlung, fragte die Angeklagten, ob sie bei der Aussage, die sie auf der Folter gemacht, verblieben, ob sie wirklich Hostien zerschnitten und beim Passahfest Christenkinder geschlachtet und das Blut zu Arzneien verwandt hätten. Zum Tode entschlossen sprachen sie Ja; vielleicht war die Anklage, die man so oft gegen sie erhob, diesmal in der That wahr; längst hatte ja der harte Druck auch den Juden zum Haß, zur Rachsucht und, wo er es wagen durfte, zu Greueln der Unduldsamkeit gereizt. Die Schöppen beriethen, dann fiel das Urtheil[6]: die Frevler sollten allzumal zu Asche verbrannt werden. Nun übergab sie der Richter dem Henker, der Henker dem Scheiterhaufen, während ein Rabbiner sie mit lautem Gesange hebräischer Lieder zur Standhaftigkeit ermahnte. Dann loderten über den Schlachtopfern die Flammen auf und zusammen. Ihre Glaubensgenossen aber wurden sämmtlich des Landes verwiesen. Was nützte den Wehrlosen der Schutzbrief, den ihnen der Kurfürst noch unlängst für schweres Geld gegeben? Er war durch das Urtheil des Gerichts erloschen; die nur geduldet wurden, konnten jederzeit aus dem Staate vertrieben werden, dessen Angehörige sie vor dem Gesetze niemals waren.

Die inneren Angelegenheiten bildeten für Joachim Nestor bei weitem den wichtigsten Gegenstand seiner Thätigkeit. Er schätzte die Segnungen des Friedens zu hoch, als daß er die Ruhe, die ihm die Nachbaren gönnten, hätte brechen mögen; er war mit diplomatischen Erfolgen zufrieden. Als einen solchen durfte er den Vertrag ansehen, durch den er (zu G r i m n i t z 1529) die langen Streitigkeiten mit Pommern für immer beendete. Zwar verzichtete er darin auf die Lehnshoheit über dieses Land, aber die pommerschen Herzöge erkannten dafür Brandenburgs Erbrecht feierlich an; in Zukunft erhielten sie die Belehnung stets unmittelbar vom Kaiser, aber die Kurfürsten von Brandenburg wurden durch Berührung der Lehnsfahne als künftige Erben mitbelehnt. Der Kaiser und die pommerschen Stände bestätigten diesen billigen Vergleich. Auch auf Schleswig-Holstein erwarb er seinem Hause eine gewisse Anwartschaft; kraft einer 1508 ausgestellten Erklärung seines Schwiegervaters Johann von Schleswig-Holstein, Königs von Dänemark, wurde Joachim im Jahre 1517 vom Kaiser mit dem Anfall des Herzogthums Schleswig und der Grafschaft Holstein unter der Voraussetzung belehnt, daß Johanns Sohn, König Christian II., ohne männliche Nachkommen stürbe (ein Fall, der 1559 eingetroffen ist, aber nicht hat benutzt werden können, weil jene Länder seit 1523, seit Christians II. Sturz, sich im

Besitz der jüngeren Linie des Hauses Schleswig-Holstein befanden). Eine unmittelbare Erweiterung seines Gebiets erhielt der Kurstaat nur durch den Heimfall der Herrschaft Ruppin im Jahre 1524.

Kurfürst Joachim I. war ein kluger und kraftvoller Regent, das erkannten die Unterthanen wie die Nachbaren bereitwillig an. Aber das Vertrauen auf seine höhere Einsicht artete bei ihm zuweilen in einen Eigensinn aus, der in kleinen Dingen zur Wunderlichkeit wurde, in großen ihn gegen die berechtigten Forderungen der Zeit verhärtete. Jenes zeigte sich in seinen astrologischen Schrullen. Er glaubte z. B. in den Sternen zu lesen, daß Berlin und Köln am 15. Juli 1525 durch ein schweres Wetter, durch eine Sündfluth im kleinen untergehen werde. Trotz aller Abmahnungen seiner Gemahlin begab er sich daher am Morgen des genannten Tages mit seinem Hofstaat auf den „Kreuzberg", der bei der Stadt liegt, um sich vor dem Unglück in Sicherheit zu bringen; nachdem er vergebens gewartet, mußte er dann am Abend, beschämt vor seinen Unterthanen, in sein Schloß zurückkehren. Schlimmer war, daß er auch die Zeichen der Zeit falsch deutete, daß er den Geist, der damals die Reformation entzündete, nicht erkennen mochte, dann sich gegen ihn verstockte.

Die Reformation.

Ueber die Kirchenversammlungen, die im 15. Jahrhundert es versuchten, die kirchlichen Schäden zu heilen, hatte das Papstthum gesiegt; die Reformpläne schienen zu Ende, die Geistlichkeit trieb es nun ärger denn zuvor, so daß man kaum sagen konnte, ob ihr Leben oder ihre Lehre fehlerhafter war; aber die Vernunft mit ihren Zweifeln galt dem päpstlichen Orakel gegenüber als Teufelswerk. Auch wendete sich die Kirche nicht an den Geist, sondern an die Sinne des Menschen, die sie durch den Glanz des Gottesdienstes bestach. Prachtvolle Aufzüge und reiche Schaustellungen ergötzten dort das Auge, schöne Musik das Ohr, Räucherwerk die Nase; nur der Verstand ging leer aus, denn die Gebete und Formeln waren lateinisch, und was die Mönche deutsch unter das Volk schrieen oder im Beichtstuhl flüsterten, stachelte wol die Leidenschaften und bösen Lüste auf, aber erbaute selten das Herz und die Vernunft. Aus dieser geistigen Knechtschaft, die um so härter und allgemeiner war, weil die Hierarchie durch die Vermengung des Geistlichen mit dem Weltlichen ein Staat im Staate, in ihrer Entartung jetzt auch die materiellen Interessen vielfach verwirrte und beschädigte, aus diesem Verderben die Welt errettet zu haben, ist das Verdienst der nachdenklichen, glaubensernsten deutschen Nation, und ein Sohn des Volkes wars, der das Banner zum Befreiungskampfe erhob.

Martin Luther, eines armen Bergmanns Sohn, aber auf der lateinischen Schule seiner Vaterstadt Eisleben, dann auf der Universität zu Erfurt gebildet, hatte vergebens versucht, die religiösen Zweifel, die den gewissenhaften Jüngling quälten, mit den üblichen Mitteln der Kirche zu beseitigen. Den Weg, den sie als den sichersten anpries, aus der sündigen Menschennatur durch mönchische Weltentsagung und Abtödtung des Fleisches hinauf zu Gott, schlug er muthig ein; 22 Jahre alt ging er (1495) ins Augustinerkloster zu Erfurt; aber die härtesten

Kasteiungen brachten seiner Seele keinen Frieden. Da stieß er auf einen seltenen Schatz, auf den Hort der Welt, den die römische Klerisei fast in Vergessenheit gebracht hatte, auf die Bibel; sie erleuchtete und tröstete ihn: nur durch den Glauben an den Erlöser wirst du selig! diese Erkenntniß war fortan die Kraft, mit der er eine Welt überwand. Auch seinen Brüdern die verschüttete Quelle der Wahrheit wieder zu erschließen, das vergrabene Evangelium ans Sonnenlicht zu bringen, gab Gott ihm einen nahen Anlaß und einen großen Wirkungskreis; Luther ward 1508 Religionslehrer der sechs Jahre zuvor gegründeten Universität Wittenberg und erhielt daselbst, seit er (1512) Doktor der Theologie geworden, auch das Amt eines Schloßpredigers. Hier trat ihm nun in dem tetzelschen Ablaßkram 1517 die Verderbniß der herrschenden Kirche so schamlos vor Augen, daß er in Gottes Namen den Kampf begann. In seinen 95 Thesen, die er (31. Oktober 1517) an die Schloßkirche zu Wittenberg schlug, hatte er nur erst den Ablaßkram angegriffen und behauptet, daß der Ablaß, vordem bloß ein Erlaß der Kirchenstrafen, mißbräuchlicherweise bis zur Vergebung aller Sünden für Geld sei getrieben worden, daß der Papst keineswegs als Verwalter der göttlichen Gnade die Absolution verkaufen dürfe, daß es ein Unsinn und eine Gotteslästerung sei, zu sagen wie Tetzel that: „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt"; vielmehr werde die Vergebung der Sünden nur durch wahre Reue bewirkt. Aber schon dies kühne Wort war eine große That gewesen, war wie ein Lauffeuer durch ganz Deutschland gegangen, den Guten und Verständigen eine Freude, den Finsterlingen ein Schrecken. Und Luther that mehr, drang dem Feinde immer tiefer in den Sitz seiner Macht, lehrte (1519), daß die Herrschaft des Papstes keine göttliche Einrichtung sei, weil die Bibel von ihr nichts wisse und weil in Glaubenssachen einzig und allein die Bibel entscheide, warf (1520) die Bannbulle, die der Papst auf ihn geschleudert, ins Feuer, brach also für immer mit Rom, forderte in Predigt und Schrift alle Welt zur Abstellung der päpstlichen Mißbräuche und Irrlehren auf. „Widerlegt mich aus der heiligen Schrift und ich will widerrufen, sonst nicht; denn ich glaube weder dem Papst noch den Konzilien allein. Gegen das Gewissen vermag ich nichts. Hier steh' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen." So sprach er am 18. April 1521 zu Kaiser und Reich in Worms, wohin ihn Karl V. geladen. Dort traf den Gebannten auch noch die Acht, aber sein Landesherr, Kurfürst Friedrich der Weise, schützte ihn, und die Reformation durfte in Sachsen ungestört Wurzel schlagen. Es folgten nun die beiden großen Werke, durch welche die neue Lehre ein bleibender Segen für Deutschland ward: die Verdeutschung der Bibel durch Luther und die Begründung des deutschen Volksschulwesens durch Melanchthon. Da rang sich, vom lauteren Evangelium geweckt, allerorten in Deutschland der gesunde Menschenverstand empor, der so lange unter dem geistlichen Druck gelegen, und das Volk, das am Staate wenig Antheil mehr hatte, warf sich mit desto größerem Eifer in das kirchliche Leben, wo es nun für jeden ein gleiches Recht, wo es wenigstens für den Gedanken und das Gewissen eine Freiheit gab. Mit Freuden sah es, wie von seinen Fürsten einer nach dem andern die neue Lehre bei sich einführte; wie die Uebergetretenen dann fest und entschieden gegen den speierschen Reichstagsabschied (1529), der den Fortschritt der Reform bedrohte, protestirten, und wie die Protestanten (Kurfürst Hans von Sachsen,

Landgraf Philipp von Hessen, Markgraf Georg von Ansbach, die Herzöge von Lüneburg, der Fürst von Anhalt und mehrere Reichsstädte) unverzagt vor Kaiser und Reich zu Augsburg 1530 ihr lutherisches Glaubensbekenntniß ablegten. Denn die Reformation war rasch eine volksthümliche Sache, Luthers Kriegslied „Eine feste Burg" ein Volkslied geworden. Aber nicht überall gingen die Wünsche des deutschen Volkes, das in seiner Mehrheit protestantisch geneigt war, in Erfüllung. Auch viele weltliche Fürsten, vornehmlich die Habsburger und Wittelsbacher (deren Widerstand eine Hauptschuld an der kirchlichen Trennung Deutschlands trägt), hielten fest zu Rom; keiner mit so heftiger, erbitterter Feindschaft gegen Luther als der Kurfürst Joachim Nestor. Er war freilich zu klug, um nicht einzusehen, welche Mißbräuche in der römischen Kirche bestanden; aber er meinte, so große Dinge wie eine Kirchenverbesserung könnten und dürften nur von oben herab, von Papst und Kaiser, Fürsten und Konzilien, vorgenommen werden; ein Mann aus dem Volke dürfe sich solches nicht erdreisten. Und hatte nicht „die Frechheit dieses Mönchleins" den Hohenzoller auch in seinem Familienstolz beleidigt? Der oberste Pächter des deutschen Ablaßhandels war ja Joachims Bruder, Erzbischof Albrecht von Mainz. Ueberdies, welche unsaubern Geister schlossen sich nicht der Reformation an! gar die Wiedertäufer in Münster 1534! Hatte nicht die Reformation auch ihre sehr gefährliche politische Seite? in ihrem Gefolge war ja jener große Bauernaufstand entbrannt, der 1525 von Schwaben und Franken aus bis zur Oder und selbst bis Ostpreußen ganz Deutschland verwüstete. Dem Bauernverstand konnte es natürlich nicht einleuchten, wenn alle Menschen durch Christi Blute erlöst seien, warum gerade die Mehrzahl, die Bauern, Sklaven des Adels und der Geistlichkeit bleiben sollten. Zwar der Aufruhr des armen Manns war rasch von den Fürsten niedergeschlagen worden, auch Luther, der Bauernsohn, hatte sich gegen seine Brüder erklärt; aber man sah doch, welche revolutionären Ideen in der neuen Lehre steckten. Aus allen diesen Gründen erklärte sich Joachim gegen die Reformation. Aber gerade seine leidenschaftlichen Drohungen befestigten das Lutherthum, denn sie veranlaßten die lutherische Partei sich im schmalkaldener Bunde (1531) zur Vertheidigung ihres Glaubens achtunggebietend zusammenzuthun. Ueberhaupt war es ein eitles Beginnen, daß Joachim sich dem Strome der Zeit entgegenstemmte; er konnte nicht einmal verhindern, daß dieser sich über die Mark ergoß. Hohe und Niedere nahmen hier begierig die neue Lehre auf, die von Sachsen und Magdeburg her eindrang. Da der Fürst nicht voranschritt, so nahm das Volk von Brandenburg seine Sache in die Hand; es richtete an sehr vielen Orten den Gottesdienst nach lutherischer Weise ein, zwar nur im stillen, denn wo das Lutherthum dem Kurfürsten offen entgegentrat, schlug dieser es zu Boden, ohne sich doch zu eigentlichen Verfolgungen der Evangelischen hinreißen zu lassen.

So ist also der Protestantismus in Brandenburg zuerst durch das Volk begründet worden. Aber ein Lebensprinzip der Dynastie und des Staates ward er durch die Hollenzollern, die rasch auch in der Mark die Wege der Zeit und des Volks einschlugen. Schon zu Joachims I. Lebzeiten fand das Lutherthum in diesem Fürstenhause eifrige und mächtige Freunde: der Hohenzoller Georg von Ansbach und Jägerndorf gehörte zum schmalkaldischen Bunde, der Hohenzoller Albrecht von Preußen war schon seit 1525 lutherisch.

Selbst Joachims Gemahlin, Elisabeth, hing dem Lutherthum an; sie war um ihres Glaubens willen und aus Furcht vor dem Zorn ihres Gatten 1528 nach Sachsen geflohen und verkehrte dort mit Luther, der aus dem Mönchsstande ausgetreten und seit zwei Jahren verheiratet war, wie ein Mitglied seiner Familie. Entscheidend für die Mark wars aber, daß auch Joachims Söhne, Joachim Hektor und Johann, sich der neuen Lehre zuwandten. Vergebens befahl ihnen der Vater noch auf dem Todbette, päpstlich zu bleiben; sie zeigten, als er (1535 zu Stendal) gestorben war, offen ihre Herzensmeinung. Am schnellsten that es der jüngere, Markgraf Johann von Küstrin, dem kraft des väterlichen Testaments und zuwider der Hausordnung ein Theil des Landes, die Neumark mit der Hauptstadt Küstrin, zugefallen war. Festen, rasch entschlossenen Wesens führte er, was er einmal als richtig erkannt hatte, auch auf der Stelle und vollständig aus. Mit Luthers Beirath richtete er schon 1536 die Reformation in seiner Neumark ein. Der ältere Bruder, Joachim II., der die übrigen Marken und die Kurwürde erhalten hatte, ging langsamer vor; erst nachdem er die völlige Umänderung des Kirchenwesens im stillen vorbereitet hatte und die Hoffnung, durch ein deutsches Konzil zur Reform zu gelangen, verschwunden war, gab er dem lutherisch gesinnten Bischof von Brandenburg (Mathias v. Jagow) den Auftrag, die Reformation der Mark durchzuführen, und trat selber am 1. November 1539 zu Spandau, dem Witwensitze seiner Mutter, öffentlich zur evangelischen Kirche über. In der Nikolaikirche daselbst hörte er die Predigt des lutherischen Propstes Buchholtzer und empfing dann nebst seinem ganzen Hofstaat und vielen Rittern und Geistlichen das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt aus des Bischofs v. Jagow Händen. Am folgenden Tage predigte Buchholtzer in der Domkirche zu Köln an der Spree und ertheilte dem Rathe der Städte Berlin und Köln und vielen Bürgern das heilige Abendmahl ebenfalls nach lutherischem Ritus. Die wenigen, die im Lande noch hie und da an der römischen Kirche festhielten, durften ihren Glauben ungestört behalten.

Die geistlichen Räthe des Kurfürsten hielten darauf im ganzen Lande eine Kirchenvisitation ab, um den kirchlichen Zustand der Gemeinden zu erforschen, arbeiteten auch eine Kirchenordnung aus, die, von Luther und von den märkischen Ständen gebilligt, 1540 im ganzen Kurfürstenthum eingeführt wurde. Auf Joachims II. Wunsch, der den Glanz sehr liebte, hatte man dabei noch manche Zeremonien der römischen Kirche in das neue Wesen mit hinüber genommen. Luther war zufrieden, daß man die Hauptsache besserte, daß man das Evangelium fortan lauter und rein predigte, das Abendmahl so nahm, wie Christus es eingesetzt hatte. „Jene alten Kirchengebräuche — schrieb er mit großartigem Freisinn an Buchholtzer — seien Aeußerlichkeiten. Wenn es dem Kurfürsten gefalle, so möge Buchholtzer ein silbernes oder goldenes Kreuz tragen, ein Sammet- oder ein linnenes Meßgewand anlegen oder deren zwei, drei über einander ziehen; habe der Kurfürst an einer Prozession um die Kirche nicht genug, so solle er siebenmal herumgehen; ja es stehe dem Kurfürsten frei, selbst dabei zu spielen und zu tanzen wie König David. Durch solche äußerliche Dinge könne dem Evangelium nichts zuwachsen und nichts abgehen, wenn nur dergleichen nicht als zur Seligkeit nothwendig erachtet würde."

Auch das märkische Volk empfing nun jene größte Wolthat, welche die Re-

formation überall in Deutschland erwies, wo sie siegte: es erhielt ein tüchtiges Schulwesen. Denn da Luther in einem guten Schulunterricht ganz richtig das wirksamste Mittel sah, auch religiöse Erkenntniß im Volke zu fördern, da er vor allem verlangen mußte, daß ein jeder Christenmensch selber die Bibel lese, so setzte er durch, daß in jeder evangelischen Gemeinde allemal auch eine Schule errichtet wurde, wo die Kinder vom Geistlichen selber oder von einem eigenen Lehrer in Gottes Wort und wenigstens auch im Lesen unterrichtet wurden. Zu demselben Zweck schrieb er seinen „kleinen Katechismus", ein Schulbuch, das bis auf diesen Tag wie die Bibel ein wahres Volksbuch geblieben ist. Der evangelische Geistliche mußte die Bibel in den Ursprachen, mußte namentlich auch Griechisch verstehen, wenn er in seiner Lehre den Römischen gegenüber fest sein wollte. Daher lehrten nun viele Dom- und Stadtschulen neben dem Latein die griechische Sprache. So begünstigte die Reformation die humanistischen Studien, denen sie selbst soviel verdankte.

Eine eben so wichtige Veränderung zeigten die politischen Verhältnisse der evangelischen Kirche; der Landesherr betrachtete sich selbst als ihren obersten Bischof; die Geistlichkeit, nicht mehr durch mönchische Gelübde und durch das Zölibat vom übrigen Volke abgeschieden, war noch ein Stand aber nicht mehr ein Staat im Staate; ihr Stand wurde ein Beamtenstand. Denn alle die großen Besitzungen und Schätze, welche die römisch-katholische Geistlichkeit im Laufe der Jahrhunderte für ihre Stifter, Kirchen und Klöster zusammengebracht hatte, fielen nun durch die Reform in die Hand der Weltlichen. Einiges nahmen die Städte und Adligen, bei weitem das meiste zog der Landesherr ein; zum Theil diente es fortan dazu, die Kirchen und Schulen auszustatten, sowie die Geistlichen und Lehrer zu besolden, die der Patron, d. h. der Inhaber jener Stiftsgüter, berief. Die landesherrliche Macht kam durch großen Zuwachs an materiellen Mitteln, an Einfluß und Geltung auf der Bahn zum Absolutismus ein sehr beträchtliches Stück vorwärts. Doch bewahrte sich gerade der geistliche Stand gestützt auf den regen kirchlichen Eifer der Bevölkerung noch lange seine Selbständigkeit auch gegen die Obrigkeit, und auf der Kanzel donnerten die evangelischen Prediger eben so heftig gegen die Sünden der Vornehmen wie der Geringen. Das machte ihnen bei dem niedern Volke einen guten Namen, und da alle Stände in der Ehrfurcht vor Gottes Wort mit einander wetteiferten, so war der Pfarrer in seiner Gemeinde ein großer Mann.

Kurfürst Joachim II. Hektor und Markgraf Johann von Küstrin.

Das Mehr oder Minder von Entschiedenheit war nicht der einzige Unterschied im Charakter der beiden Brüder, die jetzt über die Marken herrschten. Joachim zeigte Zeit seines Lebens ein gutmüthiges liebenswürdiges Wesen; alles um ihn her mochte er froh und glücklich machen, er war immer freigebig im Schenken wie im Versprechen. Er selbst suchte das Vergnügen und fand es im Glanz, in der Pracht, in verschwenderischen Festlichkeiten, die seine reiche Phantasie ergötzten. Dagegen war Johann ein strenger und genauer Herr, von einer Sparsamkeit und Ordnungsliebe, die fast bis zum Geiz und zur Kleinigkeitskrämerei gingen.

Er haßte allen unnützen Prunk; „Ei, ei, Herr Rath!" sagte er einst mißbilligend zu einem, der am Wochentage in den modischen seidenen Strümpfen vor ihm erschien — „ich habe auch seidene Strümpfe, trage sie aber nur Sonntags." Daher kams, daß er mit seinen vollen Kassen oft dem Lande und dem Kurfürsten aushelfen konnte, während Joachim stets in Geldnoth steckte, weil er alles verjubelte oder verschenkte. Gemeinsam war beiden Brüdern eine hohe Bildung des Geistes, viel Neigung zur Wissenschaft und eine klare Einsicht in die Mittel und Wege der Staatskunst, sowie der Wille ihre Länder in Blüthe zu bringen. Denn so sehr Joachim auch ein üppiges Leben liebte, die Vergnügungssucht verleitete ihn doch nie zur Ungerechtigkeit und zur Vernachlässigung seiner Regentenpflichten. Trotz seines heroischen Beinamens (den er sich als Kurprinz im Türkenkriege gewonnen) hatte er in seinem Wesen nichts Gewaltsames; Vermittelung, ruhiger Fortschritt, das war seine Weise, und das Land fuhr gut dabei. Er leitete das Staatsschiff mit geschickter Hand glücklich auch an sehr gefährlichen Klippen vorbei.

Denn das Unwetter, das lange über den Häuptern der deutschen Protestanten geschwebt, kam jetzt zum Ausbruch. Kaiser Karl V. hatte seine auswärtigen Feinde, die Türken und Franzosen, endlich zur Ruhe gebracht und schickte sich an, die Rebellion in Deutschland, als welche ihm das Verhalten der protestantischen Stände erschien, zu ersticken. Er ächtete die Führer der Schmalkaldischen, den Kurfürsten Johann von Sachsen und den Landgrafen Philipp von Sachsen, weil sie sich geweigert, ihren Bund aufzulösen, zerstörte durch geschickte Benutzung ihrer Fehler die starke Streitmacht der Verbündeten, brachte durch den Sieg bei Mühlberg (1547) den Kurfürsten Johann, durch Unterhandlung auch den Landgrafen in seine Gewalt. Er meinte, nun in Deutschland als Herr und Meister dazustehen. In der That hatte das Haus Habsburg jetzt den Gipfel seiner Macht erreicht: Spanien und Amerika, die Niederlande, Mailand, Neapel und Sicilien gehörten dem Kaiser selbst; sein Bruder, Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, gebot in Ungarn und Böhmen; jetzt war auch das freiheitsstolze Germanien unterworfen. Karl V. beschloß, hier den Schlußstein zu dem großen Bau seines Lebens, zur habsburgischen Weltherrschaft, zu legen. Er zerbrach die Bande, welche die Reichsverfassung und die Wahlkapitulation dem Kaiserthum angelegt hatten; aus eigener Machtvollkommenheit begann er die deutschen Verhältnisse zu ordnen, verlieh das Kurfürstenthum Sachsen dem sächsisch-meißnischen Herzoge Moritz, der, obwol Protestant, ihm gegen die Schmalkaldischen beigestanden hatte, und befahl 1548 den Protestanten, sich der Entscheidung des Konzils zu fügen, welches er 1545 in Trident zusammengebracht hatte, vorläufig aber sich in Religionssachen so zu verhalten, wie er es in einer Verordnung (dem sogenannten „Interim") vorschrieb.

Der Unwille im protestantischen Deutschland war groß und allgemein; aber bewaffneten Widerstand leistete für jetzt nur noch eine einzige Stadt, Magdeburg, dessen tapfere und glaubenseifrige Bürgerschaft der ganzen Macht Karls V. Trotz bot. Hier wurden alle Verfolgten mit offenen Armen aufgenommen, von hier, aus „unsers Herrgotts Kanzlei", griffen die Lutherischen in zahllosen Flugschriften das Interim und die spanische Tyrannei an. Das Beispiel der standhaften Bürger gab den evangelischen Fürsten neuen Muth, Großes zu wagen. Sie ver-

einigten sich insgeheim, und die Seele des Bundes war gerade Moritz von Sachsen, den der Kaiser mit der Belagerung Magdeburgs beauftragt hatte. Er grollte, weil Karl V. den Landgrafen Philipp noch immer im Gefängniß hielt. Die nämliche Beschwerde machte Joachim von Brandenburg geltend, denn auf seine und Moritzens Bürgschaft hatte sich der Landgraf dem Kaiser ergeben. Aber für Moritz gabs noch einen gewichtigeren Grund, der protestantischen Sache beizuspringen; sie war ja großentheils durch seinen Ehrgeiz zu Fall gekommen, es drängte ihn, ihr wieder aufzuhelfen und sich von dem Namen eines Verräthers seiner Kirche rein zu waschen. Geschwind traf er seine Maßregeln, rüstete, unterhandelte still nach allen Seiten, stand dann plötzlich mit seinen Truppen in Oberdeutschland und zwang durch seinen kühnen unerwarteten Angriff den Kaiser, der kein Heer bei der Hand hatte, dagegen die ganze protestantische Partei sich in Waffen erheben sah, zum passauer Vertrage (1552), worin er die wichtigsten Forderungen der Lutherischen zugestand. Der augsburger Religionsfriede (1555) bestätigte ihnen die Freiheit und Berechtigung ihres Glaubens.

Waren auch der Friede, dessen sich Deutschland, und die Sicherheit, dessen sich das Lutherthum nun lange Zeit erfreute, sehr dankenswerthe Wolthaten, so gab es doch zwei Sätze im augsburger Vertrage, die nachmals die Quellen großen Unheils geworden sind: erstens den berüchtigten Grundsatz „cujus regio ejus religio — der Landesherr hat die Religion zu bestimmen", die Unterthanen sollten nur das Recht haben auszuwandern; zweitens den „geistlichen Vorbehalt", daß die noch übrigen katholischen Stifter nicht dürften evangelisch werden; der eine Punkt traf die Volksfreiheit, der andere die deutsche Einheit ins Herz. Vergebens hatten die brandenburgischen Fürsten im Verein mit Mecklenburg und Pommern wenigstens dem geistlichen Vorbehalt widersprochen. Joachim II. mußte sich damit begnügen, daß die evangelische Partei thatsächlich in den Besitz des Erzstifts Magdeburg, er selbst in den Genuß seiner Landesstifter Havelberg, Brandenburg, Lebus kam. Die völlige Einziehung (Säkularisation) derselben bereitete er dadurch vor, daß er sie zunächst selbst oder durch seine Söhne verwaltete. Zum Zeichen aber, wie er sich offen und auf ewig vom Papste lossage, ließ er am 5. Oktober 1563 im ganzen Lande ein großes Reformationsfest feiern. Das war seine Antwort auf die Verdammung, welche das tridentiner Konzil kurz zuvor gegen alle Protestanten geschleudert hatte. Diese Kirchenversammlung war nur von Päpstlichen, meist Italienern und Spaniern, abgehalten worden; die Evangelischen erklärten, über die Gewissen habe auch ein Konzil keine Macht. Um so leichter wurde es den Römischen, dort alle von den Protestanten bestrittenen Lehren und Gebräuche ausdrücklich und für immer in schrofffster Weise zu bestätigen. So war denn auch für die Folge jede Vereinigung in Glaubenssachen abgeschnitten.

Der Protestantismus stellte den Hohenzollern eine neue Aufgabe; aber sie vernachlässigten über derselben nicht die alten Tendenzen ihrer Dynastie. Unter diesen stand immer die Erweiterung der Hausmacht obenan; auch Joachim II. war darauf bedacht. Ohne Kriegslust und meist auch ohne beträchtliche Geldmittel, fand er nur in der Diplomatie die Möglichkeit für das Wachsthum seines Hauses etwas zu thun. Und auf diesem Wege hat er gerade zu den allerwichtigsten späteren Vergrößerungen des Staats den ersten Grund gelegt; denn er ver-

schaffte ihm auf Schlesien und auf Preußen eine Anwartschaft. Zwar wurde die Erbverbrüderung, die er 1537 mit dem Herzoge Friedrich von Liegnitz, Brieg und Wohlau abschloß und 1545 bei einer Doppelheirat zwischen den Kindern beider Kontrahenten bekräftigte, von dem Könige Ferdinand von Böhmen, dem Lehnsherrn jenes Herzogs, für ungültig erklärt, aber Ferdinands Recht dazu, schon von den Betheiligten bestritten, galt den Hohenzollern stets für anfechtbar; ihre Blicke wandten sich von Zeit zu Zeit immer wieder dieser Aussicht zu. Eine andere große Hoffnung durften sie hegen, seit der König von Polen sich hatte bewegen lassen, in die Belehnung, die er dem Herzog Albrecht Friedrich von Preußen mit diesem Herzogthum ertheilte, auch dessen Vetter, den Kurfürsten Joachim II., aufzunehmen (19. Juli 1569).

Das meiste Verdienst um den glücklichen Ausgang dieser Unterhandlungen hatte Joachims Kanzler Lamprecht Distelmeier, ein Staatsmann von ebenso großer Rührigkeit als Gewandtheit. Er war wol das erste bedeutende Talent, welches die brandenburgische Staatsdienerschaft vom deutschen „Auslande" empfing. Ein geborner Leipziger, hatte er am Hofe des Kurfürsten Moritz von Sachsen seine politischen Gaben gebildet; dann in die Dienste Joachims getreten, leitete er bald (seit 1550) dessen sämmtliche Staatsgeschäfte. Unter seinem Beirath wurde auch die innere Verwaltung der Mark auf einen besseren Fuß gesetzt. Namentlich die Rechtspflege erhielt festere Formen; für sie wurde ein kurfürstliches Hofgericht gebildet, während die Finanzen von der sogenannten Kammer, die übrige Landesverwaltung von einer Kanzlei besorgt wurden.

Unter Joachims Verordnungen nehmen die Luxusgesetze einen breiten Platz ein. Er verbot z. B., bei bürgerlichen Hochzeiten mehr als 10—12 Tische für je 12 Personen zu decken, beim Spiel mehr als 300 Gulden zu verthun; am schärfsten aber bedrohte er die Pluderhosen. Sie enthielten freilich mit ihren zahllosen Falten zuweilen an 100 Ellen Tuch und waren damals eine so beliebte Narrheit, daß die Prediger oft genug Gelegenheit fanden, auf den Kanzeln wider den „Pluderteufel" zu eifern. Der Aufwand bewies doch eine erfreuliche Thatsache, daß es an Wolhabenheit im Lande nicht fehlte. In der That blühten unter dem Schutze des Friedens besonders die Gewerbe wieder auf, zumal die Tuchweberei, deren Hauptsitz in Stendal war; dort gab es damals an 800 Tuchmachermeister. Hie und da klapperten auch schon Eisenwerke, Kupferhämmer, selbst Papiermühlen; bei Belitz bearbeitete man eine Salzquelle. Dem Nützlichen suchte Joachim das Schöne, für das er so viel Sinn hatte, an die Seite zu stellen. Er berief geschickte Baumeister, Bildhauer, Maler, Musiker nach Berlin, die der Pracht seines Hofes eine höhere Würde verliehen. Auch für die Universität und das Schulwesen des Landes that er manches. Selbst eines einheimischen Geschichtsschreibers (Leutinger's) konnte sich die Mark damals rühmen. So schritt sie in allem auf der Bahn neuer Gesittung vor.

Von dem alten Fehde- und Faustwesen verschwand nun bald jede Spur. Zum letzten Male war es aufgeflackert in den kecken wilden Wagstücken des Hans Kohlhase. Er war ein ehrsamer friedlicher Bürger von Köln an der Spree gewesen, seines Zeichens ein Pferdehändler; eine Unbill, die ihm ein sächsischer Edelmann angethan und für die er von dessen Obrigkeit keine Genugthuung erhalten hatte, trieb ihn zur Selbsthülfe; er bewaffnete seine Knechte und fiel in

Sachsen ein. Wie ein Raubritter von ehedem führte er seine Fehde, und lange mit Glück. Da er aber auch seinem eigenen Landesherrn Trotz bot, ward er geächtet, gefangen und 1540 zu Berlin hingerichtet.

Rauflust war sonst nicht der Fehler dieser Zeit, eher eine zu große Gemächlichkeit des Lebens. Der Luxus, dem er durch Gesetze zu steuern suchte, ermunterte Joachim durch sein eigenes schlechtes Beispiel. Seine Prachtliebe überstieg alles Maß. Kostbare Hoffeste, glänzende Ritterspiele, Hetzen wilder Thiere — Löwen, Bären, Auerochsen, die im Thiergarten bei Berlin gehalten wurden — große Jagden und Pferdewettrennen löften an seinem Hofe fortwährend einander ab; und bei allen diesen Festlichkeiten wurde der größte Prunk entfaltet; zahlreiche Dienerschaft (zur Hofhaltung gehörten 435 Personen), schwelgerische Mahle, die theuersten Gewänder und Geräthe. Dazu kamen die Ausgaben für die Günstlinge und Freundinnen des Kurfürsten, unter denen Anna Sydow, „die schöne Gießerin", am bekanntesten ist; endlich die Bauten, die meist aus Prachtlust, selten (wie die Befestigung Spandaus) um des Nutzens willen geschahen. Alles dies ruinirte die Finanzen; der Kurfürst hatte, nachdem er kaum 5 Jahre regiert, schon 600,000 Thlr. Schulden, während seine jährliche Einnahme sich nur auf 80,000 Gulden belief. Der kurfürstliche Rentmeister, Thomas Matthias, der zugleich Bürgermeister von Berlin war, hatte daher einen sehr schweren Stand; er opferte sein eigenes Vermögen für seinen Herrn. Am ersten wußte noch der Jude Lippold Geld herbeizuschaffen, der daher große Gunst und das Amt eines Kammerdieners und Münzmeisters, freilich aber auch den Haß seiner wie er für Geld wieder aufgenommenen Glaubensbrüder gewann; denn er mißbrauchte seine Stellung zu allerlei Erpressungen. Zuletzt mußten doch immer wieder die Stände aus der Noth helfen. Dadurch gerieth der Kurfürst in große Abhängigkeit von ihnen; er mußte versprechen, „keine wichtige Sache, daran das Gedeihen oder Verderben des Landes gelegen, ohne Vorwissen und Rath der Stände zu beschließen"; er mußte den Ständen sogar das Recht ertheilen, selber die Steuern einzuziehen und zu verwalten, damit die Gelder wirklich zur Tilgung der Landesschulden verwandt würden. Dennoch fand der Nachfolger noch eine Schuldenmasse von 2,600,000 Gulden vor!

Markgraf Johann von Küstrin wirtschaftete anders; bis an seinen Tod ein Muster von Ordnungsliebe und Sparsamkeit, Mäßigkeit und Schlichtheit, konnte er nicht bloß viel Nützliches schaffen, neue Landstraßen und Brücken, Wasserleitungen und Fabriken, die Festungswerke von Küstrin und Peiz bauen, sondern auch noch zwei Herrschaften kaufen (Storkow und Beeskow) und gleichwol einen beträchtlichen Schatz baren Geldes, sowie durch manche wolthätige Einrichtung den Namen eines Vaters der Armen hinterlassen. Die beiden Brüder starben kurz nach einander, Joachim (66 Jahre alt) am 3., Johann am 13 Januar 1571. Da der letztere keinen Sohn hinterließ, so wurden die Marken wieder vereinigt; sie sind seitdem nicht mehr getrennt worden.

Johann Georg.

Es war ein hartes Gericht, was nun nach Joachims Tode über die lockeren Vögel am Hofe erging; denn der neue Herr, Johann Georg, fast in keinem Stück dem Vater, in vielem, besonders in Rauhheit, Ordnungsliebe und Sparsamkeit dem Oheim gleich, rächte des Vaters Schwächen schwer an dessen Günstlingen. Vor allen mußte Lippold büßen; auf eine ganz widersinnige Beschuldigung hin, — er sollte den Kurfürsten bezaubert und vergiftet haben—, wurde er hingerichtet, und mit noch größerer Ungerechtigkeit die ganze Judenschaft wieder aus dem Lande gejagt. Die „schöne Gießerin" aber kam auf die Festung Spandau, wo sie auch als Gefangene starb; der Aberglaube des Volks sah seitdem ihr Gespenst als „weiße Frau" im berliner Schloß umgehen und den Hohenzollern jedes bevorstehende Unglück voraussagen.[7] Selbst der hochverdiente Thomas Matthias ward in Untersuchung gezogen; man fand aber nicht 10 Gulden baren Geldes bei ihm, und als er starb, hinterließ dieser rechtschaffene Finanzminister nicht soviel, daß er davon anständig begraben werden konnte. Löblicher waren Johann Georgs Bemühungen die hinterlassenen Schulden des Vaters zu tilgen; er hatte lange Jahre daran zu arbeiten und mußte den Ständen große Opfer abfordern; doch gelang es ihm, weil das Land die erhöhten Steuern gar wol tragen konnte. Die Mittel desselben mehrten sich besonders auch durch die Einwanderung reformirter Niederländer, die, vor der Glaubenstyrannei Philipps II. von Spanien geflüchtet, sich als Ackerbauer in den Flußniederungen, häufiger als Gewerbtreibende in den Städten niederließen und den Kunstfleiß nicht wenig förderten. Es erschien denn auch bald wieder (1580) ein neues Luxusgesetz, das sich freilich nur gegen den Aufwand der Städter richtete, die, nach Geschäft und Vermögen in vier Klassen getheilt, genaue und sehr kleinliche Vorschriften erhielten —, wie sie sich kleiden sollten und wie viel sie bei Festlichkeiten verthun dürften.

Es sind doch auch einige dauernde Erfolge aus dieser Regierung zu melden: die Stiftung des berlinischen Gymnasiums zum grauen Kloster 1574, wo des Kurfürsten Leibarzt und Hofalchymist Leonhard Thurneysser zugleich eine Buchdruckerei errichtete; die Vollendung des kurfürstlichen Schlosses in Berlin, welches dann, wie ein Zeitgenosse sagt, in Deutschland seines gleichen nicht hatte; die Befestigung Driesens, sowie der Ausbau der Festungswerke von Spandau, Küstrin und Peiz; in der auswärtigen Politik 1594 die Erwerbung wichtiger Erbansprüche durch die Vermählung des Prinzen Johann Sigismund, Enkel des Kurfürsten, mit Anna, der ältesten Tochter des Herzogs Albrecht von Preußen und zugleich Erbin der jülich-klevеschen Lande; in kirchlicher Hinsicht die Visitations- und Konsistorial-Ordnung vom Jahre 1573, nach welcher ein General-Superintendent alle 10 Jahre, und die Kirchen-Inspektoren alljährlich den Zustand des märkischen Kirchenwesens untersuchten, endlich der Antheil, den Johann Georg an dem Zustandekommen der „Eintrachtsformel" hatte. Diese wichtige Bekenntnißschrift, die von sächsischen und brandenburgischen Geistlichen, eifrigsten Anhängern der streng lutherischen Richtung, 1576 zu Torgau abgefaßt worden war und nebst der „augsburger Konfession" zu den sogenannten symbolischen oder Grundbüchern der lutherischen Kirche

gehört, wirkte freilich alles andere eher als das, was ihr Name versprach. Denn der Kurfürst band seine Geistlichkeit nun streng an jedes Wort, das sie enthielt. Er theilte den Fehler der Zeit, die religiöse Unduldsamkeit. Die Reinheit des lutherischen Lehrbegriffs zu bewahren, schien bei weitem die wichtigste Aufgabe der Kirche; aber man wollte lutherischer sein als Luther selbst und verfiel in denselben blinden Autoritätsglauben, den man den Römischen vorwarf. Zugleich artete der Zwist mit den Anhängern des zwingli-kalvinischen Protestantismus in wüthende Feindschaft aus; man war im lutherischen Norden und Osten Deutschlands fast ebenso eifrig bedacht, die Meinungen der Reformirten, die im Südwesten herrschten, auszuschließen als sich gegen das Eindringen katholisirender Tendenzen zu verwahren. Das religiöse Vorurtheil, das übrigens bei sämmtlichen Sekten gleich stark war, verwarf zuweilen auch Dinge, deren Güte sonst gar nicht geleugnet werden konnte, wie denn z. B. die Protestanten sich über ein Jahrhundert lang geweigert haben Gregors XIII. Kalenderverbesserung (vom Jahre 1582) anzunehmen. Die Päpstlichen ihrerseits stemmten sich mit Macht gegen die Verbreitung der astronomischen Lehre des Kopernikus, weil sie Grund hatten, darin eine Ketzerei zu wittern. Es ist fraglich, auf welcher Seite, ob bei Rom, Genf oder Wittenberg damals die größte Intoleranz herrschte.

Joachim Friedrich.

Bei Johann Georgs Tode (8. Januar 1598) stand sein Sohn und Nachfolger Joachim Friedrich schon im reifsten Mannesalter, er zählte 52 Jahre; auch sein Vater war längst über die Jugend hinaus, war 45 Jahre alt gewesen als er den Thron bestieg; aber das Alter, das jenen einst noch schroffer machte, gab Joachim Friedrichs maßvollem Wesen nur größere Milde. Er gewann sich rasch die Achtung der Märker; sie schätzten seine Einsicht, Mäßigung, Gerechtigkeitsliebe; sie bewunderten die ungemeine Umsicht und Festigkeit in Verwaltungssachen und die genaue Kenntniß der auswärtigen Staatsverhältnisse, die er sich bereits als Administrator des Erzbisthums Magdeburg angeeignet hatte. Noch beliebter war seine Gemahlin Katharina, das treue Ebenbild ihres Vaters, des Markgrafen Johann von Küstrin; von ihrer Wirtschaftlichkeit und von ihrer frommen Wolthätigkeit bewahrt Berlin noch heute zwei Andenken: das eine der Molkenmarkt, wo sie die Milch, Butter und Käse verkaufen ließ, die sie in ihrer Meierei in der Vorstadt selbst gewann, das andere die Schloßapotheke, die sie mit dem so erworbenen Gelde stiftete, um armen Kranken unentgeltlich Arznei zu liefern. Wie Vater und Mutter waltete die neue Herrschaft im Lande. Doch hatte Joachim Friedrich viel Mühe, ehe er den Staat ungetheilt überkam. Sein Vater war schwach genug gewesen, einem Sohne dritter Ehe, Christian, die Neumark zu vermachen, und die Stände, deren Entscheidung der neue Kurfürst anrief, lehnten es ab, sich in den Familienzwist zu mischen; so schien nichts übrig zu bleiben, als daß Joachim Friedrich, wie er sofort gethan, die Ansprüche seiner Stiefbrüder auf den Besitz eines Landestheils auch in Zukunft einfach abwies. Da traf es sich sehr glücklich daß die fränkische Linie des Hauses Hohenzollern nur noch auf zwei Augen stand; der alte Markgraf Georg Friedrich von Ansbach und Baireuth

war der Letzte seines Stammes; er vermittelte den Streit, indem er seine fränkischen Länder an die Stiefbrüder des Kurfürsten vermachte, die Untheilbarkeit des brandenburgischen Staates aber von allen Betheiligten feierlich bestätigen ließ. Nach dem Tode Georg Friedrichs 1603 wurde dieser „geraer Hausvertrag“ in der That vollzogen.[8] Das schlesische Herzogthum Jägerndorf (nebst Beuthen und Oderberg), das, 1523 von Georg Friedrichs Vater gekauft, ebenfalls zur Erbschaft gehörte, durfte der Kurfürst seinem jüngeren Sohne Johann Georg geben; falls die Nachkommen desselben ausstürben, sollte es an Kurbrandenburg zurückfallen.

Bald darauf erwarb Joachim Friedrich einen neuen Rechtstitel für die preußische und klevische Erbschaft, indem er sich, seit 1603 Wittwer, mit Eleonore, der jüngeren Tochter Herzog Albrecht Friedrichs von Preußen vermählte und, von den märkischen Ständen mit Geld dazu versehen, den König und den Reichsrath von Polen bewog, ihn 1605 zum Vormund des gemüthskranken Herzogs und zum Statthalter in Preußen zu ernennen.

Die Ausdehnung der Staatsinteressen über so entlegene Gebiete vermehrte den Umfang der landesherrlichen Geschäfte schon sehr wesentlich; aber auch in der inneren Verwaltung wuchs die Geschäftslast. Das Regieren wurde mehr und mehr eine Kunst, welche genaue Sachkenntniß aller Verhältnisse des bürgerlichen Lebens erforderte. Wie viel leichter hatte es der Fürst im Mittelalter! Die kirchliche Verwaltung ging ihn nichts an; das Kriegswesen war sehr einfach, der Fürst hatte im Grunde nur die Führung der Truppen zu übernehmen, welche seine Vasallen und Städte für ihn aufbrachten; die Finanzen machten ihm noch die meiste Mühe, doch konnte er leichter als jetzt von der Hand in den Mund leben; in die besonderen Angelegenheiten der Gemeinden und einzelnen Stände sich zu mengen, war nicht seines Amtes. Diese Selbstverwaltung des Volks, für den Fürsten so bequem wie für die Selbständigkeit der Unterthanen nothwendig, hörte jetzt allmählich auf. Denn nachdem die bevorrechteten Stände, der Adel, der reiche Bürgerstand, die Geistlichkeit, einer nach dem andern ihre Macht auf Kosten der Masse des Volks gemißbraucht hatten, war dem Fürsten mit der Gewalt zugleich die Pflicht zugefallen, was jene vordem, jeder in seinem Kreise, zum Besten des Ganzen gethan hatten oder hätten thun sollen, nun selber zu leisten. Durch die Reformation oberster Bischof geworden, sollte er die Lehre und das Leben seiner Geistlichen, den Zustand der Schulen, die Verwaltung der kirchlichen Stiftungen beaufsichtigen; die Veränderung des Kriegswesens und besonders der Rechtspflege nöthigte ihn nicht bloß eine Menge neuer Geschäfte und Aemter zu übernehmen oder zu vertheilen, sondern auch, was das Schwierigste war, in das Steuerwesen Plan und Regel zu bringen und es vor allem sehr viel ergiebiger zu machen, damit für die mancherlei neuen Ausgaben immer das nöthige Geld vorhanden sei. Um aber die Steuerkraft des Landes in entsprechendem Maße zu erhöhen, mußte sich der Fürst fortan mehr als bisher um den wirtschaftlichen Zustand seiner Unterthanen bekümmern, er mußte suchen durch eigene Verordnungen und Maßregeln dem Ackerbau, den Gewerben, dem Handel zu nützen. So häuften und verwickelten sich die Geschäfte und konnten selbst unter dem Beirath sachkundiger Männer nur dann zweckmäßig behandelt werden,

wenn diese Berather nicht in einzelnen Fällen, wie bisher wol, sondern dauernd ihre Hülfe liehen.

Diese Erwägungen bestimmten den Kurfürsten Joachim Friedrich im Jahre 1605 ein „stehendes Geheimraths-Kollegium" zu errichten. Es hatte die Bearbeitung aller Staatsangelegenheiten mit Ausnahme des Kirchenwesens, das unter der Aufsicht des kurfürstlichen Oberkonsistoriums blieb, der Rechtspflege, die das Hof- und Kammergericht, und der Lehnssachen, welche die Lehnskanzlei behielt; es führte auch die Oberaufsicht über die Landes-Hauptleute, die in den Provinzen, über die Vögte, die in kleineren Bezirken die landesherlichen Rechte und Obliegenheiten bisher fast wie Statthalter verwaltet hatten. Die Mitglieder der neuen Behörde, meist gelehrte Staatsmänner und ohne Rangunterschied dem Adel und dem Bürgerstande entnommen, wurden auf Lebenszeit angestellt und hatten eine feste Besoldung, die theils in Geld, theils in freier Kost, Kleidung, Wohnung und Naturallieferungen bestand. Sie versammelten sich wöchentlich zweimal im kurfürstlichen Schlosse zu Berlin; den Vorsitz hatte der „Oberstkämmerer", den Vortrag der zu berathenden Gegenstände der Staatskanzler; bei der Abstimmung, deren Ergebniß der Kurfürst zu bestätigen pflegte, galt die Mehrheit. Der Geheime-Rath war also bei uns der erste Anfang zu einem Staatsministerium. Aber daneben behielt der Kanzler als oberster Rath, gewissermaßen als Premierminister, noch einen großen Wirkungskreis, wie er denn namentlich die Justiz und die Landtagsverhandlungen leitete. Zu diesem höchsten Staatsamte berief der Kurfürst gern einen Doktor der Rechte, und da noch nicht viele Adlige sich den Studien zuwandten, so war in den ersten Zeiten gewöhnlich ein Bürgerlicher Kanzler.

Bei der Ordnung des höheren Beamtenthums vergaß Joachim Friedrich es nicht, dessen Pflanzstätten zu vermehren; er gründete 1607 zu Joachimsthal bei dem Jagdschloß Grimnitz ein Gymnasium, das, reich mit Ländereien und Einkünften ausgestattet, 130 Schüler theils vom Adel theils aus dem Bürgerstande unentgeltlich erziehen sollte. Damit entledigte er sich zugleich gegen das Schulwesen einer Ehrenpflicht, welche seit der Einziehung der Kirchengüter einem jedem evangelischen Landesherrn oblag.

So kurze Zeit also auch dieser Fürst regiert hat, kürzer als irgend ein anderer Hohenzoller in der Mark, — denn er starb schon am 18. Juli 1608 — es war doch durch ihn viel geschehen, um dem Nachfolger die großen Aufgaben zu erleichtern, die das Wachsthum des Staats nach Osten und Westen stellen mußte; denn da und dort standen bedeutende Erwerbungen ganz nahe bevor.

Geschichte des Landes Preußen bis zu seiner Vereinigung mit Brandenburg.

In dem Küstenlande zwischen dem Memel und der Weichsel, das im Norden von der Ostsee, im Süden von der Drewenz und den masurischen Seen begrenzt wird, wohnten, soviel wir wissen, zuerst suevischa Stämme, die zur Zeit der Völkerwanderung dem großen Völkerverein der Gothen angehörten. Sie folgten in der Völkerwanderung dem allgemeinen Zuge der Deutschen nach Süden und Westen, und in das verödete

Land wanderte aus Nordosten ein lithauischer Stamm ein, die Preußen. Der Name (Po-Ruß) scheint Anwohner des Ruß, eines Hauptmündungsarmes des Memels, zu bedeuten; die elf Gaue, in die sie sich theilten, Kulm und Pomesanien am östlichen Weichselufer, Pogesanien, Warmien oder Ermeland und Natangen am frischen Haff, Samland zwischen diesem und dem kurischen Haff, Nadrauen und Schalauen am kurischen Haff, Barten zwischen Aller und Angerapp, Sudauen und Galinden längs der masurischen Seen — diese Gaue benannten sie nach den Söhnen ihres alten mythischen Königs Widewut. Wenigstens glichen sich alle elf Stämme in Sitte und Weise wie, Brüder obwol kein staatliches Band sie umschlang.

Daß die alten Preußen den Deutschen näher als den Slawen verwandt waren, konnte man schon aus ihrer äußeren Erscheinung sehen: es waren hohe schlanke riesenstarke Gestalten mit langen blonden Haren und blauen Augen. Zu der Zeit, als sie in das vollere Licht der Geschichte traten, d. h. im Anfang des 11. Jahrhunderts, hatte dies kräftige Naturvolk schon eine gewisse Stufe der Gesittung erstiegen, ja fast eine höhere, als die war, welche die Deutschen vor ihrer Bekehrung erreichten. Auch sie wohnten zwar nur in Dörfern und auf Höfen, wo sie als Viehzüchter und Ackerbauer dem fruchtbaren Boden zwischen den ungeheuren Wäldern und Sümpfen hinreichenden Ertrag abgewannen; auch sie kannten keine höheren Genüsse als Jagd, Krieg und Trinkgelage; aber sie betrieben außer manchen Gewerben (der Linnen- und Wollenweberei, der Schmiedekunst und Töpferei) auch einen Handel an den Küsten, welcher besonders am Drausensee und in dem bernsteinreichen Samland ungemein lebhaft war. Sie gingen auch selbst zur See, um in den fremden Häfen, besonders im schwedischen Birka, für ihren Bernstein und für russisches Pelzwerk metallene Geräthe und Zierrath einzutauschen; von Seeraub jedoch hielten sie sich fern. Ueberhaupt bemerkt ein deutscher Chronist des 12. Jahrhunderts, „es könnte viel Löbliches in seinen Sitten von diesem Volke gesagt werden, wenn es den Glauben Christi hätte." Thätigkeit galt als eine rühmliche Tugend, Arbeitsscheu als schändliches Laster; man fand im ganzen Lande keinen Bettler. Gastfreundschaft, Treue und Dankbarkeit waren heilige Pflichten, der Diebstahl verachtet und wie Mord und Ehebruch mit Todesstrafe belegt; auch der Frohsinn und die gutmüthige Heiterkeit, die menschenfreundliche mildthätige Art der Preußen rühmte das Ausland. Ihre Lebensweise war schlicht und einfach; die Kleidung des Mannes ein kurzer enger Rock, gewöhnlich von weißer Farbe und je nach dem Vermögen von Leinwand oder Tuch, um den Leib ein Ledergürtel, geschmückt mit blanken Metallplatten oder buntem Zierrath aus Bernstein oder Thon; weite Beinkleider, lederne oder bastene Schuhe; dazu im Winter Thierfelle über den Rock und eine Pelzmütze. Die Weiber trugen lange linnene Kleider von grauer Farbe und einen Mantel, die unverheirateten einen Blumenkranz, die Frauen eine Haube. Ihr Putz bestand in ausländischen Arm- und Halsbändern, Ringen, Ohrgehängen. Die Fremden sagten wol: „der Preußen Gott ist ihr Bauch"; und allerdings war lustiges Zechen in Preußen sehr beliebt; indessen welche Massen von Bier, Meth und gegohrener Stutenmilch hier auch vertilgt wurden, die christlichen Deutschen leisteten in Bier und Wein das nämliche. Im Essen waren die Preußen doch immer mäßig; ihre Kost bestand hauptsächlich aus Fleisch, Hirse, Haferbrot und Milchspeisen.

Die preußische Sprache, die seit einem Vierteljahrtausend ausgestorben und uns nur in ein par Uebersetzungen des lutherischen Katechismus[9]) erhalten ist, ähnelte der lithauischen; sie hatte einen sanften milden Klang und in ihren Formen eine sehr gefällige Beweglichkeit, wie lieblich klingen z. B. die Mannsnamen Dygune, Nawalde, Astioth, Samile, Nautinge, Saleide, die Frauennamen Nomeda, Namego. Die Schrift war unbekannt; man kam dem Gedächtniß in der Weise aller Naturvölker zu Hülfe, bediente sich, um die Tage zu zählen, eines Kerbstocks oder knüpfte Knoten an einem Riemen. Man rechnete übrigens nicht nach Wochen, sondern nur nach Monden und Jahre; die Monate hießen nach den Naturerscheinungen, z. B. Tauben-, Linden-, Getraide-, Laubfall-Monat.

Am wenigsten heimelte den germanischen Sinn das Verhältniß an, in welchem bei den alten Preußen die Frau zum Manne stand. Sie war nicht die berechtigte Genossin, sondern die Dienerin ihres Gatten, dem Vater um ein bestimmtes Maß Getraide oder für eine Anzahl Vieh abgekauft, denn die Kinder galten als dessen unbedingtes Eigenthum. Der Mann durfte drei Frauen haben, wenn er sie ernähren konnte. Dennoch fehlte es der Ehe nicht an Würde; darauf deutete mancher poetische Brauch hin. Am Tage der Hochzeit versammelte die Braut ihre Freundinnen und sang mit ihnen ein Klagelied, daß sie nun die Eltern nicht warten und pflegen dürfe. Dann stieg sie in den Wagen, den ihr der Bräutigam schickte, um zu ihm zu fahren; war sie an der Grenze seines Hofes angelangt, so trat ihr ein Mann mit einem lodernden Feuerbrand und einem vollem Kruge entgegen. Dreimal umrannte er den Wagen, dann den Krug ihr reichend rief er: „Wie sonst in deines Vaters Hause so hüte nun das Feuer im Hause deines Gatten." Unter fröhlichen Zeremonien wurde sie nun in das Haus und an den Herd, ihren künftigen Ehrenplatz, geführt, wo man ihr die Füße wusch. Darauf wurde sie mit verbundenen Augen und den Mund mit Honig benetzt an alle Thüren des Hauses geführt und stieß eine jede mit dem Fuße auf, während die Begleiter sie mit Sämereien aller Art bestreuten und ihr zuriefen: „Halte fest am Glauben unserer Götter, so geben sie dir alles." Es folgte ein heiteres Mahl mit Gesang und Tanz, wobei der Braut das lange Har, die Zierde der Jungfrau, abgeschnitten und ihr Haupt mit einer bekränzten Haube bedeckt wurde.

In der Gottesverehrung der alten Preußen findet sich mancher Zug, der an germanisches Wesen erinnert. Nirgends im Lande gab es Tempel, ihre Stelle vertraten heilige Haine, „Romowe." Dort standen in drei Blenden, die in den dicken Stamm einer heiligen Eiche gehauen waren, die Bilder der drei Hauptgötter: Perkunos, der gewaltige Donnergott, einem zornigen Manne gleich, mit feuerfarbenem Gesicht und krausem Bart, das Haupt von Flammen und Blitzstrahlen umlodert; vor ihm brannte ein ewiges Feuer. Im Donner verkündete er dem Oberpriester, dem „Griwen", die Zukunft und seine Befehle. Rosse, (seine Lieblingsthiere), auch Gefangene wurden ihm zu Ehren geschlachtet; er spendete Kraft und Sieg. Neben ihm stand Potrimpos, der lächelnde glückbringende Gott der Fruchtbarkeit und des Ackerbaus, wie ein schöner blonder Jüngling anzuschauen, mit einem Aehrenkranz im Hare. Ihm brannten als Opfer Getraidegarben und Weihrauch; sein heiliges Thier war die Schlange. Auf der andern Seite starrte Pikullos, der finstere Gott des Todes und Verderbens, eine Greisengestalt, mit

todtenbleichem Gesicht, langem grauem Barte, den kahlen Scheitel mit einem weißen Tuche umwunden. Drei Todtenköpfe, — eines Menschen, eines Pferdes, einer Kuh, — lagen vor seinem Bilde, die Zeichen seiner blutigen Opfer; denn Qual und Angst alles Lebendigen war seine Freude, und seinen Zorn versöhnte nur Blut. Von anderen göttlichen Wesen genoß Kurche, der nahrungspendende Gott, die meiste Verehrung; auch er wurde unter heiligen Bäumen angebetet. Das Ansehen der Götter gab auch ihren Priestern, den Waidelotten, die um ihre Heiligthümer wohnten, große Macht, die größte aber dem Griwen, der, als Oberpriester und Oberrichter seines Gaus aus dem Innersten des Romowe seine Sprüche ergehen ließ, Orakel, die als göttliche Befehle galten. Neben ihm stand an der Spitze jeder Landschaft der Reiks, der eigentliche Landesfürst; sein Amt war hauptsächlich die Oberfeldherrschaft. Auf sein Gebot war in Kriegszeiten jeder wehrhafte Mann verpflichtet, mit seinen Waffen — der Streitkeule, den Wurfkeulen, der steinernen Streitaxt, oder, wie es später Sitte ward, mit Schwert und Spieß, Schild und Bogen — auf dem bezeichneten Sammelplatze zu erscheinen. Da kamen meist sehr zahlreiche Heere zusammen; es heißt gar, das wolbevölkerte Samland, das auch um seines Romowe[10)] willen den weitesten Ruf hatte, sei im Stande gewesen, 4000 Reiter und 40,000 Fußkämpfer aufzubringen, und unter den anderen Gauen habe es keinen gegeben, der nicht im Nothfall mindestens die Hälfte jener Zahl hätte ins Feld stellen können; freilich war dies Aufgebot eben nichts weiter als ein allgemeiner Landsturm, zu dem sich jeder stellte, der überhaupt nur eine Waffe tragen konnte. Zuweilen thaten sich einige, nie alle Gaue gegen einen gemeinsamen Feind zusammen. Durch zähe Tapferkeit erhielten sie sich doch frei und waren im Kampfe furchtbare Gegner, obwol sie von eigentlicher Kriegskunst nichts verstanden. Ihr Auszug erfolgte unter heiligen Kriegsbannern, Tüchern die mit Bildern von Götzen und Thieren bemalt waren; ihr Angriff geschah mit Kühnheit und List, die durch die Unwegsamkeit des sumpfigen bewaldeten Landes unterstützt wurde. Oft siegten sie aus dem Hinterhalt oder durch verstellte Flucht. Am geschicktesten zeigten sie sich im Anlegen und Vertheidigen fester Burgen. Das Land war bedeckt mit solchen Wehren, die, aus Holz erbaut, meist auf Anhöhen oder an Flüssen, Seen, Morästen lagen und von Wällen und Gräben umgeben waren. Zur Feier des Sieges brachte man den Göttern gern einen vornehmen Gefangenen zum Opfer dar; durchs Los gewählt, ward er in voller Kriegsrüstung auf ein gefesseltes Pferd gebunden, mit einem Scheiterhaufen umgeben und so verbrannt. Auch die übrigen Kriegsgefangenen behandelte man mit Grausamkeit. Denn durch lange Kriege mit den Nachbarvölkern, besonders mit den Polen, durch Kriege, die meist in entsetzlichen Verwüstungszügen bestanden, war die ursprünglich friedliche und milde Gemüthsart der Preußen gewaltthätig und hart geworden. Doch gegen Fremde, die als Gäste kamen, wie gegen Freunde und Stammgenossen blieb der Preuße menschenfreundlich und wolwollend.

Wenn auch die Reiks einen sehr bedeutenden und dauernden Einfluß auf das Volk ausübten, so war es doch keine Gewaltherrschaft; sie geboten über freie Leute, und in wichtigen Angelegenheiten des Gaues entschied das Volk selber in seinen Versammlungen, bei denen freilich die Edeln, d. h. die von altersher durch Ansehen und Reichthum ausgezeichneten Geschlechter, eine gewichtigere Stimme

hatten als der gemeine Mann. Der Reichthum bestand in großem Grundbesitz und Viehstand, schönen und schnellen Pferden, Jaghunden, Jagdfalken; Geld war nicht üblich. Auch den Priestern, zumal dem Griwen, jenem alten Manne, den die Waidelotten erwählt hatten und der immer geheimnißvoll tief im Romowe weilte, räumte das Volk viel Macht ein; es unternahm kein wichtiges Geschäft, begann keinen Krieg, schloß keinen Frieden, ohne durch den Mund der Priester den göttlichen Willen erforscht zu haben; aber es gehorchte nicht aus Zwang, sondern aus Frömmigkeit.

Was man vom Leben noch dem Tode glaubte, war vernünftig und heilsam die Seelen der Guten kämen an einen Ort der Freude und des Genusses (den man sich allerdings rein sinnlich dachte); dort, im Rogus, würden sie alles wiederfinden, was ihnen hienieden lieb und theuer gewesen. Den Bösen war ein Ort der Qual und der Marter, Pekla, zum entsetzlichen Wohnsitz bestimmt.

Dem Gestorbenen zu Ehren veranstaltete man ein feierliches Trauermal. Mit weißen Kleidern geschmückt, ward die Leiche im Kreise der Freunde und Verwandten auf einen Stuhl gesetzt, und jeder trank unter Wehklagen dem Todten zu, trug ihm auch Grüße an liebe Verstorbene auf. Dann gürtete man ihm ein Schwert um (eine weibliche Leiche erhielt statt dessen Nadel und Zwirn mit), legte ihn auf einen Wagen und fuhr nach dem Begräbnißplatze. Männer folgten zu Pferde, hieben mit ihren Waffen in die Luft, suchten auch durch lärmendes Geschrei die bösen Geister von der Bahre fern zu halten. Auf dem Begräbnißplatz war ein Erdhügel aufgeschüttet; am nördlichen Ende desselben befand sich ein viereckiges Grab, sorgsam mit großen aufrecht gestellten Steinen ausgelegt, auch wol mit bunten Kieseln gepflastert; am südlichen Ende ragte ein mächtiger Scheiterhaufen; auf diesen wurde die Leiche gelegt, neben sie des Verstorbenen Roß, Hund, Waffen, Geräthe und mancherlei Kostbarkeiten, dann alles in einer gegewaltigen Feuerlohe verbrannt. Denn man meinte, das irdische Leben setze sich im Jenseits unter gleichen Verhältnissen und Beschäftigungen fort. Während die Flamme loderte, erhoben die Priester das Lob des Verstorbenen, rühmten seine Thaten, zumal was er im Kriege vollführt, und riefen begeistert: „Schon sehen wir ihn, im blitzenden Schmuck der Waffen, hoch zu Roß, den Jagdfalken auf der Faust, durch die Wolken zum Rogus emporziehen!“ — War nun der Scheiterhaufen verglüht, so sammelte man die Asche des Todten und that sie nebst Schmucksachen von Metall, Korallen oder Bernstein, auch Münzen, die man als Zierrath vom Auslande eingetauscht, in eine thönerne Urne und setzte diese in dem Grabe bei, das dann mit Steinen geschlossen und wie die Asche des Scheiterhaufens mit Erde bedeckt ward. So findet man noch heute Aschentöpfe, Waffen und allerlei Zierrath in der Erde als Denkmal an das alte Preußenvolk.

So lange rings um das Land weithin nur Slawen wohnten, hatte der Preuße für sein Volksthum, seinen Glauben und seine Freiheit nichts zu fürchten. Die Versuche, die jene theils mit den Waffen, theils mit der Gewalt des Wortes machten, ihn zu bekehren, zu unterjochen, waren noch allemal zurückgewiesen worden. Die ehrwürdigen Männer, die vordem auf polnischen Böten die Weichsel

hinabgekommen, den prager Bischof Adalbert (996)[11], den Mönch Bruno (1008)[12], hatte er als Gäste geehrt, so lange sie Frieden hielten, dann, als sie ihm seine Götter schmähten, erschlagen. Die Bekehrung die nach langer Pause nun der olivaer[13] Mönch Christian theils von Pommern aus theils mit Hülfe der Polen unternahm, war zwar anfangs nicht ohne Erfolg gewesen, so daß ihn der Papst (1215) gar zum „Bischof von Preußen" ernannte, aber sobald die Preußen gemerkt, daß ihnen mit der Taufe zugleich die Herrschaft der Polen gebracht werde, fielen sie 1223 mit einem großen Heer in das schon halb bekehrte Kulmerland und in das polnische Masowien ein, vertilgten wieder die Keime, die das Christenthum unter ihnen getrieben, vernichteten auch den polnischen Ritterorden, den Christian in Dobrin an der Drewenz gestiftetet und wider sie geführt hatte, und drohten nun ihrerseits den planmäßigen Angriff durch fortgesetzte Raubkriege zu vergelten. Die Polen mußten es eingestehen, slawische Kraft war ganz unfähig das Preußenland Christo zu unterwerfen; statt es zu erobern, vermochten sie nicht einmal die Grenzen des eigenen Gebietes recht zu beschützen. Sie übertrugen die Aufgabe, an der sie selbst gescheitert waren, einer andern Nation, derjenigen, die in der ganzen Christenheit den ersten Rang einnahm und dem Heidenthum bereits so weite Lande abgerungen hatte, — der deutschen Nation. Wie erfolgreich kämpften für das Kreuz eben jetzt die deutschen „Schwertbrüder" in Liefland, die deutschen „Marianenritter" noch neuerdings im siebenbürgischen Burzenland.[14] Aehnliches war von diesen für Preußen zu hoffen. Denn der Ruhm der tapfern und frommen Herren „des deutschen Hauses unserer lieben Frauen zu Jerusalem" war groß; Weltliche und Geistliche wetteiferten, den Orden mit Gütern und Ehren zu beschenken, er blühte zumal jetzt, da ein Held und ein Weiser, wie Hermann von Salza, des großen Hohenstaufen Friedrichs II. vertrauter Freund, sein Hochmeister war. Dieser Orden sollte leisten, was der polnische nicht gekonnt. Im Jahre 1226 erschien vor dem Hochmeister zu Venedig eine feierliche Gesandtschaft aus Polen, die im Namen des bedrängten Herzogs Konrad von Masowien und des Bischofs Christian um Hülfe wider die heidnischen Preußen bat. Kaiser und Papst unterstützten die Bitte und schenkten dem Orden jenes ganze Heidenland, wenn er es erobere. Der Antrag wurde angenommen; die Kräfte und Erfahrungen des Ordens wandten sich auch diesem neuen Arbeitsfelde zu. Schon 1228 ritten die ersten deutschen Ordensbrüder über die preußische Grenze, erhob sich dort am linken Weichselufer ihre erste Burg, Vogelsang (gegenüber dem jetzigen Thorn); bald sandte Hermann von Salza die erste eigentliche Kriegsschar, 20 Ritter und 100 Knappen, und in Hermann Balk den ersten „Landmeister" nach Preußen.

Das war ein anderer Feind, der jetzt herangezogen kam. Welche wunderbare Kraft beseelte ihn! nur wahrhafte Begeisterung konnte ja zum Eintritt in den Orden bewegen, denn seine Gesetze waren streng, und den Aufzunehmenden erwartete ein Leben voll Entsagung und Mühsal. Nach dem Vorbilde der Johanniter und Templer 1190 bei der Belagerung von Akka in Palästina gestiftet, hatte er kranke Pilger zu pflegen, fromme Wallfahrer zu beschützen und mit dem Schwerte die Ungläubigen zu bekämpfen. Aber es waren nicht diese Aufgaben, was den meisten Opfermuth erforderte: die Ritterorden legten zugleich die Mönchspflichten auf: Armuth, Gehorsam, Keuschheit das ganze Leben lang! Der

ganze Mensch, Leib und Seele, gehörte fortan dem Orden. Am Tage beim Krankenbett oder im Sattel und Gefecht; in der Nacht oft wieder zu gemeinsamem Gottesdienste; die Tracht ein schmuckloses schwarzes Gewand, darüber ein weißer Mantel mit schwarzem Kreuz; als Nachtlager ein Strohsack nebst wollener Decke; die Speise einfach, oft kärglich — das war das Los des deutschen Rittermönchs. Aber die fromme Schwärmerei und ein erhabener Ehrgeiz verklärten es in den Augen der Edelsten zum erstrebenswerthen, zum würdigsten Berufe. Und diese begeisterte Heldenschar war doch nur die bahnbrechende Vorhut eines endlosen Heeres, dieser kleinen Elite folgte die gewaltige Streit- und Arbeitskraft einer großen Nation; der deutsche Orden mußte siegen, denn er führte das deutsche Volk mit auf den Kampfplatz.

Kaum hatten die Ritter sich im südwestlichsten Winkel Preußens festgesetzt und hier als Rückhalt für ihre Streifzüge die Burgen Thorn und Kulm angelegt, so strömten auch schon, auf die Kreuzpredigt der Kirche, aus Deutschland tausende von bewaffneten Pilgern herbei, in dem näheren Preußen sich denselben Himmelslohn zu verdienen, den sonst das ferne Paläſtina bot. Mit ihnen wanderte eine Menge von deutschen Ansiedlern ein, die erst zum dauernden Besitzthum machten, was die Ordensbrüder und Kreuzfahrer im raschen Waffengang eroberten. Wie in der Mark Brandenburg so drang auch in Preußen mit dem deutschen Schwert und Kreuze der deutsche Pflug, mit dem Christenthum das Deutschthum vor. Es verging kaum ein Jahr und um die Burgen waren die Städte Thorn und Kulm entstanden (1232). Die deutsche Einwanderung in Schwung zu bringen, gab der Orden den Ansiedlern große Rechte und Freiheiten, die sogenannte „kulmische Handfeste", eine Verfassung, die den Gemeinden das Recht ertheilte, sich ihre Obrigkeiten selbst zu wählen, für den Orden als Landesherrn nur geringe Leistungen forderte und besonders im Gerichtswesen und Erbrecht den Bürgern große Vortheile verbürgte.

Vom Kulmerlande aus ging nun die Eroberung weiter am linken Weichselufer hinab und zugleich nach Osten in das innere Land. Jeder neue Schritt ward mit der Gründung einer Ordensburg und einer Ansiedlung bezeichnet, bekräftigt. So knüpfte sich an den Bau Marienwerders (1233) die Unterjochung Pomesaniens; vier Jahre darauf an Elbings Mauern die Herrschaft über Pogesanien. Hier kam dem Orden die deutsche Volkskraft von einer neuen Seite, von der See, zu Hülfe. Die Lübecker, welche damals den Ostseehandel zu beherrschen anfingen, beeilten sich um die Burg Elbing eine Stadt zu erbauen, denn am Elbingfluß, zwischen dem Drausensee und dem frischen Haff, war ja die Stätte eines uralten Handels. Immer wieder durch neue Kreuzheere, 1237 noch durch den Beitritt des Schwertbrüderordens verstärkt, konnte der Orden in den nächsten Jahren auch Warmien, Natangen, Barten unterwerfen. Aber er verdankte seine Erfolge doch nicht bloß sich und seinen Landsleuten, sondern zum großen Theil dem Umstande, daß der Feind nicht seine ganze Kraft aufbot: jeder Stamm hatte gewartet, bis die Reihe angegriffen zu werden, an ihn kam; so waren die Preußen desto leichter der Tapferkeit, der besseren Ausrüstung, der höheren Kriegskunst der Deutschen erlegen. Jetzt, als sie schon fast ihr halbes Land verloren sahen, begannen sie endlich nach einem gemeinsamen Plane zu handeln; die unterworfenen Stämme erhoben sich (1241) in Masse, während der Herzog Swan-

tepolk von Hinterpommern, der längst die aufstrebende Macht des Ordens beneidete, diesen im Rücken anfiel. Jahre lang mußten die Deutschen mit den erbitterten Feinden ringen, oft schien ihr Untergang nahe. Selbst die Frauen der Ansiedler ergriffen nicht selten Schild und Schwert, um die Mauern der jungen Städte zu vertheidigen, wie es mit großem Ruhme einmal die Kulmerinnen und die Elbingerinnen thaten. Endlich siegte der Orden, zwang den Herzog zum Frieden, die Abgefallenen wieder zum Gehorsam (1249), und das Werk der Eroberung schritt von neuem vorwärts; zuerst über Galinden (1253), dann unter großen Zurüstungen gegen den mächtigsten Gau, Samland; König Ottokar von Böhmen führte dazu ein stattliches Kreuzheer herbei; so konnte der Orden im Jahre 1255 mit 60,000 Mann zum Pregel ziehen. Da fiel im übermächtigen Kriegssturm das Heer der Samen und mit ihm das Heiligthum aller Preußen, das uralte Romowe in Samland; die heilige Eiche mit ihren Götterbildern sank in Asche, und am Pregel erhob sich als Bollwerk des Deutschthums und des Christenthums eine feste Burg, Königsberg, bald eine Stadt. Auch die Samen mußten sich nun taufen lassen und dem Orden unterthan werden; aber das fremde Joch drückte bald unerträglich. Denn seit Hermann v. Salzas und Hermann Balks Tode (1239) wurden die Neubekehrten von den Rittern nicht mehr mit weiser Milde, sondern fast wie Sklaven behandelt. Als daher 1261 der Orden von den Lithauern eine große Niederlage erlitt, flog der Aufstand wie ein Lauffeuer durch das Land. In seinen Wäldern versammelt, rief das preußische Volk wieder um Rettung zu seinen alten Göttern, wählte seine besten Männer zu Feldherren und erhob sich einmüthig zum letzten Kampfe für seine Freiheit, seinen Glauben. Wunder der Tapferkeit geschahen auf beiden Seiten; doch fast überall siegte die Kraft des empörten Volkes; von Sieg zu Sieg über zerstörte Burgen, Kirchen, Städte führte der preußische Held Herkus[15] Monte die Seinigen. Aber die Tausende, die unter dem Ordensbanner starben, wurden immer durch neue Kreuzfahrer ersetzt, während sich das Preußenvolk im langen Vernichtungskampf verblutete. Einer nach dem andern fielen seine Führer, zuletzt auch Herkus Monte; die Landschaften verödeten, der Fremdling gewann die Oberhand. Er erstickte den Aufstand, eroberte 1275 noch Nadrauen, 1276 Schalauen, warf endlich 1283 auch den letzten freien Stamm, Sudauen, nieder. Sechs Jahre hatten sich die Sudauer zwischen ihren Sümpfen, Seen und Wäldern mannhaft gewehrt, dann, da Kampf nicht mehr retten konnte, ließ sich ein Theil taufen und in dem verwüsteten Samland ansiedeln; die Mehrzahl verschmähte das Joch und wanderte wie so mancher andere Preuße nach dem befreundeten Lithauen aus, wo noch die alten Götter herrschten und die alte Freiheit.

Die Blutarbeit eines halben Jahrhunderts war beendet; über den Trümmern des Heidenthums stand siegreich für immer das Kreuz. Es war doch kein sehr hartes Los, was die Besiegten traf. Viele unter den preußischen Edeln, namentlich die Witinge, die vornehmsten alten Grundbesitzer, die sich dem Orden rascher und leichter gefügt, behielten ihre volle Freiheit, durften ihr Gut als ganz freies Eigenthum oder als kriegsdienstpflichtiges Ordenslehen besitzen; die mit dem Schwert unterworfenen, sowie die gemeinen Bauern mußten für ihren Besitz Abgaben zahlen, Handdienste leisten, besonders bei den Burgbauten frohnden und dem Ordensbanner als Fußkämpfer folgen, während die Edeln zu

Pferde dienten. In den Dörfern, die der Orden für sich nahm, übte er durch Vögte auch die Gerichtsbarkeit aus; in denjenigen, die preußischen Edeln überlassen wurden, verwalteten diese die Rechtspflege. Leibeigen wurde das Volk in Preußen so wenig wie in der Mark. Aber wie dort verlor es durch die Deutschen allmählich mit der Unabhängigkeit und dem Glauben auch seine Sprache und Sitte. Die Verdeutschung beider Länder ging auf sehr ähnliche Weise vor sich: deutsche Unternehmer legten im Auftrage des Ordens auf wüstem Boden deutsche Dörfer an, erhielten in diesen ein Freigut nebst dem Schulzenamt, welches sie verpflichtete, von den Ansiedlern den Zins für den Orden, den Zehnten für die Kirche einzusammeln und im Dorfgericht den Vorsitz zu führen; sie hatten die Grundstücke bald an den Mann gebracht, weil der Boden fruchtbar war und der deutsche Bauer nur mäßige Abgaben, keine Hand- oder Kriegsdienste zu leisten brauchte. Auch viele Edelleute zogen aus Deutschland nach Preußen. Sie wurden dort vom Orden mit erblichem Grundbesitz sowie mit der Gerichtsbarkeit über die Bauern auf ihrem Gute belehnt und hatten ihrem Lehnsherrn dafür innerhalb der Landesgrenzen Kriegsdienst zu leisten. Ebenso genossen die deutschen Städte, die in großer Zahl erbaut wurden, viel Gunst; der Orden ertheilte den binnenländischen kulmisches oder magdeburger, den am Meere gelegenen lübisches Stadtrecht. Ihr Handel und Gewerbe blühte rasch auf; manche, wie Elbing, Kulm, Braunsberg, Königsberg traten frühzeitig in den Hansebund. In kirchlicher Hinsicht zerfiel Preußen in vier Bisthümer — Kulm, Pomesanien, Ermeland, Samland — aber diese Stifter waren wie die Vasallen und Städte dem Orden unterthan. Die Landesherrschaft desselben beruhte auf den stärksten Rechtstiteln, auf der kaiserlichen und päpstlichen Schenkung und auf der Eroberung. Um so nachdrücklicher war seine Wirksamkeit. Wie gut er seine Aufgabe verstand, zeigte er auch in den Siegen, die er der Natur des Landes abgewann. Das weite Gebiet zwischen Weichsel, Nogat und Elbing war damals nichts als ein ungeheurer Sumpf, den die Flüsse bei Hochwasser ganz ungangbar machten, ein Aufenthalt wilder Thiere. Hierhin berief nun der Landmeister Meinhard von Querfurt im Jahre 1288 niederländische und andere deutsche Ansiedler, die mit dem Kampf gegen das Wasser vertraut waren, gab ihnen viele preußische Bauern zur Hülfe, bestätigte die Deichverfassung, die sie unter sich errichteten, und hatte die Freude zu sehen, wie nach sechsjähriger Arbeit das ganze Land, das jetzt der große und kleine Werder heißt, trocken gelegt war. Hinter den Dämmen, die dem Eisgange Trotz boten, ward nun der üppige Marschboden urbar gemacht, und die Bauernschaften auf ihm waren bald weit und breit die reichsten.

Einen Theil seiner Kraft hatte der Orden bisher noch nach Palästina richten müssen, als aber am Ende des 13. Jahrhunderts hier auch die letzte christliche Feste an die Türken verloren gegangen und jede Hoffnung verschwunden war, das heilige Land wieder zu gewinnen, beschloß er, sich ganz und gar dem Kampf in den Ostseeländern, zumal gegen die Litthauer, und der Regierung Preußens zu widmen. Im Jahre 1309 verlegte der Hochmeister — Siegfried von Feuchtwangen — seinen Sitz nach Marienburg; dort an der Nogat ragte nun „des Ordens Haupthaus", prachtvoll wie je ein Königsschloß,[16] ein würdiger Schlußstein zum Bau dieses großartigen Ordensstaats. 15 Jahre darauf erhielt auch dessen innere Verfassung eine neue und zweckmäßigere Gestalt. Sie war sonst

aristokratisch gewesen; neben dem Hochmeister und dessen Stellvertreter in Preußen, dem Landmeister, sowie in Riga neben dem Schwertbrüdermeister hatten die hohen Ordensbeamten oder Gebietiger — nämlich der Marschalk oder Feldherr, der Spittler oder Aufseher der Krankenpflege, der Treßler oder Schatzmeister, der Trappier oder Kleidermeister — einen weit greifenden Einfluß, und auch die Befehlshaber der einzelnen Ordensburgen, die Komthure, viel Macht gehabt. Jetzt schärften die neuen Statuten, die der Hochmeister Werner von Orseln 1324 durchsetzte, den Brüdern nicht bloß die alte Zucht und Strenge des Lebens ein, ohne die das edle kriegerische und religiöse Wesen des Ordens schwerlich bestehen konnte, sie paßten auch jene Ordensämter den gesteigerten Bedürfnissen, den größeren Verhältnissen des Staates besser an, indem sie ihn zu einer Monarchie machten. Aber diese Monarchie war eine gemäßigte, die Gewalt des Hochmeisters fortan so groß, daß er stets den Gehorsam aller Ritter zum Wole des Ganzen erzwingen konnte, und doch der Verantwortlichkeit gegen das Generalkapitel (gegen die Versammlung aller Gebietiger) nicht so weit entledigt, daß er vermocht hätte, das Ganze zu beschädigen. So ward der Orden befähigt, ein Regiment zu führen, wie es in solcher Weisheit und Kraft damals nirgends anderswo zu spüren war. Unter seinem Zepter konnten weder Selbsthülfe, Faustrecht, Fehdewesen, noch die Ausgeburten wilder Glaubenswuth, die blutigen Ketzergerichte, konnte keine dieser Geißeln des Mittelalters aufkommen. Denn stark und unparteiisch waltete er über allen Ständen. Der Edelmann durfte nicht den Bauer unterdrücken, noch der Priester den Laien ausnutzen. Sicher vor inneren Feinden baute der Landmann sein Feld, trieb der Städter sein Gewerbe; die Kriege wurden an den Grenzen oder in Feindesland geführt. Aber bei großer Sicherheit und Ordnung genoß der Unterthan im Ordensstaat zugleich ein damals ungewöhnliches Maß bürgerlicher Freiheit; er behielt sein altes deutsches Recht, seine Selbständigkeit und Wehrhaftigkeit. Und weil der Landesherr wenig bedurfte, im Volke aber jeder die Früchte seines Fleißes für sich erntete, so konnten die Hochmeister sich rühmen, nirgends in Europa zahle man so wenig Steuern wie in Preußen. Sie konnten auch auf das stolz sein, was sie Neues zur Wolfahrt ihres Reiches thaten, auf die vortheilhaften Handelsverbindungen, die sie mit dem Auslande anknüpften, auf die Förderung, die sie jeder nützlichen Thätigkeit zu Theil werden ließen. Unter ihrem Schutze und durch die Verbindung mit der Hansa wurde der preußische Handel bald sehr beträchtlich. Die reichen Erträge des Landes an Getraide, Wachs, Honig, Bernstein (später auch Bauholz) gingen massenhaft nach dem Westen, besonders nach England und den Niederlanden; dafür holte man gewerbliche Erzeugnisse, Wein, Metalle, Scharlach, Leinwand, Salz. Die blühendste und mächtigste Stadt war schon in der Mitte des 14. Jahrhunderts Danzig, der Hauptstapelplatz des Weichselhandels und Vorort des „preußischen Quartiers" in der Hansa. Seit 1310 in unbestrittenem Besitz des Ordens, der sie nach dem Aussterben der slawischen Herzöge von Pomerellen theils mit Waffengewalt, theils durch Kauf erworben hatte, war sie durch starke Einwanderung deutscher, besonders lübecker Kaufleute und Handwerker rasch germanisirt worden; ihre günstige Lage half ihr dann, die anderen deutschen Städte weit zu überflügeln. Von dem Reichthum und Gemeinsinn der alten Danziger zeugt heute noch die berühmte „Pfarrkirche", die 1340 erbaut ward, und der prächtige

„Artushof", ein Vereinshaus der Kaufherren, die um dieselbe Zeit unter sich die „Artusbrüderschaft" zu Handelszwecken, aber auch zu kriegerischen Uebungen gestiftet hatten. Rings um die reichen Bürger saßen im Lande wolhabende Bauern; denn der Landmann war hier ungemein betriebsam, baute selbst Wein sehr emsig und mit gutem Erfolge. Behaupten doch Patrioten, daß der preußische Rebentrank einst selbst einem fränkischen Weinkenner soll gemundet haben!

So blühte Preußen oder „Neu-Deutschland", wie man es wol nannte, wunderbar schön auf, zumal unter der Regierung seines größten, glorreichsten Hochmeisters, Winrichs von Kniprode (1351—82); es war sein goldenes Zeitalter, es war für den Orden zugleich die Zeit des glänzendsten Kriegsruhms. Denn damals schlug er siegreich jene gewaltige Schlacht bei Rudau[17] (1370), die den eroberungslustigen lithauischen Staat, als er am gewaltigsten war, zwang, an der Grenze der deutschen Pflanzung Halt zu machen. Welch' eine Pflanzung! Dieser Ordensstaat war ja größer als manches berühmte Königreich, als England, Schottland, Dänemark, Neapel, mächtiger als manche größere. Denn durch Kauf, wozu der ungemeine Wolstand des Landes, obgleich es verhältnißmäßig nur wenig besteuert wurde, die Mittel gab, war Esthland (1346 von den Dänen), Gothland (1396 von den Schweden), die Neumark (1402 vom Hause Luxemburg) erworben, und so umfaßte der Ordensstaat ein Gebiet von fast 3000 Quadratmeilen mit 55 Städten, 20,000 Dörfern, 2000 Edelhöfen, 48 festen Schlössern; er reichte von der Oder bis zur Düna, er war auf dem Gipfel seiner Macht. Aber nun sank er; schon unterwühlten im Innern, bestürmten von außen den stolzen alten Bau überlegene neue Kräfte. Der äußere Feind nahm auf einmal eine andere und unendlich gefährlichere Gestalt an: die Lithauer wurden (1388) von ihrem Großfürsten Jagello zum Christenthum bekehrt und mit Polen zu einem Reiche vereinigt. Damit war die ursprüngliche Aufgabe des Ordens beseitigt; sein Kampf mit den Nachbaren war nun kein Glaubenskampf mehr, der Kreuzfahrer herbeiziehen konnte. Der Feind dagegen war doppelt mächtig: er stand auf allen Punkten der weit gedehnten Landgrenze und drang eroberungslustig an; denn die Lithauer hatten in der Taufe ihre alte Plünderungslust nicht verloren und die Polen, die längst mit Neid und Gier auf das herrliche Reich an der Ostsee sahen, es bisher nur aus Ohnmacht unterlassen zu ernten, wo sie nicht gesät. Aber jetzt hatten sie ja an den Lithauern so starke Helfer, und vor allem, dem Gegner wankte in seinem eigenen Hause der Boden unter den Füßen. Dies war in der That das Entscheidende. Der Orden hatte sich auch als regierende Macht überlebt. Im Laufe der Zeit war die alte Sittenstrenge der Brüder dem Wolleben und Uebermuth gewichen; der Orden verweltlichte, aber je lockerer die Zucht in ihm selber wurde, desto straffer hielt er das Volk im Zügel; den verblassenden Heiligenschein sollte ihm ein stärkerer Nimbus von irdischer Majestät ersetzen. Indessen auch mit den Unterthanen war eine Veränderung vorgegangen; sie fühlten sich nicht mehr als Eindringlinge unter einem fremden, feindlich gesinnten Volke, nicht mehr als Sieger neben Besiegten, sondern als Eingeborne ihres Landes und Bürger eines Volkes. Nachdem die Eroberung, die Gründung und Einrichtung längst war vollendet, nachdem durch die Taufe der letzten heidnischen Nachbaren auch der Ausnahmezustand eines ewigen Krieges jetzt war beseitigt worden, konnte die Herrschaft des Ordens als eine unerträgliche Abnormität gelten; denn

wer waren diese hochmüthigen Ritter, die in ihrer Gesammtheit die Landesherrschaft bildeten? Es waren größtentheils Fremdlinge, jüngere Söhne des Adels aus dem „Reich", aus Franken, Schwaben, vom Rhein, die wenigsten aus Preußen; kein Familienband verknüpfte sie mit dem Volke, das sie zu regieren kamen, und das Verdienst ihrer Vorgänger war nicht einmal durch Blutsabstammung ihres. Nun entarteten sie gar, wurden aus gerechten und wolwollenden Regenten selbstsüchtige Tyrannen. Denn fing nicht der Orden an, die althergebrachten Rechte des Unterthans zu beschränken, Handelsgeschäfte zu treiben, die nur den Städten zustanden, den Adel zu besteuern, aus Habsucht die Bauern an ihrem kulmischen Erbrecht zu beschädigen? Es war gewiß eine sehr gerechte Forderung, wenn die reichen Städter und Edelleute jetzt den Anspruch erhoben, als „Landstände", wie es deutsche Sitte war, auch einen Antheil an dem Regiment zu nehmen. Aber davon wollte der Orden nichts wissen. So geschah's, daß die Unzufriedenen sich mit dem Gedanken vertraut machten, dem Orden Gewalt entgegenzusetzen; dieser Geist der Selbsthülfe erfüllte namentlich den „Eidechsenbund", einen Verein, den die westpreußischen Landedelleute im Jahre 1398 zur Wahrung ihrer Vorrechte unter sich geschlossen hatten.

So lagen die Dinge, als im Jahre 1410 Jagellos lange vorbereiteter Angriff furchtbar erfolgte. Mit einem Heer von 163,000 Mann (Polen, Lithauern, Söldnern aus Böhmen, Schlesien, Mähren, selbst Russen und Tataren) und 60 schweren Geschützen brach er ins Land; auch der Orden bot alle seine Kräfte auf, aber er konnte dem wilden Anprall nur ein halb so großes Heer entgegenstemmen. Am 15. Juli 1410 geschah bei Tannenberg (zwischen Gilgenburg und Hohenstein) die entscheidende Schlacht; die Tapferkeit der Brüder, die ihres alten Ruhmes würdig fochten, erlag der Uebermacht und der Verrätherei, denn die Eidechsenbündler verließen treulos das Feld, auf dem ihr Hochmeister sammt den meisten Gebietigern und dem Kern des Ordens fiel. Auch der Polenkönig hatte 60,000 der Seinen verloren; aber mit den Uebrigen überschwemmte er alles verwüstend das Land. Der Untergang des Ordens schien gewiß; doch für jetzt erschien ihm noch ein Retter. Mit dem Reste des Heeres warf sich der Komthur Heinrich von Plauen in die Marienburg, schlug 8 Wochen lang alle Stürme heldenmüthig ab, bis Jagello sich zum Rückzug entschloß. Zum Hochmeister gewählt, bewog Heinrich von Plauen dann (1411) den König von Polen zu einem Frieden, der dem Orden zwar große Geldopfer auferlegte, aber das Staatsgebiet nur sehr wenig verkürzte. Er that noch mehr. Er wies den Weg, auf dem allein es noch für den Orden und den Staat ein dauerndes Heil gab: Erneuerung der strengen Sittenzucht für die Brüder, Antheil an der Regierung für die Stände; das war seine ernste Forderung. Er schickte sich an, beides durchzusetzen, bildete vor allem, um die steigende Unzufriedenheit des Landes, das nun schwer besteuert werden mußte, zu besänftigen, einen „Landesrath" (von 20 Adligen und 27 Bürgern) und gab demselben landständische Rechte. Aber diese weise und volksthümliche Neuerung erbitterte die stolzen Ordensritter; sie setzten den Hochmeister ab, warfen ihn, der sie gerettet, in den Kerker und ließen ihn dort bis an seinen Tod (1429) schmachten; mit ihm fielen auch seine Reformen zu Boden. Sein Schicksal zeigt, daß wenn der Orden sich von dem Schlage bei Tannenberg nie mehr

erholte, der Grund tiefer lag als in der polnisch-lithauischen Uebermacht; er verdiente es unterzugehen.

Denn nun griff in ihm die Zuchtlosigkeit immer weiter um sich; die Konvente, die Großkomthure, der Deutschmeister (der die Besitzungen im deutschen Reich verwaltete), der Meister von Liefland erlaubten sich Eigenmächtigkeiten aller Art. Noch schlimmer war, daß die Geldnoth des Ordens, der so viele auswärtige Forderungen und Söldner befriedigen sollte, immer neue Steuern nöthig machte; denn das Land wollte sie nicht aufbringen, wurde vielmehr desto widerspänstiger, je mehr die Achtung vor dem Orden schwand und je größere Anforderungen derselbe gleichwol stellte. Es half nichts, daß er seit 1430 den Landesrath wieder berief und ihm das Steuerbewilligungs-Recht zugestand; denn er verletzte dieses und manches andere Recht der Stände doch wieder. Adel und Städte schlossen daher 1440 zu Elbing den „preußischen Bund" zur Vertheidigung ihrer Gerechtsame; sie gedachten, bei dem Zerfall des Ordens so frei und selbständig zu werden, wie es die Reichsritter und Reichsstädte im eigentlichen Deutschland waren. Der Hochmeister wandte sich in seiner Noth an seinen natürlichen und rechtmäßigen Schirmherrn, den Kaiser; dessen Sache wäre es freilich gewesen, der gräulichen Zerrüttung „Neu-Deutschlands" zu wehren; aber der unwürdige Fürst, der damals den deutschen Kaiserthron verwahrloste, Friedrich III. von Habsburg, begnügte sich mit Worten, die das Verderben seines Schützlings besiegelten, weil er ihnen keine That folgen ließ. Er befahl (1453) dem Bunde sich aufzulösen, und als dieser statt dessen dem Orden den Krieg erklärte, unter Hans von Baisens Führung den Aufstand rasch durch das ganze Land verbreitete, ja sogar sich nicht entblödete den König von Polen zu Hülfe zu rufen und als seinen Oberherrn anzunehmen; da ließ der Kaiser den Orden im Stich und sah ruhig zu, wie der Pole ein so edles Glied wie Preußen vom deutschen Reichskörper abriß. Denn was der Feind nicht mit dem Schwerte gewann, fiel ihm für Geld zu; die unbezahlten Söldner des Ordens verkauften dem Könige von Polen sogar die Marienburg; weinend verließ der unglückliche Hochmeister Ludwig von Erlichhausen 1457 des Ordens altes Haupthaus für immer. 13 Jahre lang dauerte dieser „westpreußische Städtekrieg", der um so schrecklicher wüthete, als nicht bloß das Volk und die Polen gegen den Orden, sondern auch ein Theil der preußischen Stände wider den andern stritt.

Besonders in Ostpreußen blieben doch manche Städte und Edeln dem Landesherrn getreu. Zu Wasser wie zu Lande raste der Bürgerkrieg. Sah man doch am Lambertustag 1463 auf dem frischen Haff eine große Seeschlacht, bei der jeder Theil preußisch war, hier Danziger und Elbinger, dort Königsberger und Braunsberger; die ersteren siegten, eroberten oder zerstörten 45 Böte und Schiffe, fingen oder erschlugen an 1300 Mann. Zuletzt bezwang die Erschöpfung den Orden, denn auch von seinen Vettern im Reich, der fränkischen, schwäbischen, rheinischen Reichsritterschaft, und den kleinen Fürsten, selbst vom Deutschmeister kam keine Hülfe mehr, seit ihm durch den Verkauf der Neumark (1455), mehr noch durch den Verlust Westpreußens die Verbindung mit Deutschland zerstört war. Er mußte 1466 den schimpflichen Frieden zu Thorn annehmen, mußte ganz Westpreußen an die Krone Polen abtreten und durfte Ostpreußen nur als ein polnisches Lehen behalten. Die Bedeutung des Ordens war dahin, das Land

aber verheert, entvölkert, dem Slawenthum Preis gegeben, das nun allmählich darin Fuß faßte. Zunächst hatten freilich die Stände erreicht, was sie wollten: die dem Orden treu gebliebenen mußten mit einem reichen Maße von Rechten und Freiheiten belohnt werden, die polnisch gewordenen genossen in der That fast völlige Selbständigkeit. Und wenigstens Danzig, stark in sich, hat seinen Abfall zu bereuen nie Grund gehabt; es ward im Grunde ein Freistaat unter polnischem Schutze, zugleich der hochbegünstigte Hafenplatz des weiten polnischen Reiches. Am Schlusse des 15. Jahrhunderts erhob es sich gar zu einer Weltstellung, ward die erste Handelsstadt des nordöstlichen Europas und überholte sogar Lübeck. Während es durch den Sund seine Seeschiffe in den Westen des Erdtheils sandte, auch einen großen Antheil an dem wichtigen Heringsfange auf Schonen nahm, zog es mittelst der Weichsel und des Bugs seine Handelslinien durch Polen und Galizien nach Ungarn und Siebenbürgen und südwestlich über Breslau in das Odergebiet, über Krakau durch Mähren zur Donau, südöstlich aber über Kowno durch Lithauen. Die Hauptgeschäfte dieses großartigen Verkehrs bestanden im Vertrieb von Getraide und Bauholz, die aus Lithauen und Polen nach Danzig für das überseeische Ausland gingen, und von Heringen und Salz, die dieses dafür gab[18]. Im Jahre 1481 gingen von Danzig 1100 große und kleine Schiffe mit Korn, besonders Roggen, nach Holland. Zum Schutze ihres und des hansischen Seehandels führten die Danziger selbst auf eigene Hand Seekriege mit fremden Nationen oder betheiligten sich an solchen, die von der ganzen Hansa geführt wurden, in hervorragender Weise, wie denn der danziger Seeheld Paul Beneke, unter den deutschen Schiffern damals durch Kühnheit und Geschicklichkeit der berühmteste, in den Jahren 1469—1476 manches englische und französische Schiff kaperte. Weltberühmt waren Danzigs Schiffswerften; sie lieferten Fahrzeuge bis nach Portugal. Die anderen preußischen Städte kamen zwar Danzig an Reichthum, Macht, Volkszahl bei weitem nicht gleich, aber auch sie waren wolhabend und wehrhaft, und im Besitz großer Privilegien. Um so leichter bewahrten sie sich ihr deutsches Volksthum. Das polnische Wesen konnte sich nur in einigen Theilen Westpreußens und auch nur auf dem platten Lande langsam einnisten.

Der Orden, dessen Hauptsitz nun Königsberg war, setzte seine Hoffnungen fortan in die Hausmacht seiner Hochmeister; aber die deutschen Reichsprinzen, die er nach einander an seine Spitze stellte, waren doch nicht im Stande, das Verlorene wieder herbeizuschaffen. Auch Markgraf Albrecht von Brandenburg (aus der fränkischen Linie des Hauses Hohenzollern), seit 1511 Hochmeister, rang vergebens, dem verstümmelten Ordensstaate wenigstens die Suveränetät wiederzubringen. Traurig kehrte er 1524 von seiner Rundreise in Deutschland zurück, wo er umsonst an alle Thüren um Hülfe geklopft hatte. Nur eins brachte er mit, einen fruchtbaren Gedanken, einen guten Rath, den ihm in Wittenberg Luther und Melanchthon gegeben hatten: das veraltete Ordenswesen ganz abzuschaffen, Preußen in ein weltliches Fürstenthum umzuwandeln und darin eine Dynastie zu gründen. Als er heimkam, fand er auch sein Land ganz lutherisch gestimmt; alle Stände, obenan der Bischof Georg von Polenz und viele Ordensbrüder hingen bereits der Reformation an. Albrecht beschloß daher, da ihm die Mittel zur Fortsetzung des Krieges fehlten, sich mit Polen auf Grund des thor-

ner Friedens zu einigen und aus dem Schiffbruch des Ordens für sein Haus und das Land das Mögliche zu retten. Im Vertrage zu Krakau (8. April 1525) erkannte er den König von Polen als seinen Lehnsherrn, dieser ihn als einen erblichen Herzog in Preußen an. Darauf löste Albrecht mit Zustimmung der meisten im Lande noch befindlichen Ordensbrüder[19]) den Orden auf, trat wie diese und das ganze Volk zur evangelischen Lehre über und verheiratete sich. Mit Freuden leistete das Land dem neuen Herzoge die Huldigung; es fand in dieser Staatsveränderung noch den Vortheil, daß seine ständischen Rechte nun auch noch durch die Krone Polen bestätigt wurden. Albrechts Beispiele folgte später der Meister des Schwertbrüderordens, Gotthard Kettler; von den Russen bedrängt, übergab er das Land dem Könige von Polen, wurde von diesem mit Kurland als einem erblichen Herzogthum belehnt, löste den Orden auf und ward, wie sein Volk, lutherisch (1561). Auch in Westpreußen drang die Reformation bald durch. Mit ihr kam rasch ein regeres Geistesleben in alle Ostseeprovinzen; es keimte hier eine höhere deutsche Bildung auf; ihre fruchtbarste Pflanzschule ward die Universität zu Königsberg, die Herzog Albrecht 1544 gestiftet hatte. Aber schon vor diesem segensreichen Ereigniß betheiligte sich Preußen an dem Aufschwung, den die Wissenschaft zu Anfang des 16. Jahrhunderts nahm, mit ungemeinem Erfolge; denn ein Preuße wars ja, der damals die großartigste wissenschaftliche Erkenntniß aller Zeiten gefunden hat: die richtige Ansicht vom Weltgebäude verdankt die Menschheit dem frauenburger Gelehrten Nikolaus Kopernikus. Er wurde 1473 zu Thorn geboren, studirte in Krakau und Bologna Medizin und Mathematik und erhielt, in sein Vaterland zurückgekehrt, eine Domherrnstelle in Frauenburg und in dieser die Mittel sich fast ganz der frühgeliebten Astronomie zu widmen. Um dieselbe Zeit als Luther seinen Krieg gegen die selbstzufriedene Werkheiligkeit eröffnete, machte Kopernikus jene Entdeckung, die den menschlichen Stolz in sich so tief demüthigt, in Gott so hoch erhebt, daß die Erde nicht fest und ruhig dasteht, umkreist von Sonne und Planeten, sondern, selbst ein bloßer Wandelstern, die Sonne umfliegt. Sein „Sonnensystem", womit er der Schöpfer der neueren Sternkunde ward, verstieß freilich gegen eine Stelle im Buch Josua, und konnte daher als Ketzerei gelten; doch veröffentlichte er es nach langem Bedenken; er hatte noch auf dem Todbette (1543) die Freude, die ersten Druckbogen seines erhabenen Werkes zu sehen. Es wurde in Deutschland gedruckt; doch hatte auch Preußen in seinen größeren Städten bereits Buchdruckereien aufzuweisen. Es erhielt damals sogar einen eigenen Geschichtschreiber: Lukas David, Rath des Herzogs Albrecht.

Es schien doch, als würde das deutsche Wesen, selbst im Herzogthum, in polnische Zustände gerathen. Nach Albrechts Tode 1568 hatten nämlich die Regimentsräthe (ein adliger Ständeausschuß) dessen 15jährigen Sohn Albrecht Friedrich für mündig erklärt, dann aber, als der junge Herzog mit Kraft die Zügel ergriff und den Anmaßungen des Adels und der streitsüchtigen lutherischen Geistlichkeit entgegentrat, ihm so viele Kränkungen bereitet, daß er in eine Gemüthskrankheit verfiel, von der er nie genas. Nun hatte der herrschlustige Adel gewonnenes Spiel; er leitete durch jenen Ausschuß den Staat; der Vormund des Herzogs und Regent des Landes, seit 1578 Albrecht Friedrichs Vetter, Markgraf Georg Friedrich von Ansbach, hatte wenig merkbare Macht. Anders mußte es

werden, wenn ein so großer Reichsfürst, wie der Kurfürst von Brandenburg als Regent ins Land kam. Darum sahen es die Stände sehr ungern, als Joachim Friedrich nun 1605 wirklich Vormund und Statthalter wurde; sie hätten lieber selbst diese Aemter geführt. Auch die Polen, die am liebsten aus Preußen eine polnische Provinz gemacht hätten, bereiteten dem Kurhause allerlei Schwierigkeiten. Aber die Hohenzollern ließen sich nicht abhalten. Johann Friedrichs ältester Sohn Johann Sigismund war eben auf der Reise nach Preußen begriffen, als ihn die Nachricht von dem Tode seines Vaters ereilte. Dennoch setzte er seine Reise fort; die preußischen Verhältnisse mußten geordnet werden. Wie viel Mühe kostete es ihm sie nach Wunsch zu ordnen; aber er erreichte seine Absicht; 1609 erhielt er vom Könige von Polen die Vormundschaft, 1611 die Belehnung und als sein kranker Schwiegervater 1618 endlich starb, konnte die Vereinigung des Herzogthums mit dem brandenburgischen Staate von statten gehen.

Johann Sigismund.

Durch seine Gemahlin Anna fiel dem Kurfürsten Johann Sigismund noch eine andere wichtige Erwerbung zu, ein Besitz am entgegengesetzten Ende Deutschlands, am Rhein. Annas Mutter, Marie Eleonore, war die älteste Schwester des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich-Kleve-Berg[20]), welcher im Jahre 1609 kinderlos starb. Er hinterließ eine reiche Erbschaft, zahlreiche blühende Herrschaften. Da war zuerst das Herzogthum Kleve, ein fruchtbares Niederland zu beiden Seiten des Rheins von Duisburg über Wesel bis Emmerich, dazu in Westfalen die gewerbfleißigen Grafschaften Mark (von Hamm bis Iserlohn) und Ravensberg (am Teutoburger Walde zwischen Ems und Weser), dann die Herzogthümer Jülich (an der Roer zwischen Erft und Maas) und Berg (am rechten Rheinufer zwischen Ruhr und Sieg), endlich die Herrschaft Ravenstein an der Maas. Es traten sofort mehrere Bewerber um das Erbe auf; außer dem Kurfürsten Johann Sigismund noch als Hauptprätendent der Pfalzgraf Wolfgang von Neuburg, der Sohn einer jüngeren Schwester des Verstorbenen; beide hielten anfangs zusammen gegen einen dritten Anwärter, den Kurfürsten von Sachsen, dem der Kaiser aus Eifersucht auf Brandenburgs wachsende Macht Vorschub leistete. Auch die Holländer und Spanier, damals mit einander im Kriege, mischten sich ein, weil es ihnen nicht gleichgültig sein konnte, in wessen Gewalt diese wichtigen Grenzlande fielen. Es schien über die jülich-kleve-bergsche Erbfolge zu einem allgemeinen Kriege zu kommen; denn seit der Pfalzgraf (im November 1613) zur katholischen, der Kurfürst von Brandenburg einen Monat darauf zur reformirten Kirche übergetreten war, erhielten Beide starke Stützen, der eine an der ganzen katholischen Partei, der andere an den Holländern. Indessen zogen die Nebenbuhler es doch vor, sich friedlich zu vergleichen; im Vertrage zu Xanten 1614 theilten sie das Erbe zu gleichen Theilen, und durch das Los fielen Jülich und Berg an Wolfgang, Kleve, Mark, Ravensberg und Ravenstein an Johann Sigismund.

Es war sehr natürlich, daß man des Kurfürsten Religionswechsel so auslegte, als ob er dadurch das Herz der zahlreichen Reformirten in Jülich-Kleve-

Berg und den Arm der kalvinischen Nachbaren habe für sich gewinnen wollen. Allein die reformirte Lehre fand damals bei den höheren Ständen des protestantischen Deutschlands überhaupt viel Eingang, theils weil ihre Ansicht vom Abendmahl mehr einleuchtete, theils weil ihre Geistlichkeit nicht ganz so unduldsam und zänkisch geworden war, als die lutherische. Der Kurfürst selber erklärte öffentlich: „er maße sich über die Gewissen keine Herrschaft an; eine solche stehe überhaupt keiner Obrigkeit zu, aber ebensowenig den Unterthanen über die Obrigkeit; er wende sich seiner Ueberzeugung gemäß zur reformirten Kirche, werde aber die Unterthanen ungestört bei ihrem Lutherthum lassen; nur das gegenseitige Verketzern auf den Kanzeln verbiete er aufs strengste." Dennoch erregte sein „Abfall" bei den Brandenburgern und Preußen, die eifrige Lutheraner waren, die größte Unzufriedenheit. An manchen Orten reizte die Geistlichkeit durch ihre heftigen Klagen und Schmähungen das Volk gar zu Aufläufen und Ruhestörungen, besonders in Berlin, wo der Diakonus Stuler an der Petrikirche einen Aufstand der Bürger gegen die Reformirten veranlaßte. Diese Unordnungen waren freilich bald unterdrückt; aber auch die Stände wurden schwierig, die märkischen konnten erst durch feierliche Verbriefung der kirchlichen Landesrechte zu Geldbewilligungen bewogen werden; die preußischen, gestützt auf den König von Polen, als Oberlehnsherrn, entzogen dem Kurfürsten sogar den größten Theil seiner landesherrlichen Befugnisse in Preußen: die Macht ging hier fast ganz in die Hände der „Regimentsräthe", d. h. des Adels über. Im Klevischen gab es andere Widersacher; da hielten die Spanier noch immer einen Theil des Landes, namentlich Wesel, besetzt. Kurz weder im Osten noch im Westen wurde Johann Sigismund des Besitzes froh, um den er die Macht seines Hauses erweitert hatte; seine Saten waren für die Zukunft, erst lange nach seinem Hingange haben sie ihre reiche Frucht getragen. Aber das Verdienst bleibt ihm immer, dem hohenzollerschen Staat am Memel und am Rhein das Heimatsrecht gegeben zu haben. Ehe indeß der Größere kam, der das Recht zur Wahrheit machte, war der Dynastie und dem Lande noch eine schwere Zeit des Elends beschieden. Johann Sigismund erlebte sie zu seinem Glück nicht mehr; er starb, 47 Jahre alt, am 23. Dezember 1619, noch ehe die Flamme des eben ausgebrochenen Krieges, des fürchterlichsten, den jemals die Welt gesehen hat, nach der Mark hinüberschlugen.

Der dreißigjährige Krieg.

Die Religion war dem Deutschen von jeher eine hochwichtige Herzensangelegenheit; aber so lange die Weise des Mittelalters galt, welche die Vertretung und Gestaltung jedes Bedürfnisses zum ausschließlichen Vorrecht eines bestimmten Standes machte, war der Deutsche zufrieden, die kirchlichen Zeremonien und guten Werke zu verrichten, welche ihm die Geistlichkeit als den Inbegriff der Religion darstellte. Durch die Reformation kam eine andere, die Lehre vom allgemeinen Priesterthum auf; selbst sollte sich nun jeder Christ den Weg zu Gott und zur Seligkeit suchen, und dieser Weg war allein der Glaube. Jetzt erst ergriff die Religion so recht den ganzen Menschen; sie wurde zugleich Sache des Verstandes und Herzens, läuterte zugleich die Erkenntniß und stählte den Willen. Es trat

ein jeder für ein Bekenntniß ein, von dessen Wahrheit er sich selbst überzeugt oder überredet hatte. Drängte das Bedürfniß nach Versöhnung mit Gott früher zu äußeren Werken der Frömmigkeit, zu Fasten, Kasteiungen, Wallfahrten, Schenkungen, Gelöbnissen; so trieb das religiöse Gefühl jetzt auch den Laien, und selbst den gemeinen Mann, für die Reinhaltung seiner Glaubenslehrsätze in jedem Augenblicke und an jedem Orte sein Gut und Blut einzusetzen. Es geschah dies mit um so größerem Eifer, das Volk faßte die Religionssache um so leidenschaftlicher auf, je weniger Antheil es jetzt an den politischen Dingen hatte. Vor dem Glaubenseifer trat nun die Liebe weit zurück, weil es Pflicht schien, Andersgläubige, wenn sie auch nur wenig von der orthodoxen Meinung abwichen, zu verketzern und zu verabscheuen; galt doch der Prediger dem Volke als der beste, welcher am heftigsten auf die anderen Bekenntnisse schalt. Pfaffen und Gemeinde feuerten sich gegenseitig immer aufs neue zum Haß wider die übrigen Sekten an. Die deutsche Sondersucht durfte nun auch in den Kirchen ihre Triumphe feiern; die Spannung zwischen den Religionsparteien in Deutschland wuchs in einem furchtbaren Grade. Ueberdies hatten sie mit einander noch wichtige Rechtsstreitigkeiten zu erledigen: der augsburger Religionsfriede gab nur den Lutheranern, nicht auch den Reformirten im Reich eine staatliche Anerkennung und den geistlichen Ländern verweigerte er die Reform geradezu. Beide Ungerechtigkeiten wurden von den Katholiken mit Hartnäckigkeit verfochten. Und doch betrachtete die römische Kirche jenen Frieden nur als einen Waffenstillstand, war weit entfernt dem Protestantismus was er errungen lassen zu wollen, sondern rüstete sich zum entscheidenden Kampfe. Als gewandten Vorkämpfer schickte sie den Jesuitenorden ins Feld. Diese geistliche Gesellschaft, in einem spanischen Gehirn ausgebrütet, von italienischer Arglist genährt, begann gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Deutschland ihre unheilvolle Wirksamkeit, die der katholischen Kirche so große Erfolge und so schwere Schuld gebracht hat. Denn ihr Zweck, Roms Weltherrschaft durch offene und heimliche Bekehrungen als Prediger und als Jugendlehrer wiederherzustellen, heiligte den Jüngern Loyolas auch das unsittlichste Mittel. Ueberall in Süddeutschland bearbeiteten sie die Massen, verführten und verpesteten mit ihrer Moral die Mächtigen, säeten Unfrieden, scheuten kein Verbrechen. Sie waren es, die das Feuer des Fanatismus, das in den Gemüthern brannte, zur Gluth des Wahnsinns schürten; ihre Schüler, die Habsburger und die bairischen Wittelsbacher, waren es, die nun das ganze blühende Reich in jammervollen Brand steckten.

Aber daß diese Dynasten es vermochten, daß sie dem deutschen Protestantismus und allen Interessen des deutschen Vaterlandes tiefe, fast unheilbare Wunden schlagen konnten, war die Schuld der Evangelischen selber. Denn während die katholische Partei fest zusammenhielt und in der Liga unter der klugen Leitung des Jesuitenfreundes Max von Baiern eine starke Militärmacht bildete, blieben die Protestanten uneinig und unthätig. Gerade ihre mächtigsten Fürsten, die von Kurbrandenburg und Kursachsen, sahen es ruhig mit an, wie der Krieg, der 1618 in Böhmen anhob, rasch zum Unheil für die gemeinsame Sache ausschlug. War es doch gerade die Stimme Kursachsens, die 1619 bei der Kaiserwahl die Entscheidung gab und dem fanatischen Habsburger Ferdinand II. die Krone und dadurch die Mittel zur Bezwingung der protestantischen Böhmen verschaffte. So erreichte der lutherische Kurfürst allerdings, daß Böhmen nicht „dem

Kalvinismus in den Rachen fuhr", aber dafür fuhr es nun dem Papstthum in den Rachen, und manch lutherisches Land mußte mitfahren. War Hans Georg von Sachsen ein Verräther aus Dummheit und Fanatismus, so legte Georg Wilhelm von Brandenburg die Hände aus bloßer Schlaffheit und Unentschlossenheit in den Schoß. Dieser unwürdige Sproß eines tüchtigen Stammes hatte 1619 nach seines Vaters Johann Sigismunds Tode den Kurhut erhalten, er trug ihn zu seinem und seines Landes Unglück. Es half dem schwachen Manne nichts, daß er sich still gehalten als der Kaiser, nachdem er in Böhmen und seinen übrigen Erbländern den Protestantismus ausgerottet, nunmehr den Krieg in das Reich trug und durch Tillys Feldherrnkunst die kleinen Fürsten, die kühn der gemeinsamen Sache beisprangen, bezwang, und Süd- und Mittel-Deutschland unterjochte; es half ihm nicht einmal, daß er seine dynastischen Interessen verletzen lassen und sich mit Worten begnügt hatte, als der Kaiser (1623) das durch die Acht erledigte Herzogthum Jägerndorf für sich einzog; seine Parteilosigkeit zog ihm nur Schläge von allen Seiten zu. Denn bald (1626) brauste der Kriegssturm auch über Nord-Deutschland hin, und vor Tillys ligistischen, Wallensteins kaiserlichen Horden brachen die letzten Wehren der Protestanten wie Halme. Die einzigen, die noch den Muth zum Widerstand gehabt, die niedersächsischen Stände sammt ihrem Führer, dem Dänenkönige, erlagen in der Schlacht bei Lutter am Barenberge, und nun war Ferdinand II. im deutschen Reiche der Herr und Meister. Wenn er wollte, so konnte er jetzt seine kaiserliche Pflicht erfüllen und dem Vaterlande den Frieden geben; alle Helfer und Genossen des Böhmenkönigs, Friedrichs von der Pfalz, — Ernst von Mansfeld, Georg von Durlach, Christian von Braunschweig, Christian von Dänemark — waren ja wie jener selbst besiegt. Aber daß die Kriegsfurie nicht abließ Volk und Fürsten in Deutschland zur Verzweiflung zu bringen, daß der eiserne Arm seiner verthierten Soldateska der Nation das letzte Mark auspreßte, eben darauf kam es dem Habsburger an; denn er hoffte, den Freiheitssinn der Stände und den Glaubensmuth der Evangelischen in Blut und Elend zu ersticken; er gedachte, durch jene Heuschreckenschwärme bewaffneter Blutsauger der katholischen Kirche und dem Hause Habsburg zu unumschränkter Herrschaft über ganz Deutschland zu verhelfen. So fuhren denn die Wallensteiner fort, als die gefürchteten lustigen Herren der Welt das Land zu ruiniren, praßten und schwelgten, raubten und mordeten, hausten wie Türken und Tataren, in Feindes- und in Freundesland. Auch in der Mark; sie büßte entsetzlich für die Unfähigkeit ihres Fürsten; freilich zugleich für ihre eigene Sünde. Denn die Stände gewährten dem Landesherrn nicht die Mittel ein hinreichendes Soldheer zu unterhalten, und Georg Wilhelm legte zwar nach dem Sprüchwort „Noth kennt kein Gebot" doch Steuern auf und warb Söldner, aber nicht so viel, um die Grenzen wirklich, wie er wünschte, gegen jedermann schützen zu können. Nachher kamen dann die Dänen oder die Mansfeldischen oder die Kaiserlichen und erpreßten das Hundertfache. Die Mark berechnete schon 1630 den Schaden, den es bloß an Abgaben für das fremde Kriegsvolk erlitten, auf 20 Millionen Thaler! Es ging hier wie damals fast überall in Deutschland. Obwol die alte Volksbewaffnung in Verfall gerathen und die Sitte aufgekommen war die Landesfehden durch Miethlinge ausfechten zu lassen, obwol nicht mehr das wehrhafte Volk — der Adel mit seinen Knechten, die Bürgerschaft mit ihren Gesellen —

kampfesfroh und wolgerüstet ins Feld zog, sondern Landsknechte, die gerade so lange treu blieben, als der Sold pünktlich gewährt wurde, und immer den wehrlosen Unterthan ärger plagten als den Feind, so fehlte es doch den Ständen an dem rechten Gemeinsinn und der opferfreudigen Thatkraft, um den letzten Groschen zu einer ordentlichen Vertheidigung des Landes herzugeben. Keine wahre Vertretung des Volks, sondern nur der Bevorrechteten, feilschten sie mit dem Fürsten und bewilligten in der Regel zu spät oder zu wenig. Wie oft hat sich der unglückliche Georg Wilhelm den Tod gewünscht, um dem Elend, das durch seine Schwäche und die Engherzigkeit der Stände so sehr vergrößert wurde, enthoben zu sein. Was deutsche Gemeinwesen, wenn in ihnen alle für einen, und einer für alle eintraten, selbst in dieser Unglückszeit noch vermochten, davon gab doch so eben Stralsund ein herrliches Beispiel. Diese einzelne Stadt wagte, wovor so viele Fürsten zurückbebten, sie bot dem Friedländer Trotz. Meister aller Ostseeküsten von der Nordspitze Jütlands bis zur Weichsel, und vom Kaiser zum „Admiral des oceanisch-baltischen Heeres" ernannt, damit er dem Hause Habsburg auch noch die Herrschaft zur See erobere, ersah sich Wallenstein die freie Reichs- und alte Hansestadt Stralsund zum Stützpunkt für seine hochfliegenden Pläne; er gebot ihr, sein Kriegsvolk aufzunehmen. Da schworen Rath und Bürger einmüthig auf das Evangelium, treu bei ihrem Glauben zu bleiben und für Recht und Freiheit den letzten Blutstropfen zu verspritzen, und als nun (23. Mai 1628) die Wallensteiner vor den Mauern erschienen, schlugen sie tapfer 12 Wochen lang Sturm auf Sturm ab. „Und wäre Stralsund mit Ketten an den Himmel gebunden, so müßt' es herunter" rief der Friedländer in wildem Zorn; aber vergebens opferte er seine Rotten; am 3. August 1628 mußte er die Belagerung aufgeben; zum ersten Male war sein Wille gescheitert.

Indessen Stralsunds erfolgreicher Heldenmuth war auch der einzige Lichtblick, der damals in den Abgrund von Unglück fiel, welcher das deutsche Volk auf ewig zu verschlingen schien. Ueberall anderwärts zertraten ihm die kaiserlichen Kriegsknechte Wolstand und Freiheit, Recht und Ehre, rotteten ihm die katholischen Pfaffen, die Jesuiten voran, wohin sie unter dem Schutz der Soldaten reichten, den evangelischen Gottesdienst aus, dem seine weit überwiegende Mehrzahl anhing. In den habsburgischen Erblanden geschah das Katholischmachen im großen; in Schlesien z. B. erwarb sich Graf Dohna mit seinem Regiment einen berüchtigten Namen als „Seligmacher"; er legte den Protestanten Soldaten ins Haus, die den Wirt und seine Familie so lange mißhandelten, bis die Unglücklichen ihrer Religion absagten und katholisch wurden. Doch ließen viele lieber Haus und Hof im Stich und gingen für ihren Glauben ins Elend. 15000 Einwohner zählte die Stadt Löwenberg, als die Schreckenskunde kam, die kaiserlichen Soldaten und Mönche rückten an; da wanderte die ganze Gemeinde aus; die Seligmacher fanden nur noch 24 Bürger vor. So ging es an vielen Orten. Um aber diese Erfolge zu sichern, , die Herstellung des katholischen Wesens auch im Reiche für alle Zeit zu besiegeln, erließ Ferdinand II. eigenmächtig ein Gesetz, welches mit einem Federzuge einen sehr großen Theil des protestantischen Mittel- und Nord-Deutschlands der katholischen Kirche zusprach; sein „Restitutions-Edikt" (1629) befahl auf Grund des geistlichen Vorbehalts, daß die seit 1552 protestantisch gewordenen Stifter, also namentlich Magdeburg, Bremen, Minden, Halber-

stadt, Verden, Lübeck, Brandenburg, Havelberg, Lebus, Kamin, Meißen, Merseburg, Naumburg, wieder katholisch würden; auch sollten die katholischen Landesherren das Recht haben, ihre andersgläubigen Unterthanen zur Annahme des Katholizismus zu zwingen; endlich sollten die Reformirten vom Religionsfrieden ausgeschlossen bleiben. Mit der Vollstreckung dieses Machtgebots beauftragte Ferdinand die 100,000 Mann, die ihm Wallenstein auf Deutschlands Kosten hielt, und die Truppen, welche unter Tilly der Liga gehorchten. Da sank in mancher altehrwürdigen Stadt, die so unglücklich war, einst unter einem Bischof gestanden zu haben, der letzte Rest ehemaliger Größe; die Soldaten zerstörten ihren Wolstand und ihre Freiheit, die Pfaffen ihren Glauben. Wieder wars unter so vielen nur eine, die muthig sich des Jochs erwehrte: Magdeburg hielt ein halbes Jahr lang den Wallensteinschen Stand; im September 1629 mußte das kaiserliche Kriegsvolk von ihren Mauern unverrichteter Sache wieder abziehen. Aber die Protestanten im ganzen und großen konnten sich auch jetzt nicht zu einmüthigem Widerstande aufraffen; wenn der Nation im folgenden Jahre wenigstens ein Theil ihrer Last, der kaiserliche Feldherr und die größere Hälfte des kaiserlichen Heeres, abgenommen wurde, so geschah dies durch das Zusammenwirken sehr verschiedener Kräfte: Papst und Liga wie die Evangelischen, das Ausland wie das deutsche Volk, alle sahen das ungeheure Wachsthum der habsburgischen Herrschaft mit Besorgniß und forderten daher auf dem Reichstage zu Regensburg 1630 die Absetzung des gewaltigen Mannes, dessen Schultern die kaiserliche Macht stützten. Ferdinand II. hörte wenig auf die jammernden Klagen, die Deutschlands Elend malten und einen Stein hätten rühren müssen: wie die Kriegsleute dem Volk durch Folterqualen im eigentlichen Sinne des Worts den letzten Heller abpreßten, wie sie schwelgten, während Bürger und Bauer verhungerten, wie sie alle erdenklichen Greuel bei Tag und Nacht verübten, Städte und Dörfer verbrannten, die Männer aus Uebermuth marterten, die Frauen nothzüchtigten, Unzählige verstümmelten und mordeten, wie bereits ganze Landschaften verödet und das Volk in so scheußliche Verthierung gesunken sei, daß an manchen Orten die Menschen vor Hunger einander wie Kannibalen aufgefressen. Alles das war an Ferdinand II. verloren, es geschah ja zur Ehre Gottes und zum Nutzen Habsburgs. Als aber auch seine Beichtväter, die ganz richtig bei Wallenstein selbstsüchtige Hintergedanken politischer Art gewittert, auf die Absetzung des Uebermächtigen drangen, gab der Kaiser nach, entließ seinen Feldherrn und verringerte sein Heer. Dennoch war für die Evangelischen damit sehr wenig gewonnen, denn Tilly, jetzt auch kaiserlicher Generalissimus, vereinigte unter seinem Befehl doch noch 70,000 kaiserliche und ligistische Soldaten, bei der schlechten Verfassung der protestantischen Stände eine mehr als genügende Streitmacht, um den Willen der Katholischen auch ferner durchzusetzen.

Aber schon war der Retter auf deutschem Boden erschienen, der fromme Held, der die evangelische Sache wieder aufrichten sollte. Am 25. Juni 1630 war der Schwedenkönig Gustav Adolf auf der Insel Usedom gelandet; er brachte nur ein kleines Heer mit, 15,000 Mann, theils Schweden, theils geworbene Schotten und Deutsche; aber in sich das, was allein den Protestanten bei uns fehlte, einen tüchtigen Führer. Gustav Adolf stand damals in der Blüthe seiner Kraft, er war 36 Jahre alt, eine hohe Heldengestalt, mit breiter Stirn, Adlernase und

rollenden blauen Augen; ein Feldherr voll großartiger Entwürfe und kühner Thatkraft, bereits vielfach erprobt in siegreichen Kämpfen mit Dänemark, Polen und Rußland. Seinen unglücklichen Glaubensbrüdern in Deutschland beizustehen trieb ihn ebenso sehr eine heilige Begeisterung wie der Ehrgeiz. Welch ein seltener Geist der Frömmigkeit und des Gottvertrauens erfüllte ihn und sein Heer. So lange er lebte, waren seine Schweden ebenso rechtschaffene wie tapfere Soldaten. Wie ehrenwerth zeichnete sich sein Kriegslager vor dem wüsten wilden Treiben der kaiserlichen Mordbrennerbanden aus, die er zu bekämpfen kam. Bürger und Bauern staunten, da sie sahen, daß die Schwedischen ehrlich bezahlten, was sie brauchten, daß sie niemanden schunden und plackten, daß jedes Regiment täglich seine Morgen- und Abendandacht verrichtete, daß mit einem Wort unter Gustav Adolfs Bannern christliche Mannszucht herrschte. Und er selbst, wie leutselig gegen den Geringsten, er, der furchtbare Krieger, wie mild außer der Schlacht. Mit stürmischem Jubel nahm ihn überall das evangelische Volk auf. Nicht so dessen bedeutendste Fürsten; sie zitterten vor der Macht des Kaisers, und in dem Helfer fürchteten sie den Herrn. Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg hätten am liebsten eine bewaffnete Neutralität gehalten, zu der sie doch bei weitem nicht die Mittel hatten, am wenigsten die geistigen. Unfähig eines erhabenen Aufschwungs bangten ihre kleinen Seelen vor jeder frischen kühnen That. Georg Wilhelm hatte noch am ersten eine Entschuldigung, wenn er zögerte, dem Schweden sein Land zu öffnen, denn diese erhoben bereits den Anspruch, Pommern, das sie den Kaiserlichen rasch abgenommen, dauernd zu behalten, verletzten also bereits Brandenburgs Interesse. Während sich nun Gustav Adolf damit aufhielt, den Kurfürsten Georg Wilhelm, der sein Schwager war, zu bereden, daß er ihm die Festung Spandau als Rückhalt einräume, dann, als dies endlich erreicht war, durch ähnliche Verhandlungen mit Sachsen die Zeit verlor, traf die evangelischen Deutschen ein Schlag, der den Werth der fremden Hülfe, gegen die jene Fürsten sich sperrten, ins hellste Licht setzte: Magdeburg, das treue ehrenreiche, das letzte Bollwerk der deutschen Protestanten fiel. Die edle Stadt hatte sich kühn dem Restitutions-Edikt widersetzt, hatte statt des katholischen Erzherzogs Leopold den protestantischen Markgrafen Christian Wilhelm (Oheim des Kurfürsten von Brandenburg) als Stiftsverwalter aufgenommen und wochenlang sich mit einer Besatzung von 5000 Bürgern und 2300 Söldnern gegen ein Heer von 30,000 Kaiserlichen unter Tilly und Pappenheim gehalten. Ein unglückseliger Augenblick der Sorglosigkeit stürzte sie ins Verderben.

Es war am Dienstag den 20. Mai 1631 zwischen 6 und 7 Uhr Morgens, — die ermattete Bürgerschaft, die Tags zuvor Tillys Vorbereitungen zum Abzuge bemerkt, lag keines Ueberfalls gewärtig noch tief im Schlaf, auch die Schildwachen auf den Mauern waren von den furchtbaren Anstrengungen der verwichenen Tage überwältigt. Diesen Augenblick hatte Tilly berechnet. Unvermerkt ließ er durch Pappenheim die Sturmleitern anlegen; rasch und kühn führte dieser den Handstreich aus. Fast ohne Gegenwehr wurden die schlaftrunkenen Wachen niedergemacht, während zugleich ein Haufen Kroaten durch das Fischerthor in die Stadt drang. Da erscholl die Sturmglocke. Es war zu spät. Oberst Dietrich von Falkenberg, der Kommandant, warf sich mit denen, die er in der Eile gesammelt, tapfer dem Feinde entgegen; eine Stunde lang währte der heftigste Straßen-

kampf; aber immer stärker wogten die Kaiserlichen durch die eroberten Thore herein, Falkenberg fiel, ohne Einheit hie und da kämpfend erlagen die Bürger der Uebermacht. Um 9 Uhr gellte rings der Kaiserlichen Freudengeschrei: „all gewonnen! all gewonnen!“ Wie wenn ein ganzes Heer von Tigern losgelassen wäre, so stürzten diese 30,000 Barbaren — Kroaten, Ungarn, Italiener, Franzosen, Niederländer und Deutsche — die sich Kaiserliche nannten, von Wein erhitzt, fanatischen Religionshaß schnaubend und durch den verzweifelten Widerstand der Magdeburger zu wüthender Rachsucht entflammt, über die unglücklichen Einwohner her, schossen und hieben, verstümmelten und prügelten; da ward weder jung noch alt, weder Kinder noch Weiber, weder der Schwangeren und Wöchnerinnen noch der Säuglinge geschont. Hatten sie nicht von ihren Mönchen und Pfaffen gelernt, daß verfluchten Ketzern kein Erbarmen gebühre? So säbelten die Habsburgischen in der Katharinenkirche 53 Menschen, meist Frauen, die mit gefalteten Händen um ihr Leben baten, nieder, zerstückten in der Johanniskirche Säuglinge, zerhieben die Mütter. Mit der Mordsucht zugleich feierten die anderen Lüste, viehische Wollust, Raubsucht und Völlerei ihre höllischen Feste. Jedes Haus ward geplündert, die Frauen und Mädchen geschändet, dann ermordet oder zu neuer Mißhandlung verkauft. Da stürzten sich viele, ihre Ehre zu retten, in die Elbe oder überließen sich unter den Dächern dem Feuer, das, von den Soldaten an ausgeraubte Häuser gelegt, seit 11 Uhr Mittags rasch Straße auf Straße ergriff. Es war barmherziger als die Soldateska, barmherziger als Tilly, der von einem menschlich gesinnten Offizier vergebens war gebeten worden, dem scheußlichen Wüthen Einhalt zu thun. 12 Stunden lang raste um Mord und Schändung der Brand; dann wars vollendet. Mit den Häusern sank das Rathhaus, sanken 6 Pfarrkirchen, sanken die Thore, Thürme und Brücken in Schutt und Asche. Da lag nun Magdeburg, nachdem es 700 Jahre geblüht, gestern noch eine der schönsten reichsten Städte Deutschlands, jetzt ein blutiger Trümmerhaufen. Nur 139 Häuser am Fischerufer, der Dom und das Kloster Unserer Lieben Frauen blieben vom Feuer verschont, darin etwa 1000 Menschen. Die übrigen, die dem Gemetzel entgangen waren, mußten um schweres Lösegeld ihr Leben erkaufen; doch erlitten auch sie noch viel Uebles, besonders die Frauen und Mädchen, deren viele im Lager zu Tode gemißhandelt wurden. Diejenigen Gefangenen, die sich nicht auslösen konnten, wurden von den Soldaten niedergehauen oder verkauft; in Halberstadt kamen 6 Wagen voll kleiner elternloser Kinder auf den Markt; viele davon steckten die Kaiserlichen in Klöster, um sie katholisch zu machen. Noch drei Tage lang trieben die Soldaten mit Ausschweifungen aller Art auf den Trümmern der Stadt ihr Wesen, feierten, wie sie es frech nannten, die „magdeburger Hochzeit.“ Am 24. endlich zog Tilly die Truppen heraus und begnadigte die noch etwa hie und da versteckten Einwohner; eine kleine Schar; denn von 35,000 Menschen, die Magdeburg bewohnt, waren an 30,000 umgekommen. Ueber 6000 Todte wurden von den Kaiserlichen in die Elbe geworfen, bis der Fluß sich an dem Leichendamm staute. Sonntags aber den 24. Mai feierte Tilly auf dem Unglücksort, der einst Magdeburg war, ein großes Siegesfest. Da sah man den alten grimmen Feldherrn, die unheimliche Gestalt, klein und mager, mit breiter runzliger Stirn unter dem wirren grauen Har, mit finstern Augen, langer Nase und Kinn, spitzem Knebelbart, an-

gethan mit einem grünen Atlaswams, auf dem Haupt einen kleinen Hut mit langer rother Feder, die Hände auf der Brust gefaltet, auf der er immer eine geweihte Hostie trug, sich an dem Pomp seiner Kirche erlaben, der er so inbrünstig ergeben war. Da sangen die Mönche und die bluttriefenden Henkersknechte des Habsburgers ihr Tedeum, schwenkten die Priester über den qualmenden Leichenhaufen ihre Weihrauchfässer. „Seit Jerusalems und Trojas Zerstörung sei keine größere Viktoria erfahren und erhört worden," meldete man frohlockend nach Wien. Aber nicht mit Titus und Agamemnon werden die Stifter all dieses Jammers, Tilly, Pappenheim und ihr Herr, Ferdinand II., von der wahrhaftigen Geschichte zusammen genannt, sondern mit Timur und Dschingiskhan und allen Würgern, deren Name ein Schandfleck der Menschheit ist.[21] Und auch schon damals waren ihr Glück und Ruhm dahin; der Fluch Magdeburgs lag auf ihnen, und der Rächer nahte.

Denn jetzt faßte Gustav Adolf den schwankenden Kurfürsten von Brandenburg, den auch sein österreichisch gesinnter Minister Graf Adam von Schwarzenberg übel berieth, fester an, zwang ihn (21. Juni 1631) zur Vertheidigung der gemeinsamen Sache mit ihm ein Bündniß abzuschließen, kraft dessen jener den Schweden Spandau und Küstrin öffnete und monatlich 30,000 Thlr. Hülfsgelder zahlte, auch seine eigenen Truppen zu des Königs Heer stoßen ließ. Darauf säuberte Gustav Adolf die Altmark vom Feinde und rückte nach Sachsen, dessen Kurfürst, von Tilly, hart bedrängt, jetzt selbst die Schweden um Hülfe anflehte. Sie kam, bei Breitenfeld (nördlich von Leipzig) erbleichte der Stern des Kaisers; die Tapferkeit der Schweden und die Kriegskunst ihres Königs errangen über Tilly und Pappenheim einen entscheidenden Sieg (am 17. September 1631). Vom Jubel des befreiten Volkes umjauchzt, zog Gustav Adolf triumphirend durch Thüringen und Franken dem Rheine zu, während Herzog Bernhard von Weimar ihm die kaiserlichen Scharen in Westfalen verjagte und General Arnim mit sächsischen und märkischen Truppen in Böhmen einfiel, dann Schlesien befreite.

Nur einer konnte den Kaiser retten, Wallenstein, der schnöd' Entlassene; unter Bedingungen, die ihn Ferdinand II. fast zum Mitkaiser machten, willigte er ein, dem Hause Oesterreich zu helfen. Rasch hatte er ein starkes Heer zusammengeworben, und nachdem Tilly im Frühling 1632 beim fruchtlosen Bemühen Baiern zu vertheidigen gefallen war, sah auch die zersprengte Liga in Wallenstein ihren einzigen Hort. Er ließ seine alten Widersacher doch einige Zeit schmachten; dann zog er den Schwedenkönig durch geschickte Stellungen und Märsche von Süddeutschland ab nach Sachsen; hier, (bei Lützen 16. November 1632), maßen sich beide große Gegner im Entscheidungskampfe. Wallenstein verlor das Spiel, verlor auch seinen besten General, Pappenheim, aber den Schweden kostete der Sieg ihren König. Die evangelische Sache hatte einen unersetzlichen Verlust erlitten; das Bündniß, dessen Haupt Gustav Adolf gewesen war, fiel nun auseinander. Nur die kleineren protestantischen Reichsstände hielten fest an den Schweden, deren Kanzler Axel Oxenstirna nun die gemeinsamen Angelegenheiten leitete. Die Kurfürsten aber fielen ab, Johann Georg aus Hoffahrt, um sich nicht dem Kanzler unterordnen zu müssen, und aus Eigennutz, weil ihm der Kaiser die Lausitz abtrat, Georg Wilhelm aus Schwach-

muth und weil die Schweden sich in Pommern immer fester einnisteten; beide schlossen 1635 zu Prag einen Frieden mit dem Kaiser.

Deutschlands Elend stieg nun auf eine grauenhafte Höhe. Denn das Haus Habsburg, von der Gefahr, die ihm Wallensteins übermäßige Macht bereiten konnte, durch dessen Ermordung (1634) befreit und nach dem prager Frieden wieder stark wie einst, schien jetzt seinem alten Nebenbuhler, Frankreich, so gefährlich, daß dessen großer Minister Richelieu ihm offen den Krieg erklärte. Außer den schwedischen, kaiserlichen, ständischen Werbetrommeln rasselten nun auch französische im Reiche, und die verwilderten Deutschen, denen schon nichts mehr übrig blieb, als zum Nutzen der Fremden und der Jesuiten ihr eigenes Volk zu schinden oder selbst geschunden zu werden, stellten sich scharenweise zu jedweder Fahne; sie mußten Bettler und Sklaven sein oder Henker und Folterknechte. Denn es war längst kein rechtschaffener Krieg mehr, sondern ein Wetteifer im bewaffneten Freveln. Auch die Schweden thaten es seit Gustav Adolfs Tode den andern an viehischer Rohheit und barbarischer Grausamkeit gleich. Welche Greuel wurden verübt! Wie hausten Ferdinands Truppen z. B. in Schlesien. Als sie 1633 dort wieder eindrangen, gab es keine Qual, die sie den unglücklichen Einwohnern nicht angethan hätten. Um ihnen Geld abzupressen, das bei den meisten gar nicht mehr vorhanden war, „schnitten sie lebendigen Menschen Riemen aus der Haut, die Fußsohlen auf, Nasen und Ohren ab, hingen sie bei den Füßen auf, machten Feuer unter ihnen an, füllten ihnen Mistjauche (den sogenannten schwedischen Trank) in den Hals, stachen ihnen die Augen aus, steckten brennenden Kien und Schwefel unter die Nägel, schnitten den Frauen die Brüste ab, zerschmetterten Kinder an den Wänden, schändeten Frauen und Jungfrauen auf Kirchhöfen und in Kirchen zu Tode, — und so thaten nicht bloß die kaiserlichen Soldaten, sondern auch ihre Obersten, namentlich Piccolomini.[22]" Dazu erzeugte das Kriegselend Hungersnoth und Pest; die Leichen lagen zuletzt haufenweise auf den Gassen, die Stadt Ohlau starb gar bis auf 20 Bürger aus, in Priebus blieben nur 7 Männer und 30 Witwen übrig. Mit gleicher Verheerung hausten die Kaiserlichen in Pommern und den Marken, die Schweden in Sachsen, die Franzosen und, als Bundesgenossen des Kaisers, die Spanier im westlichen Deutschland. Es machte wenig Unterschied, ob das Kriegsvolk in Freundes oder in Feindes Land kam; die Behandlung der Einwohner war überall ziemlich dieselbe. So wurde Deutschland, das vordem so mächtige, blühende, in ein Leichenfeld voll Trümmerhaufen und Mörderhöhlen verwandelt. Durch diesen grauenvollen Krieg, den der Habsburger zur Ehre Gottes führte, wie er frömmelnd lästerte, waren bereits 1637, als der graue Völkerverderber starb, an 10 Millionen Menschen umgekommen. So verschied Ferdinand II. „wie die Hyäne unter Knochen und Moder."

Sein Nachfolger Ferdinand III., einsichtiger und weniger verbissen als der Vater, neigte zum Frieden, hätte sich gern mit den Ständen geeinigt; aber es war nun sehr schwer, die Fremden, die seit so langer Zeit in Deutschland die Herren spielten, ohne zu große Opfer wieder los zu werden; die Verhandlungen rückten nicht von der Stelle; noch Jahre lang dauerte der unselige Krieg.

Drittes Buch.

Friedrich Wilhelm der große Kurfürst.

Es war eine jammervolle Erbschaft, die Georg Wilhelm hinterließ, als ihn endlich (1. Dezember 1640 zu Königsberg) der oft ersehnte Tod erlöste. „Freund und Feind — so klagte der Stadtrath von Berlin — hätten das Land zur Wüste gemacht; die es schützen sollten, die Offiziere, ließen sich schwere Summen zahlen, lebten herrlich, ohne die Mannschaft zu bezahlen, für welche sie den Sold zögen, während die Gemeinen verhungerten oder fortliefen. Vor den kurfürstlichen Reitern sei kein Stück Vieh, ja kein Mensch sicher, weshalb der Ackerbau gar nicht betrieben werden könne. Alle Geschäfte und Nahrung hörten auf. Städte und Dörfer ständen wüst: auf viele Meilen finde man weder Menschen noch Vieh, weder Hund noch Katze. Dennoch würden die Kriegssteuern mit Gewalt beigetrieben. Den Bürgern habe man Häuser, Aecker, Gärten, Wiesen und Weinberge genommen und den Offizieren gegeben, die von Steuern frei seien, wodurch die übrigen Bürger überlastet und genöthigt würden zu entlaufen. Seit drittehalb Jahren habe Berlin allein, ohne Köln für die kurfürstlichen Völker ohne den Hofstaat beinahe 70,000 Thlr. bezahlt, sei außerdem von den Schweden hart gedrückt worden. Die Rathsdörfer lägen in Asche, die Beamten, Geistlichen und Schullehrer könnten nicht besoldet werden. Viele hätten sich beeilt, durch Wasser, Strang und Messer ihrem elenden Leben ein Ende zu machen, und die Uebrigen seien im Begriff mit Weib und Kind ihre Wohnungen zu verlassen und in das bitterste Elend zu gehen.“ Anderwärts in der Mark sah es noch viel schlimmer aus. Die Bauern zumal, die doch den Grund des Staates bildeten, waren überall Bettler. Auch die Arbeitskräfte fehlten, denn Krieg und Pest hatten im Volke furchtbar aufgeräumt. Ganze Landstriche waren zur Einöde geworden, das Wild so zahlreich, daß es die Bauern fast auffraß. Da man kaum das nackte Leben fristete, so war an geistige Interessen nicht zu denken, fast alle Schulen und

Gymnasien in der Mark lagen wüst und hörten seit Jahren weder eines Lehrers noch eines Schülers Stimme. Aehnliche Leiden drückten in den westlichen Landschaften. Sie alle schrieen um Hülfe zu dem Prinzen Friedrich Wilhelm, der jetzt seines Vaters Thron bestieg. Und doch hatte keine Provinz Lust, für die andere das Geringste zu leisten, sie fühlten sich nicht als ein Staat; um so ohnmächtiger waren sie in ihrer Zersplitterung. Und die kurfürstliche Macht von der man alles erwartete, war doch so gering. Der Minister Schwarzenberg suchte den Einfluß, den er unter Georg Wilhelm zum Schaden des Staats besessen hatte, festzuhalten. Die Truppen, so unbedeutend an Zahl sie waren (6000 Mann), gehörten nicht einmal ganz dem Landesherrn; sie hatten auch dem Kaiser als dem Verbündeten des Kurfürsten (seit 1637) schwören müssen. Von außen drohten die Schweden, die ganz Pommern und mehrere märkische Festungen besaßen, jeden Augenblick ins Land zu fallen; der Kaiser andrerseits forderte die Fortsetzung des Bundes, obwol die kaiserlichen Truppen immer wieder als Feinde verfuhren. Viele Landstriche waren völlig in den Händen der Kriegführenden, alle ein Spielball derselben.

So war es eine Herkulesarbeit, die dem neuen Kurfürsten zufiel: er sollte sich zum Herrn in seinem Reiche machen, sollte es nach allen Seiten schützen und der unermeßlichen Noth des Volkes abhelfen.

Er war doch noch ein so junger Mann, 20 Jahre alt (geb. 16. Februar 1620 zu Köln an der Spree), aber jene eiserne Zeit, die ihn gebar, brach oder stählte rasch die Charaktere; ihn hatte sie früh gereift, denn ihre Schrecken traten dem Knaben nie nahe genug, um ihn zu überwältigen, und ragten doch so weit in sein Leben, um es ernst zu stimmen. Von Frauen, dann von den Hochmeistern Johann von der Borch und Johann Friedrich Kalkuhn von Leuchtmar still erzogen, ward er 1634 nach Holland, damals ein Asyl des Friedens, geschickt. Dort sah er mit eigenen Augen, wie weit es selbst ein kleines Volk in Macht und Wolstand bringen kann, wenn es unter der Leitung geschickter, erleuchteter Staatsmänner mit Fleiß und Ausdauer alle Vortheile seiner Lage auszubeuten versteht. Leistete nicht Holland, dieser kleine Küstenstrich, bereits seit 80 Jahren der ganzen spanischen Macht den erfolgreichsten Widerstand, und wurden nicht die Holländer, tapfer im Kriege, rastlos betriebsam im Frieden, alljährlich reicher und reicher durch blühenden Handel schwungvolle Gewerbe? Wie war da jedes Fleckchen Erde nutzbar gemacht; Gärten und Ackerstücke, Fabriken und Warenläden, Schiffe und Frachtwagen, Schulen und Kunstwerkstätten überall dicht neben einander, und eines förderte das andere. Dort lernte er auch Menschenwürde und edle Duldung schätzen, denn die Holländer waren ein freies Volk und verfolgten Andersgläubige nicht. Diese Bilder schöner Kultur hatten in seiner jungen Seele gehaftet und sollten ihm zu seinem eigenen Wirken die Muster geben. Aber dort war auch sein sittliches Wesen fest und stark geworden; der Sieg, den sein Ehrgefühl über die Verführungen des üppigen haager Lebens errungen, verbürgte dem Jüngling eine würdige Zukunft; denn, wie damals der Erbstatthalter von Holland, Prinz Friedrich Heinrich von Oranien, bewundernd prophezeihte: „wer sich selbst besiegt, der ist zu Großem fähig.“ So hatte Friedrich Wilhelm schon früh jene unbedingte Herrschaft der Vernunft über seine Leidenschaften erlangt,

in der er nachmals das Recht fand, auch seinem Volke seinen Willen aufzunöthigen.

Der Kraft sich bewußt, das Schwere was ihm oblag und noch weit mehr zu leisten, in der That an zäher Ausdauer, entschlossener Energie wie an innerer Zucht allen überlegen, mit einem Scharfblick ausgerüstet, der durch die Verkommenheit des Staates hindurch noch zu tüchtigen Machtmitteln drang und sie für neue großartige Ziele sich ersah, — so griff nun der junge Kurfürst rüstig und mit festem Gottvertrauen sein Werk an.

Zunächst versicherte er sich der Truppen. Die Obersten, die ihm nicht Treue schwören wollten, wurden sammt ihren Regimentern entlassen; aus den übrigen bildete er 1641 statt der bisher auf Zeit angenommenen Soldscharen ein kleines stehendes Heer, es waren 3000 Mann, — der erste Kern der heutigen preußischen Armee. Dann schloß er, durch Schwarzenbergs Ableben (1644) von einem hinderlichen, wenn auch nicht verrätherischen Minister befreit, einen Waffenstillstand mit den Schweden und beschwichtigte den Kaiser durch den Beweis der Nothwendigkeit. Noch nicht stark genug, sein Recht mit dem Schwerte zu vertheidigen, benutzte er den Umstand, daß keiner der kriegführenden Theile den andern ganz besiegen konnte; denn beide wurden nach jedem großem Erfolge wieder durch die Eifersucht ihrer Verbündeten, dort der Franzosen, hier der Ligisten gehemmt. Dies erleichterte dem Kurfürsten die einzige Kampfart, die ihm vor der Hand blieb, — die Verstellung; und er war darin Meister; mit großer Schlauheit und Gewandtheit wußte er beide hinzuhalten, sich zwischen ihnen parteilos zu bewegen, bis er sein Heer allmählich auf 8000 Mann gebracht hatte und nun in der Lage war selbständiger aufzutreten. So gelang es ihm schon bei den Friedensunterhandlungen, die Kaiser und Reich im Juni 1645 zu Münster mit Frankreich, zu Osnabrück mit Schweden anknüpften, eine gewichtige Stimme zu führen. Sie wäre ohne Zweifel noch einflußreicher gewesen, hätte den Abschluß des von Millionen ersehnten Friedens rascher herbeigeführt, wenn seine Bewerbung um die Hand seiner Base, der jungen Königin Christine von Schweden, die ihm schon Gustav Adolf zugedacht hatte, von Erfolg gewesen wäre; aber die Schweden fürchteten seinen herrischen Charakter, und Christine scheute sich überhaupt zu heiraten; so zerschlug sich der Plan. Friedrich Wilhelm vermälte sich dann (1646) mit Luise Henriette von Oranien, der schönen und frommen Tochter des Erbstatthalters Friedrich Heinrich, die ihn glücklicher machte, als er es mit der eigenwilligen launischen Christine je hätte werden können. Seitdem trat der Zwiespalt der schwedischen und brandenburgischen Interessen ganz unverhüllt hervor und erschwerte das Friedenswerk. Den Zankapfel bildete Pommern. Dem Rechte nach gehörte dieses Land, da sein Herrscherhaus 1637 mit Bogislav XIV. ausgestorben war, zu Brandenburg; aber die Schweden weigerten sich es herauszugeben und verlangten, daß der Kurfürst dafür anderwärts in Deutschland entschädigt werde. Friedrich Wilhelm sträubte sich lange. Wie viel Geld und Blut hatten nicht seine Vorgänger geopfert, um einen Anspruch auf jene wolgelegenen Küsten mit ihren wichtigen Häfen und tapferen Bewohnern zu erwerben, und nun, da die Hoffnungen von fünf Jahrhunderten sich endlich erfüllen konnten, sollte er sein gutes Recht wieder verlieren! Aber mit derselben Hartnäckigkeit, wie er für sein Recht, stritten die Schweden für ihre ungerechten Ansprüche. Auch die Franzosen machten die

übertriebensten Ansprüche; und die deutschen Fürsten wollten ebenfalls Antheil an der Beute des alten Reichs haben. Dazu kamen die religiösen Angelegenheiten, die jetzt freilich hinter den politischen weit zurückstanden, denn das lange Kriegselend hatte die Glaubenswuth doch merklich abgekühlt. Drei Jahre lang feilschte man auf den Friedens-Kongressen, haderte, schwankte hin und her; die allgemeine Erschöpfung zwang endlich am 24. Oktober 1648 zum Abschluß.

Der westfälische Friede.

Als die Friedensbotschaft durch die Lande flog, konnte das deutsche Volk kaum glauben, daß der Krieg, der nun 30 Jahre gewüthet, wirklich zu Ende sei. Viele weinten vor Freuden, während andere, von dem maßlosen Elend stumpf geworden, es verlernt hatten zu hoffen. Die wenigsten fragten nach den Bedingungen, der Mehrzahl schien der bloße Friede schon ein unendlicher Gewinn. So nahm man im ganzen dankbar hin, was im einzelnen aus Gutem und Ueblem gemischt war.

Den meisten Vortheil hatte das Ausland errungen, Frankreich, dem außer Metz, Toul und Verdun jetzt auch der Elsaß abgetreten war, und Schweden, welches Vorpommern, Stettin mit Usedom und Wollin, Garz, Damm und Gollnow, ferner die Bisthümer Bremen und Verden, als Reichslehen und noch 5 Millionen Thaler erhielt. Zur Entschädigung der Reichsstände, die durch den Vertrag eine Einbuße erlitten, dienten hauptsächlich die geistlichen Güter. Durch solche glich man auch den Verlust des Kurfürsten von Brandenburg aus. Er erhielt das übrige Hinterpommern und außerdem die vormaligen Bisthümer Kamin[2] (an der rechten Odermündung), Halberstadt (jetzt die Kreise Halberstadt, Aschersleben und Oschersleben) und Minden (die Kreise Minden und Lübbecke) als Fürstenthümer, das Erzbisthum Magdeburg (die Kreise Magdeburg, Neuhaldensleben, Wolmirstädt) als Herzogthum. Was an Rechten und Einkünften hier früher der geistliche Fürst gehabt, stand nun dem weltlichen zu, der ihm in der Landesherrschaft gefolgt war. Indem man so den Staat zum Erben der weltlichen Macht der Kirche einsetzte, handelte man zweckmäßig und vernünftig. Auch in der Religionsfrage selbst drang die Vernunft durch. Es wurde den drei Konfessionen — Katholiken, Lutheranern, Reformirten — im deutschen Reiche gleiches Recht zuerkannt. Die Duldung siegte freilich noch bei weitem nicht ganz und völlig. Von den habsburgischen Erblanden blieb die Gewissensfreiheit überhaupt ausgeschlossen; mit Mühe erlangten die Schweden und der Kurfürst von Brandenburg, daß der Kaiser den evangelischen Glauben wenigstens in einem Theile Schlesiens zu dulden versprach. Im Reiche erlangten nur die seit 1624 katholisch gemachten Gebiete Glaubensfreiheit; früher Geschehenes ließen die Katholiken nicht wieder abstellen.

Kaiser Ferdinand II. hatte seine Uebermacht zu arg gemißbraucht, es war durch das Haus Habsburg über Deutschland zu viel Unheil gekommen, als daß die Deutschen gerade jetzt schon eine Verminderung der kaiserlichen Gewalt hätten bedauern sollen. Sie nahmen es vielmehr mit Befriedigung auf, daß der westfälische Friede die Reichsverfassung auf Kosten des Kaiserthums sehr wesentlich

veränderte: Die Reichsstände erhielten den Genuß der ehemals königlichen Rechte (Regalien), sogar das Recht Bündnisse unter sich und mit fremden Mächten zu schließen und Kriege zu führen, außer gegen Kaiser und Reich; in allen Reichssachen freies Stimmrecht auf dem Reichstage, der fortan alles entschied und seit 1663 in Regensburg permanent war. Dem Kaiser blieben im Grunde nur noch einige Ehrenrechte. Unter dem Namen einer Monarchie war das deutsche Reich von jetzt an auch gesetzlich eine Aristokratie, ein ziemlich lockerer Verein zahlreicher Fürsten, großer und kleiner, geistlicher und weltlicher, auch Ritter, Herren und Städte — 1189 Landesherrschaften[3]), die fast wie Suveräne geboten; ein Bundesstaat, dessen Vielköpfigkeit ihn zu ewiger Nichtigkeit verdammte und allen Umtrieben und Angriffen des Auslandes preisgab. Das Uebelste war, daß die ganze Beute des alten Bestandes ausschließlich den Herrschaften zufiel, und das Volk auf dem Reichstage jetzt ebenso wenig eine Vertretung hatte wie vordem. Aus der Verwüstung des 30jährigen Krieges rettete es nur ein hohes Gut, seinen Glauben; alle übrigen Güter, Wolstand und Gemeinsinn, Selbst- und Rechtsgefühl und deren Tochter, die Freiheit, waren dahin. Es brauchte die Arbeit von Menschenaltern, diese Verluste wieder zu ersetzen.

War nicht der Friede, den es nun gewann, beinahe der Friede eines Kirchhofs? Das deutsche Volk, 1618 das größte Europas, war 1648 auf ein Drittel seiner Zahl zusammengeschmolzen; damals an Reichthum und Bildung, an Freiheit und Gesittung, in Kunst und Wissenschaft, Handel und Wandel, Ackerbau und Gewerbe allen Nationen der Erde voran, stand es jetzt in diesem allen hinter gar vielen weit zurück; in manchen Stücken mußte es fast wieder von vorne anfangen. Man konnte in vielen Gegenden meilenweit gehen, ohne einen Menschen, ein Haus zu sehen; dafür schwärmten überall Wölfe und andere wilde Thiere. Wie langsam brachte es die verarmte, verschuldete Bevölkerung wieder dahin, die Arbeiten des Friedens mit Erfolg zu betreiben; am schwersten kamen die geistigen Bestrebungen wieder in Gang. Auch die Zuchtlosigkeit und Unsitte, die im Kriege sich eingenistet, wichen einer besseren Ordnung und Gesittung nur sehr langsam. Das Volk war geistig und leiblich verkommen. Um so weniger konnte es daran denken, gegen die Fürsten seine ehemaligen Rechte zu vertheidigen. Die alten Landstände, an sich eine höchst mangelhafte Volksvertretung, verloren nun fast überall in Deutschland den letzten Rest ihrer Bedeutung. Die Unterthanen hatten sich im Kriege gewöhnt, den einzigen schwachen Schutz, der ihnen überhaupt zu Theil werden konnte, bei dem Landesherrn zu finden. Die Umstände nöthigten diesen, da die Stände sich so schlecht bewährten, aus eigener Machtvollkommenheit Steuern aufzulegen und Soldaten zu halten. Im Frieden machte er aus diesem Nothbehelf eine Gewohnheit und aus der Gewohnheit ein Recht. Fast unbeschränkt nach oben, gegen den Kaiser, wurde er es ganz dem Volke gegenüber. Fortan regierte er meist nach Willkür, mit wenigen Räthen, von seinem Kabinet aus; mit Hülfe seiner Soldaten und Beamten brach er leicht jeden Widerstand der Unterthanen, — errichtete mit einem Worte die absolute Fürstenmacht, die nach sogenanntem göttlichem Rechte herrschte.

Zerschlagen und verkommen wie das deutsche Volk, verfallen wie das deutsche Reich war, gab es für die Nation nur eine Hoffnung: daß bei der Zerrüttung des Ganzen das deutsche Leben sich um so thatkräftiger in den Theilen

entwickeln und daß einer dieser Theile, gleich einem frischen Schoß aus altem, blitzerspaltenem Eichenstamme, Trieb und Saft genug haben werde, um mächtig auf und anzuwachsen zu einem neuen großen Staate, in welchem sich alles deutsche Volk neu sammeln und erheben könne. Und zu dieser Hoffnung wurde jetzt in der That der Grund gelegt.

Gründung des brandenburgisch-preußischen Staates.

Das Haus Hohenzollern, schon vor dem Kriege eins der mächtigsten in Deutschland, wurde nach demselben nur noch von dem Kaiserhause, von Habsburg, überragt. Denn der westfälische Friede hatte seinen Besitz sehr beträchtlich vermehrt; es beherrschte nun ein Gebiet von 2000 Quadratmeilen, und die neugewonnenen Lande waren nicht bloß ausgedehnt, sondern auch sonst werthvoll, Hinterpommern durch seine Lage an der See, die Bisthümer durch ihren fruchtbaren und vergleichsweise wolangebauten und stark bevölkerten Boden, sowie dadurch, daß sie den Hohenzollern zu einer weiteren Ausbreitung in das eigentliche Innere Deutschlands gute Stützpunkte boten. Aber die neuen wie die alten Lande entbehrten jedes Zusammenhanges; über die ganze norddeutsche Tiefebene vom Memel bis zum Rhein zerstreut, auch durch die Verschiedenheit ihrer Gewöhnung getrennt, lagen sie weit auseinander; es waren lauter kleine Sonderstaaten, jeder an für sich ohne höhere Bedeutung. Friedrich Wilhelm beschloß, ihnen eine solche zu geben, indem er sie zu einem einzigen Staatskörper verbinde. Hatten sie nicht im Grunde innerlich die wichtigsten Interessen gemein? Ihre Bevölkerungen, sämmtlich niederdeutschen Stammes, sämmtich evangelisch, konnten zu einem großen norddeutschen Volke protestantischer Religion erwachsen und mit vereinten Kräften einen Staat bilden, fähig als Hort des Protestantismus und als Bollwerk Deutschlands in den Welthändeln eine Rolle zu spielen, ja selber eine Weltmacht zu werden. Das war das erhabene Ziel, das er seinem Hause und seinen Völkern steckte; diese hohe Aufgabe zu lösen bedurfte es vor allem eines tüchtigen, immer schlagfertigen Heeres, und da dessen Bestand dem Lande große Geldopfer auferlegen mußte, so war zweierlei nöthig: daß sich der Landesherr in der Steuerhebung nicht von den Ständen beschränken ließ, und daß er durch gute Finanzwirthschaft und durch Hebung des Volkswolstandes die Steuerlast erträglich machte. Dabei blieb ihm freilich ein Kampf mit den eigenen Unterthanen nicht erspart. Denn von einem gemeinsamen Staatsleben wollten diese lange nichts wissen; jede Landschaft meinte, die andere gehe sie nichts an. Sollte die Einheit über den Partikularismus siegen, so blieb dem Kurfürsten nichts übrig, als die Rechte der Sonderstaaten zu durchbrechen und sich unumschränkt zu machen. Am meisten sperrten sich die preußischen Stände gegen das „brandenburgische Wesen." Schon 1646 begann hier der Kampf. Der Kurfürst brachte einige brandenburgische Truppen ins Land, die Stände beschwerten sich: es dürften in Preußen nur einheimische Truppen stehen. Wie sah es aber mit diesen aus? Der Adel verweigerte den schuldigen Lehndienst, und die von den Ständen geworbenen Söldner liefen auseinander oder plagten die Bauern. In ähnlicher Weise leistete man in den übrigen Provinzen die Wehrpflicht. Wer konnte es dem Kurfürsten verargen, daß er ohne viel Federlesens Steuern auflegte

um sein stehendes Heer zu bezahlen? Er vermehrte es vielmehr unablässig, was um so nöthiger war, da der westfälische Friede keineswegs mit einem Male Deutschland von den fremden Kriegsvölkern befreite; es dauerte noch einige Jahre und kostete viel Mühe, die Schweden, die Kaiserlichen, die Holländer aus den kurfürstlichen Festungen herauszubringen. Auch zogen bald neue Kriegswetter im Osten herauf, gegen die man gerüstet sein mußte. Die Vermehrung ward denn auch so lebhaft betrieben, daß der Kurfürst im Jahre 1651 schon 16000 Mann, vier Jahre darauf 26000 Mann und 72 Geschütze ins Feld führen konnte. Treffliche Gehülfen bei der Einrichtung und Führung dieser Truppen waren ihm der General Otto von Sparr (früher kaiserlicher Generalfeldzeugmeister), ein vorzüglicher Ingenieur und der eigentliche Gründer des brandenburgischen Geschützwesens, und der Feldmarschall Derfflinger, Schöpfer der brandenburgischen Reiterei. Auch Derfflinger hatte seine Schule in einer großen Armee gemacht. Sohn eines aus Oesterreich geflüchteten Protestanten war er 16 Jahre alt (im Jahre 1622) in schwedische Dienste getreten[4], wo er es durch ungestüme Tapferkeit rasch bis zum Generalmajor brachte. Nach Beendigung des Krieges siedelte er sich in der Mark an und trat in den Dienst des Kurfürsten, der ihn später zum Feldmarschall machte und seine Erhebung in den Freiherrnstand bewirkte.

Die Söldner waren besonders darum dem Lande so überlästig gewesen, weil sie in der Regel sich selbst nahmen, was zu ihrer Verpflegung gehörte, und weil sie überhaupt gegen Bürger und Bauern die Herren spielten. Das stehende Heer wurde besser eingerichtet; der Kurfürst brachte Besoldung und Verpflegung in feste Ordnung und hielt strenge Mannszucht. Um die großen Summen, die es kostete, aufzubringen — seit 1655 jährlich bereits eine Million — fügte er zu den alten Steuern eine neue, die Accise, die, auf alle Lebensmittel und Handelsgegenstände gelegt, und allmählich über den ganzen Staat ausgedehnt, eine ergiebige Geldquelle bildete und doch, da sie alle Landeseinwohner gleichmäßig traf, von der Masse des Volks ohne Murren getragen wurde. Die Ritterschaft freilich klagte; sie durfte in dieser Auflage eine Beeinträchtigung ihrer Vorrechte sehen, sie durfte sich beschweren, daß der Kurfürst immer weniger nach dem Steuerbewilligungs-Recht der Stände fragte, daß er seit 1656 in den Marken schon gar keinen allgemeinen Landtag mehr berief, sondern nur noch die Stände der einzelnen Landschaften und daß er diesen gegenüber seinen Willen um so leichter durchsetzte. Für den Kurfürsten sprach, daß, wenn er die Stände als eine nicht mehr zeitgemäße Einrichtung bei Seite schob und alle Staatsgewalt als fürstliches Recht an sich nahm, er dadurch eine allgemeine Gleichheit der Staatsbewohner unter einander vorbereitete; daß die Verletzung der Privilegien einer Minorität nicht nur ein nothwendiges Uebel, sondern selbst für die Mehrzahl von Nutzen war; endlich daß er die Unterthanen nicht um seinetwillen allein, sondern auch zum Heile des Ganzen in ein gemeinsames Joch spannte.

Denn wenn er sich in den alleinigen Besitz der Landesregierung setzte, so war er weit davon entfernt, dieselbe nun, wie es anderwärts geschah, an seine Diener und Günstlinge zu überlassen; Friedrich Wilhelm regierte persönlich, und sein persönliches Interesse war das Staatswol. Der geheime Rath hatte die Geschäfte nur vorzubereiten, der Kurfürst entschied überall selbst; statt des Kanzlers, doch ohne Selbständigkeit, arbeitete jetzt ein „Oberpräsident"; als solcher hatte

selbst der vertraute Minister Otto von Schwerin, ein so gewiegter Staatsmann er auch war, wenig bestimmenden Einfluß; das Zentrum des Staats war das Kabinet, wo der Fürst allein oder mit ein Par geschickten Gehülfen, wie Schwerin, die Maßregeln ersann, die Entschlüsse faßte, die dann, von der hohen Beamtenschaft in die Form von Verordnungen gebracht, nach allen Richtungen das öffentliche Leben anregten oder gestalteten. Wie viele und wie mannigfaltige Impulse gab dieses Herz dem Staatskörper! Es ist fast kein Gebiet menschlicher Wolfahrt zu nennen, dem nicht der große Kurfürst ein gleich warmes Interesse zugewandt hätte. Seine erste Sorge betraf natürlich den Landbau. Die Unzahl von wüsten Feldern und Feuerstellen, die er namentlich in den märkischen Dörfern vorfand, mußten schleunigst wieder besiedelt werden. Auf seinen eigenen Domänen gelang es bald; denn er bot die liberalsten Bedingungen, gab den Einwanderern, die besonders aus Friesland und Holland berufen wurden, zu den verlassenen Hufen und Häusern auch Freiheit auf 6 Jahre von der Pacht und von allen öffentlichen Lasten. Langsamer kamen die adligen Güter wieder in Anbau, denn tüchtige Bauern gingen, wenn sie wählen konnten, lieber auf die kurfürstlichen Kammergüter; der einheimische Bauer dagegen, der, durch den Krieg an den Bettelstab gekommen, nun froh sein mußte, wenn ihm der benachbarte Edelmann überhaupt ein Stück Land und Geräth und Korn gab es zu bestellen, ließ sich die drückendsten Bedingungen, ja selbst die Leibeigenschaft gefallen, aber arbeitete dafür auch lässiger als vordem. Gewerbe und Handel hatten dem Kurfürsten längst als die reichsten Quellen des Wolstandes gegolten; jenen suchte er zunächst durch Verordnungen aufzuhelfen, die den Zunftzwang lockerten und es jungen Anfängern im Handwerk erleichterten vorwärts zu kommen; diesen belebte er wieder, indem er die Verkehrswege im Lande verbesserte und vermehrte. Schon im ersten Jahrzehnt seiner Regierung suchte er sogar einen großartigen Seehandel zu schaffen, errichtete 1647 eine ostindische Handelsgesellschaft, kaufte 1650 von den Dänen das Fort Dansburg (jetzt Trankebar) an der Küste Koromandel; seine Schiffe sollten von den hinterpommerschen und ostpreußischen Häfen aus an dem Welthandel, der die Holländer so reich machte, Antheil nehmen. Erfolgreicher war doch, auch für den Handel, eine andere Schöpfung aus jener Zeit, die Post. Unter Johann Sigismund begonnen, im 30jährigen Kriege aber ganz in Verfall gerathen, wurde diese wohlthätige Einrichtung jetzt neu belebt und mit Hülfe des Postdirektors Michael Matthias planmäßig ausgebildet; durch den „Reichserbpostmeister", Grafen von Thurn und Taxis, und dessen Privilegium allein im deutschen Reiche Posten anzulegen, ließ sich der große Kurfürst nicht stören; schon 1649 bestanden von der kurländischen Grenze bis Geldern (auf 187 Meilen) brandenburgische Reitposten. Gerade für diesen Staat mit seinen weithin zerstreuten Gebieten war die Post ein Bedürfniß ersten Ranges; sie erleichterte nicht bloß den Verkehr in allgemeinen, sie zog um die Provinzen ein engeres politisches Band, leistetete der Einheit des Staatswesens großen Vorschub.

Zugleich mit den materiellen Kräften des Landes sollten die geistigen geweckt und erhöht werden. Es kam für den Staat zunächst darauf an, die Institute, aus denen seine Organe, die Beamten, Lehrer und Geistlichen, hervorgingen, also die höheren Schulen wieder in Blüthe zu bringen. Der Kurfürst wußte indeß, daß wahre Geistesbildung so recht nur bei Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre ge-

deiht; er stattete daher ihre Pflanzstätten nicht nur mit genügenden Einkünften aus, sondern bestätigte und mehrte auch ihre Rechte und Freiheiten. So that er namentlich an der halbverwüsteten Universität Frankfurt a./O., an dem zerstörten joachimsthaler Gymnasium, das er 1650 nach Berlin verlegte, an der reformirten Universität, die er auf Wunsch der klevischen Stände 1655 zu Duisburg errichtete.

Friedrich Wilhelm war in seinen persönlichen Neigungen eher einfach und schlicht; trat er aber als Fürst auf, so mußte alles an ihm und um ihn großartig und prunkvoll sein. Denn die Welt urtheilte damals noch mehr als jetzt nach dem Anschein und hielt leicht den Fürsten für den mächtigsten, der die größte Pracht entfaltete. Mit peinlicher Aengstlichkeit und größter Eifersucht behandelten alle Stände und am meisten die regierenden Häupter besonders auch die Rangverhältnisse. Es galt als eine höchst wichtige Angelegenheit jedes Staates, daß sein Beherrscher alle ihm gebührenden Ehrenbezeigungen stets ganz und voll erhielt. Zahllose Förmlichkeiten und die lächerlichsten Rangstreitigkeiten nahmen allemal, wenn Staaten mit einander verhandelten, die Thätigkeit der Gesandten aufs äußerste in Anspruch. Am weitesten trieb es darin der deutsche Reichstag; man vergeudete dort die kostbare Zeit mit Fragen wie diese: dürfen nur die kurfürstlichen Gesandten auf rothen Stühlen sitzen? dürfen es nicht auch die fürstlichen? oder sind letzteren nur grüne Stühle zu verstatten? und wenn nicht, dürfen diese grünen fürstlichen Stühle dann wenigstens auf dem Teppich selbst stehen, wie die kurfürstlichen, oder nur auf den Fransen? Auf solche Förmlichkeiten legte nun auch Friedrich Wilhelm viel Werth; er mußte es, weil man ihn sonst gewissermaßen als ehrlos betrachtet hätte. Ein wahrhaft wichtiges Staatsinteresse opferte er ihnen doch nie auf, er war nur aus Politik prachtliebend; denn durch äußern Glanz gewann er selbst und sein Staat in der öffentlichen Meinung an Gewicht und Macht. Aus diesem Grunde, aber auch um ihrer selbst willen begünstigte er die Künste, berief viele ihrer Meister an seinen Hof; die berühmtesten darunter waren in dieser ersten Periode seiner Regierung der Maler Honthorst, der Elfenbeinschnitzer Leonhard Stern, der Bildhauer Larson, der Erzgießer Vignerol, der Baumeister Memmhardt. Sie kamen größtentheils aus Holland, damals dem Hauptsitze der Kunst, und durch sie wurde der holländische Geschmack, den der Kurfürst so sehr liebte, besonders auch in der Art zu bauen und die Zimmer auszuschmücken damals in der Mark Mode. Großen Aufschwung nahm in Berlin auch die Stempelschneidekunst; denn der Kurfürst ergötzte sich gern an großen und kostbaren Medaillen und ließ solche bei jeder Gelegenheit schlagen. Dem Glanze des Hofes mußte das Aussehen der Residenz entsprechen; der Kurfürst that frühzeitig manches für ihre Verschönerung, machte z. B. schon 1647 durch Anpflanzung von Baumreihen einen Anfang zu dem herrlichen Schattengang „Unter den Linden" in Berlin.

Während er so in kleinen wie in großen Dingen für die innere Kräftigung und äußere Ehre seines jungen Staates sorgte, vergaß er doch nie, daß dieser Staat in dem religiösen Interesse ein Recht und eine Pflicht von europäischer Bedeutung zu übernehmen habe; er konnte und mußte, um eine Weltmacht zu werden, als ein Schutzstaat des Protestantismus zunächst in Deutschland dastehen; das war für ihn ein Lebensprinzip. Um so nothwendiger war es zugleich, daß

er nicht das lutherische oder reformirte Bekenntniß, sondern den ganzen vollen, den eigentlichen Protestantismus, die Glaubensfreiheit, auf seine Fahne schrieb. Denn nur durch die Eintracht jener beiden Sekten, in die es zerfiel, konnte sein Volk stark und glücklich, nur durch die Vertretung der gesammten evangelischen Kirche der Staat seiner Aufgabe gerecht werden. Religiöse Duldung war also für Brandenburg-Preußen die richtige Politik; an ihr hätte der große Kurfürst festgehalten, auch wenn sie ihm nicht schon von seinem Herzen wäre vorgeschrieben worden. Er war daher unermüdlich, die Einigkeit unter den Reformirten und Lutheranern herzustellen, worin ihm freilich seine unduldsamen Unterthanen noch mehr widerstrebten als in seinen politischen Bemühungen; unermüdlich auch, sich überall im Auslande bedrückter Protestanten anzunehmen. Er scheute dabei, wenn Vorstellungen nichts halfen, selbst nicht vor dem Kriege zurück, ließ 1651 den General Sparr mit 5000 Mann in das Herzogthum Berg einrücken und zwang so den katholischen Herzog von Jülich und Berg, die protestantischen Jülicher weniger hart zu bedrücken als bisher. Dem Kaiser gegenüber, der seine ketzerischen Unterthanen ebenfalls verfolgte, mußte er sich freilich mit Worten begnügen.

Was er that, waren ja überhaupt nur erst Anfänge, Keime, aber Anfänge zu allem Großen, was der Staat nach ihm geleistet hat, Keime, die gepflanzt zu haben, ein weltgeschichtliches Verdienst war. Und doch stand er selbst noch bei weitem nicht am Ende seiner Laufbahn; es war ihm noch vorbehalten den Staat, den er gegründet, in die Reihe der europäischen Staaten als gleichberechtigten und unabhängigen einzuführen, und zu beweisen, daß seine Schöpfung in Krieg und Frieden haltbar sei.

Erwerbung der Souveränetät.

In einer Zeit, wo Gewalt galt und List mehr als Recht half, wäre es für jeden schwächeren Staat Selbstmord gewesen, dem starken Nachbar mit Ehrlichkeit zu begegnen; der große Kurfürst hielt es nicht für seines Amtes in der Politik sittlicher sein zu wollen als die andern, er bekämpfte sie mit gleichen Waffen. Eine solche Taktik war aber nirgends mehr am Orte, als wo er sich in den Konflikt von Mächten gezogen sah, die mehr materielle Mittel hatten als er. Dieser Fall trat im Jahre 1654 ein, als zwischen Karl X. Gustav von Schweden und Johann Kasimir von Polen ein Krieg ausbrach; jener hatte als lutherischer Repräsentant der Wasa durch Christinens Abdankung einen Thron erhalten, den dieser als Haupt der älteren Linie beanspruchte. Aber Karl X., begierig auf der Bahn seines großen Oheims Gustav Adolf unsterblichen Kriegsruhm zu erringen, beschloß das Seinige nicht nur zu behaupten, sondern noch durch Eroberungen zu vermehren; mit einem starken Heere seiner ebenso kriegslustigen und beutesüchtigen Schweden fiel er (im Juli 1655) das polnische Reich an. Hier waren nun zwei Feinde, die alle beide zu dem jungen Staate, der zwischen ihnen lag, in natürlicher Gegnerschaft standen. Denn Schweden schloß ihm die Oder und verrieth schon die Absicht, sich, wenn es obsiege, der ganzen Ostseeküste zu bemächtigen, von der es dem Hause Brandenburg ein so wichtiges Stück vorent-

halten hatte; und Polen hemmte sein Aufstreben, so lange es die Lehnshoheit über Preußen besaß. Beide forderten, je nach dem Auf- oder Abschwung ihres Kampfes, schmeichelnd oder drohend den Beistand des Kurfürsten, der jedem bald unentbehrlich schien; denn die Schweden hinderte die weite Entfernung, die Polen der unordentliche Zustand ihrer Hülfsquellen. Friedrich Wilhelm hatte zuerst sich neutral halten, eine Mittelmacht bilden wollen, um dann demjenigen beizutreten, der die meisten Vortheile biete. Aber dem ersten Angriff war das polnische Reich so rasch erlegen, der Schwedenkönig so übermächtig geworden, daß dieser den Kurfürsten nöthigen konnte, sich auf seine Bedingungen mit ihm zu verbinden und im Vertrage zu Königsberg (Januar 1656) statt der polnischen Lehnshoheit über Preußen die schwedische anzuerkennen. Seitdem konnte es sich für Friedrich Wilhelm nur darum handeln, die Verbindung, in die ihn der Eroberer gezwängt, und die ihm Polens Rache, wenn es siegte, zuziehen mußte, so zu wenden, daß er in jedem Falle aus ihr als Gewinner hervorging. Es kam ihm zu statten, daß es sich bald zeigte, Polen war leichter zu erobern als zu behaupten; schon im Februar 1656 brach dort ein allgemeiner Volksaufstand gegen die Schweden aus, und Johann Kasimir stand bald wieder mit 40,000 Mann bei Warschau. In dem Grade nun, als sich für Karl X. die Schwierigkeiten der Lage mehrten, stieg Brandenburgs Hülfe im Preise; er machte glänzende Verheißungen, bot den besten Theil Polens, wenn der Kurfürst ihm helfe das polnische Reich zu zerstören. Aber dann wäre ja an die Stelle eines wenig gefährlichen ein übermächtiger Nachbar getreten; Friedrich Wilhelm hielt es vielmehr in seinem Interesse, nicht Polen durch Schweden verschlingen, sondern beide sich durch den Krieg schwächen zu lassen, um selbst desto mächtiger zu werden. Er stellte daher übertriebene Forderungen für ganz geringe Leistungen; seine Absicht war Zeit zu gewinnen. Endlich, als er hinreichend gerüstet war und Karl X. die Verhandlungen abzubrechen drohte, gewährte er ihm das lange gewünschte Bündniß (zu Marienburg am 25. Juni 1656): kraft desselben sollte die ganze brandenburgische Macht sich mit der schwedischen zur Eroberung Polens für Karl X. vereinigen, des Kurfürsten Lohn in dem erblichen suveränen Besitz der Woiwodschaften Posen, Kalisch, Siradien, Lenczicz und Wielun bestehen. Auch jetzt war Friedrich Wilhelm im Herzen keineswegs gewillt, Polens Untergang herbeizuführen; er suchte vielmehr auch in Warschau Unterhandlungen anzuknüpfen, die freilich noch nichts fruchteten; in lächerlichem Hochmuth erklärten die Polen vielmehr, sie wollten den ungetreuen Vasallen mit Stumpf und Stiel ausrotten, und Johann Kasimir sprach stolz: „wenn sich der Kurfürst ihm zu Füßen würfe, so wisse man noch nicht, ob er Gnade fände." Natürlich hielten diese Drohungen den Marsch der Brandenburger nicht auf; 6000 Mann stark, zogen sie an der Seite von 10,000 Schweden gegen Warschau heran. Vor dieser Stadt lagerte der Kern der polnischen Streitmacht, 40,000 Mann, meist Reiterei, zum Theil Tataren. In einer starken Stellung verschanzt und auf ihre Zahl vertrauend, erwarteten die Polen siegesgewiß den Feind, „der nur ein Frühstück für ihre Tataren sei." Ihr Hochmuth kam schnell zu Fall. Am 28. Juli ordneten die Verbündeten ihr kleines Heer zur Schlacht, rechts die Schweden unter ihrem Könige, links die Brandenburger, die von dem Kurfürsten und den Generalen Sparr, Waldeck und Derfflinger geführt wurden. Der sumpfige, waldige

Boden zwang in einzelnen Heerhaufen zu kämpfen und verzögerte die Entscheidung; doch warfen die Verbündeten an diesem Tage den Feind auf seine Verschanzung zurück; am folgenden drängten sie ihn zum Theil schon heraus, denn während der Kurfürst eine wichtige Anhöhe des Schlachtfeldes eroberte und gegen alle Angriffe der tatarischen Reiter und des polnischen Fußvolks behauptete, schwenkte Karl Gustav mit dem übrigen Heere hinter den Brandenburgern und durch die umschwärmenden Tataren links ab, so daß der Flügel des Feindes umgangen war. Am dritten Tage (30. Juli) galt es dem Zentrum, der stärksten Stellung, wo im Walde vor Praga das polnische Fußvolk hinter vielen Verhauen, das polnische Geschütz daneben auf Hügeln verschanzt und durch Reiterei gedeckt stand. Mit dem Rufe „Gott mit uns!" stürmten die Brandenburger an, Sparr zuerst gegen die Verhaue im Gehölz, die er rasch einnahm, der Kurfürst dann unerwartet gegen die Höhen, wo er die Reiter über den Haufen warf, die Geschütze eroberte und auf die Polen richtete. Da wich auch der feindliche rechte Flügel, der unterdeß von den Schweden war angegriffen worden. In wilder Flucht ergoß sich bald vor den nachdringenden Siegern das polnische Heer gegen die Weichselbrücke, die von der Vorstadt Praga nach Warschau führt. Vergebens bat und flehte Johann Kasimir, vergebens ermahnte die Königin, weder Adel noch Fußvolk war zum Stehen zu bringen. Hinter den prächtig gekleideten, kostbar bewaffneten polnischen Reitern flogen, von Derfflinger geführt, unwiderstehlich die brandenburgischen, die kärglich ausgerüstet, als Erkennungszeichen nicht reiche Federbüsche, sondern Strohbüschel oder Eichenlaub an den Hüten trugen. Selbst im Siegesrausche vergaß doch der Kurfürst seine Politik nicht; er ließ an der Brücke Halt machen, so daß Johann Kasimir noch einen großen Theil seiner Truppen mit sich nach Lublin retten konnte, und nach dem Friedrich Wilhelm mit seinem Bundesgenossen die Freude genossen, triumphirend in Warschau einzuziehen, kehrte er mit den Brandenburgern nach Preußen heim. Karl X. hatte also einen Sieg erfochten, der hauptsächlich brandenburgischer Tapferkeit und Feldherrnkunst zu danken war, und den er doch nicht recht ausbeuten konnte. Vielmehr zogen ihm seine mehr glänzenden als reellen Erfolge jetzt ringsum neue Feindschaften zu: die Holländer sandten eine Flotte ins baltische Meer, das ein schwedischer See zu werden schien; die Russen fielen in Liefland ein, da säumten auch die Dänen nicht, Schweden ihren Groll zu zeigen: auf allen Seiten sah sich der allzu hoch strebende Emporkömmling bedroht. Gern hätte nun der Kurfürst sein Bündniß mit Schweden abgestreift, zumal da auch der Kaiser rüstete und diese Rüstung Brandenburg bedrohte. Er unterhandelte hiehin und dorthin, aber da er sich nach seiner Art überall Hinterthüren offen hielt, so zog ihm seine vielgewandte Politik das Mißtrauen aller zu und kein Staat mochte glauben, daß er nur nothgedrungen sich mit Schweden eingelassen. Er blieb daher seinem Verbündeten vorläufig noch getreu. Beide hatten auch bald Ursache fest zusammenzuhalten. Denn die leicht zersprengten Reitermassen des polnischen Adels scharten sich ebenso leicht wieder zusammen, sie eroberten Warschau und bedrängten die schwedischen Garnisonen in Polen; zugleich fielen lithauische und tatarische Horden in das Herzogthum Preußen ein, verbrannten hier viele Dörfer und Städte, erschlugen oder raubten eine große Zahl von Menschen (Oktober 1656). Es half wenig, daß die Verbündeten den Polen und Lithauern einige Niederlagen beibrachten;

Johann Kasimirs Heer erhielt fortwährend Zulauf; im November zog er die Weichsel hinab nach Danzig, und konnte dort ein Freudenfest feiern. Er stattete damit zugleich jener Stadt seinen Dank ab. Die Danziger hatten ihre Lage unter dem schwachen Zepter Polens immer sehr vortheilhaft gefunden, daher von Anbeginn dieses Krieges fest zu Polen gehalten, die Angriffe der Schweden tapfer abgewiesen und dadurch der polnischen Sache in den Augen Europas sehr genützt. Darum bekannte jetzt der polnische Kanzler feierlichst, in dieser einzigen Stadt sei das ganze polnische Reich wider die Gewalt eines furchtbaren Feindes erhalten worden.

Karl X. hielt es nunmehr für gerathen, den Kurfürsten ganz für sich zu gewinnen; er hob die Verträge von Königsberg und Marienburg auf und setzte mit ihm im Vertrage zu Labiau (20. Nov. 1656) fest, der Kurfürst solle das herzogliche Preußen und Ermeland als suveränen Besitz, Schweden aber das königliche Preußen (d. h. Westpreußen) und Pommerellen, einen Theil von Kassuben, auch Samogitien, Semgallen, Kur- und Liefland erhalten. Außerdem überließ er Seezölle, die er in Preußen angelegt, an Brandenburg, das dafür 120,000 Thlr. als Entschädigung zahlte. Dem Andringen, nun mit aller Macht wieder gegen Polen loszubrechen, wich der Kurfürst doch auch jetzt aus; denn da Schweden noch andere Feinde zu bekämpfen hatte, so wäre auf ihn die Hauptlast des polnischen Krieges gefallen; durch brandenburgische Kräfte am meisten wäre im Falle des Sieges Schwedens Herrschaft zwischen der Mark und dem Herzogthum Preußen hergestellt worden: das konnte er nicht wollen; sein nächster Zweck, sich der aufgedrungenen schwedischen Lehnshoheit zu entwinden war erreicht, auch seine ferneren Anstrengungen durften nur dem Vortheil des eigenen Staates gelten, mit welchem Schwedens Interesse, so lange es auf der deutschen Seite der Ostsee beharrte, unvereinbar blieb. Karl X. sah sich zuletzt genöthigt, Polen fahren zu lassen und seine Waffen gegen Dänemark zu kehren, welches ihm mittlerweile den Krieg erklärt hatte. Zornig führte er 1657 seine Schweden durch die Marken, die er wie Feindesland verwüstete, und fiel in Holstein ein. Obwol er nun dort große Fortschritte machte, so war es für jeden scharfsichtigen Staatsmann doch unzweifelhaft, daß Karls Unternehmungen am Ende überall scheitern würden, weil sie über Schwedens Kräfte hinausgingen. Friedrich Wilhelm wenigstens erkannte dies schon jetzt und hielt daher den Zeitpunkt für günstig, von dem schwedischen Bündnisse entschieden zurückzutreten. Dazu drängte ihn auch die Noth seiner östlichen Provinzen, besonders der Neumark, die von Lithauern und Tataren greulich verheert wurde. Er schloß daher unter kaiserlicher Vermittelung am 29. September 1656 zu Welau mit Polen einen Vertrag, in welchem er alle Eroberungen herausgab, auch Beistand gegen Schweden versprach, dafür aber ein wichtiges Zugeständniß, die Aufhebung der polnischen Lehnshoheit, die Anerkennung seiner Suveränetät im Herzogthum Preußen, erhielt. Bald darauf besprachen Johann Kasimir und Friedrich Wilhelm in einer Zusammenkunft zu Bromberg, wie sie sich gemeinschaftlich gegen Schweden schützen sollten. Der Kurfürst traf hier indeß bei den polnischen Großen auf so viel Erbitterung, daß er seinem General Sparr befahl, mit der ganzen Armee auf Bromberg zu marschiren und zu thun, was des Landes Ehre und Wolfahrt verlange, denn, fügte er hinzu, „die Polen wollen mir leges allhier vorschreiben.“ Sparr rückte an, und unter

diesem leisen Druck kamen weitere Verträge zu Stande, die dem Kurfürsten noch die Herrschaften Lauenburg und Bütow als erblichen Besitz, Elbing (das er freilich erst den Schweden entreißen sollte) als Pfand für eine künftige Zahlung von 400,000 Thlr. verschafften; dagegen verpflichtete er sich, den Polen während dieses Krieges 4000 Mann Hülfstruppen zu stellen, zu deren Unterhalt ihm 120,000 Thlr. und als Pfand für diese Summe die Starostei Draheim zugesichert wurden.

Um sich nun gegen die Rache Karls X. zu sichern, der sehr aufgebracht war und ihm über seine zweideutige, zuletzt bundbrüchige Handlungsweise die bittersten Vorwürfe machte, verband sich der Kurfürst auch mit Dänemark und Oesterreich. Diese Mächte waren freilich schlechte Stützen, denn die Dänen wurden von Karl X. bald besiegt und (im März 1658) zum Frieden gezwungen, Leopold von Oesterreich aber zeigte sich gegen Brandenburg unzuverlässig und eifersüchtig. Es zeichnete Friedrich Wilhelms großartigen Charakter und beweist, wie er die krummen Wege seiner Politik nur aus Nothwehr und zu wirklich würdigen Zielen ging, daß er bei der Kaiserwahl, die im Juli 1658 stattfand, trotz Habsburgs Ungunst auf dessen Seite trat. Ludwig XIV. von Frankreich hatte die größten Anstrengungen gemacht, die deutsche Krone zu erhalten, durch sein Geld waren bereits drei Kurfürsten für ihn gewonnen; da nun Böhmen als österreichisches Erbland hier nicht mitstimmte, so mußte Brandenburg den Ausschlag geben. Die Franzosen boten Geld über Geld, aber der Kurfürst, so hoch gerade er den Werth dieses Nervs aller Dinge schätzen mußte, und obwol er von Frankreich für die Vergrößerung seines Hauses unvergleichlich mehr erwarten konnte, als von Oesterreich, entschied aus deutscher Gesinnung unbedenklich für Leopold.

Unterdessen verfolgte Karl X. einen neuen ausschweifenden Entwurf; nur ein Königreich schien seiner Eroberunglust ein angemessenes Ziel; da es ihm in Polen mißlungen war, versuchte er sein Glück an Dänemark. Er erneuerte hier unter einem guten Vorwande den Krieg, hielt das dänische Festland und die kleineren Inseln besetzt, landete im August 1658 in Seeland und belagerte Kopenhagen. Nachdem er das dänische Reich zerstört und Norwegen an sich gerissen hätte, gedachte er auch den Kurfürsten niederzuwerfen. Friedrich Wilhelm ließ es aber nicht dazu kommen; er feuerte die Verbündeten an und zog selbst mit seiner ganzen Macht zur Unterstützung Dänemarks herbei. Mit den Kaiserlichen vereinigt, drang er in Schleswig-Holstein ein, eroberte 1659 auch Jütland, ließ die Schweden sogar auf den Inseln angreifen. Im November 1659 setzte eine Schar seiner Brandenburger Truppen unter dem General Quast mit Hülfe einer holländischen Flotte nach Fühnen über und hatte den größten Antheil an dem Siege, den die Verbündeten hier bei Nyborg über die Schweden errangen (24. November). Ebenso eifrig betrieb der Kurfürst in Vorpommern, in Westpreußen, in Kurland den Krieg, überall fochten seine Truppen mit. Karls X. Sache stand verzweifelt schlecht. Während er die Zeit vor Kopenhagens Wällen verlor, wurden eine nach der andern seine Garnisonen aus den polnischen Eroberungen, ja schon aus den deutschen Besitzungen vertrieben. Da fand Schweden einen mächtigen Beistand an Frankreich, das jetzt wie immer ein Freund der Feinde Habsburgs war. Ludwigs Minister Mazarin drohte ein Heer nach Deutschland zu schicken, falls man Schweden nicht einen ehrenvollen Frieden bewillige. Die Hol-

länder, Dänen, Polen waren gern dazu bereit, am eifrigsten wünschten die letzteren der Kriegslasten überhoben zu sein. Der plötzliche Tod Karls X. (6. März 1660) verstärkte ihre friedliche Stimmung. Um nicht allein auf dem Kampfplatz zu bleiben und die Vortheile eines allgemeinen Vertrags einzubüßen, mußten nun auch Oesterreich und Brandenburg gelindere Saiten aufziehen. So wurde bei den Verhandlungen, welche die Gesandten der Betheiligten seit dem Dezember 1659 in Danzig und dem danziger Dorfe Zoppot unter einander angeknüpft hatten, die Strömung immer günstiger für Schweden. Vergebens stemmte sich der Kurfürst entgegen, der aus dem Kriegsbrande gern größeren Gewinn davongetragen hätte; er mußte sich fügen. Am 3. Mai 1660 wurde hier im Kloster Oliva zwischen Polen, dem Kaiser und dem Kurfürsten einerseits und Schweden andrerseits ein Friede unterzeichnet, der die Verträge zu Welau und Bromberg bestätigte, im Uebrigen alles auf den Stand vor dem Kriege setzte.

Mit Schmerz sah der Kurfürst auch diesmal seine Hoffnung auf Vorpommern gescheitert. Dennoch konnte er zufrieden sein. Der fünfjährige Krieg hatte alle Ostseeländer schwer betroffen, von jeder der theilnehmenden Mächte große Opfer an Blut und Geld gefordert, und doch zuletzt nur Einem wesentlichen Vortheil gebracht, ihm selbst, dem Kurfürsten; aber er war auch der einzige gewesen, der unter allen Wechseln der Ereignisse den Dingen immer eine vortheilhafte Seite abzugewinnen und allemal ebenso tapfer dreinzuschlagen als klug zu berechnen verstand. Die Gegner warfen ihm freilich vor, seine Staatskunst sei voll Arglist und Pfiffigkeit. Aber er konnte sich mit dem Bewußtsein trösten, daß sie selbst ihm eine solche Politik aufgenöthigt; daß er, nicht mächtig genug, mit Gewalt sie abzuwehren, durch Schlauheit sich hatte der Ansprüche erwehren müssen, die beide Partei an ihn machten, und daß es seine Pflicht war, das Gut und Blut seiner Unterthanen einzig und allein für einheimische Interessen hinzugeben. Uebrigens erhöhte gerade die Verschlagenheit seiner Politik das Ansehen, welches der Kurfürst bei den leitenden Männern Europas genoß; er galt schon jetzt als einen Meister der Staatskunst, und man fürchtete seinen Ehrgeiz um so mehr, weil er sich auch als tapfern und geschickten Feldherrn bewiesen hatte.

Und welch köstliches Gut hatte er gewonnen, — die Suveränetät. Er stand nun mit gleichem Recht neben den Herrschern der Erde, wenn seine Macht auch noch nicht die Höhe der großen Könige und Kaiser rings erreichte. Unter seinen Landen war nun doch eins, wo er niemanden als Gott über sich erkannte; in Deutschland noch ein Lehnsmann, war er in Preußen ein vollkommen unabhängiger Fürst. Woran seit zwei Jahrhunderten die Herrscher hier, zuerst die Hochmeister, dann die Herzöge, vergebens gerüttelt, die polnische Lehnshoheit lag jetzt zertrümmert am Boden. Das deutsche Grenzland, das dem Slawenthum schon halb im Rachen steckte, war nun für immer gerettet, war wieder ganz deutsch und frei geworden. Damit hat sich der Hohenzoller Friedrich Wilhelm ein hohes Verdienst um das ganze deutsche Volk erworben. Denn Ostpreußen war mehr als ein Stück Land, es war nun ein unabhängiger Staat in der Welt, ein Staat aus dessen Suveränetät erst das preußische Königthum, ein „Neudeutschland", aus dessen Volkskraft erst die Erhebung von 1813 hat entstehen können.

Zunächst freilich diente die Suveränetät nur zur Gründung des Absolutismus; denn jetzt war mit der polnischen Oberhoheit die Stütze dahin, an die sich

die preußischen Stände noch hatten lehnen können, und was wollten ihre vergilbten Pergamente gegen das blanke Schwert, was ihre Rechte gegen die Macht ausrichten? Der Kurfürst trat ihnen als der Herr entgegen, der er sein wollte und im Interesse des Einheitsstaats allerdings auch sein mußte. Während des polnisch-schwedischen Krieges hatte ihn die Nothwendigkeit entschuldigt, als er in Preußen trotz des Widerspruchs selbst seiner dortigen Beamten, der Oberräthe, eine Hufen- und Vermögenssteuer ausschrieb und durch seinen Statthalter, den Fürsten Radziwill, starke Lieferungen an Getraide und anderen Kriegsbedürfnissen eintreiben und Steuer auf Steuer folgen ließ, obwol das Herzogthum durch die Einfälle der Lithauer, Tataren und Polen, schon 1657 auf große Strecken verödet, 13 Städte, 249 Dörfer und Höfe, 37 Kirchen eingeäschert, 23,000 Menschen erschlagen, 34,000 als Sklaven fortgeschleppt waren. Aber die Unzufriedenheit des Landes ward gerecht und stieg zur äußersten Erbitterung, als der Kurfürst auch nach dem Frieden gewaltsam und verfassungwidrig verfuhr, als er nicht abließ aus eigener Willkür Steuern aufzulegen und durch militärische Exekution von den Verweigernden einzutreiben und die Willkürherrschaft zu verewigen sich anschickte, indem er Städte und Adel einzeln aufforderte, ihm nun als Suverän zu huldigen. Die Stände entschlossen sich zum entscheidenden Kampfe für ihr Recht, die Sache mußte endlich zum Austrag kommen. Sie antworteten, die Huldigung dürfe nur auf dem Landtage und nur gegen Bestätigung der Landesrechte erfolgen, vor allem müsse die ungesetzliche Besteuerung aufhören; und da der Kurfürst auf seinem Sinn beharrte und neue strenge Befehle schickte zu huldigen und zu zahlen, so wuchs die Aufregung, und die Preußen bereiteten sich zum offenen Widerstande vor. Die Seele desselben war der Schöppenmeister von Königsberg, Hieronymus Rhode, ein Bürger von altem Schrot und Korn, wacker und freiheitsstolz. Er sah in dem Kurfürsten nur den tyrannischen Unterdrücker, den Räuber der Rechte seiner Stadt und des Landes, jener Rechte, die mit Blut und Gut erkauft und durch so viele Eide der Landesherren, ja des Kurfürsten selber bekräftigt waren; er hielt es für seine, für aller Preußen heiligste Pflicht, die Freiheiten, die sie von den Vorfahren geerbt, unverkürzt auf ihre Nachkommen zu bringen. In dieser Ueberzeugung, der Reinheit seiner Absichten sich bewußt, forderte er seine Mitbürger auf, für die gute Sache mit Leib und Leben einzutreten. Königsberg bestand damals aus drei Städten, der Altstadt, dem Kneiphof und dem Löbenicht, die durch einen Magistrat und durch die Versammlung der Schöppen regiert wurden. Es saßen Gemäßigte in diesen Behörden, aber bei weitem die Mehrzahl derselben, so wie die Masse der Bürgerschaft hing Rhode an, der wie ein Volkstribun gebot. Auch die meisten Geistlichen, Lutheraner, die den reformirten Kurfürsten um seines Bekenntnisses und seiner Toleranz willen haßten, regten das Volk in Rhodes Sinne auf. Und die übrigen Städte im Herzogthum richteten sich nach ihrem Haupte, nach Königsberg. So stand Rhode an der Spitze des ganzen preußischen Bürgerthums. Er suchte nun nach Art des preußischen Bundes von 1440 eine feste Vereinigung der Stände herbeizuführen und lud den Adel ein, sich trotz des kurfürstlichen Verbots zur Besprechung der Lage des Landes in Königsberg zu versammeln. Es kamen auch über 200 Edelleute und hielten am 11. Februar 1661 unter dem Vorsitz ihres Führers, des Generals von Kalkstein, auf dem altstädtischen

Rathhause eine Sitzung. Die Unternehmung schien Erfolg zu haben; denn der Kurfürst berief nun endlich (im Mai) einen Landtag, und dieser sprach sich einmüthig für das alte Landesrecht aus; selbst die Gemäßigtsten unter den Ständen verlangten, der Kurfürst solle ihre Privilegien ungekränkt lassen, die Königsberger aber erklärten entschlossen, „sie würden Friedrich Wilhelm als einen Fürsten, der alle Fürsten in der Welt an großen Eigenschaften übertreffe, freudig empfangen, wenn er aber käme, sie zu unterdrücken, so würden sie Gewalt mit Gewalt abtreiben." Der Statthalter richtete nichts aus: den Briefen des Kurfürsten, der die ständischen Rechte nur insofern bestätigen wollte, als sie seiner Suveränetät nicht widersprächen, der also in der That eine bedingungslose Huldigung forderte, eine unumschränkte Gewalt in Anspruch nahm, setzten die Stände immer dieselbe unleugbare Thatsache entgegen, der König von Polen habe zu Welau und Oliva nichts abtreten können, was er nicht besessen, sie seien freie Leute gewesen auch unter polnischer Oberhoheit. Gewalt mußte den Knoten lösen. Die Mißvergnügten bedachten sich keinen Augenblick, die Polen um bewaffneten Beistand anzugehen; ihr Gesichtskreis ging nach der Weise des Mittelalters über die engen Grenzen ihres Sonderwesens nicht hinaus. Rhodes Sohn wurde also 1662 im Namen der Städte nach Warschau geschickt, mit der Bitte um Hülfe und der Erklärung, „die Königsberger wollten eher dem Teufel unterthänig werden als länger unter solchem Drucke leben." Aber der König von Polen ließ es aus Furcht vor dem Kurfürsten bei wolwollenden Worten bewenden. Auch der preußische Adel täuschte Rhodes Erwartungen; er fiel von der gemeinsamen Sache ab. Denn als der Kurfürst nach dem Grundsatz „theile und herrsche" auf dem Landtag die Hufensteuer, die den Adel traf, aufgab und nur die Accise verlangte, welche größtentheils von den Städten getragen werden mußte, so bewilligte der Adel dieselbe und ließ sich die Erklärung gefallen, „da Landesherr und Oberstände die Accise wollten, so hätten sich die Unterstände (die Städte) der Mehrheit zu fügen." Damit war es dem Kurfürsten gelungen, den Landtag zu spalten; er hatte das Spiel schon halb gewonnen. Am 28. Oktober 1662 langte er selbst mit einer starken Truppenabtheilung in Königsberg an, entschlossen, den letzten Widerstand mit Gewalt zu brechen. Es kam vor allem darauf an, der Opposition ihr Haupt zu nehmen. Der Kurfürst schickte daher sogleich nach seiner Ankunft einen Obersten, Hille, mit einer Schar Musketiere ab, um Rhode festzunehmen. Aber die Bürgerschaft lief mit Stangen und Spießen zusammen und hieb auf die Soldaten ein, bis diese unverrichteter Sache ins Schloß zurückwichen. Besser gelang eine List. Der Kurfürst ließ (30. Oktober) die Bürgerschaft auf die drei Rathhäuser entbieten, als gelte es eine Berathung. Unterdessen mußte Oberst Hille mit 100 Reitern durch die Stadt ziehen, scheinbar um einen Zug Rüstwagen vor die Stadt zu geleiten; plötzlich wandte er um, sperrte mit den Wagen die Straße, wo Rhode wohnte, bemächtigte sich desselben, der arglos zum Fenster hinaussah, und brachte ihn eilig aufs Schloß, während die Reiter das zu spät herbeieilende Volk abhielten. Als dann die Bürgerschaft bewaffnet anrückte, fand sie 3000 Soldaten vor dem Schloß aufmarschirt, die Kanonen vom Schloßplatz auf die Stadt gerichtet. Die Bürger mußten sich unterwerfen und zufrieden sein, daß der Kurfürst nun auf dem Schloß statt der rothen Kriegsfahne die weiße Friedensfahne aufziehen ließ und versprach, mit Rhode nur nach dem Rechte zu

verfahren. Er hielt übrigens sein Versprechen nicht, sondern schickte den Gefangenen als Hochverräther auf die Festung Kolberg, später nach Küstrin, zuletzt nach Peiz; er wollte ihm verzeihen, falls jener ihn darum bitte; aber der kernfeste Bürger sprach im Bewußtsein seiner Gesetzlichkeit, er brauche keine Gnade, sondern nur sein Recht; er habe seine Pflicht gethan. Ungebeugt starb Rhode nach 16jähriger Haft (1678) zu Peiz im Kerker.

Die Sache, der er gedient, war seit seinem Falle hoffnungslos geworden. Zwar bewog die zähe Ausdauer, mit der die bald wieder geeinigten Stände an der Verfassung festhielten, und der allgemeine Unwille des Landes den Kurfürsten, so weit nachzugeben, daß er am 12. März 1662 in einer „Assekuranz" urkundlich und auf fürstliche Treue und Glauben alle hergebrachten Privilegien der Stände bestätigte und verhieß, ohne Rath und Bewilligung des Landtags weder Steuern aufzulegen noch Krieg anzufangen. Auch nahm er (1. Mai) die Accise zurück und räumte den Oberräthen in gewissen Landessachen einige Selbstständigkeit ein. Aber alles dies that er nur, um endlich die Huldigung des Landes zu erlangen. Nachdem sie am 28. Oktober 1662 im Schloß zu Königsberg erfolgt war — in Gegenwart polnischer Gesandten[6] empfing der Kurfürst, auf einem rothsammtnen Throne sitzend, den Eid der Edelleute, der Abgeordneten der Städte und Zünfte und aller Beamten; sie schworen, daß sie ihn für ihren alleinigen, wahren und unmittelbaren Oberherrn erkännten und sich durch nichts davon wollten abbringen lassen, — seitdem trat Friedrich Wilhelm in Preußen als unumschränkter Herr auf. Wenn er noch hin und wieder den Landtag berief, so gestattete er ihm nur über die Art und Weise der Erhebung, nicht über die Bewilligung der Steuern zu entscheiden. An seinen Eid band er sich nicht; er ließ die ständischen Privilegien nur dann gelten, wenn sie ihm nicht schadeten. Die Beschwerden des Landtags eben so wie der freien Bauern, auf denen die Last der Einquartierung und der immer wachsenden Auflagen am härtesten drückte, waren vergebens. Noch einmal rührten sich die Unzufriedenen. Im März 1670 erschien der Oberst Christian Ludwig von Kalkstein, wie sein Vater, der General, ein leidenschaftlicher Feind des Kurfürsten, in Warschau, um dort im Verein mit dem jüngeren Rhode den König und die Großen zu bewegen, daß sie die preußischen Stände, in deren Auftrag er zu kommen vorgab, gegen die brandenburgische Willkürherrschaft unterstützten. Er hetzte die Polen immer heftiger auf und ging selbst so weit, den brandenburgischen Gesandten von Brandt vor versammeltem Reichstage gröblich zu beleidigen. Einen Krieg konnte er doch nicht entzünden und besiegelte nur sein eigenes Verderben. Denn der Kurfürst bewies, daß sein Arm auch bis Warschau reiche. Brandt mußte, da die Polen den Hochverräther schlechterdings nicht ausliefern wollten, sich desselben mit List und Gewalt bemächtigen. Er lockte ihn in einen Hinterhalt, ließ ihn durch den brandenburgischen Hauptmann Montgomeri und dessen Reiter überfallen, binden und knebeln, dann in eine Tapete wickeln und schleunigst zu Wagen von Warschau nach Preußen schaffen. Er selbst flüchtete bald nach der kecken That und empfing von seinem Herrn, um die Erbitterung der Polen zu besänftigen, zum Schein eine Strafe, später desto reichlicheren Lohn. Kalkstein aber wurde von kurfürstlichen Richtern als Hochverräther verurtheilt und 1672 zu Memel hingerichtet. Er erlitt sein Unglück ebenso standhaft und ruhig wie Rhode, mit dem er den guten Glauben an sein Recht

theilte, obwol er keineswegs so uneigennützige und reine Absichten verfolgt hatte wie der alte Schöppenmeister.

Alles Widerstreben half also zu nichts. Durch Drehen und Deuteln, zuletzt immer mit offener Gewalt brachte der Kurfürst die preußische Verfassung auf den Fuß der brandenburgischen, verwandelte sie aus einer Art von Adelsrepublik in eine unumschränkte Monarchie, wo niemand Recht hatte als der Fürst.

So schaffte sich Friedrich Wilhelm zum Pflegen und Schützen seines jungen Staates vollkommen freie Hand. Zuweilen erkannten die Unterthanen durch ihr Verhalten es selbst ausdrücklich an, wie nothwendig die Herstellung des neuen Wesens war; suchte doch die märkische Ritterschaft, als sie 1663 zur Vertheidigung des deutschen Reichs gegen die Türken aufgeboten wurde, sich ihrer Dienstpflicht zu entziehen und kaufte das schuldige „Lehnspferd" lieber mit 40 Thalern von der Hufe ab. Um so eifriger setzte der Kurfürst seine Arbeit, besonders im Kriegs- und Finanzfach fort. Schon im Jahre 1656 hatte er dem Heere ein „Kriegsrecht" gegeben, welches alle Verhältnisse desselben ordnete; 1665 wurde es in deutscher Sprache (statt der in Rechtsbüchern damals üblichen lateinischen) neu herausgegeben, auch ein förmliches „Uebungs-Reglement" hinzugefügt. Zwei Jahre darauf erschien eine neue Accise-Ordnung, die große und regelmäßige Einnahmen herbeiführte und den Unterhalt des Heeres sicher stellte. Freilich bereicherte sich der Staat auch jetzt wieder auf Kosten einzelner. Zu den wichtigsten Privilegien der Ritterschaft gehörte es, daß sie, abgesehen von dem Lehnspferde und der Grundsteuer, die ihre Hintersassen aufbrachten, steuerfrei war; dieses Vorrecht beschnitt nun der Kurfürst auf jede Weise und verbot besonders, die adlige Steuerfreiheit auf diejenigen Güter auszudehnen, welche der Adel im Laufe der Zeit von den verarmten Bauern an sich gebracht hatte. Auch die Pfarrer, Freisassen und Schulzen waren bisher von manchen Steuern frei gewesen; sie blieben jetzt nur in dem Falle bevorrechtet, wenn sie ihre Privilegien durch Urkunden beweisen konnten; eine schwierige Aufgabe, denn wie viele Dokumente waren in der langen Kriegszeit verloren gegangen. Eine andere Geldquelle eröffnete sich der Kurfürst in mancherlei Monopolen, besonders in dem Alleinhandel mit Salz und Mühlsteinen. Heilsamer war die Finanzmaßregel, die er 1666 vornahm: er hob nämlich die Münzgerechtigkeiten aller Städte auf und nahm das Münzrecht ganz an sich.

Auch das dritte Machtmittel außer dem Heere und den Finanzen, das Beamtenthum, wurde nach Erwerbung der Suveränetät noch nutzbarer gemacht. Der Kurfürst setzte in alle Stellen ohne Unterschied Adlige und Bürgerliche, Brandenburger und Preußen, Pommern und Rheinländer und beförderte so die Verschmelzung der Landschaften zu einem Staate; zugleich aber gewöhnte er alle Beamten, den Weisungen, die vom Mittelpunkt des Staats, aus dem Kabinet oder dem Geheimen-Rath kamen, unbedingt zu gehorchen, was einerseits seinen Absolutismus stärkte, andrerseits erst eine einheitliche und folgerechte Verwaltung ermöglichte. So bahnte er die Zentralisation des Staates an.

Friedrich Wilhelms beste Rechtfertigung liegt in seinen Leistungen; er gab den Unterthanen mehr als er ihnen nahm. Dieselbe Beschränktheit, mit der das Volk alles Heil in den veralteten Sondervorrechten sah, zeigte sich in seinem Mangel an Unternehmungsgeist, in seinem Beharren bei dem gewohnten Saum-

sal. Es that ein Treiber Noth, die Kräfte zu wecken und auf die rechte Stelle zu wenden. Dies ist im 17. und 18. Jahrhundert das Amt des absoluten Herrschers gewesen; der große Kurfürst führte es jetzt, nachdem jeder Widerstand gebrochen war, mit voller Kraft. Er zog nicht nur, wie früher, fremde Ansiedler herbei, um die verödeten Feuerstellen wieder anzubauen; er verordnete auch, daß jüngere Bauernsöhne wüste Höfe annehmen müßten, befahl, die mit Fichten bewachsenen wüsten Aecker von den Wölfen zu säubern und wieder urbar zu machen, gab, ohne sich um die engherzigen Zunftgesetze zu kümmern, denen, die sich auf verlassenen Stellen in den Städten anbauten, Bürgerrecht und erleichterte die Aufnahme in die Gewerke, verbot den Zünften die Kinder von Schäfern auszuschließen, erklärte diese für ehrlich. In demselben Sinne aufgeklärter Staatskunst schaffte er das Edikt von 1573 ab, welches den Juden verbot sich in der Mark niederzulassen und öffnete den im Jahre 1670 aus Oesterreich verjagten seine Staaten; doch nahm er nur eine bestimmte Anzahl jüdischer Familien auf, denen er dann gegen eine bestimmte Abgabe erlaubte Handel zu treiben. Daß seine Bevormundung sehr nöthig war, bewies der Zustand der Haupt- und Residenzstadt Berlin. Nach alter Weise sah es um die Reinlichkeit ihrer Straßen gar übel aus; an vielen Häusern ragten die Schweineställe auf den Weg. Dagegen schritt der Kurfürst schon 1660 mit einer neuen Gassenordnung ein. In und bei der Stadt stritten sich auf manchen Strecken Gebüsch und Sumpf um die Herrschaft; auch hier legte der Kurfürst selbst Hand ans Werk, ließ (1670) den „Friedrichswerder" austrocknen und ausroden; von ihm rührt ferner der erste Anfang der Friedrichstadt und der Dorotheenstadt her (1673). Viel that zum Aufkommen der Städte seine bessere Art zu besteuern; die Berliner schrieben es der Einführung der gerechten Accise zu, daß der Bürger seine Last nun leichter trug und daß binnen zwei Jahren in Berlin 150 Häuser wiederhergestellt oder neu erbaut werden konnten. Der Kürfürst that indeß doch auch viel, was dem Nährstand unmittelbar nützte. Er ermunterte zum Bau von Fabriken, und ging darin selbst voran, errichtete in Marienwalde, Regenthin, Joachimsthal Glashütten, in Peiz und Rathenow Eisenhämmer, in Wiesenthal einen Blechhammer. Ein Verbot ausländischer Waren schützte die junge einheimische Industrie. Die meisten Verdienste erwarb er sich um den Handel, besonders durch den Bau des drei Meilen langen Friedrich-Wilhelms-Kanals bei Müllrose zwischen Oder und Spree. Man arbeitete daran 6 Jahre (1662—1668); die leitenden Baumeister waren der Piemontese Philipp von Chiese[7]) und der Brandenburger Ernst Blesendorf; die Brücken und Schleusen baute der Holländer Smids. Am 18. März 1669 fuhren die ersten Kaufmannschiffe, 5 große Kähne von Breslau, durch den Graben und langten am 25. in Berlin an, von wo die Waren nach Hamburg verschifft wurden. Bald darauf kamen dann hamburger Schiffe durch den Kanal nach Breslau und Frankfurt. Es war mit diesem Werke des großen Kurfürsten wie mit den anderen: einzelne kamen dadurch in Schaden, aber das Ganze gewann ungemein. Bisher hatte nämlich Frankfurt den Stapel zwischen der Mark und Polen gehabt und war der Mittelpunkt des Oderhandels gewesen; diese Vortheile büßte es nun zum großen Theil ein. Dagegen brachte die neue Straße nicht bloß Berlins Handel, das jetzt in der Mitte eines Wasserweges zwischen den großen Plätzen Hamburg und Breslau lag, sondern auch den gesammten

Verkehr der Marken in unvergleichlich höhern Schwung. Damit auch die Unterthanen das ihrige thäten, dem Kaufmann die Wege zu ebnen, befahl der Kurfürst, überall die Brücken, Dämme und Wege auszubessern, auch Krüge und Wirtshäuser an den Landstraßen anzulegen. Er trieb im Kleinen wie im Großen zum Fortschritt.

Wie er aus allem, was er gering und vernachlässigt überkam, wenn es brauchbar war, etwas Tüchtiges zu machen wußte, dafür zeugt die herrliche Bibliothek, die er gegründet hat. Im Schloße zu Berlin fand er einmal auf dem Boden unter dem Dach eine Menge von Büchern liegen, Erbstücke von Johann Cicero und Joachim II.; er beschloß auf der Stelle aus ihnen eine rechte „Geistesnahrung" herzustellen, berief den gelehrten Johann Rave als Oberbibliothekar, übergab ihm die Bücher, ließ sie (1661) in einem besonderen Flügel des Schlosses aufstellen und wies einige kleine Einkünfte an, um sie fortwährend zu vermehren; durch Ankauf, Schenkungen, auch durch Freiexemplare, die jede Buchhandlung des Landes von allen neuen Werken einsenden mußte, ist die Bibliothek dann rasch gewachsen. In einem Nebenzimmer ließ der Kurfürst ein Antiken-, Kunst- und Naturalien-Kabinet einrichten, für welches er ebenfalls eifrig sammelte.

Die energische Schöpferkraft, mit der er so viel Neues und Großes ins Leben rief, und bei frischem Leben erhielt, war nützlichen Vorschlägen leicht zugewandt; er lehnte einen Antrag nie darum ab, weil er zwar viel versprechend, aber schwierig oder abenteuerlich aussah. Es drängten sich daher auch Leute an ihn mit Entwürfen, die unter dem Schein der Gemeinnützigkeit nur die Bereicherung des Projektenmachers bezweckten. Der Kurfürst ließ sich indessen selten und nie lange täuschen; sein scharf auf das Wesentliche gerichteter Blick wurde durch seine lebendige Phantasie zuweilen abgelenkt, doch fand er sich allemal bald wieder zurecht. Nur die Alchymie täuschte ihn dauernd, er glaubte an sie, wie man es damals allgemein that, und sein Hofalchymist vergeudete ihm in seinem Laboratorium manch schönes Stück Geld. Fast ebenso phantastisch, aber edel und schön war der Plan einer „Universal-Universität" und „Gelehrtenrepublik", den ihm (1666) der schwedische Reichsrath Benedikt Skytte voll Begeisterung für die Wissenschaften vortrug. Der Kurfürst sollte eine wolgelegene Stadt in der Mark, etwa Tangermünde, zur Freistätte für alle Gelehrten und Künstler der ganzen Welt umwandeln; hier sollten Jünger und Freunde der Musen, die in ihrem Vaterlande aus religiösen oder politischen Gründen verfolgt würden, sich ansiedeln, hier volle kirchliche und bürgerliche Freiheit finden, um ganz ihren Studien zu leben. Diese Gelehrtenstadt sollte unter des Kurfürsten Schutz und Oberhoheit sich selbst regieren und ein ewiger Friede ihr Vorrecht, das Latein ihre gemeinsame Sprache sein. Dann würden gebildete Fremde in Masse einziehen und mit dem geistigen Vermögen auch die materiellen Mittel der Mark außerordentlich vermehren. Der Kurfürst ergriff lebhaft diesen glänzenden Plan, legte ihn einem „Gründungspatent für die neue brandenburgische Universität der Völker, Wissenschaften und Künste" zu Grunde, das, am 22. April 1667 verkündet, allen Nationen und Sekten, auch Juden, Mohamedanern und Heiden, wenn sie ihre Irrthümer für sich behielten und als ehrliche Bürger lebten, in dieser neuen Stadt, dem „Sitz der Musen, Tempel der Wissenschaften, Werkstatt der Künste, Zufluchtsort der

Tugend und Königssitz der erhabensten Herrscherin der Welt, der Weisheit", gleiches Bürgerrecht, republikanische Verfassung und ewigen Frieden verhieß. Indessen Skyttes Prophezeihung, die Gelehrten und Reichen würden nun aus allen Ländern nach der Mark, wie nach einem gelobten Lande, strömen, um Bürger der neuen Weltuniversität zu werden, ging nicht in Erfüllung, und der Plan blieb auf dem Papiere liegen.

Zu den schönsten Zierden dieses idealen Baues gehörte die religiöse Duldung, die hier herrschen sollte. Der große Kurfürst, auch hierin seinem Volke weit voraus, hatte sie immer geübt, aber der Absolutismus gab ihm dazu erst die rechte Kraft. Wie lästerlich verketzerten sich noch immer seine Unterthanen; wäre es nach ihrem Willen gegangen, sie hätten keinen Andersgläubigen unter sich geduldet. Zum Glück hatten nicht sie, sondern ihr erleuchteter Fürst die Macht. Schon 1661 erlaubte er den Sozinianern, die, weil sie über die Dreieinigkeit anders dachten als die Evangelischen oder Katholischen, aus Polen vertrieben waren, sich an verödeten Stellen in Preußen anzusiedeln. Welchen Schrei des Unwillens erhoben darüber die preußischen Stände! Und doch waren die Sozinianer friedliche stille Leute, die ehrlich und sittlich das wüste Land bauten. Es kostete dem Kurfürsten viele Mühe, sie vor den Verfolgungen der Stände zu schützen; aber er schützte sie. Einen eben so harten Kampf gegen die Unduldsamkeit hatte er in der Mark durchzufechten. Hier hörten die Zänkereien der lutherischen und reformirten Geistlichen nicht auf, und namentlich die Lehrer vom „grauen Kloster" thaten sich in Schmähungen gegen die Kalvinisten hervor. Unter den Lutheranern selbst haderte man wieder über die Teufelaustreibung. Der Kurfürst versuchte es zuerst mit vernünftigem Zureden, veranstaltete (1662) zu Berlin ein Religionsgespräch zwischen Geistlichen der beiden Bekenntnisse; allein dies Mittel verfing jetzt so wenig wie je; die Zanksüchtigeren blieben dabei, Nebendinge zu behandeln, als ob daran das Seelenheil hänge. Da schritt denn der Kurfürst mit Strenge ein. Er verbot beiden Theilen, auf der Kanzel einander zu schmähen, und gestattete, die Kinder auf Verlangen der Eltern ohne Teufelaustreibung zu taufen. Dieses Edikt mußten die märkischen Geistlichen unterschreiben; über 200 fügten sich, andere verweigerten es standhaft. Um durch ein Beispiel zu schrecken, setzte der Kurfürst zwei von den Ungehorsamen ab; einer derselben war der berühmte Liederdichter Paul Gerhardt. Seit 1657 Diakonus an der Nikolaikirche in Berlin, hatte er sich, ein treuer Hirte seiner Gemeinde, die allgemeine Liebe und Achtung erworben, auch die streitigen Lehrpunkte immer mit christlicher Milde behandelt. Ganz Berlin bat um seine Begnadigung; der Kurfürst bot sie unter der Bedingung an, daß Gerhardt wenigstens verspreche, sich nach dem Sinne des Edikts zu richten. Dieser achtete aber die Freiheit des Predigtamts zu hoch, um dem Kurfürsten darauf auch nur den geringsten Einfluß einzuräumen; er verzichtete lieber auf Amt und Brot und zog mit Frau und Kindern nach seiner Heimat Sachsen, wo er bald einen neuen Wirkungskreis (als Prediger in Lübben) fand. So achtungswerth Gerhardts Ueberzeugungstreue auch war, der Kurfürst hatte von seinem Standpunkt gewiß Recht, wenn er dem ärgerlichen Hader ein für allemal einen Riegel vorschieben wollte. Die Unparteilichkeit, mit der er alle Sekten in seinem Staate zwang Frieden zu halten, ist ihm um so höher anzurechnen, da er keineswegs indifferent, sondern vielmehr

seinem reformirten Glauben treu ergeben war. Er hat die Aufrichtigkeit seines Bekenntnisses oft genug bewiesen; am deutlichsten, als ihm eine ansehnliche Partei in Polen 1661 den Thron anbot. Friedrich Wilhelm lehnte den Antrag entschieden ab, weil er dann hätte katholisch werden müssen; und als der polnische Krongroßfeldherr Lubomirski meinte, „es komme nur darauf an, ein par Mal die Messe zu hören, übrigens könne er ja glauben, was er wolle, und die Krone sei wol eine Messe werth" — ließ der Kurfürst durch seinen Gesandten Hoverbeck antworten, „er werde seinem Glauben nie, auch nicht zum Scheine untreu werden, er hätte wol Kaiser werden können, wenn er die Religion hätte ändern wollen." So entsprangen auch die übrigen Anordnungen, die er als Landesbischof traf, die Maßregeln zur Hebung der gesunkenen Kirchenzucht, die Verbote wider das Fluchen und Lästern und wider die Sabbathentheiligung, die häufigen Bettage, bei ihm ebensowol aus echter Frömmigkeit als aus weiser Staatskunst.

Das war die Art, wie er die Suveränetät handhabte; sie gereichte in Staat und Kirche dem Ganzen zum Heil, und schon am Ende des ersten Jahrzehnts nach dem Frieden von Oliva wurde die Schöpfung des großen Kurfürsten von fremden Staatsmännern mit Bewunderung betrachtet. Wenn die Unterthanen die großartige und heilsame Veränderung, die mit dem Staate vorging, auch noch nicht begriffen, ihr Fürst durfte sagen, daß er sein Thun glaube vor Gott verantworten zu können. So betrachtet löst sich der Widerspruch, daß Friedrich Wilhelm nie die Psalmen und das Neue Testament von sich ließ und gleichwol so oft und schwer die Rechte seiner Stände kränkte.

Es fragte sich doch, ob nicht das Gute, was geleistet wurde, auch ohne diese harte Belastung des Volks, über die man klagte, geschehen konnte, ob nicht die Militärmacht, die der neue Staat sein sollte und die soviel Steuern forderte, eine Chimäre, nicht die Suveränetät dem Auslande gegenüber ein eitler Titel war. Die Zeit kam schnell, diese Zweifel zu lösen.

Fehrbellin.

Was das Haus Habsburg im dreißigjährigen Kriege an Macht und Ansehen in Europa verloren, das hatte zumeist Frankreich gewonnen. Dieser Staat war durch die kluge und energische Politik der Minister Richelieu und Mazarin zu einer in sich fest geeinten starken Monarchie verwandelt worden; jetzt gab ihm Ludwig XIV. als höchstes Lebensprinzip den Absolutismus. Fortan war hier der König der Inbegriff alles Rechts und aller Gewalt, und des Königs Befriedigung der Zweck des ganzen Staats, wie Ludwigs berüchtigtes „l'état, c'est moi" es in äußerster Schroffheit aussprach. Alle Kräfte dieses großen Reichs, alles Geld, alle Fäuste und Talente, die Leiber und die Geister, standen ihm zu unbedingter Verfügung. Ein Fürst von so ungeheurer Machtfülle war eine Gefahr für ganz Europa, ein Verderber seiner schwächeren Nachbaren, wenn er seinen Willen gegen sie kehrte. Und Ludwig XIV. war dazu entschlossen, die Welt sollte seinen Willen als Gesetz aufnehmen. Sein rastloser Ehrgeiz, seine brennende Herrschsucht stellten ihm die Aufgabe, an der die Habsburger gescheitert waren: eine Universalmonarchie zu gründen. Er ging dabei mit großem Geschick zu

Werke; er hatte überdies den ungemeinen Vortheil, daß an der Spitze der anderen Großstaaten in Europa damals unfähige Männer standen, und daß die Verfassung seiner bedeutendsten Nachbaren die elendeste von der Welt war. Zumal das deutsche Reich, durch den dreißigjährigen Krieg zerrüttet, durch den westfälischen Frieden zu ewiger Ohnmacht verurtheilt, bot trotz seiner Größe und der Streitbarkeit seiner Völker allen Raub- und Herrschgelüsten des Auslands leichte Beute dar, ein Tummelplatz fremder Ränke und fremder Kriege. Die Kleinstaaten, besonders die deutschen, hatten zwar manchen tüchtigen Herrscher aufzuweisen; aber ihre schlechten Leidenschaften, die Eifersucht, die Habsucht, ließen sich leicht in den reich lohnenden Dienst des französischen Großkönigs bringen. So gelang es diesem, mit List und Gewalt die Leitung der europäischen Dinge an sich zu reißen und fast ein halbes Jahrhundert lang zu behaupten. Zwei Fürsten von vergleichsweise geringer Macht retteten Europa vor völliger Unterjochung, der erste hemmte Ludwigs allzuhohen Aufschwung, der zweite drückte ihn nieder; der eine war der große Kurfürst, der andere der große Oranier.

Friedrich Wilhelm hatte bereits einen so hohen Ruf als Feldherr und Staatsmann erlangt, seine Kriegsmittel waren bereits so beträchtlich, daß schon etwas darauf ankam, welche Partei er in den Welthändeln ergriff; er konnte den Ausschlag geben. Das wußte er sehr wol und suchte es zum Vortheil seines Staates zu benutzen. Mit allen Höfen knüpfte er Verbindungen an, immer bedacht, wie er die Entwickelung der Dinge zu seinem Nutzen kehre. Seine Stellung unter den Suveränen war indeß sehr schwierig; sie betrachteten ihn mißgünstig oder kalt; einige haßten ihn, weil er auf ihre Kosten groß geworden war, andere, weil er nicht ihren, sondern seinen Interessen gedient hatte. Nur Ludwig XIV. suchte aufrichtig seinen Bund, weil er mit seiner Hülfe die Herrschaft in Deutschland zu erringen hoffte, und niemand konnte dem Kurfürsten mehr nützen oder schaden als gerade Ludwig XIV. Dennoch blieb Friedrich Wilhelm der Sache Deutschlands getreu und trat in der Entscheidungsstunde allemal gegen Frankreich auf, das er dann unter allen deutschen Fürsten am kräftigsten bekämpfte. So ward der Staat, den er gegründet, schon unter ihm Deutschlands Schwert.

Der aachener Friede, in welchem die Tripel-Allianz Englands, Hollands nnd Schwedens den französischen König 1668 nöthigte, den größten Theil der spanischen Niederlande, nachdem er sie rasch erobert, wieder fahren zu lassen, hatte Ludwigs Stolz schwer verletzt, während seine Raubsucht, wie die des Tigers, der Blut geleckt, nur heißer entflammt war. Er brütete Rache. England und Schweden waren durch das Meer oder die Entfernung geschützt; aber die Holländer, dieses kleine Krämervolk vor seiner Thür, das seine Entwürfe zu durchkreuzen und den großen Monarchen Frankreichs zu beleidigen gewagt, sollten schwer büßen. Ohnehin reizte ihr republikanisches Wesen, zumal die freie Presse, die bei ihnen über seinen Despotismus zu Gericht saß, seinen Zorn, ihr reiches seemächtiges Land seine Habsucht. Er beschloß sie zu vereinzeln und dann zu überfallen. Sein Geld ebnete ihm alle Wege, es sprengte die Tripelallianz und machte den liederlichen König Karl II. von England wie die schwedischen Minister zu seinen Söldnern, es brachte auch das österreichische Ministerium, in dessen Händen Kaiser Leopold wie eine Puppe war, auf seine Seite und verstärkte die französische Partei unter den deutschen Fürsten, indem es den bewaffneten Bei-

stand der Bischöfe von Köln und von Münster und der Herzöge von Hannover erkaufte. Gern hätte Ludwig auch den Kurfürsten von Brandenburg, die größte Macht in Norddeutschland, gewonnen; er bot ihm einen Antheil an der in Holland zu erwartenden Beute, er mischte geschickt Schmeicheleien, Versprechungen und Drohungen, er bat endlich, wenigstens parteilos zu bleiben. Aber Friedrich Wilhelm vergaß großmüthig, wie kalt ihn die Holländer immer behandelt hatten, wie sie sich immer noch weigerten, die klevischen Festungen herauszugeben, die sie als Pfand für eine alte Schuld[8)] besetzt hielten; er ließ sich auch dadurch nicht irren, daß sie seine Warnungen mißtrauisch abwiesen und keine Anstalten trafen, sich gegen den nahenden Sturm zu rüsten. Er dachte jetzt nur an Europas und Deutschlands Gefahr und ohne zu wägen, ob er für seine Hülfe viel oder wenig Dank und Lohn zu erwarten habe, beschloß er den Bedrohten beizuspringen. Denn „wenn des Nachbars Haus brennt", meinte er, „so gilt es dem eigenen und was neutral zu sein ist, habe ich schon vor diesem erfahren, man wird dabei allemal übel traktiret. Ich habe auch verschworen, mein Lebelang nicht neutral zu sein und würde mein Gewissen damit beschweren." Da nun Ludwig XIV. sah, der Kurfürst wolle im Nothfall auch ganz allein Holland vertheidigen, so bewog er die Schweden insgeheim zu dem Versprechen, für französische Hülfsgelder jeden Reichsstand anzugreifen, der den Holländern beistehen würde. Der Kurfürst ahnte es; dennoch blieb er fest, und als nun im Mai 1672 Frankreich und dessen Verbündete unter nichtigen Vorwänden an Holland den Krieg erklärten und es zu Wasser und zu Lande mit ungeheurer Uebermacht anfielen, als zugleich französische Truppen ins deutsche Reich drangen und im Bunde mit dem Erzbischof Kurköln besetzten, da war es, wie ein österreichischer Geschichtschreiber gesteht, „allein aus so vielen deutschen Fürsten der Brandenburger, der aus wolverstandener oder angeborener Großmuth und Vaterlandsliebe ohne Wanken für die Bedrängten zum Schwert griff." Holland schwebte in der That hart am Rande des Abgrunds; denn da hier die republikanische Partei, um den Einfluß des Prinzen von Oranien niederzuhalten, das Landheer vernachlässigt hatte, so konnten die Franzosen unter Türenne das unvorbereitete Land alsbald bis Amsterdam hin überschwemmen. Aus dieser Noth rettete der Kurfürst, indem er (im August) mit 20,000 Mann Hülfstruppen herbei eilte und den Kern der französischen Streitmacht von Holland ab auf sich zog; Türenne ließ seine Beute fahren und fiel ins Klevische ein. Nun konnte doch auch der Kaiser nicht umhin, sich wenigstens den Anschein zu geben, als ob er Deutschlands Interessen beschützen wolle; er ließ auf des Kurfürsten Mahnung Truppen zu dessen Heere stoßen, da er aber insgeheim mit Frankreich verbündet war (was der Kurfürst nicht vermuthen konnte), so erhielten die kaiserlichen Feldherren von Wien aus den Befehl, die Bewegungen der Brandenburger scheinbar zu unterstützen, in der That zu lähmen. Demgemäß bewog Leopolds Feldherr Montecuculi den Kurfürsten, nicht nach Kleve, sondern nach dem Oberrhein zu marschiren, wodurch man viel Zeit unnütz verlor. Als dann Friedrich Wilhelm das verrätherische Spiel des Kaisers durchschaute, legte zwar Montecuculi voll Scham über seine zweideutige Rolle das Kommando nieder, aber sein Nachfolger Bournonville hinderte den Kurfürsten nicht viel weniger. Unterdessen hatten diesem die münsterschen Truppen Ravensberg

und Mark, die französischen Kleve verwüstet, und er hatte nur den Trost, daß sein eigentlicher Zweck, Hollands Rettung, erreicht war. Denn durch seine Dazwischenkunft hatten die Generalstaaten Zeit gewonnen, sich in besseren Vertheidigungszustand zu setzen. Die oranische Partei unter ihnen erhielt die Oberhand und gab in dem jungen Prinzen Wilhelm III. von Oranien der Republik ein Haupt, das zu einem erfolgreichen Kampfe gegen Frankreich wol befähigt war. Nun rührten sich auch andere Mächte für die gemeinsame Sache; Spanien rüstete, Dänemark bot den Holländern Soldtruppen an. Sollte der Kurfürst unter diesen Umständen sich noch weiter am Kriege betheiligen? Die Holländer zeigten ihm eine empörende Undankbarkeit, zahlten die vertragsmäßigen Subsidien unregelmäßig und stellten sie zuletzt ganz ein. Und doch konnte er ohne diese Beihülfe sein Heer, das jetzt 40,000 Mann betrug, nicht unterhalten. Seine Besitzungen am Rhein und in Westfalen waren in der Gewalt des Feindes und durch den Krieg schwer beschädigt; der Kaiser und viele Reichsstände im Bunde mit Frankreich, die andern deutschen Fürsten nicht geneigt, dem kühnen Brandenburger den Rücken zu decken. Der Kurfürst kam zu dem Schluß, daß er seine Staaten nicht länger ohne Noth dürfe zu Grunde richten lassen; er ging auf Ludwigs Vorschlag ein und steckte sein Schwert wieder in die Scheide; im Frieden zu Vossem (einem Dorfe zwischen Brüssel und Löwen) am 16. Juni 1673 erhielt er von Frankreich seine verlorenen Gebiete wieder und versprach dagegen, den Feinden des Königs keinen Beistand zu leisten außer in dem Falle, daß dieser das deutsche Reich angreife.

Indessen dauerte der Anstoß, den er zu einem allgemeinen Bunde gegen Ludwig XIV. gegeben, mächtig fort. Frankreichs Herrschsucht erschien bald auch dessen bisherigen Freunden unerträglich; der Kaiser verbündete sich mit Holland und ließ im nächsten Frühjahr Truppen an den Mittelrhein rücken, England, Münster und Köln hielten sich jetzt neutral. So mußten die Franzosen ihre Macht vom Niederrhein stromaufwärts ziehen; sie überließen die klevischen Festungen Wesel, Rees und Schenkenschanz, die sie 1672 den Holländern abgenommen, dem Kurfürsten und brachen in die Pfalz ein, die sie entsetzlich verheerten. Darüber erklärte ihnen das deutsche Reich den Krieg. Friedrich Wilhelm war keinen Augenblick zweifelhaft, ob er sich begnügen solle, nur seine pflichtmäßige Truppenzahl als Reichsstand zu stellen oder die Franzosen wieder mit seiner ganzen Macht zu bekämpfen. Er wählte das letztere, denn ihn empörte der Uebermuth, die Gewaltthat, die der Fremde sich gegen deutsche Länder erlaubte. Er schloß daher am 1. Juli 1674 mit dem Kaiser, mit Spanien und Holland gegen Frankreich ein Schutz- und Trutzbündniß und machte sich anheischig für Subsidien 16,000 Mann zu stellen; man setzte fest, kein Theil dürfe ohne den andern einen Frieden eingehen. Im August desselben Jahres brach er mit 20,000 Mann durch Thüringen und Franken auf und zog nach Straßburg, wo er sich im Oktober mit 16,000 Kaiserlichen vereinigte. Aber auch jetzt erfuhr er von diesen nichts als Hemmung. Vergebens drängte er ihren General — es war wieder Bournonville — zu einem energischen Angriff; Bournonville ließ die besten Gelegenheiten, ließ auch den Sieg, den die Verbündeten bei Türkheim (10. Januar 1675) über Türenne gewannen, unbenutzt; man mußte zuletzt wieder den Elsaß räumen und über den Rhein zurückgehen. Selbst die österreichischen Unterfeldherren waren empört über das Benehmen ihres Generals, der wie ein Verräther

oder Feigling handelte und den Kurfürsten, wo dieser einen Vortheil errang, im Stiche ließ. Sein Verhalten war ihm übrigens von dem kaiserlichen Minister Lobkowitz, den Ludwig erkauft hatte, vorgeschrieben.

Wenn nun auch dieser Feldzug für die Franzosen günstig schloß, so lag dem Könige doch alles daran, sich den Kurfürsten, der unter allen seinen Feinden der thätigste war, vom Halse zu schaffen; desto leichter hoffte er mit den übrigen fertig zu werden. Er bewog daher die schwedische Regierung, den Vertrag, den sie mit ihm geschlossen, nunmehr zu erfüllen und den Kurfürsten im Rücken anzugreifen. Da er drohte, sonst kein Geld mehr zu zahlen, so schickten die Schweden denn auch im Januar 1675 ein Heer von 16,000 Mann aus Vorpommern in die Mark, um den Kurfürsten zum Frieden mit Frankreich zu zwingen. Anfangs hielten sie gute Mannszucht, bald aber erneuerten sie alle Gräuel des dreißigjährigen Krieges, brannten und raubten und preßten den Einwohnern durch entsetzliche Martern Geld ab. Der Kurfürst lag indessen mit dem brandenburgischen Heere fern von der Heimath in den Winterquartieren am Main. Sein Statthalter in den Marken, Fürst Georg von Dessau, hatte nur wenig Truppen und mußte sich daher auf einen kleinen Parteigängerkrieg beschränken, bei welchem ihm das Landvolk half. Die Bauern, zumal in der Altmark, über die schwedischen Bedrücker erbittert, bewaffneten sich, so gut es ging, mit Spießen und Heugabeln, Dreschflegeln und Sensen, und sammelten sich unter Fahnen mit der Inschrift:

Wir sind Bauern von geringem Gut
Und dienen unserm Kurfürsten mit unserm Blut.

Mancher Schwede wurde von ihnen erschlagen, aber das Land litt bei diesem Kriege entsetzlich, und in offenem Felde es mit dem Feinde aufzunehmen, dazu war das ungeübte Landvolk doch zu schwach. Die Hülfe mußte vom Kurfürsten selber kommen.

Schweden stand damals noch im vollen Glanze seines Kriegsruhms; auch seine Machtmittel schienen denen des Kurstaates bei weitem überlegen. Letzterer war überdies auf seine eigenen Kräfte angewiesen; denn trotz allen Drängens brachte der Kurfürst seine Bundesgenossen nicht dahin, ihm anders als mit Worten beizustehen. Die Gefahr war um so größer, da der König von Polen Johann Sobieski mit Ludwig XIV. sogar den Plan entwarf, Preußen plötzlich wieder an sich zu reißen. Friedrich Wilhelm blieb indeß gutes Muths: „Gott habe ihn bisher aus vielen Gefahren errettet und werde ihn auch jetzt nicht zum Gespötte seiner Feinde werden lassen.“ In solcher Zuversicht brach er am 26. Mai 1675 mit 15,000 Mann aus seinem Hauptquartier zu Schweinfurt am Main auf, um sein Land aus den Klauen der grausamen Feinde zu erretten und an diesen volle Rache zu nehmen. Ueber Schleusingen durch den thüringer Wald, über Arnstadt, Heldrungen, Staßfurt ging der Zug in Eilmärschen auf Magdeburg zu. In Staßfurt befahl er einen Fasttag für alle seine Unterthanen auszuschreiben, zum Text der Predigt gab er den Trostspruch des Jeremias: „Aber der Herr ist bei mir wie ein starker Held, darum werden meine Verfolger fallen und nicht obsiegen, sondern sollen sehr zu Schanden werden.“ Am 21. Juni war er in Magdeburg, wo sogleich die Thore mußten gesperrt werden, damit die Kunde nicht vor ihm selber zu den Schweden gelange. In der Thai

ahnten diese nicht, wie nahe der Rächer sei; sie glaubten ihn noch immer in Franken; ein Gerücht, das ihn mit dem Kurprinzen verwechselte, sagte ihn gar todt. Sorglos zogen also die Schweden am rechten Havelufer von Potsdam nach Havelberg hinab. Der Kurfürst beschloß, rasch ihre Linie in der Mitte zu durchbrechen und die getrennten Theile einzeln zu schlagen. Nach dem er in Magdeburg kurze Rast gehalten, um die ermüdeten Truppen zu den größeren Anstrengungen, die ihrer warteten, sich kräftigen zu lassen, mußten am Abend des 22sten 6000 Reiter aufsitzen; 1200 Mann auserlesenen Fußvolks und 13 Geschütze, auch Kähne zum Flußübergange wurden auf Wagen gebracht; und nun gings der Havel zu. Regengüsse machten die Wege grundlos und hemmten die Schnelligkeit des Marsches, doch war er so hurtig, daß als der Kurfürst in der Nacht zum 25. Juni vor Rathenow an der Havel erschien, die Schweden, die in der Stadt lagen, noch immer keine Ahnung von seiner Ankunft hatten. Indessen kam es darauf an, diesen festen Platz, der auf einer Insel in der Havel liegt, im Fluge zu nehmen. Mit List und Kühnheit gelang es. Derfflinger sprengte mit einigen Reitern an die aufgezogene südwestliche Brücke und verlangte als schwedischer Offizier Einlaß; der Wachtposten ging in die Falle und ließ die Brücke herab. Wie ein Blitz waren die Brandenburger hinüber und hieben auf die Schweden ein, die aus der inneren Stadt herbeieilten. Unterdessen griff eine andere Abtheilung, die auf Kähnen seitwärts gelandet war, ein zweites Thor an und sprengte es. So in die Mitte genommen, fochten die Schweden gleichwol tapfer; doch wurden sie bald bewältigt, 390 getödtet, 270 gefangen, während von den Brandenburgern nur 20 gefallen sein sollen.

Durch diesen kühnen Handstreich war das schwedische Heer gespalten; ein Theil (3000 Mann) stand unter dem Marschall Karl Gustav Wrangel in Havelberg, die Hauptmacht unter dessen Bruder, dem General Waldemar Wrangel, in Brandenburg. Der Letztere zog sich nun auf die Kunde von Rathenows Fall eiligst nach dem Rhin hin, um Havelberg zu erreichen. Der Kurfürst setzte ihm nach, schickte zugleich einige Reiterhaufen unter der Führung des Wegs kundiger Landleute durch das havelländische Mor (das Luch), das für ein größeres Heer nicht gangbar war um so den Schweden am Rhin zuvorzukommen und dort die Brücken abzubrechen; es sollte ihm keiner der Feinde entrinnen. Bei Nauen erreichte sein Vortrab unter dem General Lütke die schwedische Nachhut und brachte ihr eine Schlappe bei (27. Juni). Doch gelang es dem schwedischen Hauptheer noch über den Glin, ein sandiges Flachland nördlich von Nauen bis Kremmen, und dann weiter nordwestlich durch das Ländchen Bellin in die Nähe von Fehrbellin zu gelangen. Hier war indessen die Brücke über den Rhin, wie der Kurfürst befohlen, von dem vorausgeschickten Obersten Henning zerstört worden, und Derfflinger rieth, auf einem Umwege dorthin zu eilen, wo die Schweden durch den Rhin würden aufgehalten werden. Aber schon erreichte der brandenburgische Vortrab, 1500 Reiter von dem Landgrafen Friedrich von Hessen-Homburg geführt, um 6 Uhr Morgens (am 28. Juni) den Feind und griff mit Ungestüm an, denn der Landgraf war ein hitziger Kriegsmann trotz seines silbernen Beins, das er statt des 1658 bei Kopenhagen verlorenen trug, und immer voran im Gefecht. Die Schweden setzten sich nun bei dem Dorfe Linum fest; aber der Landgraf bedrängte sie so heftig, daß sie, um ihre Rückzugslinie zu decken, sich

weiter nach Fehrbellin zogen. Der Kurfürst hatte indessen mit der übrigen Reiterei (4100 Mann) und 13 Geschützen herankommen können und zwang den Feind, eine Schlacht anzunehmen. Es war ein kühnes Beginnen, denn die Schweden zählten hier 7000 Mann Fußvolks, 4000 Reiter, 38 Geschütze, waren also doppelt so stark. Aber auf Seiten der Brandenburger war die höhere Kunst der Feldherren und der größere Ungestüm der Soldaten. Wrangel stellte sein Heer bei dem Dorfe Hakenberg auf, den rechten Flügel an bewaldete Sandhügel gelehnt, die er zu besetzen versäumte. Hurtig benutzte Derfflinger den Fehler, erstieg im Schutze eines dichten Nebels mit Mörners und Bomsdorfs Dragonern die Anhöhen und ließ hier Kanonen auffahren; so bedrohte er die Schweden in der Seite und im Rücken. Behauptete er sich hier, so war der Sieg für die Brandenburger fast gewiß. Mit Reiterei und Fußvolk stürmten daher die Schweden gegen ihn an. Aber Derfflingers kleine Heldenschar wich keinen Fuß breit, „sie wollten sich bei den Kanonen eher begraben lassen", riefen die braven Dragoner, und der Landgraf unterstützte sie aufs tapferste. Immer neue Regimenter kamen von beiden Seiten in den Kampf. Die Schweden schlugen sich als altversuchte Krieger; die Brandenburger, Offiziere und Gemeine, allesammt entschlossen zu siegen oder zu sterben. Der Kurfürst selber focht im dichtesten Gedränge; kaum daß ihn die Seinigen mitten aus den schwedischen Reitern heraushauen konnten; eine Kanonenkugel tödtete an seiner Seite seinen Stallmeister Froben. Endlich um 10 Uhr Vormittags war der Tag entschieden; mehrere schwedische Regimenter ganz niedergehauen, der rechte Flügel der Schweden zersprengt, der Rest ihres Heeres auf dem Rückzug. Sie verloren in dieser Schlacht 2400 Mann, 8 Fahnen, 2 Standarten, eine Kanone, 200 Gefangene; die Brandenburger 500 Todte und Verwundete. Noch auf dem Schlachtfelde verlieh der Kurfürst dem Obersten Henning für die vorzügliche Tapferkeit, die er im Treffen bewiesen, den Adel mit dem Namen von Treffenfeld.

Es war ein glänzender Sieg, nicht durch Glückszufall oder mit Uebermacht, sondern durch kluge und kühne Leitung, beharrliche todesmuthige Ausführung von einem kleinen Heere über ein weit zahlreicheres erfochten, über Truppen, welche bis dahin der Schrecken Europas und in Wahrheit die besten des Nordens gewesen waren. Mit dem Tage von Fehrbellin, da die Brandenburger zum ersten Male allein gegen eine hochangesehene Nation eine offene Feldschlacht schlugen, zum ersten Male allein einen großen Sieg errangen, beginnt die hellstrahlende Ruhmesbahn des jungen brandenburgisch-preußischen Heeres und Staates, dessen Würde unter den Staaten Europas nun dargethan war; ein vollwichtiges Zeugniß für die Berechtigung der neuen Souveränetät dem Auslande wie dem eigenen Volke gegenüber. Der große Kurfürst konnte wie Cäsar von sich rühmen: ich kam, ich sah, ich siegte; aber mit noch gerechterem Stolz durfte er zu seinen Unterthanen sagen: ich habe euch die alten Rechte genommen, mit denen ihr die Beute jedes fremden Kriegsherrn waret; ich habe euch dafür einen Staat, der sich selber schützen kann, und Achtung und Ehre in ganz Europa gegeben.

Dieselbe Gewandtheit und Kraft, mit der er den Sieg gewann, zeigte er dann in der Benutzung desselben. Er betrieb die Verfolgung der Feinde so nachdrücklich, daß sich ihr Rückzug bald in zügellose Flucht auflöste. In Wittstock vereinigte General Wrangel seine Trümmer mit den Truppen seines Bruders,

der auf die Nachricht von der Schlacht Havelberg geräumt hatte. Aber die Bestürzung der Schweden war so groß, daß ihre Reihen sich stärker durch Desertion der geworbenen Söldner als durch das Schwert der Feinde lichteten. So zogen sie eilig durch Mecklenburg nach Wismar. Kaum ein Viertel des Heeres, das er im Winter in die Mark geführt, brachte Feldmarschall Wrangel wieder zurück.

Das Land war gerettet, der Feind zu Schanden geworden; jubelnd empfing das Volk seinen siegreichen Fürsten; in allen Kirchen, sowie im Lager des Heeres wurde ein Dankfest begangen; die Freude war groß. Die Brandenburger begannen zu fühlen, was es heißt, berühmt zu werden in der Welt. Denn wie ein Lauffeuer flog der Ruf von Fehrbellin durch Europa. Die bisher unbesiegten Krieger Gustav Adolfs und Karl Gustavs an Tapferkeit ebenso sehr wie an Feldherrenkunst übertroffen; ihr wohlgepflegtes ausgeruhtes Heer, eine Infanterie, die Siegerin über Oesterreich und über Polen, zerschlagen, fast vernichtet von einer Reiterschar, die seit 11 Tagen nicht abgesattelt hatte; — dieser brandenburgische Ruhm erfreute jedes deutsche Herz; es labte sich an dem Gedanken, daß die Stunde der Vergeltung an den Fremden gekommen, es erquickte sich an der Rache, die endlich für Deutschlands Leiden begann.

In dem Maße freilich, als Brandenburgs Bedeutung und des großen Kurfürsten Ansehen bei allen Mächten stieg, mehrte sich auch der Neid und vor allem der Wunsch, an den Früchten seines Sieges Theil zu nehmen. Der Kaiser, die deutschen Fürsten, auch Dänemark waren nun auf einmal sehr bereit, ihm zu helfen. Friedrich Wilhelm beabsichtigte, die Schweden ganz aus Deutschland zu vertreiben, und er war auf dem besten Wege zu diesem Ziele. Im Oktober erstürmte sein General Bogislaw von Schwerin die Festung Wollin und besetzte Swinemünde. Bald darauf zwang der Kurfürst selbst das feste Wolgast zur Ergebung. Auch die Dänen und Kaiserlichen waren nicht müßig. Am Ende des Jahres hatten die Verbündeten den Schweden fast alle ihre deutschen Besitzungen abgenommen. Ein Versuch, den die letzteren im Januar 1676 von Stralsund aus machten, die verlorenen vorpommerschen Plätze wieder zu gewinnen, scheiterte an Schwerins und Derfflingers Wachsamkeit; die Brandenburger eroberten in diesem Winterfeldzuge vielmehr noch Ueckermünde. Im Sommer und Herbst 1676 fielen dann auch Usedom, Anklam, Löcknitz, Demmin, Damm; Stettin wurde eingeschlossen. Selbst zur See fügte der Kurfürst dem Feinde großen Schaden zu; seine in Holland ausgerüsteten Kreuzer brachten unter Führung des Kapitän Raule viele schwedische Kauffahrer und zwei Kriegsschiffe (von 22 und von 16 Kanonen) triumphirend in den Hafen von Kolberg ein; zu Wasser wie zu Lande sah man den rothen brandenburgischen Adler siegreich fliegen. Der Ruhm mußte freilich von den Unterthanen theuer bezahlt werden, die Steuern wurden immer schwerer und härter; denn bloß die Besatzung der eroberten Plätze und die Einschließung Stettins kostete monatlich 100,000 Thlr., und die Verbündeten zahlten die versprochenen Hülfsgelder nicht; Spanien und Holland schuldeten dem Kurfürsten bereits 1,300,000 Thlr.

Die späte, doch reiche Frucht des nächsten Jahres 1677 war die Eroberung von Stettin; es war eine mühsame Arbeit gewesen. Denn der Besatzung (3000 Mann unter Wulfen) stand die Bürgerschaft mit gleicher Ausdauer zur Seite; sie vergalt jetzt durch unerschütterliche Treue, daß der Schwedenkönig ihre Privi-

legien stets geachtet hatte. Die Aufforderung des Kurfürsten sich zu ergeben beantworteten sie mit Kanonenschüssen und als dann (am 3. August) die regelmäßige Belagerung begann, zu Lande sich das brandenburgische Heer sammt den lüneburgischen und münsterschen Söldnern, zu Wasser die holländischen Kaper des Kurfürsten immer enger um die Stadt legten, als dann dessen schweres Geschütz von Magdeburg, Berlin und Küstrin den Wasserweg herab kam und nun 200 Feuerschlünde donnerten, da sanken unter dem furchtbaren Kugelhagel die starken Thürme, die Marienkirche, die Pfarrkirche, das Gymnasium, die Jakobikirche in Trümmer, aber der Muth der Stettiner blieb fest, ob auch überall die feindlichen Minen spielten, das Fußvolk stürmte, sie wehrten sich, Soldaten und Bürger, wie Verzweifelte, fünf Monate lang, bis die tapfere Stadt nichts war als ein Schutthaufen. Da zwang Pulvermangel sie zur Ergebung; am 26. Dezember öffneten die Bürger dem Kurfürsten die Thore: „er möge ihren hartnäckigen Widerstand verzeihen, sie hätten der Krone Schweden ihre Schuldigkeit gethan; mit gleicher Treue würden sie zu dem Kurfürsten stehen, der jetzt ihr Landesherr werde.“ Es waren ihrer bei der glorreichen Vertheidigung 2443, von den Schweden alle bis auf 300 umgekommen. Nachdem der Schutt in den Straßen einigermaßen fortgeräumt war, hielt Friedrich Wilhelm seinen feierlichen Einzug (10. Januar 1678), Knaben und Mädchen in Trauerkleidern bewillkommneten ihn; der Magistrat und die Bürgerschaft leisteten die Huldigung.

Des Kurfürsten Freude über die Bezwingung dieser starken Feste, des Hauptwaffenplatzes und der Hauptstadt von Pommern, war groß; Stettin bildete unter seinen Waffenthaten ein würdiges Seitenstück zu Fehrbellin. Um so scheler sahen die Nachbaren drein; zu Wien äußerte man ganz offen, „dem Kaiser gefalle es nicht, daß ein Königreich der Vandalen am baltischen Meere erstehe.“ Auch die anderen Verbündeten wurden immer kälter; die Holländer gar trieben die Selbstsucht so weit, daß sie mit Frankreich am 20. August 1578 zu Nimwegen Frieden schlossen; sie verloren nicht ein Dorf, ihre verrathenen Bundesgenossen mochten für sich selber sorgen. Ihr Abfall war für den Kurfürsten ein neuer Grund, seine Eroberungen weiter auszudehnen, damit er nachher beim Friedensschluß desto bessere Bedingungen erhalte. Auf einer Flotte von 350 kleinen Fahrzeugen, die r bei Peenemünde versammelt und unter das Kommando des berühmten holländischen Admirals Tromp gestellt hatte, ging er mit Reiterei, Fußvolk und Kanonen nach Rügen, landete glücklich und eroberte die Insel (28. September). Dann legte er sich vor Stralsund, beschoß die Stadt aus 150 Geschützen, bezwang sie, die Wallenstein nicht hatte erobern können, in ein Par Tagen und ließ sich (25. Oktober) von der Bürgerschaft huldigen. Am 16. November fiel auch Greifswald, und nun waren die Schweden völlig aus Pommern, aus Deutschland vertrieben.

Sie suchten jetzt, dem Kurfürsten von einer anderen Seite beizukommen. Während die Franzosen Kleve besetzten, brach im November ein schwedisches Heer von 16,000 Mann unter dem General Heinrich Horn aus Liefland auf und fiel in das Herzogthum Preußen ein. Schon hofften die Polen, dieses Land mit Hülfe der Schweden wieder zu bekommen, zumal da die Bevölkerung, namentlich in Königsberg, die harte Herrschaft des Kurfürsten nur mit Widerwillen ertrug. Auch konnte die eilig aufgebotene Volks-

wehr dem Feinde nur wenig Widerstand leisten. Indessen gelang es dem General Görzke, den der Kurfürst mit 3000 Mann vorausgeschickt hatte, wenigstens den Pregel zu halten. Und schon rückte auch der Kurfürst mit fliegender Eile heran. Mitten im strengsten Winter (Januar 1679) ließ er 5500 Reiter und 3500 Mann ausgewählten Fußvolks mit 34 Geschützen unter Derfflinger, Götze, Schöning durch Pommern und die Mark nach Preußen abmarschiren; er selbst zog mit, obwohl er kränkelte. Aber die Schweden hielten ihm nicht Stand. In Marienwerder (23. Januar) ließ ihm Görzke melden, der Feind habe Kunde von seinem Herannahen und trete den Rückzug an, den er selbst durch kräftige Verfolgung möglichst aufhalte. Sofort sandte ihm der Kurfürst 3000 Reiter zu, und während diese über Schnee und Eis voraneilten, ließ er das Fußvolk auf Schlitten steigen, und folgte in unglaublicher Schnelligkeit, über Preußisch-Holland und Heiligenbeil, dann am 25. Januar sieben Meilen über das gefrorene frische Haff; am 26. war er in Königsberg. Die Schweden flohen indessen von Insterburg nach Tilsit und verloren durch Mangel und Krankheiten, sowie durch das Schwert viele Leute. Um ihnen den Rückzug abzuschneiden, sie ganz zu vernichten, verstärkte der Kurfürst Görzkes Abtheilung durch 1000 Reiter, die der tapfere Treffenfeld führte, und marschirte selber von Labiau aus mit dem Hauptheere, Reitern, Fußvolk und Kanonen, quer über das kurische Haff nach der Mündung der Gilge (29. Januar). Am folgenden Tage vereinigte er sich in der Nähe von Tilsit mit Treffenfeld, der soeben die Nachhut der Schweden bei S p l i t t e r ereilt und niedergehauen hatte. Rastlos folgten die Brandenburger. Immer mehr schmolz das Heer der Schweden zusammen. Selbst als ihr Ueberrest, 3000 Waffenfähige, die preußische Grenze hinter sich hatte, hörte die Jagd nicht auf. Der Kurfürst führte zwar am 2. Februar sein erschöpftes Heer, das einen Marsch von 100 Meilen gemacht hatte und furchtbar von der entsetzlichen Kälte litt, aus Schamaiten nach Preußen zurück und legte es hier in die Winterquartiere; ließ aber Treffenfeld mit 1000 Reitern, dann Schöning mit 1500, die Verfolgung fortsetzen. Bis zwei Meilen von Riga jagte Schöning den Schweden nach, vergebens stellten sich diese ein Mal den Verfolgern tapfer entgegen; sie wurden geworfen; ohne Gepäck und Geschütz nur mit 1500 Mann gelangten sie nach Liefland zurück; der schwedische Kommandant von Riga ließ sogar in der Angst vor den brandenburgischen Reitern die Wälle der Festung mit Wasser begießen, daß sie glatt frören.

So hatte der große Kurfürst auch Preußen im Sturm errettet und sich wie seinem Heere neue reiche Lorbeern gewonnen. Dennoch ging ihm der Lohn so vieler Anstrengungen, Vorpommern, durch die Treulosigkeit seiner Verbündeten wieder verloren. Sie schlossen (außer Dänemark, dessen geringe Macht keine Stütze bot) einer nach dem anderen Frieden mit Frankreich; dem Beispiele Hollands folgte erst Spanien, dann (am 5. Februar) der Kaiser und das deutsche Reich. So blieb der Kurfürst allein auf dem Kampfplatz. Vergebens versuchte er durch Unterhandlungen Ludwig XIV. zu bewegen, daß er ihn im Besitze seiner Eroberungen lasse. Der französische König blieb unbeugsam dabei, Schweden habe Vorpommern um Frankreichs willen verloren und müsse es durch Frankreich wieder bekommen. Es fragte sich, ob Brandenburg mächtig genug sei, es allein mit der ungeheuren Uebermacht Frankreichs, Schwedens, vielleicht auch Polens aufzunehmen; selbst einige deutsche Fürsten, wie der Herzog von Lüneburg führten in

französischem Solde Truppen gegen den Kurfürsten herbei. Gleichwol schwankte dieser eine Zeitlang. Zuletzt fügte er sich der bittern Nothwendigkeit. Er mußte sich mit einem kleinen Landstrich am rechten Oderufer, mit Geldsummen, die Ludwig zahlte, und anderen unbedeutenden Vortheilen begnügen; alle übrigen Eroberungen aber, ganz Vorpommern, an Schweden zurückgeben. Dies war der Inhalt des Vertrages, der am 29. Juni 1679 zu St. Germain en Laye zwischen Brandenburg und Frankreich abgeschlossen wurde. Natürlich nahm Schweden diesen vortheilhaften Frieden, den ihm Ludwig verschafft hatte, eiligst an, obwol es verdrießlich that, weil alles ohne sein Zuthun geschehen war. Schmerzlich ergriffen, brach Friedrich Wilhelm, da er die Friedensurkunde unterzeichnete, in den Vers des Vergil aus: „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor! (Möchte einst aus meinen Gebeinen der Rächer erstehen)", und zum Texte der Friedenspredigt, die nun im Lande gehalten wurde, bestimmte er die Worte des Psalmisten (118,8): „Es ist gut auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Menschen."

Aber eins blieb, was ihm niemand wieder entwinden konnte, der hellleuchtende Ruhm. Sein Staat hatte die Feuerprobe bestanden; aus furchtbaren Gefahren ging er mit hohen Ehren, wenn auch ohne äußern Gewinn hervor. Und auch das deutsche Volk schuldete dem großen Kurfürsten viel. Hatte er nicht die deutsche Waffenehre glänzend wiederhergestellt, die Schweden gezüchtigt, Ludwigs XIV. Vordringen, als es am gefährlichsten für ganz Europa ward, zuerst gehemmt? Schande genug für die anderen, daß sie ihn durch ihren Abfall zwangen, die Schweden wieder auf deutschem Boden sich einnisten zu lassen. Friedrich Wilhelm handelte weise und gerecht, wenn er fortan mehr als je nur den Vortheil seines eigenen Staates im Auge hatte; in diesem mußte der Rächer und Retter des heillos zerrütteten deutschen Reichs erwachsen.

Des großen Kurfürsten letzte Regierungszeit.

Der brandenburgische Name war durch die Siege des Kurfürsten an allen Enden Europas berühmt geworden; in Berlin erschienen im Jahre 1679 Gesandte von Völkern, die man hier kaum dem Namen nach kannte, von dem Zaren der Moskowiter, Feodor Alexiewitsch, von dem Khan der Tataren, Murad Gherai, brachten Geschenke und boten Freundschaft und Bund an. Auch fremde Erdtheile lernten die brandenburgische Kriegsmacht achten. Im Jahre 1678 erschienen zwei Fregatten des großen Kurfürsten in Westindien und machten dort Jagd auf französische Schiffe. Zwei Jahre später unternahm Friedrich Wilhelm sogar einen förmlichen Seekrieg. Es galt den Spaniern, die ihm zwei Millionen Thaler rückständiger Subsidien schuldeten und auf gütlichem Wege nicht zur Zahlung zu bewegen waren. Der Kurfürst ließ daher im Hafen von Pillau sechs Fregatten von 20 bis 40 Kanonen ausrüsten, mit 1000 Soldaten bemannen und unter dem Oberbefehl des Kapitäns Kornelius van Beveren auslaufen, um im atlantischen Meer spanische Schiffe abzufangen. Sie brachten auch einige Fahrzeuge auf, darunter bei Ostende ein mit brabanter Spitzen und Tüchern reich beladenes Schiff von 60 Kanonen, schlugen sich am Kap St. Vinzent mit einer doppelt so starken feindlichen Flotte herum (1681); da aber alle Seemächte diesen Kaperzug, wei

er ihren Handel störte, mißbilligten, so ließ es der Kurfürst dabei bewenden und war zufrieden mit dem Schrecken, den er dem spanischen Hofe eingeflößt hatte.

Alle Lorberen, die Bewunderung Europas, das Staunen ferner Völker konnten indessen den großen Kurfürsten nicht über die Opfer trösten, die er in dem eben geendigten Kriege gegen Frankreich und Schweden nutzlos gebracht hatte. Und wenn er sich fragte, durch wen er am meisten geschädigt worden sei, so mußte er nicht sowohl die Franzosen, als seine ungetreuen Verbündeten anklagen. Vorzüglich erregte die Politik des Kaisers seinen Grimm. Dieser, der dazu eingesetzt war, das Reich zu schützen und zu mehren, hatte ihn dem Auslande Preis gegeben und behandelte ihn auch nach dem Frieden schlecht. Im Jahre 1675 war die herzogliche Familie von Liegnitz, Brieg und Wohlau ausgestorben; der Kurfürst forderte nun, daß der Erbvertrag von 1537 berücksichtigt und ihm wenigstens ein Theil der Erbschaft überlassen werde. Aber Leopold I. lehnte dieses Verlangen kurz ab und behielt jene Länder als erledigte Lehen der Krone Böhmen für sich, schloß auch mit Baiern ein Bündniß gegen ihn, falls der Kurfürst seine Ansprüche mit den Waffen verfechten sollte. In solcher Stimmung konnte dieser keine Lust haben, für den Kaiser und das deutsche Reich abermals zu den Waffen zu greifen, als dieselben von Ludwig XIV. in neue Noth gebracht wurden. Denn die Franzosen machten sich den Zwiespalt Habsburgs und Hohenzollerns rasch zu Nutze; mit empörender Anmaßung riß Ludwig (1681) mitten im Frieden durch sogenannte Reunionen mehrere Grenzstriche am linken Ufer des Oberrheins, namentlich die altberühmte Reichsstadt Strasburg an sich. Der kluge Habsburger Karl V. hatte einmal geäußert, wenn zu gleicher Zeit Wien und Strasburg bedroht wären, so würde er unbedenklich zuerst zu Strasburgs Rettung herbei eilen. Leopold I. hatte weder den Verstand noch die Kraft seines Ahns geerbt, er ließ Strasburg, dem Feinde, that so als ob ohne Friedrich Wilhelms Beistand, der sich damit begnügte, die von Frankreich gewonnenen Dänen von einem Einfall in Norddeutschland abzuhalten, die Macht des Hauses Habsburg sammt den Kräften Süddeutschlands nicht hinreichte, und wollte doch jenen Beistand, den er verwirkt hatte, durch kein Opfer wieder gewinnen; die Wahrheit war, Habsburg mochte jetzt so wenig wie sonst aus eigenen Mitteln etwas für Deutschland thun. So behielt Ludwig XIV. seinen Raub. Es gelang ihm sogar, gegen das Versprechen, keine weiteren Reunionen vorzunehmen, den Kurfürsten zu einem Bunde zu bewegen, der, wenn er von Dauer gewesen wäre, Frankreichs Uebermacht ohne Zweifel festgestellt hätte. Aber der Kurfürst kam von seiner Verstimmung bald zurück. Sein deutsches und besonders sein religiöses Gefühl empörte sich über die Anmaßungen des Franzosen, über den Fanatismus des Katholiken, der sein Freund sein wollte und doch fortfuhr Deutschland und den Protestantismus zu kränken. Er trat daher der Koalition bei, die sich damals in Europa unter des Oraniers Leitung gegen Frankreich zu bilden begann. Im August 1685 schloß er als ältestes und oberstes Haupt der Reformirten mit Holland einen Vertrag zu gegenseitiger Vertheidigung; die Beschützung der protestantischen Interessen war dabei der geheime Zweck, die Erhebung Wilhelms III. auf den Thron seines Schwiegervaters, des katholischen Jakob Stuart von England, die nächste Absicht. Ganz und offen aber brach der Kurfürst mit Ludwig XIV., als dieser am 18. Oktober 1685 nicht bloß das Edikt von Nantes aufhob, welches, von Heinrich IV.

1598 gegeben, den französischen Reformirten bisher die freie Ausübung ihrer Religion verstattet hatte, sondern auch nach der Weise der Habsburger denen, die sich weigerten, katholisch zu werden, Dragoner ins Haus legte, ja selbst die Auswanderung verbot. Da war es der große Kurfürst, der dem Unwillen des evangelischen Europas gegen den Tyrannen lauten und scharfen Ausdruck gab. Er erließ auf der Stelle (am 9. November 1685) eine offene Bekanntmachung, worin er alle verfolgten evangelischen Franzosen einlud, in sein Land, unter seinen Schutz zu kommen; er versprach ihnen die freundlichste Aufnahme, verlassene Stellen in Dörfern und Städten, volle Religionsfreiheit und gleiches Recht mit seinen übrigen Unterthanen, auch eigene Kirchen, Schulen, Gerichte, sowie jegliche Unterstützung beim Anfange ihrer Wirtschaft. Viele tausend Hugenotten folgten freudig dem großmüthigen Rufe, während Ludwig XIV. ergrimmte, daß sein finsterer Fanatismus vor der ganzen Welt, der er so gern als Gipfel der Bildung erschien, nach Verdienst gekennzeichnet war.

Es geschah doch zum großen Theil aus reinem deutschen Patriotismus, wenn nun der Kurfürst Frankreichs entschiedener Feind ward. Soeben war die simmernsche Linie des wittelsbachischen Hauses Kurpfalz ausgestorben, und nun erhob Ludwig XIV. dem deutschen Staatsrecht zuwider, nach welchem das Land an den Zweig Pfalz-Neuburg fiel, im Namen seiner Schwägerin, der Herzogin von Orleans, einer Schwester des letzten simmernschen Kurfürsten, Ansprüche nicht bloß an dessen Privatbesitz, sondern an die ganze Hinterlassenschaft. Die Pfalz sollte französisch werden! Dieses Unglück von Deutschland abzuwenden, vergaß der Kurfürst seinen Groll und verband sich 1686 wieder mit dem Kaiser. Es ist charakteristisch für Habsburgs Politik, wie sie die Wolgesinntheit des Hohenzollern ausbeutete: dafür, daß Friedrich Wilhelm mit ihm ein Schutz- und Trutzbündniß schloß, von welchem im Kriegsfall Deutschland und der Kaiser größeren Nutzen zu erwarten hatte, als der brandenburgische Staat, dafür ferner, daß Friedrich Wilhelm seine Ansprüche auf die schlesischen Herzogthümer aufgab, trat ihm Leopold den schlesischen Kreis Schwiebus ab und auch diese geringe Leistung that er nur zum Schein; denn indem er schlau einen Zwist in der kurfürstlichen Familie benutzte, erlangte er insgeheim von dem Kurprinzen Friedrich einen Revers, worin dieser sich verpflichtete, bei seiner Thronbesteigung den Kreis Schwiebus wieder zurückzugeben. Und auch den Sohn selbst betrog der wiener Hof. Friedrich hatte jenen Revers nur ausgestellt, weil ihm der kaiserliche Gesandte versprach, der Kaiser werde das Testament, welches der alte Kurfürst am 26. Januar 1686 aufgesetzt hatte, nicht bestätigen; eben dies that Leopold nachher doch. Aber freilich war jenes Testament ganz geeignet, die Macht des Hauses Hohenzollern zu schwächen; denn es theilte die brandenburgischen Staaten in vier Stücke, indem es den drei ältesten Brüdern des Kurprinzen auch Landesherrschaften verlieh. Eine Verfügung, deren Verderblichkeit gewiß niemand besser einsah als der große Kurfürst selber. Sie war ihm durch seine zweite Gemahlin Dorothea[10] abgerungen worden, die, ohne Gefühl für die Größe und den Ruhm des Kurfürsten und seines Staats, den Einfluß, den sie durch treue Pflege des alternden und kränkelnden Mannes gewann, nur zu ihrem und ihrer Kinder Privatvortheil und zum Schaden ihres Stiefsohns, des Kurprinzen Friedrich benutzte. Friedrich Wilhelm war nicht blind gegen ihre Ränke; oft, wenn er die engherzige und

kleinsinnige Frau in seinem Herzen mit der tugend- und geistreichen Jugendgemahlin, der allzufrüh gestorbenen, verglich, seufzte er: „O Luise, wie vermisse ich dich!" Aber er gab nach, um endlich Ruhe in seiner Umgebung zu haben. Und dann, was waren in seinen Augen pergamentene Urkunden? nichts als Stücke Papier, die man so lange beachtete, als es für den Staat nöthig und nützlich schien. Vermachte er dem Kurprinzen doch die unbedingte Gewalt über die Finanzen und das Heer des gesammten Staats, also, mochte er meinen, die Mittel, die Fesseln des Testaments wie Spinngewebe zu zerreißen, was Friedrich, wenn er ein rechter Hohenzoller sei, ohne Zweifel thun werde.

Ohne Ahnung von dem falschen Spiel, das der wiener Hof wieder mit ihm trieb, beeilte sich der Kurfürst dem Kaiser seine Freundschaft zu beweisen. Er schickte ihm die erlesensten Truppen, den besten Feldherrn seines Heeres gegen die Türken zu Hülfe. Im Juli 1686 langten sie, 8300 Mann mit 16 Geschützen unter dem General Johann Adam von Schöning vor Ofen an. Die Brandenburger waren den Türken in Ungarn schon alte gefürchtete Bekannte; zum ersten Male erschienen sie hier im Jahre 1663, 2000 Mann stark unter dem Herzog von Holstein-Beck als Kontingent zum Reichsheer; neun Jahre darauf kamen 1500 Mann, geführt vom Grafen Dönhoff, als Hülfstruppen der Polen; auch zu Sobieskys Heer, als dieser 1683 Wien befreite, ließ der Kurfürst einige Truppen stoßen; und immer hatten sie sich ausgezeichnet. Jetzt leisteten die Brandenburger bei der Erstürmung Ofens die vorzüglichsten Dienste; sie hießen wegen ihres Heldenmuthes bei den Türken die „Feuermänner", und auch der kaiserliche Feldherr, Herzog Karl von Lothringen, war über sie voll des höchsten Lobes; im Herbst 1686 kehrte die tapfere Schar zurück, um 3000 Mann geringer an Zahl, die im Kampfe mit den Ungläubigen gefallen waren.

Die letzte That des großen Kurfürsten nach außen hin war ein Schlag gegen Frankreich und ein Verdienst um den Protestantismus. Im März 1688, schon schwer krank, schloß er mit seinem Neffen, dem Prinzen Wilhelm III. von Oranien, einen geheimen Vertrag, kraft dessen 9000 Brandenburger unter dem Befehl des berühmten Marschalls Schomberg, den er zu diesem Zwecke 1687 in seinen Dienst gezogen hatte, nach Holland gehen, von dort den Prinzen nach England begleiten und ihm helfen sollten, den Thron des katholischen Stuarts zu stürzen. Noch im Tode beschäftigte ihn diese Unternehmung, die in der That dann erfolgt ist und mit Brandenburgs Hülfe den Engländern ihre „glorious revolution" geschafft hat. Sterbend gab er seiner Leibwache für den letzten Tag seines Lebens die Parole: London und Amsterdam! Es war sein letztes politisches Wort.

Ueber seinen Kriegen und diplomatischen Verhandlungen hatte er doch nie die innere Verwaltung aus den Augen gelassen. Das Eigenthümliche seines Staates bestand ja darin, daß diese kunstreiche Maschine, deren Triebrad der Fürst war, nirgends ins Stocken gerathen durfte, wenn sie das Große, was verlangt wurde, leisten sollte. Darum gingen fortwährend die Geschäfte aus allen Fächern der Regierung in das Kabinet, der Fürst mochte im Felde oder daheim sein. Die Zentralisation der Verwaltung mehr durchzuführen, ertheilte Friedrich Wilhelm in seiner letzten Zeit dem Geheimen-Rath[11)] immer größere Befugnisse. Aber zugleich versuchte er jetzt, da der Absolutismus feststand, eine Versöhnung mit den alten Sonderwesen, die er besiegt hatte, herbeizuführen. Nur soviel sollten die Stände von

ihren früheren Rechten verlieren, als zur Herstellung der unumschränkten Monarchie durchaus nothwendig sei. Es war löblich, daß er in diesem Sinne den Beamten mehrmals einschärfte, die Ritterschaft und die städtischen Magistrate, denen das Untergericht zustand, in ihrem gesetzlichen Antheil an der Rechtspflege nicht zu beeinträchtigen; noch heilsamer, daß er die Selbständigkeit der Justiz durch ein Edikt (vom 30. Januar 1688), welches dem Kammergericht gebot, kurfürstliche Verordnungen nur dann zu beachten, wenn sie mit den Gesetzen übereinstimmten, sicher stellte. Aber er ging weiter. Weil er in der Lebensfrage des Staats, in dem Heer- und Steuerwesen, das Recht der Ritterschaft, vernichten mußte, so hielt er es für billig, deren übrige gesetzliche oder herkömmliche Rechte, auch wenn sie auf Mißbräuchen beruhten, unangetastet zu lassen. Die wichtigsten unter diesen Rechten bezogen sich auf das Verhältniß des Gutsherrn zu den Gutsbauern und waren Besitztitel, in die hineinzugreifen soviel hieß als das Eigenthum verändern. Der Kurfürst glaubte, dem Adel, dem er im Interesse des Staats so viele Opfer abforderte, nicht noch größere zu Gunsten des gemeinen Mannes auferlegen zu können. So kam es, daß er die Macht der Stände nach oben verkürzte, nach unten bestehen ließ, ja sogar bekräftigte. Der Adel hatte im Lauf der Zeit die Bauern zu seinen Unterthanen und Dienstleuten, an vielen Orten, besonders in der Uckermark und in Pommern, zu seinen Leibeigenen herabgedrückt: diesen Mißbrauch, den er vorfand, erkannte Friedrich Wilhelm in seinen „Bauer-, Gesinde-, Hirten- und Schäfer-Ordnungen“ vom Jahre 1678, 1681, 1683 als gesetzlich an. Der Bauer blieb danach an die Scholle gebunden und mußte seiner Gutsherrschaft drei Jahre dienen; der Leibeigene war sogar verpflichtet, soviel und solange Hand- und Spanndienste zu leisten, als die Herrschaft nur immer verlangte. Hier sagte der große Kurfürst also nicht, wie er es bei Steuer- und Kriegssachen that: „die Rechte der Stände stelle er nicht in Abrede, allein der Zeit müßten auch Landesverträge und Grundgesetze weichen.“ Er sagte es nicht, weil eben die Zeit zu einer sozialen Revolution noch nicht gekommen war. Legte doch das Volk selber um so größeren Werth auf die verknöcherten Formen des Ständethums, je weniger Geist und Leben darin geblieben war; denn auf den Wunsch der Stände und im Sinne der öffentlichen Meinung geschah es, daß der Kurfürst den Edelleuten, Geistlichen und Bauern verbot, Handel zu treiben, den Hörigen und Leibeigenen, zu studiren oder Handwerker zu werden. Er selbst hatte keine Geburtsvorurtheile, machte unter seinen Beamten keinen Unterschied zwischen Adligen und Bürgerlichen, obwol er letztere zu adeln pflegte, wenn sie zu höheren Aemtern gelangten.

Es war eine Art von Kompromiß zwischen dem neuen Absolutismus und der alten Aristokratie: der Minorität blieb es erlaubt, die Majorität bis zu einem bestimmten Grade auszunutzen, aber sie mußte jetzt einen großen Theil dieses Nutzens für den Staat hergeben, der im Interesse aller errichtet war. Auch in seinem Verhalten gegen das Heer bewies der Kurfürst, daß es ihm darauf ankam, die großen Lasten, die er dem Lande auflegte, nicht unnöthig zu vermehren. Durch Werbung und für Sold zusammengebracht, konnte das stehende Heer nicht von dem edeln Geist der Vaterlandsliebe, sondern nur von dem kriegerischen Standesgeist, von der Ehr- und Ruhmesliebe zu jenen vorzüglichen Leistungen gespornt werden, auf denen die Macht des Staates beruhte. Daher war es natürlich, daß der Soldat besondere Begünstigungen erwartete, daß er sich besser dünkte als der Zivilist, und daß er leicht übermüthig und ge-

waltthätig wurde. Aber der Kurfürst schritt dagegen allemal ernstlich ein, hielt strenge Mannszucht, beschützte die Unterthanen sehr nachdrücklich; er war wol geneigt, diesem neuen Stande im Staate viel Ehre, aber kein Vorrecht, am wenigsten Gewalt über die anderen Stände zu geben. In seinen „Marsch-Quartier- und Verpflegungs-Reglements“ (1670 und 1678) machte er die Offiziere für die Ausschreitungen der Gemeinen verantwortlich, verbot bei Vermeidung vierfacher Erstattung und exemplarischer Strafe das Geringste an Geld oder Geldeswerth von den Unterthanen zu fordern oder gar zu erpressen, befahl, die Truppen sollten nicht eher die Quartiere verlassen, bis die Offiziere von den Verwaltungsbeamten und Magistraten ein Zeugniß ihres Wolverhaltens erlangt hätten. Ebenso kräftig wußte er Uebergriffen im Heere selbst zu steuern; die häufigen Rangstreitigkeiten der Offiziere beseitigte er durch die Verordnung vom Februar 1684, daß sich der Rang nach dem Dienstalter richten solle. In einem andern Armeebefehl (vom Januar 1688) verbot er den Offizieren, die Prügelstrafe gegen die Gemeinen anders als unter bestimmten gesetzlichen Formen anzuwenden.

Obwol die Stärke des Heeres nach dem Bedürfnisse wechselte, so war doch auch der Friedensbestand für einen Kurstaat sehr beträchtlich. Bei dem Tode des Kurfürsten zählte das Heer 25,000 Mann, darunter 5000 Reiter. Dieser Kern war musterhaft ausgerüstet, die Reiterei zumal sah jetzt anders aus, als da sie bei Warschau den Feind jagte; sie war reich gekleidet in verziertem Lederkoller, Panzer und Helm. Auch an der Uniform des Fußvolks ward nicht gespart; die blauen Tuchkleider saßen weit und bequem; der Musketier trug dazu einen Federhut, der Pikenier eine Pickelhaube. Außer den Pikenieren, welche Panzer, Säbel und lange Piken hatten, führten alle sowol Feuergewehr als andere Waffen, nämlich die Reiterei Karabiner, Pistolen und lange Schwerter, die Dragoner Säbel, kurze Piken und leichte Musketen, die Musketiere Degen und Lunten-Musketen, welche beim Abfeuern auf Gabeln gelegt wurden. Der Dienst der Musketiere war am schwersten, denn sie mußten auch noch spanische Reiter mit sich tragen, Holzböcke, die sie in der Schlacht als eine Art Verschanzung vor sich aufpflanzten. Die Unhaltung dieser 25,000 Mann, dazu das Festungswesen und die 1653 in Kolberg errichtete Ritterakademie (eine Art Kriegsschule), dies alles kostete jährlich über eine Million Thaler baren Geldes; eine Summe, welche auf bestimmte Einkünfte — die Grundsteuer, die Zölle, das Stempelpapiergeld und besonders die Accise — angewiesen war, während andere Einkünfte, wie die Erträge der Post und der Domänen zur Erhaltung des prächtigen Hofstaats und der Beamten dienten. Zuletzt belief sich die Gesammtausgabe des Staats auf 2½ Millionen.

Diese Leistung dem Lande zu erleichtern und die Steuerkräfte für die Zukunft noch zu steigern, setzte die Regierung ihre Arbeit als Pflegerin jedes Erwerbszweiges unermüdlich fort. Ihre Sorgfalt ließ es nicht bei allgemeinen Anordnungen bewenden, sie trieb auch im Einzelnen. So befahl der Kurfürst (1685) den Ackerbürgern, hinter ihren Häusern Baumgärten anzulegen, und den Geistlichen, keinen Mann zu trauen, der nicht nachweise, daß er wenigstens 6 Obstbäume veredelt und 6 junge Eichen gepflanzt habe. Er selbst ging mit gutem Beispiel voran und war ein eifriger Gärtner; in seinem Obst- und Küchengarten zu Berlin sah man ihn oft mit eigener Hand säen und pfropfen. Wie hart er übrigens die Unterthanen anfassen mußte, um sie aus ihrem Saumsal zu ziehen,

erhellt aus den polizeilichen Vorschriften, die er für Berlin erließ. Diese Stadt, besonders durch die fremde Einwanderung sehr gewachsen, seit 1674 auch durch einen neuen Stadttheil, die Dorotheenstadt mit der vierfachen Lindenallee[12] erweitert, zählte am Ende dieser Regierung 20,000 Einwohner, dreimal mehr als am Anfang derselben, aber noch immer fehlten jene Zeichen höherer Zivilisation, die der Kurfürst an den holländischen Städten und selbst in vielen Reichsstädten bemerkt hatte, Nettigkeit und Ordnung im Aeußeren. Er befahl daher 1680: „wer den Unrath auf die Straße werfe, dem solle er wieder ins Haus geworfen werden; wer unsittlicher Weise die Straße verunreinige, solle an den Pranger kommen, Kinder dafür mit der Ruthe bestraft werden, da man solch säuisches Wesen nicht dulden könne und zur Nothdurft öffentliche Bedürfnißanstalten seien.“ Er erließ auch eine neue Feuerlöschordnung (1682), eine Laternenordnung, nöthigte die Hausbesitzer vor ihren Häusern pflastern und kehren zu lassen, den Magistrat aber, das Ganze streng zu beaufsichtigen.

Was die Produktion in seinen Staaten hemmte, war doch weniger die Trägheit der Unterthanen als deren Mangel an Kenntniß, Geschicklichkeit und Kapital. Auch aus diesem Grunde zog der Kurfürst unablässig Einwanderer, am liebsten aus dem gebildeten und wolhabenden Westen, herbei. Diese Fremden, besonders die Franzosen, von denen sich an 10,000 in Berlin niederließen und hier die „französische Kolonie“ gründeten[13], aber auch Pfälzer, Wallonen, Holländer, brachten nicht bloß Arbeitskraft, sondern auch jene Potenzen, die hier fehlten, in den Kurstaat. Sie bürgerten in der Mark manchen neuen Industriezweig ein, z. B. 1676 die Tabaksspinnerei und den Tabaksbau; sie waren es, die sich am häufigsten zu jenen Privilegien meldeten, welche der Kurfürst zur Einführung neuer Manufakturen so gern ertheilte; sie halfen ihm auch seine Fabriken anzulegen, die das einheimische Gewerbe erweitern sollten (1674 ein Stahlwerk, 1685 eine Gewehrfabrik, 1686 eine Zuckersiederei und eine Gaze-, Seide- und Kreppfabrik, 1687 ein Blech- und Zinnhaus). Durch sie, die in allen Erwerbszweigen den alten Einwohnern ein gutes Beispiel der Rührigkeit und Gewandtheit gaben, kam zugleich das Prinzip der getheilten Arbeit statt des herkömmlichen Zunftzwanges nach Brandenburg. Wie die Franzosen in der Industrie, so waren die Holländer im Seehandel dem Kurfürsten sehr brauchbare Gehülfen. Nachdem er mit ihrem Beistande sich eine Flotte verschafft hatte, wollte er auch eine überseeische Kolonie haben. Auf den Rath seines Admirals, des Holländers Benjamin Raule, richtete er seinen Blick nach Guinea. Dort ließ er mit einigen Negerhäuptlingen Verhandlungen anknüpfen und als sie ihn zu ihrem Oberherrn angenommen und versprochen hatten, nur mit brandenburgischen Schiffen Handel zu treiben, auch die Erbauung eines Forts auf ihrem Gebiete zu gestatten, errichtete er 1682 eine „afrikanische Handelsgesellschaft“ und schickte den Major von der Gröben mit 2 Kriegsschiffen und einer Kompagnie Soldaten nach Guinea, um dort die Niederlassung anzulegen. Gröben erbaute 1683 auf der Goldküste zwischen Axim und dem Kap der drei Spitzen das Fort Großfriedrichsburg, in dessen Nähe dann noch zwei andere brandenburgische Plätze, Acada und Tacarari, befestigt wurden. Mit großem Staunen sahen die Berliner (1684) eine Gesandtschaft von Negerhäuptlingen anlangen, die gekommen war, ihrem Herrn, dem Kurfürsten, zu huldigen. 1685 unterwarf sich ihm auch die Insel Arguin zwischen

dem grünen und weißen Vorgebirge am Senegal und erhielt ebenfalls ein Fort als Befestigung und Handelsplatz. Die Waren, welche die Brandenburger in Guinea eintauschten, bestanden in Goldstaub und Sklaven; letztere verkauften sie dann in Amerika, wie es damals alle seefahrenden Nationen Europas thaten. Der Kurfürst förderte seinen Seehandel indeß noch von einer anderen Seite. Er benutzte einen Streit, der zwischen der Fürstin von Ostfriesland und den Ständen dieses sehr freisinnig verfaßten Staates ausbrach, um als Mitdirektor des westfälischen Kreises, zu welchem Ostfriesland gehörte, sich hinein zu mischen; er verband sich mit den Ständen und legte 1682 zu ihrem Schutze brandenburgische Truppen nach Emden und Gretsiel an der Ems. Emden, der wolgelegene Nordseehafen, wurde nun die Hauptstation für die ganze brandenburgisch-preußische Kriegsflotte, zehn Schiffe von 20 bis 40 Kanonen, welche der Kurfürst 1686 von B. Raule um eine Million an sich kaufte; Emden wurde zugleich der Sitz der afrikanischen Kompanie. So hatte der hohenzollersche Staat auch an der Nordsee Fuß gefaßt. Freilich war die Handelsmarine von Hinterpommern und Ostpreußen noch nicht so weit entwickelt, um mit Friedrich Wilhelms großartigen Ideen Schritt zu halten; dazu kamen die Hindernisse, welche die westindische Kompanie von Holland aus Eifersucht den Brandenburgern in den Weg stellte; kurz die afrikanische Unternehmung gedieh nicht recht, und der Kurfürst gestand, daß jeder Dukaten, den er aus afrikanischem Golde prägen lasse, ihm zwei andere koste. Aber er durfte hoffen, daß seine Nachfolger, wenn sie seine Anfänge klug und kräftig weiterführten, mit der Zeit zu besseren Ergebnissen kommen würden. Und wenn jenes Geld in Zukunft doch keine Zinsen trug, so war es würdiger verloren, als die Summen, welche an anderen Fürstenhöfen für schlimmere Liebhabereien verschwendet wurden. Weder Mätressen noch Günstlinge schöpften in Berlin aus dem Säckel des Fürsten oder des Staats. Wol aber zierten Friedrich Wilhelms Hof viele treffliche Gelehrte und Künstler aus Holland, Frankreich, Italien, Deutschland, unter denen der Stahlschneider Leigebe aus Schlesien und der Kupferstecher Bartsch, vor allen ausgezeichnet aber der Biograph des Kurfürsten, der berühmte Gelehrte Samuel Pufendorf, zu nennen ist.

So konnte der Einfluß des Hofs auf die geistigen Interessen des Landes nur heilsam sein. Der Kurfürst fuhr überdies fort, ihnen auch unmittelbar zu nützen, gründete 1671 eine Ritterakademie zu Frankfurt a./O., 1683 eine Stadtschule (das spätere Gymnasium) auf dem Friedrichswerder zu Berlin, eröffnete seine Bibliothek, die im Jahre 1687 schon 1618 Handschriften und 20,600 Bände enthielt, mit größter Liberalität dem ganzen Publikum.

Dieser überall anregende und rastlos thätige Mann war doch seit dem französischen Kriege körperlich selten gesund; er hatte sich durch die Beschwerden im Felde die Gicht zugezogen, die ihn dann nicht mehr verließ. Im Anfange des Jahres 1688 ging diese Krankheit in Wassersucht über, und bald eröffneten ihm seine Aerzte, daß seine Lage hoffnungslos war. Er hörte es mit großer Fassung und traf still seine Vorbereitungen. Am 27. April versammelte er den Kurprinzen, die Minister, die Mitglieder des Geheimen-Raths zu einer feierlichen Sitzung und nahm als Landesherr Abschied. „Er wohne nun zum letzten Male dem Rathe bei; in wenigen Tagen werde er sterben. Seine Regierung sei voll gewesen von Mühe und Sorge für ihn und durch die vielen Kriege voll Uebel

für seine Unterthanen. Gerne hätte er die Lasten des Volkes vermindert, die Ungunst der Zeiten habe es verwehrt. Alle Welt aber wisse, wie er den Staat nach dem Tode seines Vaters gefunden, und wie er ihn jetzt hinterlassen, in ziemlichem Wohlstand und großem Ansehen, gefürchtet von den Feinden, geachtet bei den Freunden. Diesen aufstrebenden Staat übergebe er dem Kurprinzen mit der Ermahnung, den ererbten Ruhm zu wahren und zu vermehren; die Waffen, denen der Staat seine Sicherheit und seinen Glanz verdanke, immer zur Hand zu haben; die Unterthanen zu lieben; treue Räthe zu hören." Dann dankte er den Räthen für ihre redlichen Dienste, forderte sie auf, seinem Sohne mit gleicher Treue zu dienen, und sagte jedem Lebewol. Alle erwiederten mit Thränen. Nachdem er dann auch von seiner Familie Abschied genommen und mit seinen Hofpredigern gebetet hatte, war er bereit zu sterben. Am 29. April versammelte er noch einmal seine Kinder um sein Bett, segnete sie und rief inbrünstig: „Komm Herr Jesu! ich bin bereit!" dann mit leiserer Stimme: „Ich weiß daß mein Erlöser lebt, und der wird mich hernach aus der Erde auferwecken;" neigte sein Haupt und verschied.

Friedrich Wilhelm hatte in seiner 48jährigen Regierung Großes geleistet, Großes für seine Dynastie, die er suverän nach außen, absolut nach innen, Großes für sein Volk, das er vermittelst des Absolutismus zu einer tüchtigen Nation gemacht hatte, denn die Länder- und Völkermasse, die er vom Vater überkommen, war jetzt nicht bloß um mehr als ein Drittel vermehrt — von 1370 auf 1930 Quadratmeilen, von 900,000 auf 1,500,000 Einwohner — Land und Leute waren auch aus der Zerrissenheit zahlreicher Sonderwesen umgewandelt in einen festen einigen Staat, und in diesem Machtmittel geschaffen, Hülfsquellen eröffnet, von denen man hier vordem keine Ahnung hatte: ein stehendes Heer von 25,000 Mann ausgezeichneter Truppen, starke wolversehene Festungen, reiche Einkünfte, die Staatseinnahmen von einer halben Million auf 2½ Millionen gebracht und ein Schatz von 600,000 Thlr. gesammelt; dazu ein glänzender Ruhm seinem Hause gewonnen, sein Staat mit Ehren in die Reihe der Weltmächte eingeführt; wenn einer so verdient Friedrich Wilhelm den Beinamen des Großen, den ihm schon die Mitwelt zuerkannte. Es ist wahr, die Mittel die er gebrauchte, machen mehr seinem Verstande als seinem Herzen Ehre: „Friedrich Wilhelm war, (wie sein Zeitgenosse Burnet sagt) wenig empfindlich bei den Leiden der Menschheit; er belastete seine Unterthanen außerordentlich, um sein Gepränge zu erhalten und seinem kriegerischen Geiste Raum zu geben." Aber was als Gepränge erschien, barg in schimmernder Hülle eine preiswürdige Schöpfung, und die Waffen allein gaben ihr Luft und Licht. So manches gebrochene Recht klagte den großen Todten an; aber im Widerstreit der Interessen, die er vorfand, konnte nichts gedeihen; er glich dem Arzte, der schonungslos die Theile schneidet und brennt, damit das Ganze gesunde und erstarke.

Wenn er dem Volke seinen Willen aufzwang, so war dieser der weisere, wenn er viel von den Unterthanen forderte, so forderte er von sich nicht weniger. Denn seine Werke, seine Macht und sein Ruhm waren mit seinem Schweiße so gut wie mit dem Schweiße seines Volkes hergestellt worden. In seinen Schlachten setzte er sein eigenes Leben so gut ein wie jeder seiner Krieger. Seine Tage verbrachte er mit Arbeit und Sorge für den Staat, nicht wie andere Fürsten mit

Lüsten und Ausschweifungen. Durch ein ehrbares mäßiges Leben seinen Unterthanen ein gutes Vorbild, trotz seines reizbaren Temperaments allezeit besonnen im Handeln war er mit Recht ein Selbstherrscher, weil er mit Ehren ein Selbstbeherrscher war.

Innere Zustände der brandenburgischen Staaten im siebzehnten Jahrhundert.

Das Volksleben, im Mittelalter so bunt und kräftig, ist nun verblaßt; die Einwohner des Staats führen, seit die Monarchie absolut geworden, nicht mehr ein öffentliches, nur ein Privatleben; sie sind bloß Unterthanen und noch nicht Staatsbürger. Denn der Fürst ist mit seinem Heere und mit seiner Beamtenschaft das einzig Bewegende und Erhaltende im Staate; das Volk hat nur die Mittel herzugeben. Statt der politischen Interessen bewegen seit der Reformation die kirchlichen das Volk; hierin hält es am längsten seine Selbständigkeit fest. Aber auch in der Kirche erlangt das landesherrliche Ansehn zuletzt völlig die Oberhand. Das Volk gewöhnt sich in allem und jedem dem Fürsten die Leitung zu lassen und bald greift die Bevormundung der Regierenden auch in das Privatleben der Regierten ein.

Diese Entwickelung, die im sechszehnten Jahrhundert begann, erreichte im siebzehnten ihren Abschluß. Am meisten wirkte dazu der dreißigjährige Krieg, weil er die Verrottung des alten Bestandes, namentlich die Mängel des ständischen Staates, bloß legte und die Absolutie nöthig machte. Die verschiedenen Klassen des Volks verloren dabei nicht ein und dasselbe. Denn da der Landtag nur die Ritterschaft, die Geistlichkeit und den vornehmen Bürger vertrat, so geschah es oft, daß was dieser Minderheit gefiel, der Masse des Volks zum Schaden gereichte. Darum sagte Georg Wilhelm sehr treffend, als er von den Ständen 1624 einmal wieder vergebens Steuern zur besseren Vertheidigung des Landes verlangte: „dies demokratische Wesen, wo die Stände herrschten, sei nicht zu dulden; es würde sehr bald zu einer oligarchischen Verfassung umschlagen, wofern nicht die Monarchie obsiege.“ In der That, wo die Stände das Heft hatten, wie in Preußen zur Zeit des Herzogs Albrecht Friedrich, war das Land im Grunde eine Adelsrepublik.

Auch in der Mark hatte der Adel mächtig um sich gegriffen, bevor der große Kurfürst die Macht der Stände zerbrach. Seitdem die Hohenzollern den märkischen Edelleuten das Fehde- und Raubwesen gelegt, wendeten sich diese mehr den friedlichen Beschäftigungen des Landbaues zu. Aber die meisten Rittergüter in der Mark waren weder durch Größe noch durch Fruchtbarkeit des Bodens so ergiebig, um den Ansprüchen ihrer Besitzer genügen zu können. Ihr magerer Ertrag setzte den Junker nicht in den Stand, mit dem Luxus der reichen Handelsherren in der Stadt oder der großen benachbarten Gutsbesitzer in Mecklenburg und Sachsen Schritt zu halten. Dazu kam, daß seit der Reformation eine Menge von fetten Pfründen, Kanonikaten, Domprobsteien, Ordensritterstellen, fortfielen, die sonst dem Adel zur Versorgung seiner jüngeren Söhne gedient hatten. Die Beamtenlaufbahn konnte doch nur ein kleiner Theil einschlagen; sie kostete

auch Geld und Mühe; zum Studiren hatten verhältnißmäßig nur wenige Lust. Alles dies wirkte zusammen, um den Adel auf das Besitzthum des Bauernstandes hinzutreiben, zwar jetzt nicht mehr als Wegelagerer, aber als „Bauernleger", als Auskäufer der Bauerngüter. Die Junker benutzten dazu jede Gelegenheit. Sie hatten sich das Vorrecht angemaßt, nicht bloß in den adligen Dörfern, d. h. in denen, welche einst durch die adlige Herrschaft gegründet waren, sondern auch in allen denen, wo sie von altersher ein richterliches oder sonst ein Amt im Namen der Kirche oder des Markgrafen ausübten, die Bauern für eine bestimmte Summe aus ihrem Besitze auszukaufen. Diese Höfe und Ländereien fügten sie dann als Vorwerke oder Schäfereien ihren Rittergütern hinzu. So schmolzen die freien Bauerngüter immer mehr zusammen, am raschesten die Lehnschulzengüter, die beim Erlöschen der Familie auch dem Rechte nach an die Gutsherrschaft zurückfielen. Dann kam der dreißigjährige Krieg; er legte eine Unzahl von Bauernstellen und ganze Dörfer wüst; der Adel riß diese herrenlosen Güter an sich und vermehrte dadurch seinen Besitzstand ungemein. Nach dem Frieden siedelte er dann Bauern darauf an, die wenig besser als Leibeigene waren. Doch auch die wenigen nichtadligen Landleute, die sich frei erhalten hatten, mußten sich aus Armuth oft zu Diensten verstehen, die leicht in völlige Abhängigkeit ausarteten. Kurz es gab schon fast keinen Bauern mehr, der nicht entweder in einem Edelmann oder in einer Stadt oder in dem Fürsten als Domänenbesitzer eine Gutsherrschaft hatte. Auch konnte er sich selten mehr zu Wolstand aufschwingen. Denn die Steuern, welche die Stände bewilligten, wurden größtentheils auf ihn gewälzt; er war es, der für den Adel die meisten Abgaben aufbrachte, die dieser zu zahlen hatte. Auch in den Städten fielen die schwersten Lasten auf die ärmeren Bürger. Namentlich genossen die Hausbesitzer Freiheit von mancherlei Abgaben, z. B. an vielen Orten Zollfreiheit, und die Kriegskontributionen wurden nicht nach den Vermögen, sondern nach der Kopfzahl vertheilt.

Da war denn das ungesetzliche Besteuern, das der große Kurfürst einführte, insbesondere die Accise, die alle nach gerechtem Maße traf, für die Masse des Volks eine Wolthat. Daher kam es, daß die Bürgerschaft in vielen Städten den Rath zwang, seinen Widerspruch gegen die verfassungswidrigen Maßregeln des Kurfürsten fallen zu lassen. Ebenso war die Kopfsteuer, die der Kurfürst zuweilen erhob, zwar ungesetzlich, aber gerecht, denn von ihr war durchaus keiner befreit. Der Kurfürst selbst zahlte für seine Person 1000 Thaler, und so ein jeder im Lande, der Geringste 6 Groschen.

Die Lage des Bauern war nicht überall dieselbe. In manchen Gegenden, z. B. in der Altmark und in Preußen, gab es noch viele freie Hofbesitzer, in anderen hatten die Bauern der Gutsherrschaft nur ganz bestimmte Abgaben und Handdienste zu leisten; in einigen, z. B. in der Uckermark und in Pommern, waren sie mit ungemessenen Lasten überbürdet. Ein wirksames Mittel, sie in Knechtschaft zu bringen oder zu halten, hatte der Adel an der Verwaltung der Polizei und des Untergerichts in seinen Dörfern. Welcher Bauer wollte da gegen den Edelmann aufkommen, wenn er auch noch so sehr im Rechte war?

Die städtische Bevölkerung lebte noch in den Formen des Mittelalters; es gab noch einen von der Bürgerschaft erwählten Rath, der die Stadt mit Hülfe

der Stadtverordneten verwaltete; es gab noch Zünfte und Innungen. Aber ihre Selbstständigkeit hatten diese Korporationen fast ganz verloren. Der Rath verwaltete das Untergericht, die Polizei und das städtische Vermögen nur nach den Anweisungen der Regierung, die Stadtverordneten wählte er seit Joachim II. selber aus der Gemeinde. Die alten Geschlechter waren im dreißigjährigen Kriege größtentheils ausgestorben. Die wenigsten unter den angesehenen Bürgern besaßen noch die Mittel, die alten Ehrenämter um der Ehre willen zu verwalten. Denn die Verwaltung kostete jetzt, da die Schreiberei das öffentliche und mündliche Verfahren verdrängt hatte, viel mehr Zeit und Mühe. Ueberdies sollten ja der Rath sowohl, wie die Stadtverordneten, nichts sein als die gehorsamen Diener des Fürsten, der sie bestätigte.

Nachdem die Städte den besten Theil ihrer Privilegien verloren hatten, war auch das Bürgerrecht kein so werthvolles Gut mehr. Doch hielt man die Schranken, die eine frühere Zeit darum gezogen, auch jetzt aufrecht; es kostete bis der große Kurfürst eingriff, viel Geld, um Bürger und Meister zu werden. Auch sonst bewahrte man das alte Ständewesen wenigstens in der Form.

Für jede der drei Klassen, in die man die Städter unterschied — zur ersten gehörten die Bürgermeister und Rathsherrn, die Geistlichen, Richter, Lehrer und edlen Familien; zur zweiten die wohlhabenden Kaufleute und Handwerker; zur dritten die gemeinen Bürger und Dienstleute — überhaupt für jeden Stand galten noch immer bestimmte Kleider- und Aufwand-Ordnungen, die oft von Polizeiwegen eingeschärft wurden. Manche Berufsarten hatten einen Makel an sich: die Schäfer, Wächter, Büttel, hie und da selbst die Leineweber hießen unehrlich; eine Unbill, die endlich der große Kurfürst wenigstens vor dem Gesetz abstellte, wenn er auch die Vorurtheile des Volks noch nicht ausrotten konnte.

Die Regierung eignete sich damals fast überall in Europa die Lenkung der Nationalthätigkeit zu; als der höchste Zweck der Staatswirthschaft galt es Geld zu machen, und für die besten Mittel dazu hielt man die Einrichtung priveligirter Fabriken, Zolltarife, Aus- und Einfuhr-Verbote. Bei diesem „Merkantilsystem", das der französische Minister Colbert aufbrachte, erhielt der Verkehr im Allgemeinen eben so viel Hemmniß als Vorschub. Aber für Deutschland und namentlich für die Marken, wo der große Kurfürst es handhabte, war es insofern ganz angemessen, als hier die Selbstthätigkeit des Bürgerthums erst wieder geweckt und erzogen werden mußte. Der deutsche Handel und Wandel lag seit dem dreißigjährigen Kriege zu tief darnieder, um sich selbst helfen zu können, vielmehr löste sich sein alter Hort, die Hansa, die längst keine Bedeutung mehr hatte, 1669 ganz auf, es blieb nur ihr Name, den fortan die Städte Hamburg, Lübeck und Bremen fortführten. Der Landesherr also mußte helfen. Unter seiner Fürsorge erholte sich der märkische Handel denn auch einigermaßen. Ein Naturereigniß kam dabei zu statten. Im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert verloren sich nämlich die Heringszüge aus der Ostsee, wo man ihnen allzustark und sorglos nachgestellt hatte, und beschränkten sich auf die Nordsee. Seitdem nahm der Handel mit diesen Fischen nach dem östlichen Deutschland bis Polen hin seinen Hauptweg von Hamburg die Elbe hinauf und durch die Marken. Er war auf dieser Straße schon unter Joachim II. so beträchtlich, daß der Zoll bei Lenzen dem Kurfürsten jährlich 70,000 Dukaten[12] gebracht haben soll, und im Jahre

1614 versteuerte man dort eine halbe Million Tonnen Heringe. Unter den Produkten, welche die Mark selbst zur Ausfuhr brachte, war altmärkisches, besonders gardelegener Bier das Bedeutendste. Bier diente auch im Lande als Hauptgetränk. Den Weinbau, der in der Mark und fast in ganz Norddeutschland, einst so ansehnlich war, hatte der dreißigjährige Krieg hier völlig vernichtet, und diese Kultur kam nicht wieder auf, weil sie eine ganz besondere Geschicklichkeit und Erfahrung erforderte. An die Stelle des Weins trat jetzt bei vielen ein chlimmeres Genußmittel, der Branntwein. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts von einem Apotheker zu Nordhausen erfunden, wurde der Branntwein anfangs als Medizin, bald zum Gaumenkitzel gebraucht. Eine andere Unsitte, das Rauchen und Schnupfen des Tabaks, verpflanzten die Holländer nach der Mark. Auch entstanden hier zur Zeit des großen Kurfürsten schon Schenken, wo Thee, Kaffee, Chokolade, Limonade genossen wurde.

Eine große Plage für den Verkehr war immer die Unzahl von Münzstätten im deutschen Reiche und der Mißbrauch gewesen, den die Landesherren mit dem Münzrecht trieben. Am ärgsten aber wurde der Unfug im dreißigjährigen Kriege. Wucherer und Juden zogen das gute Geld aus dem Verkehr und brachten dafür beschnittenes und schlechtes in Umlauf. Zu diesen „Kippern und Wippern" kamen noch Falschmünzer, und die berechtigten Städte und Fürsten nahmen Theil an dem allgemeinen Betruge, indem sie immer leichtere Münze schlugen. Zuletzt war fast nur falsches oder Kipper- und Wippergeld zu sehen. Diesen Uebelständen steuerte in der Mark das neue Münzgesetz von 1666, wonach nur der Kurfürst das Münzrecht hatte und der Werth der Münzen fest bestimmt wurde; ein Thaler war seitdem etwa gleich 1 Thlr. 10 Sgr. heutigen Geldes, und 24 Groschen machten einen Thaler aus.[13)]

Auch zur Zeit ihrer größten Blüthe, ihrer Macht und Freiheit, hatten die brandenburgischen Städte nie das Bild der Anmuth und Schönheit, nur eines derben Wolstandes gezeigt. Als sie im dreißigjährigen Kriege verödeten und verarmten, schien es, als ob das alte Slawenthum mit seinem Schmutz, seiner Unordnung hier wieder aufgelebt sei. Zum Glück war der strenge Treiber da, der wieder Ordnung schaffte. Der große Kurfürst setzte es gegen die Lässigkeit der Bürger doch endlich durch, daß man es für nützlich hielt, die Straßen regelmäßig zu reinigen, zu pflastern und zu beleuchten, daß man sich daran gewöhnte, Brunnen anzulegen, Baumgärten zu pflanzen, feuerfeste Schornsteine zu setzen und die Häuser nicht mehr mit Stroh zu decken. Dieser Fortschritt in der Kultur geschah freilich zunächst nur da, wohin das eigene Auge des Fürsten drang; allmählich machten indeß auch die andern die neue Mode mit.

Die schlimmsten Uebel, die der dreißigjährige Krieg dem deutschen Volke anthat, waren doch nicht die Verluste an materiellen Gütern, auch nicht einmal an politischen Rechten, sondern die Schäden, welche es an seinem Geiste nahm: die Verwilderung der Sitten, das Erlöschen des Freiheitssinnes. Ja selbst die Religiosität war entartet. Das Glaubensleben äußerte sich überall im Lande vorzugsweise in der Unduldsamkeit. Bei Manchen führte das Elend der Kriegszeit zum vollständigen Unglauben, bei vielen verdickte es noch den Aberglauben, von dem sich ohnehin niemand frei hielt. Er war schon im 16. Jahrhundert dicht genug; sah man doch im Jahre 1559 auf den Feldern von Berlin am hellen

Tage Gespenster. Im siebzehnten Jahrhundert wuchs er mächtig. Nicht nur daß man an Geistererscheinungen, an Zauberei und Wunderzeichen aller Art glaubte, daß man sich durch die „passauer Kunst“, die besonders bei dem Kriegsvolk im Schwange war, unverwundbar zu machen suchte, daß man Tränke braute, um Personen zur Liebe zu zwingen, und unter allerlei Beschwörungsformen nach verwunschenen Schätzen grub; — der Aberwitz steigerte sich auch zu verfolgungswüthigem Fanatismus. Der Glaube an Hexen und Teufelsbündner wurde mordsüchtig und zugleich epidemisch. Vor ihm war nun kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht, nicht Tugend, noch Verdienst sicher. Es genügte, daß eine Frau unheimlich oder sonderbar aussah, um sie in den Ruf einer Hexe zu bringen. Jeden Unfall schob man auf den Teufel und seine Spießgesellen. Blinder Verdacht, Neid, Haß, Rachsucht, alles trieb zur Angeberei. Die Thorheit war so ansteckend, daß manche sich selbst für Genossen des Teufels hielten. Und wer als Hexe oder Zauberer angeklagt wurde, verfiel der entsetzlichsten Behandlung. Man folterte die Unglücklichen so lange „von Rechtswegen“, bis sie von sich oder andern alles was man wollte, eingestanden, daß sie durch die Luft zum Hexensabbath geritten, die höllischen Feste am Blocksberg mitgemacht und in des Teufels Namen gezaubert hätten. Dafür wurden sie dann in allen Formen Rechtens verurtheilt und verbrannt. In allen deutschen Ländern ging mit furchtbarer Wuth diese Hexenjagd; überall loderten Scheiterhaufen als Opferflammen für den allgemeinen Wahn. Von 1651—1676 wurden allein im Hennebergschen 22 Hexen verbrannt. Anderwärts ließ damals die Pest schon nach; in den Staaten des großen Kurfürsten hatte sie überhaupt weniger um sich gegriffen.

Die geistige Rohheit und gemeine Sinnlichkeit, welche dem Aberglauben die meiste Nahrung gaben, zeigten sich auch in der maßlosen Schwelgerei, der die Deutschen, wenn sie die Mittel dazu hatten, damals überall fröhnten. Saufen, Spielen und Fluchen, das war bei den meisten die Würze des Lebens. Dazu kam nun das feinere und desto gefährlichere Gift französischer Unsitten. Ludwigs XIV. Hof war der Sammelplatz aller reizenden Laster und Wollüste und hierin wie in Pracht und Eleganz das Muster der übrigen Fürstenhöfe, die wieder für ihre Völker den Ton angaben. So drangen auch in Deutschland die französischen Moden und Sitten und mit ihnen die französischen Laster ein; und um gute Lebensart und feine Sitte an der Quelle zu erlernen, das modische Wesen aus erster Hand zu erhalten, holte man aus Paris die Meister der Bildung, französische Köche und Frisöre, Schneider und Tanzmeister, Sprachlehrer und Guvernanten, oder man reiste selber nach Paris, um sich das Deutschthum abzuschleifen.

Friedrich Wilhelm suchte diesem Unwesen dadurch zu begegnen, daß er seinen Unterthanen das Reisen nach Paris verbot. Das half indeß wenig, und manche ausländische Weise fand gerade durch das Beispiel des Kurfürsten Eingang, denn er liebte den Glanz und Prunk des Lebens und stellte mit Recht die westlichen Nachbaren, besonders die Holländer, seinem Volke in vielen Dingen als Muster vor. Zuerst nahm der Adel die fremde Art an, er wurde höfisch und modisch, dem Adel äffte wieder der Bürgerstand nach, zumal in der Putz- und Titelsucht. Gelähmt, gebrochen wie der deutsche Nationalgeist seit dem dreißigjährigen Kriege war, konnte er nicht einmal hindern, daß die Ausländerei auch in der Sprache

allgemein Platz griff. Die vaterländische Zunge wurde durch eine Unzahl fremder, besonders französischer Wörter und Wendungen entstellt und bei Vielen zu einem wahren „Kauderwelsch" verderbt. Woher sollte ihr auch der Schutz gegen solche Mißhandlung kommen? An den Hochschulen herrschte unumschränkt die Sprache der Gelehrten, das Latein; in den vornehmen Kreisen der Gesellschaft, im diplomatischen Verkehr und an vielen Höfen galt das Französische als zierlichster und anmuthigster Ausdruck; dort wie hier begannen die Träger der Bildung, die Stimmführer der öffentlichen Meinung sich fast ihrer Muttersprache, als einer barbarischen Mundart, zu schämen. Da sich so viele der fähigsten Köpfe von der deutschen Literatur abwandten, so geschah es, daß diese in der That nur Geringes leistete; die Blüthen, die sie im 17. Jahrhundert trieb, die schönen evangelischen Kirchenlieder, z. B. Paul Gerhardts „Befiehl du deine Wege", und in der Prosa die philosophischen Werke des Mystikers Jakob Böhme, eines Schuhmachers aus Görlitz (geb. 1575, gest. 1624), waren doch nur Ausnahmen und wurden von der Masse des Werthlosen weit überwogen. Es gab indessen noch vaterländisch gesinnte Männer genug, die sich dem Verfall der deutschen Art und Sprache entgegenstemmten. Das Beste geschah in dieser Beziehung durch die Dichter, besonders durch die „schlesische Dichterschule." Ihre Erzeugnisse hatten zwar wenig poetischen Werth, aber der Reinheit und Regelmäßigkeit der Sprache nützten sie mehr als die gelehrten Sprachgesellschaften, die an vielen Orten in Deutschland denselben Zweck verfolgten. Unter jenen Schlesiern erwarb sich Martin Opitz aus Boberfeld (geb. 1597, gest. 1639) das große Verdienst, daß er in seinem Buche „von der deutschen Poeterei" (1624) wieder den natürlichen Fluß des deutschen Verses zur Geltung brachte und für den verwilderten Versbau sprachgemäße Regeln aufstellte. Neben ihm gewannen auch die Schlesier Andreas Gryphius (1616—1664) und Friedrich von Logau (gest. 1655), der letztere als Schöpfer des Sinngedichts verdienten Ruhm. Auch das Herzogthum Preußen brachte damals eine Dichterschule von einiger Bedeutung hervor; es gehörten zu ihr die königsberger Dichter Roberthin, Albert und der berühmtere Simon Dach, dessen Lied „Annchen von Tharau" noch heute gesungen wird.

Was für Kunst und Wissenschaft geschah, ging im Allgemeinen doch mehr von den Landesherren als vom Volke aus; die wahren Sitze der Musen und Grazien waren nicht die Universitäten, die vielmehr in geschmackloser Pedanterie erstarrten, sondern die Fürstenhöfe. In der Mark hatten sich die Unterthanen ohnehin nie viel an geistigen Bestrebungen betheiligt. Allmählich wurde dies nun anders. Namentlich der Adel ließ mit der Zeit die alte Rohheit fahren und wendete sich häufiger als sonst den Studien zu, weil nur durch sie der Weg zum höheren Beamtenthum ging. So hatte denn schon der große Kurfürst unter seinen Räthen und Höflingen viele gelehrte Männer, die auf märkischem Sande geboren und erwachsen waren. Joachims I. Wort, „in der Mark seien die Gelehrten so selten wie weiße Raben", war also jetzt keine Wahrheit mehr. Wenn aber auch die Bildung des Volks im Großen und Ganzen nicht unbedeutende Fortschritte machte, so hatte man dies den Schulen zu verdanken, die nach Einführung der Reformation gegründet wurden. Freilich war auch in diesem Stück die Verwüstung des 30jährigen Krieges nur sehr schwer zu verwinden. Wie viel schön Keimendes, wie viel alt Ehrwürdiges hat er nicht zerstört. Er vernichtete

dem deutschen Volke auch den besten Theil seiner uralten Bräuche und Lustbarkeiten. Es hatte den fröhlichen frischen Muth verloren und war auf lange Zeit mühselig und stumpf geworden. Am wenigsten konnten nun geistige Volksbelustigungen gedeihen. In der Mark hatte man deren zu Anfang des 17. Jahrhunderts kennen gelernt. Damals durchzogen englische Schauspielerbanden ganz Norddeutschland, eine solche kam auch nach Berlin und führte hier unter Leitung eines gewissen Hans Stockfisch Schauspiele auf, die als etwas Neues großen Beifall fanden; denn was man hier von theatralischem Wesen bisher gesehen, waren nur kirchliche Darstellungen, die alten geistlichen „Mysterien" (biblischen Inhalts) und Schulakte, beides durchaus ernst und meistens langweilig. Aber dieser erste Anfang zu einer öffentlichen Schaubühne kam im dreißigjährigen Kriege wieder ab und nach dem Frieden durfte dergleichen nicht wieder eingeführt werden, weil Friedrich Wilhelm die Ansicht der Geistlichen theilte, die das Theaterwesen für unsittlich hielten. Er verbot sogar Fastnachtsspiele und öffentliche Lustaufzüge und gestattete nur Mummenscherze. Dagegen begünstigte er Belustigungen, die zugleich nützten, und führte namentlich Schützenfeste und Weihnachtsmärkte ein.

Nicht viel anders wie in der Mark sah es in den übrigen Provinzen des Staates aus; doch bemerkte man in den Bisthümern einen gewissen Wolstand und Ueberreste jener sorgfältigeren Kultur des Landes, die einst unter dem friedlichen Krummstab dem fetten Boden Reichthümer abgewann. Hier, wie in Kleve und Westfalen, hatten sich die Bauern mit ihrem Besitz auch einen großen Theil ihrer alten Freiheit erhalten. Auch in der Bildung standen die Bewohner der neu hinzugekommenen Gebiete den Märkern, Pommern, Preußen etwas voran, wie denn die größten wissenschaftlichen Leistungen, welche damals in den Staaten des großen Kurfürsten geschehen sind, nämlich die Erfindung der Luftpumpe und der Elektrisirmaschine (1650), Thaten eines Magdeburgers, des Bürgermeisters Otto von Guerike, waren.

Viertes Buch.

Vom Tode Friedrich Wilhelms des Großen bis zum Regierungs-Antritt Friedrichs des Großen.

Kurfürst Friedrich III.

Der große Kurfürst hatte von seiner ersten Gemahlin, Luise von Oranien, drei Söhne, Karl Emil, Friedrich und Ludwig; nur der mittlere, obwol an Körper und Geist schwächer als die Brüder, überlebte ihn; es schien, als wenn die Natur, wie sie pflegt, die Größe des Vaters durch die Kleinheit seines Nachfolgers ausgleichen wolle. Sie hatte Friedrich III. stiefmütterlich bedacht, ihm einen schwächlichen Körper, der noch durch ein verwachsenes Rückgrat entstellt wurde, und geringe geistige Anlagen, als herrschenden Charakterzug aber eine maßlose Eitelkeit und Prunksucht mitgegeben. Daß gleichwol aus diesem unbedeutenden Wesen etwas Besseres wurde als ein hohler Geck, verdankte man dem ausgezeichneten Erzieher des jungen Prinzen, dem wackeren und klugen Dankelmann.

Eberhard von Dankelmann, geboren 1643 zu Lingen, hatte sich durch gründliche Studien und durch Reisen nach den damaligen Hauptsitzen aller Kultur, nach England, Holland, Frankreich und Italien, eine frühreife und vielseitige Bildung erworben. Seine Talente, seine Gelehrsamkeit und Welterfahrung empfahlen ihn dem großen Kurfürsten, der ihn (1663) zum Erzieher seines zweiten Sohnes wählte. Dankelmann widmete sich diesem Amte mit ganzer Hingebung; er nahm die mittelmäßigen Fähigkeiten des Knaben, der damals 6 Jahre alt war (geb. 11. Juli 1657 zu Königsberg), mit Kraft und Ernst in Zucht, und es gelang ihm, dem Prinzen nicht bloß viele Kenntnisse, wie sie ein Fürstensohn zu jener Zeit brauchte, beizubringen, sondern auch dem Willen des Prinzen einen gewissen Halt und Adel zu geben. Dabei pflegte er wie ein Vater die Gesundheit seines Zöglings und rettete ihn zweimal vom Tode, als derselbe gefährlich erkrankt, von allen andern schon aufgegeben war. Selbst sein kleines

Vermögen opferte er im Dienste des Kurprinzen. Friedrich vergalt diese Treue, indem er sich willig Dankelmanns Leitung hingab und dessen höherer Einsicht und edelen Absichten unbedingt vertraute. Er bedurfte auch als Kurfürst eines so tüchtigen Berathers. Denn die Erziehung hatte an ihm zwar viel Gutes gewirkt, aber seine Natur doch nicht von Grund aus ändern können. Er war gutmüthig und wolwollend, von aufrichtiger Frömmigkeit und wenigstens in seiner ersten Zeit von der Eitelkeit noch nicht so verblendet, um nicht Belehrungen, selbst wenn sie verletzten, dankbar hinzunehmen. Diese Züge traten zuweilen sehr schön hervor. Sein Hofprediger Kochius war ein strenger Eiferer, der Anstößiges nie ungerügt ließ. Einmal führte der junge Kurfürst selber bei einem Hoffeste eine Maskerade auf, die dem Geistlichen unschicklich schien; Tags darauf kam Kochius, seinen Unwillen zu äußern; aber die Hofleute ließen ihn nicht vor. Da predigte er denn am nächsten Sonntag vor dem ganzen Hofe und dem Kurfürsten über den anstößigen Vorgang. Als Antwort schickte ihm sein Herr seinen Dank mit reichen Geschenken (600 Thlr. und eine Amtsbestallung für seinen Sohn) zum Lohn, daß er ihm ohne Menschenfurcht öffentlich die Wahrheit gesagt. Kochius bewies hier übrigens, wie ernst es ihm um die Sache zu thun war. Denn als der Hofmarschall, der des Kurfürsten Sendung brachte, sich dabei die Ermahnung erlaubte, Kochius möge den Hof künftig doch mehr schonen, rief der redliche Seelsorger: „Ehe daß ich ein pflichtvergessener stummer Hund werde, mag Geld und Amt dahin fahren", und damit warf er die Geschenke hin und eilte fort. Nur mit Mühe vermochte der bestürzte Marschall, der sich tausendmal entschuldigte und seine unbefugte Rede widerrief, den Prediger zu bewegen, daß er die kurfürstlichen Gaben annahm.

Aber so gut auch Friedrichs III. Herz sein mochte, sein Wille war stark nur wo es dem Schimmer galt und sein Geist blieb ohne höheren Schwung. Feierlichkeiten, Aufzüge, Formeln voll Prunk und Pomp erfüllten seine Seele und bildeten die Freude und das Geschäft seines Lebens. Hier befand er sich in seinem Elemente; Niemand verstand es besser, glänzende Hoffeste zu veranstalten; kein Hofmarschall, kein Zeremonienmeister that es ihm in Erfindung und Beobachtung von Regeln der Etikette gleich. Er war, wie Friedrich II. von ihm sagt, groß in kleinen Dingen und klein in großen. Denn wenn auch seine Eitelkeit, die ihn sein Lebelang zur Erhöhung seines Ansehens trieb, sich als ein nützliches Motiv für den Staat erwies, so war doch die Kunst des Regenten, des Staatsmanns und des Feldherrn nie seine Sache; er überließ sie seinen Dienern. So lange nun Dankelmann hier seine rechte Hand blieb, stand es auch gut um die Regierung.

Es kam zunächst darauf an, den Kurfürsten aus den Banden des Testaments seines Vaters und zugleich aus den Schlingen Oesterreichs zu befreien. Das eine gelang: Friedrich III. stieß sofort nach seinem Regierungsantritt jene Verfügung, die dem hohenzollerschen Hausgesetz und dem Staatswol zuwider eine Ländertheilung anordnete, um und verglich sich dann mit seiner Stiefmutter und seinen Stiefbrüdern, indem er ihre Ansprüche mit Jahrgeldern und Aemtern abkaufte. Dagegen ließ sich der Kaiser das Recht, das er hinterlistiger Weise erschlichen, nicht wieder nehmen. Vergebens erklärte Friedrich III., er sei als Kurprinz schmählich betrogen worden, der österreichische Gesandte habe ihm nichts

davon gesagt, daß Schwiebus eine Entschädigung für die schlesischen Herzogthümer war, und ihm durch falsche Darstellungen ein Versprechen abgelockt, zu dem er als Kurprinz nicht einmal befugt gewesen. Er gab endlich nach, trat Schwiebus wieder ab, stellte dem Kaiser überall Hülfstruppen gegen dessen Feinde, und begnügte sich für alles dies mit den geringen Entschädigungen, die der Vertrag von 1695 gewährte — einer Geldsumme (250,000 rhein. Gulden) und der Anwartschaft auf Ostfriesland sowie auf die fränkischen Grafschaften Limburg und Speckfeld; — er handelte so, weil er sich von dem Bündnisse mit Oesterreich wenigstens für die Zukunft große Vortheile versprach.

Seine auswärtige Politik nützte überhaupt zunächst mehr andern als ihm selbst; aber sie ebnete ihm die Wege zu dem Ziel, das er sich in seinem Herzen steckte. Sie floß übrigens aus wahrer Ueberzeugung. Für Deutschland und für den Protestantismus gegen Frankreich, das war die Richtung, die ihm der große Kurfürst vorgezeichnet und die Friedrich III. aus eigener Neigung beibehielt. Von den alten Räthen seines Vaters und von Dankelmann unterstützt, hat er schon im ersten Jahre seiner Regierung dem deutschen Vaterlande und der evangelischen Kirche die wesentlichsten Dienste geleistet, indem er den furchtbarsten Feind beider, Ludwig XIV., trotz aller Lockungen aufs Aeußerste bekämpfte und die Pläne ausführte, über denen sein Vater gestorben war. Als im November 1688 Wilhelm von Oranien in England einfiel und Jakob II. vertrieb, waren es brandenburgische Hülfstruppen, die nebst holländischen unter dem Befehl des Marschalls Schomberg ihm dabei halfen, während andere Brandenburger ihm unterdeß in Holland den Rücken deckten. Und als Ludwig XIV. zu derselben Zeit gegen das deutsche Reich den angedrohten Raubkrieg unternahm, die Pfalz mit seinen Heeren überschwemmte, Kurköln und Kurmainz auf seiner Seite, Baiern ihm geneigt, Mittel- und Süd-Deutschland ihm offen stand und selbst der Kaiser, unwillig über des protestantischen Oraniers Erfolg, zögerte, — da war es wieder der Brandenburger, der dem Vaterlande entschlossen beisprang und mit Hülfe der anderen norddeutschen Protestanten die große Gefahr abwehrte. Er rettete die wichtige Stadt Köln, indem er zeitig brandenburgische und jülichsche Truppen hineinwarf, ließ dann im Winter 1688/89 noch 20,000 Mann Brandenburger unter Schöning und Barfuß an den Niederrhein marschiren und Westfalen vom Feinde säubern. Nun kamen auch die Süddeutschen in Bewegung und die gräuliche Verwüstung der Pfalz, wo die Franzosen im Frühling 1689 wie Kannibalen hausten, empörte selbst den Jesuitenfreund Leopold. Denn alle Schandthaten des 30jährigen Krieges wurden hier von den Franzosen noch überboten; diese Nation, die in ihrem Dünkel sich rühmte an der Spitze der Zivilisation zu marschiren, zeigte jetzt, wie so oft in ihren Kriegen, welch brutale Rohheit, welch frecher Uebermuth hinter dem Firniß ihrer äußeren Manierlichkeit lauerten. Unter Frevelthaten der scheußlichsten Art verwandelten die Mordbrenner auf Befehl ihres „allerchristlichsten" Königs das wehrlose Land in eine Einöde. Aber diese Maßregel vermehrte nur den Abscheu, nicht den Schrecken vor Ludwigs Macht; die öffentliche Meinung Europas, die bereits anfing eine Macht zu werden, brandmarkte den Barbaren, und ihre Urtheile erhielten Nachdruck durch die große Koalition, welche sich jetzt gegen ihn bildete. Deutschland, Holland, England, Spanien, Savoyen — alle Nachbaren verbündeten sich, um den Despoten, der sie alle beschädigte oder be-

drohte, niederzuwerfen. Es war um ihn geschehen, wenn sie einig blieben und mit Thatkraft handelten. Wenigstens Brandenburg ließ es an sich nicht fehlen. Friedrich III. übernahm selber am Niederrhein das Kommando über das aus Holländern, Münsterschen und Brandenburgern bestehende Bundesheer, eroberte, während die Kaiserlichen Mainz berannten, die Festungen Kaiserswerth und Rheinbergen, und legte sich dann (4. Juli 1689) vor Bonn, bei dessen Belagerung er viel persönlichen Muth zeigte, eine Eigenschaft, die auch dem schwächsten Hohenzoller nie gefehlt hat. Hier wie in Mainz vertheidigten sich die Franzosen indeß mit großer Hartnäckigkeit; sie hielten diese wichtigen Plätze bis in den Herbst; erst am 12. Oktober 1689 konnte der Kurfürst als Sieger in Bonn einziehen. Dem guten Anfang entsprach indeß der Fortgang des Krieges nicht, vielmehr machte der Feind in den nächsten Jahren doch wieder Fortschritte; die Schuld trug hauptsächlich der Kaiser, der seine Kraft lieber zur Vergrößerung seiner Hausmacht gegen die Türken verwendete. Denn (wie der spanische Gesandte sehr richtig bemerkte): „die kaiserlichen Räthe fragten wenig danach, ob ganz Deutschland zu Grunde gehe, wenn nur in Ungarn eine elende Hütte erobert werde." Dabei schien es Oesterreich fast darauf anzulegen, daß auch Brandenburg sich um die Vertheidigung Deutschlands kein Verdienst erwerbe. Denn obwol Friedrich III. in diesem Feldzuge fast doppelt so viel Truppen gestellt hatte als alle anderen Reichsstände, so gab ihm der Kaiser doch einen weit kleineren Antheil an den „Winterquartieren", d. h. an den Kriegskontributionen, die das Reich für die Reichstruppen aufbrachte, und ließ nicht zu, daß die Brandenburger sich bis ins Jülichsche einquartierten. Die Folge war, daß im nächsten Frühjahr (1690) der Feind in das schutzlose Jülich einfiel und es furchtbar verwüstete. Aber auch Wilhelm III., jetzt König von England, belohnte den Kurfürsten mit Undank; er zahlte ihm, dem der Krieg schon 3 Millionen gekostet, nicht einmal die versprochenen Hülfsgelder, obwol sein Gesandter in Berlin doch anerkannte, „Brandenburgs Beistand habe wesentlich zur Rettung und Freiheit Englands beigetragen." Es war wol kein gemeines Beispiel von Pflichttreue, wenn Friedrich nichtsdestoweniger den Krieg mit allem Nachdruck fortsetzte und auf die lockendsten Anerbietungen Frankreichs endlich kurzweg erklärte, „wer ihm noch einmal ein solches Schreiben bringe, den werde er aufhängen lassen." Die anderen deutschen Stände dagegen wurden lässig, Spanien konnte längst sich selbst nicht mehr helfen, die Truppen Wilhelms III. erlagen dem Talent des französischen Feldherrn, des Marschalls von Luxemburg — alles dies erhöhte den Werth der brandenburgischen Hülfe. Die Verbündeten sicherten sie sich, indem sie im Vertrage zu Lennick (bei Brüssel) am 6. September 1690 dem Kurfürsten eine monatliche Subsidie von 100,000 holländischen Gulden versprachen, wovon Spanien die eine, Holland und England die andere Hälfte übernahmen. Dafür verpflichtete sich Friedrich III., während des ganzen Krieges 20,000 Mann seiner Truppen auf dem linken Rheinufer zu halten, die in Verbindung mit dem spanisch-holländisch-englischen Heere die Niederlande vertheidigen sollten. Aehnliche Subsidienverträge schloß Wilhelm III., jetzt die Seele der Koalition, mit andern deutschen Fürsten, mit Savoyen und dem Kaiser. Er hielt überhaupt die Bewegung Europas gegen Ludwig XIV. im Gange, wenn auch die Eifersucht, die Schlaffheit und der Eigensinn vieler Bundesglieder es nicht zu großen Erfolgen kommen

ließen. Am besten gings noch am Niederrhein, wo König Wilhelm selber den Oberbefehl führte und an den Brandenburgern in seinem Heere ausgezeichnete Truppen hatte; er gestand von ihnen, „es sei schönes Fußvolk, doch noch tapferer als schön", und als er 1695 die Festung Namür wieder gewann, sagte er zu dem brandenburgischen Feldmarschall Flemming in seinem Niederdeutsch: „Es ist seker, dat juge Truppen den größten Part an der Eroberung haben. Ick bin dem Herrn Korförsten sehr obligirt und ju alle."

In jener Zeit kämpften die Brandenburger zugleich in den Niederlanden, in Italien und in Ungarn, wider Franzosen und Türken, wider des Reichs und des Kaisers Feinde. Sie halfen den Kaiserlichen 1694 die lombardische Festung Kasale erobern; sie hatten an allen Siegen über die Türken einen hervorragenden Antheil. In der glücklichen Schlacht bei Salankemen (gegenüber der Theißmündung) am 29. August 1691 bezahlten sie ihn mit dem sechsten Theil ihres Heers, 1000 Mann an Todten und Verwundeten, und das Lob des kaiserlichen Feldherrn, Ludwig von Baden, war ihr einziger Lohn; der Kaiser wollte nicht einmal die nöthigen Werbegelder hergeben, um die Lücken in ihren Reihen auszufüllen. Dennoch ließ sich Friedrich III. bewegen, im nächsten Jahre wieder 6000 Mann nach Ungarn zu schicken, die dann 7 Jahre dort blieben, zuletzt wie hier das ganze kaiserliche und Reichs-Heer unter dem Oberbefehl des Prinzen Eugen von Savoyen. Der „edle Ritter", wie ihn das alte Volkslied nennt, entfaltete in diesen Türkenkriegen jene außerordentlichen Feldherrntalente, jene Umsicht und Klugheit, Thatkraft und Raschheit, die ihn bald zur stärksten Säule des habsburgischen Thrones machten; dabei zeigte er sich, obwol zu Paris (1663) und aus romanischem Geschlecht geboren, ganz als rechter deutscher Mann, besonnen und tapfer, heldenkühn und bescheiden, anerkennend jedes fremde Verdienst. Er wußte es zu schätzen, was ihm die Brandenburger waren; nach der Schlacht bei Zenta (unweit Szegedin) am 11. September 1697 umarmte er öffentlich den kurfürstlichen General von Schlabrendorf und bezeugte, daß er „nächst Gott ihm und der Tapferkeit seiner Brandenburger den herrlichen Sieg verdanke."

Während Friedrich III. so die Kräfte seines Staates überall für Deutschland und für Oesterreich opferte, ließ Kaiser Leopold die Dinge am Rhein gehen, wie sie mochten, und die Franzosen hätten dort noch mehr Schaden stiften können, wenn nicht Ludwig, um bei dem bevorstehenden Erlöschen der spanischen Dynastie freie Hand zu haben und seine Kräfte für dies Ereigniß zu sparen, selber zum Frieden geneigt gewesen wäre. Deutschland zog freilich auch so den Kürzeren; denn nachdem sich Ludwig mit seinen übrigen Gegnern einzeln geeinigt, stand es ihm wieder allein gegenüber und mußte seine Bedingungen hinnehmen, wie es für ein Reich sich schickte, dessen Verfassung so elend und dessen Kaiser immer bereit war, zwar die Deutschen für Oesterreich, aber nicht die Oesterreicher für Deutschland fechten zu lassen. So ward denn am 20. Oktober 1697 der Friede zu Ryswick geschlossen, in welchem Ludwig einige seiner Reunionen herausgab, aber Strasburg und die Suveränetät über den Elsaß behielt, auch mit stillem Beifall des intoleranten Kaisers und der katholischen Reichsfürsten, namentlich des Kurfürsten von der Pfalz es gegen den Widerspruch der Evangelischen durchsetzte, daß in der Pfalz die evangelische Kirche, wo er sie durch seine Mordbrenner

ausgerottet, nicht wieder hergestellt werden durfte. Viele Tausende der reformirten Pfälzer mußten nun ihrer schönen Heimat den Rücken kehren; Ludwig aber erreichte durch diese schreiende Ungerechtigkeit, die zugleich für Deutschland eine Schmach war, zweierlei: er fügte dem verhaßten Protestantismus beträchtlichen Schaden zu, und er säte zwischen den Evangelischen und den Katholischen in Deutschland Unfrieden, der dieses Reich noch schwächer machen mußte als es ohnehin war.

So hatte Oesterreich wiederum den protestantischen Waffenbrüdern, die ihm überall so treulich beigestanden, übel gelohnt und seinen deutschen Pflichten gefehlt, und das Haus Hohenzollern war noch nicht mächtig genug, statt Habsburgs ganz allein Deutschland zu beschirmen. Friedrich III. erklärte öffentlich: „Allein habe er nicht im Felde bleiben können, wie zu eigenem großen Nachtheil sein Vater nach dem nimweger Frieden. Er habe sich unter allen Reichsfürsten zuerst vor den Riß gestellt, Bündnisse geschlossen und veranlaßt, auch über 20,000 Mann größtentheils auf eigene Kosten gehalten und sich so gezeigt, daß wenn man einig gewesen, die Sache einen besseren Ausgang genommen haben würde.“ Er selbst gewann für seine außerordentlichen Anstrengungen in diesem langen Kriege an materiellen Vortheilen durchaus gar nichts. Desto größeren Nutzen zogen die Habsburger; während deutsches Land am Rhein französisch wurde, breiteten sie ihr Donaureich weithin unter den Südslawen aus; nachdem sie zu Ryswick Deutschland in Schaden gelassen, konnten sie zwei Jahre darauf zu Karlowitz die Früchte des Türkenkriegs, den vollständigen Besitz Ungarns und Siebenbürgens, auch Slavonien und Sirmien, für sich einernten.

Eins hatte Brandenburg doch erreicht: die Welt sah, daß dieser junge Staat Vortreffliches leistete, obwol der große Mann dahin war, der ihn geschaffen. So konnte Friedrich III. durch das steigende Ansehn seines Hauses wie durch das Bewußtsein für eine gute Sache und mit Ruhm gekämpft zu haben, sich ermuntert fühlen nach dem zu streben, was ihm heimlich der Zweck seines Lebens schien: auch äußerlich den Königen der Erde gleich zu sehen. Aber jener moralische Erfolg konnte auch dem Lande einigermaßen als Ersatz gelten für die Opfer, die es gebracht hatte, zumal da die übrige Regententhätigkeit des Kurfürsten in dieser Zeit nicht ohne Verdienst war. Denn wenn Friedrich III. auch in vielen Dingen der Schein über das Wesen ging, so wußte er doch ganz wol, wo die wahren Interessen seines Hauses lagen, daß der Staat sich mit moralischen Erfolgen nicht begnügen, sondern zugleich materiell wachsen müsse, und er machte auch einige Anstalten ihn zu vergrößern, benutzte wenigstens Gelegenheiten, die sich von selbst darboten. Im Jahre 1697 war August der Starke Kurfürst von Sachsen zum König von Polen gewählt worden, er hatte dafür seinen Glauben und große Geldsummen hingegeben und er bedurfte, um die theure Krone mit Anstand zu tragen, noch größere Summen. Daher wandte er sich an seinen Nachbar, den Brandenburger, der zwar ebenfalls für glänzende Nichtigkeiten viel Geld verthat, aber doch soviel Hohenzollernart bewahrte, um auch zu nützlichen Dingen noch die Mittel zu haben. So kamen unter Vermittelung eines Juden einige Kaufgeschäfte zu Stande: Sachsen trat für 300,000 Thlr. die Erbvogtei über das Reichsstift Quedlinburg und die Reichsvogtei und das Schultheißenamt der Reichsstadt Nordhausen, für 40,000 Thlr. das Amt Petersberg bei Halle erb- und eigenthümlich an Brandenburg

ab. Die Quedlinburger und Nordhäuser waren es freilich nicht zufrieden; sie sahen richtig voraus, daß ihre Rechte und Freiheiten unter dem absoluten Zepter der Hohenzollern nicht würden bestehen bleiben; aber ihr Einspruch half nichts. Friedrich ließ sofort zwei Kompanien nach Quedlinburg marschiren, die sich mit List und Gewalt der Stadt bemächtigten und die Huldigung erwirkten (1698). Aehnlich verfuhr er einige Jahre später mit Nordhausen (1703). Die Geldnoth des polnischen Königs schien ihm auch in Preußen eine ansehnliche Stadt verschaffen zu können, er forderte von ihm Elbing oder das Geld, wofür es seit 1657 an Brandenburg verpfändet worden war, und da er keins von beiden erhielt, so zwang er Elbing, nachdem eine Ueberrumpelung mißglückt war, mit Gewalt, kürfürstliche Besatzung einzunehmen (10. November 1698). Doch fehlte ihm die Festigkeit, was er in Händen hatte, gegen die Kriegsdrohungen Polens zu behaupten; er ließ sich (1700) vom Kaiser zu einem Vergleich bereden, kraft dessen die Brandenburger die Stadt räumten, die nun eine polnische Garnison aufnehmen mußte. Die Polen gaben ihm dafür die moskowitische Krone und andere Kleinodien ihres Kronschatzes in Pfand; als sie dann die Summe doch nicht bezahlten, nahm Friedrich 1703 wenigstens das elbingische Landgebiet in Besitz.

Noch ein anderer und weit wichtigerer Gewinn fiel dem Hause Hohenzollern durch Augusts Rangerhöhung zu. Kursachsen war von altersher das Haupt der deutschen Protestanten gewesen. Diese Führerschaft kam nun, da die Kurfürsten von Sachsen seit 1697 Katholiken waren, naturgemäß und thatsächlich an Brandenburg, das sich so in der Stellung, die ihm der große Kurfürst angewiesen, bestätigt und verstärkt sah. Friedrich III. verkannte auch hier seine Aufgabe nicht; es that seinem frommen Herzen und seinem Ehrgeize wol, als der Beschützer aller seiner Glaubensgenossen auf dem Festlande zu gelten. Auch erfüllte er wenigstens gegen die protestantischen Einwanderer, die ihm der Vater noch auf dem Sterbebette als heiliges Vermächtniß empfohlen, die Pflicht, welche jener Ehrenanspruch ihm auferlegte. Mit offenen Armen und thätiger Unterstützung nahm er sie auf, woher sie auch kamen. Am stärksten floß der Strom der Einwanderung aus Frankreich, vorzüglich aus den lothringischen Bisthümern, Metz, Toul, und Verdün, dann auch aus der Pfalz. Im Jahre 1700 betrug die Zahl der Franzosen allein im Magdeburgischen an 15,000, neben ihnen saßen ebendort Wallonen und französische Schweizer, auch 400 pfälzische Familien, welche die seit Tillys Zeit noch zerstört liegenden Stadttheile anbauten und hier wie bei Stendal und Burg Tabaks-, Gemüse- und Obstbau trieben. Sie alle erhielten nicht nur Gelegenheit und Beihülfe zur Ansiedlung, sondern auch viele Privilegien. Aber sie belohnten auch die Gastfreundschaft, die ihnen der Staat erwies, reichlich durch das große Kapital an geistigen und materiellen Mitteln, welches sie mitbrachten. Man zählte nun schon 43 neue Gewerbe, die sie im Lande eingeführt hatten; denn namentlich von den Franzosen traten zwar viele in das Heer oder in den Beamtenstand ein, bei weitem die meisten aber waren Industrielle. Durch sie erhielt manche Produktion sogar einen hohen Aufschwung, insbesondere die Fabrikation von Seiden-, Leder-, Gold- und Silberwaren; und die Regierung half ihnen dabei, indem sie Walkemühlen, Pressen, Färbereien und Warenmagazine anlegte. Die Eingebornen sahen freilich zu den großen Begünstigungen, welche die

rührigen Fremdlinge genossen, ziemlich schel; doch kam auch ihnen der regere Verkehr zu Gute, und die Vermischung mit den Einwanderern wirkte wenigstens in der Hauptstadt, wo sie am stärksten war, selbst auf den Nationalcharakter vortheilhaft ein. Denn zu der deutschen Gründlichkeit und Biederkeit kam durch das einfließende französische Blut in die Berliner eine große geistige Beweglichkeit und Gewandtheit. Für den Staat aber war die Gewohnheit, von überall her Kräfte an sich zu ziehen und ohne Rücksicht auf Nationalität und Religion in seinen Dienst zu nehmen nicht bloß insofern sehr heilsam, als sie die Schroffheiten des deutschen und protestantischen Nationalgeistes, die Neigung sich aus- und abzuschließen, die Unduldsamkeit gegen andere Stämme und Bekenntnisse, abschleifen half, ohne doch dessen Grund und Vorzüge zu zerstören, sie nützte zugleich als eine reiche Quelle stets frischen neuen Lebens. Die Nachfolger des großen Kurfürsten haben denn auch diesen weisen Grundsatz, ihr Land allen Talenten zu öffnen, nicht wieder aufgegeben. Er führte unter Friedrich III. auch zu einer Schöpfung, welche für das geistige Streben im Volke außerordentlich segensreich war, zu der Stiftung der Universität Halle.

An der leipziger Hochschule trieb damals ein arger Ketzer sein Wesen, so wenigstens erschien er den strengen Lutheranern und steifen Pedanten, die hier auf den Kathedern thronten. Es war ein junger Doktor der Rechte, Christian Thomasius, der sich erkühnte, allerlei Neuerungen aufzubringen; er vertheidigte die Reformirten und die gemäßigten Lutheraner, er meinte, die Orthodoxen seien unduldsam und zuweilen Heuchler, er nannte die Weise seiner Kollegen Perückenthum, er griff gar die königliche Majestät an, indem er die Lehre, die fürstliche Gewalt stamme direkt von Gott, für abgeschmackt, der Vernunft und der heiligen Schrift fremd erklärte und behauptete, daß zur Suveränetät schlechterdings auch die Zustimmung des Volks gehöre; endlich was nicht die kleinste Ketzerei war, er redete auf dem Katheder und in seinen Schriften nicht lateinisch, sondern deutsch! Alles dies reichte mehr als hin, ihn zu stürzen. Nachdem seine gelehrten und frommen Feinde den Krieg mit der Zunge und der Feder, den er mächtig gegen sie erhoben, eine Weile ausgehalten hatten, riefen sie die Obrigkeit zu Hülfe, die dem gefährlichen Doktor ein für alle Mal den Mund verbot. August der Starke wollte ihn sogar ins Gefängniß werfen lassen; Thomasius floh aber (1690) und ging nun nach Berlin an den Hof des Fürsten, der sich eine Ehre daraus machte freisinnig zu sein. Friedrich III. nahm den ausgezeichneten Gelehrten freudig in seinen Schutz, gab ihm den Rathstitel, ein Jahrgehalt und die Erlaubniß, in Halle philosophische und juristische Vorlesungen zu halten. Diese Vorträge, voll Geist und Lebendigkeit und in allgemein verständlicher Form, zogen bald so viele Zuhörer herbei, daß die Wohnung des Gelehrten sie nicht faßte. Auch die deutsche Zeitschrift, die erste in dieser Sprache, die Thomasius seit 1688 herausgab, fand vielen Beifall. Man erkannte es dankbar an, daß er die Wissenschaft, indem er ihr eine deutsche Zunge gab, weit mehr in das Volk brachte als es bisher möglich war, und daß sie bei ihm ohne Gelehrtenkrämerei doch gründlich blieb und sogar ein neues Feld beschritt; denn Thomasius war der Erste, der in Deutschland ein wissenschaftliches Naturrecht lehrte. Der Kurfürst beschloß daher auf Dankelmanns und des berliner Geistlichen Spener Rath, den Keim, den Thomasius in Halle gepflanzt, in Pflege zu nehmen und dort eine Universität zu gründen.

Schon sein Vater hatte ja den Gedanken gehabt, für die Lutheraner im Magdeburgischen und in den angrenzenden Landschaften eine eigene Hochschule zu errichten, damit sie nicht im Auslande, zumal in dem unduldsamen Sachsen, zu studiren brauchten; denn Frankfurt und Duisburg waren reformirt und Königsberg zu entlegen. Diesen Gedanken führte Friedrich III. aus; er berief den Theologen Franke, den man in Erfurt seines Amts entsetzt und verbannt hatte, und andere tüchtige Gelehrte nach Halle, ertheilte der neuen lutherischen Universität am 20. Juni 1692 ihr Privilegium, welches der Kaiser im folgenden Jahre bestätigte, und weihte sie am 11. Juli 1694 mit großer Pracht ein. Sie zählte damals schon 765, zehn Jahre darauf an 2000 Studirende und wurde für ganz Deutschland, am meisten für den preußischen Staat ein höchst wirksamer Born der Wissenschaft, brachte überdies durch den Zufluß wolhabender Fremden auch selbst in materieller Hinsicht manchen Vortheil.

Wie Thomasius, so gereichte namentlich auch Franke der neuen Universität und dem neuen Vaterlande zur höchsten Zierde; sein Name leuchtet mit hellem Glanze durch alle Zeiten. Denn er ist der Stifter jenes „Siegesdenkmals des Gottvertrauens und der Menschenliebe," des weltberühmten hallischen Waisenhauses. August Hermann Franke[3] hatte bei dem Studium der lutherischen Theologie, die er zu seinem Lebensberuf gewählt, frühzeitig an dem starren Formelthum der Strenggläubigen Anstoß genommen. Er schloß sich daher derjenigen Richtung in der protestantischen Kirche an, die, am entschiedensten von Jakob Spener[4] zu Strasburg vertreten, im Gegensatz zu der dürren Wortklauberei und dem geistlichen Hochmuth der Theologie auf werkthätige Liebe drang. Die „Pietisten", wie man Speners Anhänger nannte, setzten das Wesen des Christenthums in Reinheit und Wärme des Herzens, Innerlichkeit des Glaubens, fruchtbringende Frömmigkeit. In diesem Sinne legte auch Franke die Bibel aus. Von Leipzig, von Erfurt verjagt, fand er eine Zuflucht in Halle, wo seine begeisterten Predigten eben so sehr das Volk wie die Studenten hinrissen. Aber der reichste Segen ruhte auf den Werken christlicher Barmherzigkeit, die der fromme Mann hier unternahm. Ihn rührte es tief, wie versunken in geistigem und leiblichem Elend die unteren Volksschichten waren; er opferte, es zu lindern, seine eigenen geringen Einkünfte und bewog auch andere zu helfen. Die Almosenordnung, die er in der Vorstadt Glaucha einführte, fand so vielen Beifall, daß seine Armenbüchse nie leer ward. In dem felsenfesten Vertrauen, Gott werde ihm immer barmherziger Menschen Beistand erwecken, begann er nun mit einem Kapital von 4½ Rthlr. eine dauernde Stiftung: er fing damit eine Armenschule an, kaufte für 2 Thlr. Bücher und gab einem Studenten monatlich 1 Thlr., damit er ihn beim Unterricht der armen Kinder unterstütze. Bald schickten ihm auch wolhabende Bürger ihre Kinder zu und bezahlten dafür. Der Ruf der Anstalt wuchs immer höher, so entstand allmählich das hallische Pädagogium. Aber der bloße Unterricht linderte die Noth wenig; Franke beschloß, die Kinder ganz in Pflege zu nehmen. Ohne Geld, aber von Gottes Hülfe überzeugt, legte er am 24. Juli 1698 den Grundstein zu dem großen hallischen Waisenhause. „Da war kein Vorrath, schrieb er nachmals, nicht eine Hütte zu bauen, geschweige ein Waisenhaus für ein Par 100 Menschen; aber der Herr hats mit der That bewiesen, daß er sich zu der Sache bekennen wolle, und von Woche zu Woche

gleichsam zugebröckelt, was die Nothdurft erforderte, daß die Waisenkinder nicht Hunger gelitten und die Bauleute bezahlt wurden. Mit Gott hat es mir noch niemals gefehlt, aber mit Menschen und ihren Vertröstungen vielmals; wenn's aber mit dem einen fehlte, hat Gott den andern erweckt, wenn sich eine Quelle verstopft hat, hat sich die andere eröffnet." Am reichsten steuerte der Freiherr von Canstein bei; dieser edle Mann gab sein ganzes Vermögen her, in der Buchhandlung des Waisenhauses eine große Bibelanstalt zur Verbreitung des göttlichen Worts zu gründen. Neben diesen Schöpfungen entstanden noch ein neues Pädagogium und Lehrerseminar, eine Töchterschule, ein Krankenhaus, ein Witwenhospital. Die frankeschen Stiftungen erwuchsen fast zu einer kleinen Stadt und haben über Hunderttausende von Menschen Segen verbreitet. Am 8. Juni 1729 starb Franke; die dankbare Nachwelt setzte ihm ein Denkmal mit der Inschrift, die das Geheimniß seiner wunderbaren Leistungen enthält: „Er vertraute Gott."

Was Franke that, geschah ohne besondere Unterstützung des Kurfürsten; doch durfte sich dieser es immerhin zur Ehre anrechnen, Männer wie Thomasius und Franke geschützt zu haben. Er bewies auch gegen Pufendorf, den er 1688 aus schwedischen Diensten förmlich in die seinigen gezogen, einen edeln Freisinn, ließ ihn für die „Geschichte des großen Kurfürsten" die geheimsten Staatsschriften im Archiv benutzen, und als das treffliche Werk fertig war, belohnte er den Verfasser, der in einer Zeit, wo es Sitte war, den Fürsten zu schmeicheln, mit unerhörter Wahrhaftigkeit und rücksichtsloser Treue geschrieben hatte, durch reiche Geschenke und hohe Ehren. Pufendorf starb 1694, 62 Jahre alt; er war der erste in Deutschland, der die Geschichtschreibung auf einen höheren Standpunkt als denjenigen der Chroniken oder kritiklosen Sammelwerke erhob. Auch auf die Entwickelung des Staatsrechts haben seine gelehrten Arbeiten einen förderndem Einfluß geübt.

Die Kunst begünstigte Friedrich III. schon darum, weil ihre Werke am meisten in die Augen fallen. Er vermehrte daher mit verschwenderischer Freigebigkeit die Zahl seiner Hofkünstler, unter denen nun auch schon ziemlich viel Eingeborne waren, wie die Maler Belau aus Magdeburg, Eltester aus Potsdam, Gericke aus Spandau, und so bedeutende Talente, wie Schlüter und Ersander von Göthe. Manch vorzügliches Kunstwerk stammt aus dieser Zeit, vor allen berühmt Schlüters Reiterstatue des großen Kurfürsten, das Zeughaus, an welchem Nering und Schlüter, das charlottenburger Schloß, an welchem Schlüter und Göthe sich verewigt haben. Des Kurfürsten Namen trägt die Friedrichsstadt in Berlin, die durch Nering bebaut wurde; als dieser 1695 starb, standen hier schon 300 Häuser. Die bildenden Künste sollten indeß in der Mark auch eine Anstalt haben, die für sie wäre, was eine Universität für die Wissenschaften; zu diesem Ende errichtete Friedrich III. 1696 zu Berlin eine „Akademie der bildenden Künste." Die Dicht- und Tonkunst schätzte er weniger; sie fanden an seiner Gemalin Sophie Charlotte[5]) eine desto wärmere Freundin.

„Diese schöne und geistreiche Fürstin war es (wie Friedrich der Große sagt), welche die wahre gesellschaftliche Feinheit und Liebe zu den Künsten und Wissenschaften nach Preußen und Geist und Würde in die von ihrem Gemahle so sehr geliebte Etikette brachte." Voll Liebe zur Weltweisheit in der sie daheim zu Hannover der große Leibnitz unterwiesen, so unermüdlich in alle Tiefen und auf

alle Höhen der Erkenntniß zu bringen, daß Leibnitz ihr einst sagte: „es ist unmöglich, Sie zufrieden zu stellen, Sie wollen das Warum des Warum wissen“; begeistert für Bildung und Aufklärung und von einer Freisinnigkeit, die ihr den Namen der „republikanischen Königin“ verschaffte; — so stimmte sie freilich wenig zu ihrem geistlosen und zeremoniösen Gemahl, dessen Flittertand sie nicht schätzen konnte. Aber im Kreise begabter und kenntnißreicher Männer, wo man frei von lästigem Formelwesen sich von wahrhaft redenswerthen Dingen, besonders von wichtigen Streitfragen des Glaubens und Wissens unterhielt, zumal in ihrem Charlottenburg, wo nichts den Reiz der ästhetischen und philosophischen Gesellschaften störte, und niemand erschien, der sich nicht durch Geist und Bildung hervorthat; da fühlte sie sich glücklich, da gab sie auch andern manche schöne Anregung. In die Staatsregierung mischte sie sich nie und hatte auf ihren Gemahl, so hoch er sie auch ehrte, doch wenig Einfluß. Das war um so mehr zu bedauern, als dieser mit der Zeit in schlimme Hände gerieth.

Alles was bis zum ryswicker Frieden im Staate und nach außen geschah, war unter Dankelmanns Leitung vollführt; und seine rastlose und nützliche Thätigkeit fand bei dem Kurfürsten auch lange die verdiente Anerkennung. Er erhob ihn 1695 zum obersten Staatsdiener, zum Oberpräsidenten, und sagte in der Bestellung: „Dankelmann sei ein vollständiges Beispiel ungefärbter Treue, unabläßigen Eifers in Beförderung des Ruhms des Kurfürsten; er habe allein durch seine Rathschläge zu dem Glanze und der Größe des Staats nächst Gottes Segen das meiste beigetragen; daher erhebe ihn der Kurfürst zur vornehmsten Würde, um darzuthun, mit welcher Dankbarkeit er die ihm von seiner zarten Jugend an geleisteten Dienste erkenne, durch welche er zur Furcht Gottes, zur Liebe seiner Unterthanen und demnach zu einem gütigen und gerechten Regimente angeleitet worden.“ Seitdem war Dankelmann allmächtiger Minister; im Staate und am Hofe ging alles durch seine Hand. Er führte die Geschäfte, unter deren Ueberlast er fast erlag, mit seltener Uneigennützigkeit und mit Geschick, und wie hoch er von ihrer Würde dachte, erhellt daraus, daß auf seine Veranlassung seit 1695 alle landesherrlichen Edikte von einem Minister gegengezeichnet wurden, der dadurch für ihren Inhalt die Verantwortung übernahm. Aber sein strenger Ernst, sein schroffes durchgreifendes Verfahren, vor allem seine rauhe Tugend, die niemandem gestattete sich auf Kosten des Staates zu bereichern, erbitterte die Höflinge, der schulmeisterliche Ton, den er selbst gegen den Kurfürsten anschlug, erschütterte seine Stellung. Freilich hatte er Grund genug zu hofmeistern. Denn die Verschwendung des Hofes, wo Scharen von Schmeichlern sich der kurfürstlichen Freigebigkeit erfreuten, überstieg bei weitem das Maß, welches der Staat gestatten durfte; aber der Kurfürst zog es vor, fortwährend die Steuern zu erhöhen, als seine Prachtliebe und Freigebigkeit zu beschränken. Dankelmann stemmte sich nach Kräften entgegen, doch bekehrte er seinen Herrn nicht und verscherzte nur dessen Gunst. Die Hofleute, die unabläßig an dem Sturze des unbequemen Ministers arbeiteten, kamen ihrem Ziele immer näher. Am geschicktesten operirte dabei ein gewisser Kolb von Wartenberg, ein Pfälzer, der 1688 nach Berlin übergesiedelt und in den Dienst des Kurfürsten getreten war. Dieser Höfling, durch ein gewandtes schmeichlerisches Benehmen, durch gefällige Formen, die seine geistige Unbedeutendheit verdeckten, seinem schwachen und eiteln Herrn

angenehm und bald unentbehrlich, benutzte an der Spitze des Hofgesindes schlau jede Blöße, die Dankelmanns rauhes Wesen bot, und reizte die Eigenliebe des Kurfürsten so lange, bis dieser Dankelmanns Verdienste vergaß und sich gewöhnte, dessen unliebsame Art als Staatsverbrechen anzusehen. Er äußerte: „Dankelmann will den Kürfürsten spielen, doch ich werde ihm zeigen, daß ich der Herr bin.“ Der bedrohte Minister erkannte, daß er in Ungnade gefallen war; er bat daher um seine Entlassung, die er mit huldvollen Worten erhielt (November 1697). Aber die Höflinge wollten ihn völlig verderben; auf ihre Einflüsterungen ließ der Kurfürst wenige Wochen später den redlichen Mann verhaften, auf die Festung Spandau bringen, seines Vermögens berauben und unter den lächerlichsten Beschuldigungen mit einem Prozeß verfolgen, der den Zweck hatte, die schreiende Ungerechtigkeit des Hofs zu bemänteln. Erst nach 5 Jahren wurde Dankelmanns Haft gemildert, erst nach 10 Jahren ganz aufgehoben, doch durfte er auch dann nur an einem bestimmten Orte (in Kotbus) wohnen und erhielt nur einen kleinen Theil seiner Einkünfte wieder.

Nach Dankelmanns Sturz fielen Fürst und Staat unter die Leitung des neuen Günstlings, in die Hände Kolbs von Wartenberg, der kein anderes Interesse verfolgte als die Befriedigung seiner Habsucht. Er sättigte sie mit unerhörtem Raube, bezog von den zahllosen wichtigen Aemtern, die sein Herr ihm ertheilte, ein jährliches Gehalt von 100,000 Thlrn., sammelte von den Geschenken seines Herrn und den Gaben derer, die durch ihn etwas erlangen wollten, ein Vermögen von mehreren Millionen. Um sich auch für die Zukunft zu sichern, beredete er den Kurfürsten, ihm (1699) urkundlich zu versprechen, daß er wegen seiner Amtsführung nie solle zur Rechenschaft gezogen werden. Darauf gestützt, plünderte er sammt seinem Anhange seitdem schamloser als je.

Während der Hof ein Schauplatz schmählicher Hofränke und nichtsnutziger Günstlingsherrschaft wurde, blieben im Staate die alten Ueberlieferungen des großen Kurfürsten zwar noch in Geltung, aber ihre wolthätige Wirksamkeit schwand in demselben Verhältniß als die Vergeudung der Geldmittel des Staates fortschritt. Es fehlte nun selbst für solche Anstalten an Geld, die dem Kurfürsten besonders werth waren. Zu diesen gehörte die „Societät der Wissenschaften“, die er am 11. Juli 1700 zu Berlin gestiftet; es war nur den eifrigen Bemühungen ihres geistigen Urhebers und ersten Präsidenten, des großen Leibnitz, zu danken, daß man die Geldverlegenheiten einigermaßen überwand und dem Stiftungsbrief die That folgen ließ. Gottfried Wilhelm Leibnitz, der Aristoteles seiner Zeit, ein Universalgelehrter und zugleich ein Genie, der Erfinder der Differenzialrechnung und der Vater der deutschen Philosophie, war von Geburt[6)] ein Leipziger, durch sein Amt ein Hannoveraner, aber sein Wirken galt dem ganzen Deutschland, er trat überall anregend und fördernd hervor, wo der Wissenschaft ein neuer Dienst zu leisten oder edle Humanität zu verfechten war. Daher hielt er sich oft in Berlin auf, wo ein ehrliebender Fürst gern den Mäcen des Idealen machte, und wo der Zweck der neuen Akademie — ausgezeichnete Gelehrte aller Fächer zu einer Gesellschaft zu vereinigen, um gemeinsam an der Hebung des öffentlichen Unterrichts und aller Wissenschaften zu arbeiten — sich leichter als in andern norddeutschen Hauptstädten erreichen ließ. Auf seine Veranlassung geschah es auch, daß Friedrich III. in den Stiftungsbrief die besondere Bestimmung aufnahm: „diese Societät

solle eine deutschgesinnte und namentlich auch um die Erhaltung der deutschen Sprache in ihrer anständigen Reinigkeit zur Ehre und Zierde der deutschen Nation besorgt sein, damit die uralte deutsche Hauptsprache in ihrer natürlichen Reinheit und Selbständigkeit erhalten werde und nicht ein ungereimter Mischmasch und Unkenntlichkeit daraus entstehn.“ Aber gerade die Vornehmen und Gelehrten gaben hierin überall in Deutschland ein schlechtes Beispiel; „wer nicht Französisch kann, der kommt zu Hofe nicht an,“ war in Berlin und anderwärts ein allzu wahres Sprüchwort. Leibnitz hatte noch später zu klagen: „der Mischmasch hat abscheulich überhand genommen, so daß die Prediger auf der Kanzel, die Sachwalter auf der Kanzlei, der Bürgersmann im Schreiben und Reden mit erbärmlichem Französisch ihr Deutsch verderben.“ Ebenso mißmuthig war er über die ewige Geldnoth des Hofs, die den Fortgang des Stiftungswerks verzögerte. Erst 1710 wurden die Gebäude der Akademie und die Sternwarte fertig, und die Einnahmen blieben kärglich. Am reichsten flossen sie noch aus dem Kalenderverlag, den ihr der Kurfürst übergeben hatte. Hier leistete sie auch das Nützlichste, was von ihr zu rühmen war; sie führte mit Zustimmung der Regierung im Jahre 1701 den verbesserten gregorianischen Kalender ein. Diese Neuerung geschah so, daß man den Tag nach dem 18. Februar 1701 als 1. März 1701 rechnete.

Erhebung Preußens zum Königreich.

Seit dem großen Kurfürsten ist der Fortschritt das Lebensprinzip der hohenzollerschen Monarchie, ist es hier mehr als anderwärts die Pflicht eines jeden Regenten den Staat um ein Bedeutendes zu fördern. Ein jeder wird es thun in der Richtung, wohin ihn Fähigkeit und Neigung treiben. Friedrich III. lebte für Glanz und äußere Würde; darin hat er denn auch dem Staate seine einzige große That geleistet: er erhob ihn zum Königreiche.

Sein Haupt mit einer Königskrone zu schmücken, das war dem eiteln Manne längst als höchstes Ziel seines Strebens erschienen. Dahin spornte ihn immer wieder das Beispiel anderer Herrscher. Drei Fürsten an seinen Grenzen, von geringerer Macht als er, gewannen damals glänzende Preise, sein Vetter Wilhelm von Oranien 1688 den englischen Thron, sein Schwiegervater Herzog Ernst August von Hannover 1692 die Kurwürde, August von Sachsen 1697 die polnische Krone. Friedrich III. beschloß, nicht hinter ihnen zurückzubleiben. Denn was er in seinem Herzen aufs Glühendste wünschte, das sprachen die Nachbaren schon offen aus; wenigstens Ludwig XIV., der Zar Peter und die Holländer gaben deutlich zu verstehen, daß sie ihn gern für einen König ansehen würden. Aber mußte er sich nicht aus staatsmännischen Gründen um diesen Titel bemühen? Eine solche Rangerhöhung gab der Suveränetät doch erst die rechte Weihe, gab dem Wesen, das der große Kurfürst geschaffen, erst die rechte Form: denn das Königthum vereinigte alle Provinzen, alle Unterthanen unter einem gemeinsamen Namen zu einem neuen Ganzen und stellte den Fürsten überall dem Auslande frei gegenüber. Allerdings konnte er die königliche Würde nur an diejenige Landschaft knüpfen, wo er suverän war, an das Herzogthum Preußen; aber als Theile

des ganzen königlichen Staats lösten sich doch auch die deutschen Provinzen weit leichter aus der Vasallenschaft, in der sie der Form nach zum deutschen Kaiser und insofern zum Hause Habsburg standen.

Eben hier lag freilich die Hauptschwierigkeit der Ausführung. Ohne die Zustimmung des römischen Kaisers, der wenigstens den Deutschen selber noch immer als das weltliche Oberhaupt der Christenheit galt, schien die Annahme der königlichen Würde ebenso unpassend als wenn jemand in eine Gesellschaft träte, ohne geladen zu sein. Daher setzte Friedrich III. alles daran, den Kaiser für sich zu gewinnen, hielt von Anfang an zur österreichischen Politik, der er andernfalls schwerlich so viel nachgegeben hätte, wie er es z. B. in der schwiebuser Sache that. Aber trotz dieses und vieler anderen großen Dienste, die der Kurfürst dem Hause Habsburg erwies, war der Kaiser nicht gemeint einzuwilligen; auch ohne den Titel war der hohenzollersche Staat schon ein gefährlicher Nebenbuhler; sollte Habsburg dem aufstrebenden Emporkömmling, den es bisher vergebens niederzudrücken versucht hatte, nun selbst helfen wieder ein Stück höher zu klimmen? Jahrelang dauerten die Verhandlungen, die übrigens sehr geheim geführt wurden, und der Kurfürst sah den Wunsch seines Herzens noch immer unerfüllt. Da traten Ereignisse ein, die dem Eigennutze des Kaisers abnöthigten, was dessen Dankbarkeit nicht leistete, und Friedrich III. konnte erkaufen, wo man nicht schenken wollte.

Schon daß sich im Jahre 1693 unter mehreren deutschen Fürsten ein Verein bildete, der den Zweck hatte, die neue Hannöversche Kur zu bestreiten, und daß diese Unzufriedenen sich nach dem ryswicker Frieden immer fester an Frankreich anschlossen, war für den Kaiser ein Gegenstand großer Beunruhigung. Eine andere Sorge brachte ihm das Heraufziehen des nordischen Krieges, der zwischen Karl XII. von Schweden einerseits und dem Zaren Peter, dem Könige August von Polen und Friedrich von Dänemark andrerseits im Jahre 1700 ausbrach und gar leicht nach Deutschland und in die österreichischen Erbländer hinübergreifen konnte. Zunder zu einem Brande, der Habsburg verzehren konnte, lag hier besonders in Ungarn aufgehäuft. Leopold hatte die ungarische Verfassung gebrochen, die ungarischen Protestanten aufs furchtbarste bedrückt, selbst die Vornehmen, die Magnaten, schwer verletzt. Ein Aufstand konnte hier jeden Augenblick ausbrechen. Bei weitem die größte Verlegenheit aber bereitete dem Kaiser der Stand der spanischen Angelegenheiten. Karl II. von Spanien war ohne Nachkommen; mit ihm erlosch der spanische Zweig des Hauses Habsburg, seine Länder mußten nach dem Rechte an den österreichischen Zweig fallen; Karls Tod stand nahe bevor und Leopold I. sah sich im Geiste schon als Besitzer aller der Reiche, die einst unter dem mächtigen Zepter Karls V. gestanden hatten, und nun, vermehrt durch die großen Erwerbungen Ferdinands I., Oesterreich zu einer schwindelnden Höhe erheben mußten. Aber es zeigte sich bald, daß das reiche Erbe nicht so ohne Weiteres anzutreten war. Auch Ludwig XIV. bewarb sich darum; er hatte zwar nur scheinbare Rechtsgründe vorzubringen (er war der Sohn der älteren Tante und der Gemahl der älteren Schwester Karls II., die bei ihrer Verheiratung nach Frankreich auf die Erbfolge in Spanien verzichtet hatten, während ihre jüngeren Schwestern, die Mutter und die Gemahlin Leopolds I., einen solchen Verzicht nicht zu leisten brauchten); aber Ludwig war gewohnt seinen

Willen nach seiner Macht, nicht nach seinem Rechte abzumessen; auch gelang es ihm, Karl II. zu bewegen, daß dieser in seinem Testamente zu seinem Universal-Erben den Enkel Ludwigs, den Prinzen Philipp von Anjou, einsetzte. Die Waffen mußten also entscheiden. Denn Leopold wollte auf keinen Fall seine Ansprüche fahren lassen. Er weigerte sich sogar in den Theilungsplan zu willigen, welchen die Seemächte, England und Holland, vorschlugen. Wer sollte ihm aber in dem schweren Kampfe helfen? Viele deutsche Fürsten, namentlich Baiern, waren für Frankreich, andere, wie Kur-Sachsen, in eigene Händel verwickelt. Die Seemächte wollten wenigstens nicht das ganze Erbe an Oesterreich bringen. Denn sie mochten weder das Haus Bourbon noch das Haus Habsburg übermächtig werden lassen. Unter diesen Umständen erhielt der Beistand Brandenburgs, das 30,000 Mann vorzüglicher Truppen auf den Beinen hatte, einen unschätzbaren Werth. So entschloß sich der Kaiser zu dem Schritt, gegen den er sich so lange gesträubt, und der ihm auch jetzt so sauer fiel. Er gab zögernd seine Zustimmung zu Friedrichs III. Wunsche. Am 1. November 1700 starb zu Madrid Karl II., ward sein Testament eröffnet; am 16. unterzeichnete Kaiser Leopold zu Wien den Kron-Vertrag, durch welchen er sich verpflichtete, den Kurfürsten von Brandenburg, falls sich derselbe zum König in Preußen ausrufen lasse und kröne, auch als solchen zu ehren und anzuerkennen, sowie zu befördern, daß andere Mächte ihn ebenfalls dafür anerkannten. Dagegen erneuerte Friedrich den alten Bund und verpflichtete sich, dem Kaiser, falls wegen der spanischen Erbfolge Krieg entstehe, 8000 Mann Hülfstruppen auf eigene Kosten zu stellen.

Es war ein gutes Geschäft, das der Kaiser hier machte; seine Anerkennung war Friedrich III. zwar sehr wünschenswerth, aber doch nicht so nothwendig, daß er nicht auch ohne dieselbe den Königstitel hätte annehmen können; so war der Preis, den er dafür zahlte, wol übergroß. Und er hielt nicht bloß, was er versprochen; er leistete aus freien Stücken weit mehr; nicht mit 8000, sondern mit 25,000 Mann hat er dem Kaiser beigestanden. Freilich die Weitsehenden ahnten schon jetzt, daß Preußen in nicht ferner Zukunft Oesterreich überflügeln werde, und hielten daher jede Erhöhung Hohenzollerns für einen Schaden, den Habsburg erlitt. Prinz Eugen sagte in diesem Sinne: „die kaiserlichen Minister seien des Henkens werth, die dem Kaiser gerathen, die preußische Krone anzuerkennen.“ Aber auf die Dauer den Lauf der Dinge zu hemmen, wäre auch ein Eugen nicht im Stande gewesen, und Habsburg verkaufte mit Recht sehr theuer, was es mit der Zeit umsonst hätte gewähren müssen. Uebrigens stand es nicht so, daß der Kaiser den Kurfürsten zum König erhob, davon war keine Rede. Friedrich als souveräner Herzog in Preußen machte sich selbst zum König. Es handelte sich einzig und allein um eine Frage der Etikette; der Kaiser gab nichts als die Anerkennung.

Kaum war der Kronvertrag unterschrieben, als Friedrich III. schleunigst alle Anstalten traf, die Krönung mit größter Pracht in Königsberg zu vollziehen. Am 17. Dezember brach er mit seinem Hofstaat dorthin auf; das Gefolge war so zahlreich, daß man in vier Abtheilungen reisen mußte und bis Königsberg 30,000 Pferde Vorspann gebrauchte. Am 20. langte der Kurfürst dort an und ordnete nun selbst die Zeremonien und Festlichkeiten aufs Genaueste. Am 15. Januar 1701, während die Glocken läuteten, die Kanonen donnerten, rief auf

allen Plätzen der Stadt ein Herold unter dem Jauchzen des Volks aus: „es sei durch die allweise Vorsehung dahin gediehen, daß das bisherige suveräne Herzogthum Preußen zu einem Königreich aufgerichtet und dessen Suverän Friedrich I. König von Preußen geworden." Den Titel König in Preußen und nicht von Preußen nahm Friedrich darum an, weil ihm nur der östliche Theil des Preußenlandes gehörte.

Am 17. Januar stiftete er den preußischen schwarzen Adlerorden zum Andenken an die Gründung des Königreichs, dessen höchster Orden derselbe fortan war,mit dem Wahlspruch Suum cuique, Jedem das Seine. Am Dienstag den 18. Januar erfolgte die Krönung; sie geschah mit einer nie gesehenen Pracht und äußerster Feierlichkeit. Zum Zeichen, daß er seine Krone keinem Menschen verdanke als sich selbst, setzte Friedrich sie sich selber auf das Haupt und krönte sodann die Königin. Darauf ging der ganze Zug aus dem großen Sale des Schlosses in die Kirche; dort ließ der König nach der Festpredigt sich und die Königin durch die beiden Oberhofprediger, nunmehr Bischöfe, den reformirten und den lutherischen, feierlichst salben. Eine lange Reihe von Festlichkeiten verherrlichte das große Ereigniß. Sie kosteten, wie der Krönungsschmuck, viele Millionen. Auch das Volk bekam seinen Antheil an der allgemeinen Lust. Es ergötzte sich an dem Schaugepränge; es fehlte auch nicht der bei der Kaiserkrönung übliche Ochse, der mit Schafen, Rehen, Ferkeln, Hasen, Hühnern gefüllt, auf freiem Platze gebraten und mit dem rothen und weißen Weine zweier Springbrunnen dem Volke preisgegeben wurde.

Noch in demselben Jahre wurde die neue Königswürde von den meisten Staaten anerkannt, außer dem Kaiser zuerst von Polen, England, Dänemark, von Rußland, Holland, der Schweiz, Savoien, Kurpfalz, Hannover, dann nach und nach von den übrigen. Nur der Papst protestirte; doch hatte das natürlich nicht den geringsten Erfolg.

Friedrich der Erste, wie er nunmehr als König hieß, glaubte es seiner neuen Würde schuldig zu sein, die Pracht seines Hofes, der bereits vorher königlich eingerichtet war, noch zu steigern. Er ahmte in jeder Hinsicht die Etikette und den Glanz des versailler Hofs nach. Die Verschwendung ging dabei ins Maßlose und die Förmlichkeit ins Lächerliche. Eine Unzahl neuer Hofbedienten aller Grade wurde angestellt, die, wie die vielen Feste, ungeheure Summen kosteten. Selbst darin wollte Friedrich es Ludwig XIV. gleich thun, daß er an seinem Hofe eine Mätresse hielt, aber er that es nur zum Schein; in der Wirklichkeit sich oder seinen Hofleuten Ausschweifungen zu gestatten war er viel zu religiös und sittlich. Er hatte zu der sogenannten Mätresse, es war die Gräfin Wartenberg, eine ungebildete Frau von niederer Herkunft, weiter kein Verhältniß, als daß er zu bestimmten Zeiten der Hofetikette gemäß mit ihr auf und abspazierte. So weit ging also bei ihm die abgeschmackte Bewunderung des französischen Königthums, daß er lieber den Schein des Lasters annahm als in irgend einem Stücke von seinem Muster abzuweichen. Und doch war er in der Politik und Religion, also in den wesentlichen Dingen, ein entschiedener Gegner Ludwigs XIV.

Die großen Ausgaben, welche die Rangerhöhung des Staates mit sich brachte, waren für das Land eine schwere Last; die Unterthanen mußten schwer dafür steuern, daß sie nun königlich preußisch hießen. Doch war der Gewinn weit

größer als der Preis, den er kostete. Der Staat erhielt eine eigene Nationalität; die getrennten Stämme, die zu ihm gehörten, wurden leichter und rascher zu einem ganzen Körper verschmolzen, seit alle denselben Namen, als Preußen, alle dieselbe Farbe, die schwarz-weiße Fahne, trugen. Zwar das Preußenthum entwickelte sich nunmehr im Unterschied von dem übrigen Deutschland auch um so bestimmter als ein eigenes Wesen; der peußische Staat trat um so entschiedener als ein Eigenes, Besonderes auf. Aber bei der allgemeinen Zerrüttung, dem unheilbaren Verfall des deutschen Reichs, das längst nur noch dem Namen nach bestand, war es ein Segen für das deutsche Volk, daß unter den zahllosen deutschen Staaten, in die es zerrissen war, einer sich zu einem Körper entwickelte, der auf eigenen Füßen stand und auf eigene Hand das leistete, was das Ganze nicht vermochte, nämlich Deutschland mit Kraft und Ehren zu vertreten und, indem er ein Stück Deutschlands nach dem andern in sich zog, die Hoffnung gewährte, daß er zuletzt alle getrennten Glieder wieder vereinigen, und daß so allmählich aus dem preußischen der deutsche Staat erwachsen werde.

Daß aber Preußen diesen Weg einschlagen mußte, dazu trieb eben seine neue Würde am kräftigsten. Denn um mit Ehren ein Königreich zu sein, durfte es nicht stehen bleiben; es war noch klein und hatte doch schon einen großen Namen, es mußte unablässig streben, größer und mächtiger zu werden, hinein zu wachsen in den weiten Königsmantel. So erhielt es mit der Krone den Sporn zu immer weiterem Fortschritt. Um mit Friedrichs des Großen Worten zu reden: „Friedrich I. schien zu seinen Nachfolgern zu sagen: ich habe euch einen Titel erworben, macht euch dessen würdig! ich habe den Grund zu eurer Größe gelegt, vollendet das Werk!“ —

Friedrich I. als König.

Dem Testamente gemäß, das freilich widerrechtlich und, wie die Gegner behaupteten, durch betrügerische Unterschiebung erschlichen war, folgte in Spanien auf Karl II. der Bourbon Philipp V. Nicht nur die Spanier, auch die Befehlshaber in den Nebenlanden, in Sizilien, Neapel, Mailand, Mantua, Belgien huldigten ihm, und Ludwig XIV. war bereit, ihn mit der ganzen Macht Frankreichs zu schützen. Dennoch unternahm es der Kaiser, ihn aus seinem Besitz zu verdrängen und die spanische Monarchie für seinen jüngeren Sohn Karl zu erstreiten; im Frühling 1701 rückte sein Feldherr, Prinz Eugen, ins Feld, zuerst nach Italien. So entbrannte der spanische Erbfolgekrieg. Leopolds einziger Bundesgenosse war Anfangs der neue König von Preußen. Aber bald traten, besorgt vor der kolossal gewachsenen Macht Bourbons, die Seemächte auf seine Seite, und mit englischem und holländischem Gelde gewann er dann noch eine Schar von kleineren Genossen; im Jahre 1702 war halb Europa — Oesterreich, das deutsche Reich, England, Holland, Dänemark, Savoien und Portugal — gegen Frankreich verbündet, und die Heere dieser Koalition wurden von den größten Feldherrn der Zeit, von dem englischen Herzog Marlborough und von dem Prinzen Eugen, befehligt. Das Genie dieser Generale wog den Vortheil auf, den Ludwig als unumschränkter Herr der Gesammtkraft seines großen Reichs

hatte, während die Koalition oft uneinig war; aber wenigstens im Anfange, ehe noch die Mittel seiner Gegner recht in Fluß kamen und zusammenwirkten, konnte Ludwig doch im Bunde mit Kurköln und Baiern hoffen auf seinen stärksten Nachbar, Deutschland, einen lähmenden Schlag zu thun. Ein großes bairisch-französisches Heer drang 1703 tief in das Innere von Süddeutschland ein und schickte sich an, im nächsten Jahre Oesterreich zu erobern. Daß diese Gefahr abgewehrt und der Feind aus Deutschland wieder herausgeschlagen wurde, war das Verdienst der beiden Feldherrn Eugen, der von Italien, Marlborough, der von den Niederlanden herbeieilte, und unter den Truppen hauptsächlich der Preußen.

Friedrich III. hatte dem Krontraktat gemäß 8000, für englisch-holländische Subsidien noch 15,000 Mann geschickt, die größtentheils in dem Heere Marlboroughs am Niederrhein standen und sämmtlich mit hohem Ruhme stritten. Es war dort in den Niederlanden im Jahre 1702, daß die schwarzweiße Königsfahne ihre Schlachtenweihe empfing; sie wehte zum Siege bei der Belagerung von Kaiserswerth, Venloo, Stephanswerth, Ruremonde, Lüttich, dann 1703 von Rheinberg, Bonn und Geldern — Festungen, welche die Preußen theils allein, theils an der Seite ihrer Verbündeten eroberten. Zugleich fochten 5 Regimenter Preußen in Baiern, sie deckten bei Hochstädt 20. September 1703 den Rückzug des kaiserlichen Generals Styrum, mit welcher Tapferkeit, bezeugt der französische Feldherr Villars selbst: „die französische Reiterei, berichtet er, durchbrach einen Theil des Nachtrabs, allein die übrigen Bataillone, das preußische Fußvolk, machten festgeschlossen jedesmal gegen die Angriffe der Reiterei ein so furchtbares Feuer, daß sie nicht ein einziges Mal durchbrochen werden konnten und von ihr endlich nur noch begleitet wurden." Mit einem Verlust von 900 Mann retteten hier die Preußen das übrige Heer. In allen diesen Kämpfen, besonders aber in dem letzten, zeichnete sich ein junger preußischer General durch kaltblütige und zugleich stürmische Tapferkeit aus, der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, der hier, 26 Jahre alt, seine lange Heldenlaufbahn begann. Ein rauher derber Kriegsmann ohne höhere geistige Bildung, aber von Natur zu allem begabt, was der Soldat und der Feldherr leisten sollen, und mit Leib und Seele dem Kriegshandwerk ergeben, verband er Verschlagenheit, kriegerische Einsicht und Erfindsamkeit mit ungestümem Muthe und eisiger Kälte mitten im Feuer. Glanz, Schein und Formenwesen verachtete er, wie er sich denn auch über die Vorurtheile der Geburt hinwegsetzte: er hatte zum Entsetzen seiner stolzen Familie eine Apothekerstochter aus Dessau geheirathet und lebte mit seiner Annaliese sehr glücklich. Fast noch woler als bei ihr fühlte er sich aber auf dem Schlachtfelde. Und schon jetzt war der tapfere Jüngling die Bewunderung von Freund und Feind. Sein König erkannte seine Verdienste, er gab ihm den Oberbefehl über alle diejenigen preußischen Truppen, 12,000 Mann, die er zur Vertheidigung des deutschen Reichs am Rheine hielt (1704). Mit diesen gab er nun dem gesammten verbündeten Heere ein schönes Muster von Heldenmuth.

Marlborough hatte sich im August 1704 glücklich mit Eugen vereinigt, sie griffen am 13. August bei Hochstädt unweit Donauwörth das bairisch-französische Heer an. Ihren linken Flügel führte Marlborough, ihren rechten Eugen. Unter dem letzteren fochten die Preußen. Auf beiden Seiten verfügte man über große Truppenmassen; die Schlacht war langwierig und sehr blutig; die

Baiern schlugen sich unter ihrem Kurfürsten mit großer Tapferkeit, die Franzosen unter Tallard fochten weniger brav. Es war hauptsächlich den Anstrengungen der Preußen zu verdanken, daß sich der Sieg für die Kaiserlichen entschied. Prinz Eugen erkannte ihnen öffentlich „ein unsterbliches Lob" zu, von welchem, wie er nach Berlin schrieb, „ich selbst Zeuge bin, vorzüglich was die Infanterie betrifft, deren Offiziere und Soldaten mit unerschrockener Herzhaftigkeit gefochten und die feindlichen Angriffe etliche Stunden aufgehalten, bis durch ihr entsetzliches Feuer der Feind in eine solche Konfusion gebracht worden, daß er ihrer Bravour nicht länger zu wiederstehen gewußt, sondern in unglaublicher Verwirrung die Flucht ergriffen." Vorzüglich rühmte er „die heldenmüthige Führung des Generals Fürsten von Anhalt-Dessau, der auf keinerlei Weise seine Person geschont oder vor irgend welcher Gefahr sich entfärbt, sondern mit großer Unerschrockenheit seine Leute ins härteste Treffen geführt, so daß man ihm den Gewinn des vortrefflichen Sieges zu seinem unsterblichen Nachruhm größtentheils zuzuschreiben hat." Ebenso äußerte sich Eugen in einem Privatbrief, der für die Oeffentlichkeit nicht bestimmt war.[7)]

Im nächsten Jahre führte Leopold von Dessau 8000 Preußen an der Seite der Oesterreicher nach Italien. Der Oberfeldherr Prinz Eugen sollte hier der kaiserlichen Sache vollständig das Uebergewicht verschaffen, während Marlborough wieder die Niederlande deckte. Unter dem letzteren stand eine andere preußische Hülfsschar, welche der General Lottum befehligte. Beide Abtheilungen hatten großen Antheil an den Siegen, die Marlborough am 23. Mai bei Ramillies und Eugen am 7. September 1706 bei Turin über die Franzosen erfocht. „Der Fürst von Anhalt, berichtete Prinz Eugen nach Wien, hat mit seinen Truppen bei Turin abermals Wunder gewirkt. Zweimal traf ich ihn im stärksten Feuer selbst an der Fronte derselben, und ich kann es nicht bergen, sie haben an Muth und Ordnung die meinigen weit übertroffen. Für die Bequemlichkeit solcher Truppen muß man soviel als möglich sorgen, die Preußen verdienen es, und es ist kein Preis zu hoch, wodurch ich ihr Ausharren erkaufen kann." Zwei Jahre blieb dies Heer noch in Italien, und König Friedrich I. benutzte nebenbei diese Gelegenheit, um sich auch bei dem Papst in Respekt zu setzen. Er hieß ein Reiterregiment gegen den Kirchenstaat ziehen und nöthigte dadurch den Papst, seine Protestation gegen die preußische Königswürde aufzugeben. Es dauerte freilich noch ein halbes Jahrhundert, ehe man sich in Rom dazu bequemte, den Marchese de Brandenburg offiziell als preußischen König anzuerkennen.

Der Krieg beschränkte sich nun auf das Land am Rheine. Prinz Eugen zog nach den Niederlanden und besiegte im Verein mit Marlborough die Franzosen bei Oudenarde (11. Juli 1708) und bei Malpaquet (17. September 1709). Auch in diesen Schlachten gebührte den Preußen, die hier von Lottum und Natzmer geführt wurden, der größte Theil des Dankes, wie Marlborough und Eugen bezeugten.

Ludwig XIV. war erschöpft; er bat um Frieden, wollte auf das ganze spanische Erbe verzichten; aber die Verbündeten verlangten, er solle selber seinen Enkel aus Spanien vertreiben. Diese letzte Demüthigung wies der greise König zurück. Er harrte aus, und das Glück belohnte seine Standhaftigkeit.

Im Jahre 1710 stürzte eine Hofkabale das englische Whig-Ministerium und

damit auch die Politik, die unter Wilhelm III. und nach dessen Tode (1702) unter der Königin Anna für England maßgebend gewesen war. Von nun an leitete die Partei der Tories den Staat; sie neigte schon aus Haß gegen den Herzog Marlborough, den eifrigsten Freund des Kriegs, zum Frieden, und als gar 1711 Kaiser Joseph I., der älteste Sohn Leopolds, dem er 1705 in der Regierung gefolgt war, ohne Söhne starb und Karl VI., eben jener Prätendent des spanischen Thrones, deutscher Kaiser wurde, da hatte England in der That nicht mehr den Beruf, die Sache Habsburgs wie bisher zu verfechten. Es unterhandelte daher, und sein Abfall zog auch die Holländer mit; so war der große Bund gesprengt.

Friedrich I. erlebte den Abschluß des Friedens nicht mehr, der ganz gegen seinen Willen zum Schaden des Kaisers war eingeleitet worden. Er hatte immer getreu bei seinen Verbündeten ausgehalten, unabläßig Ersatzmannschaften in die Kriegslager geschickt; man rief nie vergebens sein großmüthiges deutsches Herz an; er vergaß, daß man erst soll gerecht sein und dann großmüthig, er vergaß besonders, daß seine Unterthanen für Subsidien nach Flandern zu schicken, damit sie sich dort für Holländer und Engländer tödten ließen, im Grunde nichts war als Seelenverkäuferei. Er beschwerte sein Volk auch dadurch, daß er, um das ganze regelmäßige Heer im Auslande verwenden zu können, (1702) in allen Provinzen noch eine Art Landwehr errichtete, eine „Landmiliz" aller waffenfähigen Mannschaft vom 18.—40sten Lebensjahre, welche die Vertheidigung der Grenzen übernehmen sollte. Jeden Sonntag mußte sie ihre Kriegsübungen halten, worüber die Geistlichen mit Recht sehr eiferten. Zu dieser drückenden Maßregel griff der König aus Besorgniß vor den Gefahren, die seinem Lande durch den n o r d i s c h e n K r i e g drohten. Denn während im Westen des Erdtheils der spanische Erbfolgekrieg loderte, flammte es auch im Osten von Kriegsfeuer; da glänzte noch einmal der schwedische Kriegsruhm auf, trug von Norden her Karl XII. den Schrecken seiner Waffen. Im raschen Siegeslauf zwang er Dänemark zum Frieden, Rußland zum Rückzug, Polen und Sachsen zur Ergebung, nöthigte im Vertrage zu Altranstädt 1706 August den Starken, der polnischen Krone, die der Schwede einem Privatmann, Stanislaus Lesczynski, geschenkt, zu entsagen und schrieb selbst dem Kaiser Gesetze vor. Denn als er auf seinem Zuge nach Kursachsen im Frühling 1706 bei Steinau die Oder überschritt, da standen hier zahllose evangelische Schlesier versammelt und baten den Schwedenkönig mit Thränen um Hülfe, klagten, wie ihnen der Kaiser durch die Jesuiten ihre Kirchen, 600 allein in Niederschlesien, genommen, wie er ihre Geistlichen verjagt, ihren Gottesdienst verboten habe, und wie sie nun elendiglich in Wäldern und Einöden sich verkriechen müßten, wenn sie Kirche halten wollten; viele seien gar, um der habsburgischen Tyrannei zu entgehen, ausgewandert oder katholisch geworden; die andern erwarteten nun, daß er sie rette. Karl XII. versprach es, und er war gewohnt, sein Wort zu halten, seinen Willen mit dem Schwerte durchzusetzen. Seine Drohungen schreckten den wiener Hof und bewirkten, daß die Protestanten der Fürstenthümer Liegnitz, Brieg, Wohlau, Oels, Breslau die Religionsfreiheit, die ihnen der westfälische Friede ausgemacht hatte, nun durch die „altranstädter Konvention" vom 1. September 1707 wieder erhielten. Mit diesem schönen Werke war Schwedens kurze Rolle als Großmacht ausgespielt. Zwei Jahre darauf verlor

es in den russischen Steppen bei Pultawa für immer seinen Kriegsruhm und die Herrschaft des Nordens. Karls XII. Starrsinn vollendete den Ruin, den seine Tollkühnheit veranlaßt; während der „Eisenkopf" Jahrelang sich in der Türkei abmühte, dem Zaren, seinem Besieger, einen neuen Feind zu erwecken, fiel daheim seine eigene Macht in Trümmer, verheerten die neu verbündeten Dänen, Russen und Sachsen seine deutschen Provinzen, riß August der Starke wieder das polnische Reich an sich.

Es lag nahe, daß auch Preußen hier eingriff, denn der Krieg tobte vor seiner Thür. Auch versprach der Zar einen Antheil an der schwedischen Beute. Aber Friedrich I. blieb parteilos, er widerstand allen Lockungen, obwol seine Selbstsucht sich füglich mit dem Nutzen seines Staates hätte entschuldigen können. Nur wo ihm ein Recht zustand, mochte er sich vergrößern; da versäumte er die Gelegenheit nicht. Die bedeutendste Erwerbung machte er auf solche Weise durch die „oranische[8] Erbschaft." Er war Wilhelms III., der 1702 kinderlos starb, nächster männlicher Verwandter und daher dessen Haupterbe. Die Holländer wollten die Hinterlassenschaft zwar einem Seitenverwandten zuwenden, es gab einen langwierigen Streit, doch ergriff Friedrich von einigen Theilen des Erbes entschlossen Besitz, zuerst von der Herrschaft Lingen an der Ems, dann von der Stadt und Grafschaft Mörs (am linken Rheinufer, gegenüber den Mündungen der Ruhr und Lippe), einem Ländchen, das der Kaiser 1707 zu einem Fürstenthum erhob. Auch auf das Fürstenthum Neuenburg (Neufchatel) und die Grafschaft Valendis (Valengin) hatte Friedrich I. als Prinz von Oranien, welchen Titel er seit 1702 führte, gegründete Ansprüche, überließ aber, da noch andere Bewerber auftraten, die Entscheidung den Ständen dieser schweizerischen Landschaften. Sie erkannten ihn 1707 als ihren Oberherrn an; doch hatte der König von Preußen hier im Grunde nur Schutz- und Ehrenrechte; die beiden Ländchen blieben selbstständig, wurden der preußischen Monarchie nie einverleibt. Durch Kauf erwarb Friedrich in demselben Jahre die Grafschaft Tecklenburg in Westfalen; er bezahlte dem Besitzer, einem Grafen von Solms-Braunfels, dafür 250,000 Thlr. In seiner Eigenschaft als Haupt der deutschen Protestanten endlich erwarb er 1708 die Grafschaft Geyern in Franken; der letzte protestantische Besitzer vermachte sie ihm, um sie nicht in die Gewalt eines Katholiken kommen zu lassen.

Im Ganzen freilich war die auswärtige Politik des Königs wenig ersprießlich, denn die Subsidienverträge und der fortwährende Kriegszustand legten ohne entsprechende Vortheile dem Lande schwere Lasten auf, die es um so härter drückten, da auch der Hofstaat ungeheure Summen kostete. Die Vorstellungen der Stände, die wenigstens in der Provinz Preußen noch zusammentreten durften, blieben ohne Wirkung. Und doch war Friedrich I. von Natur ein so gutmüthiger Mann. Manche Züge bewiesen es. Ein Plusmacher schlug ihm einst vor, die 11 Tage, die bei der Annahme des neuen Kalenders im Februar 1701 entfielen, den Beamten am Solde abzuziehen; er wies es mit den Worten ab: „ich will, daß meine Leute mich nicht chikaniren, ich sie aber auch nicht." Seine verschwenderische Wirtschaft führte ihn indeß dazu, das ganze Volk zu chikaniren. Die Zahl und Höhe der Steuern mehrte sich von Jahr zu Jahr; zu den alten Auflagen kamen neue, als Kronsteuer, Schloßbaugelder, Legationsgelder; und

selbst die nothwendigsten Lebensbedürfnisse entgingen dem Zöllner nicht. Da immer wieder Ebbe in den Kassen war, so verfiel man auf die sonderbarsten Mittel Geld zu machen. Friedrich trug um seinen etwas verwachsenen Buckel zu verdecken, eine große Perücke oder Atzel. Diese französische Erfindung war nun am berliner Hofe und sonst im Lande Mode geworden, die Regierung legte daher eine Perückensteuer auf und befahl jede Perücke zu stempeln. Ein ander Mal erschien eine Verordnung, man solle im ganzen Lande die Schweinsborsten sammeln und an die Regierung abliefern, die einen großartigen Borstenhandel beabsichtigte und sich davon viel Gewinn versprach. Der leichtgläubige König versuchte es auch mit der Alchymie. Ein Schwindler, der sich Graf v. Ruggiero nannte, lockte ihm mit dieser Hoffnung viel Geld ab, bis der Betrug zu handgreiflich wurde, und der König seinen Goldmacher in Küstrin aufhängen ließ. Eine bessere Finanzquelle war der Judenschutz. Beim Regierungsantritt Friedrichs III. gab es in der Mark nur 132 jüdische Familien, davon 31 in Berlin. Friedrich nahm indessen für Geld immer mehrere in seine Staaten auf und schützte sie auch gegen die Verfolgung des Volkes, das ihnen Schuld gab, in einem Gebete „Alenu" den Heiland zu lästern. Um das Jahr 1700 war ihre Zahl in sämmtlichen Provinzen auf 700 Familien angewachsen, und in Berlin wurde ihnen (1712) sogar erlaubt, sich eine allgemeine Synagoge zu bauen, die erste dieser Art in der Hauptstadt.

Einen ansehnlichen Posten unter den Einnahmen bildeten die ausländischen Subsidien, aber sie deckten bei weitem nicht die Kosten für die Hülfstruppen. Das Heer verschlang überhaupt etwa die Hälfte der gesammten Staatseinkünfte, die beim Tode Friedrichs I. sich auf $4\frac{1}{2}$ Millionen Thaler beliefen, denn es wurde unablässig vermehrt, betrug im Jahre 1709, alle Bewaffneten eingerechnet, an 50,000 Mann mit 40 Generalen, nämlich 23,000 Soldaten in Flandern, 8000 in Italien, 12—13,000 im eigenen Lande, 5000 Mann Miliz (Wibranzen) in der Provinz Preußen und 2000 Invaliden, für die unter dieser Regierung zuerst Versorgungsanstalten in den „Invaliden-Kompanien" gegründet wurden. Beim Tode Friedrichs I. belief sich der felddienstfähige Bestand auf 30,000 Mann. Der Sold war höher als heutzutage; er betrug im Durchschnitt für jeden Mann jährlich 50 Thaler; am meisten kostete im Verhältniß die Garde, die der König aus Eitelkeit sehr prächtig einrichtete. Abgesehen von der wenig zahlreichen Landmiliz bestand das Heer aus geworbenen Leuten, die theils von der Regierung, theils von den Gemeinden aufgebracht wurden und gewöhnlich auf drei oder sechs Jahre Dienst nahmen. Die Kriegszucht war streng, der Dienst schwer, daher Desertion häufig; nur harte Strafen hielten diese Söldner zusammen, die doch vor dem Feinde so ruhmvoll fochten. Denn wem der innere Beruf zum Soldatenhandwerk fehlte, den riß in der Schlacht der angestammte Kriegersinn zu gewaltiger That fort. Auch die bessere Bewaffnung hatte an den Erfolgen des Heeres einen Antheil; an Stelle der Pike und des Lunteschlosses traten in dieser Zeit das Bajonet und das französische Gewehrschloß.

Schon als Kurfürst hatte Friedrich mehr für den Glanz als den Nutzen gewirkt, als König leistete er für die eigentliche Wolfahrt seines Volkes noch weniger. Er machte einige Ansätze dazu, den Anbau des platten Landes zu heben, aber sie waren ohne Energie und Erfolg; er verbot einmal seinen Amtsleuten,

die Bauern zu prügeln, aber wer sah den Herren auf die Finger? Er setzte Preise zur Ausrottung der Wölfe aus, 6 Thlr. für einen alten, drei für einen jungen Wolf; aber er erließ zugleich, um seiner Prachtliebe zu fröhnen, Jagdgesetze, welche die Schonung des Wildes anbefahlen und bewirkten, daß sich namentlich die Wildschweine zum großen Schaden des Ackerbauers übermäßig vermehrten. Um seinen Jagden noch mehr Reiz zu geben, ließ er sogar Elenne und Auerochsen aus Preußen nach den Wäldern der Mark verpflanzen und verbot, sie zu schießen, wie er auch die Biber an der Elbe schützte. Was er für die Gewerbe that, beschränkte sich im Grunde auf die zahlreichen Einfuhrverbote ausländischer Waren, und darauf, daß er die Akademie der Wissenschaften ermunterte, den Seidenbau, den ein Franzose im Jahre 1698 bei Berlin eingeführt hatte, zu pflegen. Dieser neue Industriezweig blieb indeß sehr unbedeutend. Unter einer so lässigen Regierung mußte ein plötzlich hereinbrechendes Landesunglück desto verderblicher wirken. Ein solches traf nun in den Jahren 1709—11 die östlichen Theile des Staats. Von Polen her wurde die Pest eingeschleppt und verheerte weit und breit die Ostseelande zwischen dem Memel und der Oder. Preußen verlor durch sie 247,000 Menschen, ein Drittel seiner Bevölkerung; in Königsberg starben 7000, in Danzig 32,600 Menschen, Lithauen und einige pommersche Städte wurden fast wüst. Einigermaßen half dann die Natur, indem sie die Fruchtbarkeit der Ueberlebenden vermehrte. Die Mark blieb von dieser Pest verschont, hier hob sich die Bevölkerung und zugleich der Wolstand beträchtlich — eine Folge der starken Einwanderung und des gesteigerten Verkehrs, dem der Luxus des Hofs viel Nahrung gab. Man merkte dies besonders in Berlin, wo der Ertrag der Accise auf das Vier- und Fünffache, die Einwohnerzahl von 20,000 auf 50,000 stieg, und Anbau und Verschönerung zumal der Friedrichsstadt[9] gute Fortschritte machten.

Am meisten that Friedrich noch für Kunst und Wissenschaft. Er stiftete z. B. im Jahre 1700 zu Halle eine reformirte Schule, die 1712 in ein Gymnasium verwandelt wurde, beschenkte die königliche Bibliothek so reichlich, daß sie schon 1702 auch im Auslande Ruf hatte, und war immer bereit, nach Ludwigs XIV. Beispiel, Gelehrten und Künstlern zu spenden. Die Quelle dieser Freigebigkeit war die Prunksucht, eben daher stammte wol auch das neue Amt, mit dem er den Staat bedachte; er setzte 1696 einen Zensor ein, ohne dessen Zustimmung keine Druckschrift erscheinen durfte. Doch bedurften wenigstens die Märker in dieser Beziehung eher eines Sporns, als eines Zaumes; denn noch immer war unter ihnen im Vergleich zu den Bevölkerungen des westlichen Norddeutschlands wenig geistiges Leben zu merken; man kaufte und las selten ein Buch, am ersten noch religiöse Schriften, mit solchen wurden denn auch die Druckereien, deren es nun in Berlin doch schon zehn gab, am meisten beschäftigt. Sie waren es auch, welche die Zensur allerdings nöthig machten. Denn noch immer herrschte zwischen Lutheranern und Reformirten kein rechter Friede. Der Kurfürst verfuhr hier ebenso wie sein Vater, dem er in der Duldsamkeit und in der Frömmigkeit glich. Auch er versuchte die Reformirten und Lutheraner mit einander zu verschmelzen, und er wurde darin von den gemäßigten Lutheranern, besonders von den Pietisten gut unterstützt. In ihrem Sinne war es, daß er die Teufelsaustreibung und die Privatbeichte für unverbindlich erklärte.

Wenn Friedrichs I. innere Regierung so wenig Verdienste hat, so lag dies daran, daß er sie ganz dem Grafen Wartenberg überließ, der die wichtigsten Aemter wiederum mit seinen Geschöpfen besetzte. Alle diese Günstlinge suchten einzig und allein ihren Privatvortheil und kümmerten sich wenig um das Interesse des Staates. Erst gegen Ende seines Lebens gingen dem schwachen Könige über ihr Treiben die Augen auf, und auf Andringen des Kronprinzen schickte er (1710) das eine Haupt der Kamarilla, einen Grafen Wittgenstein, auf die Festung, das andere, Wartenberg selbst, (1711) ins Ausland. Doch gab er dem noch immer geliebten Günstlinge zugleich Beweise seiner Huld. Wartenberg und dessen Frau mußten nach Frankfurt a. M. ziehen, aber sie durften nicht bloß die Schätze, die sie in Berlin zusammengebracht, mitnehmen, sondern erhielten sogar noch ein Jahrgehalt von 14,000 Thlrn. Auch in seiner Familie hatte Friedrich manchen Kummer; nach dem Tode Sophie Charlottes (1705) und zweier Enkel ließ er sich bereden noch einmal zu heiraten; aber diese dritte Gemahlin Sophie Luise, eine mecklenburg-schwerinsche Prinzessin und strenge Lutheranerin, verbitterte ihm durch ihre religiöse Unduldsamkeit das Leben. Sie versank dann in Schwermuth, der plötzlich zum Wahnsinn umschlug. In diesem Zustande überfiel sie eines Tages den König in seinem Zimmer und erschreckte den schon Kränklichen zum Tode; er glaubte, die weiße Frau gesehen zu haben. Er starb am 25. Februar 1713, aufrichtig betrauert von seinen Unterthanen, die den gutmüthigen Fürsten trotz seiner großen Schwächen liebten und nachsichtiger über ihn urtheilten als die Nachwelt. Zur Ansicht der Späteren schadete es ihm, daß er „in der Geschichte zwischen einem Vater und einem Sohne steht, deren überlegene Talente ihn verdunkeln." Aber auch in das günstigste Licht gestellt, zeigt seine Regierung doch immer einen häßlichen Flecken: daß er das Blut und das Geld seines Volkes aus Eitelkeit in fremdem Dienste vergeudete. Giebt es für solchen Menschenhandel eine Entschuldigung, so ist es nicht die Sitte der Zeit, sondern der Preis, den er bekam, — die Königskrone für Hohenzollern, den Preußennamen für den Staat und neuen Kriegsruhm für das Heer.

Friedrich Wilhelm I.

Friedrich I. erzielte aus seinen drei Ehen nur ein Kind, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, den ihm seine zweite Gemahlin Sophie Charlotte am 15. August 1688 zu Berlin gebar. Es prägte sich schon in dem Knaben eine sehr bestimmte Eigenart aus, die von dem Wesen der Eltern weit abwich. Er strotzte von Gesundheit und Kraft, aber auch von unbändiger Heftigkeit und hartköpfigem Eigensinn; in allen körperlichen Uebungen, vorzüglich in denen, die zum Kriegsdienst gehörten, that er es allen Altersgenossen zuvor; aber seine geistigen Fähigkeiten beschränkten sich, wie es schien, auf gesunden derben Menschenverstand. Gerad und wahrheitsliebend, schlicht und einfach, haßte er nicht nur das Gekünstelte und Formelhafte, sondern auch Kunst und Wissenschaft, sofern sie nicht handgreiflich nützten und von selbst einleuchteten. Das geistreiche und gelehrte Wesen seiner Mutter machte auf ihn ebenso wenig Eindruck, wie der leere äußerliche Prunk seines Vaters; er verachtete beides, und seine Erzieher verstanden es nicht, seinen

Willen zu beugen. So blieb er geistig ungebildet und sittlich roh. Aber in dieser harten Schale lag ein edler Kern deutscher Biederkeit und Rechtschaffenheit, und wenn er das Schöne und Angenehme, das Erhabene und Ideale nicht zu würdigen wußte, so verstand er sich um so besser auf das Nützliche.

Kaum hatte sich Friedrich Wilhelm von dem Leichnam seines Vaters erhoben und den kindlichen Schmerz zurückgedrängt, so schritt er rasch durch die Scharen der Höflinge in sein Zimmer, ließ sich die Liste der Hofbeamtenschaft geben und durchstrich sie von oben bis unten. Die ganze bisherige Wirtschaft mit ihrem glänzenden Flitter, ihrer verschwenderischen Pracht hörte auf; von 100 Kammerherrn blieben nur 12; ohne Rücksicht und Schonung, ohne Ansehen der Person wurden alle Besoldungen und Gnadengehälter, die er für überflüssig oder zu hoch hielt, gestrichen oder verkürzt. Das Leichenbegängniß seines Vaters war das letzte Prachtfest[10], welches er duldete; fortan wurde der Hof auf den einfachsten schlichtesten Fuß gesetzt und Sparsamkeit die Losung. Die Residenz nahm ein anderes Gesicht an; ernste Stille auf den Gassen, rührige Emsigkeit bei der Arbeit; die Freude wagte selbst in den Häusern kaum sich laut zu äußern. Bald merkte das ganze Land, daß mit dem neuen Könige eine neue Zeit gekommen war. Schien es nicht, als ob ein Spartaner den Thron bestiegen? Ein stämmiger handfester Mann, nicht hoch von Wuchs und einigermaßen wolbeleibt, aber robust und fest wie ein Thurm, das blühende Gesicht ernst, aufrichtig, gebieterisch; die großen grauen Augen standhaft, wachsam und glänzend von beständigem Feuer und Leben; starke Backen und Kiefern, die an einen Bullenbeißer erinnerten[11] das Ganze ein Bild derbster Gesundheit, entschlossenster Kraft, so war Friedrich Wilhelms äußere Erscheinung, und sie spiegelte seinen inneren Menschen wieder. Fast konnte es keinen schrofferen Gegensatz des Charakters geben als zwischen Friedrich I. und seinem Sohne. Jener gutmüthig und schwach und ein Verehrer des glänzenden Scheins, dieser unerbittlich, von äußerster Energie, ein leidenschaftlicher Vertreter des Wesentlichen. Und das Wesentliche sah er allein in dem unmittelbar Nützlichen. Rasche, rastlose Thätigkeit, Ordnung in den Geschäften, Ehrbarkeit und Mäßigkeit im Leben verlangte er von den Unterthanen und war darin selber ein Muster. Er faßte das Königthum auf als ein Amt, ihm von Gott gegeben, die Faulen und Ungerechten zur Arbeit und Rechtschaffenheit anzuhalten, jeden in seinem Kreise, den Privatmann wie den Beamten. Sich bewußt, das Rechte zu wollen, hielt er sich selbst für das Fleisch gewordene Recht, und jeder Widerspruch, geschweige ein Widerstand gegen seinen Willen erschien ihm als Bosheit oder Thorheit, die er mit eiserner Faust zerbrach. So war er ein Despot, doch selten ein ungerechter, denn sein natürlicher Verstand ließ ihn fast immer das Richtige treffen.

Rauh und derb griff er den Staat an, riß ihm den Flittertand eines prachtvollen Hofstaats ab, der am Marke des Landes gezehrt hatte; aber dafür verstärkte er die wahren Machtmittel. Das junge Königreich stand dem Namen nach ebenbürtig neben den alten, aber was bedeutete Preußen mit seiner kleinen Armee und seinem zerstückelten Gebiete, seinen Par Millionen Einwohnern und kaum 40,000 Soldaten neben den benachbarten Großstaaten, Oesterreich, Rußland, Frankreich, die Heere von 100,000, 130,000, 160,000 Mann unterhielten? Sollte es mit Ehren eine Rolle in Europa spielen, so mußte es seine Kräfte

aufs Aeußerste anspannen und aufs Sorgfältigste zu Rathe halten, um seine militärischen Leistungen sehr beträchtlich steigern zu können. Es kam darauf an, daß der Staat möglichst viel Soldaten und Geld habe; danach richtete sich sein Ansehn und seine Geltung in der Welt. Das Kriegswesen und das Finanzwesen waren daher für Friedrich Wilhelm die allerwichtigsten Angelegenheiten; ihnen widmete er sich mit dem ganzen Eifer seiner energischen Natur. Er hatte übrigens für sie eine angeborne Vorliebe; schon als Knabe ergötzte ihn nur das Soldatische, und er galt früh für geizig. Seine Neigungen und seine Ueberzeugung trieben ihn also in dieselbe Bahn; auch seine Talente lagen in derselben Richtung. Sie waren groß, aber durchaus praktisch; seinem Scharfblick entging nicht die kleinste Unebenheit oder Unregelmäßigkeit im Heerwesen wie in dem Getriebe der inneren Verwaltung; er sah jeden blinden Knopf im Heere und jeden falschen Posten in den Rechnungsbüchern; wußte mit ungemeinem Geschick nicht bloß den alten Bestand besser zu ordnen, sondern auch neue Geldquellen und Regimenter zu schaffen, neue und alte aber zu einer vorzüglichen Kriegsmaschine auszubilden; denn er war ein ebenso guter Exerziermeister wie Hauswirth. Auch gedachte er nicht, seine Aufgabe, seinen Beruf in fremde Hände zu legen; er selbst, der König sah und bearbeitete alles im Staat. „Saget dem Fürsten von Anhalt," so äußert er sich gleich nach seiner Thronbesteigung, „daß ich selbst der Finanzminister und der Feldmarschall des Königs von Preußen bin; das wird den König von Preußen aufrecht erhalten."

Mit der alten Günstlingsherrschaft war es aus; der König, der alles Recht des Staates in sich fühlte, war auch aller Pflicht eingedenk. Er arbeitete, — nicht wie andere Könige zum Schein, sondern wirklich.

Nur auf die auswärtigen Angelegenheiten verstand er sich wenig. Es mangelte ihm die nöthige Kenntniß der europäischen Staatsverhältnisse, vor Allem aber die diplomatische Kunst, seine Gedanken zu verstecken und gewandt zwischen den widerstreitenden Interessen des Auslandes sich nach dem festen Ziele des eigenen Vortheils hindurch zu winden. Er war zu offen und ehrlich, um selbst in einer guten Sache heucheln zu können; so wurde er von den verschlagenen fremden Diplomaten leicht hintergangen und ausgebeutet. Sein Herz gehörte Deutschland und dem Kaiser; er haßte alle Ausländerei gründlich, am meisten aber die Franzosen. Daß er unter diesen Umständen doch erst später in das Schlepptau der schlauen österreichischen Politik gerieth, daß die auswärtigen Geschäfte Preußens anfangs mit Umsicht und gutem Erfolg betrieben wurden, verdankte der König dem klugen und verschmitzten Minister Ilgen, den er an ihrer Spitze vorfand und beließ.

Zwar durfte auch Ilgen nicht selbständig verfahren, aber Friedrich Wilhelm war verständig genug, seinen Rath in der Regel zu befolgen. Es war dies um so nöthiger, als der Staat gerade bei seinem Regierungsantritt sich nach außen hin in sehr schwierigen Verhältnissen befand. Noch war der spanische Erbfolgekrieg im Gange, und der nordische Krieg loderte eben wieder in nächster Nähe auf. Friedrich Wilhelm hatte keinen Grund den ersteren fortzusetzen; er schloß sich vielmehr den Mächten an, die zu Utrecht über den Frieden verhandelten. Es kam ihm nur darauf an, für die großen Opfer an Geld und Blut, welche sein Vater in diesem Kriege gebracht hatte, einige Entschädigung zu erhalten; dieselbe

wurde ihm auch durch Englands Unterstützung gegen den Willen Hollands und Oesterreichs zu Theil. Preußen erhielt in dem Utrechter Frieden (11. April 1713) das bisher zu den spanischen Niederlanden gehörige Ober-Geldern (an der Maas); dagegen verzichtete Friedrich Wilhelm, als er am 15. Mai 1713 dem Frieden beitrat, auf die Theile der oranischen Erbschaft, die in Frankreich lagen, namentlich auf das Fürstenthum Orange, dessen Titel er indessen fortführte. Auch wurde jetzt die preußische Königswürde von Frankreich und Spanien anerkannt.

Erwägt man, daß Friedrich I. kraft des Kronenvertrags nur verpflichtet war, dem Kaiser 8000 Mann Hülfstruppen für den Erbfolgekrieg zu stellen, daß er aber stets weit mehr leistete, so war der Ersatz, den der Utrechter Frieden gab, doch nur geringfügig. Ober-Geldern, oder wie es eigentlich seit 1339 hieß, das Herzogthum Geldern hatte fruchtbaren Boden und eine gewerbfleißige Bevölkerung, aber nur geringen Umfang (22 Quadratmeilen mit 50,000 Einwohnern).

Das letzte Stück der oranischen Erbschaft, welches dem Könige von Preußen noch zukam, die Baronie Herstal im Bisthum Lüttich brachte Friedrich Wilhelm bald darauf mit Gewalt an sich, wie er auch sonst sein Recht ohne viel Federlesens durchsetzte, wo er die Macht dazu hatte.

Nachdem die Seemächte vom Kampfplatze abgetreten waren, fehlten dem Kaiser die Mittel, die bisher von jenen besoldeten Truppen weiter zu unterhalten; er war außer Stande, allein die spanische Monarchie den Franzosen abzunehmen; auch Preußens vertragsmäßige Hülfe hätte dazu nicht genügt. Karl VI. fügte sich daher in das Unvermeidliche und schloß im März 1714 zu Rastadt für seine Erblande, im September 1714 zu Baden für das deutsche Reich Frieden, indem er die Bedingungen des Utrechter Friedens annahm. Kraft desselben wurde das spanische Erbe getheilt: der Bourbon Philipp V. behielt Spanien mit den Kolonieen, der Habsburger Karl VI. erhielt die Nebenländer, Belgien, Mailand, Neapel, Sardinien (das er später an Savoien für Sicilien abtrat). Das deutsche Reich fuhr dabei am übelsten; für alle Leiden des langen Krieges, in den es die habsburgische Hauspolitik gestürzt hatte, erhielt es nicht den geringsten Ersatz. Die Jesuiten am wiener Hofe verhinderten sogar, daß die schimpfliche Klausel des ryswicker Friedens, welche den pfälzischen Protestanten so schweres Unrecht that, zurückgenommen wurde. Deutschland hatte wieder einmal für das Haus Habsburg seine Haut zu Markte getragen und diesem große neue Besitzungen erkämpfen helfen, sich selbst aber Schimpf und Schaden geholt. Es war ein Glück, daß wenigstens der Nordosten, Preußen, sein Interesse wahrnahm. Dieser Staat leistete denn auch im nordischen Kriege zunächst sich selbst, damit zugleich aber der gemeinsamen deutschen Sache die erheblichsten Dienste.

Während Karl XII. in ohnmächtigem Trotze noch immer in der Türkei verweilte, machten die nordischen Verbündeten, Rußland, Polen und Dänemark, alle Anstalten, den Schweden auch diejenigen Festungen zu entreißen, die sie noch in ihren deutschen Provinzen besaßen. Beide Theile lagen dem Könige von Preußen an, sich in den Streit hineinzumischen. Friedrich Wilhelm meinte es aufrichtig gut mit Schweden; er war nicht Willens, von dessen Unglück Nutzen zu ziehen.

Andererseits fühlte er keinen Beruf, sich für fremde Interessen zu opfern. Er wünschte parteilos zu bleiben, vor allem aber den Krieg vom deutschen Boden fortzubannen. Er erbot sich daher die schwedischen Festungen in Deutschland, namentlich Stettin und Wismar, mit seinen Truppen zu besetzen und für Karl XII. bis zum Frieden zu verwahren; der Krieg sollte sich auf die außerdeutschen Länder beschränken. Damit waren alle einverstanden, auch die schwedischen Bevollmächtigten; nur Karl XII. nicht. Nun rückte (im Juli 1713) ein russisches Heer von 24,000 Mann durch Mecklenburg in Pommern ein, verheerte das Land, verbrannte die Städte Garz und Anklam und belagerte Stettin. Vermittelst sächsischen Geschützes, das König August geschickt hatte, wurde die Stadt im September bombardirt, und ihr Befehlshaber machte, um sie zu retten, den Vorschlag, daß sie bis zum Frieden neutral sein und gemeinschaftlich vom Herzog von Holstein, dem Schwager Karls XII., und von dem Könige von Preußen besetzt werden solle. Friedrich Wilhelm ging mit Freuden darauf ein; denn es lag ihm alles daran, die Russen sich nicht in Pommern einnisten zu lassen. Daher begab er sich eilig nach Schwedt, wo sich der russische Minister und Feldherr Menschikoff aufhielt, und schloß hier mit diesem und dem General Flemming, dem Bevollmächtigten des Königs August am 6. Oktober 1713 einen Vertrag, nach welchem er an Rußland und Polen 400,000 Thaler Belagerungskosten zahlte, dagegen sollten ihm alle schwedischen Festungen in Deutschland, zunächst Stettin, als Sequester, d. h. in Verwahrung bis zum Frieden, übergeben werden. Demgemäß rückte am folgenden Tage eine preußische Besatzung in Stettin ein, die Russen und Sachsen aber räumten Pommern. Obwohl nun der schwedter Vertrag für Karl XII. wirklich sehr vortheilhaft war, so weigerte sich der eigensinnige und mißtrauische Fürst dennoch, ihn anzuerkennen. Dadurch aber wurde Friedrich Wilhelm ganz in das Lager der Verbündeten getrieben; denn da er nun fürchten mußte seine 400,000 Thaler und sonstigen Kosten nicht wieder zu erhalten, so trat er dem Bündniß der Feinde Schwedens bei, und machte mit Peter I. insgeheim ab, daß im künftigen Frieden Stettin und die Odermündungen an Preußen, Ingermannland und Karelien aber an Rußland kommen sollten (12. Juni 1714). Die schwedischen Angelegenheiten standen seitdem hoffnungslos, zumal da auch Georg I. von Hannover, seit 1714 König von England, eine drohende Stellung einnahm. In Schweden dachte man schon daran, Karl XII. zu entthronen. Da endlich verließ dieser die Türkei und erschien nach einem Ritte von 14 Tagen unerwartet in Stralsund (22. November 1714). Von hier aus forderte er Friedrich Wilhelm I. auf, ihm Stettin zurückzugeben. Aber der König von Preußen war nun fest entschlossen, den für seinen Staat so wichtigen Besitz nicht wieder fahren zu lassen, und als dann Karl sein Recht mit Gewalt verfocht und die Insel Usedom besetzte, die nach preußischer Erklärung zum Sequester gehörte, nahm er dies zum willkommenen Vorwand, um Schweden offen zu bekriegen (April 1715). Der Ausgang des Kampfes konnte kaum zweifelhaft sein. Karl XII. vertheidigte sich in Stralsund mit alter Tapferkeit gegen das verbündete Heer der Preußen, Dänen und Sachsen; aber die Uebermacht war zu groß. Nachdem die Preußen durch die Eroberung Usedoms und der peenemünder Schanze die Wasserwege für das schwere Geschütz freigemacht, nachdem sie dann unter Leopold von Dessau in kühnem Ueberfall (15. November) Rügen eingenommen und Karl XII., der zur

Rettung der wichtigen Insel aus Stralsund herbei eilte, zurückgeschlagen hatten, konnte dieses letzte schwedische Bollwerk in Pommern sich nicht länger halten; Karl entfloh nach Schweden und Stralsund ergab sich (23. Dezember). Im nächsten Frühling verloren die Schweden auch Wismar an die Dänen und Hannoveraner und besaßen nun in Deutschland keinen Platz mehr; ihr König aber bot die letzte Kraft seines erschöpften Reiches auf, und fand in einem neuen Feldzuge gegen das dänische Norwegen (1718) nicht die gesuchte Rache, aber den Tod. Indessen war im übrigen Europa an die Stelle der Kriegsunternehmungen ein Spiel diplomatischer Verhandlungen getreten, bei welchem sich das Verhältniß der einzelnen Staaten zu einander fortwährend nach Laune oder Berechnung veränderte. Das nordische Bündniß lockerte sich dabei, und Friedrich Wilhelm gerieth mit August von Sachsen und Polen, so wie mit dem Kaiser sogar in eine gewisse Spannung, weil er sich der bedrückten Evangelischen in der Pfalz und in Polen annahm. Auf diese Mißstimmung zwischen den Höfen von Berlin, Dresden und Wien und auf Friedrich Wilhelms argwöhnische Natur baute damals ein Abenteurer, ein ungarischer Edelmann Namens Klement, einen Plan frechster Täuschung; er kam (1718) nach Berlin und enthüllte dem Könige eine furchtbare Verschwörung: der ganze Hof sei von dem Kaiser und dem Polenkönig gewonnen; man wolle ihn, den König, auf der Jagd aufheben, den Kronprinzen katholisch erziehen lassen und unter kaiserlicher Vormundschaft auf den Thron setzen. Zum Beweise brachte er gefälschte Briefe des Prinzen Eugen und anderer bedeutender Männer zum Vorschein. Friedrich Wilhelm glaubte ihm und verfiel in finstere Schwermuth, lange Zeit sprach er mit seiner Umgebung kein Wort, legte sich nie schlafen, ohne geladene Pistolen zur Hand zu haben; endlich wagte es Leopold von Dessau, ihn um die Ursache seines Kummers zu fragen; es kam zu Erörterungen, die damit endeten, daß der Betrüger gestand und (1720 zu Berlin) aufgehängt wurde. Aber seine Erfindung hatte doch dazu beigetragen, daß der König die Freundschaft des einzigen verbündeten Hofes, der es wirklich mit ihm gut zu meinen schien, des russischen noch mehr als bisher suchte; der Rückhalt an Rußland nützte ihm überdies, wenn Schweden etwa den Krieg in Deutschland erneuern sollte. Daran dachte nun freilich die schwedische Regierung keineswegs; die Königin Ulrike Eleonore, Schwester und Nachfolgerin Karls XII., beeilte sich vielmehr um jeden Preis Frieden zu schließen. Mit Preußen kam derselbe am 1. Februar 1720 zu Stockholm zu Stande; Friedrich Wilhelm zahlte danach an Schweden 2 Millionen Thaler und vermittelte, daß es Wismar und Vorpommern westlich der Peene wieder erhielt, dagegen trat Schweden den Strich Vorpommerns zwischen Peene und Oder, also Stettin, die Odermündungen, Usedom und Wollin, auch Damm und Gollnow an Preußen ab. Im nächsten Jahre erfolgte die feierliche Huldigung dieser Landschaft.

So war es Friedrich Wilhelm I. geglückt, zu erreichen, was einst der große Kurfürst vergebens ersehnte: Stettin und die untere Oder bis ans Meer waren dem Auslande abgerungen, waren preußisch, für den Staat, für ganz Deutschland ein großer Gewinn; denn mit diesen 94 Quadratmeilen fruchtbaren Bodens kam zugleich wieder ein Theil des kernhaften pommerschen Volkes an das Vaterland zurück, und in Stettin hatte Preußen nun einen Fuß am Meere, um an dem Welthandel ganz anders als bisher Antheil nehmen zu können. Die ge-

brachten Opfer waren im Vergleich damit sehr gering; diese Erwerbung, bei der es sich im Grunde nur um ein festes Zugreifen gehandelt, kostete fast nur Geld, im Ganzen an 7 Millionen Thaler; aber sie war doch nur für einen Staat möglich gewesen, der eben einen gefüllten Schatz und ein tüchtiges Kriegsheer besaß, und Friedrich Wilhelm hatte das Verdienst, vom ersten Tage seiner Regierung an, diese beiden Machtmittel ganz ungemein vermehrt zu haben. Auch in Zukunft rüstete er sein Lebelang so eifrig, als ob es jeden Augenblik losgehen solle. Er machte Preußen ganz eigentlich zu einem Militärstaat, ohne doch dessen kostbare Kräfte durch einen Krieg ferner aufs Spiel zu setzen; er schien das Gewehr immer anzulegen, ohne abzudrücken. Aber durch seine Arbeit sind jene Mittel geschaffen worden, die nachher in Friedrichs des Großen genialer Hand so Unerhörtes wirkten. Diese Arbeit, die merkwürdige Leistung eines praktischen Genies, ist zugleich der Hauptinhalt von Friedrich Wilhelms nützlichem Leben.

Friedrich Wilhelms I. Staatsverwaltung.

Das deutsche Volk war seit dem 30jährigen Kriege immer tiefer in Knechtschaft gesunken; fast überall wurden die Stände, die ihm früher noch einen Schein von Freiheit bewahrten, die gehorsamen Diener der Fürsten; wo sie aber Macht behielten, benutzten sie dieselbe hauptsächlich im Interesse des Adels. Der Unterschied in den einzelnen Landen war nur, daß in einigen der Adel mehr, in anderen weniger Vorrechte besaß; die Masse des Volks hatte überall bloß zu gehorchen. Sie konnte es schon als einen Gewinn betrachten, wenn sie statt vieler einen Herrn erhielt; sie mußte in der absoluten Monarchie um so mehr ihr Heil finden, wenn an der Spitze ein wohlgesinnter Despot stand. So war es in Preußen. Friedrich Wilhelm I. faßte die unumschränkte Gewalt, die er von seinem Vater und Großvater geerbt, in der allerweitesten Bedeutung des Wortes auf. „Ich bin König und Herr und kann machen, was ich will," sagte er und duldete keinen Widerspruch. „Räsonnir er nicht!" war die barsche Antwort, mit der er jeden Einwand niederschlug. Er verlangte und erzwang unbedingten Gehorsam. Aber in der Art, wie er die unumschränkte Gewalt handhabte, und in der Richtung seines Willens lag etwas Demokratisches. Schon sein Privatleben zeigte in seiner Schlichtheit und rohen Tugend jenes altrömische republikanische Wesen, das sein Sohn an ihm rühmt.[11] Friedrich Wilhelm richtete seinen Hof einfach bürgerlich ein; statt Prachtgewänder, welche die alte spanisch-burgundische Etikette dem Fürsten damals vorschrieb, trug er zuerst in Europa als König den einfachen Soldatenrock; auch in Speise und Geräth, in Rede und Sitte war er wie ein Soldat oder ein Bürgersmann, schlicht und recht, ohne Förmlichkeit und Komplimente; und die strenge Sittlichkeit, die er bei den Seinigen einführte, mußte jeden ehrbaren Hausvater sehr erbauen. Als Herrscher ging er selbst ganz im Dienste des Staates auf. Sein Grundsatz war: dem Wole des Ganzen müsse sich jeder Einzelne unterordnen. Er that es selbst. Vom frühen Morgen war er auf, seines Amtes zu warten, und gönnte sich kaum die einfachsten Bequemlichkeiten; unruhig war er bald hier bald dort, um überall

nach dem Rechten zu sehen; er kümmerte sich um das Kleinste. Unablässig überwachte und trieb er die Beamten, daß sie ebenso eifrig wie er ihre Pflicht thäten. Sein Auge und seine Faust waren überall, vom obersten bis zum niedrigsten zitterten alle vor ihm. Ebenso derb und grob fuhr er den Offizier an wie den Gemeinen, den Minister wie den Schreiber, wo einer seine Schuldigkeit nicht that oder nicht zu thun schien. Ohne Umstände schickte er den Staatsminister, der sich verging, auf die Festung, wie er den Thorschreiber in Potsdam, der die Bauern am frühen Morgen vor dem Thore warten ließ, mit den Worten: „guten Morgen, Herr Thorschreiber!" eigenhändig aus dem Bette prügelte. Sein Verfahren wurde freilich bei seiner natürlichen Heftigkeit oft hart und tyrannisch, aber es brachte die Staatsmaschine in trefflichen Zug, und sein schwerer Arm beugte den Edelmann so gut wie die andern Unterthanen ins Staatsjoch. Denn wie er vom ganzen Volke dieselbe Schlichtheit und Arbeitsamkeit verlangte, die er bewies, so forderte er auch von allen Ständen ohne Unterschied die gleiche Hingabe an den Staatswillen. Daher drückte er dem Adel den Daumen fest aufs Auge, und die Steuerfreiheit, die derselbe für sich und seine Güter genoß, wurde jetzt zum Nutzen des Staats durchbrochen. Es erschien (1717) eine Verordnung, die alle Adels-, Schulzen- und Bauerlehnsgüter im Lande zu Allodial- und Erbgütern erklärte, das „Lehnpferd" aufhob und dafür einem jeden Rittergut eine feste Steuer von 40 Thlrn., einem jeden Schulzen- und Bauerngut eine geringere Abgabe auferlegte. Gegen diese Verfügung erhob sich nun unter der Ritterschaft ein großer Unwille. Sie wollte nicht, wie ein gewöhnlicher Unterthan, Abgaben zahlen. Sie war seit Errichtung der stehenden Heere in doppelter Weise bevorzugt worden: erstens nämlich trug sie wegen ihrer Steuerfreiheit nicht die Last der Heereskosten, die vielmehr von dem übrigen Volke, bezüglich von den Hintersassen des Adels, aufgebracht wurden; und zweitens erhielt der Adel die meisten Offizierstellen und damit eine gute Versorgung durch eben jenes Heer, welches Bürger und Bauer unterhalten mußten. Von diesen Vorrechten wollte nun der Adel keins aufgeben. Friedrich Wilhelm I. setzte aber seinen Willen durch. Zuerst fügte sich die märkische Ritterschaft; am hartnäckigsten widerstand die magdeburgische; sie verklagte den König beim Reichshofrath in Wien, und der Kaiser, der gerade mit Friedrich Wilhelm gespannt war, erließ gegen denselben eine Exekutionsdrohung (1725). Dieser blieb aber fest und zwang durch militärische Beitreibung der Steuer den widersetzlichen Adel sein Vorrecht fahren zu lassen. Ebenso vergeblich stemmte sich der Adel der Provinz Preußen gegen den Willen des Königs. Friedrich Wilhelm zerbrach die alten Rechte rücksichtslos, wo sie mit dem Staatswol in Widerspruch standen. Er sprach dies kurz und bündig und sehr derb selber aus. Zugleich mit jener Grundsteuer führte er statt mehrerer alter unzweckmäßiger Abgaben einen festen Hufenschoß ein, der ebenfalls den Adel traf, wenn auch zunächst nur dessen Bauern. Der Feldmarschall Graf Dohna protestirte dagegen im Namen der ostpreußischen Landstände. Diese Neuerung sei landesverderblich und höchst bedenklich; „tout le pays sera ruiné" hieß es in dieser französisch abgefaßten Beschwerde. Der König schrieb spöttisch an den Rand: „tout le pays sera ruiné? Nihil Kredo, aber das Kredo, daß die Junkers ihre Autorität Nie pos volam wird ruinirt werden. Ich stabilire die Souveraineté wie

einen Rocher von Bronce." Er spielte damit auf das liberum Veto des polnischen Adels an: nie pozwalam d. h. ich erlaube es nicht! Und in der That hatte der preußische Adel von jeher viel Lust, ein Junkerregiment wie in Polen aufzurichten.

Auch die Geburtsvorrechte des Adels erkannte der König nicht an. Als ein klevischer Freiherr sich darüber beschwerte, daß ein gewisser von Pabst, der von geringerem Adel war, in der Kirche einen vornehmeren Sitz einnehme, schrieb der König zurück: „Dieses sein Thorheit, in Berlin ist kein Rang, in Kleve mus keiner sein. wen Pabst über mir sitzet in der Kirche so bleibe doch was ich bin, mein extraction bleibt allezeit." Nach diesem vorurtheilsfreien Grundsatz wählte Friedrich Wilhelm auch seine Beamten. Es galt ihm dabei gleich, ob jemand adlig oder bürgerlich war, auch zwischen Lutheranern und Reformirten machte er keinen Unterschied; er besetzte die Stellen nach der Tüchtigkeit.

Der große Kurfürst hatte die Verwaltung zentralisirt; unter seinem Nachfolger war sie lockerer geworden; Friedrich Wilhelm I. zog die Zügel wieder fest an. Er verband und ordnete die Geschäfte planmäßig, vertheilte sie unter bestimmte Abtheilungen, deren Leiter das Staatsministerium bildeten. Er selbst mit zwei Kabinetsräthen war der Mittelpunkt, alles und jedes, was im Staate vorging, sollte ihm berichtet werden, und er ertheilte auf den Bericht allemal kurz und bestimmt Bescheid.

Kein Zweig der Verwaltung war unter Friedrich I. so vernachlässigt worden, als das Finanzwesen. Es war hohe Zeit, daß auf den Verschwender ein ordentlicher Hauswirt folgte. Freilich ging Friedrich Wilhelm I. vielfach in das andere Aeußerste über; er war in mancher Hinsicht geradezu geizig. Er schien dann das Geld nicht bloß als Mittel, sondern auch als Zweck zu lieben. Sein Hof empfand das; der König schaffte allen Luxus ab, ließ sich täglich den Küchenzettel vorlegen, strich oder verkürzte zu theure Speisen; doch hielt er auf anständige Küche, so etwa wie damals ein wolhabender Bürger oder Gutsbesitzer zu speisen pflegte. Dagegen ließ er sich manchmal von Ministern und Generalen zu Tische bitten und aß dort gern die kostbaren Gerichte und Saucen, die er sich selbst an seinem Tisch versagte. Indessen der Staat hatte den Vortheil von seiner Sparsamkeit. Zu wirklich nützlichen Ausgaben, wenn sie das materielle Wol des Landes wesentlich förderten, hatte und gab er immer Geld her. Dagegen machte er sich auch kein Gewissen daraus, den Unterthanen ziemlich tief in die Börse zu greifen und hörte öfter auf die Finanzpläne von Plusmachern, als dem Volke lieb war. Der verhaßteste unter diesen war ein gewisser Eckart, der ums Jahr 1738 den König veranlaßte, die städtischen Kämmereikassen in Aufsicht zu nehmen und deren Ueberschüsse einzuziehen. —

Um der ganzen Verwaltung feste Regeln zu geben und ein einheitliches Zusammenwirken aller Beamten herzustellen, vereinigte der König 1723 die bisher getrennten Behörden, das General-Kommissariat, welches die Verwendung der Kriegsgefälle beaufsichtigte, und das General-Domänen-Direktorium, welches die Domänen verwaltete, zu einem einzigen Kollegium mit dem Titel eines General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domänendirektoriums, kurzweg auch General-Direktorium genannt. Er selbst hatte die Instruktion, die den Geschäftskreis und die Einrichtung desselben regelte, erdacht und ausgearbeitet; sie war ein

Meisterstück, bewundernswerth sowol durch ihre Zweckmäßigkeit im Allgemeinen als durch die Klarheit und Sorgfalt, womit sie das Kleinste wie das Größte ordnete. Sie machte unabläßigen Fleiß, unausgesetzte Aufsicht zur strengsten Pflicht und sorgte für gegenseitige Ueberwachung der Beamten, damit überall nach Möglichkeit gespart, die Einkünfte auf alle ersinnliche Weise erhöht, und das beigetriebene Geld stets zur Verfügung bereit gehalten werde. In dieser neuen Behörde, deren Präsident der König selbst war, gipfelte die ganze Verwaltung. Die Mitglieder theilten unter sich die Geschäfte nach Provinzen und Fächern und hielten täglich Sitzung; jeder Minister mußte wöchentlich einmal in der Sitzung erscheinen und die ihn betreffenden Sachen vortragen. Minister wie Räthe mußten im Sommer um 7, im Winter um 8 Uhr anwesend sein; wenn ein Minister ohne krank zu sein oder ohne Erlaubniß eine Stunde zu spät kam, so zahlte er 100 Dukaten Strafe; wer zweimal ganz fehlte, wurde kassirt; „denn wir sie bezahlen, daß sie arbeiten sollen," sagte der König. Den Schlendrian schaffte er gründlich ab, vertilgte ihn auch aus den Provinzen, wo die Kriegs- und Domänenkammern ähnliche Instruktionen bekamen, die sämmtlich darauf hinausliefen: Ersparungen zu machen, die Einkünfte zu steigern, die Gefälle streng beizutreiben, genaueste Rechnung zu legen. Ebenso nützlich war die Oberrechenkammer, die er in demselben Jahre 1723 errichtete. So kamen feste Ordnung, unabläßige Thätigkeit, sorgsame Ueberwachung in die ganze Beamtenschaft.

Die gesammten Staatseinkünfte zerfielen in die Kriegs- und in die Domänengefälle; zu den ersteren, welche den Unterhalt der Truppen bestritten, gehörten die Kontribution, das Kavalleriegeld, die Lehnpferdgelder, die Kriegsmetze und die Accise.

Die Kontribution wurde hauptsächlich von dem platten Lande aufgebracht; es gehörten dazu viele einzelnen Steuern, als Hufen- und Giebelschoß, Grundsteuer der Städte, Schloßbaugelder, Gesandtschaftsgelder; einige davon waren nur auf Zeit bewilligt; andere bestanden nur in einzelnen Provinzen. Der König schlug alle zu einer festen ordentlichen Kontribution zusammen, die im Wesentlichen eine Grundsteuer war und von den Besitzern in Stadt und Land, von den Hintersassen des Adels und den königlichen Bauern einkam. Sie wurde auf alle Provinzen gleichmäßig vertheilt, damit man, wie der König vorschrieb, die Last überall mit gleichen Schultern trage. Sie ergab 1740 fast 2,443,000 Thaler.

Das Kavalleriegeld war eine neue Abgabe des platten Landes als Entgelt dafür, daß die Reiterei, deren Einquartierung und Verpflegung bis 1716 dem Lande zur Last fiel, nun in die Städte verlegt wurde. Es machte 1740 etwa 70,000 Thaler aus.

Die Kriegsmetze bestand in der Abgabe eines Groschens vom Scheffel Waizen oder Malz, und 6 Pfennige vom Scheffel Roggen.

Die Lehn- und Ritterpferdgelder betrugen für jedes Rittergut 40 Thaler jährlich, bei schlechtem Boden weniger; in der Mark brachten sie 36,650, im ganzen Staat zuletzt 60,000 Thaler.

Die Accise bestand nur in den Städten und wurde jetzt sehr drückend, weil der König dabei ein höchst lästiges System kleinlichster und peinlichster Beaufsichtigung einführte, damit nur ja keine unversteuerte Ware dem Zoll-

beamten entgehe. Mit strengen Strafen verfolgte er jede Umgehung der Accise bei den Einwohnern und jeden Unterschleif bei den Beamten. Ueberdies schrob er die Steuersätze hier noch mehr als bei andern Abgaben in die Höhe. Accise und Licent brachten ihm zuletzt 1,400,000 Thaler.

Zu diesen Einkünften kam noch die Rekrutenkasse. An sie mußte jeder, der ein Amt, eine Beförderung, Gnade, Titel oder gerichtliche Vollmacht erhielt, eine bestimmte Summe entrichten. Daraus entwickelte sich zuletzt ein förmlicher Handel mit Titeln und Stellen, wenigstens mit unbedeutenderen Aemtern. Wenn man sonst ein unbescholtener und anständiger Mann war, konnte man z. B. einen Hofraths-Titel mit 400, den eines Kriegsraths mit 500 Thalern kaufen. Oft überboten sich die titelsüchtigen Bewerber; der König entschied für den, der mehr gab. Uebrigens gingen die wirklichen Beamten den bloßen Titelträgern im Range vor. Wollte ein Jude heirathen, so kostete auch dies eine Abgabe an die Rekrutenkasse. Ueberhaupt hatte die Judenschaft für Trauscheine und gerichtliche Vollmachten jährlich 4 bis 5000 Thaler an diese Kasse zu zahlen.

Zu den Domänengefällen, mit denen alle übrigen Staatsausgaben außer dem Militär bestritten wurden, gehörten auch die Einkünfte vom Salz-, Berg-, Hütten- und Postwesen, von den Zöllen und vom Stempel.

Das Salz ließ die Regierung in ihren Salinen, namentlich bei Schönebeck und Halle, gewinnen und verkaufte es zu einem bestimmten Preise an die Unterthanen. Die Einfuhr fremden Salzes war streng verboten. Jeder Hausvater mußte bei hoher Strafe nach der Zahl seiner Angehörigen und seines Viehes vierteljährlich ein bestimmtes Maß kaufen. Der Staat gewann damit zuletzt 544,000 Thaler.

Ebenso verhaßt wie die Accise wurde dem Volke das Zollwesen, weil der König die Zölle steigerte, den Städten die Zollfreiheiten, die sie etwa noch hatten, nahm und jeden Betrug hart bestrafte.

Die Stempelung wurde auf alle Besoldungsquittungen und schriftliche Eingaben bei den Behörden ausgedehnt; selbst Arme blieben nicht ausgenommen; diese Steuer brachte zuletzt 35,000 Thaler.

Das Postwesen, namentlich von dem Postrath Grabe, der auch Extraposten einführte, sehr verbessert, wurde durch mancherlei Verordnungen, z. B. daß verschlossene Briefe und Packete unter 20 Pfund nur durch die königliche Post befördert werden durften, für die Staatskasse ergiebiger gemacht. Es warf 1740 ungefähr 180,000 Thaler ab.

Die meiste Sorgfalt aber wendete der König den Domänen zu. Gleich nach seiner Thronbesteigung erhob er alle Krongüter zu einem Familien-Fidei-Kommiß, von welchem nie ein Stück veräußert werden sollte. Wol aber vergrößerte er es fast alljährlich durch neue Ankäufe. Dabei besserte er unablässig an der Bewirtschaftung, ordnete, sparte, benutzte jede Hülfsquelle. Da wurden Sümpfe ausgetrocknet, neue Kulturen eingeführt, die alten höher entwickelt. Er bewährte sich hier als vorzüglicher Landwirt; die Erträge hoben sich mit jedem Jahre und warfen zuletzt über 2,610,000 Thaler ab. Die Erbpacht, die man unter seinem Vater versucht hatte, schaffte er doch wieder ab; er verpachtete seine Güter nur auf Zeit, und zwar immer auf sechs Jahre. Die Musterwirtschaft seiner Do-

mänen wirkte nun durch ihr Beispiel auch sehr vortheilhaft auf den Anbau des ganzen Landes; eben so wie die zahlreichen Entwässerungen, die der König in sumpfigen Gegenden vornahm. So wurde namentlich der havelländische Luch bei Friesack durch Abzugsgräben zum großen Vortheil der Umgegend nutzbar gemacht (1718—1724). Ferner ließ der König von Polizeiwegen schädliche Thiere vernichten, bot z. B. 1731 in der Mark alle Unterthanen zur Vertilgung der Heuschrecken auf — eine Landplage, die damals hier weniger selten war als heutzutage[13], ließ große Wolfsjagden anstellen, was besonders in Preußen sehr nöthig war, denn es gab dort fast mehr Wölfe als Schafe. Der König setzte daher einen höheren Preis auf die Erlegung eines Wolfs, er selbst zahlte dafür je 2—6 Thaler, die Städte mußten in ihrem Gebiete das dreifache geben. Andererseits vermehrte er freilich die Zahl der schädlichen Thiere. Denn aus Leidenschaft für die Jagd ließ er in seinen Forsten die wilden Schweine und Hirsche sich zu ungeheurer Menge mehren. Dafür hatte er das Vergnügen auf mancher Jagd mit seinem Gefolge 1000 bis 1900, ja einmal sogar 3600 Wildschweine zu erlegen[13a], die dann für 3—6 Thaler das Stück von Privatleuten, vorzüglich aber von den Juden gekauft werden mußten. Die Juden konnten diesen Zwang nur durch jährliche Abgaben an die Armenhäuser ablösen. Strenge Gesetze schützten das Wild, auch Biber, Lüchse und Fischotter durfte in königlichen Forsten kein Unterthan erlegen.

Von dieser Verirrung abgesehen, war, was der König als Landesvater leistete, von größtem Werthe. Immer bestrebt, alle Klassen des Volks gleichmäßig zu belasten, damit keine überbürdet werde, erließ er viele Verordnungen, welche die Lage des Bauern erleichterten; insbesondere suchte er die harten Frohndienste, welche die Bauern ihrer Gutsherrschaft zu leisten hatten, in einen Geldzins zu verwandeln. Dies geschah indeß doch nur hie und da. Dagegen schaffte er den Mißbrauch, den die Beamten mit dem Vorspanns-Postrecht trieben, gründlich ab. Unter seinem Vater war es aufgekommen, daß jeder Beamte sich von den Bauern eine Vorspannspost verschaffen konnte. Friedrich Wilhelm untersagte dies streng: „Ich will nicht“, schrieb er (1717), „daß die Herren Beamten in den Provinzen mit meiner Bauern Pferden spazieren fahren.“ In einer andern Verfügung (v. J. 1738) verbot er, kein Pächter oder Beamter solle sich unterstehen, die Unterthanen bei den Hofdiensten auf dem Lande mit Peitschen- oder Stockschlägen zu mißhandeln oder zur Arbeit anzutreiben. Jeder Uebertreter dieses Gesetzes ward das erste Mal zu sechswöchentlichem Karren in der Festung, das zweite Mal zum Strange verdammt. Auch sonst schützte der König die Geringen gegen die Vornehmeren; es sollte einem jeden und von jedem sein Recht geschehen. Die Hauptsache war ihm indeß, wie er dem Nahrungsstande des Volks aufhelfen könne.

Es handelte sich hier um zwei Dinge: die Bevölkerung zu mehren und sie zu bemittelten Leuten zu erziehen. Mit allem Nachdruck drang er darauf, daß die Gemeinden und Gutsbesitzer die wüsten Feldmarken, die verödeten Hofstellen wieder mit Bauern besetzten, und er ging selbst mit gutem Beispiel voran, begünstigte die alten Kolonisten, zog durch Gewährung vieler Vortheile neue herbei. Ebenso eifrig suchte er die Bevölkerung der Städte zu heben. Er erklärte (1717), es nicht mehr ansehen zu können, daß die wüsten Stellen in den Städten unbe-

bauet lägen. Er versprach allen Ansiedlern jeder Nation auf 15 Jahre Steuerfreiheit, gewährte auch mancherlei andere Unterstützung, und er hatte die Freude bis zum Jahre 1725 eine Menge ganz oder theilweise zerstörter Städte wieder neu und schöner aufgebaut zu sehen, namentlich Krossen, Köslin, Iserlohn, Kalbe, Kroppstädt, Wegeleben, Loburg, Mansfeld, Wittstock, Oschersleben, Horschleben, Ermsleben, Seehausen, Aschersleben, Riesenburg, Luckenwalde, Unna. In Stendal fand er 365 wüste Feuerstellen; er belohnte jeden, der hier ein neues Haus baute, mit einem Amt oder Titel, selbst als Obergerichtsrath, Advokat, Bürgermeister, gab auch Geld her, z. B. 26,000 Thaler für Lichen, 30,000 für Templin, ähnliche Summen für Plettenberg, Berkenfelde, Hamm. Am meisten that er in dieser Beziehung für Berlin; die Friedrichsstadt, die bei seinem Regierungsantritt nur etwa 300 Häuser enthielt, wurde durch ihn um das 4 und 5fache erweitert. Freilich die Mittel waren tyrannisch genug. Er befahl den Beamten und Bürgern ganz einfach hier Häuser zu bauen. Ein General (von Derschau), als Oberaufseher des Baues, legte ihm von Zeit zu Zeit eine Liste von Leuten vor, die seiner Meinung nach vermögend waren. Danach wies der König denselben Bauplätze an, und sie mußten ihr Geld in Häuser stecken. Da half auch den Unbemittelten keine Widerrede, und mancher ruinirte sich; auf Bittschriften um Erlaß des Baues erwiederte der König wohl: „der Kerl hat Geld, soll bauen." So erstanden rasch ganze Straßen, und im Jahre 1737 bestand die Friedrichsstadt bereits aus 1682 Häusern. Auch die andern Stadttheile vergrößerten sich, und die Einwohnerzahl Berlins wuchs bis zum Jahre 1740 überhaupt auf 98,000 Seelen.[14)] Die Stadt Potsdam ist beinahe eine Schöpfung Friedrich Wilhelms I. zu nennen. Vorher unbedeutend, sie hatte 1713 kaum 400 Einwohner, wuchs sie seit er (1722) sein Leibregiment hierher verlegte und seine besondere Fürsorge ihr zuwandte, so schnell, daß in 20 Jahren die Bevölkerung hier auf 20,000 stieg.

Ein wahrer Wolthäter wurde der König der Provinz Preußen. Er fand dieses Land in dem allertraurigsten Zustande: ganze Kreise waren öde und ausgestorben; 60,000 Hufen lagen noch im Jahre 1721 ganz wüst. Friedrich Wilhelm bewies hier so recht klar, daß sein Geiz nur eine schroffe Form wolangebrachter Sparsamkeit war. Er gab Millionen her, um den Zustand Preußens und Lithauens zu verbessern. Die Kolonisten, die er berief, erhielten von ihm indeß außer Geldunterstützungen noch vielfach anderen Vorschub, vornehmlich Sicherheit vor der Leibeigenschaft. Er gab auf den preußisch-lithauischen Domänen den Bauern die Güter als freies Erbe (1720); doch durften sie nicht ohne Erlaubniß fortziehen, hatten auch gewisse Handdienste zu leisten. Die Handwerker erhielten noch größere Begünstigungen: Reisekosten, Steuer-Frei-Jahre, unentgeltliches Bürger- und Meisterrecht in den 52 preußischen Städten. Im Ganzen verwandte der König von 1721—1728 an 5 Millionen Thaler auf Ansetzung neuer Einwanderer. Es kamen deren vornehmlich viele aus der Schweiz, aus Schwaben, Franken, der Wetterau und Niedersachsen; im Ganzen bis zum Jahre 1728 an 20,000 neue Familien. Den größten Zufluß verschaffte dem Lande aber wieder die Verfolgungssucht fremder Fürsten. Die Reformation war in Süddeutschland während des 30jährigen Krieges größtentheils ausgerottet worden; dennoch hatte der protestantische Glaube selbst unter dem Regiment

streng katholischer Fürsten noch viele heimliche Anhänger. Am meisten war dies in dem Erzbisthum Salzburg der Fall. Allen Verfolgungen setzte der lutherisch gebliebene Theil der Bevölkerung, meist schlichte Landleute, standhaftes Dulden, stille Ausdauer entgegen. Zuletzt begnügten sich die Erzbischöfe damit, daß die Protestanten, ohne ihre Meinung aufzugeben, sich äußerlich zur Landeskirche hielten. Im Jahre 1727 kam aber ein fanatischer Katholik auf den bischöflichen Stuhl, der Freiherr von Firmian. Dieser rief die Jesuiten herbei und ließ durch dieselben eine strenge Inquisition halten. Um die Lutherischen von den Katholischen zu unterscheiden, wurde befohlen, die Bauern sollten den katholischen Gruß „Gelobt sei Jesus Christ!" gebrauchen und ein Skapulier tragen, keine religiösen Zusammenkünfte halten und am wenigsten ein lutherisches Buch, wohl gar die Bibel, lesen. Die Lutheraner wollten aber von den Meinungen und Bräuchen ihres Glaubens nicht lassen, und es erging nun wider sie eine grausame Verfolgung. Dennoch richtete der Erzbischof nichts aus; als er nachforschen ließ, wie viel Ketzer wol in seinem Lande seien, meldeten sich trotz aller Bedrängnisse 20,678 als Bekenner des lutherischen Glaubens. Zugleich sandten die Bauern einige Hausväter aus ihrer Mitte nach Regensburg und nach Berlin, um bei Kaiser und Reich und bei der größten protestantischen Macht in Deutschland um Hülfe zu bitten. Die Vorstellungen der evangelischen Fürsten fruchteten indeß nichts, Firmian rüstete vielmehr Truppen, um die Ketzer mit Gewalt katholisch zu machen, und Kaiser Karl VI. schämte sich nicht, unter einem scheinbaren Vorwande ihm zu demselben Zweck Soldaten zu schicken. Auch jetzt noch blieben die Bauern fest, schworen sich (August 1731) mit dem Finger auf das Salz zu, bei der augsburgischen Konfession zu verharren und einander mit Rath und That beizustehen. Bewaffneten Aufruhr erhoben sie nicht; ihr leidender Widerstand rührte jedoch den Erzbischof nicht, der fortfuhr, sie mit Kerker und Geldstrafen heimzusuchen, ihnen auch die Auswanderung verbot. Da trat Friedrich Wilhelm als ihr Beschützer auf und drohte, die Katholiken in seinem Staat genau so zu behandeln, wie der Erzbischof die Lutherischen. Man wußte, daß Friedrich Wilhelm Wort hielt; der Erzbischof erlaubte daher (11. November) wenigstens die Auswanderung, aber unter den härtesten Bedingungen. Dem westfälischen Frieden zum Trotz versagte er den Auswanderern die einjährige Frist zum Verkauf ihrer Habe und nahm ihnen gar die Kinder unter 12 Jahren weg. Mitten im Winter ließ er die Dürftigsten unter den Lutheranern, wie sie gingen und standen, durch Soldaten über die Grenze treiben; zu Hunderten mußten die Unglücklichen, darunter viele Weiber und Mädchen, zum Theil halb nackt ins Elend gehen; die Kinder wurden den Jesuiten in die Zuchtschulen überliefert. Auch die bairische Regierung zeigte ihren katholischen Eifer; sie ließ die Ankömmlinge wochenlang trotz der strengen Kälte an der Grenze liegen, ehe sie den Durchzug in barmherzigere Länder erlaubte. Die anderen Reichsstände und der Kaiser begnügten sich mit Redensarten, Friedrich Wilhelm aber erklärte in einer öffentlichen Bekanntmachung vom 2. Februar 1732 alle diese Auswanderer in seinen Schutz nehmen zu wollen, er biete ihnen Preußen als Zufluchtsort und neues Vaterland an und wolle, daß man sie fortan als preußische Unterthanen betrachte. Er ersuchte den Erzbischof, sie mit ihren Kindern ungehindert zu entlassen, und gab seinem Verlangen durch Drohungen Nachdruck. Aehnliche Vorstellungen erließ er an den Kaiser und an die katholischen Reichsfürsten. Der Erzbischof gab nach, auch die andern Katholiken

scheuten nun die öffentliche Meinung; so durften denn die protestantischen Salzburger ihre Güter verkaufen, wobei sie freilich von den habgierigen erzbischöflichen Beamten sehr benachtheiligt wurden, und zogen nun im Frühling 1732 mit Sack und Pack und mit Weib und Kind aus ihrem schönen Alpenlande in die Fremde. Friedrich Wilhelm schickte ihnen Bevollmächtigte entgegen, die ihnen täglich für den Mann 4, für die Frau 3, für ein Kind 2 Groschen Reise-Entschädigung zahlten. Sie gingen fast sämmtlich nach Preußen; schon auf der Reise von ihren evangelischen Glaubensgenossen überall liebevoll unterstützt, erfuhren sie in Berlin den rührendsten Willkommen. Die königliche Familie, die Geistlichkeit, die Bürgerschaft empfing den ersten größeren Zug am „leipziger Thore" (9. Juni) in feierlicher und gastlicher Weise. Mehr als 17,000 dieser treuen und frommen Leute ließen sich nun unter dem hohenzollernschen Zepter nieder; sie wollten sich aber nicht zerstreuen, sondern siedelten sich in Masse neben einander in Preußen und Lithauen an, in der Gegend von Memel, Tilsit, Gumbinnen und Insterburg. Jeder blieb, was er gewesen, Knechte und Mägde im Dienst ihrer Herrschaft, Hausleute und Tagelöhner erhielten Gärten und kleinere Aecker, die Handwerker wurden in den Städten untergebracht, die Bauern bekamen Bauergüter und diejenigen, welche größere Höfe gehabt, „wie denn die salzburger Bauern (so drückte sich der Minister Görne aus) freilich ganz andere Kerle als die preußischen gewesen," konnten sich kölnische Güter, deren eine große Menge feil war, für einen billigen Preis kaufen. Es brachten auch wirklich gar viele ein ansehnliches Vermögen mit, und der König sorgte dafür, daß ihnen aus Salzburg zugeschickt wurde, was man dort zurückbehalten hatte. Sein Gesandter mußte dem Erzbischof das Verzeichniß der rückständigen Güter vorlegen und dieselben abfordern (1734). So erhielten die Ausgewanderten vom Erlös ihrer Bauerhöfe (es waren an 2000) etwa vier Millionen Gulden, wobei sich der Erzbischof durch starke Abzugsgelder und dessen Beamte durch Unterschlagungen sehr bereicherten. Der preußische Staat aber hatte einen edleren Gewinn: fleißige tüchtige Menschen, blühende Fluren und bei dem deutschen Volke einen neuen Ruhm als Vorkämpfer und Beschirmer der Gewissensfreiheit und des Protestantismus.

Friedrich Wilhelm setzte übrigens seine Bemühungen um den Anbau Lithauens bis an seinen Tod fort, und am Ende seiner Regierung hatte das Land, welches er fast leer gefunden, eine halbe Million Einwohner und so guten Anbau als kaum irgend eine andere deutsche Provinz. 60,000 Höfe, 6 Städte, 332 Dörfer, 59 Domänenämter waren neu angebaut. Der Urheber dieser schönen Schöpfung hatte es sich aber auch 6 Millionen Thaler und viele persönliche Mühe kosten lassen, hatte selber nicht nur alles befohlen und angeordnet, sondern auch die Ausführung bis ins Kleinste überwacht.

Nicht ganz so viel leistete diese Regierung für den Aufschwung der Manufakturen. Eine Menge von Luxusgewerben gingen zu Grunde, da der König allen Luxus an seinem Hofe abschaffte, und die Unterthanen ihm darin größtentheils nachfolgten. Viele Handwerker trieb auch die Furcht vor gewaltsamen Werbungen aus dem Lande. Dennoch wußte der König die Industrie im Ganzen zu steigern. Er meinte, der Stein der Weisen liege darin, daß das Geld im Lande bleibe; es komme also darauf an, alle Lebensbedürfnisse durch inländische

Werkstätten und Fabriken herzustellen. Daher vermehrte er die bereits bestehenden Einfuhrverbote fremder Waren und fügte Ausfuhrverbote einheimischer Rohstoffe hinzu, ein Verfahren, welches, damals zweckmäßig, besonders die Wollen-Manufaktur sehr förderte. Friedrich Wilhelm half ihr zunächst dadurch auf, daß er den Unterthanen verbot, anderes Tuch zu tragen als märkisches und auch das ganze Heer nur mit inländischen Zeugen bekleiden ließ. Um aber brauchbare Ware zu liefern, gründete er 1713 mit Hülfe des höchst einsichtsvollen und geschickten Finanzraths Kraut, eines um die Verwaltung auch sonst sehr verdienten Ministers, das berühmte Lagerhaus in der Klosterstraße zu Berlin, eine Tuchfabrik im Großen, die besonders feinere Tücher lieferte. Geschickte Wollenweber aus den Niederlanden wurden für sie verschrieben, das Heer mußte seinen Bedarf von ihr entnehmen, bald fand sie auch im Auslande viel Kundschaft, weil ihre Erzeugnisse vorzüglich waren. Der König zog außerdem eine Menge von Handwerkern der Wollenindustrie, als Spinner, Weber, Färber, ins Land, gewährte Vortheile aller Art, und da nun dieses Gewerbe bald wirklich allgemein in Aufnahme kam, so verbot er zu dessen Gunsten nicht bloß fremde Wollenwaren, sondern auch Baumwollenzeug, alle gedruckten und gemalten Kattune. Seine Zwangsmaßregeln waren auch hier wieder sehr hart. Auf offener Straße ließ er manchmal selbst Frauen die Kattunkleider vom Leibe reißen. Uebrigens duldete er ebensowenig an seinem Hofe etwas Ausländisches. Dadurch erreichte er mit der Zeit, daß die märkische Tuchmacherei wieder in den guten Ruf kam, den sie im Mittelalter gehabt hatte.[15] Auch gewannen die Städte eine Menge fleißiger Anzöglinge. Unter den jetzt einwandernden Handwerkern waren seit 1732 in Berlin namentlich die protestantischen Böhmen zahlreich, die ihr Vaterland um ihres Glaubens willen hatten verlassen müssen. Es waren größtentheils Wollenweber und Spinner; sie bildeten bei Berlin und bei Potsdam die böhmische Kolonie, die der König mit vielem Wolwollen behandelte. Unter den Verordnungen, die er zum Besten der Weberei erließ, ist eine recht bezeichnend für seine Art; er befahl 1723: alle Hökerweiber und Mädchen, die öffentlich Ware feil hielten, sollten bei Strafe der Konzessions-Entziehung nicht müßig sitzen, sondern Wolle und Flachs spinnen, stricken oder nähen. Faulheit war ihm ein Greuel, sie hatte von ihm keine Schonung zu erwarten. Ein großer Theil der Fabriken wurde auf königliche Rechnung betrieben, doch gab Friedrich Wilhelm trotz seiner Geldliebe Monopole gern auf, wenn ihm deren Schädlichkeit für die Unterthanen einleuchtete. Dies bewies er in seiner Behandlung des Tabaksbaues, der in dem ungünstigen Klima der Mark sehr wenig gedieh. Der König gab daher die Einfuhr und Bearbeitung des Tabaks frei. Dadurch hob sich dieses Gewerbe, zumal seit 1736 in Potsdam die erste Schnupftabaksfabrik entstanden war. Friedrich Wilhelm I. legte auch den Grund zu der späteren außerordentlichen Blüthe der Geschäftshäuser Splittgerber und Daum; er unterstützte sie in ihren industriellen und kommerziellen Bemühungen auf das Freigebigste. Dagegen überließ er den Seidenbau sich selbst; denn alle seine Versuche ihn empor zu bringen, blieben ohne Erfolg. Ein neuer und Berlin eigenthümlicher Erwerbszweig war die Herstellung der blauen Farbe, die, 1706 von dem berliner Chemiker v. Diesbach erfunden, im

Jahre 1726 allgemeiner bekannt wurde; der Kronprinz gab ihr damals den Namen „preußisches Blau".

Für den Handel war durch Zwang nichts auszurichten; die Nachbarn ließen sich nicht so bearbeiten wie die Unterthanen; sie setzten den preußischen Einfuhr-Verboten ähnliche entgegen, und das schadete beiden Theilen. Friedrich Wilhelm beschränkte sich darauf, die Schmarotzerpflanzen des Handels zu beseitigen; als solche betrachtete er die afrikanischen Besitzungen, da sie nichts Reelles einbrachten; er verkaufte sie im Jahre 1718 an die Holländer für 7200 Dukaten. Als schädlich erschienen ihm auch die Juden, in deren Händen ein nicht unbeträchtlicher Theil des Kleinhandels war, und als gar einige derselben große Betrügereien verübten, ließ er die berliner Juden (1721) in der Synagoge versammeln und durch den Oberhofprediger Jablonsky mit dem Bann belegen, wollte sie auch aus dem Lande treiben; durch Geld und durch die Fürsprache ihrer Gönner erwirkten sie indeß fernere Duldung. Im Jahre 1728 belief sich die Gesammtzahl der im preußischen Staate einheimischen Juden auf 1191 Familien, welche jährlich 15,000 Thaler Schutzgeld und 4800 Thaler an die Rekrutenkasse zu zahlen hatten.

Alles, was der König für die Mehrung des Nährstandes und für die Hebung des Erwerbes that, hatte allerdings eben das Wol der Unterthanen selber zum Zwecke; aber zunächst arbeitete er dabei für den Staat; er suchte damit die Steuerkraft des Volkes zu stärken, weil diese ihm den Wehrstand erhielt. Denn das Heerwesen lag ihm doch am meisten am Herzen; es war der eigentliche Mittelpunkt seiner erstaunlichen Thätigkeit. Für seine lieben blauen Kinder, wie er seine Soldaten nannte, arbeitete er rastlos von früh bis spät. Er machte den Soldatenstand zum ersten im Staate; alle Prinzen seines Hauses bestimmte er für diesen Beruf; er selbst legte fast nie die Uniform ab. Nur der Degen konnte nach seiner Meinung ehren, erheben und auszeichnen. Seine persönliche Liebhaberei, die rasch zur Leidenschaft wurde, erhielt eine starke Stütze an seiner politischen Ueberzeugung: in der That lag die einzige Sicherheit und Stärke des kleinen preußischen Staates in einem guten Heere. Der Soldat war also das zweckmäßigste Werkzeug zu dessen Erhaltung; und ohne denselben mußte das Ganze zusammenfallen. Sodann — wer gehorchte seiner Natur nach besser als der Soldat? und blinder Gehorsam mußte einem absoluten Fürsten, zumal von Friedrich Wilhelms Charakter, für die wichtigste aller Unterthanenpflichten gelten. Auch arbeitete er in keinem Zweige der Verwaltung, nicht einmal im Finanzfach, so unausgesetzt selber wie im Militärwesen. Das Heer zu vermehren und zur allervollkommensten Kriegsmaschine auszubilden, das war an jedem Tage sein Sinnen und Trachten. Und er hat darin Außerordentliches geleistet. Es gab kaum irgend eine neu erschlossene Geldquelle, die er nicht, sei es ganz oder theilweise, auf dieses Feld leitete. Mit dem Aufblühen der Finanzen hielt daher die Vermehrung des Heeres gleichen Schritt; schon 1715 war es auf 45,000 Mann verstärkt; 1721 auf 51,311 Mann; vier Jahre später auf 64,263; zuletzt, im Jahre 1740, zählte es 83,500 Mann, darunter 18,000 Reiter und 64,000 zu Fuß. Die Rekrutirung geschah nach alter Weise, und da Freiwillige sich bei weitem nicht in hinreichender Zahl dem Werber stellten, jeder General aber dafür verantwortlich war, daß sein Regiment den vollen Bestand hatte, so nahmen

die Offiziere die junge dienstfähige Mannschaft mit Gewalt weg, und viele junge Bursche entwichen ins Ausland. Vergebens verbot der König andere als lüderliche Bürger, Bauern und Dienstboten, und zwar nach Angabe der Zivilbehörde, mit Gewalt auszuheben. Es geschah doch, weil es eben nothwendig war, und weil die Offiziere wußten, daß der König sie nicht bestrafen werde. Um nun diesen Mißbräuchen gründlich abzuhelfen, führte Friedrich Wilhelm im Jahre 1733 das Kantonsystem und damit eigentlich allgemeine Bewaffnung ein. Das Land wurde nach Kantonen oder Bezirken unter die einzelnen Regimenter und in den Kantonen die Feuerstellen unter die einzelnen Hauptmannschaften vertheilt. Diese rekrutirten sich nun planmäßig aus den ihnen zugewiesenen Stellen. Frei von der Dienstpflicht waren nur einzige Söhne oder die ihres Vaters Wirtschaft übernehmen wollten, die Söhne der Geistlichen und Staatsbeamten, ferner alle, welche ein Vermögen von 6000 Thalern besaßen, endlich die erste Generation der fremden Einwanderer. Alle übrigen Bürger und Bauern durften ausgehoben werden. Es stand ganz im Belieben der Generale und Hauptleute, wie viele und wen sie aus den Dienstpflichtigen ausheben wollten, und sie erlaubten sich dabei die ärgsten Eigenmächtigkeiten und Erpressungen. Die Offiziere betrachteten ihre Kompanien wie Pachtgüter, aus denen sie möglichst viel Nutzen für sich ziehen könnten. Der König sah ihnen durch die Finger, wofern sie ihm nur eine Leidenschaft befriedigten, die eben so seltsam als verderblich für den Staat war. Er liebte nämlich über alles möglichst lange Soldaten. Er meinte, ein recht großer stattlicher Mann sei vorzugsweise für den Kriegsdienst geeignet und ging in dieser Ansicht so weit, daß er über der Körperlänge alle anderen Eigenschaften vergaß. Schon gleich im Anfange seiner Regierung erhöhte er das Rekrutenmaß auf 5 Fuß 6 Zoll. Besonders aber sein Leibregiment, das potsdamer, mußte die längsten Leute haben, die nur in der Welt zu finden waren. Diese Liebhaberei für „lange Kerle“ artete bei ihm mit der Zeit in eine förmliche Sucht und Narrheit aus. Er, der sonst so sparsame, fast geizige Monarch opferte Millionen, um aus allen Ecken und Enden der Welt Riesen herbeizuschaffen. Er bezahlte je nach der Größe hunderte und tausende von Thalern als Handgeld; für einen besonders langen Rekruten zahlte er einmal 5033 Thaler, für einen andern, einen Irländer Namens Kirkland, sogar 7553 Thaler. Diese Thorheit war der Hauptgrund, warum die Aushebung im Lande selber nicht genügte; denn es kam ja darauf an, recht große Soldaten dem Könige vorstellen zu können. So gingen denn ungeheure Summen, vom Jahre 1713 bis 1735 an 12 Millionen Thaler, für Werbungen ins Ausland, und die Hälfte des preußischen Heeres bestand aus Fremden, zum Theil dem Auswurf aller Nationen. — Die Geldopfer waren hier aber bei weitem nicht das Schlimmste. Der König brach über seine Liebhaberei auch die einfachsten Gebote der Sittlichkeit. Er erlaubte seinen Werbern die gröbsten Gewaltthaten gegen seine Unterthanen und gegen Auswärtige, beugte das Recht, verkaufte Aemter und Gnaden für ein Geschenk mit langen Kerlen. Es wurde auf diese in Preußen eine förmliche Hetzjagd gehalten. Niemand, weß Standes und Berufes er war, konnte den Späherblicken und den Fäusten der Werber entgehen, wofern er das Unglück hatte, ungewöhnlich lang zu sein; er wurde ohne Gnade ergriffen und als Soldat eingekleidet, oder mußte sich durch Geschenke an die Offiziere und durch Stellung

eines langen Ersatzmanns auslösen. Selbst die Studenten und andere sonst Befreite waren davor nicht sicher; kein Ausländer von besonderer Körpergröße mochte mehr in Preußen studiren oder reisen. Mit gleichem Eifer spürten die Werber in den fremden Ländern umher; wo Ueberredung und hohes Handgeld nicht half, bemächtigten sie sich mit List und Gewalt ihrer Opfer und schleppten sie oft unter größten Lebensgefahren nach Preußen. Friedrich Wilhelm kam dadurch mit allen Nachbarn in die übelsten Verwickelungen, oft ganz nahe einem Kriege. Sonst benutzten die fremden Mächte auch vielfach seine Schwäche, um ihn durch einige lange Kerle, die sie ihm schickten, zu diesem oder jenem Verhalten zu bewegen. Es entwickelte sich daraus ein förmlicher Menschenhandel. Friedrich Wilhelm machte sich in diesem Falle gar kein Gewissen daraus, seine Unterthanen als Sklaven, als Ware zu behandeln. Auf Bitte des Zaren Peter, der ihn alljährlich mit langen Kerlen erfreute, ließ er eine Anzahl Waffenschmiede in Hagen aufgreifen und nach Rußland transportiren, damit sie dort ihre Kunst verbreiteten; dafür schickte ihm Peter wieder ein Par hundert langer Kerle. Ein ähnliches Tauschgeschäft machte er mit der russischen Kaiserin Anna (1731).[16] Kein Gebot der Klugheit, keine Vorschrift der Religion hielt bei dem König wieder diese Sucht Stand. Er meinte, hier wie überall Recht zu thun, glaubte, die Natur habe die langen Menschen nur für ihn geschaffen, da kein anderer Fürst sie nach Verdienst würdige. Es war bei dem sonst so frommen Manne ganz umsonst, daß man ihm einmal durch einen namenlosen Brief die Bibelstelle ins Gedächtniß rief: „Wer einen Menschen stiehlt und verkauft, der soll des Todes sterben;" daß ein andermal der Prediger Rüben in Quedlinburg auf der Kanzel gegen diesen Menschendiebstahl sprach. Friedrich Wilhelms Frömmigkeit hörte in diesem Punkte vollständig auf. Uebrigens war Rüben so ziemlich der einzige unter der preußischen Geistlichkeit, der eine solche Freimüthigkeit wagte. Die allgemeine Unterthänigkeit hatte auch diesen Stand ergriffen, er durfte ebensowenig „räsonniren" wie die andern. Er that es auch nicht, vielmehr waren es gerade die lutherischen Geistlichen, die dem Volke die Lehre vom leidenden Gehorsam der Unterthanen und vom göttlichen Recht der Könige am nachdrücklichsten einprägten. Dadurch bestärkten sie die Fürsten in ihrer Eigenmächtigkeit und thaten viel, deren Absolutie auch in der öffentlichen Meinung fest zu gründen.

Die langen Kerle vom Leibregiment hatten es übrigens, wenn sie erst im blauen Rocke staken, nicht schlecht. Sie waren die Günstlinge des Königs, er gab ihnen zu ihrem Monatssold von 4 Thaler · Zulagen von 5 bis 20 Thalern, sorgte in allen Stücken für ihr leibliches Wolergehen, verschaffte ihnen später nicht selten begüterte Frauen oder versorgte sie auf andere Weise. Alle übrigen Soldaten erfreuten sich nur geringer Vortheile; die im Kriegsdienst alt oder unbrauchbar Gewordenen fanden bei dem Könige leicht Unterstützung; für die Kinder verstorbener Soldaten und Offiziere stiftete er (1734) das große potsdamer Waisenhaus; das war aber auch alles; mehr zu thun hatte der König nicht die Mittel. Nur die Ehre wurde dem Soldaten reichlich zu Theil, dessen Stand ja der vornehmste im Staate war. Dies entschädigte ihn indessen bei weitem nicht für die Leiden und Mühen des Berufs. Die Kriegszucht im preußischen Heere war furchtbar strenge. Rauh und hart behandelte der Offizier den Gemeinen, und wer räsonnirte, mußte dreißig Mal Spießruthen laufen;

thätlicher Widerstand wurde mit dem Tode bestraft. Ueberhaupt stand auf den meisten Vergehungen der Tod, zumal auf Desertion. Der Dienst war höchst mühsam. Fortwährend mußten die Mannschaften sich im Marschiren und im Feuern üben, und die Korporale ahndeten jeden falschen Griff oder Schritt mit ihren Haselstöcken. Durch unabläßiges Ueben und maßloses Prügeln machten sie den preußischen Soldaten zu einer vollkommenen Exerziermaschine; namentlich die Infanterie leistete darin Unglaubliches, sie bewegte sich weit genauer und schoß viel schneller als jede andere der Welt. Der eigentliche Schöpfer dieser erstaunlichen Ausbildung des preußischen Fußvolkes war Leopold von Dessau, der, so unübertrefflich wie unermüdlich im Dressiren, hier seine praktischen Talente bewies; er führte 1718 im ganzen Heere den eisernen Ladestock und den Gleichschritt ein, Erfindungen, die, von ihm seit 1698 bei den Grenadieren versucht, sich bald als ungemein zweckmäßig bewährten. Mit derselben peinlichen Genauigkeit wie auf die Regeln und Griffe, sah man auf die äußere Erscheinung des Soldaten. Das Fußvolk war blau, die Reiterei weiß, die seit 1725 eingeführten Husaren roth gekleidet; Maß und Schnitt der Uniform war bis ins Kleinlichste vorgeschrieben, auch die äußerste Sorgfalt im Putzen der Kleider und Waffen strenge Pflicht, deren geringste Versäumniß mit dem Stock oder doch mit hartem Arrest bestraft wurde. Dieser Kamaschendienst wie die ganze rauhe und geisttödtende Abrichtung der Soldaten machte den Kriegsdienst zum Schrecken und Abscheu jedes strebsamen Gemüthes. Der Haß und die Furcht waren in den gebildeten Ständen natürlich am stärksten. Zumal im Anfange, als die Gewohnheit noch nicht ihre Macht geübt hatte, war es ein Tag des Entsetzens und der Trauer, wenn die rothe Binde, das Zeichen der Aushebung, vom Kompanie-Chef einer Familie ins Haus geschickt wurde. Wer da konnte, flüchtete aus dem Lande. Erst mit der Zeit wurde der Soldatenstand weniger fürchterlich; es wurde Ehre, einen oder mehrere Söhne im Heere zu haben, zumal in einem geachteten Truppentheil, wie die Artillerie.[17] Der Adel allein konnte zufrieden sein, denn es lag in der Natur der Dinge, daß er fast alle Offizierstellen einnahm, die Gemeinen waren größtentheils Knechte vom Lande, der Junker war ihr Gutsherr und schien sich daher auch am meisten zu ihrem militärischen Befehlshaber zu eignen. Die Offiziere hatten aber in der Gesellschaft eine höchst bevorzugte Stellung; sie spielten in ihren Garnisonplätzen fast die Herren, rangirten vor allen anderen Ständen — immerhin mit mehr Recht als anderwärts die fürstlichen Bedienten, von denen (nach der Rangordnung des Herzogs Wilhelm v. Zeitz 1691) der Kammerdiener vor dem Pfarrer und Rektor, der Hauskellner vor dem Advokaten, der Leibschneider vor dem Konrektor und Schullehrer rangirte! Der König hielt sich zu den Offizieren als ihr Kamerad. Seine Günstlinge, überhaupt alle, die am Hofe etwas vermochten, waren Generale und Obersten, Adjutanten und Majore; sein vertrautester Freund der Feldmarschall Leopold von Dessau. Von diesem ging auch der Ton aus, der den ganzen Offizierstand beherrschte. Er theilte ihm seine soldatischen Tugenden, Geradheit und Ehrlichkeit, blinden Gehorsam und Tapferkeit, aber auch seine Fehler mit, nämlich Plumpheit, Grobheit und Mangel an jeder wissenschaftlichen Bildung. Die letztere wurde in dem Kreise dieser Kriegsleute geradezu verachtet; wer mehr wußte als seinen Namen zu schreiben, gar der Gelehrte, hieß ein Tintenklecker, Schmierer und Pedant;

und Friedrich Wilhelm stimmte darin von Herzen ein. Desto mehr hielt er bei seinen Offizieren auf Gottesfurcht und Sparsamkeit. Spieler und Verschwender fanden vor ihm keine Gnade. Es war sonst Sitte gewesen, daß die Obersten als Inhaber der Regimenter die Fähnriche, Lieutenants und Hauptleute ernannten; Friedrich Wilhelm schaffte diesen Brauch ab; er selber behielt sich das Recht vor, auch die unteren Offizierstellen zu besetzen, und vermochte nun ein von Grund aus tüchtiges Offizierkorps zu bilden. In anderen Heeren konnte man eine Offizierstelle mit Geld erkaufen, im preußischen galt nur die Brauchbarkeit. Freilich nahm der König vorzugsweise Edelleute, aber der Kriegsdienst galt damals allgemein als der natürliche Beruf des Adels. Und bei den Einwanderern, die einen bürgerlichen Erwerbszweig nicht zu übernehmen hatten, insbesondere bei den französischen Flüchtlingen, die sich dem Soldatenstande widmen wollten, fragte Friedrich Wilhelm nicht nach der Abstammung. Ihrer viele durften in die Kadettenhäuser treten, die er von Magdeburg und Kolberg nach Berlin verlegte und als Pflanzstätten des Offizierkorps in seine besondere Obhut nahm. Der Unterhalt der Truppen wurde in die genaueste Ordnung gebracht. Waffen, Uniformen, Sold und was ihnen sonst zukam, mit äußerster Pünktlichkeit und in vorschriftsmäßigem Stande geliefert. Dies entschädigte einigermaßen für die Knappheit, die in allem herrschte. Zwar die höheren Offiziere hatten nicht bloß ein auskömmliches Gehalt, sondern durch ihren Handel mit langen Kerlen, welche sie dem Könige alljährlich für sein Leibregiment abließen, auch beträchtliche Nebeneinkünfte. Aber die unteren Offiziere, welche sich am meisten im Dienste plagen mußten, konnten bei ihrem Monatssolde von 11—13 Thalern nur kärglich leben. Der Sold des Gemeinen, seit dem 30jährigen Kriege fortwährend im Sinken, war jetzt gar gering; er betrug monatlich zwei Thaler. Außerdem bekamen die Soldaten bestimmte Naturallieferungen und wurden auf Kosten der Bürger in den Städten einquartirt, in Berlin nach Anweisung des neuen Servisreglement vom Jahre 1724. — Die Landmiliz, welche Friedrich I. errichtet hatte, wurde von seinem Nachfolger als unzweckmäßig wieder aufgehoben; er verachtete ein solches Volksaufgebot, und um den großen Unterschied desselben von seinem regelmäßigen Heere hervorzuheben, verbot er (im Jahre 1718) bei 100 Dukaten Strafe seine Soldaten „Miliz" oder „Militär" zu nennen; diese Wörter galten ihm gleich Schimpfnamen. Doch führte er später wieder eine Art von Landmiliz ein, indem er in Berlin, in Pommern, Preußen und im Magdeburgischen Landregimenter von ausgedienten Soldaten bildete und jährlich zu 14tägigen Uebungen zusammenkommen ließ. — Viel Sorgfalt verwandte er auf die Festungen; sein bester Gehülfe war hier der Ingenieuroberst Walrave. Es wurden vorzüglich die Werke Wesels, Magdeburgs, Stettins, Memels verstärkt; auch die übrigen Festungen, Pillau, Kolberg, Küstrin, Spandau, Minden, Geldern in guten Vertheidigungsstand gebracht. Außerdem gab es noch 23 feste Plätze: die bedeutendsten darunter waren Peiz, Damm, Ueckermünde, Demmin, Driesen, Löcknitz, Reinstein, Oderberg, Lingen, Sparenberg, Orsoy, Lippstadt, Mörs; die Hauptstädte Berlin und Königsberg hatten nur eine unbedeutende Befestigung.

In den Finanzen, der Pflege des Nährstandes und im Heere, in diesen drei Hauptgegenständen seiner Thätigkeit stellt sich das praktische Wesen des Königs

von der vortheilhaftesten Seite dar; doch verlor er die übrigen Staatsinteressen nie ganz aus den Augen, und was ein bäurischer, aber gesunder Verstand, ein rohes, aber biederes Gemüth Heilsames für sie leisten konnten, geschah. Am wichtigsten war darunter die Rechtspflege. Wenn sich Friedrich Wilhelm in der Heftigkeit seiner Leidenschaften auch selber zuweilen über das Recht hinwegsetzte, so war er doch im Grunde ein rechtlicher Charakter. Er wollte, daß jedem sein Recht geschehe, und bei seiner natürlichen Ungeduld, daß es auf der Stelle geschehe. Er haßte daher den schwerfälligen Gang der damaligen Prozeßführung und das gelehrte römische Recht mit seinen vielen Formalitäten. Er urtheilte lieber auf der Stelle ab, wie die alten biblischen Könige und Richter, damit alles einfach und schnell abgemacht werde. „Die schlimme Justiz schreit gen Himmel und wenn ichs nicht remedire, so lade ich selbst die Verantwortung auf mich," mit diesen Worten wandte er sich gleich nach seinem Regierungsantritt an den Justizminister v. Katsch und befahl ihm das Gerichtswesen zu vereinfachen, zu verbessern. Es erschien dann auch eine Reihe von Verordnungen, welche manches Gute stifteten; namentlich wurde der Gebrauch der Tortur sehr eingeschränkt und der Unfug des Hexenprozesses abgeschafft, alle richterlichen Erlasse fortan im Namen des Königs und nicht, wie bisher, in dem der einzelnen Gerichtsbehörden ausgefertigt, endlich einige Justizkollegien, besonders das Kammergericht, zweckmäßiger eingerichtet. Um alle diese Verbesserungen erwarb sich der Justizminister Cocceji die meisten Verdienste. Samuel Cocceji, der Sohn eines Professors an der Universität Frankfurt a. O., erhielt im Jahre 1701 ebenfalls dort eine Professur der Rechte und wurde dann wegen seiner Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit zu verschiedenen hohen Verwaltungs und Justizämtern befördert. Er gehört zu den ausgezeichnetsten Juristen, die Preußen gehabt hat. Friedrich Wilhelm erkannte dies auch an und stellte ihn 1737 an die Spitze des ganzen Gerichtswesens. Zu rechter Wirksamkeit kam er indessen erst unter dem folgenden Könige.

Das wichtigste aller Rechtsinstitute war für den König das Fiskalat. Denn die Fiskale dienten ihm nicht nur zur Ausspürung von Verbrechen und Vergehungen, sondern auch zur Ueberwachung der Behörden; sie hatten alle Gesetzwidrigkeiten, die zu ihrer Kenntniß kamen, anzuzeigen, aber ganz besonders darauf zu achten, ob die zahllosen Befehle des Königs auch pünktlich und vollständig ausgeführt würden. Da nun Friedrich Wilhelm denjenigen Fiskal am meisten schätzte, der die größte Anzahl von Angaben machte, so kam das Denunzierwesen sehr in Schwung, und die Fiskale waren als öffentliche Spione sehr gefürchtet und wegen des Mißbrauchs, den viele von ihnen mit ihrem Amte trieben, gehaßt. Wer es zu arg machte, fiel dann freilich beim Könige auch wieder in Ungnade und wurde auf die Festung geschickt.

Friedrich Wilhelm betrachtete sich so ganz als Inbegriff alles Rechts, daß er überzeugt war, am besten für seine Unterthanen zu sorgen, wenn er alle wichtigen Rechtshändel selbst entschied. Er gebot daher (1717), alle Urtheile in Kriminalsachen, die Leib, Leben, Ehre und Gut angingen, ihm zur Bestätigung oder Abänderung vorzulegen. Aber über jedes Vergehen wie über eine ihm persönlich angethane Kränkung erbittert und von Natur jähzornig und hart, verschärfte er fast immer die Strafe. Er mischte sich auch sonst unbedenklich in den Gang des

Rechts, und da er ohne tiefere Rechtskenntniß nur nach augenblicklicher Ansicht und Stimmung entschied, sein Wort aber Befehl war und auf der Stelle ausgeführt werden mußte, so hatte die Art seiner Rechtspflege allerdings etwas Türkisches; oder vielmehr: „selbst ein türkischer Pascha wagt selten ungestraft, was der König von Preußen wagen durfte.[18] Die eiserne Zucht, die er im Heere aufrecht erhielt, sollte im ganzen Volke herrschen; seine Strafen waren hart bis zur Grausamkeit. Todtschläger begnadigte er niemals, wenn auch noch so gewichtige Milderungsgründe dafür sprachen. Er hielt sich unerschütterlich an das biblische Wort: „Wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll auch durch Menschen vergossen werden." Aber es gereicht ihm zu hohem Ruhme, daß er dabei kein Ansehen der Person kannte; Offiziere wie Zivilisten, Edelleute wie Bürgerliche traf sein Arm mit gleicher Schwere. Selbst die Fürbitte seiner Günstlinge oder fremder Mächte bewog ihn hier nicht, Gnade für Recht ergehen zu lassen. Seine Gesetze gegen das Duell waren furchtbar streng, aber sie setzten keine Ausnahmen zu Gunsten des Offizierstandes fest und wurden gegen alle mit gleicher Strenge vollstreckt. Er ermahnte in seinem Duellverbot vom Jahre 1713: „Jeder solle sich bemühen, die Ehre eines rechtschaffenen Soldaten mehr durch Tapferkeit gegen die Feinde des Königs und des Vaterlandes als in unnützen Händeln zu erwerben, da Gott sich die Rache vorbehalten und dazu Könige und Obrigkeiten auf Erden verordnet habe." Uebrigens strafte er Real-Injurien, als Ohrfeigen und Schläge, je nach Umständen mit Gefängniß von 2—6 Jahren. Die scheußliche Strafe, daß Kindesmörderinnen in Säcken ersäuft wurden, die sie selbst hatten nähen müssen, führte er wieder ein; aber er suchte dem Verbrechen dadurch den wirksamsten Anlaß zu nehmen, daß er verbot, „es solle sich niemand unterstehen, einer Person, die im Rufe der Schwangerschaft stehe, Vorwürfe darüber zu machen oder sie zu beschimpfen, bei Vermeidung harter Bestrafung und öffentlicher Abbitte von Seiten des Beleidigers." Dieser edle Zug ist ihm um so höher anzurechnen, weil ihm gerade die Verletzung der Keuschheit so wie auch der ehelichen Treue am meisten ein Greuel war. Auf leichteren fleischlichen Vergehungen stand Geldbuße; Ehebrecherinnen wurden auf eine gewisse Zeit aus dem Lande verwiesen, Ehebrecher milder bestraft. Da man wußte, daß der König drakonische Gesetze liebte, so legten ihm die Minister zuweilen härtere Verordnungen zur Unterschrift vor, als recht oder billig war; so einmal ein Gesetz, nach welchem jeder, der zwei Weiber zugleich nehmen würde, das Leben verlieren sollte. Friedrich Wilhelm lehnte es aber ab, indem er hinaufschrieb: „da würden viel Leute sterben müssen." In anderen Punkten zeigte er sich wieder strenger, als man erwarten durfte, namentlich bei Vergehungen gegen das Eigenthum. Ueberführte Dieveshehler ließ er ohne Umstände an den Pranger stellen, stäupen, brandmarken und aus dem Lande weisen; ebenso erging es ausländischen Dieben und solchen Juden, die mit gestohlenen Sachen handelten. Wilddiebe mußten 6 Jahre auf einer Festung karren, Bankerotirer wurden als Diebe und Fälscher betrachtet und mit dem Pranger, Festungshaft, Staupenschlag, Landesverweisung, bei betrüglichem Bankerot sogar mit dem Strange bestraft. Stand auf Seiten der Gerechtigkeit auch noch das Geldinteresse des Königs, so war er gegen Diebe und Betrüger ebenso unerbittlich wie gegen Todtschläger. Beamte, die Unterschleife machten, wurden aufgehängt. Auch hier

galt ihm der Vornehme gleich dem Geringen. Ein Kriegs- und Domänenrath, v. Schlubhut, hatte die salzburger Kolonisten in Lithauen um einen Theil der für sie bestimmten königlichen Gelder betrogen. Das Kriminalkollegium in Berlin erkannte auf Festungsarrest, weil der Verbrecher die unterschlagene Summe erstatten konnte. Der König verschob seine Entscheidung, bis er selbst, wie er jährlich zu thun pflegte, nach Königsberg reiste, um die Truppen und die Domänen zu besichtigen. Nach seiner Ankunft forderte er den Kriegsrath vor sich, warf ihm sein Verbrechen vor und kündigte ihm an, er werde ihn hängen lassen. Schlubhut, der Sprößling der ältesten und angesehensten ritterschaftlichen Familie Preußens, berief sich auf seine Adelsvorrechte: „Es sei nicht Manier, so mit einem preußischen Edelmann zu verfahren, er werde die fehlende Geldsumme erstatten." Der König aber rief zornig: „ich will Dein schelmisches Geld nicht,„ ließ auf der Stelle einen Galgen errichten und den Ritter aufknüpfen (1731).

Friedrich Wilhelm ging bei solchem Verfahren von der Ansicht aus, daß Unterschleif der Beamten besonders darum so schlimm sei, weil zum Diebstahl die Untreue gegen den Brotherrn komme. Aus ähnlicher Erwägung floß das fürchterliche Strafgesetz, das er 1735 gegen Hausdiebe erließ. Sie wurden, wenn der Diebstahl durch Einsteigen oder Einbruch verübt war, oder eine Summe über 50 Thaler betraf, vor der Thür des Bestohlenen aufgehängt; so geschah es z. B. einer Dienstmagd, die nur 3½ Thaler gestohlen hatte. Auf geringeren Diebstählen ohne Einsteigen oder Einbruch stand vierjährige Festungsarbeit.

Des Königs leidenschaftlicher Haß gegen das Unrecht trieb ihn oft zu übereilten und ungerechten Handlungen; mancher Unschuldige wurde bestraft, weil den König die Hitze fortriß oder das Mißtrauen in die Gerechtigkeit der Behörden ihn verblendete. Einmal hatte das Kriminal-Kollegium einen Musketier wegen Einbruchs und Diebstahls zum Tode verurtheilt. Nun war der Verbrecher aber ein langer Kerl; daher überredete dessen General den König leicht, das Gericht habe zu hart entschieden. Der König ließ zornig die Räthe zu sich kommen, überhäufte sie mit Schimpfworten, stieß dem einen mit dem Stock ein Par Zähne aus, prügelte alle zur Thüre hinaus, daß sie mit blutigen Köpfen das Freie erreichten. Hinterher sah er dann wol seine Uebereilung ein; aber nicht immer war der Schaden gut zu machen. Sogar an Justizmorden, die bei Friedrich Wilhelms eifriger Gerechtigkeitsliebe schwerlich Statt gefunden hätten, falls er ruhiger zu Werke gegangen wäre, fehlte es nicht. Der Kommandant von Berlin, General v. Glasenapp, berichtete ihm einmal, die Handwerksburschen hätten sich empört, weil man sie beim Thurmbau der Peterskirche zwingen wollte, auch am blauen Montag zu arbeiten. Der König, gerade verreist, schrieb zurück: „Rädel aufhenken, ehe ich heimkomme!" Nun fand sich unter den Handwerksburschen kein Rädel, wol aber hieß ein Offizier so, der freilich mit jenem Aufstande nicht das Geringste zu thun hatte, aber nichtsdestoweniger zum Tode vorbereitet wurde. Denn der General war an blinden Gehorsam gewöhnt, und die Rückkehr des Königs stand nahe bevor. Indeß kam zu rechter Zeit noch ein Kabinetssekretär hinzu, der den Befehl des Königs richtig deutete: mit Rädel sei der Rädelsführer gemeint. Da ließ Glasenapp den Lieutenant los und griff einen aus den gefangenen Handwerksburschen heraus, der rothe Hare hatte und ihm daher zum Rädelsführer geeignet schien; den ließ er alsbald aufhängen.

Die scharfen Gesetze gegen das Laster und die barbarischen Strafen wirkten indessen eben wegen ihrer Ueberzahl und ihres Uebermaßes nicht soviel als der König hoffte. Die fürchterlichen Hinrichtungen mit ihrer Oeffentlichkeit und dem geistlichen Gepränge wurden zu einem Schauspiel, daß, zu oft wiederholt, die Gemüther eher abstumpfte als erschreckte. Da das Hängen und Köpfen, das Rädern und Stäupen, Brandmarken und Verstümmeln, zumal in Berlin, an der Tagesordnung war, so gewöhnte sich das Volk daran und die Furcht wurde schwächer. Noch mehr verlor die Gefängnißstrafe ihre Schrecken, denn die Gefängnisse und die Festung Spandau wurden nie leer. Doch erreichte der König, daß das Gesetz überall wirklich Achtung fand, daß kein Verbrecher durchschlüpfen konnte, und daß die Uebelthat, soviel dem Staate möglich ist, schon hienieden ihren Lohn bekam.

Friedrich Wilhelm war aber nicht bloß der Richter sondern auch der Zuchtmeister seiner Unterthanen. Er hielt eben so streng auf gute Sitten als auf das Recht und handhabte die Polizei nicht milder als das Gesetz. Er zwang sogar fremde Gesandten erst ihre Schulden zu bezahlen, ehe sie Berlin verließen, und gab dann ein Gesetz, daß niemand fremden Gesandten oder Minderjährigen, selbst nicht minderjährigen preußischen Prinzen etwas leihen sollte! Auch im Kleinsten hielt er auf Ordnung; wer z. B. öffentliche Laternen beschädigte, wurde mit Geldstrafe von 200 Thalern bestraft, oder gestäupt und auf 10 Jahr des Landes verwiesen. Auf Hasardspielen (wie Landsknecht und Pharao) stand eine Geldstrafe von 100—400 Dukaten oder Gefängniß. Ebenso strenge wurde das Volltrinken untersagt. Das Polizeiwesen war ein Verwaltungszweig der Kriegs- und Domänenkammern; in Berlin spielte aber der König auch selbst den Polizeidirektor und das war für die Berliner unbequem genug. Keine Unregelmäßigkeit entging dem scharfen Blicke des Königs, der täglich in der Stadt umherfuhr und nach allem sah. Wen er auf der Straße fand, ward gemustert, und mißfiel etwas an ihm, so wurde er scharf ins Examen genommen und nach Befinden hart angefahren oder wol auch mit dem spanischen Rohr durchgeprügelt. Erscholl der Ruf: der König kommt, so wurden die Straßen leer, jeder flüchtete, denn wer konnte wissen, ob dem strengen Herrn nicht irgend etwas mißfallen werde. Aber wehe dem, der auf dem Entweichen ertappt ward; er hatte den Stock doppelt zu fühlen. „Lieben sollt ihr mich, nicht fürchten!“ herrschte der König mit geschwungenem Rohrstock den Erschreckten zu. Uebrigens meinte er es auch hier im Grunde gut, und solche Aufsicht kam der Stadt zu Nutze. Die Berliner gewöhnten sich an genaue Ordnung und Reinlichkeit auf den Straßen und überhaupt an sorgliche Pflege aller gemeinnützigen Anstalten. Wolthätig waren auch die Polizeiverordnungen, welche den Preis des Fleisches, Bieres und Brotes[19] alljährlich festsetzten; sie schützten den armen Mann vor Ueberthеuerung; ferner die Gesetze gegen die Verfälschung des Weines, Biers und Tabaks, welche die Gesundheit des Volkes gegen den schändlichen Eigennutz gewissenloser Kaufleute sicherten; endlich die Gesindeordnung, die trotzigen und ungehorsamen Mägden mit dem Zuchthause drohte. Auch in das Privatleben seiner Unterthanen griff Friedrich Wilhelm ohne Umstände ein, die Gastereien und Familienfestgelage wurden sehr eingeschränkt, junge Leute, die ihr Vermögen verschwendeten, und überhaupt lüderliches Gesindel in die Zuchthäuser gebracht, Taugenichtse ohne weiteres auf den hölzernen Esel gesetzt oder mit dem spanischen Mantel an den

Pranger gestellt, oder in Ketten und Banden zum König geholt, der sie dann auch wol eigenhändig abprügelte. Gegen die feilen Dirnen, deren Zahl besonders in Berlin um so mehr zunahm, da den Soldaten das Heiraten sehr erschwert war, veranstaltete der König von Zeit zu Zeit durch die Polizei einen allgemeinen Streifzug, der sie massenweise in die Zucht- und Spinnhäuser lieferte, ohne doch auf die Dauer viel zu helfen.

Sogar die Mode wurde von Friedrich Wilhelm polizeilich gemaßregelt. Er mißhandelte selbst Damen, die in unanständiger Kleidung erschienen, und schritt überhaupt energisch gegen die pariser Sitten ein. Harbeutel und bunte Kleidung litt er nicht; man durfte sich vor ihm nur im steifen Soldatenzopf und in einfacher deutscher Tracht sehen lassen. Um die französische Mode recht verächtlich zu machen und zugleich seinen Widerwillen gegen das pariser Wesen aufs Schärffste auszudrücken, ließ er die Regiments-Profosse oder Büttelknechte, welche vom Volke als unehrlich verachtet wurden, französisch kleiden; sie mußten einen ungeheuren Harbeutel von Pferdeharen, einen grünen Rock mit gelben Aufschlägen, gelbe Weste und Kniestrümpfe tragen. In dieser Tracht erschienen sie unter dem Hohngelächter des Volks auf einer Revue, die der König in Gegenwart des französischen Gesandten abhielt. Letzterer ärgerte sich nicht wenig; aber das Volk nahm sich die Lehre zu Herzen, wurde von der Nachahmungssucht geheilt und bekam wieder Achtung und Geschmack für die deutsche Tracht.

Des Königs praktische Richtung bestimmte auch die Art seiner kirchlichen Thätigkeit. Er war ein abgesagter Feind spitzfindiger Dogmenstreitigkeiten, es kam ihm auf die Sache, auf das Wesen an. Franke und ähnliche werkthätige Seelsorger waren Männer nach seinem Herzen. Gute Moral und fruchtbare Frömmigkeit hielt er für die Hauptstücke des Christenthums. Wie er selber den Gottesdienst genau beobachtete, so mußten es auch seine Familie, seine Beamten und Offiziere; für die Soldaten richtete er regelmäßige Feldpredigten ein, vertheilte auch unentgeltlich unter die Soldaten und Armen eine große Zahl von Erbauungsschriften. Aber Kopfhänger und Mucker haßte er; einem Theologen, der besondere Betstunden einrichtete, untersagte er es mit den Worten: „Das ist bloße Heuchelei, davon ich nichts halte.“ Auch verbot er lange gelehrte Predigten, die Predigt sollte schlicht und klar sein und nicht über eine Stunde dauern; sonst werde sie langweilig und unwirksam. Um die kirchlichen Angelegenheiten in bessere Ordnung zu bringen, gründete er 1713 ein evangelisch-reformirtes Kirchendirectorium und erließ eine Verordnung, welche die geistlichen und Schulsachen in allen Provinzen gleichmäßig regelte. Für jede Provinz wurde ein Kirchen-Inspektor ernannt, der die Amtsverwaltung der Geistlichen und das Vermögen der Kirchen und Schulen daselbst zu beaufsichtigen hatte. Die Berathung der Kirchen- und Schulsachen hatte in reformirten Gemeinden das Presbyterium, eine Versammlung, die aus dem Prediger und den von der Gemeinde gewählten Kirchen-Vorstehern bestand. Vornehmlich pflegte der König die alte Einrichtung der Kirchenbuße. Er ordnete sie an gegen Unzucht, Ehebruch, Diebstahl, Meineid, Fluchen, Lästerung, Fressen und Saufen, Entheiligung des Sonntags, Ungehorsam der Kinder, überhaupt gegen jedes öffentliche Aergerniß; sie beschränkte sich darauf, daß der Geistliche den Sünder vor der Gemeinde über seine Reue und Besserung

befragte und den Bußfertigen wieder in den Schoß der Gemeinde aufnahm. Die Kirchenbuße für gefallene Mädchen wurde aufgehoben.

Die Spaltung der Evangelischen in Lutheraner und Reformirte war auch diesem Könige sehr zuwider, und er duldete nicht, daß sie sich in Zank und Verfolgung äußerte. Er behandelte beide Parteien mit der größten Unparteilichkeit, und wenn er den Lutherischen mancherlei alte Zeremonien, Ueberreste des Papismus, nahm, so geschah es, um wenigstens im Gottesdienst die Vereinigung anzubahnen, was um so nöthiger war, als viele Kirchen simultan waren, abwechselnd von beiden Konfessionen benutzt wurden. Er selbst bewies seinen Freisinn dadurch, daß er seiner Gemahlin gestattete lutherisch zu bleiben, und seine Kinder von Geistlichen beider Konfessionen in den Religionskenntnissen prüfen ließ, er that überhaupt alles, was er konnte, um eine Vereinigung herbeizuführen. Er schrieb über diesen Gegenstand, der ihm sehr am Herzen lag, aus Wusterhausen am 10. September 1726 an den lutherischen Prediger Roloff in Berlin folgenden denkwürdigen Brief:

„Der Unterschied zwischen unser beiden evangelischen Religionen ist wahrlich ein Pfaffen-Gezänk. Denn äußerlich ist ein großer Unterschied, wenn man es (aber) examiniret, so ist es derselbige Glaube in allen Stücken, sowohl der Gnadenwahl als heilige Abendmahl; nur auf die Kanzel da machen sie eine Sauce, eine saurer als die andre. Gott verzeihe allen Pfaffen, dann die werden Rechenschaft geben am Gericht Gottes, daß sie Schulratzen aufwiegeln, das wahre Werk Gottes in Uneinigkeit zu bringen. Was aber wahrhaftig geistliche Prediger sind, die sagen, daß man sich soll einer den andern dulden, und nur Christi Ruhm vermehren, unsern Negsten lieben als uns selbst, zu leben und Christlich zu wandeln und nur auf Christi Verdienst sich verlassen, die werden gewiß seelig. aber es wird nicht heyßen: bist du lutherisch, bist du reformirt? es wird heyßen: hast du meine Gebothe gehalten? (nicht): bist du in der Schule ein brafer Disputator gewesen? es wird heyßen: weg mit die Letzte ins feuer zum Teuffel. Die (aber) meine Gebothe gehalten, kommet zu mir in mein Reich, denn soll dir viele Freude willkommen sein. Gott gebe uns alle seine Gnade, und gebe allen seinen Evangelischen Kindern, daß sie mögen seine Gebothe halten, und daß Gott die möge zu teuffel alle schicken, die Uneinigkeit verursachen. Darzu helffe uns Gott der allmächtige Vater unsers Erlösers Jesu Christi durch seinen bittern Tod. Amen.

Friedrich Wilhelm.[20)]“

Nach diesem seinem Glaubensbekenntnisse handelte der König, und es gelang ihm wirklich trotz des Widerstrebens der Strenggläubigen eine größere Annäherung der beiden Konfessionen anzubahnen. 1736 mußten die Prediger scharenweise nach Berlin kommen, um sich besonders im Punkte der Duldsamkeit von ihm prüfen zu lassen; diese „Priesterrevüen“ hatten in der That den beabsichtigten Nutzen. Doch hielt er auf Reinhaltung der Lehre und war daher allen Sekten abgeneigt, wenn er sie auch im Ganzen mit Duldung und Schonung behandelte. Zuweilen ließ er sich freilich von seinen Umgebungen zu harten Maßregeln reizen, falls man ihn überreden konnte, eine Sekte oder ein Geistlicher greife mit einer Lehre den Staat an. So nöthigte er einige Mennonitenfamilien zur Auswanderung, weil sie den Soldatenstand als unchristlich verwarfen, und die Socinianer erhielten wenigstens keine neuen Rechte. Am meisten Aufsehen machte seine Strenge gegen

den damals weltberühmten Philosophen Christian Wolf. Dieser hallische Professor war mit seinen orthodoxen Kollegen in einen theologischen Streit gerathen, und man verklagte ihn bei dem Könige. Friedrich Wilhelm wollte die Sache unparteiisch untersuchen lassen; als ihm aber seine Generale vorstellten, nach der wolfischen Philosophie dürfe ein entlaufener Soldat nicht gestraft werden, weil er seiner Vorherbestimmung nach nicht anders habe handeln können; da ergrimmte der Kriegsherr in dem Könige und er jagte den gefährlichen Professor auf der Stelle aus dem Lande (1723). Indessen solche Fälle übereilten Eifers waren bei ihm in kirchlichen Dingen äußerst selten; sonst war er hier durchaus tolerant. Das bewies er auch seinen katholischen Unterthanen gegenüber; er störte sie in ihren hergebrachten Rechten nicht, und nur wenn seine eigenen Glaubensgenossen im Auslande bedrückt wurden, so drohte er den Katholiken in Preußen mit gleichem Druck, weil ihm dies das wirksamste Mittel schien, die fremden Fürsten zu derjenigen Duldung zu nöthigen, die er selbst übte. Denn die Evangelischen überall vor Verfolgung zu schützen, war ihm heilige Pflicht. Unablässig verwendete er sich für die Bedrängten. Und es that Noth; denn die Jesuiten bewirkten noch immer manche Verfolgung, die an die Greuel des vergangenen Jahrhunderts erinnerten. Furchtbar war namentlich das blutige Trauerspiel, das sie damals in Thorn aufführten. Diese deutsche Stadt gehörte wie ganz Westpreußen seit 1466 zu Polen, hatte aber ihre eigene Verfassung und große Vorrechte, auch durch ein Privilegium des polnischen Königs Sigismund August vom Jahre 1557 die Religionsfreiheit. Sie war evangelisch. Aber im 17. Jahrhundert errichteten hier die Jesuiten, beschützt und unterstützt von den Polen, die immer fanatische Katholiken waren, ein Kollegium, verletzten vielfach die Rechte der Evangelischen, entrissen ihnen mit der Zeit sogar alle Kirchen bis auf eine, und schürten auf jede Weise den Haß, der zwischen den katholischen Polen und den evangelischen Deutschen bestand. Nun geschah es, daß bei Gelegenheit einer katholischen Prozession (am 16. Juli 1724) die Studenten des Jesuitenkollegiums sich grobe Mißhandlungen gegen zuschauende Protestanten erlaubten. Da kam die Erbitterung des Volkes zum Ausbruch; es erstürmte das Jesuitennest, begnügte sich aber mit der Zerstörung des Hausgeräths. Diesen Vorfall beuteten nun die Jesuiten zum Ruin der Stadt aus. Sie verklagten die Bürgerschaft beim polnischen Hofe; auf ihren Betrieb rückten polnische Truppen in die Stadt, und polnische Bevollmächtigte, die der Hof zur Untersuchung abgeschickt hatte, erließen ein furchtbares Urtheil. Nicht bloß harte Geldbußen mußten die Evangelischen tragen; sie verloren auch noch ihre letzte Kirche und mußten der kleinen katholischen Minderheit die Hälfte des Raths, der Schöppen und des Bürgerausschusses einräumen; mehrere der Angesehensten unter ihnen wurden überdies theils mit dem Kerker, theils mit dem Tode bestraft. Vergebens verwendeten sich der Rath von Danzig und die Könige von Dänemark, Schweden, England, besonders eifrig auch Friedrich Wilhelm für die unglückliche Stadt. Die Jesuiten setzten es durch, daß das Bluturtheil mit aller Härte vollstreckt wurde. Am 7. Dezember fielen die Häupter der 10 Opfer, — es waren der Präsident Rösner und 9 Bürger. Sie hatten sich durch die Mönche von ihrem lutherischen Glauben nicht abbringen lassen und starben standhaft.

Fiedrich Wilhelm gedachte einen Augenblick, dafür durch Krieg Rache zu

nehmen und den Evangelischen mit Gewalt Recht zu schaffen; er unterhandelte deshalb mit Peter dem Großen; als aber dieser bald darauf (im Februar 1725) starb, ließ er es bei Vorstellungen bewenden, weil er meinte, ohne Bundesgenossen zu einem großen Kriege nicht mächtig genug zu sein. Sein Wort erwirkte den polnischen Protestanten wenigstens in der Folge einige Erleichterung. Auch beim Kaiser legte er für dessen evangelische Unterthanen oft Fürbitte ein. Der wiener Hof indeß ließ ihn reden und die Jesuiten schalten; hier hatte man es ja mit keinem Karl XII. zu thun. So kamen denn in den habsburgischen Ländern, namentlich in Ungarn und Schlesien, immer wieder Glaubensverfolgungen vor; 1727 z. B. schloß der Kaiser das evangelische Witwen- und Waisenhaus, das ein frommer Pastor im Dorfe Glaucha des Fürstenthums Oels mit großem Erfolg gegründet hatte; und Friedrich Wilhelm vermochte nichts weiter als die verjagten Lehrer und Geistlichen in seinen Staaten zu versorgen.

Sein eigenes bischöfliches Amt übte er am liebsten durch fromme Werke aus. Er baute eine große Zahl von Kirchen, z. B. (1722) die neue Garnisonkirche in Berlin; vollendete ebendaselbst 1733 die Peterskirche, die er sich viel Geld hatte kosten lassen, um, wie er sich ausdrückte, zu weisen, daß er Gott lieb habe; vermehrte auch die Zahl der Geistlichen, an denen bisher ein so großer Mangel war, daß viele in zwei oder drei Kirchen predigen mußten.[21] Zum Besten der Armen, Gebrechlichen und Waisen errichtete er manche höchst wolthätige Anstalt, namentlich im Jahre 1727 die Charité in Berlin, ein großes Krankenhaus, das, vom Könige mit reichen Einkünften ausgestattet, gleich im ersten Jahre 300 Kranke verpflegte; und sein Beispiel ermunterte die Privatwolthätigkeit, wie denn die Witwe des berliner Bürgermeisters Kornmesser 1719 und die französische Kolonie 1729 in Berlin, der Goldschmied Schindler 1730 zu Schöneiche, der Tuchmacher Steinbart zu Züllichau, der Prediger Kuntze zu Landsberg a. W. Waisenhäuser gründeten. Auch die Gemeinden thaten, was sie konnten. Belief sich doch die Einnahme der berlinischen Armenkasse im Jahre 1715 bei einer im Vergleich zu heute sehr wenig bemittelten Bevölkerung von 50,000 Seelen auf 13,000 Thaler; freilich genügte sie noch nicht, denn der Hülfsbedürftigen waren 3243, und der König mußte ihr einen Zuschuß geben. Allmählich minderte sich dann die Zahl der Armen, weil Fleiß und Sparsamkeit zunahmen.

Von einem Fürsten, der wie Friedrich Wilhelm Geistesbildung ebenso wenig schätzte als besaß, hatten Literatur und Kunst nichts Gutes zu erwarten. Besonders die Künste wurden durch den Tod ihres Gönners Friedrichs I. hart betroffen; mit der Hofgunst endete ihre kurze Blüthe, und da sie im Volke noch nicht festgewurzelt waren, so verfielen sie ganz. Die Verbreitung der Wissenschaft hielt Friedrich Wilhelm sogar für schädlich; denn bei vielem Wissen, meinte er, seien die Unterthanen leichter zum Räsonniren und zum Ungehorsam aufgelegt. Daher verbot er bei seinem Regierungsantritt die berlinischen Zeitungen, und als er sie dann 1715 doch wieder erlaubte, setzte er ihnen einen Zensor, durch den sie so beschnitten wurden, daß es sich nicht der Mühe verlohnte sie zu lesen. Wollte man etwas von den Vorgängen im Staate wissen, so mußte man ausländische Zeitungen lesen, namentlich die holländischen, die damals in Europa die freimüthigsten und angesehensten waren. Wenn Friedrich Wilhelm das Gelehrtenthum verachtete, so mag ihn der Umstand einigermaßen entschuldigen, daß die damalige deutsche Ge-

lehrsamkeit und Schriftstellerei wirklich in hohem Grade abgeschmackt, pedantisch und schwerfällig war. Die meisten Gelehrten verdienten den Spott, mit welchem der König sie bei jeder Gelegenheit überhäufte. Denn sie brachten von den Universitäten und aus ihren Büchern nichts als todtes Wissen zusammen, strotzten von fremdem Witz ohne eignes Urtheil und führten über jeden Fall, der ihnen vorkam, einen Schwall von Sentenzen im Munde, die, aus den Werken der Griechen und Römer entlehnt, zur Sache meist in keiner vernünftigen Beziehung standen. Antwortete ihnen der König: „ich will nicht wissen, was Aristoteles gesagt hat, sondern was ihr selber von der Sache, um die ich euch frage, für eine eigene Meinung habt;" so verstummten die Pedanten in der Regel und bestärkten ihn dadurch in seiner Ueberzeugung, daß ein Quentchen Mutterwitz, von gehöriger Autorität unterstützt, mehr als ein Zentner Schulwitz vermöge. Die Akademie der Wissenschaften wollte er zuerst ganz aufheben; sie war in der That, wo noch so vieles Nützliche im Schulwesen fehlte, ein leeres Schaugepränge; da sie sich aber erbot, zur Ausbildung von Wundärzten ein anatomisches Theater zu errichten (was auch 1717 geschah), so ließ er sie bestehen, entzog ihr aber viele Einkünfte und bezeigte ihr seine Geschätzung, indem er zu ihrem Präsidenten nach dem Tode des großen Leibnitz seinen Hofnarren, Paul Gundling, einen gelehrten Pedanten, ernannte. Dieselbe Ungunst traf die andern gelehrten Anstalten; und die Universitäten wurden nicht bloß in ihrem Vermögen und ihren Rechten eher geschmälert als gefördert, sondern auch in der öffentlichen Meinung erniedrigt. Denn sie alle traf die Demüthigung, die der König einmal der Universität Frankfurt a. O. bereitete. Als er (10. November 1737) dorthin kam, mußte der Magister Morgenstern, ein gelehrter Mann, der aber dem Könige als Hofnarr diente, mit den Professoren eine öffentliche Disputation, betitelt: Vernünftige Gedanken von der Narrheit und den Narren, halten. Im Beisein des Königs, der Studenten und aller Professoren, die durch Unteroffiziere zusammengetrieben wurden, erschien Morgenstern auf dem Katheder in einem grellbunten mit lauter Hasen bestickten Anzuge, einen Fuchsschwanz statt des Degens an der Seite und eine große Perücke auf dem Kopfe. In diesem Aufzuge mußte er den Beweis führen, daß die alten Schriftsteller bloß alte Salbader und Narren gewesen, und die Professoren Roloff und Fleischer mußten ihm opponiren. Der Theologe Moser wies ein gleiches Ansinnen von sich. Der König meinte zwar darauf: „Es ist ja nur erlaubter Spaß. Jeder Mensch hat seinen Narrn, ich den Soldatennarrn, Ihr den geistlichen Hochmuthsnarrn, ein andrer einen anderen." Aber solche Auftritte, die das gesammte Gelehrtenthum lächerlich machen sollten, brachten keinem Theile Ehre. Im Grunde ließ der König die Universitäten nur um derjenigen Wissenschaften willen bestehen, die für das praktische Leben von handgreiflichem Nutzen waren, diese allein achtete er; vornehmlich die Theologie und die Medizin; für sie that er auch manches, stellte z. B. das Medizinalwesen 1723 unter eine eigene Behörde (das Collegium Medico-Chirurgicum zu Berlin) und legte zum Nutzen der Kräuterkunde auf dem Boden des bisherigen königlichen Hopfen- und Küchengartens vor dem potsdamer Thore zu Berlin einen botanischen Garten an (1715).

Große Verdienste dagegen erwarb er sich um das eigentliche Volksschulwesen. In den Anfangsgründen des Christenthums, des Lesens, Schreibens, Rechnens sollte jeder, auch der allergeringste seiner Unterthanen bewandert sein.

Er befahl allen Eltern, die Kinder vom fünften bis zum zwölften Jahre in die Schulen zu schicken, den Geistlichen, niemand zu konfirmiren, der nicht wenigstens lesen könne, er scheute selbst keine Kosten, um den Elementarunterricht in Schwung zu bringen, ließ auch seine Rekruten bei den Regimentern im Schreiben, Lesen und im Christenthum unterrichten. In der Provinz Preußen, wo das Dorfschulwesen am meisten danieder lag, gründete er an 1000 neue Dorfschulen und gab im Jahre 1735 dazu 150,000 Thaler her.

So war er immer auf das unmittelbar Nützliche bedacht und wirkte darin überall Großes; ohne äußeren Glanz, aber auf soliden Grundlagen erwuchs der Staat unter seiner Verwaltung zu einer seltenen inneren Kraft und Haltbarkeit. Daß aber Friedrich Wilhelms heilsame Thätigkeit frei und ungestört wirken konnte, verdankte der Staat dem langen Frieden, den er unter diesem Könige genoß.

Auswärtige Verhältnisse.

Friedrich Wilhelm folgte einem richtigen Instinkte, wenn er sich wol hütete, die Waffen, die er zur Vertheidigung des Staates immer bereit hielt, zu Angriffskriegen zu verbrauchen; denn sein wahres Element war die innere Verwaltung. Die Machtmittel, die er mit so vieler Arbeit zusammenbrachte und aus Vorsicht nicht auf das Kriegsspiel setzen mochte, waren indeß bereits zu bedeutend, um von den fremden Mächten nicht veranschlagt zu werden; man rechnete schon mit Preußen als einem ansehnlichen Faktor in den Weltverhältnissen und suchte den König bald in diese, bald in jene Verbindung zu ziehen. Die europäische Politik war damals im Grunde eine Kette von Hofintrigen; das persönliche Interesse der Fürsten, ihre Familienbeziehungen und ihre Launen vereinigten oder schieden die Staaten bald so, bald anders. Große Beweggründe fehlten ebenso sehr wie große Könige. Die Mittel und Wege aber waren krumm und unehrlich; jedes Kabinet suchte das andere zu hintergehen und auszubeuten. Hier galt es, der List mit List, der Gewandtheit mit Gewandtheit zu begegnen. Das war kein Feld, auf dem sich Friedrich Wilhelm zu Hause fühlen konnte; er war kein Diplomat. Seine äußere Politik hatte daher einen unsichern Gang und wenig Erfolg. Ein bestimmtes Ziel steckte sie sich zwar: Friedrich Wilhelm wünschte sehnlichst für den nahe bevorstehenden Fall des Erlöschens der Kurlinie Pfalz-Neuburg die Herzogthümer Jülich und Berg zu erwerben. Aber er verstand es nicht, die rechten Mittel zu wählen. Er meinte, von der Gunst des Kaisers erlangen zu können, was nur durch kühnes Zugreifen erreichbar gewesen wäre; daran verhinderte ihn nun seine Rechtlichkeit. Er konnte mit Hülfe des Auslandes, namentlich Frankreichs und Englands, auf Kosten Deutschlands größer werden; doch das gestattete seine echt deutsche Gesinnung nicht; überdies war ihm alles Französische in tiefster Seele verhaßt, und auch das Haus Hannover, das in England regierte, mochte er nicht leiden, obwol Georg I. von Hannover sein Schwiegervater war. Er mußte den natürlichen Gegensatz Hohenzollerns und Habsburgs in Deutschland festhalten und zu seinem Vortheil wenden; aber er war persönlich dem Kaiser ergeben. Kurz, er war ein Gefühlspolitiker. Seine Stellung wurde noch dadurch schwieriger, daß er durch seine Narrheit für lange

Kerle sich mit allen Nachbaren in fortwährende Händel verwickelte, daß er im diplomatischen Verkehr mit argwöhnischer Eifersucht auf jede wirkliche oder scheinbare Kränkung seiner Würde achtete, vor allem, daß er seiner Leidenschaftlichkeit auch da den Zügel schießen ließ, wo es auf kälteste Berechnung ankam. So geschah es, daß er in der auswärtigen Politik haltlos und unselbständig hin und her schwankte und gewöhnlich von denjenigen in seiner Umgebung geleitet wurde, die geschickt genug waren, ihren Einfluß auf ihn ihm selber zu verbergen.

Niemand vermochte dies besser als der General von Grumbkow, ein Mann von vielseitiger, wenn auch oberflächlicher Bildung, ein genauer Kenner der Menschen und der Höfe. Durch ein sehr gewandtes und munteres Benehmen gewann er die Gunst, durch die biedere Geradheit und Freimüthigkeit, die er erheuchelte, gewann er auch die Achtung des Königs; zuletzt wurde er ihm ein unentbehrlicher Gesellschafter, weil er den Schwächen seines Herrn, die er von Grund aus kannte, sehr geschickt schmeichelte, dann auch, weil er einen ganz vorzüglichen Tisch führte und den König der Mühe und Kosten überhob, ein Haus zu machen und vornehme Fremde glänzend zu bewirten. Der König speiste oft bei ihm und pflegte seinen Gästen zu sagen: „Wenn ihr feiner als bei mir essen wollt, müßt ihr zu Grumbkow gehen." Um ihn dabei zu unterstützen, gab er ihm übrigens sehr ansehnliche Tafelgelder. Dieser Günstling, der auch zum Minister ernannt wurde, wußte sich nun als Rathgeber in der äußeren Politik einen solchen Einfluß zu verschaffen, daß die fremden Mächte ihn in ihren Sold zu ziehen suchten, und der gewissenlose Mann ging darauf ein, verrieth den König und den Staat, um mit fremdem Gelde den großen Aufwand zu bestreiten, den sein schwelgerisches Leben erforderte. Uebrigens war er beim Publikum fast nicht weniger beliebt als bei seinem Herrn; denn nach seinem Grundsatz „leben und leben lassen" bezeigte er sich gegen jedermann freundlich und gefällig; auch erhielt er allein noch in Berlin die Ueberbleibsel des guten Geschmacks, des feinen Wesens, das unter der vorigen Regierung hier geherrscht hatte. Es gab wenige, die schon bei seinen Lebzeiten ihn als das erkannten, was er war: ein falscher und treuloser Selbstling.

Nicht geringeren Einfluß auf den König hatte der Fürst Leopold von Dessau. Dieser berühmte Kriegsheld war kein glatter Höfling wie Grumbkow, vielmehr ein rauher Soldat, „ungeschlacht von Aussehen, ein langer starkknochiger hariger Mann mit wolkigen Brauen, wachsamen hurtigen Augen; die Gesichtsfarbe bläulich wie wenn das Schießpulver noch in ihm steckte[22]"; aber dieser schnurrbärtige Degenknopf verstand es wie einer, die Entschließungen des Königs, wo dieser schwankte, nach seinem Willen zu lenken. Friedrich Wilhelm verehrte ihn wegen seiner militärischen Verdienste; auch stimmten beide in ihrer soldatischen und wirtschaftlichen Weise so sehr überein, daß es dem Fürsten wenig Mühe kostete sein Ansehn bei dem königlichen Freunde in allen Dingen aufrecht zu erhalten. Er sprach allemal zu Gunsten des Kaisers, dem er sehr zugethan war, und unterschied sich darin von Grumbkow, welcher es immer mit dem Meistbietenden hielt. Diesen beiden Günstlingen und ihrem Anhange gegenüber stand die Partei der Königin Sophie, die bei ihrem Gemahle ebenfalls viel galt. Sie war eine hochgebildete Frau, gütig, tadellos in ihren Sitten; daher allgemein geachtet und

geliebt. Ihren Einfluß richtete sie vornehmlich auf eine enge Vereinigung der verschwägerten Häuser Hannover und Brandenburg; nichts lag ihr mehr am Herzen als eine Doppelheirat zwischen ihren beiden ältesten Kindern, dem Kronprinzen Friedrich und der Prinzessin Wilhelmine, mit denen ihres Bruders, dem nachherigen Prinzen von Wales und dessen Schwester Amalie, herbeizuführen.

Es schien anfangs, als werde ihr dieser Plan glücken. Ein Bündniß, welches im April 1725 zwischen Spanien und Oesterreich zu Stande kam, veranlaßte die Höfe von Paris und London sich ebenfalls mit einander zu verbünden; die beiden Gruppen stellten sich einander feindlich gegenüber; man hielt einen allgemeinen Krieg für wahrscheinlich. Da war es nun von höchster Wichtigkeit, welche Partei der König von Preußen, der Kriegsherr von 50,000 Mann schlagfertiger Truppen, ergreifen werde. Friedrich Wilhelm war gerade mit dem Kaiser gespannt, weil dieser den Appellationen der magdeburger Ritterschaft Gehör gab; er ließ sich daher von seiner Gemahlin zu einer Reise nach Hannover, und dort von seinem Schwiegervater zum Bündniß mit ihm bereden. So wurde in Herrenhausen bei Hannover am 3. September 1725 ein Vertrag abgeschlossen, kraft dessen Frankreich, England und Preußen sich bei einem etwa ausbrechenden Kriege gegenseitige Unterstützung und für den Fall des Aussterbens der Linie Pfalz-Neuburg dahin zu wirken versprachen, daß die Herzogthümer Jülich und Berg an Preußen kämen.

Nun bot der Kaiser alles auf, um Friedrich Wilhelm von seinen neuen Verbündeten abzuziehen. Er schickte zu diesem Zweck den General Seckendorf als Gesandten nach Berlin. Seckendorf war ganz der Mann für diesen Auftrag. Gewandt und schlau wie Grumbkow, als ein tüchtiger General und angenehmer Gesellschafter von Friedrich Wilhelm längst geschätzt, setzte er sich jetzt, indem er sich den Eigenthümlichkeiten des Königs genau anpaßte, ganz in dessen Gunst. Für seinen Zweck war ihm jedes Mittel recht; er bestach Grumbkow und andere Günstlinge des Königs, und da Leopold von Dessau ohnedies kaiserlich gesinnt war, so bildete sich am Hofe eine starke und überaus thätige österreichische Partei. Friedrich Wilhelm selbst kam ihr auf halbem Wege entgegen. Es reuete ihn schon, in seinem Aerger über den wiener Hof sich auf die Seite des Auslands gestellt zu haben. Er konnte nun einmal die Franzosen nicht leiden; er äußerte diesen Widerwillen derb genug: „er spucke jedesmal aus, so oft er einen Franzosen sehe." Auch seinem Schwiegervater, einen stolzen Pedanten, war er im Herzen abgeneigt und zürnte, daß dieser die Verabredung wegen der Doppelheirat, die man zu Herrenhausen festgesetzt hatte, nicht abschloß. Sodann befürchtete er, England und Frankreich „wollten ihn nur gebrauchen, die Kastanien aus dem Feuer zu holen." Seine gewöhnliche Vorliebe und Verehrung für den Kaiser drang wieder durch. Am 12. Oktober 1726 unterzeichnete er zu Königs-Wusterhausen einen Vertrag, in welchem Oesterreich und Preußen sich ihren Besitzstand gegenseitig gewährleisteten und eintretenden Falls einander mit 12,000, bezüglich mit 10,000 Mann Hülfe versprachen. Friedrich Wilhelm erkannte dabei die sogenannte pragmatische Sanktion an, d. h. das vom Kaiser 1713 erlassene Hausgesetz, wonach beim Mangel männlicher Nachkommen seine älteste Tochter, Maria Theresia, die gesammten habsburgischen Länder erben sollte. Der Kaiser versprach dagegen nach dem Aussterben von Pfalz-Neuburg das Herzogthum Berg

an Preußen bringen zu helfen; wobei er wieder mit der alten Falschheit seiner Vorfahren handelte, denn die Erbfolge in Jülich und Berg hatte er im August desselben Jahres bereits der Linie Pfalz-Sulzbach zugesichert. Für den Augenblick war also in Berlin die kaiserliche Partei siegreich und der wiener Hof ließ es nicht an Geld fehlen, sie in seinem Interesse festzuhalten, fesselte namentlich Grumbkow durch ein Jahrgehalt von 1000 Dukaten. Doch gab die Königin, das Haupt der englisch-französischen Partei am Hofe, ihre Sache noch nicht verloren. Von beiden Seiten bestürmte man den König; die einen beriefen sich auf sein deutsches Gemüth, die andern stellten ihm vor, Oesterreich und Spanien wollten dem Protestantismus wieder zu Leibe. Friedrich Wilhelm wählte einen vortrefflichen Ausweg: er erklärte dem kaiserlichen sowie dem englischen Kabinete, Deutschland müsse neutral bleiben, und war nicht dahin zu bringen, daß er dem einen Beistand zum Angriff auf den andern versprach. So ging das drohende Kriegsunwetter vorerst vorüber. Dennoch blieb die Möglichkeit, daß es zwischen den Westmächten und dem Kaiser doch noch zum Kampfe kommen werde. Jene fürchteten, Karl VI. werde seine Tochter an den spanischen Infanten verheiraten und so eine neue Universalmonarchie herstellen; dieser aber hätte gar zu gern auf friedlichem oder gewaltsamem Wege alle Mächte zur Anerkennung, wo möglich zur Gewährleistung, seiner pragmatischen Sanktion gebracht. Daher fuhr man beiderseits fort, sich um Preußens Hülfe zu bemühen. In dieser Zeit starb Georg I.; sein Sohn und Nachfolger Georg II. stand sich mit Friedrich Wilhelm noch weniger gut als sein Vater; er nannte seinen Schwager nur den „Unteroffizier", auch wol den Erzsandstreuer des heiligen römischen Reichs, was dieser mit Titeln wie „Komödiant," „Mantelsack" u. dgl. erwiederte.

Die unfreundliche Stimmung der beiden Schwäger war dem Kaiser sehr erwünscht. Denn sie erleichterte es ihm, den König von Preußen durch leere Versprechungen hinzuhalten und mittlerweile mit Georg II. gründlich zu entzweien. Ein Geschäft, welches Seckendorf mit gewissenloser Betriebsamkeit vollführte; unermüdlich den König gegen seinen Schwager und gegen seine Frau und Kinder aufzuhetzen, damit der Bruch zwischen den verwandten Königsfamilien unheilbar werde, schlug er geschickt alle Saiten in Friedrich Wilhelms Herzen an, die zu seiner Absicht stimmten; den Geiz, indem er vorstellte die englische Heirat werde viel Geld kosten; den Stolz, indem er von der englischen Hoffahrt, sprach, die sich herabzulassen meine, wenn sie eine Verschwägerug mit Preußen zugebe; den Despotismus, indem er den Widerstand der Gattin und der Kinder gegen eine andere als die englische Heirat wie einen anmaßlichen Eigenwillen darstellte. Es gelang ihm. Der König wandte sich immer entschiedener von der englischen Partei ab und der österreichischen zu; endlich, da Georg II. mit einer ganz klaren und runden Zusage in der Heiratsangelegenheit zurückhielt, wurde Friedrich Wilhelm über ihn so aufgebracht, daß er sich am Ende des Jahres 1728 zu einem Schritt entschloß, den er gewiß nicht gethan hätte, wenn sein alter Minister Ilgen noch am Leben gewesen wäre. Aber dieser kluge Berather war kurz vorher gestorben, und Friedrich Wilhelm seitdem ganz in den Netzen des österreichischen Gesandten. So schloß er am 23. Dezember 1728 für sich und seine Nachkommen den berliner Vertrag; in demselben gewährleistete er die pragmatische Sanktion, dagegen versprach ihm der Kaiser unter allerlei

Klauseln die Erbfolge in Berg. Das waren die Hauptpunkte; im Uebrigen war der Vertrag ein Vertheidigungsbündniß; er sollte aber, so ward festgesetzt, in allen Stücken null und nichtig sein, sobald ein Theil ihn breche. Friedrich Wilhelm gab damit völlig den herrenhauser Bund und seine Freundschaft mit England und Frankreich auf und war fortan im Schlepptau Oesterreichs. Für solche Opfer erhielt er nichts als eine unbestimmte Verheißung. Dem Hause Hohenzollern auch andere Aussichten auf Machtzuwachs zu versperren, schien dem wiener Hofe nichts geeigneter, als die Kinder Friedrich Wilhelms an unbedeutende deutsche Prinzen und Prinzessinnen zu verheiraten, und trotz des Widerstrebens der Königin und ihrer Kinder setzten Seckendorf und dessen besoldete Helfershelfer diesen Plan durch. Auf ihren Betrieb verheiratete Friedrich Wilhelm zunächst seine zweite Tochter Luise mit dem Markgrafen von Ansbach (1729); den anderen kündete er ähnliche unerwünschte Ehen an, und da gerade ihr Widerspruch ihn in seinem Willen bestärkte, so schürte Seckendorf die Zwietracht in der königlichen Familie eifriger als je. Friedrich Wilhelm glaubte übrigens große Ursache zu haben, mit den Seinigen unzufrieden zu sein, zumal mit seinem ältesten Sohne. Der Kronprinz Friedrich war nun zu einem Jüngling erwachsen, feurig und geistvoll, aber in allem, was dem Vater am höchsten galt, dessen gerades Gegentheil. Der geistlose Kamaschendienst, die knickrige Hofhaltung, das philiströse und rohe Wesen des Vaters stießen ihn eben so sehr ab, wie ihn die verbotenen Früchte, die geistigen Genüsse der Wissenschaft und Kunst und die sinnlichen der Liebe, anzogen. Auch die kirchlichen Uebungen und Lehrsätze erschienen ihm als leeres abgeschmacktes Formelwesen. Der König sah dies alles mit Schmerz und Ingrimm. Er tobte und raste, wenn eine neue Unregelmäßigkeit im Leben des Kronprinzen ihm hinterbracht wurde, und seine Ueberzeugung bestätigte, Fritz sei gottlos und lüderlich, ein schlechter Soldat und ein schlechter Wirt. Er begriff nicht, wie viel seine verkehrte Erziehung verschuldete, die mit brutaler Gewalt versucht hatte, den anders gearteten Sohn nach des Vaters Wesen umzuformen. Der schlechte Erfolg seiner Bemühungen reizte ihn nur zur Wuth, nicht zur Ueberlegung. Er tyrannisirte den Sohn immer härter, und Seckendorf, der einen schärferen Blick hatte und die große Natur in dem Jüngling ahnte, war allemal bemüht, diesen in noch schwärzerem Lichte erscheinen zu lassen. Dennoch war die Königin einmal nahe daran, den sehnlichsten Wunsch ihres Lebens erfüllt zu sehen; im April 1730 traf die lange erwartete förmliche Bewerbung des englischen Hofs um die Hand der Prinzessin Wilhelmine ein, und auch die Verlobung des Kronprinzen mit seiner englischen Base schien sich zu verwirklichen. Aber auch jetzt behielten Seckendorf und Grumbkow die Oberhand, ihre Einflüsterungen brachten den schwankenden König wieder gegen seinen Schwager auf; die Unterhandlungen mit England zerschlugen sich noch einmal. Als dann der Kronprinz in Verzweiflung über den Druck, unter welchem ihn der Vater hielt, und über die unwürdigen Mißhandlungen, die er erdulden mußte, einen Fluchtversuch machte, der mißlang und die Verhältnisse in der königlichen Familie bis zur Unerträglichkeit verschlimmerte, da hatte die kaiserliche Partei völlig gewonnenes Spiel. Denn um den Hausfrieden herzustellen und aus ihrer harten Lage herauszukommen, fügten sich die Kinder in des Vaters Wünsche; Wilhelmine heiratete auf Befehl den Erbprinzen von Baireuth (1731),

und Friedrich erkaufte die Befreiung aus der Festung Küstrin damit, daß er sich (1732) mit der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Bevern verlobte. Unterdessen war in den europäischen Verhältnissen ein Wechsel eingetreten; der König von England hatte die pragmatische Sanktion gewährleistet, und der Kaiser hielt es nun in seinem Interesse, den berliner und londoner Hof mit einander wieder auszusöhnen, damit er selbst an beiden desto festere Stützen fände. Seckendorf mußte daher versuchen, das mühsame Werk, welches er mit der Verlobung des Kronprinzen zu Stande gebracht, wieder rückgängig zu machen, aber Friedrich Wilhelm hielt fest an seinem gegebenen Worte. Die Heirat wurde vollzogen (1733). Auch seine dritte Tochter Charlotte vermählte der König bald darauf den früheren Bestimmungen gemäß, sie wurde die Frau des Prinzen Karl von Braunschweig-Bevern. Diese Ehen, von der Politik geschlossen, brachten keinem Theile Segen; der wiener Hof, der sie gestiftet, gewann, wie die Folge lehrte, am wenigsten dabei, daß er die Jugend des preußischen Thronfolgers unglücklich gemacht. Friedrich Wilhelm aber gingen seitdem allmählich die Augen auf über das unwürdige Spiel, das der Kaiser mit ihm trieb. Doch führte er seine auswärtigen Angelegenheiten darum nicht geschickter. Er versäumte auch die günstigste Gelegenheit, durch einen kühnen Streich seinem Staate beträchtliche Vortheile zu verschaffen, eine Gelegenheit, welche die Lage Polens damals bot.

Stanislaus Leszynski, der 1710 entthronte König von Polen, war Schwiegervater Ludwigs XV. von Frankreich geworden und hatte viel Aussicht, nach dem Tode Augusts II. mit französischer Hülfe die verlorene Krone wiederzugewinnen. Oesterreich, Rußland und Preußen wollten aber einen Fürsten mit solchem Rückhalt hier nicht zum Nachbar haben; und der russische Bevollmächtigte Graf von Löwenwolde schloß daher im Dezember 1732 mit Friedrich Wilhelm einen Vertrag (zu Königs-Wusterhausen), wonach die drei Mächte einen portugiesischen Prinzen zum polnischen Könige machen wollten; Preußen sollte für seine Mitwirkung Berg und Düsseldorf, sowie für einen seiner Prinzen die Anwartschaft auf Kurland erhalten. Dieser Vertrag wurde indessen in Petersburg und Wien nicht genehmigt. Die beiden Kaiserhöfe traten vielmehr, als August II. starb, für dessen Sohn August III. auf und schickten Geld nach Polen und Truppen an die Grenze, um die Wahl desselben durchzusetzen. Dafür versprach August die Anerkennung der pragmatischer Sanktion, worauf der Kaiser um so höheren Werth legte, weil August mit der älteren Tochter weiland Kaiser Josefs I. vermählt war. Der polnische Reichstag wählte aber Leszynski; nur eine kleine Anzahl polnischer Edelleute rief unter dem Schutz eines bis Warschau eingerückten russischen Heeres den Kurfürsten von Sachsen zu ihrem Könige aus. Polen war indeß längst nicht mehr in der Verfassung, seine Selbständigkeit gegen das Ausland aufrecht zu erhalten. Die Entscheidung lag nicht in der Zahl der Stimmen, sondern der Bajonete. Auch säumte Ludwig nicht, seinem Schwiegervater mit den Waffen beizustehen; er kündigte im Verein mit Spanien und Sardinien dem Kaiser den Krieg an und eröffnete denselben mit Erfolg zugleich in Deutschland und Italien (Oktober 1733).

Friedrich Wilhelm konnte nun, wenn er seinen Vortheil zu Rathe zog, entweder für Stanislaus eintreten, der von den Russen in Danzig belagert wurde,

konnte Westpreußen an sich nehmen, oder, wenn er nicht mit Frankreich gemeinsame Sache machen wollte, wenigstens verhindern, daß das deutsche Reich wieder, wie gewöhnlich, als Schildknappe Habsburgs sich für fremde Interessen in Krieg stürzte. Er that keines von beiden, sondern ließ sich von Seckendorf bewegen, auch jetzt dem wiener Hofe zu helfen und für den Reichskrieg zu stimmen. Er bot dem Kaiser sogar außer den vertragsmäßigen 10,000 Mann Hülfstruppen noch 30,000, wenn er ihm Berg wirklich einräume. Das wurde aber abgelehnt, Deutschland und selbst der Kaiser hatten nachher den Schaden davon.

Zwar in Polen gingen die Sachen ganz nach Oesterreichs Wunsch. Die Russen lagerten, 36,000 Mann stark, unter Anführung des Generals Münnich vor Danzig und bedrängten die Stadt mit Stürmen und Bombardiren. Die Danziger wehrten sich zwar tapfer und hartnäckig. Stanislaus hatte die Besatzung auf 10,000 Mann verstärkt, eben so groß war die Zahl der bewaffneten Bürger. Die Belagerung währte ein halbes Jahr (von Januar 1734 bis zum Juli). Einmal (im Mai) landete auch eine französische Hülfsschar (2370 Mann). Aber Münnich erhielt fortwährend Verstärkung; ein sächsisches Heer stieß zu ihm, eine russische Flotte sperrte die Weichsel. Am 21. Juni ergaben sich die Franzosen und Polen in der Feste Weichselmünde. Nun konnte sich auch die Stadt selber nicht mehr halten. Stanislaus als Bauer verkleidet verließ sie und entwich durch das danziger Werder auf preußisches Gebiet und in den Schutz des Königs Friedrich Wilhelm, der ihn im Schloß zu Königsberg als Gast aufnehmen ließ. Danzig aber mußte sich ergeben (9. Juli), dem König August huldigen und starke Strafgelder zahlen; seine alten Rechte und Freiheiten behielt es, sein Wolstand aber hatte durch diese furchtbare Belagerung auf längere Zeit gelitten.

Sehr übel standen dagegen die kaiserlichen Angelegenheiten in Italien, wo die Franzosen die Lombardei eroberten, und am Rhein, wo das kaiserliche und Reichsheer ganz müßig blieb. Der altersschwache Prinz Eugen, der den Oberbefehl führte, war nur noch der Schatten seiner früherern Größe, die Reichskontingente wie immer uneinig und saumselig. Es fragte sich, ob der wiener Hof Preußens thatkräftige Hülfe durch wirkliche Gegenleistungen erwerben wollte — denn mit Worten ließ sich Friedrich Wilhelm nun nicht länger abspeisen — oder ob der Kaiser mit Frankreich auf schlechte Bedingungen Frieden schließen solle. Karl VI. zog das letztere vor. Er vertrug sich, ohne die Reichsstände zu fragen, im wiener Frieden (3. Oktober 1735) mit dem Hause Bourbon dahin, daß Stanislaus auf Polen verzichtete, dagegen die deutschen Herzogthümer Bar und Lothringen erhielt, welche nach seinem Tode an Frankreich fallen sollten; ferner trat der Kaiser Neapel und Sizilien für Parma, Piacenza und Toskana an Spanien ab; dagegen wurde die pragmatische Sanktion von Spanien und Frankreich anerkannt. So veruntreute das Haus Habsburg dem deutschen Reiche abermals eine schöne Provinz. Friedrich Wilhelm aber war in seinem deutschen Gemeinsinn eben so sehr wie in seinem preußischen Selbstgefühl tief gekränkt, er äußerte unmuthig: „der Kaiser traktirt mich und alle Reichsfürsten wie Schubjacks, was ich gewiß nicht verdient habe.“ Wenn er so überdachte, wie treu er immer zum Kaiser gehalten, wie er ihm so oft das Interesse seines Staats, die Wünsche seiner Familie zum Opfer gebracht, und wie schnöde er

allezeit dafür belohnt worden, da wollte ihm fast vor Grimm das Herz zerspringen, und erbittert rief er, indem er auf den Kronprinzen zeigte: „Da steht einer, der mich rächen wird!“ Sehr bald fiel auch die letzte Hoffnung, die er, wenn schon nicht mehr auf die Dankbarkeit, doch auf die Rechtlichkeit Oesterreichs gesetzt hatte, zu Boden; denn im Oktober 1738 schloß der Kaiser mit Frankreich einen Vertrag, daß Berg ebenso wie Jülich nach dem Tode des Kurfürsten Karl Philipp von Pfalz-Neuburg an Karl Theodor von Pfalz-Sulzbach übergehen sollte. Damit brach Karl VI. ausdrücklich den berliner Vertrag vom Jahre 1728; doch eben dadurch war auch Preußen seiner Verpflichtung, die pragmatische Sanktion zu gewährleisten, entledigt und hatte für die Zukunft nach allen Seiten freie Hand.

Friedrich Wilhelms I. Familienleben und Ende.

Wer von Dresden oder einem andern der damaligen Fürstenhöfe nach Berlin kam und sah, wie hier der König lebte, mußte, wenn anders er ein gesundes Urtheil und ein deutsches Herz hatte, von höchster Achtung vor Friedrich Wilhelms rauhem, aber ehrenwerthem Charakter erfüllt werden. Hier gabs keinen prunkenden Hofstaat, keine Prachtfeste, keine Mätressen, keine kostbaren Truppen von Sängern und Tänzern, Kammerdienern und Lakaien, die anderwärts das Mark des Volks verpraßten. Hier ging es schlicht und recht her, wie in einem wolhabenden Bürgerhause. Friedrich Wilhelm hatte im Grunde keinen eigentlichen Hofstaat. Die wenigen Hofbeamten, die er hielt, waren zum Theil Militär-Offiziere; auch die unteren Bedienten nahm er theilweise aus dienstthuenden Soldaten. Auf seine Tafel kamen für gewöhnlich kein Zuckerwerk, keine feinen und ausländischen Speisen, außer für die Königin und Prinzessinnen; dagegen reichlich Wildpret und Fische, überhaupt gute Hausmannskost und nicht mehr als vier Gerichte; dazu inländisches Bier oder Rheinwein. So war auch die ganze Tagesordnung einfach bürgerlich. Um 5 Uhr im Sommer, um 7 im Winter stand der König auf und las in einem Andachtsbuche. Dann kamen seine Kabinetsräthe oder Sekretäre und hielten Vortrag. Die eingelaufenen Schreiben wurden eröffnet und vom König kurz beantwortet. Darauf konnte jeder, der ein Geschäft oder Gesuch hatte, sich melden und seine Sache vorbringen. Um 10 Uhr ging der König zur Wachtparade, von da in den Stall (auf der breiten Straße), ertheilte Befehle und kehrte ins Schloß zurück. Um 12 Uhr speiste er mit seiner Familie und den etwa eingeladenen Offizieren oder Fremden. Dann ritt oder fuhr er aus, meistens nach der Friedrichsstadt, um die neuen Anlagen zu besehen und sonst das Treiben in der Stadt zu beobachten. Nach seiner Rückkehr ertheilte er die Parole, erledigte noch einige Geschäfte und ging um 5 oder 6 Uhr in seine Abendgesellschaft, das sogenannte Tabakskollegium, wo er in der Regel bis 9 Uhr blieb. Dieses Tabakskollegium war seine einzige Erholung. Man saß hier auf hölzernen Stühlen, rauchte holländischen Kanaster aus Thonpfeifen und trank duckſteiner Bier, das sich jeder selbst aus einem weißen Kruge einschenkte. Wollte jemand etwas essen, so ging er in das Vorzimmer, wo kalter Braten, Butterbrot und Wein bereit stand. Die Gesellschaft war selten zahlreich; Friedrich Wilhelms vertrauteste

Generale, Leopold von Dessau, Grumbkow und Seckendorf gehörten immer dazu; ferner lud er einige Minister ein, zuweilen auch andere Leute, die ihn gerade interessirten, z. B. Gundling und Morgenstern; letztere als eine Art von Hofnarren. Denn man unterhielt sich hier sehr zwanglos; Schnurren und derbe, oft fade Späße wurden erzählt, am liebsten die Gelehrten verspottet; aber auch die wichtigsten Dinge, Angelegenheiten des Hofs und des Staats gesprächsweise abgethan. Der König schüttete hier über alles und jedes sein Herz aus, und die anderen konnten sich ebenso freimüthig äußern. Er brachte von hier manchen bedeutsamen Eindruck mit, der ihn oft in seinen Handlungen bestimmte; das Tabakskollegium war daher fast wie ein geheimer Staatsrath, und seine Günstlinge wußten hier durch ein geschicktes Wort oft mehr zu bewirken, als sonst ein Minister durch lange Vorträge.

Eben so einfach mußte seine Familie leben; er hielt in seinem Palast auf dieselbe Ordnung, die er in Bürgerhäusern wollte beobachtet wissen. Einst trug er dem Probst Reinbeck auf, der Königin zu sagen, sie möge in Monbijou (ihrem Schloß in Berlin) nicht so spät Gesellschaft bei sich haben, der König könne es erfahren und übel nehmen. Auch durfte niemand aus seinem Hause beim Gottesdienst fehlen. Hoffeste und Feierlichkeiten liebte er nicht, statt ihrer hielt er Musterungen über die Regimenter ab. Sonst vertrieb er sich die Zeit, besonders wenn er krank war, mit Malen; denn müßig konnte er nie sein. Von wahrer Kunst war dabei freilich nicht die Rede. Eben so wenig gab es in Berlin Hofschauspiele oder Hofkonzerte. Nur in dem Zirkel der Königin schätzte und übte man musikalische und andere ästhetische Unterhaltung. Sie war auch die einzige, die am Hofe dem rohen, bäurischen Wesen der Generale steuerte; in ihrer Gegenwart durfte man nie durch ein derbes oder gemeines Wort den Anstand verletzen. Friedrich Wilhelm selbst haßte alles Zeremoniel; er machte keine Komplimente und wollte keine hören; natürlich und gerade zu — so war immer seine Weise, und er gab für die Umgebung den Ton an. Kein schleichender Höflingstritt, sondern der dröhnende Schritt rauher, kerzengerader Kriegsleute ging durch die Königsburg. Hier sprach man nicht französisch wie an allen anderen deutschen Höfen, sondern ehrliches, wenn auch nicht elegantes Deutsch.

Das Hauptvergnügen des Königs bestand in der Jagd, der er, wie alle rohen Gemüther, leidenschaftlich ergeben war. Er legte um Wusterhausen und Potsdam einen „Parforcegarten" von mehreren Meilen im Umfange an, wo er jährlich zwanzig oder dreißig Mal jagte und dabei täglich mindestens 10 Stück Wildes eigenhändig schoß;[23] außerdem hielt er auch anderwärts oft Jagden ab.

Friedrich Wilhelm liebte seine Frau und Kinder aufrichtig; er war seiner Gattin unverbrüchlich treu und that sich darauf nicht wenig zu Gute. Auch war wirklich seine eheliche Treue damals an einem Fürsten eben so selten, wie seine sonstige Nüchternheit und Mäßigkeit und sein ganzes bürgerlich deutsches Wesen. Aber bei aller Liebe war er doch ein sehr strenger Hausvater. Er forderte von Frau und Kindern dieselbe Unterwürfigkeit, denselben blinden Gehorsam wie von seinen anderen Unterthanen. Nun stimmten aber die Neigungen seiner Familie keineswegs mit den seinigen überein; sie hätte gern auch ein so angenehmes Leben geführt wie andere Fürstenhäuser. Sie vermißte schmerzlich alle höheren Genüsse, und

selbst die erlaubten wurden ihr karg zugemessen. Der König gab für den königlichen Marschall, die Kellerei, Livree- und Tafelgelder im Ganzen nur 48,000 Thlr. jährlich aus, — eine Kleinigkeit im Vergleich zu den Millionen, die der ungeheure Luxus anderer Königshöfe kostete. Mehr als diese Sparsamkeit fiel der Königin und ihren Kindern die strenge Ueberwachung lästig, der sie unterworfen waren. Sie durften nichts, auch nicht das Unschuldigste, vornehmen, ohne daß der König es erlaubte, und dieser gestattete bloß, was seinen Ideen von Schicklichkeit und Ordnung entsprach. So führten sie ein eingezogenes, genau geregeltes und nüchternes Leben, aber auch ein unglückliches. Denn der Zwang, die Entsagung erbitterte sie, und ihre Unzufriedenheit brachte den König so auf, daß er zum Haustyrannen wurde, der seine Anordnungen oft mit rohester Gewalt durchsetzte. Das Verhältniß verschlimmerte sich, als die Kinder sich ganz natürlich immer enger an die Mutter anschlossen und besonders in der Heiratsangelegenheit mit ihr gemeinsame Sache wider den Vater machten. Er sah sie nun fast nie, ohne sie zu beschimpfen und zu prügeln; so verscherzte er ihre Achtung und Liebe; durch Momente herzlicher Zärtlichkeit, die er ihnen gern zeigte, wenn sie genau seinen Willen thaten und dabei froh aussahen, konnte dies Mißverhältniß nicht leicht wieder gut gemacht werden.

Friedrich Wilhelm hatte von Hause aus einen kerngesunden, kräftigen Körper; aber seine unruhige Thätigkeit und die Beschwerden, denen er sich fortwährend ohne Schonung unterzog, rieben ihn auf. Er gönnte sich keine Bequemlichkeit; keine Arbeit, keine Reise ging ihm schnell genug. Wenn er die Provinzen bereiste, was alljährlich geschah, ging es im Fluge dahin, jedem Wind und Wetter zum Trotz, oft auf grundlosen Wegen und durch eine Unzahl von Geschäften. Bei einer Inspektionsreise im Jahre 1730 von Wehlau über Gumbinnen, Ragnit, Tilsit, Memel, Heidekrug und zurück nach Königsberg machte er in sechs Tagen 86 Meilen und besichtigte dabei über 60 Aemter und Städte. Solche Anstrengungen, die oft vorkamen, dazu die unbändige Leidenschaftlichkeit seines Gemüths untergruben allzufrüh seine Gesundheit; er hatte 1734 einen heftigen Anfall von Podagra, der ihn dem Tode nahe brachte und von dem er sich nie wieder ganz erholte. Diese Krankheit, dazu sein angeborner Jähzorn, verwirrte zuweilen seinen sonst so klaren Geist. Es geschah in solcher unzurechnungsfähigen Stimmung, daß er einmal mit Salz geladene Pistolen an seinem Bette liegen hatte, die er auf seine Bedienten abfeuerte, wenn sie einen Befehl nicht zu seiner Zufriedenheit vollzogen. In dem entsetzlich kalten Winter von 1739 zu 1740 brach die Krankheit mit neuer Heftigkeit aus; er erkannte bald, daß sein Ende nahe war und ließ den Probst Roloff kommen, um sich zum Tode vorzubereiten. Da gab es nun einen harten Kampf zwischen dem Autokraten und dem Seelsorger. Friedrich Wilhelm zählte alle seine Sünden ausführlich her, aber behauptete trotz alledem recht gehandelt und alles zu Gottes Ehre gethan zu haben. Roloff hinwieder bestand darauf, daß er, statt zu beichten, lieber in sich gehe und seinen harten Sinn ändere, und da die zähe Natur nicht nachgeben wollte, so redete er ihm immer strenger ins Gewissen, wie er oftmals seine Unterthanen gedrückt, Todesurtheile geschärft, auch manche ungerechte Hinrichtung verfügt habe, und wollte von den Staatsgründen als Rechtfertigung vor Gott nichts wissen. Endlich sagte Friedrich Wilhelm: „Er schont meiner nicht; Er spricht als ein guter

Christ und ehrlicher Mann mit mir. Ich danke Ihm dafür und erkenne nun, daß ich ein großer Sünder bin." Diese milde Stimmung blieb auch, als sich das Leiden dann ein wenig besserte. Ende April 1740 ließ er sich von Berlin nach seinem geliebten Potsdam bringen. Doch bald kehrte die Krankheit mit doppelter Stärke zurück. Er ließ nun den Kronprinzen von Ruppin herbeiholen und verlebte mit ihm und seiner übrigen Familie noch einige Tage voll gegenseitiger Zärtlichkeit. Der Kronprinz, der in den letzten Jahren die großen Verdienste, die redliche Arbeit des Königs, überhaupt den edlen Kern in ihm hatte erkennen lernen und seinen Vater trotz dessen früherer Härte wirklich liebte, war tief betrübt und floß über von aufrichtigen Thränen. Auch der König hatte nun eine bessere Meinung von seinem Sohne, und in seinen letzten Unterhaltungen ahnte er wol, was alles in seinem Fritz stecke. Sie verstanden sich nun gegenseitig, die beiden tüchtigen, wenn auch so verschiedenen Naturen. „Thut mir Gott nicht viele Gnade," rief der König gerührt, „daß er mir einen solchen Sohn gegeben?" Dieser küßte weinend die Hände des Vaters, der ihn umarmte und schluchzend hinzufügte: „Mein Gott, ich sterbe zufrieden, weil ich einen so würdigen Sohn zum Nachfolger habe!" Er ordnete dann gefaßt alles an, wie es bei seiner Beerdigung gehalten werden sollte. Zum Text der Leichenpredigt befahl er den Spruch zu nehmen: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft." Dem Volke solle gesagt werden, daß er als ein großer armer Sünder sterbe, der aber bei Gott und dem Heiland Gnade gesucht. Uebrigens solle man ihn in den Leichenreden weder verachten noch loben und überhaupt keine Façon mit ihm vornehmen. Am 31. Mai früh Morgens nahm er zärtlichsten Abschied von seiner Frau und seinen Kindern. Dann versammelte er seine Offiziere, Minister und Räthe, dankte ihnen für ihre Treue, sagte ihnen Lebewol, tröstete noch den sonst so rauhen, nun zu Thränen gerührten Leopold von Dessau und übergab dem Kronprinzen die Regierung. Darauf ließ er sich in sein Bett bringen, betete, segnete die Seinigen und beobachtete dann mit seltener Fassung in einem Spiegel und durch Bewegung der Glieder, wie der Tod immer weiter von seinem Leibe Besitz nahm. Endlich fühlte er ihn an seinem Herzen: „Herr Jesu, Du bist mein Gewinn im Leben und im Sterben," waren seine letzten Worte. „Er starb," sagt Friedrich der Große, „mit der Festigkeit eines Philosophen und der Ergebung eines Christen. Er bewahrte eine bewundernswürdige Gegenwart des Geistes bis zum letzten Augenblicke seines Lebens, indem er seine Geschäfte leitete wie ein Staatsmann, den Fortschritt seiner Krankheit prüfte wie ein Naturforscher und über den Tod triumphirte wie ein Held."

Innere Zustände Preußens bei Friedrich Wilhelms I. Tode.

Friedrich Wilhelm war 52 Jahr alt geworden und hatte 27 Jahre regiert; und welch arbeitsames entbehrungsvolles Regentenleben! Aber auch welche reiche Frucht hatte es getragen! Er hinterließ den Staat nicht nur umfangreicher, sondern auch innerlich unendlich stärker als er ihn überkommen. Der Flächeninhalt betrug jetzt 2275 Geviertmeilen; die Einwohnerzahl 2,240,000 Menschen in 18,000 Dörfern, 14 Flecken, 409 Städten. Das trefflich geschulte und mit

allem Kriegsbedarf reichlich ausgerüstete Heer zählte 83,500 Mann. Die Einkünfte waren ebenfalls mehr als verdoppelt, ja verdreifacht gegen ihren Bestand unter Friedrich I. Sie waren auf 7,371,700 Thaler erhöht. Davon wurden 5,977,400 Thaler auf das Heerwesen verwendet, 6 bis 700,000 Thaler jährlich in den Schatz gelegt, der Rest, etwa 700,000 Thaler, zum Unterhalt des Hofstaats und der Zivilverwaltung verausgabt. Und obwol Friedrich Wilhelm während seiner Regierung an 10 Millionen auf den Anbau des Landes verwendet, für 5 Millionen neue Krongüter, für 2 Millionen Güter für die nachgebornen Prinzen, für 1½ Millionen Silberzeug gekauft hatte, so hinterließ er doch einen Schatz von baren 8,700,000 Thalern.

Er hinterließ aber auch ein kräftigeres tüchtigeres Volk, als er vorgefunden. Sein Beispiel und seine strenge Zucht gewöhnte die Unterthanen an ein nüchternes und arbeitsames, ordentliches und ehrbares Leben. Thätigkeit und gute Haushaltung wurden unter ihm hervorstechende Züge im Volkscharakter, und sie bewährten die Kraft, die sie überall haben, sie machten das Volk wolhabend und glücklich. Eine andere höchst wolthätige Folge dieser Regierung war die strenge Sittlichkeit, die im Ganzen herrschte; ferner die militärische Disziplin, die durch ihn zu einer preußischen Nationaleigenthümlichkeit wurde. Unter seiner Regierung wars, daß der Ausdruck Subordination entstand, zur Bezeichnung jenes strengen Gehorsams, der nicht bloß die erste Tugend des preußischen Soldaten war, sondern nun auch alle Schichten der übrigen Bevölkerung durchdrang. In den Schulen und in den Familien galt er, wie im Heere und in der Beamtenwelt. Auch die Schlichtheit und Einfachheit, der rechtschaffene und gerade Sinn des Königs, diese deutschen Tugenden kamen im Lande wieder zu Ehren. „Es fand sich zu dieser Zeit unter dem Volke eine Tugend, die ohne Aufheben geübt ward, die man so heute nicht wieder findet, nämlich die allgemeine Treue, der herrschende gute Glaube, die Aufrichtigkeit im bürgerlichen Verkehr. Eine Zusage war damals mehr werth, als jetzt ein mit allen Formalitäten versehener Kontrakt, und der aufrichtige, derbe Handschlag eines damaligen biedern Berliners galt so viel als heutzutage Brief und Siegel. Das half wiederum der Nächstenliebe auf; denn niemand hatte zu besorgen, daß er hintergangen oder beschwindelt werden würde, und so nahm denn auch der öffentliche Kredit zu. Ein muthwilliger Schuldner, ein Mann, der sein Wort brach, stand in keiner Achtung mehr, er ward als ein Betrüger verabscheut.[24)]"

Gegen den Luxus hatten auch frühere Fürsten gar oft Gesetze gegeben, aber sie waren im Wesentlichen wirkungslos geblieben. Die Befehle Friedrich Wilhelms dagegen wurden befolgt, nicht bloß weil er ihre Ausführung sorgsam überwachte und mit Strafen rasch bei der Hand war, sondern hauptsächlich, weil er selbst mit gutem Beispiel voranging. Denn damals galt das Sprüchwort: wie der Herr so der Knecht, auch für das Verhältniß des Fürsten zum Volke, wenigstens in Hinsicht auf die äußere Weise des Lebens. Da des Königs Tafel einfach und mäßig besetzt war, so prangte auch der bürgerliche Tisch nicht mehr mit Leckereien des Auslandes, aber man fand auf ihm gutes Fleisch und Gemüse, treffliche Fische, Schinken, Würste, Brot, Butter und Käse — alles reichlich und wolfeil, denn man war fleißig und verthat sein Geld nicht für überflüssige Dinge — und schmackhaft zubereitet; denn die Hausfrauen waren eben so gute Köchinnen

als Hauswirtinnen. Bemühten sich doch selbst Frauen vom ersten Rang vor der öffentlichen Meinung, die der König aufgebracht hatte, sich durch selbstthätige Wirtschaftlichkeit guten Ruf zu erwerben. Gattinnen der Feldmarschälle und Staatsminister wetteiferten mit den Frauen der Bürger und Bauern, ihr Hauswesen ordentlich zu besorgen und überall selbst mit Hand anzulegen. Die Hausfrau, welchen Standes auch immer, war selten, die nicht mit ihren Töchtern und Mägden mehr beim Spinnrocken und in der Küche, als anderwärts verweilte. Es hätte einer jeden als Schande gegolten, ihr Leinen- und Tischzeug nicht selbst zu verfertigen; die meisten Mädchen hatten davon vor der Hochzeit soviel zusammengebracht, daß sie in der Ehe keinen Groschen dafür zu verwenden brauchten.[25]

Unverzärtelt und unverdorben, in der Furcht Gottes und der Eltern wuchs das junge Geschlecht heran. Die einfache gesunde Kost und Lebensart gaben feste und dauerhafte Körper. Man trank wenig Branntwein und Wein, aber vortreffliches inländisches Bier, z. B. bernauer und ruppiner. Kaffee ward in Berlin nur an zwei Orten geschenkt; er war sehr theuer und nur als Leckerei bekannt. Auch das Tabakrauchen hatte noch wenig Verbreitung. Kartoffeln, oder wie sie damals hießen Erdnüsse, waren noch neu im Lande; 1728 pflanzte man sie zuerst bei der Charite in Berlin an; sie dienten als Viehfutter.

Auch die Vergnügungen des Volks waren sehr einfach und beschränkten sich auf Privatgesellschaften; selbst hohe Familienfeste, wie Hochzeiten und Kindtaufen, wurden ohne Pracht und Prunk gefeiert. Oeffentliche Schauspiele gewährten nur die Musterungen der Regimenter und die zahlreichen Hinrichtungen und anderen öffentlichen Strafen. Die Schauspieler waren verachtet, galten als ehrlos, und die Truppen, die sich zuweilen einfanden, waren in der That alles eher als Künstler; sie führten geschmacklose Singspiele und andere Vorstellungen auf, an denen die rohen plumpen Späße des pöbelhaften Hanswurst die Hauptsache waren. Außerdem gab es eine Menge von Marktschreiern, Taschenspielern und Gauklern, die auf den Märkten das Volk belustigten. Wenn sie aber unzüchtige Späße machten oder auf Betrug ertappt wurden, so ließ sie der König durch Soldaten aufgreifen und wie andere Vagabunden in Zuchthäuser oder über die Grenze bringen. Dasselbe Schicksal hatten die Zigeuner und alle Schwindler und Glücksritter, die nach Preußen kamen, um das Volk auszubeuten. Dagegen genoß ein gewisser von Eckenberg, „der starke Mann", eine Zeitlang die Gunst des Königs. Er kam 1717 nach Berlin und veranstaltete „Assembleen", in denen er seine Künste als Herkules, Seiltänzer und Schauspieler unter großem Beifall des Hofs und der Berliner zeigte.

Die Mäßigkeit und Strenge der damaligen Sitten verminderte nicht bloß den Hang zu einem lockern Leben, sondern auch die geschlechtlichen Ausschweifungen.[26] Die Wollust durfte sich wenigstens nicht offen zeigen. Jedenfalls hielt man die Ehen ehrlicher, man sah sie für heiliger an, als es in späteren Zeiten geschah. Auf dem platten Lande ließ der König sogar Strafregister über fleischliche Vergehungen führen; doch auch in dieser Beziehung wirkte sein Beispiel noch mehr als seine Verordnungen.

Ebenso verhielt es sich mit der öffentlichen Gottesverehrung. Der König übte sie selbst aufs Genaueste, wie er streng darauf hielt, daß wenigstens alle,

die irgendwie von ihm abhingen, fleißig in die Kirche gingen. Uebrigens war der kirchliche Sinn im Volke ohnehin festgewurzelt und konnte selbst durch die steifen und langweiligen Predigten, die man damals von den Kanzeln zu hören pflegte, im Ganzen nicht erschüttert werden.

Vielleicht in keinem andern Stücke war der Umschwung der Sitte, der nach Friedrich Wilhelms Thronbesteigung in Preußen eintrat, so auffallend, als in der äußeren Erscheinung der Menschen. Das Schminken und Malen der Gesichter, das Pudern und aller Luxus in der Kleidung hörte auf. Man gewöhnte sich, wie der König, ein übermäßig geputztes Frauenzimmer für eine feile Dirne zu halten. Die flitterhafte pariser Mode kam in Verruf, die einfache deutsche in Aufnahme, oder vielmehr es bildete sich eine eigene preußische Mode auch für die Kleidung. Denn die Tracht im Bürgerstande näherte sich sehr derjenigen, die im preußischen Heere herrschte. Sie war äußerst reinlich und schmucklos, die Farbe gewöhnlich blau, der Stoff inländisches Wollenzeug oder Linnen. Elegant waren freilich diese Kleider nicht, aber dauerhaft und wolfeil, und wenn so ein Bürgersmann in seinem einfachen blauen Tuchrock, der langen Weste, den knappen an den drallen Beinen eng anliegenden Hosen daherschritt, gerade und fest und ein Tritt wie der andere; nirgends ein Fleck oder Stäubchen, alles rein und nett; auf dem Haupte den dreieckigen Hut und hinten den steifen Zopf — so hatte er ein gar ehrwürdiges und braves Ansehen. Diese ehrbare Tracht erhielt sich lange, und man nannte später diejenigen, die ihr treu blieben, Friedrich-wilhelmsmänner. Jeder, der nur einige Bedeutung hatte, trug einen Degen; anfangs auch die Schüler, denen der König es aber schon 1715 verbot; außerdem trugen Gelehrte, Aerzte und Räthe einen rothen Mantel. Die Advokaten, die der König haßte, weil er meinte, daß sie die Leute bloß zur Prozeßsucht verführten, durften sich nicht anders als schwarz kleiden; dadurch wollte sie der König dem allgemeinen Spott aussetzen, welche Absicht denn auch gelang.[27]

Allerdings hatte dies ganze preußische Wesen, das der König aufbrachte, auch seine sehr beträchtlichen Schattenseiten. Die Tugend, die in diesem neuen Sparta herrschte, war nicht bloß sehr rauh, sondern auch, wenigstens in mancher Beziehung, mehr äußerlicher Art. Die Kirchen waren immer voll gepfropft, aber gar viele, die darin saßen, trieb weniger das Bedürfniß ihres Herzens als der Befehl ihres Vorgesetzten; und auch andere Pflichten wurden oft genug nur aus Zwang geleistet. Und dann — wie ärmlich sah es um allen höheren Genuß des Lebens, um Kunst und Wissenschaft aus! Selbst das Heerwesen drohte in Aeußerlichkeiten aufzugehen. Friedrich II. sagt darüber: „Im Anfang der Regierung Friedrich Wilhelms hatte man sich damit beschäftigt, bei den Regimentern Ordnung und Mannszucht einzuführen. Da aber von dieser Seite nichts übrig blieb, so wendete man die Aufmerksamkeit nur auf solche Dinge, die ins Auge fallen. Der Soldat mußte sein Gewehr, der Reiter seinen Zaum und Sattel, ja selbst die Stiefel spiegelblank machen. Zuletzt artete die an sich nützliche Reinlichkeit in lächerlichen Mißbrauch aus. Man vernachlässigte das eigentlich Wichtige über der Beschäftigung mit Kleinigkeiten." Indeß eben diese blankgeputzte Armee bewies dann gleich in der ersten Schlacht (1741 bei Mollwitz), daß sie nicht bloß die schönste in Europa, sondern auch die tapferste war und eben so wol zu siegen als zu putzen wußte.

Und so muß man auch von dem Volke sagen, welches Friedrich Wilhelm erzog, daß es im Ganzen und Großen wirklich jene derbe Tugend und Tüchtigkeit besaß, auf die es dem Könige ankam. Er wollte in seinen Staaten bloß gute Soldaten, fleißige, bemittelte Bürger und fromme Christen haben, und er hat diesen Zweck in einem Umfange erreicht, wie schwerlich ein Fürst vor oder nach ihm. Das aber, was er seiner Natur nach nicht geben konnte und wollte, ein reges und schönes geistiges Leben, das war damas in Deutschland überhaupt nicht zu finden; es erwuchs erst mit den großen Heroen der deutschen Literatur und Philosophie, die bei Friedrich Wilhelms Tode meist noch ungeboren waren, und mit dem neuen deutschen Nationalgeist, dem Friedrich Wilhelm vorarbeitete, indem er seinem großen Sohne die Mittel schaffte, denselben vor allen Völkern wieder zu Ehren zu bringen. Darum schuldet nicht Preußen allein, sondern das ganze deutsche Volk diesem Könige den größten Dank; er war nicht liebenswürdig, aber in hohem Grade achtungswerth, zumal wenn man ihn vergleicht, um von den ausländischen Fürsten zu schweigen, mit dem lüderlichen August II. oder dem schwachköpfigen August III. von Sachsen, mit dem unfähigen und trägen Kaiser Karl VI. und den andern deutschen Landesvätern jener Zeit, die nichts thaten als prassen und schwelgen und tief im Franzosenthum staken. Um so ungerechter urtheilte die befangene Mitwelt, wenn sie in Friedrich Wilhelm I. fast nur den rohen Soldaten, den jähzornigen Tyrannen sah; die unparteiischen Nachkommen werden ihn trotz aller seiner Schwächen zu den Wolthätern der Menschheit rechnen.

Fünftes Buch.

Friedrich der Große.

Als Luther erstand und die Ketten, die Roms Priesterschaft dem deutschen Volke angelegt, mit kühner Hand zerbrach, da weihte er Deutschland zum Vaterlande der Geistesfreiheit. Aber nachdem der Protestantismus im raschen Siegeslaufe alle deutschen Gaue bis hinunter zur Nord- und Ostsee und hinauf zu den Alpen erobert hatte, fielen die Sieger ab von dem Grundsatz, den sie auf ihre Fahnen geschrieben: „Das Recht der Vernunft über Menschensatzung!“ sie bannten den Glauben wieder in Formeln und schworen auf die Worte menschlicher Meister. Die protestantischen Deutschen spalteten sich in Lutheraner und Kalvinisten, und ihre bittere Feindschaft ließ den gemeinsamen Feind, das absolute Papstthum, wieder aufkommen und im dreißigjährigen Glaubenskriege Deutschland zu Grunde richten. So endete das Zeitalter der Reformation, das so herrlich begonnen, im allgemeinen Ruin der Nation. Zwar aus der Welt geschafft konnte der wahre Protestantismus, das Recht der Vernunft, nicht wieder werden; aber er war verknöchert in starrem Dogmenwesen, und wie der Glaube lag auch das Meinen und das Wissen unter der Wucht zahlloser Vorurtheile danieder. Mit dem geistigen Bankerot hielt der politische Schritt. Der Reichskörper war in Auflösung, ein Spott und Spielball des Auslandes, das sich ungestraft an ihm vergriff und bereicherte. In dem glorreichen Kaiserstaat, der einst die Welt beherrschte, trieben jetzt hunderte von Landesherren mit Tausenden von Hofschranzen und Mätressen ihr Wesen; das deutsche Volk aber war nichts als ein unfreier Haufe, den die Fürstenschaft nach Lust und Laune in absolutem Gottesgnadenthum beherrschte und meist schmählich aussog. In trostloser Jämmerlichkeit und lächerlicher Kleinlichkeit versank das deutsche Leben. Nur in Preußen war noch Hoffnung; hier herrschten rohe Tugend und gesunder Menschenverstand und schufen etwas Tüchtiges; aber der eisernen Zucht des Willens fehlte das Bewußtsein hoher edler Ziele;

unter ihr gerieth der junge preußische Staat in Gefahr zu erstarren; auch die letzte Hoffnung des deutschen Volkes schien zu verdorren. Da erweckte ihm Gott zum zweiten Male in Norddeutschland den Retter, den Genius, der auf den Thron dieses Kriegerstaates wieder das Panier der Geistesfreiheit pflanzte und der Aufklärung in ihrem Kampfe wider die Vorurtheile mächtig Bahn brach, den Helden, den Sieger über halb Europa, dessen Thaten dem deutschen Nationalleben wieder einen großen Inhalt und einen Weltruhm gaben, den König, um dessenwillen allein es für die Nachkommen der freiheitsstolzen Germanen keine Erniedrigung war, unumschränkten Fürsten zu gehorchen. Dieser Einzige, Friedrich der Große, indem er Grundsätze verkündete, Thaten verrichtete, an denen der deutsche Volksgeist sich mächtig erhob, ward zum Vorkämpfer einer neuen besseren Zeit nicht für Preußen allein, für ganz Deutschland, dessen größter Sohn er gewesen ist.

Es war am Sonntag den 24. Januar 1712 Vormittags um halb zwölf Uhr, daß zu Berlin dem alten Könige Friedrich I. ein Enkel geboren ward. Der neue Prinz, der dritte Sohn Friedrich Wilhelms und Sophie Dorotheas, deren zwei erste Söhne bald nach der Geburt gestorben waren, erhielt in der Taufe nach seinem Großvater Friedrich und nach seinem Pathen, dem Kaiser Karl VI., die Namen Karl Friedrich; der Vater nannte ihn indeß kurzweg Fritz. Seine erste Erziehung wurde ganz der Mutter und nach damaliger Hofsitte einer französischen Erzieherin, der Frau v. Rocoulle, überlassen, einer aus Frankreich geflüchteten Protestantin, die bereits Friedrich Wilhelms Kinderjahre gepflegt hatte. Zunächst durch sie, die nur französisch sprach, gewann Friedrich seine große Vorliebe für diese Sprache; später, als er die damalige Geschmacklosigkeit der deutschen Sprache mit der Eleganz der französischen verglich, wurde er in seiner Neigung noch mehr und für immer bestärkt. Als er in sein siebentes Jahr ging, wurde ihm der General v. Finkenstein, ein alter frommer Kriegsheld von makelloser Rechtschaffenheit und verdient durch manche tapfre That, übrigens in seinem Benehmen soldatisch abgemessen und kalt, zum Oberhofmeister, der Oberst v. Kalkstein, ebenfalls ein zuverlässiger Kriegsmann, zum Unterhofmeister gegeben. Der eigentliche Lehrer war ein Deutschfranzose, von der französischen Kolonie in Berlin; er hieß Duhan de Jandun und besaß eine mehrseitige, wenn auch oberflächliche Bildung, besonders aber viel Geschmack für die schönen Künste. Der Erziehungsplan, den der König festsetzte, enthielt folgende Grundsätze: als Säule aller Wolfahrt müsse man seinem Sohne eine rechte Liebe und Furcht Gottes, dabei auch Abscheu vor allen nicht evangelischen Lehren beibringen; sodann Begierde zum Ruhme, zur Ehre und Bravour; ferner Liebe zur Ordnung und Sparsamkeit; ganz besonders aber wahre Lust zum Soldatenstande. Die Hofmeister sollten ihm aufs Nachdrücklichste einprägen, daß er vor der Welt ein verachteter Mensch wäre, wenn er nicht Soldat würde. In den Wissenschaften sollte er nur das Nöthigste und Nützlichste lernen: wenig methodische Grammatik, wenn er sich nur eine fließende französische und deutsche Schreibart aneigne; die alte Geschichte obenhin, die neue und besonders die preußische sehr genau; ebenso

Geographie, Natur- und Völkerrecht; die Rechenkunst aber, die Mathematik, Artillerie und Oekonomie aus dem Grunde. Auf dreierlei also kam es an: der Prinz sollte ein guter Soldat, ein guter Wirt und ein guter evangelischer Christ werden. Um diese Absichten zu erreichen, ging man nun in allen Stücken mit dem Zöglinge so zu Werke, als gelte es einen Rekruten zu drillen. Er zeigte schon im zarten Alter außerordentliche Fähigkeiten, lernte alles mit der größten Leichtigkeit, war munter und gutartig und voll Geist. Aber wie er heranwuchs, fand er an der einseitigen Zucht, in die man ihn nahm, immer weniger Gefallen. Die wunderlichen Spitzfindigkeiten und dürren Formeln der damaligen Gottesgelahrtheit, die man ihm als Christenthum einzuprägen suchte, wurden ihm langweilig und verächtlich, und daß er manchmal zur Strafe Psalmen und den Katechismus auswendig lernen mußte, machte ihm den ganzen Religionsunterricht erst recht verhaßt. Ebenso wurde ihm die äußere Gottesverehrung durch die vielen religiösen und kirchlichen Uebungen, die er auf Befehl machen mußte, ganz verleidet. Auch dem geistlosen Mechanismus der damaligen Kriegsübungen konnte er keinen Geschmack abgewinnen. Sein zu allem Schönen und wahrhaft Großen aufstrebender Geist durchbrach diesen engen Kreis von Gedanken und Absichten, zu denen man ihn abrichten wollte. Ihn reizte das Ideale, das ihm Duhan in den schönen Wissenschaften und Künsten wies. Die Denker und Dichter der altklassischen und der französischen Literatur zogen ihn unendlich mehr an, als die steifen Pedanten, die ihm Religion beibringen, oder die rohen Exerziermeister, die ihm als Muster des Ruhmes dienen sollten. So wurden die Bücher seine liebste Beschäftigung, und da die französischen Schriftsteller damals die geistreichsten waren, so wählte er sie zu seiner ausschließlichen Lektüre. Die Welt aber, die sie ihm erschlossen, war eine ganz andere, als er sie um sich sah. Dort herrschten Phantasie und Witz, und die Sinne ergötzten sich wie der Geist. Wie ärmlich und elend erschien dagegen das knappe, enge Soldatenwesen des berliner Hofes.

Die lebhafte und empfängliche Natur des Prinzen konnte sich ebensowenig mit der Lebensweise wie mit der Geistesrichtung befreunden, die Friedrich Wilhelm ihr vorschrieb. Weil der Vater alle feineren Genüsse verachtete, so sollte ihnen auch der Sohn entsagen; nicht bloß die geistigen, Musik, Theater, heitere Geselligkeit, wurden dem Prinzen verwehrt, selbst jeder Schmuck und Glanz des Haushalts, jede Bequemlichkeit und Annehmlichkeit in Kleidung und Kost. Alles, was er thun und lassen sollte, jeder Pfennig, den er ausgeben, jede Stunde, die er verwenden wollte, unterlag der Aufsicht und kleinlichsten Zucht des Vaters. Keine Abweichung von der vorgeschriebenen Ordnung blieb ohne Rüge oder Strafe. Dagegen empörte sich das aufkeimende Selbstgefühl des jungen Prinzen um so mehr, da ihm das Treiben des Vaters werthlos und ungebildet vorkam. Er war von Natur freisinnig und gegen sich und andere freigebig; der Druck, unter dem man ihn hielt, konnte diese Triebe nicht ersticken, wol aber erhöhte er den Hang zu einem ungebundenen, angenehmen Leben, da das Verbot dessen Genuß noch süßer machte. Uebrigens fand er, so wie seine gleichgesinnte Schwester Wilhelmine, einen Rückhalt an der Mutter, die auch die Studien und jede erlaubte Lebensfreude begünstigte.

Da war es ein Ereigniß für ihn, als er im Februar 1728 in Begleitung

des Vaters den üppigen dresdner Hof besuchen durfte. Der zauberische Glanz und die märchenhafte Pracht, die er hier sah, entzückten seine Sinne; aber der sechzehnjährige Jüngling erlag hier auch der Verführung, und er gewöhnte sich seitdem an Ausschweifungen mit dem weiblichen Geschlecht.[1] Hatte er schon früher oft Schulden gemacht, weil ihn der Vater für einen Prinzen allzu ärmlich hielt, so nahmen nun mit dem lockeren Leben auch die heimlichen Ausgaben erst recht überhand. Friedrich hatte aber auch etwas Gutes von Dresden mitgebracht, nämlich eine große Liebe zur Musik. Durch Vermittelung der Königin kam der berühmte Flötenspieler Quanz von dort nach Berlin und unterrichtete den Kronprinzen in seiner Kunst, welche Friedrich bald meisterhaft inne hatte; sie ward ihm für sein ganzes Leben eine unerschöpfliche Quelle der Erheiterung und Tröstung.

So entwickelte er sich im geraden Gegensatz zu den Absichten seines Vaters und wurde nach dessen Ansicht weder ein guter Christ, noch ein guter Soldat und Haushalter, sondern lüderlich und gottlos, ein Verschwender und französischer Windbeutel, „ein Querpfeifer und Poet". Für den seltenen Genius, der in dieser Natur steckte, hatte Friedrich Wilhelm kein Auge; er sah nur, daß sein Sohn in allem das Gegentheil von ihm selber war, und das reichte vollständig hin, ihn zu verdammen. In der That, diesem war nicht woler, als wenn er, von der Parade heimgekehrt, die Uniform mit dem bequemen Schlafrock vertauschen und nach seinen Büchern oder der geliebten Flöte greifen oder im Kreise heiterer, geistreicher Genossen sich fröhlich unterhalten konnte. Aber dann erscholl mitten im lustigen oder gelehrten Gespräch plötzlich der weithinschallende Tritt des „Alten". Da hieß es sauve qui peut, die Freunde flüchteten, die Bücher und Musikalien, vor allem der brokatene Schlafrock flogen bei Seite, der Prinz warf sich in die Uniform. Aber nicht leicht entging dem scharfen Blick des strengen Vaters, daß man sich hier wieder auf Französisch unterhalten, und die kurze Freude wurde hart gebüßt. Wenn schon so harmlose Erlustigungen Rügen und Strafen nach sich zogen, wie groß war erst der Zorn des Vaters, wenn er die Ausschweifungen seines Fritz erfuhr. Er prügelte auf den Sohn los, wo er ihn sah. Am schlimmsten wurde es, als dieser auch in der Heiratsfrage dem Willen des Vaters entgegenarbeitete. Grumbkows und Seckendorfs Aufhetzereien gossen dabei immer Oel ins Feuer. Der König wurde halb verrückt vor Wuth. Täglich erneute er die stürmischsten Auftritte. Der Kronprinz und seine Schwester, obwol nun schon beide erwachsen, wurden mit den ärgsten körperlichen Mißhandlungen, die Königin mit den kränkendsten Drohworten überhäuft. Einst, als Friedrich eines Morgens in das Zimmer des Vaters trat, faßte ihn dieser bei den Haren, warf ihn zu Boden und hieb auf ihn mit dem Stocke so lange ein, bis er sich müde geprügelt; ein ander Mal hätte er ihn ohne das Herbeispringen eines Kammerdieners erwürgt. Auch vor Fremden schlug er ihn und höhnte dabei: „Wenn mein Vater mich so behandelt hätte, ich wäre tausendmal für eins entflohen, aber Ihr habt kein Herz und seid nur ein Poltron." Der Gemißhandelte griff endlich zu einem verzweifelten Mittel. Als er auf einer Reise mit dem Könige in die Nähe der französischen Grenze kam, es war im Dorfe Steinfurt auf dem Wege von Heilbronn nach Heidelberg am vierten[2] August 1730, ließ er durch einen ihm ergebenen Pagen heimlich Pferde herbeischaffen, um nach Frankreich und von dort nach England zu seinem Oheim zu flüchten,

wohin zu gleicher Zeit sein Freund, Leutenant Katte, von Berlin abreisen sollte. Aber die Umgebung des Kronprinzen nöthigte ihn zu bleiben und entdeckte seine Absicht dem Könige. Bald darauf (am 7. August in Frankfurt a. M.) erhielt dieser durch aufgefangene Briefe des Kronprinzen den unwiderleglichen Beweis der beabsichtigten Flucht. Nun kannte sein Zorn keine Grenzen. Er fiel über den Prinzen her und stieß ihm mit dem Stock das Gesicht blutig. „Nie hat das Gesicht eines brandenburgischen Prinzen solche Schmach erlitten," rief der Gemißhandelte, ohne doch zu wanken. Auf Bitten der Begleiter mäßigte sich der König endlich soweit, daß er einwilligte, den Kronprinzen während der Rückreise nicht mehr sehen zu wollen. Doch schon am 12., als sie in Wesel anlangten, ließ er den Sohn vor sich bringen und fragte ihn: warum er habe desertiren wollen. Friedrich antwortete entschlossen: „weil Sie mich nicht wie Ihren Sohn, sondern wie einen niederträchtigen Sklaven behandelt haben." „Ihr seid also nichts als ein feiger Deserteur ohne Ehre," sagte der König. „Ich habe so viel Ehre als Sie," erwiederte der Prinz, „und nur das gethan, was Sie mir hundertmal gesagt haben, Sie würden es in meiner Stelle thun." Die treffende Sprache der Wahrheit reizte den König so, daß er wüthend den Degen zog, um seinen Sohn zu durchbohren. Der General v. d. Mosel deckte mit seinem Leibe den Bedrohten und brachte den König zur Besinnung. Der Gefangene wurde wieder abgeführt und nach der Ankunft in Berlin kriegsrechtlich verhört. Er benahm sich auch hier mit größter Festigkeit und Unerschrockenheit. An seinem Leben lag ihm nichts mehr; er bereute nur, daß andere, namentlich der in Berlin ergriffene Katte, seinetwegen leiden mußten. Alle, die es mit ihm gehalten, selbst in ganz unschuldigen Dingen, wurden mehr oder minder hart bestraft; er selbst als Deserteur auf die Festung Küstrin geschickt. Eine Zeitlang dachte der Vater allen Ernstes daran, ihn nach der Strenge des Kriegsrechts als fahnenflüchtigen Offizier hinrichten zu lassen. Die Offiziere des Kriegsgerichts weigerten sich aber, den Kronprinzen zu beurtheilen,[3] zuletzt riß der Feldmarschall v. Buddenbrock seine Weste auf und rief: „Wenn Euer Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meins! Jenes bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen kann." Dies und die Fürsprache der andern Generale, auch der fremden Mächte, endlich die nie erloschene väterliche Liebe bestimmten den König zur Milde. Er ließ Gnade vor Recht ergehen und begnügte sich mit Gefängnißstrafe. Doch hatte Friedrich noch den bittern Schmerz, seinen Freund für ihn sterben zu sehen. Vor seinen Augen wurde der unglückliche Katte, der sich indeß edel und christlich ergeben zeigte, am 6. November als Deserteur und Verschwörer enthauptet. Vergebens hatte der Prinz gefordert, man möge mit der Exekution inne halten und durch eine Staffette dem Könige melden, daß er, der Kronprinz, dem Tode oder der Thronentsagung oder dem ewigen Gefängniß sich unterwerfen wolle, wenn der Freund verschont bleibe.[4] Kattes Haupt fiel; ein Blutopfer mußte der König haben.

Dieser Schlag erschütterte Friedrichs Herz in allen seinen Tiefen; mit eiserner Faust griff ihn das Schicksal an und lehrte ihn, seine unüberwindlichen Nothwendigkeiten anzuerkennen; der Ernst des Lebens senkte sich in das junge Gemüth des Prinzen. Er unterwarf sich dem Willen des Vaters, bereute aufrichtig seinen Antheil an der Schuld ihres Zerwürfnisses und richtete fortan

seinen Blick nicht nur auf das Schöne und Angenehme, sondern auch auf das Nützliche und Nöthige des Lebens. Nach einigen Wochen durfte er den Kerker verlassen, mußte aber unter strenger Aufsicht in der Stadt Küstrin bleiben und in die dortige Kriegs- und Domänenkammer als Auskultator eintreten (20. Nov.). Hier arbeitete er nun regelmäßig und fleißig mit, erhielt von den Räthen Unterricht in Finanz-, Handel-, Gewerbe- und Polizeisachen, in der Landwirtschaft und Domänenverwaltung und eignete sich einen Schatz von Kenntnissen in allen wichtigen Verwaltungszweigen an. Mit dem Verständniß stellte sich rasch auch der Sinn für die Arbeit ein, und man bemerkte bald, wie er für die Staatswissenschaften nicht bloß Eifer sondern auch ganz ungemeines Talent hatte. Fast noch mehr erfreute es den König, als man ihm berichtete, der Prinz lasse jetzt auch in religiösen Dingen mit sich reden und gebe seinen Glauben an die unbedingte Gnadenwahl auf; denn diese Lehre, nach welcher der Mensch für seine Handlungen nicht verantwortlich sei, war dem gesunden Verstande Friedrich Wilhelms von jeher am verhaßtesten. Er entschloß sich nun, den Sohn wiederzusehen. Am 15. August 1731 besuchte er ihn in Küstrin, stellte ihm mit väterlicher Wärme noch einmal sein Unrecht vor und fragte ihn, warum er doch einen Vater anfeinde, der nur für ihn arbeite und damit nicht einmal seine Freundschaft erwerben könne. Da schmolz die eherne Rinde um des Sohnes Herz, er empfand, daß ihn der König wirklich liebe, und warf sich ihm mit aufrichtigen Thränen zu Füßen. Auch der Vater war gerührt; er milderte die Haft des Prinzen, der seitdem die nächsten Aemter um Küstrin bereisen durfte, doch in seiner Lebensweise an genaue und lästige Vorschriften gebunden blieb. Der Vater wollte ihn gründlich zur Ordnung, Nüchternheit und Arbeitsamkeit erziehen.

Wenn nun auch des Prinzen Geist viel zu energisch war, um sich wirklich ganz nach den Absichten des Vaters zu formen, wenn er auch auf dessen Lieblings-Ideen theilweise nur zum Schein einging, so war doch die Schule, die er in Küstrin durchmachen mußte, für ihn von großem und heilsamem Erfolge. Seine frühere einseitige Richtung wurde gründlich gebrochen; er bekam Geschmack am Verwaltungswesen, an militärischen Dingen, an der gesammten Politik. Der Umgang mit würdigen und tüchtigen Männern, die ihn rücksichtsvoll, aber ohne Schmeichelei behandelten, wirkte ebenfalls sehr vortheilhaft. Der junge Prinz wurde besonnener, kälter, überhaupt männlicher.

Doch war ihm der Zwang, die Eingeschränktheit des küstriner Lebens sehr zuwider; er sehnte sich nach freierer Bewegung, nach den geselligen und geistigen Genüssen der Hauptstadt, so knapp diese auch unter Friedrich Wilhelms Regiment bemessen waren. Es entging ihm nicht, daß er eine angenehmere Gestaltung seiner Verhältnisse nur durch den Vater erreichen könne; er beschloß daher, dessen Gunst durch ein großes Opfer zu erkaufen. Er willigte ein, ihm die Wahl seiner Braut ganz zu überlassen; nur möge sie weder häßlich noch dumm sein. Der König, über diese Nachgiebigkeit hoch erfreut, schlug ihm die Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Bevern vor. „Sie ist nicht häßlich und nicht schön," schrieb er dem Sohne, „und ein gottesfürchtiges Mensch." Der Prinz war es zufrieden und durfte nun (im Februar 1732) Küstrin verlassen. Am 10. März geschah zu Berlin die Verlobung. Dafür nahm ihn der König wieder ganz zu Gnaden auf, führte ihn als Rath in das Generaldirektorium ein und gab

ihm seinen Offiziersrang zurück. Am 12. Juni 1733 erfolgte die Trauung, und er durfte nun, entrückt der lästigen Nähe des Königs, in Rheinsberg bei Neu-Ruppin einen eigenen Hofhalt aufschlagen. Ein rechtes Eheglück konnte zwar aus dieser Heirat nicht erblühen, zumal sie auch mit Nachkommen nicht gesegnet war. Friedrich hat die Gemahlin, die man ihm aufzwang, nie sehr heiß geliebt. Sie besaß weder so viel Schönheit noch so viel Geist, um ihn zu fesseln; aber verständig, tugendhaft, gebildet und gutmüthig wie sie war, gewann sie bald seine Hochachtung. Er gestand später einem seiner Vertrauten: „Ich müßte der verächtlichste Mensch von der Welt sein, wenn ich sie nicht wahrhaft achten sollte; denn sie ist sehr sanft, höchst gelehrig und übermäßig gefällig, indem sie jedem meiner Wünsche zuvorzukommen sucht." Uebrigens war er ihr mehr zugethan, als er es andern zu sagen für gut fand; auch führte er mit ihr wenigstens in den ersten zehn Jahren eine wirkliche Ehe. Zu Rheinsberg lebte er nun einer wahrhaft schönen Muße, fand sein höchstes Glück in den edlen Freuden, welche die Freundschaft, die Wissenschaft und die Kunst gewähren. Er umgab sich hier mit liebenswürdigen und geistreichen Männern, gleichgesinnten Seelen, welche die innigste Zuneigung mit ihm verband. Der feingebildete Keyserlingk, der ritterliche Fouqué, Jordan, der durch Humor, Knobelsdorf, der durch Kunstsinn erfreute, auch ältere Männer von Geist und Bildung, Offiziere oder Gelehrte waren die Genossen dieses auserwählten Kreises. Es fehlte nicht an sinnlichem Vergnügen, aber der geistige Genuß war der gesuchteste. Denn ein idealer Sinn beherrschte diesen Verkehr. Poesie, Musik und Philosophie waren Friedrichs liebste Erholungen; um ihretwillen setzte er sich auch mit berühmten Gelehrten und Dichtern des Auslandes in Verbindung, unterhielt mit diesen einen regen und vertrauten Briefwechsel; denn jeder geistreiche Denker war sein Freund. Doch mehr als die Menschen lehrten ihn die Bücher und sein eigenes Nachdenken. Mit unersättlichem Wissensdurst forschte er den höchsten Problemen der Menschheit nach: dem Wesen der Seele und Gottes, dem Verhältniß des menschlichen Willens zum Schicksal. Die wichtigsten Fragen des Glaubens und Wissens traten an seine Seele. Er suchte sie zu lösen, indem er der Leibnitz-Wolfischen Philosophie, die damals Deutschland beherrschte, ihre besten Gedanken entlehnte; er bildete sich so eine Mischung von Philosophie und Religion, die ihn beruhigte. „Es genügt mir," schrieb er 1736 an einen Freund, „daß ich von der Unsterblichkeit meiner Seele überzeugt bin; daß ich an Gott und an Den glaube, welcher gesandt ward die Welt zu erleuchten und zu erlösen; daß ich bestrebt bin, mich nach Kräften tugendhaft zu machen; daß ich dem Schöpfer die Anbetung widme, welche das Geschöpf ihm schuldig ist, und gegen meine Nebenmenschen die Pflichten eines guten Bürgers erfülle; nicht als könnte ich mir den Himmel mit meinen Werken verdienen, sondern in der Ueberzeugung, daß Gott ein Wesen nicht ewig unglücklich machen kann, das ihm dankbar ist, weil er ihm sein Dasein gegeben." In dieser Stimmung wandte er sich der Richtung zu, die damals jeder freisinnige Kopf nahm. Es galt, aus dem starren Formelwesen der herrschenden Rechtgläubigkeit heraus und zu einer Weltanschauung zu kommen, die vor der reinen Vernunft bestehen konnte. So entbrannte ein erbitterter Kampf der natürlichen freien Denkkraft gegen den blinden Autoritätsglauben. Er begann in England. Hier traten am Anfange des achtzehnten

Jahrhunderts Philosophen auf, die als Prüfstein der Wahrheit einer jeden Lehre einzig die mit Erfahrung ausgerüstete Vernunft anerkannten und für zweifelhaft oder falsch hielten, was von dieser nicht bewiesen werden konnte. Sie forderten daher in religiösen Dingen allgemeine Duldung und Vernunftmäßigkeit des Glaubens; in politischen verwarfen sie die theologische Lehre von der Göttlichkeit der unumschränkten Monarchie und lehrten das natürliche Recht der menschlichen Freiheit. Keiner unter diesen englischen Skeptikern ging dabei mit so vieler Wissenschaftlichkeit zu Werke, als John Locke; doch drang auch seine Wirksamkeit vorerst nicht über den Kreis der gelehrten Welt hinaus. Da war es nun von den größten Folgen, daß der bedeutendste Schriftsteller Frankreichs, Voltaire, sich die Lehre Lockes aneignete und es zu seiner Lebensaufgabe machte, sie in der Welt zu verbreiten. Denn die ganze höhere Gesellschaft von Europa lebte und webte in der französischen Literatur, und Voltaire war ein Meister des Stils, anmuthig und elegant, von blendendstem Witze und unvergleichlicher Gewandtheit. Mit der scharfen Lauge des Spottes übergoß er die unduldsame und steife Rechtgläubigkeit, deckte schonungslos alle Vorurtheile und Mißbräuche in Staat und Kirche auf, und da er von dem edlen Kerne auch des damaligen Christenthums keine Ahnung hatte, wie er denn überhaupt zwar ein sehr glänzender aber seichter Denker war, so griff er ohne Unterschied die würdigen und die nichtsnutzigen Erscheinungen des damaligen Kirchenwesens an; er verwarf alles Religiöse als Aberglauben. Indessen zunächst waren es doch wirkliche Uebel, die er angriff: die Verfolgungssucht und Anmaßung der Priester, welche alle Wahrheit gepachtet zu haben vermeinten, die übermüthige Willkür und Unsittlichkeit der Höfe. Eben diese Mißstände empörten den jungen Philosophen von Rheinsberg. Um so lieber begrüßte er den berühmten französischen Schriftsteller als Geistesverwandten, dessen Meisterschaft im sprachlichen Ausdruck und dessen funkelnden Witz er längst bewundert hatte. Seit August 1736 führte er mit ihm einen Briefwechsel, einen geistigen Verkehr, der nicht ohne Einfluß auf Friedrichs religiöse Ueberzeugung blieb. Zwar der bodenlose Freigeist, wie jener Franzose, wurde er nie; er bewahrte sich vielmehr ein selbständiges Urtheil, und seine deutsche Vernunft stand dem Glauben an ein göttliches Dasein und an die Unsterblichkeit der Seele mit Ernst und Kraft bei; aber er verlor immer mehr den Sinn für das Unterscheidende in den Religionen der Erde. Er sah wie Sokrates ein, daß alle menschliche Weisheit in den obersten Fragen der Erkenntniß uns im Stiche lasse; und da er nicht glauben sondern wissen wollte, so kam er über den Zweifel nicht hinaus. Die Nutzanwendung aber, die er zog, war in hohem Grade verständig: er verwarf jede Art von Religionsverfolgung, er forderte für die andern wie für sich selbst unbedingte Glaubens- und Gewissensfreiheit. So wurde er bei aller Unkirchlichkeit ein Verfechter dieses wichtigen protestantischen Prinzips, das selbst in seiner Heimat, in Deutschland, so tief daniederlag. Er ließ sich auch in den Freimaurer-Orden aufnehmen; es geschah 1738 insgeheim zu Braunschweig. Da er aber die erwarteten bedeutenden Aufschlüsse über die Mysterien von Gott und Welt hier nicht fand, so zog er sich bald wieder zurück, hat auch die Loge, die er als König 1740 zu Berlin gründen ließ, nie betreten.

Auch in den staatlichen Verhältnissen wollte und suchte er die Wahrheit, und die Ansichten, die er aus dem Studium der Geschichte und aus eigenem Nach-

denken von der menschlichen Gesellschaft gewann, legte er in Schriften nieder, welche ein Denkmal seines treuen Strebens wie seiner edlen Gesinnung sind. Zeigte er schon in seiner Abhandlung: „Ueber den gegenwärtigen Zustand von Europa" (1737) eine scharfe Erkenntniß der politischen Weltlage, so war sein „Antimacchiavell" (1738) auch für die Völker ein großes Ereigniß. In dieser Schrift suchte er den Macchiavelli, den er für einen Fürstenschmeichler hielt, zu widerlegen und predigte über Pflicht und Recht der Fürsten die freisinnigsten Grundsätze. Es war etwas ganz Neues, daß ein Kronprinz in die Ohren der Tyrannen die Stimme der Menschlichkeit rief, die den Mißbrauch verdammte, den sie mit ihrer Gewalt trieben. Die freche Vergeudung der Staatsmittel; die geistlichen und weltlichen Bedrückungen des Volkes; die Niederträchtigkeit des Menschenhandels, durch den so viele deutsche Fürsten sich schändeten, indem sie ihre Soldaten für Geld dem Auslande verkauften; alle diese Schäden des damaligen Staatslebens geißelte er hier mit ebensoviel Witz und Ernst, wie sonst die Pedanterie und Verfolgungssucht der Gelehrten und Priester. Er zeigte: „Der Fürst ist nicht der Herr, er ist der Diener des Volks, er verdankt seine Macht ursprünglich mit Recht nur der Volkswahl. Sein höchstes Interesse muß das Wol der Unterthanen sein. Kein Mensch hat ein Recht, sich eine unbeschränkte Herrschaft über seine Mitmenschen anzumaßen, vermöge deren er über ihr Leben und ihre Güter verfügen und sie unglücklich machen kann, wenn es ihm beliebt. Die Gesellschaften sind nicht dazu gebildet, um der Wuth eines Schändlichen oder dem Interesse eines Ehrgeizigen zu dienen. Nur die Tyrannei der Regierungen bringt die Völker zur Empörung."

Während Friedrich sich so mit dem Geiste edler Aufklärung durchdrang, war er zugleich bemüht, sich die Formen anzueignen, die zur Regierungskunst gehören; er versäumte über die theoretischen nicht die praktischen Uebungen. Wenn er zu seiner Erholung Verse dichtete oder mit seinen Freunden eine schöne Geselligkeit übte, wenn er zu seiner Belehrung Geschichte und Philosophie, Kriegskunst und Politik studirte, so arbeitete er doch auch sehr emsig als Verwalter seiner Domäne, und besonders als Oberst seines Regiments. Er mußte es schon um seines Vaters willen, dessen Argwohn noch keineswegs ganz beseitigt war. Doch gelang es ihm, den König durch den Fleiß und die Geschicklichkeit, die er in den militärischen und Verwaltungssachen zeigte, zufrieden zu stellen. Das Verhältniß zwischen Vater und Sohn wurde zuletzt sogar ein recht inniges; sie lernten sich beide schätzen und hatten sich im Grunde immer geliebt.

Im Frühling 1740 endete dies rheinsberger Leben, das dem jungen Fürsten mit solcher Glückseligkeit nie wiederkehrte; der Tod des Vaters berief ihn auf den Thron, für den er sich in der Stille jenes reizenden Hofhalts so würdig vorbereitet hatte.

Friedrichs Thronbesteigung und erste Regierungshandlungen.

Dienstag am 31. Mai 1740 war es, daß die große Königssonne in Preußen aufging, die alle Gestirne des Jahrhunderts überstrahlen sollte. Wird sie mit mildem, klarem Lichte ein Zeitalter der Menschenfreunde und der Philosophie

heraufführen? sprießt an ihrem Lächeln ein Leben auf voll Lust und Pracht? Leicht und heiter schien den meisten die Zukunft; wie flogen dem neuen Könige die Herzen entgegen, in Erinnerung an die Leiden seiner zarten Jugend und an die rauhe Zucht, die alle gedrückt hatte. Und nun statt des alten Brummbären von Vater der liebenswürdige Sohn auf dem Thron; schon sein Aeußeres sprach jeden freundlich an; seine nicht hohe[5], doch anmuthige Gestalt, sein schönes, freies, ausdrucksvolles Antlitz mit den strahlenden blauen Augen. Aber blitzten sie nur von dem Feuer der Jugend, die erst 28 Jahre zählte, oder funkelte nicht noch etwas Anderes, Höheres darin, das niemand zu deuten wußte? —

Als er von dem Todbette seines Vaters kam, erschien vor ihm der alte Fürst von Dessau, umfing mit Thränen seine Kniee und sprach sein Beileid, aber auch seine Erwartung aus, daß ihm und seinen Söhnen ihre Stellen und ihm selbst die Autorität, die er bei dem verstorbenen Könige gehabt, verbleiben würden. Friedrich drängte seine schmerzlichen Gefühle zurück; er sagte dem Fürsten die Bestätigung der Stellen zu; aber von des Fürsten Autorität sei ihm nichts bekannt. „Nachdem ich König bin," setzte er hinzu, „denke ich auch das Amt eines solchen zu verwalten und der einzige zu sein, der Autorität besitzt." Er fühlte sich als König; er ist es ganz und völlig gewesen vom ersten bis zum letzten Augenblick seiner Regierung, jeder Zoll ein König.

Noch an demselben Tage begab er sich nach Berlin, wo ihn das Volk mit lautem Jubel empfing; er übernachtete im Schloß. Mit welchen Empfindungen erwachte er am Morgen, geweckt von dem Lebehoch eines Regiments (es war das Glasenappsche), das ihm unter den Fenstern des Schlosses den Eid der Treue schwur. Darauf erschienen die Generale; er empfing sie mit der Würde eines Kriegsherrn, der zugleich König ist. „Sie werden," sprach er, „in mir einen Herrn finden, der die Armee nicht weniger liebt und pflegt, als der verstorbene König. Aber an zwei Dinge will ich Sie erinnern: das eine, die Truppen müssen ebensowol brauchbar sein als schön, und das zweite: sie dürfen dem Lande nicht verderblich werden, das sie beschützen sollen. Gegen einige von Ihnen liegen Klagen über Härte, Habsucht und Uebermuth vor; stellen Sie dieselben ab. Ein guter Soldat muß ebensowol menschlich und vernünftig sein als herzhaft und brav." Dann zu den Ministern: „Ich denke, daß das Interesse des Landes auch mein eigenes ist, daß ich kein Interesse haben kann, welches nicht zugleich das des Landes wäre. Sollten sich beide nicht mit einander vertragen, so soll der Vortheil des Landes den Vorzug haben." Diese Sprache eines absoluten Königs war in Europa unerhört, und Friedrich II. meinte sie ernst genug. Er wollte wirklich das Glück seines Volkes. Gleich seine ersten Handlungen waren Maßregeln einer menschlichen und edeln Gesinnung. Die grimmige Kälte des vergangenen Winters und das darauf folgende schlechte Frühlingswetter stellten eine Hungersnoth in Aussicht; schon jetzt war das Getreide theuer und überall knapp. Da öffnete nun Friedrich die königlichen Kornmagazine und ließ allen Dürftigen Getraide zu geringen Preisen verkaufen, sorgte auch durch dauernde Anstalten für die Unterstützung der Armen. Eine Reihe von Kabinetsbefehlen richtete sich sodann gegen die gewaltsame Willkür, das einseitig Durchgreifende des bisherigen Regiments. Schon am 3. Juni hob er die Anwendung der Folter ganz und für immer auf und tilgte so diesen Schandfleck der damaligen Rechtspflege; nur sehr langsam

folgte das übrige Deutschland seinem Beispiele nach. An demselben Tage hob er die noch bestehenden Ehebeschränkungen auf, indem er es jedem freistellte, in allen nicht in der heiligen Schrift ausdrücklich verbotenen Fällen sich ohne Kosten und Dispensationen zu verheiraten. Am 4. Juni verbot er den Offizieren die gewohnten Brutalitäten gegen die Gemeinen und gegen den Zivilstand; ebenso die gewaltsamen Werbungen. Die Last, welche die königliche Jägerei dem Lande aufgebürdet, nahm er ab; er verachtete die Jagd als ein rohes Vergnügen und schlug den Schaden, den der Landmann durch sie litt, zu hoch an, um nicht gegen ihre Uebel einzuschreiten. Immer hatte er sich ferner in seines Vaters Seele geschämt, daß die Wissenschaften in Preußen so ungünstig behandelt wurden. Es war eine seiner ersten Sorgen hier zu bessern. Er gab auf der Stelle der Akademie die ihr entzogenen Einkünfte zurück und bewog den vertriebenen Philosophen Wolf, wieder sein Lehramt in Halle anzunehmen. Zugleich erging eine schmeichelhafte Einladung an den berühmten französischen Gelehrten Maupertuis, die berliner Akademie der Wissenschaften neu zu gestalten, die denn auch im Sinne der Aufklärung rasch mit bedeutenden Gelehrten des Auslandes besetzt wurde. Aber was das meiste, ja ein ungeheures Aufsehen in der Welt machte, war der Bescheid, den Friedrich II. (am 22. Juni 1740) auf eine Anfrage des geistlichen Ministeriums ertheilte. Er befahl: „Die Religionen müssen alle toleriret werden und muß die Regierung nur das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch thut. In meinen Staaten kann ein jeder nach seiner Façon selig werden.“ Die ganze Welt erstaunte über dies Königswort; ein solcher Grundsatz allgemeinster Duldung war bisher noch von keinem Fürsten verkündet worden. Ein gewaltiger Beifallssturm aller Aufgeklärten, einer noch kleinen, doch mächtig aufstrebenden Partei, erhob sich; sie sahen einen der Ihrigen auf einem Königsthrone. Der große Haufe der Finsterlinge aber, der gekrönten wie ungekrönten, erschauderte. Auch Preßfreiheit gestattete er und munterte selber den berliner Buchhändler Haude zur Herausgabe einer literarisch-politischen Zeitung auf; sie erschien bereits im Juni 1740, unter dem Titel „Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen“. Indessen das Publikum war für dergleichen noch nicht reif; es fehlte im Volke durchaus an politischer Bildung; das Zeitungswesen gedieh nicht. Uebrigens handhabte Friedrich auch später keine eigentliche Zensur; bis an sein Lebensende verkaufte man in Berlin ungehindert die ekelhaftesten Spottschriften auf ihn, ohne daß er sich darum kümmerte. Wenn er ab und zu sich einmischte und einmal ein Buch wegnehmen und vernichten ließ, so geschah es jedesmal aus rein sachlichen Gründen. Er war persönlich durchaus gleichgültig gegen Preßvergehungen und ließ die Schreiber wie die Schreier gewähren. Eine großartige Sachlichkeit, das war überhaupt vom ersten Augenblicke an der deutlichste Charakterzug des neuen Königs. Das erfuhren alsbald die Freunde und die Feinde des gewesenen Kronprinzen. Jene umdrängten ihn in der Hoffnung eines Günstlingsreiches. Auch belohnte er in der That treue Diener und besonders die um ihn schwer gelitten hatten, z. B. die Familie Katte. Aber er that es nicht auf Kosten des Staates; Stellen, Aemter gab er nur den Befähigten. Die seinem Herzen nahe gestanden, behielten seine Liebe und nahmen Theil an seiner Erhöhung, aber nur im Verhältniß zu ihrer Würdigkeit. Er erleichterte ihr Privatleben und zeichnete sie aus, wie es anständig war für

ihn und sie. Zumal die Königin-Mutter — ein Titel, den er in Preußen einführte — hat sich immer seiner wärmsten Liebe und Dankbarkeit erfreut; er gab ihr die Mittel, in Monbijou ein angenehmes Leben zu führen. So begegnete er auch seiner Frau mit höchster Achtung und mit Zuneigung; erst seit 1743 oder 1744 wurde ihr Verhältniß ein rein formales; warum? ist unbekannt; als Königin hielt er sie immer. Einen politischen Einfluß aber räumte er weder seiner Familie noch seinen Vertrauten ein. Die Befürchtungen derer, die dem Kronprinzen geschadet hatten, erfüllten sich noch weniger als die Hoffnungen seiner Genossen. Die Hauptschuldigen, Seckendorf und Grumbkow, waren bereits vom Schauplatz abgetreten; jener hatte 1735 Berlin für immer verlassen; er saß nun in der Festung Gräz, in die ihn sein Kaiser für einen schlecht geführten Türkenkrieg geschickt hatte; Grumbkow war todt. Die anderen behielten, wenn sie nur sonst Verdienst hatten, ihre Stellen und Aemter, wie wenn nichts vorgefallen wäre.

Ueberhaupt irrten sich diejenigen, welche gemeint hatten, nun werde alles ganz anders werden. Nur die Mängel und die Uebertreibungen der früheren Staatsverwaltung wurden beseitigt; die gesunden und tüchtigen Elemente, welche in ihr bei weitem das Uebergewicht hatten, blieben unangetastet. Es erfolgte hier kein Systemwechsel. Sparsamkeit blieb an der Tagesordnung, das Finanzwesen in der gewohnten Regelmäßigkeit; nur daß die Sparsamkeit nirgends in Geiz ausarte, daß in der Hofhaltung der Anstand und die Würde des Königthums, in dem Staatswesen die geistigen Interessen besser gewahrt würden, diese berechtigte Forderung bildete im Grunde den einzigen Unterschied zwischen der neuen und der alten Weise. Ebensowenig rüttelte Friedrich an der stärksten Säule des Staats, an dem Heere. Vielmehr verstärkte er es noch, errichtete neue Regimenter, wodurch in wenigen Monaten ein Zuwachs von 16,000 Mann erzielt ward; die kostspielige und unnütze Riesengarde dagegen schaffte er ab. Auch das Beamtenthum erfuhr keine wesentliche Veränderungen, und der neue König sah ebenso eifrig nach allem selbst, wie der alte. Er beharrte im Mittelpunkt der Geschäfte als Selbstherrscher, und er zeigte gleich nachdem er die Regierung übernommen, jene unglaubliche Arbeitskraft, die nicht vor und nicht nach ihm von irgend einem andern Fürsten erreicht worden ist. Durch sie nicht weniger wie durch sein Genie wurde Friedrich II. im eigentlichsten Sinne des Wortes die Seele des Staats.

Soviel sah man nun schon, Veränderungen wollte er nicht vornehmen, wenn sie nicht wirkliche Verbesserungen waren. Mit solchen war er aber rasch genug bei der Hand. Für die große Masse des Volks wurde schon jetzt, besonders in zwei Punkten, viel Gutes gethan. Erstens: die vielen willkürlichen Eingriffe in den Gang der Rechtspflege hörten auf; Friedrich sorgte für unparteiische und rasche Justiz, aber in deren gesetzlichen Gang mischte er sich sonst nicht ein. Zweitens: die bisher vernachlässigten Zweige der Industrie wurden in sorgsame Pflege genommen; er gründete schon im Juni eine eigene Ministerial-Abtheilung für Gewerbe- und Handelssachen, die unter dem sehr thätigen Minister v. Marschall stand, und ermunterte auf alle Weise auch die Luxus-Gewerbe.

Nehmen wir dazu, wie der neue König sofort die Ideen des Jahrhunderts vom Throne verkündet: Aufklärung, allgemeine Religionsduldung, selbst Preßfreiheit, wie er Wissenschaft und Kunst in ihren Rang wieder einsetzt, so ist

klar, daß er seine Aufgabe darin sah, dem Staate die alte Solidität zu erhalten, aber die Erstarrung, in die er zu verfallen drohte, zu lösen und in allen Richtungen geistige Bewegung zu wecken, zu verbreiten. Dieser Aufgabe widmete er sich mit Leib und Seele; regelte seine Lebensweise streng nach den großen Pflichten seines Amts; kein anderer Beamter ließ es sich so sauer werden wie der König. Um 4 Uhr stand er auf, dann kamen seine drei Schreiber (die geheimen Kabinetsräthe Eichel, Schumacher, Lautensack) mit ihren Berichten, bald darauf ebenso die Minister; kurz und bündig ertheilte er auf alles Bescheid und arbeitete mit ihnen bis zehn Uhr, dann musterte er die Truppen bis Mittag, schrieb wieder bis 5 Uhr und erholte sich Abends in guter Gesellschaft, nicht in einem rohen Tabakskollegium, sondern im Kreise feingebildeter Freunde wie Keyserlingk, Jordan und der vielseitige Algarotti; da ergötzte er sich zwanglos mit geistvollem Gespräch, mit Laune und Witz, mit Musik und Poesie. Leere Feierlichkeiten und Formeln verachtete er, wie er denn die Huldigung ganz einfach und ohne alles Gepränge annahm. Auf der Huldigungsmedaille ließ er sogar das übliche „Von Gottes Gnaden“ fort. Nicht alle waren mit dieser Einfachheit zufrieden, wenn schon der Hof zu Charlottenburg — dort wohnte damals Friedrich — nicht ohne Eleganz gehalten wurde. Ließ der König die Freunde auf keine Weise sich in sein Amt einmischen, so war von einer Einwirkung der fremden Gesandten vollends keine Rede mehr. „Um einen richtigen Begriff von der neuen Herrschaft zu geben (berichtet am 2. Oktober der dänische Gesandte Prätorius aus Berlin), so muß ich sagen, daß der König von Preußen schlechterdings alles selbst thut, und daß ausgenommen den Minister von Boden, der Sparsamkeit predigt und damit ungemeinen, ja noch größeren Eingang findet, als unter der vorigen Regierung, Se. Maj. keinen Rath von irgend einem Minister leiden. Ich habe viele Resolutionen und Antworten vom Könige gesehen; sie vereinigen lakonischen Ausdruck und bewundernswürdigen Geschäftsblick. Unglücklicherweise ist nicht einer um den König, der sein ganzes Vertrauen hätte, und dessen man sich bedienen könnte, um mit Erfolg die nöthigen Einleitungen zu machen.“ Das war freilich für Preußen vortheilhafter als für das Ausland.

Von Natur neigte Friedrich eher zu einem friedlichen, von Kunst und Wissenschaft durchgeistigten Wolleben; aber er war Fürst und wollte, wie er selbst sagt, da er einmal sein Handwerk treiben mußte, darin nichts halb thun. Ein Stück des preußischen Staatswesens wie er es überkam, lag ganz danieder: die auswärtige Politik. Wie viele Fehler waren hier von Friedrich Wilhelm I. begangen, wie viele gute Gelegenheiten versäumt, wie oft Preußens Gewicht ohne Nutzen für den eignen Staat in die Schale Oesterreichs gelegt worden, und wie wenig Achtung hatte in Folge dessen der vorige König bei seinen Mitfürsten gehabt. Wozu waren aber alle Kräfte des jungen Staats aufs Höchste angespannt, wenn nicht sein Ansehn, seine Macht stiegen? Sein Interesse, sein Lebensprinzip forderte Zuwachs an Gebiet, an Einfluß. Die Großmächte Europas sahen mit Geringschätzung, die andern alten Staaten mit Neid auf diesen neuen Emporkömmling; er mußte seine Stellung sichern, indem er sie verstärkte, indem er größer und allen andern wahrhaft ebenbürtig wurde. Dazu trieb Friedrich aber auch der eigene Ehrgeiz; er wollte nirgends und nie der Zweite sein. Reizvoll

schlug des Ruhmes „lockender Silberklang“ an das Herz des jungen Königs und tönte dort mächtig wieder. Er beschloß, sich einen Namen in der Geschichte und seinem Staate einen Großmachtsrang in der Welt zu erwerben.

Das eine Gute hatte die auswärtige Politik Friedrich Wilhelms doch gehabt, daß sie seinem Nachfolger ganz freie Hand ließ. Preußen war durch kein Bündniß nach irgend einer Seite gebunden; es konnte jede günstige Gelegenheit lediglich in seinem Interesse behandeln, und Friedrich bewies sehr bald, daß er bei keiner verabsäumen werde zu handeln. Die Bewohner der zur oranischen Erbschaft gehörigen Herrschaft Herstall verweigerten ihm, gestützt auf den Beistand des Bischofs von Lüttich, in dessen Gebiet dieses Ländchen lag, die bedingungslose Huldigung, weil Herstall ein Lehen von Lüttich sei; alsbald ließ Friedrich Truppen in das Bisthum einrücken, kümmerte sich nicht um die drohende Einsprache des Kaisers, und nöthigte den Bischof zu einem Vergleich, worin der König ihm seine Rechte auf Herstall gegen eine große Summe (200,000 Thaler) überließ. Bald darauf bot sich ihm eine ganz andere Gelegenheit, eine von den Gelegenheiten, welche das politische Aussehen eines Welttheils umgestalten, wenn die Zeit einen Fürsten findet, der so groß ist wie sie.

Erster schlesischer Krieg.

Am 26. Oktober 1740 sprengte ein Kurier in den Schloßhof zu Rheinsberg, er brachte eine wichtige, eine ungeheure Post. Soll man ihn vorlassen? der König lag fieberkrank danieder. Aber es galt kein langes Zaudern, die Depesche wird dem Kranken übergeben, und sie heilte ihn besser als alle Medizin. Denn diese Nachricht beruft ihn zu gewaltigem Handeln. Kaiser Karl VI. war am 20. gestorben. Friedrich übersah schnell und hell wie der Blitz, was alles aus diesem unerwarteten Ereigniß folgen konnte und für ihn folgen sollte. Er schüttelte die Krankheit von sich ab; alle seine Nerven waren fest und straff gespannt zu der That, die er sofort beschlossen hatte.

Er sah voraus, daß die pragmatische Sanktion, für deren Anerkennung der verstorbene Kaiser so große Opfer gebracht, seiner Tochter Maria Theresia wenig nützen werde. Der Kurfürst Karl Albert von Baiern war von seinen gerechten Ansprüchen auf das habsburgische Erbe nie zurückgetreten, er stammte von einer Tochter Kaiser Josefs I. ab; es mußte ein österreichischer Erbfolgekrieg entstehen und Europa sich spalten. Frankreich, der alte Feind des Hauses Habsburg, würde ohne Zweifel das Seinige thun, um diese Macht zu stürzen, die ihm auf dem Festlande allein das Gegengewicht hielt, und England war seit dem vorigen Jahre im Kriege mit Spanien, dem engen Verbündeten Frankreichs. Es mußte einen allgemeinen Weltkampf geben um die Erhaltung oder Zertrümmerung, wenigstens um die Schwächung der österreichischen Monarchie. Auf welcher Seite sollte Preußen stehen? Die pragmatische Sanktion band es nicht; denn Karl VI. hatte selber (im Jahre 1738) die Bedingung gebrochen, auf die Friedrich Wilhelm I. einst jenes Hausgesetz gewährleistete. Das eigene Interesse war allein maßgebend; und dieses stand im Gegensatz zu dem österreichischen. Wie schnöde hatte der wiener Hof das Haus Hohenzollern allezeit behandelt, wie eifrig dessen Aufkom-

men zu hindern gesucht. In der That beide waren natürliche Nebenbuhler. Dennoch beschloß Friedrich, nicht zur Zerstörung dieser feindlichen Macht mitzuwirken. Denn nach ihrem Untergange mußte, wie die Sachen damals lagen, Deutschland und Europa dem Einfluß des dann übermächtigen Frankreichs erliegen. Er wählte einen Mittelweg: er beschloß, Preußen auf Kosten Oesterreichs zu vergrößern, aber letzteres dem Auslande nicht aufzuopfern. Die Macht dazu hatte er: ein starkes schlagfertiges Heer, einen gefüllten Schatz. Er wollte nicht umsonst Herr solcher Mittel sein. Auch an rechtlichen Ansprüchen fehlte es nicht. Die schlesischen Herzogthümer, auf die der große Kurfürst gegen Schwiebus hatte verzichten müssen, und die seinen Nachfolgern zustanden, weil man Schwiebus ihnen hinterrücks wieder entzogen hatte, dies so wolgelegene Land Schlesien konnte und wollte er, sei es ganz oder theilweise, an sich bringen. Er mußte es; denn erst durch eine so ansehnliche Vergrößerung kam der preußische Staat, bisher zu groß für ein Kurfürstenthum, zu klein für ein rechtes Königreich, aus seiner Zwitterstellung heraus und reihte sich würdig den großen Staaten Europas an. Uebrigens blieben dem Hause Habsburg, das er um solchen Preis gegen die andern zu vertheidigen gesonnen war, immer noch genug Provinzen, um sie schlecht zu regieren oder, wie Lothringen, an das Ausland zu verschleudern. Für die Schlesier selbst konnte es nur höchst erwünscht sein, unter die Herrschaft einer tüchtigeren und gerechteren Dynastie zu kommen; waren sie nicht größtentheils evangelisch, und lebten sie jetzt nicht unter hartem Religionsdruck?

Diese Erwägungen bestimmten den jungen ehrgeizigen Fürsten; daß es geschehen solle, darüber war er auf der Stelle mit sich im Reinen; über das Wie? berieth er in den nächsten Tagen mit zwei Räthen, die er schleunigst nach Rheinsberg kommen ließ, mit dem Minister des Auswärtigen von Podewils, und mit dem General von Schwerin. Sie meinten, man müsse zuerst den Weg der Güte versuchen, der Königin Maria Theresia von Ungarn Preußens kräftigsten Beistand gegen alle Angreifer bieten, wenn sie ihm Schlesien überlasse. Friedrich kannte den habsburgischen Stolz zu wol, um zu glauben, der wiener Hof werde darauf eingehen. Indessen wollte er es versuchen, vor allem aber Schlesien sofort mit gewaffneter Hand in Besitz nehmen. Er befahl alsbald seinem Heere sich marschbereit zu halten und rüstete mit größtem Eifer. Dabei hielt er seine Absicht völlig geheim. Die fremden Gesandten zerbrachen sich die Köpfe, über die Frage, wem es gelte. Sie forschten vergebens; auch Voltaire, der nach Berlin kam, um seinen königlichen Freund auszuhorchen, kehrte so klug zurück, wie er gekommen. Endlich war alles bereit, die Truppen in vollem Marsch nach der mittleren Oder, und am 6. Dezember kündete der König allen auswärtigen Ministern in Berlin an, er werde ein Armeekorps in Schlesien einrücken lassen, um aller Rechte vorläufig zu sichern. Unterdessen hatte sein Gesandter v. Borcke in Wien der Königin Maria Theresia und ihrem Gemahl Franz von Lothringen eröffnen müssen, Preußen wolle sofort mit seiner ganzen Macht gegen alle Feinde helfen, die der Königin die Erbfolge in den österreichischen Landen würden streitig machen; dafür erwarte es angemessene Entschädigung, nicht ein Versprechen, wie einst Friedrich Wilhelm, sondern einen Besitz. Aber der wiener Hof hielt die Gefahr nicht für so groß; war auch der Schatz leer, das Heer und die Verwaltung durch Karls VI. Unfähigkeit zerrüttet, seine stolze Tochter verwarf jeden

Gedanken, auch nur den kleinsten Theil ihres Reiches abzutreten. Sie hätte wol gern die preußische Hülfe als die kräftigste und rascheste gehabt, aber vergebens erinnerte sie der englische Gesandte an die alte Wahrheit, „für nichts sei nichts." Das Schwert mußte also entscheiden. Friedrich zog es rasch und entschlossen. „Ich unternehme einen Krieg", sprach er zu den versammelten Offizieren in Berlin, „in welchem ich weiter keine Verbündeten habe, als Ihre Tapferkeit und Ihren guten Willen. Meine Sache ist gerecht; meine Hülfsquellen sind in uns selber, und der Ausgang hängt vom Glücke ab. Seien Sie allezeit eingedenk des Ruhmes, den Ihre Vorfahren in den Ebenen von Warschau, bei Fehrbellin und auf dem Zuge nach Preußen (über das gefrorene Haff) gewonnen haben. Leben Sie wol, ziehen Sie! ich folge Ihnen sogleich auf den Sammelplatz des Ruhmes, der Ihrer wartet." So ward der Rubikon überschritten. Am Abend des 12. tanzte der König noch heiter auf einem Maskenball im berliner Schloß, am Morgen des 13. Dezembers reiste er nach Frankfurt a. O. ab, wo er sich an die Spitze seiner Truppen stellte — es waren brandenburgisch-pommersche und magdeburgisch-halberstädtische Regimenter, etwa 30,000 Mann —; am 16. stand er mit ihnen auf schlesischem Boden.

Schlesien.

An der Ostseite des Sudetengebirges und nördlich vom mährischen Gesenke liegt in elliptischer Gestalt und der Länge nach von Südost nach Nordwest von der Oder durchströmt ein stattliches fruchtbares Land, unregelmäßig nach Norden und Osten abgedacht, 800 Geviertmeilen im Umfang; kein „bös Land[6)]", sondern reich durch die Mineralschätze seines Bodens im oberen gebirgigen, durch hohen Ertrag an Korn und Flachs im unteren ebenen Theile. Es war zu des Tacitus Zeit von deutschen Stämmen bewohnt, den Quaden und Lygiern; dann, als in der Völkerung auch hier die alten Bewohner ganz oder theilweise nach Südwesten auswanderten, drangen im 6. Jahrhundert Slawen und zwar Polen ein. Schlesien bildete nun lange Zeit einen Theil des polnischen Reiches, welches seit 842 von Herzögen aus dem Geschlecht des Bauern Piast (am Goplosee) beherrscht wurde. Im Jahre 965 trat Miesko I. von Polen zum Christenthum über und bekehrte auch sein Volk. Bald darauf erhielt Schlesien ein eigenes Bisthum, zuerst zu Smogra (unweit Namslau), seit 1052 zu Wratislaw oder Breslau. Ein Erbfolgestreit in dem piastischen Fürstenhause gab die Veranlassung, daß Schlesien 1163 unter Vermittelung des Kaisers Friedrich Rothbart vom polnischen Reiche abgetrennt und einer Seitenlinie der Piasten zuertheilt wurde. Die piastischen Herzöge, die nunmehr Jahrhunderte lang über Schlesien regierten, haben ein großes Verdienst: sie strebten deutsch zu werden, sie ähnelten darin den slawischen Herzögen von Pommern. Auch ging die Germanisirung rasch genug von statten; wie dort, so hier auf friedlichem Wege, durch Einwanderung deutscher Bauern und Bürger, Edler und Priester und durch Einführung deutscher Sitte und Art. Allmählich erhoben sich fast alle Sitze der 21 Kastellaneien oder Burggrafschaften, in die das Land im 12. Jahrhundert zerfiel, zu deutschen Städten, und so sammelte sich auch um andere Burgen und um viele

Klöster deutsches Bürgerthum. Uebrigens geschah die Verdeutschung in Schlesien zwar ohne Waffengewalt, aber sonst ziemlich auf dieselbe Weise wie in den wendischen Marken. 1261 erhielten die schlesischen Städte, zuerst Breslau, magdeburger Recht; von ihnen und von den Cistercienserklöstern verbreitete sich deutsche Bildung ins Land. Schon im 14. Jahrhundert war die deutsche Sprache die herrschende. Seine politische Selbständigkeit bewahrte Schlesien sich aber nicht; seine Herzöge schwächten durch fortwährende Theilungen des Landes in eine große Zahl von Fürstenthümern ihre Kraft so sehr, daß es dem Könige Johann von Böhmen gelang, die meisten schlesischen Fürsten zu seinen Lehensträgern herabzudrücken. Johanns Sohn, Kaiser Karl IV. verleibte dann 1355 Schlesien völlig der böhmischen Krone ein. So kam dieses Land zwar an das deutsche Reich, aber nur mittelbar, als böhmisches Lehen. Es theilte nun die Schicksale Böhmens, ging mit diesem 1527 in den Besitz des Hauses Habsburg über. Fast überall in den schlesischen Fürstenthümern hatten die Landstände eine sehr ausgedehnte Macht: sie besaßen nicht nur das Steuerbewilligungsrecht, sondern auch das Recht der Gesetzgebung. Der allgemeine Landtag bestand aus den adligen Besitzern und aus Abgeordneten der Städte und der Geistlichkeit; er stimmte ständeweise ab. Seit dem 16. Jahrhundert verwaltete er die Geschäfte des Fürstenthums durch einen regelmäßig tagenden engeren Ausschuß. Angelegenheiten, die ganz Schlesien betrafen, ordnete der Fürstentag zu Breslau, eine Versammlung aller schlesischen Herzöge und der Abgeordneten der Ritterschaften und Städte. Er war auch der oberste Gerichtshof des Landes; auf ihn konnte man sich von den Urtheilen der städtischen und der ritterschaftlichen Gerichte berufen. Unter den deutschen Ländern, die Luthers Lehre aufnahmen, war Schlesien nicht das letzte, und vergeblich suchte Ferdinand I. hier der Reformation zu steuern. Die Bewegung ergriff Fürsten und Völker, Städte und Klöster, nur wenige der letzteren blieben katholisch. 1570 begann aber die Reaktion, die Jesuiten nisteten sich in Breslau und anderwärts ein, und die Habsburger wendeten immer stärkeren Druck an. Er wurde maßlos, als Ferdinand II. durch Tilly und Wallenstein den Sieg über seine protestantischen Unterthanen gewann. Der dreißigjährige Krieg verödete das Land und vernichte hier die Glaubensfreiheit und das politische Recht; dies um so leichter, da im Laufe der Zeit alle piastischen Herzöge ausgestorben und deren Länder als erledigte Lehen eingezogen waren. Die kaiserlichen Beamten regierten fortan im Wesentlichen unbeschränkt. Der Adel hielt sich durch Unterdrückung des Bauern schadlos, den er leibeigen machte; der Bürgerstand war verarmt und ohne Selbstständigkeit. Die alte schöne Kultur des Landes war dahin; Ackerbau, Handel, Gewerbe, alle Volkswolfahrt lag unter dem schlechten Regiment der Habsburger danieder. Nur Mönche und Pfaffen gediehen, emsig bemüht, den evangelischen Glauben überall im Lande auszurotten. Zwar hatte der westfälische, dann der altranstädter Vertrag den schlesischen Protestanten einige Rechte ausbedungen; allein der wiener Hof achtete sie nicht. Kinder gemischter Ehen wurden mit Gewalt katholisch gemacht, jeder Uebertritt zum Protestantismus grausam bestraft, die Gottesverehrung der Evangelischen verboten oder, wo dies zu viel Lärm gemacht hätte, doch auf alle Weise gestört und beschränkt, dagegen das katholische Wesen mit ebensoviel Eifer gepflegt und gefördert. Kurz, das Joch der Papisten lastete schwer auf dem Lande, und es war ein Wunder, daß noch

so Viele dem Protestantismus treu blieben; es war dies dem woleingerichteten Schulwesen und der allgemeinen Verbreitung der deutschen Bibel zu verdanken — durch beides zeichnete sich Schlesien bereits im 16. Jahrhundert aus. Aber mit der Zeit gelang es den Jesuiten überall, auch den Schul-Unterricht der Evangelischen zu lähmen; ihre eigenen Schulen, anfangs gut bestellt, verfielen, als sie den Sieg errungen und keinen Nebenbuhler mehr zu bekämpfen hatten; die geistige Finsterniß, die über dem katholischen Theile des Volks lag, drohte auch den Ueberrest des evangelischen Geisteslebens zu verschlingen. Dabei wurde nicht einmal für die materiellen Interessen gesorgt. Bei dieser traurigen Verfassung des Landes erschien Friedrich der Große den Protestanten in Schlesien als ein Retter und selbst manchen Katholiken willkommen.

Mollwitz.

Der wiener Hof hatte nicht die geringsten Anstalten getroffen, das Land, in welches die Preußen nun einrückten, in ordentlichen Vertheidigungszustand zu setzen. Es gab in Schlesien damals kaum 8000 Mann österreichischer Truppen; sie mußten sich auf die Besetzung der wichtigsten Festungen, Glogau, Brieg, Neiße, beschränken. Gern hätten die österreichischen Behörden sich wenigstens der Hauptstadt Breslau versichert, sie forderten den Magistrat auf, von dem Besatzungsrecht, welches die Stadt von altersher besaß, für diesmal abzusehen und österreichische Truppen aufzunehmen. Der Magistrat, gut habsburgisch gesinnt, wollte einwilligen; aber da erhob sich die Bürgerschaft, sie war evangelisch und entschlossen, ihr Recht zu behaupten. Nach einer großen stürmischen Volksversammlung erklärte ihr Sprecher, der Schuhmacher Döblin, dem Magistrat, sie wollten keine böhmischen Truppen, sie würden die Stadt selbst vertheidigen, und alsbald zog die Bürgerwehr bewaffnet und geordnet auf und besetzte die Thore. Es war klar, die Bürgerschaft hielt es mit den Preußen; viele sagten ganz offen: „Nun werden wir das Joch der Papisten abschütteln.“ Dieselbe Stimmung herrschte in ganz Niederschlesien vor, wo die Evangelischen die Mehrzahl bildeten. Durch gute Mannszucht, durch leutseliges Benehmen gewann Friedrich auch die Schwankenden. Ohne allen Widerstand nahm er das Land ein; am Neujahrstag 1741 langte er vor Breslau an, sicherte der Stadt vorläufig Neutralität zu, und hielt am 3. Januar unter großem Zulauf und Jubel durch das schweidnitzer Thor seinen Einzug. Am Ende des Monats hatte er ganz Schlesien bis hinauf zum Jablunkapaß in seiner Gewalt, mit Ausnahme der drei Festungen Neiße, Brieg, Glogau, die er vor der Hand nur einschloß. Es stand ihm der Weg durch Mähren, auf Wien frei. Aber er wollte nur Schlesien behaupten, nicht die österreichische Monarchie zertrümmern. Er legte daher seine Truppen in die Winterquartiere und wartete ab, ob sich der wiener Hof nun williger bezeigen werde. Doch auch jetzt lehnte Maria Theresia die preußischen Anerbietungen: für die Abtretung Schlesiens oder doch eines guten Stücks davon Gewährleistung ihrer Erbfolge, die Kaiserkrone für ihren Gemahl, außerdem sofort zwei Millionen Thlr. und 10,000 Mann Hülfstruppen — ganz entschieden ab und rief die Seemächte und Deutschland zum Beistand gegen den Friedens-

brecher auf. Es entbrannte nun zunächst von hüben und drüben ein erbitterter Federkrieg. Der hallische Jurist Ludwig mußte sehr gelehrt der Welt beweisen, daß Preußen ein unzweifelhaftes Recht auf Schlesien habe, wenigstens auf das Herzogthum Jägerndorf, welches Ferdinand II. 1623 widerrechtlich dem hohenzollerschen Hause entrissen, und auf die Herzogthümern Liegnitz, Brieg und Wolau, welche kraft der Erbverbrüderung vom Jahre 1537 nach dem Aussterben der Piasten 1675 hätten an Brandenburg fallen sollen. Dagegen bewiesen wiederum die österreichischen Gelehrten, daß alle diese Fürstenthümer als böhmische Lehen mit Recht eingezogen worden seien. Auf beiden Seiten hatte man einen guten pergamentenen Rechtsboden; Friedrich aber jedenfalls das moralische, das Naturrecht für sich. Denn Oesterreich hatte die Schlesier schlecht regiert, ihre heiligsten Interessen, die religiösen, mit Füßen getreten, auch ihr leibliches Wol schwer vernachlässigt. Indessen der Federkrieg that es nicht, die Waffen mußten entscheiden. Denn auch die mäßigsten Forderungen des Königs — er wollte sich mit Liegnitz, Brieg und Wolau, ja selbst mit dem Fürstenthum Glogau begnügen, wenn man es ihm ohne Weiteres abtrete — fanden nur höhnische Antwort: „Wenn er auf der Stelle Schlesien räume, wolle Maria Theresia ihm vergeben und nicht auf Schadenersatz bestehen!“ Da erklärte er dem englischen Gesandten erbittert: „Ich will eher umkommen als von meinem Unternehmen abstehen. Die andern Mächte sollen sich nicht einbilden, daß ich mich mit Drohungen einschüchtern lasse. Ich werde zeigen, daß ich eher bereit bin als sie, den ersten Schlag zu thun.“ Uebrigens richtete er sich in Schlesien als Besitzer ein, nahm die Landeseinkünfte an sich, warb Rekruten, hielt aber in allem darauf, daß das Volk nirgends bedrückt, vielmehr jeder in seinen Rechten geschützt wurde; es verstand sich von selbst, daß die Evangelischen ihren Gottesdienst nun frei ausüben durften, er ließ für die verwaisten Gemeinden Prediger aus der Mark kommen, verletzte aber auch, tolerant wie er war, die katholische Kirche nicht.

Unterdessen sammelte sich in Mähren ein österreichisches Heer, um die Preußen aus Schlesien hinauszuwerfen. Zugleich erhielt der König Nachricht, Oesterreich, die Seemächte, Rußland und Sachsen beabsichtigten, sich gegen ihn zu verbünden und seine Länder zu theilen. In der That war wenigstens Georg II. von England entschlossen, die pragmatische Sanktion aufs Allerkräftigste zu vertheidigen. Friedrich beschleunigte daher die Eroberung Glogaus, welches der junge Prinz Leopold von Dessau in der Nacht vom 8. zum 9. März mit großer Kühnheit und geringem Verlust erstürmte und befahl dem alten Dessauer, mit 33,000 Mann von der Mark aus Sachsen und Hannover zu bedrohen. Er selbst zog auf Neiße zu, während das österreichische Heer unter Neipperg von Süden herankam.

Montag Mittags am 10. April — Neipperg wollte sich gerade in seinem Hauptquartier beim Dorfschulzen in Mollwitz zu Tische setzen — erhielt er die Meldung, die Preußen seien dicht in der Nähe und in vollem Anmarsch zur Schlacht. Hastig suchte er, so gut es ging, sein Heer ebenfalls schlachtbereit aufzustellen. Doch verstrich darüber einige Zeit; aber die Preußen rückten nicht eilig, sondern mit manöverartiger Genauigkeit an. So konnten die Oesterreicher ihre Schlachtlinie einrichten. Um 1 Uhr standen sie einander gegenüber; beide Theile gleich an Zahl (jeder hatte etwa 19,000 Mann), auf Seiten der Preußen

war die Infanterie und Artillerie zahlreicher; bei den Oesterreichern dagegen eine ungeheure Uebermacht an Reiterei; das Terrain beiden gleich günstig, eine ununterbrochene Ebene, die der österreichischen Kavallerie guten Spielraum bot; dagegen gaben ein Bach und sumpfige Wiesen der linken preußischen Flanke eine starke Deckung. Auf beiden Seiten wurden Fehler in der Aufstellung gemacht; denn Neipperg war ein mittelmäßiger Feldherr, und Friedrich noch durchaus ein Neuling. Gegen zwei Uhr griffen die Preußen an, in der schönsten Ordnung, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel; ihre Kanonenkugeln eröffneten die Schlacht. Sie ließ sich bald für die Angreifer sehr übel an. Die österreichische Kavallerie, 30 Schwadronen unter dem tüchtigen General v. Römer stürmte wie eine Windsbraut auf den rechten Flügel der Preußen los und hieb deren Reiterei, zehn Schwadronen Schulenburgs, in wilde Flucht. Vergebens suchten Schulenburg und der König selbst die Flüchtigen zu sammeln, jener fiel, den König, der im dichtesten Getümmel focht, bewogen seine Offiziere, das Schlachtfeld zu verlassen und den Oberbefehl an den Feldmarschall Schwerin zu geben; man hielt alles für verloren. Aber während die Reiter wie Spreu im Winde zerstoben, stand das preußische Fußvolk unerschütterlich wie aus Stein gehauen, sowol die Hauptmacht auf dem linken Flügel unter dem Prinzen Leopold von Dessau, als die kleine abgeschnittene Schar auf dem rechten Flügel, welche Winterfeld befehligte. Die preußischen Bataillone waren in Pelotons getheilt, vier Mann hoch; die beiden ersten Glieder luden und schossen knieend, die beiden andern hinter ihnen stehend; die Offiziere kommandirten, die Gemeinen feuerten, alle ruhig und fest wie auf dem Exerzierplatz, überallhin Front; jede Bewegung genau wie ein Uhrwerk. So schlugen sie fünfmal den Anprall der feindlichen Reiterei, die von allen Seiten sie anfiel, gelassen ab. Römer fiel, und seine Reiter versagten endlich gegen diese Feuerfluthen, die unaufhörlich aus den preußischen Musketen auf sie rollten. Ebensowenig richtete die österreichische Infanterie aus, die nun Neipperg selbst heranführte. Ein höllisches Gewehrfeuer (wie er selbst berichtet) empfing ihn; die Preußen schossen fünfmal, die Oesterreicher in derselben Zeit kaum zweimal. Neippergs Heer war „durchlöchert wie ein Sieb". Und nun nimmt Schwerin sein ganzes Fußvolk zusammen, in Reih und Glied vorwärts; läßt sämmtliche Feldmusik aufspielen und rückt vor mit fliegenden Fahnen. Ein österreichischer Offizier schrieb darüber ein Par Tage nachher: „Ich kann wol sagen, mein Lebtage nichts Schöneres gesehen zu haben. Die Preußen marschirten mit der größten Contenance und so schnurgleich als wenn es auf dem Paradeplatz wäre; das blanke Gewehr machte in der Sonne den schönsten Effekt, und das Feuer ging nicht anders als fortwährendes Donnerwetter." Die österreichische Armee wankte, wich vor dem nie erlebten Feuer, das in massenhaften Salven ohne Unterlaß daherfuhr. Die Sonne ging unter, um dreiviertel auf acht trat Neipperg schleunigst den Rückzug an. So hatten die kriegsungewohnten preußischen Infanteristen die alten Regimenter Oesterreichs besiegt. Sie waren also nicht umsonst 20 Jahre lang von Friedrich Wilhelm und dem alten Dessauer gedrillt worden; die unablässige Zucht und der eiserne Ladestock hatten sich vortrefflich bewährt, und der Kamaschendienst war doch nicht so werthlos gewesen; der alte ehrliche Friedrich Wilhelm war herrlich gerächt an den Spöttern. Sein Korporalstock trieb hier

schöne Lorbern. Aber es lag auch so mancher von seinen „lieben blauen Kindern“ todt auf dem schneeigen Siegesplatz. Jedes der beiden Heere verlor hier an Todten, Verwundeten, Vermißten über 4000 Mann.[7]

Doch war mit solchen Opfern der Sieg bei weitem nicht zu theuer erkauft; wie anders und wie viel besser stand es jetzt um Preußen. Friedrich war also nicht der tolle Abenteurer, für den ihn die Welt erklärte, als er dem großen Oesterreich Krieg bot. Er hatte nicht leichtsinnig über seine Mittel hinaus gestrebt. Mit Bewunderung sah Europa hier eine neue Militärmacht erstehen, die mit jeder anderen sich messen und siegen konnte. Der junge preußische Staat hatte sich den Platz der Ebenbürtigkeit unter den Großmächten der Welt erzwungen, den er beanspruchte. Man mußte mit ihm fortan als mit einem gleichen handeln. Das war noch viel mehr werth, als der militärische Erfolg, den jener Sieg brachte, nämlich die Behauptung ganz Schlesiens und die Eroberung Briegs, das im Mai fiel.

Die Schlacht bei Mollwitz gab für Europa das Signal zu einem allgemeinen Kriege; sie war wie ein Funke ins Pulverfaß. Denn die Mächte, die gegen Oesterreich feindliche Absichten hatten, aber erst abwarten wollten, wie Friedrichs Unternehmen sich anlasse, bekamen nun Muth und Lust, auch zu handeln. Am 22. Mai 1741 schloß Frankreich mit dem Kurfürsten Karl Albert den Vertrag zu Nymphenburg, durch welchen es sich verpflichtete, ihm mit Geld und Truppen zur österreichischen Erbschaft und zur deutschen Kaiserkrone zu verhelfen; dagegen versprach der gewissenlose Fürst, die Eroberungen, die Frankreich etwa am Rheine machen würde, seiner Zeit anzuerkennen. Spanien und Sardinien traten diesem Bunde bei; sie wollten den Oesterreichern in Italien zu Leibe gehen. Auch Sachsen, begierig, an der habsburgischen Beute Theil zu nehmen, schloß sich den Verbündeten an. Dagegen traten, um das europäische Gleichgewicht zwischen Habsburg und Bourbon aufrecht zu erhalten, die Seemächte, England und Holland, für Oesterreich ein, schickten reiche Hülfsgelder nach Wien und versprachen Soldaten; um so weniger dachte Maria Theresia daran, dem verhaßten Könige von Preußen nachzugeben. Friedrichs Lager bei Strehlen war unterdessen der Mittelpunkt eines lebhaften diplomatischen Verkehrs; von allen Höfen kamen die Gesandten; die einen suchten ihn für Oesterreich, die andern für Frankreich zu gewinnen. Er hörte alle ruhig an; ihre Drohungen, Versprechungen, Schmeicheleien blieben gleich wirkungslos; er zog allein sein Interesse zu Rathe, und da Maria Theresia ihm nicht einmal Niederschlesien, geschweige das ganze lassen wollte, so verband er sich am 4. Juni mit Frankreich, das ihm den Besitz von Niederschlesien gewährleistete, wogegen er dem Kurfürsten von Baiern seine Stimme bei der Kaiserwahl versprach. Uebrigens war er entschlossen, ganz Schlesien zu behalten. Am 10. August ließ er durch den Prinzen Leopold von Dessau die Stadt Breslau besetzen und am folgenden Tage sich von der ganzen Bürgerschaft und von der katholischen Geistlichkeit die Huldigung leisten.

Mittlerweile wurden Maria Theresias Angelegenheiten immer verzweifelter. Am letzten Tage des Juli drangen bairische Truppen über den Inn; der österreichische Erbfolgekrieg war ausgebrochen. In der Mitte des folgenden Monats gingen die Franzosen, 70,000 Mann stark, über den Rhein, den Kur-

fürsten von Baiern zu unterstützen, der dann im September den größten Theil des Erzherzogthums besetzte. Zugleich rückten sächsische Truppen an die böhmische Grenze. Der österreichische Staat schien verloren; er war es, wenn Friedrich, wie er es konnte, sich mit seinem weit überlegenen Heere, das er hier auf 63,000 Mann gebracht hatte, auf Neippergs Truppen in Oberschlesien warf, das einzige Heer, welches Maria Theresia überhaupt besaß. Er konnte es vernichten, auf Wien marschiren und Oesterreich den Todesstoß versetzen; aber er wollte es nicht. Was wäre denn die Folge der Zertrümmerung Habsburgs gewesen? Nichts anderes als die Verwirklichung der französischen Pläne. Und worin bestanden diese? Die österreichische Monarchie so zu theilen, daß in Deutschland drei oder vier ziemlich gleich starke Mittelmächte entständen, etwa Baiern mit Böhmen, Tirol und Oberösterreich, Sachsen mit Mähren und Oberschlesien, Preußen mit Niederschlesien; das Haus Habsburg sollte dann Ungarn und den Rest der österreichischen Landschaften behalten.

Bei einer solchen Umgestaltung der Karte Europas bekam Frankreich auch ohne eigene Gebietserweiterung die Herrschaft über Deutschland, über den ganzen Welttheil; denn wer war dann mächtig genug ihm die Spitze zu bieten? Zu solchen Entwürfen gedachte nun Friedrich II. sich nicht gebrauchen zu lassen, er war zu deutsch, er war vor allem zu klug dafür. „Wie unverzeihlich," rief er aus, „wäre es gewesen, das Joch von Oesterreich zu brechen und sich dafür französische Ketten zu schmieden!" Er beschloß daher, auf Maria Theresias Bitten, die sich nun in ihrer höchsten Bedrängniß aus Preßburg, wohin sie geflüchtet, friedesuchend an ihn wandte, einzugehen und mit dem Kriege inne zu halten. Am 9. Oktober 1741 kam zwischen ihm und den österreichischen Bevollmächtigten der geheime Vertrag zu Klein-Schnellendorf (zwischen Friedland und Steinau) zu Stande; Maria Theresia trat darin Niederschlesien nebst Neiße an Preußen ab, dagegen versprach Friedrich neutral zu bleiben. Er erklärte aber ausdrücklich, er binde sich an diese Verabredung nur auf so lange, als der wiener Hof sie geheim halten werde; auch müsse dieser vorläufige Vertrag vor Ende des Jahres in einen vollständigen verwandelt sein. Daher unterzeichnete er das Protokoll auch nicht, um für alle Fälle gegen Frankreich den Schein bewahren zu können. Die Oesterreicher räumten darauf Neiße, die Preußen nahmen in Oberschlesien Quartier und ließen Neipperg ungehindert nach Mähren abmarschiren.

Der König verleibte darauf Niederschlesien seinem Staate ganz und völlig ein, empfing (7. Novbr.) zu Breslau feierlich die Huldigung der Fürsten und Stände des Landes, deren Privilegien er indeß nicht bestätigte, weil er keine Vorrechte anerkennen wollte, die ihm und der Masse des Volks schädlich waren, und vergab bei dieser Gelegenheit die ersten preußischen Fürstenhüte, indem er die schlesischen Grafen Hatzfeld und Schönaich in den Fürstenstand erhob. Sodann wurde die Verwaltung dieser neuen Provinz in allen Stücken auf preußischen Fuß gesetzt.

Der Vertrag von Klein-Schnellendorf war für Maria Theresia in hohem Grade vortheilhaft, denn er machte ihr auf der gefährlichsten Seite Luft. Neippergs Heer konnte auf Wien ziehen und die überall zerstreuten Streitkräfte Oesterreichs um sich sammeln. Es wuchs denn auch rasch durch Zuzüge, namentlich aus Ungarn, zu einer bedeutenden Macht an, die bald das Feld zu halten

vermochte. Die Ungarn wurden damals Habsburgs Retter; mit einem zahlreichen Reiterheere zogen sie aus, den alten Thron der Habsburger neu aufzurichten.

Im Oktober war Ober- und fast ganz Niederösterreich in die Hände der Baiern und Franzosen gefallen, im November nahmen diese mit den Sachsen vereint auch Böhmen ein, und da Friedrich, aufgebracht, daß man den Klein-Schnellendorfer Vertrag doch veröffentlicht hatte, wieder zu den Waffen griff und (Mitte Dezembers) Mähren besetzen ließ, so sah es um Maria Theresias Sache immer noch übel aus. Der große Unterschied war nur, daß sie jetzt ein starkes Heer hatte. Im raschen Fluge drang es unter Khevenhiller längs der Donau hinauf, jagte die Baiern und Franzosen vor sich her und fiel verwüstend in Baiern ein. Karl Albert war seiner Aufgabe nicht im entferntesten gewachsen; eitel und unfähig zu allem Tüchtigen, vergnügte er sich in Prag bei seiner Krönung, dann in Frankfurt am Main, wo ihn (24. Januar 1742) die Kurfürsten als Karl VII. zum Kaiser wählten, mit prunkenden Festlichkeiten. Ebenso unfähig zeigten sich die französischen Generale Belleisle und Broglio. Ueberdies herrschte zwischen ihnen und ihren deutschen Verbündeten viel Eifersucht und Uneinigkeit. Der einzige, der Plan und Ordnung in das Ganze hätte bringen können, König Friedrich, ward mit seinen Rathschlägen nicht gehört, weil die anderen, zumal Sachsen, ihm nicht trauten. So kam es, daß die Oesterreicher in Böhmen Fortschritte machten und in Baiern sich sogar der Hauptstadt München bemächtigten. Vielleicht wäre Khevenhiller noch weiter vorgedrungen, wenn nicht Friedrich, obwol von den Sachsen schlecht unterstützt, Wien bedroht und 5000 Preußen in Oesterreich hätte einfallen und brandschatzen lassen; Zietensche Husaren streiften bis Stockerau, vier Meilen von Wien. Nun wendete sich die Hauptmacht der Oesterreicher nach Mähren, und Friedrich, der hier nur geringe Streitkräfte zur Verfügung hatte, zog sich, wie die Sachsen, nach Böhmen zurück, während der alte Dessauer Oberschlesien deckte.

Seit Monaten wurde der wiener Hof von dessen treuestem Verbündeten, dem Könige von England, mit Rathschlägen bestürmt, den gefährlichsten Gegner, Friedrich II., in Güte zu befriedigen, damit man die Arme gegen die Uebrigen frei bekomme. Maria Theresia zog es aber vor, erst noch ein Mal das Glück der Schlachten zu versuchen, und befahl daher ihrem Schwager, dem Prinzen Karl von Lothringen, dem sie ihr Heer anvertraut, nachdrücklich anzugreifen. In der Mitte des Monats Mai rückte dieser gegen die Preußen, die am südlichen Ufer der oberen Elbe bei der böhmischen Stadt Chrudim lagerten, ins Feld. Gern hätte er zwischen ihnen und Prag Stellung genommen, um sie von den Sachsen und Franzosen, die dort standen, ganz abzuschneiden; er marschirte daher auf Czaslau und Kuttenberg zu, aber wie er am 16. Mai in Ronnow, südöstlich von dem Städtchen Czaslau anlangte, war ihm Friedrich mit einem Theile des preußischen Heeres schon zuvorgekommen und hatte durch einen Gewaltmarsch Kuttenberg erreicht, während der andere Theil, der ihm unter dem Prinzen von Dessau nachfolgte, soeben vor Czaslau vorbeimarschirte. Beide Heere, einander nun so nahe, brannten vor Begierde sich zu messen. Prinz Karl hoffte, den Feind in den Dörfern zwischen Czaslau und Kuttenberg zerstreut zu finden und überfallen zu können; er eilte daher noch in der Nacht zum 17. mit seiner Streitmacht nach

Czaslau. Hier aber erfuhr er, die Preußen seien bereits in einem Lager nördlich von Czaslau vereinigt; in der That langte der König eben von Kuttenberg her bei Chotusitz, wo ihn der Prinz von Dessau erwartete, an. Das Dorf Chotusitz liegt kaum eine Meile nördlich von Czaslau, es bildete jetzt (am frühen Morgen Donnerstags den 17. Mai) den Mittelpunkt der preußischen Stellung. Der linke Flügel unter dem Prinzen von Dessau breitete sich nach dem Butlinka-Bach aus, — zahlreiche Reiterei, die aber hier auf viel durchschnittenem Boden sich nur schlecht entfalten konnte; den rechten Flügel, gelehnt an die Czirkwitzer Seen und Teiche, machten die von Friedrich selbst soeben hergeführten Bataillone aus. Das preußische Heer bestand im Ganzen aus 28,000 Mann mit 88 leichten Geschützen, das österreichische aus 30,000 Mann mit 40 Kanonen. Um den Eifer der Seinigen noch mehr anzufeuern, ließ Prinz Karl bekannt machen, das Avancement solle von jetzt an ohne Rücksicht auf die Religion, vielmehr nur nach der Tüchtigkeit geschehen. Um 7 Uhr Morgens marschirte er heran, und eröffneten die preußischen Geschütze auf der ganzen Linie die Schlacht. Dann warf sich alsbald die preußische Reiterei des rechten Flügels mit blinkenden Säbeln auf die österreichische; sie zeigte hier, daß ihr König sie nicht umsonst seit Mollwitz neu gestaltet und eingeübt hatte. Bald rollte der ungeheure Staubwirbel — der Boden war sandig, das Wetter heiß und trocken — schneller und schneller nach Süden, denn die Oesterreicher fliehen; auch zwei österreichische Fuß-Regimenter werden niedergesäbelt. Aber nun rückt die Kavallerie-Reserve des feindlichen rechten Flügels vor, und die Preußen haben hier keine frischen Schwadronen zur Hand. So hält, schwankt der Reiterkampf bald unentschieden und wirr hin und her. Auch auf der anderen Seite erringt der Feind einige Vortheile, erobert das Dorf Chotusitz und steckt es in Flammen; aber obwol so fehlerhaft aufgestellt, daß ein großer Theil von Leopolds Truppen nicht zum Schlagen kommt, halten die übrigen doch fest Stand. Die preußische Infanterie mit ihrem sichern und schnellen Feuern und ihrer eisernen Standhaftigkeit thut hier abermals Wunder. Da liegt z. B. ein ganzes österreichisches Regiment, das löwenkühn heranstürmte, niedergestreckt in Reih und Glied, die Musketen neben sich. Wie zuchtlos dagegen die österreichische Reiterei! Wo sie siegt, zerstreut sie sich alsbald, um zu plündern. So wogt der heiße Kampf vier Stunden lang. Da stellt sich Friedrich, der überall ist, wo die Gefahr am größten, zu rechter Zeit an die Spitze seines Fußvolks, greift wüthend den linken feindlichen Flügel in der Front und in der Flanke mit Kanonen und Musketen an, bis dieser weicht. Prinz Karl, um den Rest seines Heeres zu retten, räumt das Schlachtfeld und tritt um 12 Uhr Mittags den Rückzug nach Süden an.

Der Sieg war gewonnen, Dank der Tapferkeit der preußischen Truppen, die für sie um so ehrenvoller war, als bei der schlechten Aufstellung ihrer mehr als die Hälfte mit geschultertem Gewehr hatten stehen, der kleinere Theil also die ganze Arbeit allein verrichten müssen. Einen großen Antheil an dem Siege konnte der König sich selber zuschreiben. Der mangelhafte Schlachtplan, den ihm die Umstände aufgenöthigt, war wesentlich durch seine Umsicht und Entschlossenheit wieder gut gemacht worden. Am meisten aber freute es ihn, daß seine Schöpfung, die Kavallerie, sich so gut bewährt hatte, wenn auch die Infanterie es war, die schließlich den Tag entschied. Der Sieg kostete den Preußen über 4000 Mann

an Todten und Verwundeten, während die Feinde an Todten, Verwundeten und Gefangenen über 6000 Mann und 18 Kanonen verloren; aber er trug eine schöne Frucht, den Frieden, den Maria Theresia, wenn auch widerstrebenden Herzens, bot. Sie hörte jetzt williger auf Englands Ermahnungen und entschloß sich zu großen Opfern. Friedrich aber, mit ebenso viel Recht auf Frankreich und seine anderen Verbündeten mißtrauisch, wie diese auf ihn, von Anfang an gemeint, nur für Preußen, nicht für andere zu arbeiten und keineswegs Oesterreich zum Nutzen Frankreichs zu unterdrücken, schlug gern in die gereichte Hand ein. So kam das Friedenswerk, welches der preußische Minister v. Podewils und der englische Gesandte Hyndford, im Namen Friedrichs und Maria Theresias vorbereitet hatten, zu Breslau am 11. Juni 1742 glücklich zu Stande; diesem Vertrage folgte dann (am 28. Juni) der förmliche Friedensschluß zu Berlin. Die Bedingungen waren im Wesentlichen folgende: Oesterreich tritt ganz Niederschlesien und Oberschlesien bis zur Oppa, sowie die Grafschaft Glatz und das mährische Ländchen Katscher für immer an Preußen ab; dagegen verpflichtet sich der König von Preußen in dem österreichischen Erbfolgekriege neutral zu bleiben, auch die Summen, welche holländische und englische Kaufleute zur Zeit des polnischen Erbfolgekrieges dem Kaiser Karl VI. auf Schlesien geliehen hatten, nämlich 4,800,000 Gulden und 1,700,000 Thaler, zu bezahlen.

Es war ein herrlicher Preis, den Friedrich so seinem Staate gewann: bis auf den kleinen bergigen Strich im Süden, der fortan das österreichische Schlesien hieß, mit den Städten Troppau, Teschen, Jägerndorf, gehörte nun ganz Schlesien zu Preußen, ein so fruchtbares volkreiches Land von 680 Geviertmeilen, mit 1,400,000 Einwohnern,[8] die in anderthalbhundert Städten, in 5000 Dörfern lebten, gewerbfleißige tüchtige Menschen, meist Protestanten und deutschen Stammes, in Kultur und Charakter, in Sitte und Religion den Stämmen verwandt, zu denen sie nun geschart wurden. Der preußische Staat war durch diesen Zuwachs an Umfang und Einwohnerzahl, an Einkünften und Streitkräften um ein gutes Drittel vergrößert und konnte nun in der großen Politik ganz auf eigenen Füßen stehen.

Und welch Ansehen hatte der junge König von Preußen sich verschafft! Sein Ruf als Feldherr stand fest, wenn schon wenige ahnten, daß hier nicht bloß ein militärisches Talent, daß hier ein Feldherrngenie anzuerkennen, daß seine bisherigen Thaten nur ein kleiner Anfang zu einer glänzenden Reihe von Siegen waren. Ebenso bewunderte man die Gewandtheit und Umsicht seiner Staatskunst. Selbst daß er seine Bundesgenossen im Stiche gelassen, erhöhte ihn eher in den Augen der damaligen Diplomatie und Fürstenschaft, die (mit seltenen Ausnahmen) den Grundsatz befolgte, Verträge gerade so lange zu beobachten, als sie dem eigenen Staat zum Vortheil gereichten. Worin aber die seltenste Eigenschaft, das größte Verdienst des Königs beruhte, das deutete er selbst an, indem er mit Bezug auf den Friedensschluß sagte: „man müsse wissen, zu rechter Zeit inne zu halten.“ Die Selbstbeherrschung, die er in der Schule der Leiden, unter der Zucht Friedrich Wilhelms und im Kerker zu Küstrin gelernt, hier trug sie dem Staate ihren ersten reichen Segen: die weise Mäßigung drückte dem kühnen und glücklichen Krieger, dem klugen Staatsmann den Stempel der wahren Größe auf. So war es keine Prophezeihung mehr, sondern bereits

das Urtheil aller Scharfblickenden, jene Transparent-Inschrift, die bei des Königs festlichem Empfange zuerst in Jauer am 15. Juni 1742 aufleuchtete:

»Friderico Magno!«

Ostfriesland.

Bald nach der Eroberung Schlesiens vergrößerte Friedrich seinen Staat noch nach einer anderen Seite, doch auf ruhigem Wege ohne allen Aufwand von Geld oder Blut, bloß durch rasches Zugreifen. Im Frühling 1744 nahm er Ostfriesland in Besitz.

Die Friesen, die Bewohner der Nordseeküste von der Schelde bis zur Weser, waren von uralter Zeit her ein freies Volk von Bauern und Fischern, das, ohne Fürsten und Adel, bis tief ins Mittelalter hinein sich frei erhielt und seine gemeinsamen Angelegenheiten in Volksversammlungen beim Upstalsboom in der Nähe von Aurich berieth. Später kamen unter ihnen Häuptlinge auf, welche die Gerichtsbarkeit in ihrem Bezirk erblich an sich brachten, sonst aber die Freiheit des Volkes nicht beschränken konnten. Solche Häuptlinge waren die Cirksena zu Gretsiel, die im 15. Jahrhundert vom deutschen Kaiser zu Reichsgrafen, im 17. zu Fürsten von Ostfriesland erhoben wurden. Sie erweiterten ihr Ländchen, das zuerst nur ein geringes Gebiet am Ausfluß der Ems umfaßte, durch die Erwerbung des Harlinger Landes östlich von diesem Flusse. Aber sie stürzten sich dadurch in Schulden und in Folge dessen in Streit mit den Ständen. Ostfriesland war seitdem voll inneren Haders, in den auch auswärtige Mächte gezogen wurden, wie denn namentlich Friedrich III. von Brandenburg die Anwartschaft auf das Fürstenthum erhielt. Als nun am 25. Mai 1744 das Haus Cirksena mit Karl Edzard ausstarb, ließ Friedrich der Große kraft jenes Rechtstitels auf der Stelle 500 Mann Preußen einrücken, vor denen die dänischen Truppen, welche im Namen der weiblichen Verwandten Karl Edzards ebenfalls eingetroffen waren, sich eiligst davonmachten. Der alte Parteihader im Lande verstummte nun, die Stände traten in Aurich zusammen und huldigten dem Könige von Preußen, der dagegen die ostfriesische Verfassung nicht nur bestätigte, sondern auch wirklich hielt. Friedrich brachte die Verwaltung, die Rechtspflege bald in die beste Ordnung; das Land blühte unter seinem Zepter herrlich auf; es empfing nur Wohlthaten von seiner Verbindung mit Preußen; eine Menge vortrefflicher Anstalten und Einrichtungen wurden aus den alten Provinzen hieher übertragen, und die Gegenleistung dafür war nicht beträchtlich; denn die ganze Steuer, die es jährlich dem Könige gab, betrug nur 24,000 Thaler, und die Rekrutenstellung kaufte es mit 16,000 Thalern jährlich ab. Doch war dieser Besitz für den preußischen Staat in so fern von großem Werthe, weil er in Emden nun einen vortrefflichen Nordseehafen hatte. Die Ostfriesen wurden bald gute Preußen, sie liebten und verehrten ihren großen König aufs Höchste. Als er im Jahre 1751 seinen ersten Besuch bei ihnen machte, ward er mit einem Jubel empfangen, wie er keinem der alteinheimischen Fürsten jemals war zu Theil geworden.

Zweiter schlesischer Krieg.

Die Nachricht vom breslauer Frieden traf Frankreich und die anderen Feinde Oesterreichs wie ein Donnerschlag; man erzählt, der Marschall Belleisle, damals die Seele der französischen Politik, sei über die unerwartete Neuigkeit in Ohnmacht gefallen, der französische Premier, Kardinal Fleury, in Thränen ausgebrochen bei dem Gedanken, daß Frankreichs hochfliegende Pläne nun scheitern müßten, und daß sie selbst, die alten geriebenen Politiker, von einem Neuling sich hatten hinter das Licht führen lassen. Aber sie mußten ihre Erbitterung niederkämpfen, mußten an sich halten, um nicht Friedrich ganz auf Oesterreichs Seite zu treiben und so ihre Niederlage zu besiegeln. Schon jetzt nannte Fleury den jungen Preußenkönig l'arbitre de l'Europe. Er war es. Von beiden Parteien umworben, entschied er sich vor der Hand für keine, sondern wartete ab, wie sich die Dinge nunmehr entwickeln würden. Sie nahmen bald eine Wendung, die sein Einschreiten wieder nöthig machte. Denn die Franzosen führten den Krieg ohne Glück und Geschick, Belleisle wurde nach tapferm Widerstande aus Böhmen gedrängt; im nächsten Frühjahr (1743) verlor Karl VII. sogar sein eigenes Erbland Baiern, von welchem Maria Theresia förmlich Besitz ergriff. Auch die sogenannte pragmatische Armee — ein Heer, das Georg II. im Bunde mit den Holländern zusammengebracht, und das er nun an den Main führte — erfocht bei Dettingen unweit Aschaffenburgs (Juni 1743) über die Franzosen einen großen Sieg, während das Heer des Prinzen Karl gegen den Oberrhein heranzog. Noch vor Ende des Sommers war Deutschland von den Franzosen gesäubert, und die Oesterreicher griffen ihrerseits den Feind in seinem eigenen Lande an; sie drangen ins Elsaß ein. Auch in Italien schlugen sie ihre Gegner aus dem Felde. Welch ein Triumph für Maria Theresia! Von Schlesien abgesehen, war ihr nun alles wiedergewonnen, und Baiern dazu erobert. Vergebens bat Karl VII. um Frieden; sie gedachte, ihm auch noch den Zierrath der Kaiserkrone zu nehmen. Aber mit ihrem Glücke erneuerte sich der herbe Schmerz um den Verlust Schlesiens und der Racheburst für den Schimpf, den Oesterreich durch einen im Verhältniß so kleinen Staat wie Preußen erlitten hatte. „Ihr Schmerz," schrieb der englische Gesandte seinem Hofe, „ist sehr groß. Alle Uebel scheinen ihr gering gegen die Abtretung Schlesiens. Sie vergißt die Königin und bricht wie ein Weib in Thränen aus, wenn sie einen Schlesier sieht." Diese Thränen, die sie beim Abschluß des breslauer Friedens geweint, brannten auf ihrem stolzen Herzen; sie wünschte nichts sehnlicher, als nun auch Friedrich II., diesen Atheisten, dem man alles zutrauen könne, zu demüthigen und ihm Schlesien wieder zu entreißen. In dieser Absicht wurde sie jetzt auch durch England ermuntert, dem das Entstehen einer neuen Großmacht keineswegs angenehm war; es hatte den breslauer Frieden nur darum angerathen und (durch Vertrag von Westminster am 24. Juni 1742) gewährleistet, damit Oesterreich erst wieder aufkommen könne. Eifersüchtig wünschten die englischen Staatsmänner vielmehr, daß das Haus Brandenburg, wie früher immer, eine untergeordnete Stellung in Europa spiele; sie meinten, „wenn Oesterreich

jetzt Frieden mit Baiern schließe, so werde der größte Vortheil darin bestehen, daß es Preußen erdrücken könne," und Georg II. schrieb an Maria Theresia die bedeutsamen Worte: „Was leicht genommen ist, kann auch leicht wieder herausgegeben werden". In diesem Sinne war es, daß Oesterreich, England und Sardinien am 13. September 1743 zu Worms einen Vertrag mit einander schlossen, in welchem sie sich mit Bezugnahme auf eine Unzahl von Verträgen alle ihre Besitzungen gewährleisteten, Schlesien aber und die Verträge von Breslau und Westminster mit vielsagendem Stillschweigen unerwähnt, also zweifelhaft ließen. Auch die holländischen Staatsmänner waren der Ansicht, Maria Theresia habe das Recht, Schlesien zurückzufordern, und Sachsen gewährleistete dem wiener Hofe durch Bundesvertrag vom 20. Dezember 1742 die pragmatische Sanktion ebenfalls ohne Schlesien auszunehmen. Dabei rüstete Maria Theresia immer stärker, und Kurmainz und Kurköln gaben für Geld Truppen an England und Oesterreich, während Sachsen und Rußland ganze Heere versprachen.

Alles dies beobachtete Friedrich mit steigender Besorgniß; immer bestimmter drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, er werde zur Behauptung Schlesiens noch einen Krieg zu bestehen haben. Er war entschlossen, eher die andern zu überraschen, als sich überraschen zu lassen. Auch hatte er die Zwischenzeit vortrefflich genützt.

Schlesien war nun im Wesentlichen ganz nach dem Muster der übrigen preußischen Provinzen eingerichtet. Auch hier zentralisirten Kriegs- und Domänenkammern die Verwaltung der Landeskräfte, während die kirchlichen Angelegenheiten von Oberkonsistorien, die Rechtspflege von Oberämtern in den Hauptstädten Glogau, Breslau, Oppeln beaufsichtigt wurden. Der Adel verlor den größten Theil seiner Macht, und den Rest derselben, den natürlichen Einfluß, den er auf dem platten Lande behielt, zog der Staat dadurch in seinen Dienst, daß er aus den adligen Gutsbesitzern die Landräthe nahm, die nun als königliche Beamte die Polizei in den 48 Landkreisen handhabten. Die Geistlichkeit mußte sich ebenfalls ganz dem Staate unterordnen, die evangelische that es gern, die katholische wenigstens ohne Widerstreben, weil der König zwar den protestantischen Glauben in alle seine Rechte einsetzte, aber den katholischen unangetastet ließ. Das Volk erhielt nun nach Menschenaltern zum ersten Male wieder einen wirklichen Landesvater, der König reiste selber häufig im Lande umher, untersuchte den Zustand aller Nahrungszweige und besserte an jedem. Dabei zeigte er so viel freundliche Herablassung, ertheilte auch dem Geringsten so bereitwillig Gehör, schrieb seine Verfügungen in so humanem Tone und Geiste, daß er allgemeine Zuneigung gewann. Höchst wolthätig wirkte seine Reform des Steuerwesens. Die Grundsteuer war hier bisher sehr ungleich vertheilt, daher drückend und ungerecht gewesen; der König erleichterte die Last, indem er sie gleichmäßig machte. Alle Grundstücke ohne Ausnahme, sie mochten der Geistlichkeit, dem Adel, dem Bauernstande oder als Domänen dem Landesherrn gehören, wurden besteuert; die Vorstellungen des Adels und der Geistlichkeit, die steuerfrei sein wollten, zurückgewiesen. Diese neue Ordnung brachte zunächst dem Könige, brachte aber auch den Schlesiern selbst die größten Vortheile; das empfanden sie schon damals; und diese Provinz ist dafür den Hohenzollern immerdar so treu und ergeben gewesen, wie nur irgend ein altes Stammland.

Die Einkünfte der Provinz beliefen sich im Jahre 1744 auf 3,265,000 Thaler, etwa ein Drittel der gesammten Staatseinnahme; der Rekruten, die der König, doch ohne jede gewaltsame Werbung, aus Schlesien zog, waren 18,000. So lieferte das Land selbst einen großen Theil der Mittel zu seiner Vertheidigung. Durch Ordnung und Sparsamkeit war auch der Staatsschatz, den der erste Krieg geleert hatte, nun wieder auf 6,200,000 Thaler angewachsen, enthielt also Geld zu zwei Feldzügen. An der Vermehrung und Vervollkommnung des Heeres, namentlich der Reiterei, arbeitete der König unablässig; er verbot den Kavallerie-Offizieren bei Strafe infamer Kassation, sich je und irgendwo vom Feinde angreifen zu lassen, vielmehr immer den Feind zuerst anzugreifen. Die schlesischen Festungen wurden verstärkt, zum Theil neu angelegt. Am Ende des Jahres 1743 hatte der König 100,000 Mann schlagfertiger Truppen und war in der Verfassung, das Seinige gegen das wieder erstarkte Oesterreich vertheidigen zu können. Als daher im Winter 1743/44 seine Ueberzeugung, Oesterreich werde nach vollständiger Besiegung der Franzosen über ihn herfallen, zur Gewißheit wurde, beschloß er, dem Feinde zuvorzukommen, verbündete sich insgeheim (15. April 1744) zu Schutz und Trutz mit Frankreich und schloß dann öffentlich am 22. Mai 1744 mit dem Kaiser, mit Kurpfalz und Hessen-Kassel einen Vertrag (die sogenannte frankfurter Union), des Zwecks, Karl VII. gegen den wiener Hof zu unterstützen. Die Franzosen, so ermuthigt, führten den Krieg in den Niederlanden und am Rhein nun mit größerem Nachdruck, während Friedrich, als „Beschützer des deutschen Kaisers und der deutschen Freiheit", Ende August mit 80,000 Mann in Böhmen einfiel und Prag einschloß. Am 17. September ergab es sich nach heftiger Beschießung, und bald war ganz Böhmen in seiner Gewalt. Aber die Franzosen unterstützten seine Bewegungen nicht, wie er es doch mit ihnen abgemacht. Anstatt Hannover anzugreifen und dadurch den goldnen Strom, der aus dem englischen Schatz in Oesterreichs Taschen floß, zu unterbrechen, oder wenigstens in Süddeutschland vorzugehen, ließen sie das Hauptheer der Oesterreicher ungestört vom Rhein nach Böhmen abziehen. Da hier zugleich 20,000 Sachsen von Norden her ihm in den Rücken kamen, so sah sich der König genöthigt, sein ohnehin durch schlechtes Herbstwetter, Mangel an Lebensmitteln und den kleinen Krieg mit den Bauern und den leichten ungarischen Reitern erschöpftes Heer im Dezember aus Böhmen wieder zurückzuführen. Nun ging auch Mähren, dessen sich der preußische General v. d. Marwitz bemächtigt hatte, wieder verloren, und die Oesterreicher konnten von dort aus in Oberschlesien eindringen; bereits forderte Maria Theresia sieghoffend alle Schlesier zum Abfall auf. Auf Friedrichs Befehl jagte indeß der alte Dessauer im Januar 1745 den Feind hier wieder heraus und besetzte auch den österreichischen Antheil dieser Provinz. Die Heere bezogen nun endlich die Winterquartiere; desto emsiger arbeiteten die Federn der Diplomaten. Am 8. Januar 1745 schlossen die Seemächte, Oesterreich und Sachsen im Vertrage zu Warschau sich enger gegen Frankreich und Preußen an einander; am 20. starb Kaiser Karl VII., und im April vertrug sich dessen Sohn Max Josef zu Füssen mit Maria Theresia dahin, daß diese ihm Baiern zurückgab, er aber seinen Ansprüchen an das habsburgsche Erbe entsagte; damit zerfiel die frankfurter Union. So wurde Friedrichs Lage immer ungünstiger. Schon waren alle andern deutschen Fürsten für Maria Theresia gewonnen, und

mit Englands Hülfe hatte sie auch die russische Kaiserin Elisabeth auf ihre Seite gebracht. Bereits dachte sie daran, nicht nur Schlesien wieder zu erobern, sondern gar Preußen zu theilen, und am 18. Mai 1745 in einem Vertrage mit August III. von Sachsen und Polen, der, angestachelt von seinem Minister Brühl, „den bösen Nachbar" aufs Aeußerste haßte, wurde ihr Gedanke zur diplomatischen That; die beiden setzten fest, Sachsen solle Magdeburg, Krossen, Züllichau, Schwiebus, das Haus Habsburg aber Schlesien und Glatz erhalten. Sie zweifelte im Grunde nicht an der Ausführung. Die Gefahr für Friedrich, für Preußen war furchtbar; aber der König sah ihr mit festem Blick ins Auge; der Uebermacht gegenüber, nur auf die eigene Kraft angewiesen — denn Frankreich hatte genug zu thun, um nur sich selbst zu vertheidigen — blieb ihm ein unerschütterlicher Halt in seinem felsenfesten, zu höchster Thatkraft angespannten Geiste. Seine Umgebung zagte; er beschämte sie mit seiner Seelengröße, indem er ihnen eine fremde vorhielt: „Eine Frau, die Königin von Ungarn, ist nicht verzweifelt, als die Feinde vor Wien, ihre Provinzen besetzt waren! Sollten wir nicht den Muth dieser Frau haben?" Er war entschlossen, alles zu behaupten oder alles zu verlieren, lieber mit Ehren unterzugehen als ein ruhmloses, ohnmächtiges Leben zu führen. „Es ist keiner unter uns," schrieb er aus seinem Kriegslager in Schlesien nach Berlin, „der sich nicht lieber das Rückgrat brechen ließe, als einen Fuß breit Erde aufzugeben." Diese seine mannhafte Gesinnung hatte er in der That seinem ganzen Heere eingeflößt; jeder Soldat war wie der König bereit, seine Pflicht zu thun; in Friedrichs, in Preußens Ehre sah jeder die seinige. So erwarteten sie mit kaltem Blute den Feind. Dieser zog Ende Mai mit seiner Hauptmacht, 75,000 Oesterreicher und Sachsen unter dem Oberbefehl des Prinzen Karl von Lothringen, über das Riesengebirge gegen Schweidnitz hin, um Niederschlesien zu erobern, während ungarische Reiterei in Oberschlesien längs der Oder hinab streiften. Die letzteren ließ der König durch den Markgrafen Karl v. Schwedt und den Husarengeneral Zieten zurücktreiben; er selbst ging mit 60,000 Mann dem Prinzen Karl entgegen und bezog ein Lager zwischen Jauernik und Striegau, gedeckt durch sanfte Anhöhen. Von hier aus sah er am 3. Juni, wie die Feinde sorglos aus den Gebirgspässen und die Höhen bei Hohenfriedberg herab kamen, in der Richtung auf Striegau marschirten und dann sorglos zwischen Hohenfriedberg und Striegau sich zur Rast legten, ihr linker Flügel, die Sachsen, voran. Hier in ihrem Feldlager gedachte sie der König zu überraschen und zog hurtig sein Heer näher an Striegau. Als der Morgen graute, des 4. Juni 1745, gab er den Generalen seine Befehle zur Schlacht: erst die Sachsen brigadeweise anzugreifen und niederzuschlagen, darauf die Oesterreicher. Um 4 Uhr eröffneten seine Kanonen die Schlacht. Der preußische Vortrab vertrieb die Sachsen von den Höhen; sie setzten sich dann in der Ebene hinter Gräben, Morästen, Hecken, aber vom preußischen rechten Flügel unter dem Prinzen Dietrich v. Dessau und den Generalen Rothenburg, Stille und Winterfeld, die rasch über das striegauer Wasser kamen, heftig angegriffen, mußten sie nach tapferem Widerstande weichen; um 7 Uhr waren sie in voller Flucht. Nun stürzte Friedrich auf die Oesterreicher, die sich unterdessen langsam in Schlachtordnung gestellt hatten. Ein wüthender Kampf entbrannte. Von einem Hagel von Kartätschen empfangen, erlitten die Angreifenden große Verluste. Ein preußisches Regiment (Bevern)

hatte 500 Verwundete, 200 Todte. Dennoch wichen sie nicht. Da entschied die preußische Kavallerie den Tag. Der verwegene General v. Geßler stellte sich mit dem Dragoner-Regiment Baireuth an ihre Spitze, jagte mit ihr zwischen dem preußischen Fußvolk hindurch auf das österreichische und hieb es nieder. Binnen einer Stunde sprengte er zwanzig Bataillone, eroberte 67 Fahnen. Um 8 Uhr Morgens war der Feind überall geschlagen, seine Trümmer ins Gebirge geworfen. 5000 todte oder verwundete Preußen, 9000 Oesterreicher und Sachsen lagen auf dem Schlachtfelde. Außerdem verloren die Verbündeten über 7000 Mann an Gefangenen, 66 Kanonen, 76 Fahnen.

Furchtbar hatte der Donner der Schlacht an das Riesengebirge geschlagen; so weit man ihn hörte im schlesischen Lande, fielen die Protestanten scharenweise auf die Kniee und beteten zu Gott um den Sieg für die evangelische Sache. Welch ein Jubel in Breslau, als spät Abends blasende Postillione den Sieg verkündeten. Friedrich selbst empfand, daß hier noch etwas Höheres gewaltet als tapferer Muth und überlegene Kriegskunst: „Gott hat meine Feinde verblendet und mich wunderbar geschützt," sagte er dem französischen Gesandten.[9] Nach Berlin meldete er freudenvoll: „Unsere Kavallerie hat Wunder gethan; alle Korps haben geschlagen, alle vortrefflich; auch meine Brüder (die Prinzen) haben wie Löwen für das Vaterland gefochten; wir haben Wort gehalten."

Die Engländer setzten nun die Diplomatie wieder in Bewegung, um einen billigen Frieden herzustellen; Maria Theresia wollte indeß noch einmal das Waffenglück versuchen. „Wenn ich morgen," sagte sie, „mit Friedrich abschließen müßte, so würde ich ihm noch diesen Abend eine Schlacht liefern." Eben errang sie ja auf einer andern Seite einen Erfolg, der ihrem Stolze sehr schmeichelte: ihr Gemahl, Franz von Lothringen, wurde (13. September 1745) von der Mehrzahl der Kurfürsten zum Kaiser gewählt; freilich konnte diese Würde ohne Macht den unbedeutenden Mann nicht größer machen, aber sie bot dem wiener Hofe eine Handhabe, um bei Gelegenheit, wie früher, aus dem Verfall des deutschen Reichs in der einen oder andern Weise Nutzen zu ziehen. Die „Kaiserin-Königin" forderte also eine neue Schlacht; Friedrich gewährte sie ihr. Zwar seine Lage an der oberen Elbe in Böhmen, wohin er dem geschlagenen Feinde gefolgt, war bedenklich genug; denn in der Hoffnung auf nahen Frieden hatte er sich darauf beschränkt, durch den General v. Nassau Oberschlesien von dem ungarischen Aufgebot (den sogenannten Insurgenten) und den aufständischen polnischen Bauern des Gebirgs, den Gorallen, säubern, Kosel wieder erobern und den österreichischen Antheil besetzen; durch den alten Dessauer aber bei Halle ein Heer gegen Sachsen aufstellen zu lassen. Er selbst war unthätig geblieben, sein eigner Gegner, Prinz Karl, daher im Stande gewesen, sein Heer wieder bis zur Uebermacht zu verstärken. Es fragte sich, ob der österreichische Feldherr daraus wirklich werde Nutzen ziehen können. Das preußische Heer lagerte 19,000 Mann stark, bei Soor, einem Dorfe unfern Trautenau, in einer ungünstigen Stellung, bereit nach Schlesien abzumarschiren, wenn Prinz Karl mit seinen 35,000 Mann es nicht verhinderte. Dieser machte den Versuch, er wollte den König unvermuthet überfallen, zog sich in der Nacht zum 30. September nahe an Trautenau heran und besetzte namentlich eine wichtige Höhe (jetzt Bataillebergs genannt) bei Neu-Rognitz mit einer starken Batterie, 28 Kanonen; von hier überragte sein linker Flügel weit den

preußischen rechten. So brach der Morgen an und zeigte dem Könige die ganze große Gefahr. Aber schnell gefaßt erkannte er auch sofort den Punkt und die Mittel, auf die es nun ankam. Sofort mußten sich die Seinigen zum Angriff formiren und rechtshin gegen den linken österreichischen Flügel abschwenken; von einem Nebel begünstigt, den die aufgehende Sonne noch nicht durchbrach, wurde diese Bewegung rasch und glücklich ausgeführt. Dann, ohne Zaudern, ging es die steilen Höhen hinan, wo der Feind stand. Unter einem Kanonen- und Bombenfeuer, dessen Gleichen sie noch nie ausgestanden, stürzte sich die preußische Reiterei, 20 Schwadronen Buddenbrocks, in den Grund vor dem Batailleberg, dann diesen hinauf, den der Feind für unangreifbar hielt, und auf die 44 Schwadronen des linken feindlichen Flügels, der hier in drei Treffen hinter einander und neben der großen Batterie stand. Die heldenmüthige That gelang, die österreichische Kavallerie wurde geworfen und floh. Nun rückte preußische Infanterie, sechs Bataillone, unter dem verheerenden Feuer der Batterie hinan, gegen die starke feindliche Infanterie auf der Mitte des Batailleberges; aber von dem entsetzlichen Feuer gelichtet, wankten ihre Reihen, und die Oesterreicher unter dem Ruf „Maria Theresia" stiegen zur Verfolgung hinab. In diesem Augenblick erschienen durch die Zwischenräume der ersten preußischen Linie fünf frische Bataillone Preußen unter La Mothe und Bonin mit klingendem Spiel, zum Tode bereit, warfen den Feind, erstürmten Berg und Batterie. Der linke österreichische Flügel war geschlagen. Mit gleicher unwiderstehlicher Tapferkeit eroberten die Sieger nun unter den Augen ihres Königs auch die anderen Höhen und Gehölze im Zentrum und auf der rechten Seite. Um 1 Uhr Mittags war der Sieg erfochten, Prinz Karl mit Verlust von 7000 Mann und 22 Kanonen auf dem Rückzuge über die Elbe. Das preußische Heer zählte 4000 Todte und Verwundete. „Ich bin nahe daran gewesen überrascht zu werden", schrieb Friedrich noch an demselben Abende nach Berlin, „aber Gott sei gelobt, alles ist gut. Die Schlacht war furchtbar, aber glorreich." Vorerst war der Ruhm der Unüberwindlichkeit der Truppen und des Feldherrngenies ihres Königs das einzige, was die preußische Taktik und Mannszucht bei Soor errungen hatte. Denn Maria Theresias Stimmung blieb kriegerisch. Die Oesterreicher und Sachsen, durch russische Verheißungen kühn gemacht, entwarfen sogar den Plan, gerade jetzt mit verdoppelter Kraft den Krieg zu führen, ihn ins Herz von Preußen zu spielen; während des Königs Heer sich in Schlesien in die Winterquartiere legte, rüsteten sie, um nicht bloß diese Provinz, sondern selbst die Mark zu überfallen. Die Absicht war, das sächsische Hauptheer sollte sich in der Lausitz mit dem Heere des Prinzen Karl vereinigen und Schlesien von der Mark abschneiden, ein anderer österreichischer Heerhaufen, der eben unter dem General Grünne vom Rheine heimkehrte, sollte dann aus der Lausitz ins Brandenburgische einfallen und auf Berlin ziehen. Friedrich durchkreuzte aber rasch entschlossen diesen Plan, sobald er ihn gemerkt; im November ging er aus Berlin zum Heere nach Schlesien ab, zog es zwischen Löwenberg und Bunzlau zusammen, überraschte am 23. November die Vorhut des sächsisch-österreichischen Heeres bei **Katholisch-Hennersdorf** (in der Nähe von Görlitz) schlug hier die Sachsen, die von ihren Bundesgenossen nicht unterstützt wurden, schob sich wie ein Keil zwischen die Heere des Prinzen Karl und des General Grünne und nöthigte jenen, nach Böhmen zurückzugehen, diesen aber sich von der

brandenburgischen Grenze auf das sächsische Hauptheer bei Dresden zurückzuziehen. So war Friedrich „unerwartet wie eine Bombe" mitten unter seine Feinde gefallen und hatte sie nach allen Seiten auseinander gesprengt. Er besetzte nun die sächsische Lausitz, und da die Oesterreicher hier mit Verwüstung und Plünderung übel gehaust, so nahm ihn das sächsische Landvolk wie einen Befreier auf. Denn wenn er auch starke Kontributionen ausschrieb, so hielt er doch sehr gute Mannszucht.

Nicht mit demselben Feuer rückte unterdeß der alte Fürst von Dessau vor, sondern mit methodischer Langsamkeit, bis der König, aufgebracht und nicht gemeint, irgend jemand zu schonen, durch den die Wolfahrt des Staats verletzt schien, ihm aufs Gemessenste befahl, den Sachsen schneller auf den Hals zu gehen. Es geschah; der alte Dessauer, so angestachelt, brannte vor Begier, durch eine große That seinen Ruhm in den Augen des Königs wieder herzustellen. Mit 33,000 Mann zog er über Meißen auf Dresden los. In der Nähe dieser Stadt am westlichen Elbufer stand Grünne mit etwa 9000 Mann hinter Morästen, die ihn schützten, aber auch lähmten. Noch weiter westlich hatte das sächsische Heer mit einigen Oesterreichern, 26,000 Mann unter Rutowski, eine überaus starke Stellung hinter Felsschluchten und Bächen auf den steilen und von Eis und Schnee bedeckten Höhen bei Kesselsdorf inne; es schien unmöglich, diese Berge, die mit Kanonen bespickt waren, zu erstürmen. Dennoch griff Leopold von Dessau ohne Zaudern an. Um 2 Uhr Nachmittags den 15. Dezember rief er sein altgewohntes „Nun in Gottes Namen!", stellte sich mit gezogenem Degen an die Spitze seines Fußvolks und begann den Sturm. Mit entblößter Brust, geschultertem Gewehr, unter den Klängen des dessauer Marsches kletterten die ersten 6 Bataillone hinauf über Eis und Schnee in den mörderischen Kugelhagel, der ihre Reihen furchtbar lichtete. Der Ueberrest drang hinauf und in das Dorf, doch jetzt vor noch stärkeren Batterien wich er wieder. Schon glaubten die Sachsen und Oesterreicher den Sieg in Händen zu haben. Aber unerschrocken führte der alte Fürst die übrige Infanterie seines rechten Flügels in das Feuer hinein, ließ auch die Reiterei einhauen, eroberte Kesselsdorf, den Schlüssel der feindlichen Stellung, noch einmal und zwang hier den Feind zur Flucht. Unterdessen griff auch der linke preußische Flügel an; ihn schied der morastige Tzschonengrund von dem rechten sächsischen. Aber der Führer, Prinz Moritz von Dessau, ein geschulter Soldat, wie alle seine Brüder, dem Vater gleich an Bravour wie an Bedachtsamkeit, sprang selber zuerst in das morastige Gewässer, die ganze Brigade in Front ihm nach; dann die Felsen hinan und wieder durch Schluchten hinauf; rottenweise mußten sie die von Eis und Schnee schlüpfrigen Abhänge hinabrutschen, um auf der andern Seite, einer den andern unterstützend, hinaufzuklimmen; dies alles unter dem Feuer der Feinde. Darauf schnell formirt, drangen sie mit lautem Siegesgeschrei auf die Sachsen ein, die bald, Reiter und Fußvolk, sich zur Flucht wandten. Um 5 Uhr war alles entschieden, und der alte Dessauer in seinem von Kugeln durchlöcherten Mantel ritt vergnügt auf dem Siegesfelde umher. Rutowski zog mit Verlust von 9000 Mann (darunter 6000 Gefangenen) nach Pirna; das österreichische Hauptheer, das auch hier den Sachsen keinen Beistand geleistet hatte, kehrte nach Böhmen zurück; doch

plünderte es auf dem Wege noch die Dörfer der ketzerischen Sachsen erbarmungslos aus.

Friedrich war auf dem Marsche nach Meißen, als er von Südwesten her Kanonendonner hörte und den Himmel geröthet sah; bald brachten ihm sächsische Flüchtlinge die Siegesbotschaft von Kesselsdorf. Am 17. besuchte er die Wahlstatt. Umgeben von allen Generalen ritt er dem alten Fürsten entgegen, stieg ab, umarmte ihn entblößten Hauptes, sagte ihm viel Schmeichelhaftes und ließ sich von ihm auf dem Schlachtfelde umherführen. Das war ein süßer Moment in dem Leben des greisen Helden, dieser wohlverdiente Triumph, mit dem er seine lange ehrenvolle Soldatenlaufbahn so ruhmreich abschloß. Immer hatte er die Preußen zum Siege geführt, jetzt wie vor 41 Jahren; gegen Franzosen, Baiern und Schweden wie nun gegen Sachsen und Oesterreicher. Und hatte er nicht auch an den Siegen, die sein junger König erfochten, einen Antheil? Gewiß, die straffe Zucht, die mechanische Fertigkeit, der harte Kriegersinn, die zumal das preußische Fußvolk auszeichneten, waren größtentheils des alten Dessaues Werk, der so lange es gedrillt. Nun hatte er bei Kesselsdorf auch sein altes Feldherrntalent neu und schön bewährt. Auch die Truppen ernteten die verdienten Lobsprüche ihres Königs; namentlich das pommersche Infanterie-Regiment von Jeetz, das allein 24 Geschütze erbeutet und sich überhaupt höchst tapfer geschlagen hatte. Alle Offiziere desselben erhielten den Orden pour le mérite, den Friedrich im Jahre 1740 gestiftet und den er nur an wirklich hochverdiente Leute vergab. Das Regiment bekam ein neues Siegel mit der Inschrift des Schlachttages; eine gleiche Auszeichnung, wie nach der hohenfriedberger Schlacht das Regiment Baireuth, welches in sein Siegel die Zahl 66 (der erbeuteten Fahnen) aufnehmen durfte.

Der Feldzug war nun entschieden, ganz Sachsen in Friedrichs Gewalt, am 18. zog er in Dresden ein. Die Kriegslust der Verbündeten war gebrochen. König August III. von Polen bat um Frieden, England erklärte, dem wiener Hof keine Subsidien mehr zahlen zu wollen, wenn derselbe nicht nachgebe; so ließ denn Maria Theresia ihre stolzen Pläne fahren und bot wieder die Hand zum Frieden. Friedrich zeigte auch jetzt eine weise Mäßigung; er wollte nur das Seinige behalten, nicht das Glück unnütz herausfordern. Er hatte im ungleichen Kampfe die Uebermacht der Feinde mit eigener Kraft siegreich bestanden, und war es nicht Ruhm genug, daß er mit August von Sachsen in dessen eigener Hauptstadt abschloß und der österreichische Bevollmächtigte daselbst erschien, um Frieden nachzusuchen? Sein Kampf hatte einen ehrenvollen Frieden bezweckt, einen solchen nahm er nun an. Derselbe, am 25. Dezember 1745 zu Dresden zwischen Preußen einerseits und Sachsen und Oesterreich andererseits abgeschlossen, bestätigte in der Hauptsache einfach den breslauer Frieden; Maria Theresia verzichtete noch einmal feierlich auf Schlesien und Glatz, Friedrich erkannte ihren Gemahl als Kaiser an, und August III. zahlte an Preußen eine Million Thaler Kriegskosten. Die Preußen räumten nun Sachsen. Das Vaterland begrüßte freudig die Sieger, die mit den Lorbern auch die Friedenspalme brachten, und wol hatte es Grund, seinem jungen Könige dankbar zu sein; so viel Ruhm, soviel Zuwachs an Macht, wie ihm durch die beiden schlesischen Kriege zu Theil ward, kostete dem Lande selbst fast nichts. Der Krieg, nur in Feindesland und in dem südlichen Schlesien

geführt, hatte die alten Provinzen nicht beschädigt, hatte ihnen nicht einmal neue Steuern oder dem Staate Schulden auferlegt, sondern nur den Staatsschatz erschöpft. Selbst der Verlust an Blut war gering, die Anzahl des Heeres eher vergrößert gegen den vorjährigen Bestand; denn von den 45,000 Gefangenen, die Friedrich in diesem Kriege gemacht, nahmen sehr viele bei ihm Dienste. Kurz, Schlesien, diese große Erwerbung, war mit wenig Kosten gewonnen; freilich war Preußen der Einsatz und Friedrich der Spieler gewesen.

Am 29. Dezember kam der König in Berlin an, umjauchzt von unermeßlichem Jubel der Bevölkerung, die ihn mit Pracht einholte und feierlich als den „Großen" begrüßte. Dafür erkannte ihn nun auch das Ausland an. Friedrich aber, vom Waffenruhm gesättigt, gedachte fortan in Ruhe an dem Glücke seiner Unterthanen zu arbeiten; er wußte, größer als er war, konnte er nur noch werden im Frieden.

Die Jahre des Friedens (von 1745–1756).

Wenn Friedrich in der auswärtigen Politik für seinen erhabenen Zweck, Preußens Größe und Macht, auch verwerfliche Mittel, nämlich Zweideutigkeit und Vertragsbruch, nicht scheute, so konnte er sich damit entschuldigen, daß in der Diplomatie seiner Zeit überhaupt es die Regel war, lieber andere zu hintergehen, als sich täuschen zu lassen. Wie oft ist sein ehrlicher Vater von dem wiener Hofe übertölpelt worden; Friedrich schlug Habsburg nun mit denselben Waffen; daß Maria Theresia eine ehrenhafte Ausnahme von der bisherigen heuchlerischen, selbstsüchtigen und treulosen Politik ihres Hauses bildete, war ihm unbekannt.

In der inneren Politik wenigstens blieb Friedrich jenen Idealen getreu, die er als Kronprinz sich gebildet und in seinen Schriften verkündigt hatte; Aufklärung und Duldung, Gerechtigkeit und Gleichheit vor dem Gesetz, Regsamkeit und Vernunft in allen Theilen des Staats; sein Lebelang hielt er fest an den edelsten Grundsätzen der Regentenkunst. „Die Bürger," so schrieb er noch als Siebzigjähriger, „haben einem ihresgleichen den Vorrang nur wegen der Dienste eingeräumt, welche sie von ihm erwarteten, nämlich Aufrechthaltung der Gesetze, Handhabung der Gerechtigkeit, Vertheidigung des Staats gegen dessen Feinde, Widerstand gegen Sittenverderbniß und Hebung des Wohlstandes. . . . Es giebt kein Wol als das allgemeine des Staates, mit dem der Fürst unauflöslich verbunden ist. Er muß sich unaufhörlich zurückrufen, daß er Mensch, wie der geringste seiner Unterthanen, *und daß er der erste Diener des Staats ist.*" Diesen freisinnigen Geist athmen auch die Lehren, welche er 1744 dem für volljährig erklärten Herzog Karl von Würtemberg auf den Weg mitgab. „*Glauben Sie nicht,*" so schloß er seine Ermahnung, „*daß das würtemberger Land Ihretwegen geschaffen ist,* sondern daß die Vorsehung Sie hat geboren werden lassen, um das Volk glücklich zu machen." Seine Perlen der Weisheit und des Edelsinns waren freilich bei dem schlechten Herzen jenes Prinzen fortgeworfen. Und doch waren diese Perlen echt. Friedrich sprach schön, aber er handelte ebenso. In jedem Augenblicke blieb er sich seiner

Pflichten gegen den Staat bewußt; er meinte, der Fürst werde gut genug bezahlt für sein Amt, um ordentlich zu arbeiten; darum geizte er mit der Zeit, und seine Erholungen, würdig an sich, waren ihm nur Mittel, um seine Arbeitskraft zu stärken.

Er gönnte sich kaum fünf bis sechs Stunden Schlaf, obwol er von Natur gern schlief. Im Sommer stand er um drei, im Winter um vier Uhr auf, las dann im Schlafrock die wichtigeren Schreiben der Behörden und Privatleute, hörte den Armeebericht des Generaladjutanten und ertheilte ihm die Befehle. Darauf folgte eine Pause, in welcher er einige Gläser Wasser und Tassen Kaffee trank und, im Zimmer auf- und abgehend, auf seiner Flöte phantasirte, während seine Kabinetsräthe den Rest der eingegangenen Briefe in Auszüge brachten. Diese las er dann und gab mündlich oder schriftlich auf alle Bescheid. Dazwischen aß er etwas Obst, das er sehr liebte und sich zu allen Jahreszeiten von seinen Gärtnern schaffen ließ. Dann zog er seine Uniform an, die er nun bis zur Nacht nicht wieder ablegte. Darum hielt er auf bequeme Kleidung, und schwerlich hätte ein wolhabender Privatmann so abgetragene und geflickte Röcke, Beinkleider und Stiefel angezogen, wie der König gewöhnlich trug. In wenigen Minuten hatte er sich gewaschen, angekleidet und rasirt. Dann gab er dem Kommandanten die Parole, schrieb Familienbriefe, las, ertheilte Audienzen, ritt oder ging spazieren und speiste um 12 Uhr zu Mittag, sechs Schüsseln in zwei Gängen, gewöhnlich in Gesellschaft von sieben bis zehn Personen. Er liebte stark gewürzte und leckere Speisen der französischen und italienischen Küche und trank dazu etwas mit Wasser gemischten Wein. Die Unterhaltung mußte lebhaft und geistvoll sein; er selbst, witzig und kenntnißreich, betheiligte sich dabei durch manches scharfe Witzwort und hatte es gern, wenn die anderen ebenso Geist sprüheten, doch wahrte er seine Würde; am wenigsten durfte man ihm mit plumper Schmeichelei kommen. Nach der Tafel blies er wieder Flöte, unterzeichnete die Bescheide und Verordnungen, die seine Kabinetsräthe hatten ausarbeiten müssen, schrieb auch oft selbst noch einige kurze treffende Worte hinzu, trank Kaffee und hörte entweder seine sogenannten Vorleser, Franzosen, welche ihm Nachricht von den neuesten Erscheinungen der Literatur gaben, oder schrieb an seinen Werken, historischen, politischen oder philosophischen Aufsätzen oder Gedichten. Dann folgte die musikalische Unterhaltung. Bei den Konzerten, die er sich halten ließ, blies er oft selbst die Flöte oder hörte berühmte Künstler wie Quantz und Benda, oder Stücke von Joh. Sebast. Bach. In den ersten Jahren besuchte er gern die Oper und das Ballet, für welche er von Frankreich und Italien Künstler von Ruf bezog, z. B. die berühmte Tänzerin Barberini. Dann speiste er zu Abend, wieder in Gesellschaft feingebildeter und geistvoller Männer, mit denen er sich über Literatur und Kunst, Geschichte und Philosophie unterhielt.

So lebte er regelmäßig des Winters zu Berlin oder Potsdam, des Sommers (seit 1747) im Schlosse Sanssouci, und diese schön geordnete Lebensweise, die eine ernste und angestrengte Thätigkeit mit edler Erholung verband, erhielt ihm seine ungemeine geistige Spannkraft.

Friedrich war ein Selbstherrscher wie nur je ein Fürst. Da war schlechterdings niemand, der ihn beeinflußt hätte; vielmehr ging alles Wesentliche von ihm persönlich aus; die Beamten, auch die obersten, waren nie mehr als seine

Werkzeuge, die ausführten, was er angab. Sein Scharfblick, seine Menschenkenntniß ließen ihn überall den rechten Mann für jedes bedeutendere Amt finden; jeder wurde nach seinem Talent und seiner Einsicht gebraucht. Wachsamkeit, Arbeitsamkeit, unbestechliche Ehrlichkeit — das waren die vornehmsten Eigenschaften, die er von seinen Beamten verlangte, und er sah streng darauf, daß sie diesen Ansprüchen genügten. Er duldete bei ihnen weder Uebergriffe noch Nachlässigkeiten; den deutschen Schlendrian ließ er so wenig, wie sein Vater, in Preußen aufkommen. Ueberhaupt hielt er es immer für seine Aufgabe, der tüchtigen Verwaltung, die er vorfand, ihre ganze Wirksamkeit zu sichern, aber dabei ihre Schroffheiten und den Druck, den sie übte, zu vermeiden. Von oben bis unten hatte ein jeder Beamte zu blindlings gehorchen, aber der König befahl auch nur, was für den Staat recht und nothwendig war. Uebrigens wollte er zugleich ehrenhafte und gebildete Beamte und behandelte die verdienten mit gebührender Achtung.

Allwöchentlich versammelte sich das Staatsministerium zur Verhandlung derjenigen Landesangelegenheiten, die es dem Könige zur Entscheidung vorzulegen hatte. Die Finanz-, Handels- und Fabriksachen verblieben dem General-Direktorium. Unter dem letzteren standen in den Provinzen als höchste Verwaltungsbehörden die Kriegs- und Domänenkammern und unter diesen in den Kreisen die Landräthe, die indeß seit 1743 eine größere Wichtigkeit erhielten. Denn sie bekamen Sitz und Stimme in den Kammern und erstatteten dem Könige, wenn er die Provinzen bereiste, mündlich Bericht. So lernte dieser die Verhältnisse der einzelnen Kreise genauer kennen als bisher, und das war für einen Staat, in dem der König alles machte, sehr heilsam.

Diese wolgegliederte und streng beaufsichtigte Maschine, die preußische Beamtenschaft, arbeitete denn auch ganz vorzüglich und förderte unaufhörlich neue Hülfsquellen im Lande an den Tag, zumal in der neuen Provinz Schlesien, wo man unter österreichischer Verwaltung es sich und andern bequem gemacht, freilich auch wenig geleistet hatte. Jetzt herrschte auch dort preußische Thätigkeit, die zwar manchmal in Vielregiererei ausartete, aber im Ganzen äußerst wolthätig wirkte.

Dem geschilderten Charakter des Staates entsprach die kastenmäßige Gliederung des Volkes. Friedrich, der sie vorfand, war daher weit entfernt, sie bekämpfen zu wollen, hielt die scharfe Absonderung der Stände vielmehr für nützlich. Denn wenn jeder in seiner Stelle verharrte, und der Sohn später in die des Vaters trat, so kam die Maschinerie des Staates nicht in Unordnung, und ihre Dauer schien durch die Sitte des Volkes selbst gewährleistet. Das war der vornehmste Grund, warum Friedrich, obwol persönlich über die Vorurtheile der Geburt erhaben und bei jeder Gelegenheit voll Hohns gegen Adelsstolz und Titelsucht, dennoch es ungern sah, wenn jemand aus seinem Kreise in einen andern hinübertrat. Nichts war für den Staat wichtiger als tüchtige Beamte, namentlich aber ein tüchtiges Offizierkorps zu haben. Als natürliche und beste Bezugsquelle galt hier nun auch dem Könige der Adel; er meinte, ein bürgerlicher Offizier, der sich feig benommen und weggejagt worden, finde immer noch ein Unterkommen, nicht aber ein adliger, der seiner Geburt halber kein bürgerliches Gewerbe betreiben dürfe und in der Regel auch nichts weiter gelernt habe als den Kriegsdienst. Darum besitze der Adel allerdings von Natur und

durch Erziehung mehr Ehrgefühl und also mehr Tapferkeit als andere Stände. Auch war es noch immer Thatsache, daß der Bauer als Soldat lieber einem Landjunker gehorchte als sonst jemandem, daß der Adel überhaupt mehr Ansehn beim gemeinen Mann hatte. Aus diesen Gründen gab Friedrich die höheren Aemter und die Offizierstellen fast nur an Edelleute; aus ebendenselben suchte er den Adel in seinem Besitzstande zu erhalten, verbot Bürgerlichen und Bauern adlige Rittergüter zu erwerben, wie er andrerseits den Edelleuten verbot, die Bauern auszukaufen. Diese Bevorzugung des Adels, irrthümlich wie sie war, schadete dem Staate erst später, als die Sitten und der Geist des Volkes sich geändert hatten, und als der kluge Menschenkenner nicht mehr auf dem Throne saß, der die Tüchtigen von den Unfähigen zu unterscheiden wußte. Denn Friedrich war doch keineswegs der Ansicht, als wenn Edelleute *an sich* fähiger zu Aemtern seien; es mußte persönliches Verdienst hinzukommen. Einem hannöverschen Grafen, der für seinen Sohn eine Offizierstelle nachsuchte, erwiederte Friedrich: „wenn der junge Mann dienen wolle, helfe ihm der Titel Graf zu nichts; er werde befördert werden, wenn er sein Handwerk gut gelernt," und setzte eigenhändig hinzu: „die jungen Grafen, welche nichts gelernt haben, sind in allen Ländern Ignorants; wenn par miracle ein Graf zu etwas gut sein könnte, so müßte er sich nichts auf seinen Titel zu gute halten, denn das sind nur Possen. Alles hängt vom persönlichen Verdienst ab."

Ueberhaupt verwendete der König auf das *Heerwesen* eine ganz vorzügliche Sorgfalt; fortwährend übte und vermehrte er die Truppen, nach dem Grundsatz des Vegetius, daß der Friede das Studium, der Krieg die Ausübung der Kunst sei. Die Kriegszucht blieb eisern wie die altrömische; die Aushebung und Werbung drückend, wenn auch durch Friedrichs strenge Ordnung und Aufsicht gemildert. Selbst die vornehmsten Generale, z. B. den alten Dessauer, traf scharfe Zurechtweisung, sobald sie sich Uebergriffe erlaubten. Uebrigens wurden die Wolhabenden und manche Städte, wie Berlin und Potsdam, und Bezirke, wie Ostfriesland, von der Kantonspflicht ganz ausgenommen; dagegen, um dem platten Lande nicht zu viel Arbeitskräfte zu entziehen, jährlich 7—8000 Mann geworben, meist Fremde und nichtsnutziges Gesindel aller Länder. Daher mußte denn auch die Kriegszucht, die solche Leute in Ordnung und Gehorsam halten sollte, barbarisch strenge bleiben. Von den jungen Offizieren forderte der König nicht allein untadelhaftes Betragen und Kenntnisse, sondern auch Geist. Alle sollten mit Leib und Seele dienen; daher sah er es nicht gern, wenn die Offiziere heirateten; Husarenoffiziere durften es gar nicht. Die Obersten und Generale sollten nicht nur die Mannszucht aufs Strengste beobachten und darin für ihre Untergebenen verantwortlich sein, sondern auch die Eigenschaft besitzen, in dringenden Fällen ihren Entschluß auf eigene Hand zu fassen. Ausschweifungen, Spiel und Trunk ließ er nirgends einreißen.

Jährlich vom Februar bis Juni bereiste er die Provinzen und musterte überall die Regimenter, führte auch, um die Offiziere im größeren Dienst zu üben, große Feldmanöver ein. Seine eigenen Erfahrungen und Erfindungen im Kriegsfach legte er in einem Buche nieder, das er seinen Generalen zum Studiren mittheilte, übrigens geheim hielt. Da die Gleichförmigkeit in allen Aeußerlichkeiten großen Einfluß auf den mechanischen Theil der Taktik hat, so wurde das

Drillen unablässig fortgesetzt. Auf beides, den kleinen wie den großen Dienst, legte der König viel Werth. Er war daher bei den Musterungen schonungslos streng, furchtbar schon sein zorniger Adlerblick, und ein donnerndes „Scher Er sich zum Teufel" fegte ohne Ansehen der Person den General aus dem Dienst, dessen Regiment nicht zur Zufriedenheit erschien. Aber dafür waren auch die Truppen unübertrefflich in Zucht und militärischer Fertigkeit. Die fremden Gesandten staunten, wenn sie bei den Uebungen sahen, wie die Schwadronen im vollen Lauf auf das erste Signal Halt machten und eine treffliche Ordnung behaupteten, oder wie eine Infanterielinie von 19,000 Mann vorrückte, 80 Schritt in einer Minute, so gerade, als wenn sie nach der Schnur abgemessen wäre. Uebrigens richtete Friedrich alle Uebungen zu einem Zwecke ein, zum Siege in der Feldschlacht; auf den Krieg war alles berechnet. Der stärkste und edelste Trieb zum Siege, die Vaterlandsliebe, fehlte einem großen Theile seiner Soldaten, den fremden Geworbenen. Das konnte Friedrich nicht ändern und war in den übrigen Staaten nicht anders. Um so mehr kam es ihm darauf an und war sein vornehmstes Bemühen, die kriegerische Tugend des Heeres auch im Frieden aufrecht zu erhalten. Er setzte sie in drei Dinge: Ordnung, Gehorsam und Tapferkeit. Die zur Gewohnheit gewordene Ordnung bewirke, daß in der dringendsten Gefahr die Verwirrung der Preußen doch noch mehr Haltung in sich habe als der gewöhnliche Zustand des Feindes. Der Gehorsam mache, daß niemals über die Ausführbarkeit einer gebotenen Unternehmung hin und her geredet, daß allemal auf der Stelle zur Ausführung geschritten werde, und daß niemand verzweifle. Die Tapferkeit beruhe darauf, daß die Offiziere nur von den Waffen ihr Glück erwarten, nur darin ihren Ehrgeiz finden, und daß auch der Soldat Zutrauen zu sich selbst habe und es als Ehrenpunkt betrachte, niemals zu weichen.

Um das Jahr 1750 bestand das Fußvolk aus 48 Feld- und 13 Garnisonregimentern, zusammen 122 Bataillonen, jedes zu 880 Köpfen, im Ganzen 106,000 Mann; die Reiterei aus 80 Schwadronen Husaren, jede zu 120 Mann, und 130 Schwadronen Kürassiere und Dragoner, jede zu 158 Mann, insgesammt gegen 30,000 Mann; das ganze Heer also aus 136,000 Mann.[10] Der König vermehrte es indeß noch von Jahr zu Jahr. Denn durch die Eifersucht der großen, die Mißgunst der kleinen Staaten von allen Seiten bedroht, mußte er immer Gewehr bei Fuß stehen; Nachbar und Feind waren für ihn dieselben Begriffe; daher bei jeder Steigerung seiner Einkünfte immer sein erster Gedanke, ob er nicht ein Par neue Regimenter errichten könne.

Eben deshalb blieb er auch im Finanzwesen dem System seines Vaters treu; er ließ es im Wesentlichen wie es war. Aber er schärfte dem General-Direktorium ein: „Das Plus ist verflucht, welches durch das Unglück anderer Leute gemacht wird." Und wenn in Steuersachen zwischen einem königlichen Amt und einem Rittergut ein Streit ausbreche, so solle das Direktorium lieber dem Könige Unrecht thun als dem Gutsbesitzer, denn was für ihn ein kleiner Verlust sei, das rette diesen oft vom Untergang." Er suchte, wo er konnte, die Lasten zu erleichtern. „Das Herz blute ihm," sagte er einmal, „wenn er an zwei Auflagen denke, das Servis in den Städten und die Kavalleriegelder auf dem platten Lande; er würde sie so gern aufheben, aber der Zustand der Kassen gestatte es

noch nicht." Mit den Einkünften Schlesiens, die unter seiner Verwaltung rasch auf 3½ Millionen stiegen, beliefen sich die gesammten Einnahmen des Staats im Jahre 1752 auf mehr denn 12 Millionen, und im Schatze lagen damals schon wieder 7 Millionen, zu denen jährlich zwei hinzugefügt wurden; das Ergebniß einer seltenen Sparsamkeit. Für sich selbst nahm der König jährlich nur 190,000 Thaler, davon verbrauchte er für Reisen 20,000, für Besoldung und Pension des Hofstaats 17,000, für die Königin Mutter 50,000, für seine drei Brüder je 12,000, für die beiden Schwestern je 3000 Thaler. Er bekümmerte sich um die geringsten Kleinigkeiten des Staatshaushalts, um, wo es mit Anstand möglich war, zu sparen; die Höflinge meinten bald, er sei fast geiziger wie sein Vater. Aber er wußte, wie sauer es dem Volke fiel, die Steuern aufzubringen, und hielt es daher für die größte Sünde, mit dem Gelde des Landes verschwenderisch umzugehen. Er legte auch keine neue Auflage auf, denn die vorhandenen waren schon schwer genug. Dagegen verschmähte er es nicht, aus der Thorheit der Leute für den Staat Nutzen zu ziehen, indem er nach dem Beispiel anderer Länder im Juli 1740 zu Berlin eine Lotterie errichtete, eine in Preußen bis dahin ganz unbekannte Sache.

Ebenso ging er in der Pflege der Steuerkraft, namentlich des Landbaues, die Wege seines Vaters. Ansiedler aus dem sächsischen Voigtland, aus der Pfalz und vom Rhein, auch böhmische Hussiten wurden herbeigezogen, wüste Landstriche in Kultur genommen. In den Wäldern und Brüchen Pommerns gründete er 59 Ansiedelungen; bis zum Jahre 1755 hob sich die Bevölkerung des platten Landes in dieser Provinz von 228,559 auf 280,342 Seelen. Im Ganzen legte er während dieser Zeit des Friedens etwa 280 neue Dörfer an. Sehr verdienstvoll war die Entwässerung des Nieder-Oderbruchs, die er 1747 unternahm. Die Berge zwischen Hoch- und Niederwrietzen wurden durchstochen, ein Kanal gegraben, der den Strom ableitete. Bald kam hier eine neue Landschaft zum Vorschein, die nun unter dem Einfluß von Luft und Sonne ein fruchtbares Feld für den Anbau wurde und sich rasch mit Dörfern bedeckte. Eine Menge von Edikten sollte der Landwirtschaft immer mehr aufhelfen. Der König befahl z. B., auf dem Lande alle leeren Plätze mit Obstbäumen zu bepflanzen, neben den Häusern Gemüse- und Hopfengärten anzulegen; forderte die Bauern auf, Flachs, Wein, Waid, Kümmel, Anis, Safran, Luzerne, Rübsen und Kartoffeln zu bauen; schenkte auch der Stadt Potsdam auserlesene Weinstöcke zum Anpflanzen; befahl, nicht nur in der Mark, sondern selbst in Pommern Maulbeerbäume anzupflanzen; ließ zur Verbesserung der Schäfereien Merino-Widder aus Spanien kommen. Indessen dies stete Treiben und Drängen nützte doch weit weniger, als er sich davon versprach. Es hätte die Lage des Landmanns von Grund aus umgestaltet, derselbe hätte zum völlig freien Mann mit ganz freiem Besitz gemacht werden müssen, wenn eine Kultur, wie der König sie wünschte, erblühen sollte. Woher sollte dem Bauer, dessen Land, Zeit und Kraft fast überall ganz oder zum größten Theil der Gutsherrschaft gehörte, woher sollte ihm der Trieb kommen, sich so eifrig zu bemühen? Aber ihn zu einem freien Erbbesitzer zu machen — das wäre eine Revolution gewesen, welche Friedrich nicht unternehmen konnte. Denn woher die Entschädigung nehmen für so ungeheure Opfer, die der Adel hätte bringen müssen? Mit Gewalt aber dessen Eigenthum und Vorrechte

in einem so großen Maßstabe zu beschneiden, das schien ihm ungerecht und für den Staat schädlich, weil der Adel es war, der die Offiziere lieferte. Vor allem aber, der Sinn des niederen Volkes selber war auf einen solchen Umsturz jetzt noch nicht gerichtet, vielmehr knechtisch; mußte doch der König im Jahre 1783 den gemeinen Leuten in Schlesien, welche ihm Bittschriften überreichten, durch Kabinetsodre verbieten, auf die Erde niederzufallen; sie sollten nur vor Gott knieen. Darum beschränkte er sich darauf, die Lage der Bauern einigermaßen zu erleichtern. Er befahl dem Generaldirektorium (1747), gründlich zu untersuchen, ob die Domänenpächter bisher den Bauern hart gefallen oder christlich mit ihnen umgegangen und auf ihre Erhaltung thätlich bedacht gewesen. „Ist der Amtmann", sagte er, „ein Bauernplacker, so soll er, wenngleich er sonst gut gewirtschaftet und richtig bezahlt hat, aus dem Amte geschafft und ein anderer, billiger, ehrlicher Pächter aufgesucht werden." Jeder Kammerpräsident, der über Bitten der dürftigen Unterthanen um Nachlaß saumselig und zu spät berichte, solle 30 Dukaten Strafe zahlen. Auch befahl er, die Frohnden der Bauern überall, sowohl auf den Domänen als auf den adligen Gütern zu beschränken; wöchentlich fünf oder gar sechs Tage für die Gutsherrschaft zu scharwerken, sei für den gemeinen Mann unerträglich; da müsse einmal durchgegriffen werden, die Bauern sollten wöchentlich nur drei Tage dienen. Indessen die Beamten, Domänenpächter und Edelleute hielten gegen den Bauer zusammen, und die Befehle fruchteten wenig. Ebenso vergeblich bemühte sich der König, die Adligen mit Gutem zur Aufhebung der Leibeigenschaft und der Erbunterthänigkeit zu bewegen, wie er selbst wenigstens auf seinen lithauischen Domänen vielfach that, und zur Gewalt konnte er in diesem Punkte eben nicht greifen. Dagegen setzte er eine bessere Behandlung der Landleute durch. Er befahl (1749), ein Beamter, der einen Bauer mit dem Stock schlage, solle mit sechsjähriger Festungsstrafe belegt werden. Er bestrafte einen Grafen Frankenberg zu Gräditzberg, der seine Bauern tyrannisirte, und jagte dadurch auch den andern kleinen Despoten in Schlesien einen heilsamen Schrecken ein; unter ihm konnte das alte Junkerregiment hier nicht fortbestehen. Ebensowenig durften die Hauptleute und Obersten fortfahren, die Enrollirten gewissermaßen als Leibeigene zu behandeln und für Beurlaubung ihnen Geld abzupressen. Mit einem Wort er duldete überhaupt nicht, daß Gewaltsamkeiten, sei es von den Herrschaften oder Behörden gegen die Unterthanen verübt wurden; er meinte, es sei ebenso Unrecht einen Soldaten aus Reih und Glied zu treiben, als die Unterthanen durch Bedrückung aus dem Lande zu scheuchen.

Die Städte blieben durchaus unabhängig von der königlichen Verwaltung; aber der König nahm darauf Bedacht, daß jeder bei seinem Gewerbe bestehen könne. So z. B. verbot er, zu Gunsten königlicher Domänen den Städten das Recht des Bierausschanks zu beschränken; das sei gottlos und strafbar, „indem dadurch den Bürgern ihre Nahrung entzogen und der Hals abgeschnitten werde." In der Beförderung der Industrie, die er die rechte Quelle des Mehrertrags für den Staat nannte, faßte er weitere Gesichtspunkte als Friedrich Wilhelm I., insofern er nicht nur die alten Gewerbe verbesserte, sondern auch neue einführte und nicht den Luxus verhindern, sondern nutzbar machen wollte. Damit das Geld, das für fremde Fabrikate ins Ausland ging, im Lande selbst verdient werde, zog er auch geschickte fremde Handwerker und Fabrikanten herbei, die Ein-

heimischen zu unterrichten und anzuspornen, und schützte die einheimische Arbeit durch Verbot fremder Ware. Wie sein Vater, trieb er nicht bloß unablässig zum Fleiß, sondern legte auch selbst neue Fabriken an, z. B. 1743 in Neustadt-Eberswalde eine Eisen- und Stahlfabrik, in der Mark (1753) ganze Wollspinner-Dörfer. So kam auch mancher jüngere Industriezweig, namentlich die Zuckersiederei und die Papierfabrikation, mit geringerem Erfolg die Seidenfabrikation in Aufnahme. 1741 wurde die Kattundruckerei, 1744 die Baumwollen-Spinnerei und Weberei eingeführt. Wie sehr seine Fürsorge bis ins Einzelne ging, ersieht man aus Aufzeichnungen, die er zu seiner eigenen Erinnerung einst auf einer Reise in Schlesien gemacht hat. „In Schweidnitz und Neiße, bemerkte er, fehle es noch an Ziegeldächern, er müsse daran denken, sie zu schaffen; in Schmiedeberg fühle man sich von der Kaufmannschaft gedrückt, die Sache verdiene Ueberlegung. In Pleß sei eine neue protestantische Kirche nöthig, an anderen Stellen Kirche und Schule zu weit entfernt, um von den Einwohnern benutzt zu werden. Er denkt daran, wie das schlechte Land hie und da zu verbessern, das Holz, dessen man sonst einmal entbehren werde, mehr zu schonen sei. Er merkt sich an, wo es in den Gärten an Gemüse oder an Obstbäumen fehle. Striegau bedürfe einer Manufaktur; er wisse nichts anderes als etwa Vitriol daselbst bereiten zu lassen; aber besonders gebreche es in Oberschlesien an Industrie. In Gleiwitz lasse sich eine Fabrik von Halbbaumwolle und Halbleinen anlegen; in Tarnowitz würden Kunstschreiner beschäftigt werden können; für Waren wie die nürnberger, zu denen es an Holz nicht fehle, würden Krakau und Teschen einen guten Markt darbieten. Wie ein Hausvater, der sein Besitzthum im ersten Frühjahr durchschreitet um sich die Arbeiten des Sommers zu überlegen, bemerkt er an jeder Stelle woran es gebricht, und was sich thun lasse.“[11])

Manchmal freilich schadete diese unablässige Einmischung. Denn um nur das Geld im Lande zu behalten, wurde der Unterthan oft gezwungen, statt guter ausländischer Ware schlechte einheimische zu kaufen. Der Handel, der seiner Natur nach freie Bewegung liebt, gedieh daher unter der übereifrigen obrigkeitlichen Bevormundung weniger, als wol geschehen wäre, wenn man den Unterthanen selbst größeren Spielraum gelassen hätte. Gleichwol waren die Erfolge der Regierung auch hier bedeutend. Die allgemeine Handelsbilanz ergab z. B. für das Jahr 1752 eine Gesammtausfuhr des Landes von etwa 22 Millionen, eine Gesammteinfuhr von 17 Millionen.[12]) Das Beste, was Friedrich zur Beförderung des inneren Verkehrs that, waren seine Kanalbauten. Er ließ in den Jahren 1743—1745 den 4½ Meilen langen plauenschen Kanal von der Havel über Genthin in die Elbe, in den Jahren 1744—1746 den 6½ Meilen Finow-Kanal zur Verbindung der Havel mit der Oder anlegen, baute 1740 den Swinekanal und 1746 die Stadt Swinemünde. Hiedurch und durch Ermäßigung der Oberzölle hob sich der Oderhandel und besonders die Stadt Stettin ganz ungemein. Der überseeische Handel aber, zu dessen Gunsten er Emden zum Freihafen machte (1752) und eine asiatische und eine bengalische Handelsgesellschaft stiftete, wollte nicht aufblühen.

Wenn Zunahme des Wolstandes und der Bevölkerung ein günstiges Zeugniß für die Regierung ist, so muß man sagen, Friedrichs Bemühungen um die Pflege des Nährstandes waren überaus heilsam und segensreich. Denn daß der

Wolstand beträchtlich wuchs, ersieht man aus der oben erwähnten Steigerung des Steuerertrags, da neue Auflagen nicht hinzugekommen waren; auch die Einwohnerzahl stieg in den alten wie in den neuen Provinzen sehr bedeutend; sie betrug 1756 im ganzen preußischen Staate fünf Millionen.

Das größte Verdienst in der inneren Verwaltung erwarb sich Friedrich um die Rechtspflege. Er fand sie ganz verwahrlost, zumal auf dem platten Lande. Dort hatten die königlichen Amtsleute die Justizverwaltung gepachtet und übten sie meistens ohne Sachkenntniß und nur als Erwerbsquelle. Es gab z. B. in der Neumark nicht einen einzigen verpflichteten und rechtskundigen Gerichtsverwalter. Sie erhöheten willkürlich die Sporteln, und ihr corpus juris war der Stock. Sie sammt ihren Gerichtsverwesern lebten vom Raube. Die Obergerichte waren auch voll Mißbräuche; die schlechtbesoldeten Räthe legten sich auf Nebenverdienste, die Richter verschleppten die Akten; die Advokaten waren großentheils unwissende Menschen. Viele hatten ihre Stellen gekauft. Die Prozesse waren langwierig und kostbar; in der Regel verlor der Arme, gewann der Reiche. Friedrich Wilhelm I. hatte gemeint, diesen Zustand dadurch verbessern zu können, daß er willkürlich in den Gang der Rechtspflege eingriff und selbst entschied. Aber damit machte er die Verwirrung nur ärger; es bedurfte einer gründlichen Reform. Diese nahm nun Friedrich II. vor. Er beauftragte den Justizminister Cocceji, den Verfall der Justiz bis in die Wurzeln zu untersuchen und abzustellen. Cocceji, trotz seiner 70 Jahre ungemein rüstig und energisch, legte schon im März 1746 seinen Entwurf vor; derselbe ging auf drei Punkte, Umbildung der Kollegien, des Verfahrens und der Gesetzgebung, und erlangte in allen Stücken die volle Zustimmung des Königs. Er wurde nun zuerst in Pommern, wo die Mißbräuche himmelschreiend waren, sodann in den andern Provinzen eingeführt, und die Landstände gaben bereitwillig eine Geldbeihülfe für die Kosten des Werkes her. Zunächst erschien 1747 ein Codex Fridericianus, welcher die neue Gerichtsordnung enthielt. Die Obergerichte wurden danach mit lauter gelehrten, erfahrenen und zuverlässigen Richtern besetzt, die bei hinreichender Besoldung sich ganz ihrem Amte widmen konnten; die Untergerichte kamen wieder in die Hände wirklicher Juristen. Neu war das Institut der Referendarien und Auskultatoren. Die Gebühren wurden ermäßigt und festgestellt, die Prozesse rasch und ohne Schikanen erledigt. Der Haupterfolg der Coccejischen Reform bestand doch darin, daß sie den preußischen Juristenstand gleichsam neu begründete, ihn auf seine eigentliche Bestimmung hinwies und ihm die Möglichkeit verschaffte, seinem Berufe zu leben; daß die Rechtspflege von der Verwaltung getrennt und nur wissenschaftlich Befähigten anvertraut wurde. Friedrich enthielt sich den Gerichten gegenüber jeder Eigenmächtigkeit. „Ich habe mich entschlossen, sprach er, den Gang der Prozesse nie zu stören. Die Gesetze müssen sprechen und der Suverän schweigen.“ In der That kam es ausnehmend selten vor, daß er ein gerichtliches Urtheil abänderte, und dann nur in den Fällen, wo er überzeugt war, man habe ungerecht entschieden, oder das Gesetz sei zu hart. Und wenn er hier zuweilen eingriff, so geschah es allemal zu Gunsten der Armen und Gedrückten gegen die Großen und Reichen; wie er z. B. nicht dulden wollte, daß man einen armen Wilddieb um eines geschossenen Hasen willen auf zwei Jahre ins Zuchthaus stecke, während die Gesetze gegen weit größere Verbrechen viel milder waren. Ueberhaupt behielt er

allein sich das Recht vor, die grausamen Strafen, welche die Gerichte nach Lage der Gesetzgebung damals erkannten, zu bestätigen oder zu verwerfen. Er wollte die Gründe jedes Todesurtheils selbst prüfen, er allein willkürliche Verhaftung und Einsperrung, wenn sie nöthig war, verfügen; „seinen Beamten und Ministern wollte er die gefährliche Waffe der Eigenmacht nicht anvertrauen, wie in den anderen Staaten seiner Zeit geschah, wo Minister, Mätressen und Hofleute oder der erste beste Beamte über Leben, Freiheit und Eigenthum des Staatsbürgers verfügten. Die Festungskommandanten durften durchaus keine Gefangene annehmen ohne einen vom Könige eigenhändig unterzeichneten Befehl, durch welchen die Natur und Dauer der Haft genau vorgeschrieben war. Dies war damals in keinem andern Staate der Fall und ein Mittel, daß sich niemand hierin die geringste Ungerechtigkeit erlauben durfte.“ [13] Uebrigens übte Friedrich selbst jene strengste Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person, die er den Richtern zur Pflicht machte. Er schärfte den Justizbehörden ein, die Rechtssachen nicht nur zu entscheiden, sondern auch in Ausführung zu bringen und sich dabei auch durch königliche Verordnungen nicht stören zu lassen. Denn ihre höchste Pflicht sei die Justiz, auf die sie geschworen. Diese neue Rechtsordnung sicherte also Personen und Eigenthum gegen Willkür und gewaltsame Eingriffe der Verwaltung, indem sie jeden unter die alleinige Herrschaft der Gesetze stellte. So gab sie dem Unterthan das Selbstgefühl und das Bewußtsein eines Rechtsdasein und machte den preußischen Staat, der bis dahin ein Militärstaat war, auch zu einem Rechtsstaat. Die Justiz bekam also zugleich einen politischen Beruf; eben darum nahmen die Stände überall im Lande einen lebendigen Antheil daran. Sie priesen das Unternehmen der Königs als ein herrliches vaterländisches Werk. Cocceji entwarf 1749 auch ein allgemeines deutsches Landrecht, das, in der Vernunft und Landesverfassung gegründet, die Herrschaft des römischen Rechts beschränken und ein zeitgemäßes deutsches Gesetzbuch darstellen sollte. Das war der Anfang des späteren „preußischen Landrechts,“ dessen Vollendung der hochverdiente Mann nicht mehr erlebte. Von seinem Könige mit Ehren überhäuft und zum Großkanzler erhoben, starb er im Jahre 1755. Friedrich sagt von ihm die schönen Worte, die ihn und jenen ehren: „Cocceji war wie Tribonian für die Gesetzgebung und das Glück der Menschen geboren. [14]“

Denselben Grundsatz: „Gleichheit vor dem Gesetz“ hielt der König auch in den kirchlichen Verhältnissen fest. Die Religionen wurden alle von ihm geduldet, und sie sollten gleiche Duldung unter einander üben. „Ich bin neutral,“ sagte er, „zwischen Rom und Genf; wer den andern beeinträchtigt, wird verurtheilt.“ Die katholische Geistlichkeit in Schlesien wurde nicht bedrückt, aber mit ihrer Herrschaft war's vorbei; sie mußten sich in das Staatswesen wie es in Preußen war, fügen lernen. Der Kardinal Sinzendorf, Erzbischof von Breslau, ein gemäßigter, friedliebender Mann, unterstützte die Duldsamkeit des Königs auf jede Weise. So bildete sich zwischen beiden ein gutes Einvernehmen. Gern erlaubte der König den Katholiken auch den Bau einer katholischen Kirche zu Berlin (die St. Hedwigskirche). Aber gehorchen mußte ihre Geistlichkeit ihm eben so gut wie die evangelische. Als das Domkapitel in Breslau sich seinen Bestimmungen über den Nachfolger des Erzbischofs (1743) widersetzte und in Brief-

wechsel mit Rom und Wien trat, wurden die Domherrn scharf verwarnt: „Ich habe und will euch im Gewissen und in der Religion nichts thun," sprach er zu den Versammelten, „aber wenn ihr fortfahrt, mit dem Auslande zu konspiriren und meinen Willen nicht zu thun, so habe ich Festungen, ungehorsame Leute dort einzusperren. Wenn ich euch alle auf einmal fortgejagt hätte, kein Hahn würde danach gekräht haben." Er setzte seinen Willen durch; nach langem Sträuben wählte das Kapitel, als Sinzendorf 1747 gestorben war, den Domherrn Grafen Schaffgotsch zum Erzbischof. Eben so wenig durften die katholischen Geistlichen in Schlesien ihre früheren Rechte über Evangelische behalten; hinsichtlich der gemischten Ehen bestimmte der König schon 1743, daß die Söhne in der Religion des Vaters, die Töchter in der Religion der Mutter erzogen würden; übrigens stellte er es durchaus jedem frei, sich zur katholischen oder zur evangelischen Kirche zu bekennen. Die übergroße Anzahl der katholischen Feiertage wurde beschränkt. Außer den Sonntagen sollten die Katholiken nur noch 13, die Evangelischen 9 Festtage feiern. Die Evangelischen in Schlesien erbauten sich bis zum Jahre 1750 über 200 neue Kirchen; dennoch stieg ihre Zahl bei weitem nicht wieder so hoch, als sie vor dem dreißigjährigen Kriege gewesen; zu große Verheerungen hatte die kirchliche Reaktion unter dem habsburgischen Zepter hier angerichtet. Obwol nun der König unparteiische Gerechtigkeit gegen beide Kirchen übte, so wußte er doch gar wol, daß nur die evangelische ihn von Herzen liebte, und daß sein Staat wesentlich ein protestantischer war. Aus politischen Gründen beharrte er denn auch an der Spitze des protestantischen Deutschlands. Ihm selbst waren die Glaubensmeinungen gleichgültig, aber als Staatsmann erkannte er, wie unendlich wichtig sie für die Menschheit seien. Er hielt darauf, daß das Volk in seinem religiösen Glauben nicht erschüttert wurde, und schickte einmal einen Buchhändler auf sechs Monate nach Spandau, weil derselbe eine deutschgeschriebene, also dem großen Publikum zugängliche Spottschrift gegen die christliche Religion verbreitet hatte. Doch konnte der Theologe Edelmann es in Berlin unter allen Deutschen zuerst wagen, (1747) drucken zu lassen, Jesus sei ein bloßer Mensch gewesen, von Gott mit vortrefflichen Gaben ausgerüstet um eine Religion der Liebe und Vernunft zu lehren; die Welt sei ewig, die Seele unsterblich und ein Theil Gottes; es gebe weder Engel noch Teufel; die Bibel sei von Menschen geschrieben; die Gründe unserer Erkenntniß beruhten allein in der Vernunft, in der Erfahrung und Wahrscheinlichkeit. Diese und andere rationalistische Lehren durfte Edelmann verkündigen, ohne daß Friedrich, wie die Geistlichen verlangten, ihn dafür bestraft hätte. Seine Schriften wurden dann zwar als gemeinschädlich verboten, Edelmann selbst aber sonst nicht behelligt; er lebte ruhig in Berlin bis an seinen Tod (1767).

Ein Staat, dessen Lebensprinzip die unbedingte Hingebung aller an den Fürsten, als an die Seele des Staates, war, konnte nicht wol die Preßfreiheit gestatten. Eine solche verträgt sich überhaupt nur mit Gemeinwesen, in denen das Volk der Bevormundung von oben her wirklich entwachsen ist. Dies war in Preußen so wenig wie anderwärts auf dem europäischen Festlande der Fall, etwa Holland und die Schweiz ausgenommen. Daher kam Friedrich II. sehr bald von jener unbeschränkten Entzügelung der Presse, die er bei seinem Regierungsantritte versucht hatte, wieder zurück und führte aufs Neue die Zensur ein. Schon

1743 erschien die Haude- und Spenersche Zeitung in Berlin statt mit dem früheren Motto: „Wahrheit und Freiheit!" mit der Umschrift um den preußischen Adler „Mit Königlicher Freiheit." Aber zu Zensoren wollte der König nur vernünftige Männer, die nicht jede Kleinigkeit aufmutzten, und er ließ sie ihr Amt mit so großartiger Freisinnigkeit üben, daß man später glaubte, es habe unter ihm immer völlige Preßfreiheit bestanden, was doch nicht der Fall war. Freilich im Vergleich zu den anderen Staaten und zu den folgenden Regierungen war Friedrichs Zensur fast Preßfreiheit zu nennen.

Bei dem traurigen Zustande, im welchem sich damals das geistige Leben der Deutschen befand, bei der Geschmacklosigkeit und Rohheit fast aller ihrer literarischen und künstlerischen Erzeugnisse, war es dem Könige nicht zu verübeln, daß er die feine französische Bildung, die er selbst besaß, der einheimischen vorzog. Er traute ihnen auch kein Interesse für Literatur zu, in der That war es selbst in Berlin so gering, daß eine Literaturzeitung, die 1750 von Formey herausgegeben ward, aus Mangel an Lesern eingehen mußte. Da er es nun weder für möglich noch für wünschenswerth hielt, die Deutschen in den Wissen- und Künsten zu Franzosen zu machen, so überließ er sie hier ihrer eigenen Weise. Aber sein Beispiel — die Thatsache allein, daß ein so großer König selber schriftstellerte, selber Mitarbeiter an der berliner Akademie war und seine Erholung nur in ästhetischen und philosophischen Bestrebungen suchte — die hohe Achtung, die er den fremden Gelehrten und Künstlern erwies, alles dies bewirkte vielleicht mehr, als Kabinetsbefehle vermocht hätten, daß der Sinn für geistige Bestrebungen allmählich erwachte, daß sich fähige Köpfe auf jene Dinge warfen, die Friedrich dem Großen so theuer waren. Der König selber ahnte von dieser langsamen Erhebung des Nationalgeistes nichts; doch wo er ein höheres Streben wahrnahm, unterstützte er es bereitwillig. So begünstigte er z. B. das Unternehmen des Predigers bei der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin Johann Julius Hecker, der hier im Jahre 1747 eine Schule von ganz neuer Art anlegte, eine „ökonomisch-mathematische Realschule" mit dem Zweck, junge Leute für das Handelsfach oder für Künste, Gewerbe, Landwirtschaft auszubilden. Man pflegte damals solche neue Anlagen durch Lotterien emporzubringen, so geschah es auch bei der Gründung dieser Anstalt.[15] Der König ertheilte ihr den Namen einer königlichen Realschule und erwies ihr mancherlei Wolthaten; nach ihrem Vorbilde sind später alle anderen Realschulen entstanden, die heute im deutschen Schulwesen einen so breiten und wolverdienten Platz einnehmen. Im Ganzen freilich geschah zu dieser Zeit für die Schulen und Universitäten sehr wenig; Friedrich ließ bei ihnen fast alles beim Alten. Desto eifriger bemühte er sich um die Akademie der Wissenschaften, die, durch Maupertuis umgestaltet, im Jahre 1744 ihre Sitzung eröffnete und sich nun auch mit philosophischen Forschungen beschäftigte. Sie war wesentlich französisch, und ihre Denkschriften erschienen in dieser Sprache. Es gab indeß unter ihren Mitgliedern außer den Franzosen und französich gebildeten Schöngeistern doch auch manche tüchtige deutsche Gelehrte, wie den Mathematiker Euler und den Naturforscher Lieberkühn, der die elektrischen Versuche Ludolfs und Winklers weiter verfolgte. Einer der fleißigsten und literarisch bedeutendsten Mitarbeiter war Friedrich II. selber. Er schrieb in dieser Zeit die Geschichte seines Hauses und Landes, 1746 die Geschichte seiner Zeit und der beiden ersten

schlesischen Kriege; Werke, an denen namentlich die große Treue und Wahrhaftigkeit der Darstellung zu rühmen ist. Indem nun Friedrich dadurch zeigte, daß sich der Degen mit der Feder gar wol vereinigen läßt, brachte er die Schriftstellerei als solche zu Ehren — und das war immerhin ein Verdienst auch um die deutsche Literatur. Einer der besten Dichter, die Preußen überhaupt hervorgebracht hat, Ewald v. Kleist, der berühmte Sänger des Frühlings, dichtete damals und war ein preußischer Offizier. Auf anderem Gebiete, als gelehrter Schriftsteller, that sich in dieser Zeit zu Berlin der Geistliche Süßmilch hervor, der Begründer einer wissenschaftlichen Statistik.

Friedrich hatte zu viel Sinn für die Kunst als daß er nicht gleich nach seinem Regierungsantritt sich beeilt hätte, seine Umgebung durch sie zu schmücken. Zahlreiche Schönbauten gaben Berlin bald das Ansehen einer europäischen Hauptstadt.[16] Schon 1742 wurde das von Knobelsdorf in edlem Stile erbaute Opernhaus mit einer graunschen Oper eröffnet. Dann wurde das Akademiegebäude, das Invalidenhaus, die katholische Kirche, die neue Domkirche (1750), der Palast des Prinzen Heinrich gebaut; der Thiergarten, der bisher mehr einem Jagdreviere glich, durch Knobelsdorf 1741 in einen geschmackvollen Park umgewandelt. Am meisten kam die Musik in Aufnahme. Der König verwendete auf die italienische Oper und die französische Bühne viel Geld. Damit auch in den Schulen die Singekunst besser als bisher betrieben werde, führte er (1746) in ihnen drei Singstunden wöchentlich ein. Uebrigens drang die Liebe zur Kunst nicht tief in das Volk; sie beschränkte sich mehr auf den nächsten Kreis, der den königlichen Hof umgab.

Als Privatmann hat Friedrich viel Unglück gehabt; ein häusliches Glück war ihm versagt; die Reihen der Jugendfreunde, an denen er mit so zärtlicher Liebe, mit unerschütterlicher Treue hing, lichtete allzurasch der Tod. Bis zum Jahre 1746 waren Suhm, Keyserlingk, Camas, Jordan, Dühan gestorben; bald folgten Golz, Stille, Knobelsdorf. Er fühlte sich wie verwaist. Der einzige, den er in seinem Mannesalter nicht nur achten, sondern auch lieben lernte, der ihm ein wirklicher Freund wurde, war der Marquis d'Argens, ein Mann von edlem Herzen und feiner Bildung, dem Könige aufrichtig ergeben. Dagegen machte Friedrich mit Voltaire, den er so hoch schätzte, schlimme Erfahrungen. Er berief ihn 1749 zu sich, erhob ihn zu seinem Kammerherrn, überhäufte ihn mit Ehren und Geschenken. Aber Voltaire zeigte in Berlin die ganze Häßlichkeit seines Charakters. Seine Eitelkeit, Eifersucht, Habsucht und Rachgier erregten fortwährend die ärgerlichsten Auftritte; er suchte jedes fremde Verdienst zu unterdrücken und stiftete am Hofe allerlei Ränke. Da er auf Friedrichs wolwollende, doch ernste Vorstellungen nicht hörte, so fiel er 1753 in Ungnade und ging wieder nach Frankreich zurück. Dort vergalt er des Königs langjährige Freundschaft dadurch, daß er dessen Gedichte, die er ihm gestohlen, veröffentlichte und überdies in einer niederträchtigen Schmähschrift dessen Charakter verläumdete. Auch dies verzieh ihm der König; sie traten später wieder mit einander in einen Briefwechsel, der erst mit Voltaires Tode aufhörte. Friedrich brauchte ihn als Grammatiker. „Es ist recht Schade, schrieb er schon 1749 an Algarotti, daß eine so nichtswürdige Seele mit einem so herrlichen Genie verbunden sein kann; allein ich habe seiner zum Studium der französischen Sprache nöthig. Man kann Schönes von einem Bösewicht lernen.

Ich will sein Französisch, was geht mich seine Moral an!" Dennoch begann Friedrich nach solchen Erfahrungen, sein weiches Gemüth mehr und mehr zu verschließen. Er gewöhnte sich, auf persönliche Verhältnisse zu verzichten, und fand seine Befriedigung bald nur noch in der unermüdlichen Arbeit für den Ruhm und die Wolfahrt seines Volkes. Selten hat ein Mensch ein so lebendiges und starkes Pflichtgefühl gehabt wie er. „Ein Fürst," sagte er in seinem politischen Testament 1752, „der aus Schwäche oder um seines Vergnügens willen das edle Amt versäumt, das Wol seines Volkes zu befördern, ist nicht allein auf dem Thron unnütz; er macht sich sogar eines Verbrechens schuldig. Denn nicht dazu ist der Fürst zu seinem hohen Range erhoben und mit der höchsten Gewalt betraut, um sich mit dem Marke des Volkes zu mästen und im Glücke zu schwelgen, während das Volk leidet. Der Fürst ist der erste Diener des Staates und gut bezahlt, um die Würde seiner Stellung aufrecht zu halten, aber man verlangt von ihm, daß er nachdrücklich zum Wole des Staates arbeite".

Ein solcher König, der nicht bloß so sprach, sondern auch so handelte, hatte ganz Recht die Volkssuveränität zu verkünden und gleichwol unumschränkt zu herrschen. Für einen solchen König trug man auch die Lasten gern. Sie waren in Preußen hart genug: schwere Steuern, drückender Kriegsdienst. Aber das Geld und die Kinder des Volks dienten einzig und allein echt vaterländischen Zwecken: Preußens Ruhm und Größe. Allerdings die Stärke des Heeres war für den kleinen Staat unnatürlich hoch (150,000 Mann im Jahre 1755); aber alles, was Friedrich für Aufklärung, Duldung, Gerechtigkeit, Gleichheit vor dem Gesetze that, ward nur dadurch möglich, daß er allen alten Vorurtheilen militärisch trotzte. War er doch mit seinen Ideen der Zeit vorausgeeilt, als er die Aufklärung auf den Thron erhob. Wie haßte ihn die ganze alte Gesellschaft, die unfähigen und elenden Fürsten, die in den meisten andern Staaten regierten, mit ihrem Hofgesindel, ihren Pfaffen und Feudal-Aristokraten! Sie wanden sich unter den Geißelhieben seines bittern Spottes, dem er rücksichtslos die Zügel schießen ließ; sie waren beschämt von seinen Thaten; sein ganzes Wesen war eine ungeheure Neuerung und eine stete Drohung für sie. Und nun der Neid der großen Mächte ringsum. Wie hätte gegen solche Feindschaft Preußen bestehen mögen ohne ein übermäßig großes Heer! Das fühlte Friedrichs Volk gar wol; es fragte nicht danach, ob es wie alle anderen Deutschen in der Form der Despotie beherrscht wurde, das verstand sich damals in Deutschland von selbst; es war zufrieden, daß es gut regiert wurde, und dies verstand sich damals in Deutschland *nicht* von selbst: denn darin eben lag der unermeßliche Unterschied zwischen Friedrichs Absolutie und derjenigen fast aller anderen deutschen Fürsten, daß er alles für sein Volk, diese aber alles für sich thaten; daß seine Herrschaft edel und ruhmreich, jene schmachvoll und erbärmlich war; daß in Berlin ein tüchtiger König, anderwärts ein Haufe von Günstlingen und Mätressen, Pfaffen und Junkern regierte. Und dann die reichen Ehren, die der Staat durch ihn erwarb, waren nicht schon sie der Opfer werth, die gebracht wurden? Es entbrannte eine preußische Begeisterung, die über manche Leiden hinweghalf und zu größeren Leistungen befähigte. Kurz Friedrich war ein rechter Volkskönig und wahrer Vater des Vaterlands wie weder vor noch nach ihm einer. Mit Recht nannten ihn seine Preußen Friedrich den *Einzigen*.

Der siebenjährige Krieg.

Durch Friedrichs Genie und seines Volkes Tapferkeit war erreicht, wohin Jahrhunderte lang in der Mark Volk und Fürst mit Anstrengung und Talent und mit Glück gestrebt hatten: der norddeutsche Staat als Hort des Protestantismus auf dem Kontinent war festgestellt, Brandenburg-Preußen eine Groß- und Weltmacht geworden. Dies Ereigniß, obwol aus der Natur der Dinge und Menschen hervorgegangen, erweckte doch, wie jedes große Neue, zunächst nur den Widerspruch und Widerstand aller der Mächte, die ein Interesse an dem Fortbestehen des Alten hatten oder zu haben vermeinten. Es war natürlich, daß diese sich wider den Eindringling und Emporkömmling vereinigten, und nothwendig, daß letzterer auch gegen alle zusammen seinen Platz behauptete. Dieses sachliche Verhältniß erhielt nun dadurch einen ganz besonders schroffen Ausdruck, daß es sich sofort in ein persönliches umsetzte. Denn zu einer Zeit, wo fast alle Staaten despotisch waren, kam es in der Regel weit mehr auf die Stimmung der Fürsten als auf die Interessen der Staaten an. Und es traf sich damals, daß im größten Theile Europas beides zu Ungunsten Preußens zusammenfiel. Das Aufkommen dieser neuen Großmacht, zunächst und am meisten auf Kosten Oesterreichs geschehen, war doch auch ein Nachtheil für die beiden anderen Hauptmächte des Festlandes, für Frankreich und Rußland. Denn jenes büßte seinen alten und ihm bisher so vortheilhaften Einfluß in Deutschland ein, wenn hier der Norden von Preußen wie der Süden von Oesterreich beherrscht ward; Rußland aber konnte nicht hoffen, so ungestört nach dem Westen vorzudringen, wenn es hier auf zwei deutsche Hauptmächte, statt auf eine stieß. Die deutschen Kleinstaaten endlich mußten fürchten, allmählich von einer Macht verschlungen zu werden, die sich in Deutschland so erfolgreich ausbreitete. Selbst Schweden durfte sich von ihr bedroht fühlen, so lange es noch ein Stück von Pommern besaß. Um so energischer konnten sich auf diesem Boden die persönlichen Leidenschaften bewegen. Die europäische Fürstenschaft haßte Friedrich den Großen; seine geistige Ueberlegenheit erbitterte, seine selbstvergessene Regententhätigkeit beschämte sie; die freisinnigen Grundsätze, die er in politischen und religiösen Dingen verkündigte, erregten ihren Abscheu und ihren Schrecken. Bei den königlichen und kaiserlichen Höfen, die bisher die Mittelpunkte der hohen Politik gewesen, kam noch der Aerger hinzu, daß man nicht bloß einen neuen Nebenbuhler in der Welt habe, sondern daß der Kollege in Berlin so widerharig sei und lediglich auf eigenen Füßen stehen wolle. In der That, Friedrich der Große wußte seine Würde, so klein sein Staat auch im Vergleich zu den andern Großmächten war, überall aufrecht zu erhalten; ohne glänzenden Aufwand spielte seine Diplomatie doch eine große Rolle. „Denke Er, daß ich mit 100,000 Mann hinter Ihm stehe," schrieb er seinem Gesandten, der sich über die karge Besoldung beklagte, die dem Ansehen des Staats Abbruch thue. Die Franzosen waren seit 100 Jahren gewohnt, an deutschen Höfen die Gönner und Beschützer zu spielen; damit kamen sie in Berlin schlecht an. Die Russen hätten den König von Preußen gern wie einen polnischen Satrapen behandelt; damit war es auch nichts. Ebensowenig konnte in Berlin von einem Ansehn des deutschen Kaisers, d. h. des wiener Hofes, die Rede sein. Friedrich trat ihnen allen voll Selbst-

gefühls entgegen; er wich nicht einen Zoll breit von seiner Würde und seinem Vortheile ab. Aber nicht nur unbequem war er allen, sie fürchteten ihn auch. Er galt für ehrgeizig, für ebenso unternehmend als unruhig und unzuverlässig, für einen Mann, der rücksichtslos in der Wahl der Mittel nur seinen Zweck verfolge, für einen sehr gefährlichen Mann, der zu allem fähig, von dem man sich des Schlimmsten versehen dürfe, der mit seinem vollen Schatz und überstarken Heere immer bereit sei, die Nachbaren anzufallen und zu berauben. Sie hatten ja erfahren, wie genial und rücksichtslos dieser Eroberer seine Macht brauchte, wie sein Glück seinen Fähigkeiten gleich war, und sie meinten, er laure nur darauf, neue Gewaltstreiche zu vollführen. Kurz die erlauchte Gesellschaft betrachtete ihren ruhmgekrönten Mitfürsten voll Mißtrauens und Mißvergnügens. Friedrich wußte es wol, aber er verachtete sie zu gründlich, um sich mit ihnen auf freundlicheren Fuß stellen zu mögen. Von Natur zu stachlichtem Witz geneigt, ersparte er keinem seiner gekrönten und ungekrönten Mitfürsten die beißendsten Spottreden, die ihm in reicher Fülle auf die Zunge kamen. Er spielte den Satyr mündlich und schriftlich gegen alle und jeden. Es war auch schwer nicht zu spotten, wenn man betrachtete, wie es damals um die Regierungen Europas stand. In Paris ein elender König, Ludwig XV., der den Staat einem kopflosen Ministerium und seiner Mätresse, der Marquise von Pompadour, überließ; in Petersburg eine Kaiserin, Elisabeth, bei der die Faulheit und Lüderlichkeit um die Herrschaft stritten; in Wien die Bigotterie der Maria Theresia und die Wechselgeschäfte ihres Strohmanns, des Kaisers; in Schweden eine brutale und unfähige Adelsherrschaft; in Sachsen ein Fürst, der absolut nichts that und seinen Minister Brühl das Land ruiniren ließ; an den übrigen deutschen Höfen meistens Pfaffen und Junker oder Günstlinge und Mätressen am Ruder oder gar biedere Landesväter, wie jener Karl Fr. Wilh. v. Ansbach (1723—1757), der einmal seiner Mätresse zum Spaß einen Schornsteinfeger vom Dache schoß, weil sie den Mann gern wollte herunterpurzeln sehn, und der nachher der hungernden Witwe des Ermordeten als Entschädigung 5 Gulden gab. Sollte da ein so geistreicher und witziger Fürst wie Friedrich an sich halten und nicht diese Erbärmlichkeiten geißeln, wie sie es verdienten! Natürlich wurde jedes bittere Wort denen, die es traf, hinterbracht; sein Spott reizte sie zur Wuth und entflammte die Rachsucht, die um so gewaltiger aufloderte, da die mächtigsten unter den Getroffenen Weiber waren.

Niemand schürte den allgemeinen Haß gegen Friedrich II. eifriger als Maria Theresia; sie bildete den Mittel- und Vereinigungspunkt aller seiner Widersacher. Niemand hatte auch so viel Grund zur Feindschaft wie sie. Den Kampf um ihres Vaters Erbe hatte sie gegen die alten Mächte Europas glücklich bestanden; im aachener Frieden 1748 war der österreichische Erbfolgekrieg ehrenvoll für sie beendigt worden; außer einem kleinen Gebiet in Italien, Parma und Piacenza, das sie an Spanien abtrat, hatte sie das Ihrige glücklich behauptet. Nur dem Könige von Preußen, diesem Staate, den Habsburg bisher als Vasallen zu betrachten pflegte, war sie erlegen; nur an ihn hatte sie Schlachten und eine Provinz verloren; auf ihre Kosten war er groß und berühmt geworden. Und jene eine Provinz — welch ein Verlust. Zog Friedrich nicht aus den schlesischen Domänen jetzt zehnmal so viel und aus ganz Schlesien zwei Millionen Thaler mehr als einst ihr Vater, und 40,000 Soldaten, wo dieser kaum 4000 er-

halten? Dies alles schien ihr auf die ungerechteste und gehässigste Weise entrissen zu sein. Wer konnte wissen, ob der böse Nachbar nicht wieder einmal über sie herfalle; er rüstete ja von Jahr zu Jahr stärker. Und nicht bloß Habsburgs Größe und Macht und ihr eigener Ruhm, auch die katholische Religion, die ihr ebenso sehr am Herzen lag, hatte durch Friedrich schwere Einbuße erlitten. Denn war nicht Schlesien schon auf bestem Wege gewesen, ganz katholisch zu werden; nun triumphirte dort wieder der Protestantismus. Alles, was ihr Schlimmes je zugestoßen, war ihr von Friedrich II. gekommen, von diesem abscheulichen Freigeist; wie haßte sie diesen bösen Dämon ihres Lebens, ihres Hauses. Ihn zu demüthigen, zu vernichten, mindestens das Verlorene wieder zu erobern, das war ihr fester Entschluß. Darum brachte sie die Verwaltung ihrer Staaten in bessere Ordnung, namentlich die Finanzen und das Heer, welches auf 200,000 Mann erhöht wurde. Darum trieb sie ihre Diplomaten zu verdoppelter Emsigkeit, die beiden Vorbedingungen, die sie sich stellen mußte, zu verwirklichen: sie wollte den Frieden nicht ohne weiteres brechen, sondern unter irgend einem scheinbaren Vorwande; und sie wollte nicht allein angreifen, dazu war Oesterreich einem Friedrich den Großen gegenüber nicht stark genug, sondern im Bunde mit mehreren, mit Uebermacht. Sie arbeitete also zunächst daran, nicht bloß Preußen zu isoliren, was ihr bei der allgemeinen Stimmung der Höfe leicht wurde, sondern auch einen großen europäischen Bund gegen den gefährlichen Emporkömmling zu Stande zu bringen. Da bot sich ihr nun zuerst Rußland als Bundesgenosse dar. Die Kaiserin Elisabeth, erbittert durch Friedrichs Spottreden und angetrieben von ihrem Kanzler Bestuschef, den Oesterreich bestochen hatte, schloß mit ihr schon 1746 ein enges Bündniß und ließ (1753) den Senat in Moskau die Erklärung abgeben: „man müsse suchen, das aufstrebende Preußen wieder zu dem früheren mittelmäßigen Zustande zurückzubringen“. Der dritte im Bunde war August von Sachsen und Polen, oder vielmehr sein allmächtiger Günstling Brühl, der Friedrich den Großen mit der ganzen Kraft seiner kleinen Seele haßte und dem wiener Hofe beim Ränkeschmieden rüstig handlangerte. Gern hätte Maria Theresia ihren alten Freund, den König von England, herbeigezogen; aber so abgeneigt dieser seinem Neffen auch war, in England entschied nicht die Laune des Fürsten, sondern das Interesse des Staates, und zu diesem stimmte die Unterdrückung des protestantischen Preußens keineswegs. Dagegen gelang dem wiener Hofe eine Verbindung, die niemand, auch nicht Friedrich der Große, für möglich gehalten hatte; so sehr widersprach sie aller politischen Vernunft: Frankreich ward gewonnen, Preußen zu Gunsten Oesterreichs zerstören zu helfen. Zwar lag es im französischen Interesse, Preußen wieder zu einem Mittelstaat herabzudrücken, aber doch nur in dem Falle, daß Habsburg davon keinen Nutzen zog. Dennoch geschah das Unerwartete; ein Meisterstück der Diplomatie, welches der österreichische Kanzler, Graf Kaunitz, Maria Theresias rechte Hand, zu Stande gebracht hatte. Freilich kostete es viel Mühe; die französischen Staatsmänner wollten sich nicht überreden lassen, der uralte Gegensatz zwischen Bourbon und Habsburg sei nur ein Vorurtheil, Frankreichs jahrhundertelanges Ringen mit Oesterreich ein Irrthum gewesen; Kaunitz kannte aber die Hebel, die hier anzuwenden waren. Auf seinen Rath vergaß sich die stolze Kaiserin, die sittenstrenge Maria Theresia, so weit, daß sie an die Pompadour eigen-

händig einen freundschaftlichen Brief schrieb und dieselbe darin „meine Kusine" anredete. Wie stach dies gegen Friedrichs Verhalten ab, der jener Person immer seine Verachtung bezeigte und seinem Gesandten verbot, ihr, wie die übrigen Gesandten thaten, Besuche abzustatten. Ludwig XV. selbst, der seine Ausschweifungen durch Frömmelei gut zu machen meinte, wurde dadurch von Preußen abgewendet, daß man ihm vorstellte, Friedrich sei ein Gottesleugner, und Preußens Unterdrückung ein Gewinn für den Katholizismus. Den Ausschlag gab dann das Verhältniß zu England. Im Jahre 1755 brachen zwischen den Engländern und Franzosen in Nordamerika und zur See Feindseligkeiten aus, welche die Vorboten eines Krieges zwischen diesen beiden Nationen waren. Georg II. lag nun alles daran, sein geliebtes Kurfürstenthum Hannover durch eine Hülfsmacht decken zu lassen. Er wandte sich an Oesterreich, aber Maria Theresia wies ihn ab, da ihr Frankreichs Freundschaft gegen Preußen wichtiger war. Er wandte sich nun an Preußen. Friedrich kannte die österreichischen Entwürfe und Umtriebe, namentlich die Verhandlungen zwischen den Höfen von Wien, Dresden und Petersburg; ein bestochener sächsischer Kanzelist, Namens Menzel, hatte ihm Abschriften davon verschafft. Eben darum rüstete er ja so unablässig, weil er den Sturm heraufziehen sah. Als nun Georg II. ihm ein Bündniß antrug, so ging er darauf ein, weil er meinte, es werde den Frieden in Deutschland sicher stellen. Denn die Engländer hatten durch ihr Gold bei der russischen Kaiserin viel Einfluß, und was Frankreich betraf, so schien es allzu unwahrscheinlich, daß es zu Oesterreichs Nutzen wirklich mit ihm brechen werde. Er schloß also zu Westminster am 16. Januar 1756 mit England einen „Neutralitätsvertrag", kraft dessen beide Theile sich Beistand gegen jeden Angriff in Deutschland versprachen. In Paris schrie man nun abgeschmackter Weise über den „Abfall des Königs von Preußen", der seine alten Verbündeten, die Franzosen, verlasse, und Kaunitz brachte Ludwig XV. dahin, daß er (1. Mai 1756 zu Versailles) mit Maria Theresia ein förmliches Vertheidigungsbündniß einging, dessen Spitze gegen Preußen gekehrt war. Nun durfte Maria Theresia hoffen, mit französischem Gelde auch Schweden, die deutschen Fürsten und besonders Rußland ins Feld zu bringen. In der That, die russische Kaiserin gab unbedenklich die Freundschaft mit England auf; ihr Haß gegen Friedrich II. war so leidenschaftlich, daß sie am liebsten sogleich losgeschlagen hätte. Dies verhinderte Kaunitz indessen; man kam überein, in diesem Jahre die diplomatischen und militärischen Rüstungen zu vollenden und im nächsten Frühjahr den König von allen Seiten anzugreifen. Maria Theresia sah schon im Geiste ihre alten Theilungspläne verwirklicht und den verhaßten König von Preußen zu einem bloßen Markgrafen von Brandenburg herabgedrückt. Denn nach ihrem Entwurfe sollte Schlesien mit Glatz an Oesterreich, das Königreich Preußen an Polen, dafür Kurland und Semgallen an Rußland, Magdeburg an Sachsen, Pommern an Schweden kommen; Frankreich aber durch das Herzogthum Luxemburg oder Kleve belohnt werden, während die spanischen Bourbonen statt Parmas und Piacenzas Belgien bekämen. Die Absicht war, Rußland sollte angreifen und der Katze die Schelle anhängen, Oesterreich als Bundesgenosse folgen, die Franzosen (die ihren Krieg gegen England zur See schon jetzt eröffneten) würden dann, nebst den Schweden, Beistand leisten; Sachsen wollte sich erst auf den Turnierplatz wagen,

wenn der Ritter im Sattel wanke. So verschwor sich Europa gegen Preußen; eine Todesgefahr auch für den Protestantismus, für ganz Deutschland, dessen aufdämmernde Aufklärung den Dunkelmännern, dessen Grenzmarken dem Auslande überliefert werden sollten. Es fragte sich für Friedrich, nicht ob der Krieg zu vermeiden, sondern wie er am besten aufzunehmen. Vor die Wahl gestellt, abzuwarten, bis das Netz sich rings um ihn schließe, oder rasch und kühn selber anzugreifen, entschied er sich für das Letztere; denn er selbst war kampfbereit, jeder Augenblick aber, den er den Feinden zur Vollendung ihrer Rüstungen ließ, vermehrte deren Kraft und erschöpfte die seinige. So erhob er sich wie der gereizte Löwe zu einem Hauptschlage. Wenn er Kursachsen überfalle, dann Oesterreich bedränge, so werde die Hauptlast des Krieges auf dessen Verbündeten fallen, er selbst aber den Vortheil haben, den Krieg in Feindesland zu führen und für Preußen die Streitmittel zu gewinnen, welche Sachsen an Oesterreich geben wollte. Dann werde sich, so hoffte er, die furchtbare Verschwörung gegen ihn in Rauch auflösen.

Um indessen zu zeigen, wie abgeneigt er dem Kriege sei, ließ er durch seinen Gesandten am wiener Hofe zweimal in freundlicher Weise Aufklärung über den Zweck der österreichischen Rüstungen verlangen und fragen, ob die Truppen, die man in Böhmen zusammenziehe, vielleicht gegen ihn gerichtet seien. Wie er vorausgesehen, ertheilte Maria Theresia nur ungenügende und ausweichende Antworten (21. August). Da war er entschieden: „Besser zuvorzukommen als sich zuvorkommen zu lassen," schrieb er dem Könige von England. Am 28. August 1756 brach er mit 70,000 Mann und 224 Geschützen in Sachsen ein. Der Krieg begann. Mit welchem Geiste aber Friedrich in den Kampf ging, das zeigt am besten die geheime Instruktion, die er seinem Minister Grafen Finkenstein in Berlin zurückließ. Er sagt darin: „Im Falle daß ich getödtet werde, sollen die Angelegenheiten ganz ohne die geringsten Aenderungen ihren Lauf behalten, und ohne daß man bemerken kann, daß sie sich in andern Händen befinden; in diesem Falle muß man die Huldigung an den Prinzen von Preußen hier wie in Preußen und Schlesien beschleunigen. Wenn ich das Unglück hätte, vom Feinde gefangen zu werden, so verbiete ich, daß man auf meine Person die geringste Rücksicht nehme, oder daß man im Allergeringsten darauf achte, was ich etwa aus der Gefangenschaft schreibe. Wenn mir ein solches Unglück begegnet, so will ich mich für den Staat opfern, und man soll alsdann meinem Bruder Gehorsam leisten, welchen so wie die Minister und Generale ich mit ihrem Kopfe dafür verantwortlich mache, daß man für meine Befreiung weder eine Provinz noch Lösegeld anbiete, daß man vielmehr den Krieg fortsetze und alle Vortheile benutze, ganz so als hätte ich niemals in der Welt existirt. Zum Zeichen daß dies nach klarer und reifer Ueberlegung mein fester und ernster Wille ist, zeichne ich mit meiner Hand und drücke mein Siegel darauf. Friedrich."

Das war sein Abschied; ein echtes Königswort. So reiste er zum Heere ab.

Kursachsen, ein Land fast so groß und bevölkert wie Schlesien und wohlhabender als dieses, mußte schon seiner geographischen Lage, der böhmischen Päſſe wegen, sich bei jedem Kriege zwischen Preußen und Oesterreich im Besitz der norddeutschen Großmacht befinden, wenn diese mit Aussicht auf Erfolg kämpfen sollte. Seine Besetzung war daher ebensowol eine militärische wie eine politische Noth-

wendigkeit. In 14 Tagen war sie vollbracht; die sächsischen Truppen (17,000 Mann) zogen sich unter dem Feldmarschall Rutowski in ein verschanztes Lager bei Pirna zurück. König August mit Brühl und dem Hofstaat flüchtete auf den Königsstein, von wo er alle Anträge Friedrichs, sich mit ihm zu verbünden, entschieden abwies und seine Sachsen ermahnte, für ihn bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen. Friedrich schloß nun das sächsische Heer bei Pirna ein und zwang unterdessen alle Kräfte des Landes in seinen Dienst. Es wurden starke Lieferungen beigetrieben, aber treffliche Mannszucht gehalten, und auch sonst das ganze sächsische Land so behandelt, als wäre es eine preußische Provinz. Verwaltung und Handel gingen ihren Gang; den sächsischen Unterthanen wurde, wo sie es bedurften, Brot und Satkorn geliefert. Die Beamten wurden durch Handschlag in Pflicht genommen oder, wenn sie sich weigerten, entlassen, und durch Preußen ersetzt. Die Einschließung des sächsischen Lagers dauerte indeß länger, als Friedrich erwartet hatte. Es war sehr fest, geschützt durch die Höhen zwischen dem Sonnen- und Königsstein, und Friedrich wollte nicht stürmen lassen, weil er die sächsischen Truppen schon als seine eigenen ansah; er befahl, sie durch Hunger zur Ergebung zu nöthigen. Die Oesterreicher machten nun einen Versuch, ihre Bundesgenossen zu entsetzen. Der Feldmarschall Brown, Oesterreichs bester Feldherr, rückte mit 33,000 Mann und 94 Geschützen längs der Elbe nach der sächsischen Grenze vor. Friedrich ging ihm, nachdem er eine Abtheilung seines Heeres bei Pirna zurückgelassen, mit einer anderen, 24,000 Mann und 100 Geschützen, entgegen; er traf ihn am 30. September beim böhmischen Städtchen Lowositz am rechten Elbufer. Eilig besetzte er in der Nacht den Schlüssel der feindlichen Stellung, zwei vor derselben liegende Höhen, links den Loborsch- und rechts den Homolkaberg, und befahl Morgens 7 Uhr des 1. Oktobers den Angriff. Ein dichter Nebel verhüllte ihm Anfangs die Aufstellung der Oesterreicher; erst als derselbe gegen Mittag fiel, kam es zu einer regelmäßigen Schlacht. Nach einem heftigen, doch unentschiedenen Reitergefechte stürmten die Oesterreicher tapfer den Loboschberg, das preußische Fußvolk trieb sie aber mit Gewehrfeuer, dann, als es sich verschossen, mit gefälltem Bajonet und mit Kolbenschlägen zurück. Nun drangen die Preußen bis Lowositz nach, das mit österreichischen Truppen überfüllt war, steckten die Stadt in Brand und jagten den Feind heraus. Um 3 Uhr Nachmittags trat Brown mit Verlust von 3000 Mann, 3 Kanonen, 3 Fahnen, 700 Gefangenen den Rückzug an. Die Sieger verloren 3300 Mann an Todten und Verwundeten; „das sind nicht mehr die alten Oesterreicher!“ meinte Friedrich, und von seinen eigenen Kriegern sagte er: „Nie haben meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit gethan, seitdem ich die Ehre habe sie zu kommandiren.“ Die Folgen dieses Sieges waren für ihn sehr günstig; er hatte die aus den beiden ersten schlesischen Kriegen überkommene Ansicht von der Unbesiegbarkeit der Preußen und von der überlegenen Feldherrnkunst ihres Königs von Neuem bestätigt, das Heer wieder für den Kriegsruhm begeistert und, was zunächst am wichtigsten war, Sachsen behauptet und dem sächsischen Heere die Hoffnung auf Beistand abgeschnitten. Diese braven Truppen duldeten bereits die äußerste Noth, während ihr König und Brühl nach wie vor mitten unter ihnen schwelgten. Endlich da ein Versuch am 11. Oktober aus dem Lager herauszubrechen und mit Brown, der sich zu diesem Behufe bis Schandau herangewagt, in Verbindung zu treten, voll-

ständig mißglückte, so waren zwar die immer schmählich vernachlässigten und jetzt durch Hunger, Kälte und Nässe erschöpften Truppen noch zum Widerstande gegen die Preußen bereit, aber mit Recht erklärte ihre Generalität, es sei unmöglich mit den durch 72stündigen Hunger abgematteten Soldaten, den völlig unbrauchbaren Pferden, ohne Brot, Futter, Geschütz und Munition durch die preußischen Verhaue zu dringen, und selbst wenn das gelänge, sich weiter zurückzuziehen; ein solches Unternehmen würde das kleine Heer nur unnütz auf die Schlachtbank führen. Rutowski knüpfte daher mit dem preußischen General Winterfeld, der die Belagerer befehligte, Verhandlungen an. Dieser ließ sofort 72,000 Pfund Brot für die Ausgehungerten herbeischaffen. König August aber wollte den Beschluß des Kriegsraths nicht bestätigen, befahl vielmehr den Angriff, obgleich er selbst sich wol hütete, den sichern Königsstein zu verlassen. Als man ihm aber sagte, auch der Königsstein könne leicht ausgehungert werden, gab er nach, und so wurde die **Kapitulation zu Pirna** am 15. Oktober abgeschlossen. Das ganze sächsische Heer, noch 14,000 Mann mit 49 Kanonen, wurde kriegsgefangen; die Offiziere wurden auf das Versprechen, nicht ferner gegen Preußen dienen zu wollen, sammt dem Könige und dem Hofstaat entlassen, die Gemeinen in das preußische Heer gesteckt. Brühl reiste mit seinem Könige nach Warschau, wo er fortfuhr zu schwelgen und Schätze zu sammeln. Sachsen aber mußte die schlechte Politik seines Fürsten schwer büßen; auf kein Land fiel die Last des Weltkrieges, der nun entbrannt war, schwerer. Seit Menschenaltern hatten die Sachsen von ihrem Fürstenhause die empörendste Behandlung und eine gräuliche Mißregierung erfahren. Man durfte annehmen, daß sie keine Anhänglichkeit an eine Familie haben könnten, die weder auf ihre Achtung noch auf ihre Liebe Anspruch besaß, die nicht einmal die Religion ihres Landes und ihrer Väter sich bewahrt hatte. Unbedenklich verleibte daher Friedrich die sächsischen Truppen seinem Heere ein. Aber die Sachsen blieben ihrem Fürstenhause unerschütterlich treu und hielten es im Herzen mit Oesterreich, obwol dessen Truppen auch in der Folge viel übler in Sachsen hausten als die Preußen. Sie liefen einzeln oder massenhaft davon oder fochten schlecht, brachten ihrem neuen Kriegsherrn also mehr Nachtheil als Nutzen. Uebrigens hatte ihre Ausdauer bei Pirna der Sache Oesterreichs sehr wesentlich genützt. Denn Maria Theresia, die andernfalls Böhmen verloren hätte, erhielt nun Zeit ihre Kriegsrüstungen zu beendigen. Es war nicht das erste und nicht das letzte Mal, daß Sachsen zu größtem eigenem Schaden die Habsburger rettete. Anstatt diese Wolthat anzuerkennen, verspotteten Brown's Soldaten das „sächsische Piket," wie sie die unglückliche Armee nannten, und in der wiener Hofburg betrachtete man nach dem alten hier herrschenden Grundsatze Sachsens Aufopferung als Pflicht.

Die preußischen Heere bezogen nun in Sachsen und Schlesien die Winterquartiere, und die Muße bis zum nächsten Feldzuge wurde beiderseits mit Rüstungen und mit einem erbitterten Federkriege ausgefüllt. König August erfüllte die Welt mit seinen Klagen; Kaiser Franz erließ ein drohendes Abmahnungsschreiben (Dehortatorium) an Friedrich, er solle von seiner „Empörung" abstehen, und an die preußischen Offiziere, die er aufforderte, ihren König zu verlassen. Natürlich hatte dies keinen Erfolg. Der deutsche Reichstag zu Regensburg beschloß (am 17. Januar 1757) mit einer Majorität von 60 Stimmen, die von Frankreich erkauft waren, den Reichsexekutionskrieg gegen den „Friedensstörer" und ließ den Beschluß

dem preußischen Gesandten daselbst mittheilen. Dieser aber, ein Herr v. Plotho, der schon früher den Reichstag verhöhnt hatte, indem er darauf bestand, durch das Diktiren einer ganzen 15 Bogen starken Schrift die alterprobte Schreibegeduld der Reichstags-Pedanten zur Verzweiflung zu bringen, warf jetzt den Notar, der ihm den Brief des Reichstags überbrachte, zur Thür hinaus. Uebrigens bewies Friedrich II. durch den Abdruck der Akten des geheimen Archivs in Dresden, deren er sich gleich bei seiner Ankunft daselbst trotz des persönlichen Widerstandes der Königin von Polen bemächtigt hatte, daß sein Kriegszug nichts anders als eine That der Nothwehr war. Witzlinge sagten, der Krieg sei von Friedrich II. aus Vorsicht, von den Gegnern aus Spekulation unternommen. Es schien doch, als wenn Maria Theresia ganz richtig spekulirt hatte. Welch eine Uebermacht brachte sie ringsum gegen Preußen ins Feld. Am 22. Januar 1757 sicherte ihr die russische Kaiserin vertragsmäßig gegen Subsidien und den Besitz Ostpreußens ein Hülfsheer zu. Am 1. Mai schloß Frankreich mit ihr einen ähnlichen Vertrag, worin es sich verpflichtete, ihr 105,000 Mann Franzosen und 10,000 Baiern und Würtemberger als Hülfstruppen zu stellen, auch jährlich 12 Millionen Gulden Subsidien zu zahlen. Ihrerseits versprach Maria Theresia, 80,000 Soldaten aufzubringen, und trat an Frankreich einige Stücke Belgiens ab. Im Falle des Sieges sollten Schlesien, Glatz und Krossen an Oesterreich, Magdeburg, Halberstadt und der Saalkreis an Sachsen, Vorpommern an Schweden, Kleve und Obergeldern an Kurpfalz, Luxemburg und Belgien für Parma und Piacenza an die spanischen Bourbonen fallen. Später trat auch der schwedische Reichstag, durch französisches Geld bestochen, dem Bunde förmlich bei und versprach gegen Subsidien ein Heer von 25,000 Mann. Am feilsten waren die deutschen Fürsten; gern hätten sie sowol von Frankreich als von England Geld genommen, die meisten indeß verkauften sich oder vielmehr ihre Landeskinder an Frankreich. Der Herzog von Würtemberg zog während dieses Krieges 7½ Millionen Livres, Kurpfalz 11,300,000, Kurköln 7,300,000, Baiern (bis 1768) 8,700,000, Sachsen (von 1750—63) 8,768,882, Baireuth 1,100,000, der Herzog von Zweibrücken (bis 1772) 4,379,000, Hessendarmstadt erhielt 1759 ein Almosen von 100,000, Kurmainz 500,000, Waldeck 50,000, Lüttich, Mecklenburg, Nassau, Saarbrücken zusammen etwa 3,000,000. Das Meiste brachte Oesterreich an sich, es empfing (von 1757 bis 1769) 82,652,479 Livres. Maria Theresia verwendete dieses Geld wenigstens im Interesse ihres Staates; die anderen Fürsten aber trieben einfach Menschenhandel, verkauften ihre Unterthanen zu Zwecken, die dem Vortheil Deutschlands oder ihrer engeren Heimat ganz fremd waren. Auch die Schweizer dienten dem Auslande für Sold, zogen das Geld aber für sich; bei den Deutschen zogen es die Fürsten und verpraßten es mit ihren Günstlingen, Schranzen und Beischläferinnen, während ihre armen Soldaten als Kanonenfutter dienten und, wenn sie nicht in der Fremde eingescharrt wurden, nachher als zerschossene Krüppel betteln gingen. Mußte da nicht jeder wahre Vaterlandsfreund für den König von Preußen Partei nehmen, für den großen Gegner dieser erbärmlichen Gesellschaft, die sich unter Habsburgs Auspizien verschwor, Ostpreußen russisch, ganz Pommern schwedisch, Luxemburg spanisch zu machen! In der That war die öffentliche Meinung nicht bloß in Preußen, dessen Volk seinem Heldenkönige mit Begeisterung anhing, sondern auch in dem übrigen protestantischen Deutschland für

Friedrich gestimmt; um so mehr, da der Papst diesen Krieg für einen Religions=krieg erklärte und den katholischen Mächten erlaubte, ihre Geistlichkeit zu diesem Zwecke zu besteuern.

Obgleich nun Friedrich offenbar die Sache der Freiheit und des Protestantismus verfocht, so blieben die Engländer doch Anfangs unthätig, und in Deutschland standen nur einige kleine Staaten, Braunschweig, Baden, Hessen=Kassel, die thüringischen Herzogthümer und Schaumburg=Lippe auf Preußens Seite oder vielmehr auf Englands, denn dieses zahlte ihnen das Geld, wofür sie ihre Soldaten zur Vertheidigung Hannovers abschickten. Friedrich war also in der Hauptsache auf seine eigenen Kräfte angewiesen.

Im Frühling 1757 begann nun das ungleiche Spiel. Von allen Seiten rückten die Feinde heran: 175,000 Oesterreicher (darunter 13,000 bairische, würtembergische und sächsische Söldner), 105,000 Franzosen, 32,000 Mann Reichstruppen (darunter 10,000 von Frankreich gemiethete Baiern und Würtemberger), 100,000 Russen, 22,000 Schweden, im Ganzen 434,000 Mann. Dieser Uebermacht hatte Friedrich nur 200,000 Mann gegenüber zu stellen; aber sie gehörten ihm unbedingt, glühten von kriegerischer Begeisterung, und er war der größte Feldherr des Jahrhunderts. Natürlich wartete er die aus allen Himmelsrichtungen langsam und ohne rechten Plan herankommenden Scharen der Feinde nicht ab, sondern führte nach seiner Art den Krieg in der Offensive. Seine Mittel waren zu gering, um die entlegenen Provinzen Ostpreußen und Kleve zu vertheidigen; er mußte sich auf die Behauptung Niederdeutschlands beschränken. Hannover sollten die Engländer decken helfen; er selbst übernahm die wichtigste Aufgabe, nämlich die Vertheidigung Sachsens, Schlesiens, der Marken. Als die beste Vertheidigung betrachtete er mit Recht den Angriff. In drei Kolonnen brach er daher im April nach Böhmen ein. Die Oesterreicher zogen sich auf Prag zurück. Vor dieser Stadt nahm der österreichische Oberfeldherr, Karl von Lothringen, mit 76,000 Mann eine stark verschanzte Stellung, zur Linken den Ziska= und Taborberg, davor steile Hügel, rechts die Höhen von Sterboholi mit Teichen und Sümpfen. Morgens 10 Uhr am 6. Mai griff Friedrich mit 64,000 Mann ihn hier an. Während die preußische Reiterei unter Zieten nach heftigem Kampfe die feindliche in die Flucht trieb, arbeiteten sich die Infanteriebataillone durch den Schlamm und über die Stege zu den Höhen von Sterboholi heran; aber rottenweise stürzten sie zerschmettert vor den Batterien nieder, und der österreichische Unterfeldherr, Brown, warf sie dann mit seinen Grenadieren völlig zurück, bis er selbst tödlich verwundet wurde. Vergeblich suchten Schwerin und Fouqué die geschlagenen Bataillone wieder zu ordnen. Hier war es, wo der 73jährige Schwerin vom Pferde sprang, sich selbst an die Spitze eines Regiments stellte, eine Fahne ergriff mit den Worten: „Heran meine Kinder!" und sie in den Kartätschenhagel führte. Fünf Kugeln streckten ihn todt nieder, die Fahne bedeckte den sterbenden Helden. Hier ward dem ritterlichen Fouqué die rechte Hand zerschmettert, in die linke nahm er den Degen und führte seine Schar weiter.

Auch Prinz Heinrich, Bruder des Königs, sprang vom Pferde und erstieg an der Spitze der Seinigen eine feindliche Geschützhöhe, den Taborberg. Aber die Entscheidung brachte Friedrich selber. Mit 12 Bataillonen seines linken Flügels marschirte er heran und trieb die österreichischen Grenadiere vom Schlacht=

felde; dann durchbrach auch Herzog Ferdinand von Braunschweig, der einige Regimenter des rechten Flügels führte, das feindliche Zentrum. Die Oesterreicher traten nun überall den Rückzug an, um 8 Uhr Abends war die mörderische Schlacht beendet. Sie kostete den Siegern 16,500 Mann, die todt oder verwundet auf der Wahlstatt lagen, und den Feldmarschall Schwerin, den Vater seiner Soldaten und erfahrensten Feldherrn seiner Zeit. Friedrich der Große sagt von ihm: „Schwerin allein war mehr als 10,000 Mann werth. Sein Tod machte den Siegeslorber welk, der durch ein zu kostbares Blut erkauft war. Dieser Tag sah die Säulen des preußischen Fußvolks fallen.“ Die Oesterreicher zählten 19,000 Todte und Verwundete und verloren ebenfalls einen vorzüglichen Feldherrn, den Marschall Brown. Sie büßten außerdem 5000 Gefangene, 60 Kanonen und eine Anzahl Fahnen und Standarten ein. Das geschlagene Heer warf sich voll Verwirrung nach Prag, wo nun 50,000 Mann lagen. Dennoch unternahm es der König, diese feste und weit ausgedehnte Stadt zu belagern. Denn wenn sie fiel, stand ihm der Weg nach Wien offen, wo der Schrecken so groß war, daß man bereits Vorkehrungen traf, die Archive fortzuschaffen. Aber Prag hielt sich, weil das nöthige Belagerungsgeschütz nicht rasch eintraf, und weil dann Entsatz kam. Der Mann, der ihn brachte, der in dieser Noth und überhaupt in diesem Kriege die österreichische Monarchie rettete, war der österreichische Feldmarschall Graf Leopold v. Daun.

Daun hatte nach dem aachener Frieden das Heerwesen seines Vaterlandes auf einen besseren Fuß hergestellt, was schon in der Schlacht bei Lowositz zu merken war. Von seiner Kaiserin nun zum Kriegsführer berufen, zeigte er sich durch Charakter und Fähigkeiten ganz geeignet, Oesterreichs natürliche Vortheile zur Geltung zu bringen. Höchst bedächtig und vorsichtig in seinen Maßregeln, wollte er nie etwas aufs Spiel setzen, gab sich aber auch nie eine Blöße; ein gelehrter und überaus behutsamer Feldherr, aber für diesen Krieg der rechte Mann. Denn er wußte, es kam darauf an, Zeit zu gewinnen, den Krieg in die Länge zu ziehen, damit sich die ungeheure Uebermacht entwickeln und den kleinen preußischen Staat erdrücken könne. Der stürmischen Genialität Friedrichs setzte er eine zähe, nüchterne Kriegführung entgegen; er kannte die Ueberlegenheit des Königs im Entwerfen und Durchführen großer geistvoller Pläne; sein Ziel war daher nicht sowol, Friedrich zu schlagen, als vielmehr sich nicht von diesem schlagen zu lassen. Denn das an Hülfsquellen reiche, alte, feststehende Oesterreich, zumal mit Europa im Bunde, konnte den Krieg länger aushalten als das viel ärmere, junge, aufstrebende Preußen. Eben darum mußte Friedrich schlagen und immer wieder schlagen, und zwar siegen und immer wieder siegen; denn Zögerung verzehrte die materiellen Mittel seines Staates, und eine verlorene Schlacht warf ihn an den Rand des Unterganges. So lagen in der That die Dinge. Eins freilich wog den Unterschied an Geld und Menschenzahl auf: in seinem eigenen an Hülfsmitteln unerschöpflichen Geiste, der Stärke und Größe seines Charakters fand Friedrich allemal den Ersatz für die Ungunst des Geschickes, für die Mängel seiner äußeren Lage. Doch war es richtig, einem solchen Schlachtenmeister gegenüber eine Feldschlacht zu vermeiden; ein Hannibal mußte mit den Zauberkünsten eines Fabius bekämpft werden. Darum liebte es Daun, unangreifbare Stellungen zu wählen und sich durch nichts herauslocken zu lassen. So that

er auch jetzt, als Friedrich mit einem Theile seines Heeres (34,000 Mann) von Prag herbeieilte, den Gegner, den er allzu gering achtete, zu schlagen und dadurch die Uebergabe jener Stadt zu beschleunigen. Er verschanzte sich mit den 60,000 Mann, die er von allen Seiten an sich gezogen, auf den Bergen bei Kollin am linken Ufer der oberen Elbe. Am 18. Juni griff der König an, und mit solchem Erfolg, daß Daun schon den Rückzug anordnete, aber der König änderte mitten in der Schlacht seinen Plan ab und ließ sich den halbgewonnenen Sieg wieder entschlüpfen; der preußische Angriff wurde abgeschlagen, die Preußen von den schon erstürmten Höhen wieder herunter geworfen. Mit neuem Muthe hieben die Oesterreicher und besonders die sächsischen Söldner ein, die hier wie bei Pirna das Haus Habsburg retteten. Der König bemühte sich vergebens, seine weichenden Scharen zu sammeln; von nur Wenigen begleitet, ritt er gegen eine österreichische Batterie vor, bis er von einem Begleiter gefragt wurde, ob er allein sie nehmen wolle. Da hielt er an, betrachtete durch sein Glas die Stellung des Feindes, ritt gelassen nach seinem rechten Flügel hin und gab den Befehl zum Rückzuge, der bei der heldenmüthigen Tapferkeit der Truppen des linken Flügels, namentlich Zietens, ungestört erfolgte. Fast 14,000 Preußen lagen in ihrem Blute auf dem Schlachtfelde, darunter fast das ganze erste Bataillon Leibgarde, in Reih und Glied todt, wie einst vor Pyrrhus die römischen Legionen. Daun auf seinen Höhen hatte nur 8000 Todte und Verwundete. Hocherfreut blieb er stehen, wo er war, zufrieden, daß er gesiegt. Diese Thatsache: Friedrich der Unüberwindliche endlich, wenn auch durch große Uebermacht geschlagen, Oesterreich zum ersten Mal Sieger über ihn, erregte in Wien und bei allen Feinden Preußens einen ungeheuren Jubel, in der Umgebung des Königs und in seinem Heere eine tiefe Bestürzung, eine um so tiefere, weil diese Niederlage so unerwartet kam. Maria Theresia veranstaltete glänzende Triumphfeste und belohnte ihr Heer mit reichen Geschenken stiftete auch zum Andenken dieses großen Tages den Theresiaorden.

Friedrich selbst war Anfangs schwer erschüttert; in Nimburg, wo sich seine Truppen sammelten, saß er auf einer Brunnenröhre wie Marius auf den Trümmern von Karthago; in trübem Sinnen zeichnete er mit dem Stock Figuren in den Sand. Es war seine erste Niederlage, wie mußte sie auf die Zukunft wirken! Doch bald gefaßt, fand er seine philosophische Ruhe wieder. Sein elastischer Geist erhob sich rasch von diesem Schlage. „Wie sehr würde der große Kurfürst erstaunen (schrieb er bald darauf an einen Freund), wenn er seinen Urenkel mit den Russen, den Oesterreichern, mit fast ganz Deutschland und hunderttausend Franzosen im Handgemenge sähe? Ich weiß nicht, ob es mir eine Schande sein wird zu unterliegen; aber das weiß ich, daß wenig Ruhm dabei sein wird, mich zu erdrücken." Uebrigens war er entschlossen und wußte sich fähig, die Scharte von Kollin wieder auszuwetzen. Zunächst freilich sah er sich in die Vertheidigung gedrängt, und auch in ihr zeigte er sich als Meister. Da die Belagerung Prags nun aufgehoben werden mußte, so benutzte er die Langsamkeit Dauns und des Prinzen Karl und brachte sie durch einen höchst geschickten Rückzug nach Sachsen wenigstens um die andern Früchte des kolliner Sieges. Mit dem größeren Theile des Heeres sollte der Prinz von Preußen das nördliche Böhmen behaupten, ließ sich aber vom Feinde herausdrängen und erlitt überdies auf seinem Rückzuge in die Lausitz beträchtliche Verluste. Friedrich machte dem ungeschickten Prinzen

darüber öffentlich die bittersten und härtesten Vorwürfe, wie dieser es verdient hatte. Denn August Wilhelm war ein sanfter und liebenswürdiger Mann, aber ohne seines Bruders Energie und Geist, und wenn auch persönlich tapfer, doch ein schlechter Feldherr. Der unglückliche Prinz nahm sich diese Kränkung sehr zu Herzen; sie soll seinen bald darauf erfolgten Tod verschuldet haben. Er starb noch ehe ein Jahr verging, zu Oranienburg, ohne vorher, wie er sehnlichst gewünscht, in einer Schlacht seine Hingebung zeigen zu können. Friedrich wollte ihm keine 10 Mann mehr anvertrauen. In Preußen galt nun einmal kein Ansehen der Person; Friedrich war auch darin groß; er duldete schlechterdings nicht, daß irgend wer, sei er gemeiner Soldat oder Prinz von Geblüt, den Staat durch seine Unfähigkeit beschädigte. Denn seine und seiner Unterthanen Rettung beruhte einzig und allein darauf, daß Prinzen, Generale und Gemeine allzumal vor dem Gesetze der Noth gleich waren. Oesterreich konnte es eher aushalten, daß seine Geschäfte von hohen Adligen und Prinzen schlecht geführt wurden, und Prinz Karl hatte hier nicht zu fürchten, daß es ihm gehen werde, wie Friedrichs Bruder; aber in Preußen mußte ein jeder das Uebermenschliche leisten, wenn das Ganze sollte gerettet werden.

Kollin war die Losung für die anderen Mächte, die preußischen Staaten jetzt mit allem Eifer anzufallen. In Ostpreußen rückten die Russen ein, 100,000 Mann mit 300 Kanonen, unter dem Feldmarschall Apraxin. Friedrich konnte ihnen dort nicht mehr als 30,000 Mann entgegenstellen, die der greise Feldmarschall Lehwald befehligte. Sie griffen am 30. August die russische Uebermacht bei Großjägerndorf (zwischen Wehlau und Insterburg) an, wurden aber nach tapferem Kampfe besiegt und mußten dem Feinde diese Provinz überlassen. Unterdessen drangen 100,000 Franzosen unter dem unfähigen Marschall d'Estrées über die Weser und schlugen am 26. Juli bei Hastenbeck unweit Hameln das hannöversche Beobachtungsheer von 54,000 Mann, dessen Oberbefehlshaber, der Herzog von Cumberland, doch noch unfähiger war als d'Estrées. Die hannöverschen Minister, selbstsüchtige Junker und beschränkte Juristen, gaben nun feige und eigennützig Ehre, Vaterland und die Mitbürger Preis, um die Landgüter der adligen Herren und ihre eigene Beamtendespotie zu retten, und überlieferten durch eine Kapitulation den Franzosen das ganze Land; der Herzog von Cumberland, der seit Hastenbeck den Kopf völlig verloren hatte, bestätigte diese schimpfliche Ergebung, indem er am 8. September mit dem Feinde die Konvention zu Kloster Seven abschloß, vom weiteren Kampfe abstand und sein Heer auflöste. Die Franzosen konnten nun das Land in aller Ruhe aussaugen; sie verübten nach ihrer Art gegen die unglücklichen Hannoveraner allerlei Schandthaten, und ihr neuer Befehlshaber, der Herzog von Richelieu, ging dabei mit dem Beispiel zuchtloser Ausschweifung voran. Ein anderes französisches Heer unter dem Prinzen von Soubise stieß zu dem Reichsheer, welches der Prinz von Hildburghausen in Franken sammelte; beide schickten sich nun an, durch Thüringen nach Sachsen vorzudringen.

Der König versuchte mittlerweile in der Lausitz, die Oesterreicher, den nächsten und gefährlichsten Feind, zu einer Schlacht zu bringen. Daun vermied eine solche; als dann aber der König nach Sachsen zog, um die Franzosen und das Reichsheer abzuwehren, überfielen die Oesterreicher am 7. September eine preußische Heeresabtheilung unter Winterfeld beim Dorfe Moys (in der Nähe von

Görlitz) und brachten ihr eine Niederlage bei; Winterfeld selbst, Friedrichs Liebling, erhielt eine tödtliche Wunde. Die Niederlausitz, Niederschlesien, die Mark standen nun den Oesterreichern offen; sie schickten auch (16. Oktober) eine Streifpartie unter Haddick nach Berlin, die sich aber nicht in die Stadt hineinwagte, sondern nach Erhaschung einer Geldsumme rasch wieder abzog, da es hieß, der König komme. Auch die Schweden setzten sich in Bewegung; 22,000 Mann stark, gingen sie über die Peene und brandschatzten in Vorpommern und in der Uckermark. Es war keine Provinz mehr, wo nicht Feinde standen. „Der Untergang des Hauses Brandenburg," schrieb damals der englische Gesandte Mitchell nach London, „ist wahrscheinlich, und damit fällt die Freiheit der Menschheit zu Boden. Nur die Wahl bleibt, ob man ein Sklave Oesterreichs oder Frankreichs sein will — welche jammervolle Aussicht."

In dieser schrecklichen Lage — seine sämmtlichen Länder von übermächtigen Feinden überzogen und zum Theil widerstandslos in deren Händen; sein schwaches Heer entmuthigt durch die Schlacht von Kollin, durch die Verluste in der Lausitz, zu erschöpft durch Entbehrungen und Märsche, um den überall vordringenden zahlreichen Gegnern die Spitze zu bieten; seine Brüder, seine Feldherren ohne Vertrauen, ja ohne Hoffnung auf die Möglichkeit eines günstigen Erfolges; er selbst außer dem öffentlichen auch durch häusliches Unglück (den Tod seiner Mutter) schwer getroffen; rings Trübsal und Ruin — stand Friedrich allein aufrecht gegen das halbe Europa, nur die Kraft seines Geistes gegen das Unglück, entschlossen zu siegen oder zu sterben, und ehe er das von ihm geschaffene Reich aufgebe, sich mit dem Schwerte in der Hand unter dessen Trümmern zu begraben: „Ein wahrer, ein echter König, groß wie je einer, der in der weiten Vorzeit auf einem Throne saß; ein König, dessen Andenken unter den Preußen, unter den Deutschen wird genannt werden, so lange ihre Sprache noch das Wort Groß bewahrt so lange noch ein Deutscher Gefühl für dieses Wortes Bedeutung haben wird.[17]"

Der Triumph der Feinde schien gewiß; Friedrich war bereit, wie Cato und Brutus sich eher das Leben zu nehmen, als ihn zu verherrlichen. Die Philosophie, die dem Schicksal sich beugt, war nicht für ihn; er wies solch Ansinnen zurück. Voltaire rieth ihm, sich philosophisch ins Unvermeidliche zu fügen und nachzugeben. Der König antwortete: „Voltaire in seiner Einsiedelei kann sich in Frieden den Tugenden des Weisen hingeben; aber ich, vom Schiffbruch bedroht, muß dem Sturme trotzend als König denken, leben und sterben."

Diese großartige Gesinnung, eherne Eingeweide und ein stählernes Herz wider das Unglück, diese bewundernswürdige Selbstbeherrschung hielt ihm Auge und Sinn klar; und während er zum Kampf auf Leben und Tod ging, behielt er soviel Seelenruhe, um sich in den Augenblicken der Muße mit wissenschaftlichen Dingen zu beschäftigen. Als er auf seinen Märschen durch Leipzig kam (15. u. 26. Oktober), unterhielt er sich dort ein Par Stunden lang mit dem berühmten Professor Gottsched über französische und deutsche Literatur und sprach einem Gelehrten gleich, der sein Lebtag nichts anders getrieben. In seinem großen Geiste fand er denn auch die Mittel zu seiner Rettung, zu einer Rettung, die zugleich die Rettung Preußens und der besten Interessen Europas war. Zunächst galt es, Sachsen zu vertheidigen, welches die vereinigten Franzosen und Reichstruppen von Thüringen aus bedrohten.

Die Reichsarmee, die den Exekutionsbeschluß des regensburger Reichstags ausführen sollte, befand sich, wie zu erwarten war, in elender Verfassung, schlecht ausgerüstet und von unfähigen Generalen geführt, auch unlustig und zuchtlos. Es waren die Truppen der Reichsstände, die gegen Preußen Partei genommen, hauptsächlich Baiern, Pfälzer, Würtemberger, außerdem schwäbische, fränkische, oberrheinische Kontingente; ein buntes Gemisch, zum Theil das schlechteste Gesindel, das man einfangen konnte. Jeder Reichsgraf und Prälat stellte sein Dutzend Leute, die Beschaffenheit kümmerte ihn wenig. Am besten waren noch die Truppen der größeren Kleinstaaten. Aber auch sie hatten mehr Lust zum Davonlaufen als Friederich den Großen zu bekriegen. Es zeigte sich sogar ein Geist unter ihnen, der in Deutschland ganz neu war, obwol man sich eher wundern mußte, daß er so spät kam. Das Volk in den Kleinstaaten fing an zu räsonniren, es wollte nicht länger verkauft werden! Als der würtemberger Despot in Stuttgart dem französischen Kommissär 4000 Soldaten übergab, empörten sie sich gegen diesen Menschenhandel und zogen in hellen Haufen nach Hause. Sie meinten, sie seien nicht dazu da, für das Ausland sich todtschießen zu lassen. Aehnliches geschah in Baden. Die meisten dieser braven Leute gingen scharenweise nach Franken und von da zu den Preußen. Die anderen, die von den Franzosen und Oesterreichern mitgeschleppt wurden, nahmen jede Gelegenheit wahr, zu Friedrich dem Großen überzulaufen. War er doch der Einzige, dem zu dienen trotz aller Gefahr und Beschwerde für diese fast vaterlandslosen Deutschen noch rühmlich schien. Das deutsche Volk, wenigstens die Protestanten, war überhaupt gut preußisch gesinnt. Und die Franzosen sorgten dafür, daß diese Gesinnung sich befestigte. Denn wohin sie kamen, plünderten und mißhandelten sie ihre deutschen Bundesgenossen, besonders die protestantischen Thüringer und Sachsen, Franken und Schwaben, ebenso wie die hannöverschen und hessischen Ketzer, verbrannten die Dörfer, besudelten die Kirchen. Daher wurde auch in vielen protestantischen Reichslanden, selbst in Würtemberg, von den Geistlichen für den König von Preußen gebetet. Er galt als die Schutzwehr des Protestantismus gegen die Papisten von Wien und Paris. Die Gebildeten, auch in den katholischen Ländern, bewunderten längst den großen König. Die Freimaurer sämmtlicher deutschen Provinzen boten ihm ihre Hülfe an, „da das Augenmerk seiner Feinde nur dahin gerichtet sei, ihn als den mächtigsten Beschützer des deutschen und besonders protestantischen Volkes erst klein zu machen, um nachher die deutsche Freiheit umzustürzen.“ Doch nahm er den Antrag nicht an. Am größten war natürlich die Begeisterung in Preußen selbst; die Pommern, die Brandenburger und Magdeburger errichteten auf ihre Kosten Freischaren und Landmilizen, welche bei der Vertheidigung der Landesfestungen und im kleinen Kriege in Pommern gegen die Schweden und später gegen die Russen treffliche Dienste leisteten. Selbst in Kursachsen betete man für Friedrichs Sieg; denn die französisch-reichsländischen Truppen hausten hier gräulich.

Dieses Heer war, 64,000 Mann stark, unter dem Befehle Soubises und Hildburghausens an die Saale gerückt und lagerte zwischen der Unstrut und der Saale südlich von Merseburg, in jener Ebene, die so viele Schlachten gesehen hat. Ihnen gegenüber nahm der König, der mit 22,000 Mann von Leipzig herangezogen war, eine Stellung zwischen den Dörfern Roßbach und Nebra. Die

Franzosen, namentlich der Flügel, den der Marschall Broglio befehligte, hatte eine sehr vortheilhafte Stellung. Der König machte daher eine Bewegung, welche die Gegner für einen Rückzug nahmen. Sie wurden übermüthig, glaubten, er suche sich aus ihren Händen zu retten und gaben ihre Stellung auf, um das preußische Lager bei Roßbach einzuschließen. Am 5. November früh Morgens begannen sie den rechten Flügel der Preußen zu umgehen; sie wollten Friedrich den Großen wie in einem Sack fangen. Vom Schloßthurm in Roßbach sah Friedrich diesem Manöver zu, das ihm Anfangs unglaublich schien; sehr vergnügt stieg er dann hinab und verzehrte mit vielem Appetit sein Mittagsmahl; ebenso gemächlich speisten seine Soldaten; das preußische Lager stand unbeweglich. Die Franzosen hielten diese Gemüthsruhe für dumpfe Verzweiflung. Um 1 Uhr stieg Friedrich wieder auf den Thurm und besah sich den ringsherumziehenden Feind, um 2½ Uhr befahl er die Zelte abzubrechen und in Schlachtordnung zu treten. In einem Augenblick war es gethan. Dann setzte sich das kleine Heer in Marsch, Seidlitz mit der Reiterei voran, links ab, verdeckt durch einen schmalen Höhenzug. Um 3½ Uhr war er am Feinde und stürzte wie ein Donnerwetter drein. Ohne ihnen Zeit zum Aufreihen zu lassen, fiel er mit seinen 38 Schwadronen auf die 52 der Feinde und sprengte sie wie Spreu vor dem Winde auseinander; in panischem Schrecken flohen sie bis über die Unstrut. Unterdeß eröffnete der König mit der preußischen Infanterie auf die französische und reichsländische vom Janushügel aus ein entsetzliches Kanonenfeuer, dem, wie bei Musterungen, ein regelmäßiges Musketenfeuer folgte. In einer Viertelstunde waren auch hier die Feinde über den Haufen geworfen, und Seidlitz vollendete ihre Niederlage, indem er mit seiner Reiterei in ihren Rücken einhieb. Um sechs Uhr befand sich das ganze französisch-deutsche Heer auf der Flucht, nur die Finsterniß des Abends rettete die Besiegten vor völliger Vernichtung. Die Preußen, von denen übrigens nur die kleinere Hälfte wirklich zum Schlagen gekommen war, verloren nur 165 Todte und 376 Verwundete. Unter den letzteren befand sich auch Prinz Heinrich. „Der Prinz (schrieb Keith an seinen Bruder) ist, obwol nicht gefährlich, verwundet; diese Familie kann nicht lange leben, so sehr setzt sie sich der Gefahr aus. Der König war an dem gefährlichsten Posten.“ Die Feinde ließen 700 Todte, 2000 Verwundete, 5000 Gefangene auf dem Schlachtfelde. Einige tausend andere fielen auf der Flucht in preußische Hände oder wurden niedergesäbelt, manche von den erbitterten Bauern wie Wölfe todtgeschlagen; die übrigen eilten in voller Auflösung nach Franken zurück. Prinz Soubise selbst, von einem pommerschen Dragoner, der ihn lebendig fangen wollte, hart verfolgt und braun und blau geschlagen, verdankte nur der Schnelligkeit seines Pferdes seine Rettung. Alle deutschen Völkerschaften, groß und klein, Freund und Feind, Protestanten und Katholiken, waren mit diesem Siege über die Franzosen sehr zufrieden und betrachteten ihn als einen Nationaltriumph. Denn die Franzosen hatten durch ihre Verachtung alles Deutschen, durch den Uebermuth, womit sie Deutschland gesellschaftlich wie politisch und militärisch zu mißhandeln gewohnt waren, durch den Vorzug, den die Fürsten ihnen überall vor den Eingebornen einräumten, sich beim ganzen deutschen Volke verhaßt gemacht.

Nachdem dieser Feind vor der Hand beseitigt und Sachsen gerettet war, eilte Friedrich mit seinem kleinen Heere trotz der schlechten Wege in Geschwind-

märschen nach Schlesien, das seine Gegenwart dringend bedurfte. Sein Schwager, der Herzog von Bevern, hatte diese Provinz mit 30,000 Mann decken sollen, aber so viele Fehler begangen, daß die Oesterreicher die wichtige Festung Schweidnitz erobern und sich in einer Masse von 80,000 Mann durch Oberschlesien und die Grafschaft Glatz ins Niederschlesische ergießen konnten. Am 22. November ließ er sich gar bei Breslau eine Schlappe beibringen und Tags darauf gefangen nehmen. Die Reste des geschlagenen Heeres führte Zieten dem aus Sachsen heraneilenden Könige zu. Da am 24. November auch Breslau in die Hände der Oesterreicher gerieth, so schien Schlesien für Maria Theresia wieder gewonnen, sie redete in öffentlichen Ansprachen die Schlesier bereits als ihre Unterthanen an; die katholische Bevölkerung, besonders die Geistlichkeit, war ihr ohnehin geneigt. So galt es denn für Friedrich, Schlesien durch einen Hauptschlag aufs Neue zu erobern; zwar zählte sein Heer, auch nach der Vereinigung mit Zieten (am 1. Dezember in Parchwitz) nur 32,000 Mann und die Oesterreicher unter Karl von Lothringen und Daun hatten eine dreifache Uebermacht und eine gute Aufstellung; aber Friedrich war fest entschlossen sie anzugreifen, „und wenn sie auf den Kirchthürmen von Breslau oder auf dem Zobtenberg ständen.“ Es war ein Wagstück von äußerster Gefährlichkeit; doch den Heldenmuth, der ihn selbst erfüllte, wußte er seinen Truppen mitzutheilen; die Sieger von Roßbach glühten von frischer Begeisterung, die bei Breslau Geschlagenen brannten, es jenen gleich zu thun. Nachmittags am 3. Dezember vor dem Abmarsch von Parchwitz versammelte Friedrich die höheren Offiziere um sich: „Ich werde,“ sprach er, „gegen alle Regeln der Kunst das fast dreimal stärkere Heer des Prinzen Karl angreifen, wo ich es finde. Es ist hier nicht die Frage nach der Zahl der Feinde oder nach der Wichtigkeit ihres gewählten Postens; alles das, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und und die richtige Befolgung meiner Anordnungen zu überwinden suchen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist alles verloren. Wir müssen den Feind schlagen oder uns alle vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich, so werde ich handeln. Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Offizieren des Heeres bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, welche bald folgen werden. Kündigen Sie ihm an, daß ich mich berechtigt halte, unbedingten Gehorsam von ihm zu fordern. Wenn Sie bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie sich gewiß dieses Vorzugs nicht unwürdig machen. Ist aber einer, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden.“ Er hielt etwas inne. Eine heilige Stille herrschte. Die Worte des Königs hatten die Begeisterung aller Zuhörer geweckt; er sah es und fuhr mit freundlichem Lächeln fort: „Schon im voraus hielt ich mich überzeugt, daß keiner von Ihnen mich verlassen würde; ich rechne also ganz auf Ihre treue Hülfe und den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland thun. Gehen Sie in das Lager und wiederholen Sie den Regimentern, was Sie jetzt von mir gehört.“ Dann des Eindrucks gewiß, den seine Worte gemacht, sprach er als König: „Das Kavallerieregiment, welches nicht sofort, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam auf den Feind stürzt, lasse ich sogleich nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnisonregimente.

Das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, zu stocken anfängt, verliert Fahnen, Säbel und Borten der Montirung. Nun, meine Herren," endete er, „leben Sie wol; in Kurzem haben wir den Feind geschlagen oder wir sehen uns nie wieder!"

Als der König dann gegen Abend durch das Lager ritt und mit einzelnen jedes Regiments freundlich sprach, empfing ihn überall begeisterter Jubel. Die alten Krieger drängten sich um ihren König, mit dem sie so manche heiße Schlacht gewonnen, und schworen ihm Sieg oder Tod zu. Einem pommerschen Regiment von bekannter Tapferkeit sagte er: „Nun Kinder, wie wirds aussehn? Der Feind ist noch einmal so stark als wir!" „Das laß man gut sein," antworteten die Soldaten, „es sind doch keine Pommern darunter! Du weißt ja wol, was die können." „Freilich weiß ich das," erwiderte der König, „sonst könnte ich die Schlacht nicht liefern. Nun schlaft wol. Morgen haben wir also den Feind geschlagen, oder wir sind alle todt!" „Ja wol," wiederholte das Regiment, „todt, oder die Feinde geschlagen!"

In dieser Stimmung marschirten sie am 4. dem Feinde entgegen. Prinz Karl stand mit seinem fast 90,000 Mann starken Heere in einer sehr festen Stellung an der Lohe bei Breslau. Daun rieth, sie nicht zu verlassen. Aber Prinz Karl und die meisten anderen Generale meinten, es sei unter ihrer Würde mit einer so ungeheuren Uebermacht einer Hand voll Volks, dieser „berliner Wachparade" gegenüber, hinter Verschanzungen stehen zu bleiben. Sie gingen daher bis über die Weistritz dem Könige entgegen; als der sie so keck ins offene Feld kommen sah, sprach er freudig: „Der Fuchs ist aus seinem Loche gegangen, nun will ich seinen Uebermuth bestrafen." Am folgenden Tage (5. Dezember) stellte Prinz Karl seine 90,000 Mann mit 210 Geschützen von Nipern (nordwestlich von Breslau) über Frobelwitz nach Leuthen und Sagschütz, eine Meile weit auf. Kampfesfroh, geistliche Lieder singend, rückten die Preußen an, 32,000 Mann mit 166 Geschützen. Ihr König entfaltete an diesem Tage die ganze Größe seines Feldherrngenies. Er wählte die schiefe Schlachtordnung, mit der einst Epaminondas bei Leuktra die Spartaner besiegte. Durch verstellte Bewegungen gegen den rechten feindlichen Flügel hielt er diesen in Unthätigkeit, während er in der That den linken bedrohte. Er erfand dazu eine Stellungsart, nicht unähnlich der macedonischen Phalanx, indem er seine Hauptkraft auf seinem rechten Flügel vereinigte in einen kleinen tiefen und dichten Schlachtkörper, der, aus der Ferne gesehen, einem höchst unordentlich zusammengestellten Menschenhaufen glich. So schob er aufmarschirend einen Trupp nach dem andern in Keilform nach rechts dicht aneinander. Dann auf seinen Wink entwirrte sich plötzlich der lebendige Knäuel zu schönster Ordnung und fiel mit ungeheurer Wucht auf den linken österreichischen Flügel. Mit äußerster Genauigkeit und Raschheit wie auf dem Uebungsplatze ward jeder Zug des genialen Feldherrn von seinen Soldaten ausgeführt. Um 1 Uhr erfolgte der furchtbare Anprall. Die Kriegswuth der Preußen war so heftig, daß der Feind bald zu wanken begann. Zuerst wichen die Würtemberger und Baiern, die, von den Oesterreichern ins Vordertreffen geschoben, wenig Lust hatten, der Kaiserin als Kanonenfutter zu dienen. Dann schlugen Moritz von Dessau mit dem Fußvolk und Zieten mit der Reiterei auch die Oesterreicher, warfen ein Regiment aufs andere,

während der König selbst das Dorf Leuthen, wohin sich jetzt endlich der rechte österreichische Flügel zog, eroberte. Die ganze Schlachtreihe des Feindes wurde so von den Preußen aufgerollt, von allen Seiten hieb ihre Reiterei in die verwirrten feindlichen Massen, schoß ihr schweres Geschütz Bresche. Um 4½ Uhr war Friedrichs Sieg überall entschieden, und das große österreichische Heer zertrümmert. Die früh anbrechende Nacht war der einzige Schutz der Fliehenden. Bis in die Nähe von Lissa drangen die Preußen nach. Es war ein glorreicher Tag, glorreich durch die Leistung des siegreichen Feldherrn — das Meisterstück des großen Friedrich hat Napoleon diese Schlacht genannt —; glorreich durch die unerhörten Erfolge — der Feind hatte 10,000 Todte und Verwundete, 21,000 Gefangene, 116 Kanonen, 59 Fahnen verloren; glorreich durch die moralische Größe des kleinen preußischen Heeres. 5000 Mann waren ihm getödtet oder verwundet, aber die Gefallenen bluteten und starben mit der nämlichen Begeisterung, mit der sie gefochten. Ein gefangener bairischer General stieß auf einen preußischen Grenadier, der in seinem Blute schwamm; beide Füße waren ihm abgeschossen, aber er rauchte ruhig Tabak. Der Baier wunderte sich, der Preuße versetzte kaltblütig: „Sterb ich doch für Fritze!" Ein anderer preußischer Grenadier verlor sein Bein; er stützte sich auf sein Gewehr als Krücke und schleppte sich an die vorbeimarschirenden Gefährten. „Fechtet als brave Preußen!" schrie er, „siegt oder sterbt für euren König!" Waren je die Thaten der alten Griechen und Römer bewundernswürdiger? Und als das Heldenheer gesiegt, und in der dunkeln kalten Winternacht auf dem gewonnenen Blutfelde stand, da stimmte ein Grenadier das Lied an „Nun danket alle Gott!" und Regiment auf Regiment, zuletzt das ganze Heer singt mit: „Nun danket alle Gott!"

Unterdessen war der König mit einigen Bataillonen nach Lissa vorangeeilt, um hier die Brücke über die Weistritz zu besetzen. Das Städtchen war voll Oesterreicher, der König begab sich mit wenigen Begleitern aufs Schloß. Da war er mitten unter den Feinden; seine Freiheit stand auf dem Spiel. Voll Geistesgegenwart rief er den Erstaunten zu: „Guten Abend meine Herren! Sie haben mich hier wol nicht vermuthet. Kann man hier auch noch unterkommen?" Verblüfft bückten sie sich ehrfurchtsvoll; bald darauf kam das Gefolge des Königs und nahm sie gefangen.

Die Verfolgung des geschlagenen Heeres betrieben Zieten und Fouqué so eifrig, daß Prinz Karl nur 37,000 Mann und zwar im elendesten Zustande nach Böhmen zurückführte; er legte nun endlich den Oberbefehl nieder. Der wichtigste Erfolg der leuthener Schlacht war für die Preußen die völlige Wiedereroberung Schlesiens. Schon am 19. Dezember ergab sich Breslau mit 17,000 Mann; nur Schweidnitz hielt sich etwas länger. Auch auf den anderen Kriegsschauplätzen endete der Feldzug günstig. Die Russen zogen sich bald nach der Schlacht bei Großjägerndorf wieder aus Preußen zurück, und der Feldmarschall Lehwald wurde nun anderwärts verwendbar; er ging mit seinem kleinen Heere nach Pommern und vertrieb dort die Schweden, eroberte sogar Schwedisch-Vorpommern bis auf Stralsund und Rügen. Noch wichtiger war der Umschlag, den die Kriegsangelegenheiten in Hannover erhielten. Der König Georg II. bestätigte den schimpflichen Vertrag von Kloster Seven nicht, beschloß vielmehr den Krieg fortzusetzen und wurde darin von seinem großen Minister Pitt aufs

kräftigste unterstützt. Pitt sah ein, wollte England seinen Krieg gegen die bourbonischen Mächte mit Erfolg führen, so mußte es ihm zu Lande eine bessere Wendung geben; Amerika, das war Pitts Ansicht, mußte in Deutschland erobert werden. Auch hielt er es für „unehrenhaft, den wundervollen Mann zu Grunde gehen zu lassen, welcher Englands Bundesgenosse und gegen seine Absicht und Erwartung durch seinen Anschluß an England in eine so gefährliche Lage gekommen sei. Friedrich stehe da als das unerschütterte Bollwerk Europas wider die mächtigste und boshafteste Verbindung, die jemals die Unabhängigkeit der Menschen bedrohte, und sei — was für England das Wichtigste — allein noch im Stande, den Franzosen in Deutschland die Spitze zu bieten." So dachte auch das englische Parlament. Georg II. bat daher Friedrich den Großen, einen Feldherrn für das wiederherzustellende hannöversche Bundesheer zu ernennen, und Friedrich nannte den Herzog Ferdinand von Braunschweig, der denn auch sofort den Oberfehl über die von England besoldeten Hannoveraner, Hessen, Braunschweiger übernahm und sie mit englischen und einigen preußischen Hülfsscharen zu einem neuen tüchtigen Heere vereinigte. Ferdinand war der beste, geeignetste Mann für diesen schwierigen Posten als Befehlshaber eines so gemischten Heeres; er wußte mit feinem Takt die verschiedenen Elemente, die es bildeten, jedes nach seiner Natur zu behandeln, und seine Unparteilichkeit, seine Herzensgüte und Uneigennützigkeit gewannen ihm rasch aller Herzen. Seine ungemeinen Feldherrntalente hatten sich bereits in Friedrichs Schule gebildet; jetzt wandte er sie selbstständig und mit viel Geschick an. Seine Aufgabe war, Hannover zu schützen; er zeigte bald, daß er noch mehr vermochte.

Das Jahr 1757 lief ab; wie reich an staunenswerthen Schauspielen und Wechselfällen war dieser ewig denkwürdige Feldzug gewesen. 700,000 Krieger der gebildetsten und kriegerischesten Nationen der Welt auf deutschem Boden in Waffen gegen einander; ein Bündniß fast aller Großmächte gegen den einzigen Mann, und es hatte ihm nichts anhaben können. Seine Staaten waren gerettet, Kursachsen behauptet; in zahlreichen Treffen und in sieben Hauptschlachten hatten die Preußen glorreich mit der Uebermacht gerungen und meistens gesiegt. Friedrich hoffte, Maria Theresia werde nun zum Frieden neigen; aber sie beharrte um so fester bei ihrem Vorsatz, weil Elisabeth von Rußland und Ludwig XV. fortfuhren, die Kräfte ihrer Staaten der österreichischen Politik zum Opfer zu bringen. Von beiden Seiten wurde im Winter eifrig gerüstet. Die Gegner konnten dies bei der Größe ihrer Staaten leichter; Friedrich erhielt die erforderlichen Mittel nur durch den äußersten Wirkeifer. Das Beste mußten natürlich seine eigenen Staaten leisten und thaten es auch mit opferfreudiger Hingebung; namentlich Pommern und die Mark zeichneten sich dabei aus, wie sie denn auch die besten Soldaten lieferten. Aber der König durfte sie nicht durch Ueberbürdung erschöpfen; sie waren ohnehin schon schwer belastet und litten durch die Verwüstungen des Krieges viel. Deshalb erhöhte er die Steuern nicht, die bereits im Frieden auf Kriegshöhe gestanden hatten. „Wenn es sein muß," meinte er, „will ich lieber feindliches Land als meine armen Unterthanen treten." Er bedrückte also seine Feinde. Dazu gehörte theils offen, theils insgeheim auch die katholische Geistlichkeit in Schlesien; sie erfuhr daher manche Härte. Doch war der Druck, der sie traf, sehr unbedeutend gegen die schwere Last, welche Sachsen, Anhalt, dessen Regenten sich zweideutig benahmen, Mecklenburg-Schwerin und

überhaupt alle diejenigen Länder erduldeten, die, gegen Friedrich verbündet, in seine Gewalt geriethen, und die er nun lehrte, wie er sich in seinem Berlinisch ausdrückte, »ménagements für einem großen Nachbarstaate zu haben." Denn die Noth zwang ihn zu Maßregeln, die er aus freien Stücken nie gethan hätte. Namentlich Sachsen mußte ihm die Mittel an Geld, Getraide, Pferden, Rekruten liefern, die er sonst nicht hätte aufbringen können. Leipzig, welches schon 1756 eine halbe Million gezahlt, mußte jetzt wiederum 900,000 Thlr. entrichten. Ebenso wurden im Verhältniß die anderen Städte besteuert. Die Lieferungen von Kriegsbedürfnissen aller Art nahmen kein Ende; an 13,000 Mann wurden als Rekruten ausgehoben. Man berechnete später, daß Friedrich während des siebenjährigen Krieges an Kontributionen, Lieferungen von Lebensmitteln und anderm Bedarf aus Sachsen 40 bis 50 Millionen Thaler erhoben habe. Aus Mecklenburg-Schwerin zog er in derselben Weise während des Krieges über 17 Millionen. Er hielt aber dabei streng auf Ordnung, litt keine Erpressung im Einzelnen, keine Plünderung und machte den Druck erträglich, indem er ihn auf das Ganze vertheilte, während seine Feinde, wohin sie kamen, eben so stark erpreßten, aber außerdem plünderten und unnütz zerstörten. Ein sächsischer Schriftsteller jener Zeit bemerkt: „Das weiß ich, daß die Bedrückungen und Plünderungen der Oesterreicher und Reichstruppen in Sachsen alle Herzen von ihnen abwandten, und man öffentlich sagte, man wolle lieber die ordentliche Last der Preußen als den beschwerlichen Trost der Befreier tragen." Den übelsten Ruf im Brennen und Sengen, Plündern und Zerstören hatten die Kroaten und Panduren; die Russen und Franzosen machten es fast noch schlimmer, hausten in der Regel barbarisch. Die Kriegführung der Preußen war im Vergleich damit milde und menschlich zu nennen; bei ihren Einfällen in Feindesland begnügten sie sich mit starken Brandschatzungen, die namentlich in den fränkischen Bisthümern durch preußische Parteigänger, wie den Oberst Mayr, oft beigetrieben wurden. Ein anderes trauriges Mittel, wozu Friedrich die Umstände nöthigten, war das Prägen leichten Geldes; das thaten auch andere deutsche Fürsten, die sich nicht mit der Noth entschuldigen konnten. Eine dritte sehr ergiebige Hülfsquelle floß ihm aus seinem Bündniß mit England. Hier hatte der Sieg bei Roßbach ungeheuren Jubel erregt; das ganze englische Volk erglühte voll Bewunderung für den großen König; es feierte ihn wie einen Abgott, diesen Helden des Protestantismus, wie ihn Pitt nannte. Mit Freuden bewilligte das Parlament im April 1758 die Erneuerung des Bundes dahin, daß England nicht nur die Besoldung des hannöverschen Heeres übernahm, sondern auch an Friedrich für die Dauer des Krieges jährlich ein Hülfsgeld von 670,000 Pfund Sterling (gegen fünf Millionen Thaler) zahlte.

Durch rastlose Thätigkeit hatte Friedrich im Winter 1757/58 die Lücken in seinem Heere völlig ausgefüllt. Er setzte seinen Feinden, die im Ganzen diesmal 316,000 Streiter aufstellten, 175,000 Mann Feldtruppen entgegen; darunter war das hannöversche Heer von 30,000 Mann, welches Herzog Ferdinand befehligte. Der letztere eröffnete den Feldzug. Mitte Februars überfiel er die Franzosen, die von Goslar bis zur Ems zerstreut im Winterquatier lagen. Sie leisteten nirgends wirksamen Widerstand. Ihr Oberfeldherr, Graf Clermont, zog sich mit großem Verlust bis über den Rhein zurück. Ferdinand ließ ihnen auch dort keine Ruhe, ging über den Fluß, griff am 23. Juni bei Krefeld mit 33,000 Mann Clermonts 47,000 an und schlug sie auf's Haupt. Auch

Clermonts Nachfolger, Contades, und ein anderes französisches Heer, das unter Soubise am Main stand, richteten nichts aus. Westfalen bis zum Rhein, Niedersachsen und Hessen bis zur Lahn blieben von ihnen befreit.

Unterdessen hatten die Preußen Schweidnitz wieder erobert (17. April) und waren dann durch Oberschlesien in Mähren eingefallen, um Olmütz zu belagern. Diese starke Festung ließ sich aber mit so unzureichenden Mitteln, als Friedrich gegen sie zur Hand hatte, nicht einnehmen, und das österreichische Heer unter Daun und Laudon gewann Zeit, das preußische Lager so zu umstellen, daß die Zufuhr aus Oberschlesien abgeschnitten wurde. Der König sah sich (am 1. Juli) zum Rückzuge genöthigt; er war in der schwierigsten Lage, ohne Schießbedarf und Lebensmittel einem überlegenen Feinde gegenüber, der alle Päße aus Mähren nach Schlesien versperrte und sicher hoffte, ihn auf dem Marsch durch das gebirgige Land zu vernichten. Was Friedrich rettete, war wieder die Erfindsamkeit und die Stärke seines Geistes. Er schlug plötzlich den Weg nach Böhmen ein, gewann dadurch einen Vorsprung, und als nun Daun folgte, Laudon von der einen, die leichte österreichische Reiterei von allen Seiten drängte, schlängelte er sich, immer zum Fechten bereit, durch meisterhafte Wendungen Schritt vor Schritt durch Feinde und Hohlwege, über Berg und Thal, sammt seinem unermeßlichen Wagenzug unbeschädigt hindurch. So kam er am 9. August glücklich über Königingrätz und Friedland nach Landshut in Schlesien und brachte alle seine 4000 Wagen, Geschütz und Gepäck, Kranken und Verwundeten wolbehalten heim. Ein Rückzug, der hochberühmt ist in der ganzen Kriegsgeschichte.

Der König wandte sich nun gegen einen Feind, der ihm bisher noch nicht vor die Augen gekommen war, die Russen. Im Januar bereits hatten sie wieder von Ostpreußen Besitz genommen; sie behandelten dieses Land mit Schonung, weil sie es schon als russische Provinz betrachteten. Ihr Oberbefehlshaber, Fermor, nöthigte daher die Behörden in Königsberg seiner Kaiserin zu huldigen. Darauf zogen sie langsam und planlos durch das polnische Westpreußen, wo ihnen nur Danzig die Thore schloß, der Oder zu und fielen wie ein Heuschreckenschwarm Anfangs August auf die Neumark. Sie verübten hier die furchtbarsten Greuel; namentlich die Kosaken und Kalmücken plünderten, sengten, marterten, schändeten, mordeten ohne Schonung des Alters und Geschlechts, verbrannten eine Unzahl Dörfer und die Stadt Küstrin, da sie die Festung nicht erobern konnten. Ingrimmig eilte Friedrich von Schlesien herbei, diese Wilden zu züchtigen und sein Land vor gänzlichem Ruin zu retten. Am 22. August war er bei Küstrin, wo er sich mit den Truppen Dohnas vereinigte, der zu schwach gewesen war, die Russen abzutreiben. Fermor stellte nun sein Heer, 52,000 Mann, bei Zorndorf (nördlich vom Einfluß der Warthe in die Oder) auf. Mit 32,000 griff ihn Friedrich am 25. August Morgens 9 Uhr an. Er befahl, keine Gnade zu geben, sondern die Barbaren sammt und sonders niederzumachen; doch verachtete er den Feind zu sehr, wenn er auf einen leichten Sieg hoffte. Einige preußische Bataillone wurden Anfangs sogar zurückgetrieben. Seidlitz mit der Reiterei that aber hier wieder Wunder der Tapferkeit; gegen Mittag war der russische rechte Flügel theils niedergehauen, theils in Moräste gedrängt, wobei es sich zeigte, daß die Russen leichter zu besiegen als vom Felde zu treiben waren. Sie standen wie die Mauern und ließen sich stumpfsinnig abschlachten. Auch auf dem anderen Flügel

rettete der Scharfblick und die Entschlossenheit des tapfern Seidlitz die Schlacht; mit 61 Schwadronen, welche seit 12 Stunden im Sattel waren, stürzte er sich auch dort auf die russische Reiterei und warf sie auf ihr Fußvolk, bis der Feind um 8½ Uhr Abends vom Schlachtfelde wich. Mangel an Schießbedarf hinderte die Sieger, ihn zu vernichten. Doch war das Morden so wüthend gewesen, daß diese Schlacht zu den blutigsten gehört, die je gefochten wurden; die Russen verloren 21,000 Mann und 103 Kanonen, die Preußen 11,000 Mann. Fermor, der die Brücken über die Mützel abgebrochen fand, blieb nothgedrungen an diesem Flüßchen stehen, bis er eine andere Rückzugslinie gefunden hatte; in der darauf folgenden Nacht zog er sich unbemerkt rechts ab und ging langsam durch Hinterpommern nach Polen zurück. Friedrich mußte ihn entkommen lassen, weil seine Reiterei zu abgemattet war und die Infanterie keine Munition mehr hatte. Uebrigens rief ihn die Bedrängniß seines Bruders Heinrich, den er als Wächter Sachsens zurückgelassen, dorthin. Prinz Heinrich, ein feingebildeter Mann und talentvoller Feldherr, war unter allen Generalen für einen Vertheidigungskrieg am meisten befähigt; denn er besaß eine ungemeine Geschicklichkeit, sich selbst keine Blöße zu geben, aber die Blößen des Gegners zu benutzen. So ergänzten die Brüder einander, der jüngere mit seiner klugen Umsicht, vorsichtigen Besonnenheit; der ältere mit seiner kühn andringenden Willenskraft und gewaltigen Lebendigkeit. Den ganzen Sommer hindurch hatte Prinz Heinreich mit einem kleinen Heere Sachsen glücklich gedeckt; es zog sich nun aber eine zu große Uebermacht, das Hauptheer der Oesterreicher unter Daun und das neugebildete Reichsheer unter dem Prinzen von Zweibrücken, gegen ihn zusammen und drohte, ihn in seinem Lager bei Dresden von vorn und im Rücken anzugreifen. Auf die Kunde von Friedrichs eiliger Annäherung aber wich Daun sofort in ein festes Lager bei Stolpen zurück und beschränkte sich seinerseits auf die Defensive, die er mit gewohnter Behutsamkeit führte. Vergebens suchte ihn der König zu einer Schlacht herauszulocken; jener folgte ihm zwar, wie er östlich in die Lausitz ablenkte, aber stets auf den Bergen in unangreifbaren Stellungen. Hier beging nun der König die Unvorsichtigkeit, dicht vor dem hochgelegenen österreichischen Lager bei Hochkirch (unfern Bautzen) am Nordabhange des lausitzer Gebirges, in einer so gefährdeten Stellung, daß alle Generale widersprachen, ein Lager zu beziehen, und hielt eigensinnig daran fest; er verachtete den Feind, der doch doppelt so zahlreich war (90,000 gegen 42,000), und meinte, Daun würde auch jetzt nicht wagen, ihn anzugreifen. Daun benutzte aber wirklich die Gunst der Umstände. In der Nacht vom 13. zum 14. Oktober brach er mit seinem Heere in aller Stille gegen das preußische Lager auf, wo Friedrich mit seinen Kriegern sorglos schlief. Rasch waren die Wachen überwältigt, die Oesterreicher standen mitten im Lager, fielen über die Schlaftrunkenen her und richteten auf die Preußen deren eigene Geschütze. Nur Zieten mit seinem Husarenregiment wurde nicht überrumpelt, er hatte vorsichtiger Weise nicht wie die andern absatteln lassen und griff nun tapfer an. Desto vollständiger war die Ueberraschung bei allen übrigen Truppentheilen. Aber jetzt bewährte sich wieder die preußische Mannszucht. In dieser entsetzlichen Noth wäre gänzlicher Untergang das Loos jedes andern Heeres gewesen; denn was halfen hier Muth und Tapferkeit? aber die Mannszucht half. Kaum hatte das Kriegsgeschrei sich durch das Lager verbreitet,

so sprangen die Soldaten halb nackt aus den Zelten heraus; in der dichten Finsterniß der Nacht ergriffen sie ihre Waffen, stellten sich in Reih und Glied. In wenig Augenblicken stand der größte Theil des Fußvolks und der Reiterei in Schlachtordnung, warf auch hie und da den Feind zurück. Stundenlang wüthete der erbitterte Kampf Mann gegen Mann. Zweimal eroberten und verloren die Bataillone Keiths die große Batterie mitten im Lager, welche die Preußen, wie sie zu den Fahnen eilten, reihenweise zu Boden streckte. Hier fiel Keith, fiel Prinz Franz von Braunschweig. Von vorn und im Rücken angegriffen, mußten die Preußen diesen Schlüssel ihrer Stellung, sowie das in Brand gerathene Dorf Hochkirch aufgeben. Nur den Kirchhof vertheidigte der Major Lange, ein zweiter Leonidas, gegen alle Angriffe einer achtfachen Uebermacht, ebenso wie Major v. Möllendorf einen Hohlweg beim Dorf Dresa. Um 7 Uhr Morgens zertheilte sich der Nebel, der bisher das Gewühl von Freund und Feind bedeckte. Friedrich, der gleich allen andern sich dem stärksten Feuer ausgesetzt hatte, befahl nun ruhig und gefaßt den Rückzug; das Heer marschirte in größter Ordnung wie auf dem Uebungsplatze ab und stellte sich eine Meile vom Schlachtfelde wieder in Schlachtordnung auf. Daun aber verschanzte sich in seinem Lager und ließ den ambrosianischen Lobgesang anstimmen. Ihm waren 5600 Mann todt oder verwundet und 300 gefangen, die Preußen dagegen hatten 9000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen und 101 Geschütze verloren.

Friedrich, nie größer als nach einem Unfall, weil dann die ganze Stärke seines Charakters und die Vielgewandtheit seines Geistes ins Mittel traten, machte alle Pläne zunicht, die Daun auf seinen Sieg bauen konnte. Dieser hatte gehofft, ihn von Schlesien, wo ein österreichisches Heer Neiße belagerte, abzuhalten, und während Laudon diese Provinz erobere, selbst ganz Sachsen zu besetzen. Daraus wurde nichts. Friedrich kam ihm durch Gewaltmärsche im Bogen um Görlitz zuvor, ließ bei Hirschberg den Prinzen Heinrich gegen ihn zurück und gelangte glücklich nach Neiße, dessen Belagerung nun aufgehoben werden mußte. Nachdem er Schlesien vom Feinde gesäubert, eilte er dann rasch wieder nach Sachsen, wohin mittlerweile Daun gezogen war, und befreite auch dieses Land. Die Oesterreicher gingen darauf in die Winterquartiere nach Böhmen und Mähren; und der einzige Gewinn, den Daun von dem Ueberfall bei Hochkirch zog, war der geweihte Hut und Degen, welchen ihm der Papst für den Sieg über die Ketzer schenkte, und den ihm Friedrich herzlich gern gönnte. Ebensowenig glückte es den Russen und Schweden; jene waren im Oktober wieder in Pommern eingebrochen, belagerten Kolberg, konnten es aber nicht nehmen und kehrten nach gräulichen Verwüstungen wieder in ihre Quartiere in Polen zurück. Die Schweden aber, die nun auch den Krieg wie Räuberbanden führten, wurden von Dohna mit leichter Mühe aus der Uckermark nach Stralsund zurückgescheucht. Am Ende des Feldzugs stand man auf dem alten Fleck. Friedrich war immer noch unbesiegt; man hatte ihm weder Schlesien noch Sachsen entreißen können, und für Ostpreußen und Kleve fand er reichen Ersatz in Sachsen, Mecklenburg, Schwedisch-Pommern, Anhalt und Westfalen.

Alle Theilnehmer dieses verwüstenden Krieges waren geneigt zum Frieden; nur Maria Theresia nicht, sie wendete vielmehr alles an, um den Kriegseifer ihrer Verbündeten neu zu beleben. Dies gelang ihr auch. In Frankreich sah

zwar jedermann außer dem elenden Könige, der ganz in den Händen seiner Beischläferin war, das Verkehrte einer Politik ein, die Frankreichs Kräfte in Habsburgs Dienst vergeudete; es wurde in Paris sogar Mode, den König von Preußen zu bewundern; aber der Hof beharrte in seinem blinden Hasse, und die Nation hatte damals nur zu gehorchen. Aehnlich stand es in Rußland, dessen Staatsmänner und Feldherrn nicht viel Lust hatten für Oesterreich zu kämpfen, auch voraus sahen, daß nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth, welcher bei ihrer Trunksucht und sonstigen Lüderlichkeit nicht fern schien, die Politik des Staates sich völlig ändern würde. Indessen Maria Theresia bestach die russischen Großen und gewährleistete dem russischen Staate überdies den Besitz des Königreichs Preußen. Sie besoldete auch mehrere deutsche Reichsfürsten; andere wurden, wie die Schweden, von Frankreich erkauft. Kurz, der große Bund blieb bestehen. Er schickte im Frühling 1759 zusammen 350,000 Mann ins Feld, nämlich 109,000 Oesterreicher, 76,000 Russen, 12,000 Schweden, 28,000 Mann Reichstruppen, 10,000 von Frankreich besoldete Sachsen und 115,000 Franzosen. Dagegen konnte Friedrich mit äußerster Anspannung seiner Kräfte und härtester Bedrückung der eroberten Länder nur 130,000 eigene Soldaten aufstellen, während das Heer des Herzogs Ferdinand auf 75,000 Mann gebracht wurde. Diese Ungleichheit der Zahl war desto gefährlicher, weil sich im preußischen Heere bereits ein fühlbarer Mangel an tüchtigen Offizieren und alten Soldaten zeigte. Die überall zusammengebrachten Werblinge konnten trotz der Begeisterung, welche Friedrich bei seinen Soldaten erregte, doch die Kerntruppen nicht ersetzen, die auf so vielen Schlachtfeldern verscharrt lagen, noch weniger waren die mit Gewalt in Feindesland Ausgehobenen ein guter Ersatz für die Preußen. Andrerseits hatten die Feinde, namentlich die Russen und Oesterreicher, in diesem Kriege viel gelernt und nahmen an Kriegstüchtigkeit zu, während es ihnen an Rekruten nie gebrach.

Ferdinand von Braunschweig eröffnete auch diesmal den Feldzug. Er griff am 13. April 1759 das französische Heer Broglios bei Bergen (in der Nähe von Frankfurt a. M.) an, wurde zwar zurückgeschlagen, hinderte aber die Fortschritte der feindlichen Hauptmacht unter Contades und nöthigte sie durch geschickte Wahl der Stellungen, an der Weser eine Schlacht anzunehmen, in der er sie vollständig besiegte. Diese Schlacht, am 31. Juli bei M i n d e n 45,000 Franzosen von 37,000 Verbündeten geliefert, wurde vornehmlich durch die Tapferkeit des englischen, hannöverschen und hessischen Fußvolks gewonnen, welches binnen zwei Stunden drei Schlachtreihen feindlicher Reiterei und das Zentrum des Gegners durchbrach. Die Franzosen verloren dabei über 7000 Mann und wären ganz vernichtet worden, hätte nicht der englische Reitergeneral Lord Sackville sich feige und kopflos benommen. Sie mußten indeß nicht bloß ihre Entwürfe auf Westfalen und Hessen fahren lassen, sondern auch bis zum Schlusse des Jahres sich wieder über den Main und Rhein zurückziehen.

Während Ferdinand von Braunschweig im westlichen Deutschland so glücklich und ruhmvoll kämpfte, ging es den Preußen im Osten sehr schlecht. Es kam darauf an, auch diesmal die Vereinigung der russischen und österreichischen Heere zu verhindern, nach welcher Maria Theresias Feldherren in den vorigen Feldzügen vergebens gestrebt hatten. Friedrich sandte daher den General v. Wedell mit unbedingter Vollmacht, gleichsam als Diktator, zu den preußischen Truppen, die zwischen

Oder und Warthe den aus Posen heranziehenden Russen gegenüber standen. Er sollte den Feind aufhalten, während der König selbst von Sachsen aus den Oesterreichern Schach biete. Aber Wedell, obwol wegen seiner stürmischen Tapferkeit ein Liebling Friedrichs, zeigte sich als Feldherr ungeschickt und einsichtslos. Mit seinem kleinen Heere von 28,000 Mann griff er am 23. Juli die russische Hauptmacht, 72,000 Mann, die unter Soltikow bei dem Dorfe Kray (unfern Züllichau) sehr vortheilhaft aufgestellt war, ungestüm an, wurde aber, so tapfer seine Truppen auch kämpften, von der Ueberzahl zurückgeschlagen, und jetzt war die Vereinung Soltikows mit dem österreichischen Heere, welches Laudon eilig durch die Lausitz herbeiführte, nicht mehr abzuwenden; sie erfolgte am 3. August; das verbündete Heer verschanzte sich, 88,000 Mann stark, am rechten Oderufer bei Frankfurt. Sofort verließ der König Sachsen, übergab Schlesiens Wacht seinem Bruder Heinrich und eilte mit dem Kerne seines Heeres nach der Neumark. Am 12. August führte er seine 48,000 Mann gegen die Höhen zwischen Frankfurt und Kunersdorf, auf denen das fast doppelt so zahlreiche russisch-österreichische Heer gelagert war. Schon hatten die Preußen durch das Kartätschenfeuer hindurch und über die meisten Höhen und Batterien hinweg, vor denen sie tausende ihrer Brüder, darunter auch den Dichterhelden Major Ewald von Kleist, gelassen, den ganzen linken russischen Flügel bezwungen und 172 Geschütze erobert; ihr Sieg war gewiß, wenn der König inne hielt. Denn die Truppen, erschöpft von einem Eilmarsch von 6 Meilen, von einem vielstündigen Kampf in größter Sonnengluth, und gelichtet durch den Kugelhagel, konnten zwar den Gegner besiegen, aber nicht vernichten. Doch eben dieses verlangte der König; er schnitt selbst den schon flüchtenden Russen die Rückzugslinie ab und befahl einen neuen Angriff. Das brachte die Russen zur Verzweiflung; vom Terrain unterstützt, wehrten sie den letzten Anfall ab, und Laudons frische Truppen, die im entscheidenden Augenblick den ermatteten Preußen in die Seite fielen, neigten die Schale völlig. Todesmüde erliegt das preußische Heer, geräth in Unordnung, in Flucht. Umsonst sucht sie der König zu sammeln, der unerschüttert im stärksten Feuer aushielt. Zwei Pferde wurden unter ihm erschossen und nur ein goldenes Etui hielt eine Musketenkugel ab, die ihn selbst erreichte. Verzweiflungsvoll rief er: „Kann mich denn keine verwünschte Kugel treffen?" Ein Rittmeist v. Prittwitz riß ihn endlich aus dem Gewühl heraus und rettete ihn von der Gefangenschaft. Er war wie betäubt, hielt alles für verloren. In der That, es war ein furchtbarer Schlag. Die Preußen verloren hier 17,000 Mann an Todten und Verwundeten und 1400 Gefangene; ihr Heer war fast aufgelöst. Auch die Russen und Oesterreicher hatten 16,000 Todte und Verwundete; aber wenn sie ihren Sieg benutzten, wie schlimm stand es dann um den König. Indessen zum Glück war dies eben einer der Unterschiede zwischen Friedrich dem Großen und seinen Gegnern, daß er Siege zu benutzen verstand, und sie nicht. Soltikow meinte übrigens nicht mit Unrecht, die Russen hätten genug geleistet, Daun müsse nun seinerseits auch etwas thun. Da dies nicht geschah, so blieben die Russen ebenfalls unthätig, und Friedrich gewann Zeit, sich wieder aufzurichten. Schon wenige Tage nach der fürchterlichen Niederlage war er wieder ganz der Alte, voll Selbstvertrauen und Thatkraft, entschlossen mit den gesammelten Trümmern seines Heeres diesseits der Oder eine neue Schlacht zu wagen. „Ich will

mich den Feinden in den Weg stellen," schrieb er am 16. an d'Argens, „und mich tödten lassen, um meine Hauptstadt zu retten. Wenn ich mehr als ein Leben hätte, ich würde es für mein Vaterland opfern." Die Feinde rückten aber nicht vor, und er konnte von allen Seiten, aus Pommern, Sachsen, selbst vom Heere des Herzogs Ferdinand Verstärkungen an sich ziehen, Geschütze aus seinen Festungen kommen lassen, kurz sein Heer wieder in guten Stand setzen. Im September gingen die Russen endlich nach Niederschlesien, wichen aber dem König, der ihnen folgte und hier eine Schlacht anbot, aus und kehrten im Oktober nach Polen zurück, weil auch Daun aus der Lausitz wieder nach Sachsen zurückgegangen war. Eben hier aber trafen den König noch sehr empfindliche Verluste. Nach der kunersdorfer Schlacht hatte der König dem Befehlshaber von Dresden, dem General v. Schmettau, die Weisung ertheilt, die Stadt im äußersten Nothfall, doch unter günstigen Bedingungen zu räumen. Als nun Schmettau, der zur Vertheidigung der großen Stadt nur über 5000 Mann unsicherer Truppen verfügte, von Haddick mit 28,000 Oesterreichern und Reichssoldaten belagert wurde, übergab er am 5. September die Stadt gegen freien Abzug der Besatzung. Auch die Vorräthe und die Kriegskasse von 5½ Millionen rettete er dem Könige. Die Umstände hatten sich aber für diesen inzwischen so viel günstiger gestaltet, daß er über Schmettaus kopflose und eilfertige Befolgung jenes Befehls sehr ungehalten war. Das übrige Sachsen wurde indeß durch die Tapferkeit des Generals v. Wunsch, der die Reichstruppen und Haddick abwehrte, und besonders durch die vortrefflichen Maßregeln des Prinzen Heinrich, der Daun durch meisterhafte Bewegungen bei Dresden festhielt, für den König behauptet. Als dieser aber im November selbst dorthin kam, war ihm noch nicht genug geschehen; die Oesterreicher sollten auf der Stelle genöthigt werden, nach Böhmen zurückzugehen, und er schickte daher den General v. Fink mit 13,000 Mann in Dauns Rücken. Trotz aller Gegenvorstellungen mußte Fink eine sehr gefährdete Stellung im Gebirge bei Maxen, südwestlich von Pirna, einnehmen. Daun schloß ihn hier mit 36,000 Mann Oesterreicher und Reichstruppen vollständig ein und nahm ihn nach kurzem Kampfe gefangen (21. November). Ein preußisches Kriegsgericht verurtheilte Fink dafür zu einjähriger Festungsstrafe. Am 3. Dezember überwältigten die Oesterreicher noch eine andere kleine preußische Heeresabtheilung, 1400 Mann unter dem General Diericke, bei Meißen und zwangen sie trotz heftigen Widerstandes zur Ergebung. Dresden mit seiner Umgegend konnte nun nicht wieder gewonnen werden; es war vergebens, daß Friedrich mitten im strengen Winter Dauns Heere gegenüber bei Wilsdruf ein Lager bezog; beide Theile litten sehr von der Kälte, ohne etwas auszurichten; Friedrich mußte sich begnügen, daß das ganze übrige Sachsen in seiner Gewalt verblieb.

So endete der Feldzug doch weit weniger nachtheilig, als man nach der kunersdorfer Schlacht erwarten mußte. Indessen Friedrichs Macht bestand hauptsächlich in seinen Heeren, seiner Person und seinem Geiste; nun war er selbst zwar trotz körperlicher Leiden, trotz der Gicht, die ihn marterte, trotz des Ergrauens seiner Hare, des Ausfallens seiner Zähne noch immer der ungebeugte Held schnellkräftigsten Geistes; aber die Truppen waren so arg gelichtet, daß ihre Vernichtung durch einen letzten Feldzug erwartet werden konnte. Die Feinde rüsteten

daher aufs Neue mit altem Hasse, und im Frühling 1760 standen dem hannöverschen Bundesheer von 75,000 Mann wieder 115,000 Franzosen, dem Könige selber 130,000 Oesterreicher, 120,000 Russen, 20,000 Reichssoldaten, 10,000 Schweden gegenüber. Diesen 280,000 Mann sollte er mit 90,000 die Spitze bieten; auch diese Zahl hatte er wieder nur mit der größten Anstrengung, nur durch härtesten Druck, namentlich auf das unglückliche Sachsen, erreicht. Die Lieferungen an Geld, Lebensmitteln, Pferden waren ungeheuer; der Druck steigerte sich hier und in den andern eroberten Ländern mit jedem Jahre. Aber was sollte Friedrich machen? Seine Gegner beherrschten neunzig Millionen Menschen, er selbst kaum fünf; überdies waren Kleve und Ostpreußen nicht in seiner Gewalt. Wollte er nicht untergehen, so mußte er, was er in Händen hatte, aufs Aeußerste ausnutzen. Es mangelte ihm denn auch nicht an Geld, wol aber an Menschen. Er überschwemmte daher das ganze deutsche Reich mit seinen Werbern, die offen oder heimlich durch alle Mittel Menschen zu erhaschen suchten. Und der Ruhm der preußischen Waffen war so groß, die Verheißungen der Werber so lockend, daß gar viele aus Franken, Schwaben und vom Rhein selbst ohne Handgeld kamen; andere wurden, besonders in Sachsen, mit Gewalt ausgehoben, auch feindliche Gefangene ohne Weiteres ins preußische Heer gesteckt. Wie kams nun, daß ein solches Gemisch zusammengeraffter Rekruten doch zu so vorzüglichen Soldaten wurde und Thaten vollführte, die den nächsten Feldzug ruhmvoll machten wie je einen? es war nicht der Korporalstock, nicht die eiserne preußische Mannszucht allein, die an ihnen so Großes leistete; sondern ein Edleres, Friedrichs begeisternde Persönlichkeit und der Zauber kriegerischer Ehre, der um die schwarzweiße Fahne schwebte. Und dann, der Kern des Heeres war doch eingeboren, und was für ein trefflicher Geist beseelte ihn! Die Veteranen, so viele ihrer noch übrig waren, theilten ihren alten Spartanersinn rasch den Neulingen mit. Die Bauerjungen, die in Pommern und Brandenburg vom Pfluge geholt wurden, die halberwachsenen Kadetten, die Knaben der märkischen und pommerschen Junker, die man zu Offizieren machte, weil ihre tapfern Väter und Brüder im Spital oder auf den Schlachtfeldern lagen, — wie stritten sie alsbald so wacker; es war, als hätten sie ihr Lebtage nichts anderes gethan als marschiren und fechten! Wahrlich nicht Friedrich der Große allein, wie später Napoleon verkleinernd sagte, sondern eben so gut sein preußisches Volk hat den siebenjährigen Krieg geführt und gewonnen. Er stellte den Geist, die Pommern und Brandenburger stellten jene schlachtenfrohen Heldenscharen ins Feld, die den anderen Preußen zum Muster dienten. Auch die fremden Deutschen in seinem Heere erfüllten sich rasch mit preußischer Gesinnung. Für sie war Preußen das kriegerische Gemeinwesen deutscher Nation, das sich zu Deutschlands Ruhm mit Franzosen und Russen, mit Schweden und Ungarn, Kroaten, Panduren und all den andern Slawen Osterreichs herumschlug. Wenn irgendwo, so war Deutschland in diesem Kriege im preußischen Lager.

Friedrich pflegte sonst selbst den Feldzug zu beginnen; diesmal nöthigte ihn die kleine Zahl seiner Streitmacht abzuwarten, was die Feinde thun würden. Sie begannen mit einem Angriff auf Schlesien; Laudon fiel mit 50,000 Mann in die Grafschaft Glatz ein und bedrohte Glatz, Schweidnitz und Breslau. Der König befahl daher von Sachsen aus dem General Fouqué, der mit 10,000 Mann

vor Breslau stand, die Oesterreicher wieder nach Böhmen zurückzujagen; ein Auftrag, der bei solchem Mißverhältniß der Kräfte Uebermenschliches verlangte. Doch ging der ritterliche Fouqué dem Feinde sofort auf den Leib, wurde aber (23. Juni Morgens 2 Uhr) bei Landshut von Laudon mit fast vierfacher Uebermacht von allen Seiten angegriffen und nach neunzehnstündigem verzweifeltem Kampfe übermannt. Nur ein kleiner Theil schlug sich durch; 3000 Preußen lagen todt oder verwundet, 4000 wurden gefangen, darunter auch der heldenmüthige Fouqué, der, schwer verwundet, sein Leben nur der Treue seines Reitknechts Trautschke verdankte. Fouqué machte hier wie überall seinen Namen des preußischen Bayard wahr. Laudon aber befleckte seinen Sieg, der ihm übrigens auch 3000 Todte und Verwundete kostete, durch barbarische Behandlung der wehrlosen Stadt Landshut, wo die Oesterreicher auf ihres Feldherrn Erlaubniß nicht bloß plünderten, sondern auch, würdige Nachfolger der Tillyschen, die gräulichsten Schandthaten verübten. Nun fiel auch Glatz; der Kommandant (der dafür kriegsrechtlich zum Tode verurtheilt wurde) übergab diese Festung fast ohne Schwertstreich, weil die Besatzung schwach war, und Laudon mit den Katholiken und besonders Jesuiten in der Stadt Einverständnisse hatte.

Nun sollte Prinz Heinrich Schlesien gegen die Russen im Nordosten und gegen die Oesterreicher im Südwesten schützen; er hielt wenigstens beide hin, entsetzte Breslau, das von Tauenzien tapfer vertheidigt wurde, und verhinderte überhaupt hier weitere Unfälle; bei seinen geringen Mitteln kein kleiner Erfolg.

Der König suchte indessen Daun, der mit weit überlegenen Streitkräften in Sachsen stand, zu einer Schlacht zu bewegen, was ihm doch nicht gelang. Auch die Belagerung von Dresden (14. bis 30. Juli) mißglückte, wiewol das Bombardement in der Stadt große Verheerungen anrichtete. Zuletzt entschloß er sich, auf die Nachricht, die Russen näherten sich Schlesien wieder, selbst dorthin zu gehen. Ein denkwürdiger Marsch. Vor ihm zog das österreichische Hauptheer unter Daun, begierig, Schlesien vor ihm zu erreichen und die Vereinigung mit Laudon und Soltikow zu bewerkstelligen; hinter ihm Lascy mit einem anderen österreichischen Heere. Durch meisterhafte Bewegungen kam er zwar glücklich nach Schlesien, aber bei Jauer vereinigten sich alle österreichischen Truppen, 100,000 Mann; bei Neumarkt, nicht weit davon, standen 20,000 Russen unter Czernitschew; dazwischen bei Liegnitz Friedrich mit 30,000 Mann. Die Oesterreicher gedachten, ihn hier wie in einer Falle zu fangen, mindestens ein Seitenstück zu Hochkirch zu liefern. Die Nacht zum 15. August bestimmten sie zu dem Ueberfall. Friedrich erhielt aber noch am Abend vorher Nachricht von diesem Plane, verließ mit derselben Heimlichkeit wie der Feind sein Lager, stellte sein Heer in der Nacht um 12 Uhr auf den Höhen in Schlachtordnung und erwartete den Feind. Es war eine stille sternhelle Sommernacht. Die Soldaten lagerten mit dem Gewehr im Arm und unterhielten sich durch Erzählungen; die Offiziere gingen spazieren, die Generale ritten beobachtend umher. Der König —

„Auf einer Trommel saß der Held
Und dachte seine Schlacht,
Den Himmel über sich zum Zelt
Und um sich her die Nacht."

Es fing eben an zu dämmern, als sich Laudon näherte, mit 30,000 Mann

den Ueberfall rechts zu beginnen, während Daun mit dem übrigen Heere an der Katzbach links und Lascy vom Schwarzwasser her den Feind im Rücken angreifen sollten. Er war sehr erstaunt, so plötzlich auf den König zu stoßen, faßte sich aber schnell und marschirte unter dem feindlichen Feuer auf. Denn er rechnete auf Dauns und Lascys Hülfe. Jener aber wurde durch den rechten preußischen Flügel unter Zieten an der Katzbach festgehalten nud Lascy konnte nicht über das schwarze Wasser kommen; unterdessen stürzte sich Friedrich mit 14,000 Mann seines linken Flügels auf Laudons 30,000 und schlug sie nach zweistündigem Kampfe in die Flucht. Um 6 Uhr Morgens trat Laudon mit Verlust von 6000 Todten und Verwundeten, 4000 Gefangenen, 82 Kanonen, 23 Fahnen den Rückzug an. Die Arbeit war gethan, die Morgensonne beleuchtete den blutigen Wahlplatz, auf dem auch 1800 Preußen todt oder verwundet lagen; sie beschien zugleich einen angenehm rührenden Auftritt. Der König hielt vor dem Regiment Bernburg; es war bei Dresden wegen zu geringer Leistung herabgesetzt, seiner Ehrenzeichen, Borten und Seitengewehrs, entkleidet worden; jetzt hatte es mit verzweifelter Tapferkeit gefochten, die verlorene Ehre wieder zu erkämpfen. Der König blickte es gerührt an. Vier alte Soldaten traten heraus, fielen ihm in den Zügel und umfaßten flehend seine Knie. „Ja Kinder, ihr sollt sie wieder haben!" antwortete Friedrich. Das Regiment war begnadigt, erhielt seine Ehrenzeichen wieder und vom Könige ein öffentliches Lob.

Darauf setzte sich Friedrich mit dem ganzen Heere und der ganzen Beute, allem Geschütz, allen Gefangenen und Verwundeten wieder in Marsch. Um 9 Uhr Morgens war das müde, mit dem ungeheuren Troß belastete Heer in vollem Zuge nach Parchwitz gegen die Russen, die nun Schlesien wieder räumten.[18)] Die Furcht vor dem Könige lähmte dann auch die Bewegungen der Oesterreicher wieder.

Inzwischen legte sich eine russisch-schwedische Flotte vor Kolberg und bombardirte die Stadt, die zugleich von der Landseite bestürmt wurde. Allein der tapfere Kommandant, Oberst v. d. Heyden, schlug, unterstützt von der wackeren Bürgerschaft, deren Anführer, der Schiffer Joachim Nettelbeck, sich hier um das Vaterland hochverdient machte, alle Angriffe tapfer ab, und zuletzt brachte der General Werner, der aus Schlesien herbeieilte, Entsatz (18. September). Dagegen glückte dem Feinde ein Handstreich auf Berlin. Ein russisches Streifkorps unter Tottleben, das hier am 7. Oktober erschien, wurde zwar von der kleinen Besatzung zurückgeschlagen, die Russen erhielten aber Verstärkung, außerdem kam ein österreichisches Heer unter Lascy heran, der Feind zählte nun 42,000 Mann; so mußte die unbefestigte Stadt am 9. Oktober Tottlebens Bedingungen annehmen: den Einwohnern wurde Sicherheit des Eigenthums und der Person, auch Freiheit von Einquartierung ausgemacht; dagegen zahlte die Stadt den Russen 1,700,000 Thaler. Tottleben, ein gebildeter und edler Mann, hielt gute Mannszucht; nur königliche Vorräthe ließ er ausräumen. Der reiche Kaufmann Gotzkowsky erwarb sich damals um seine Vaterstadt Berlin große Verdienste; durch beträchtliche Geldopfer, die er freiwillig darbrachte, rettete er wichtige öffentliche Anstalten, wie das Lagerhaus, vor dem Unheil, das sie sonst betroffen hätte; er wars auch, der für die Stadt jene günstigen Bedingungen hatte erwirken helfen. Während die als Barbaren verrufenen Russen sich in Berlin wie zivilisirte Leute

benahmen, hausten die Oesterreicher und deren sächsische Söldner in den Vorstädten und besonders in Charlottenburg wie wilde Bestien; nur Potsdam, wo Esterhazy befehligte, wurde mit Schonung behandelt. Uebrigens machten sich die Feinde auf die Nachricht „Der König kommt!" schon am 12. Oktober schleunigst davon und zogen unter entsetzlichen Verheerungen, die Russen durch die Neumark nach Polen, die Oesterreicher durch die Mittelmark nach Sachsen. Dorthin wendete sich auch Daun, entschlossen, in Verbindung mit den Reichstruppen dieses Land zu behaupten; dorthin zog auch Friedrich, ebenso fest entschlossen, es wiederzugewinnen; denn Sachsen war seine beste Vorrathskammer, und der Winter nahte heran. Verlor er die Schlacht, die er suchte, so wollte er zum Aeußersten schreiten. „Ich betrachte den Tod," schrieb er damals an d'Argens, „wie ein Stoiker. Nie werde ich mich zu einem nachtheiligen Frieden zwingen lassen; keine Ueberredung wird mich je dahin bringen, meine Schande zu unterzeichnen. Entweder lasse ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder, wenn das Schicksal, welches mich verfolgt, diesen Trost für zu süß hält, werde ich meinem Unglück selbst ein Ende machen. Nachdem ich meine Jugend meinem Vater, mein reiferes Alter meinem Vaterlande geopfert, glaube ich mit Recht über mein Alter verfügen zu können. Habe ich für andere gelebt, so will ich für mich sterben. Wenn man alles verloren und keine Hoffnung weiter hat, ist das Leben eine Schande und der Tod eine Pflicht."

In dieser Stimmung ging er auf den Feind los. Daun stand, durch Lascy verstärkt, mit 64,000 Mann und 400 schweren Geschützen in einer sehr festen Stellung auf den Höhen zwischen dem Dorfe Süptitz und der Stadt Torgau, Sümpfe und Gräben vor sich. Hier griff ihn der König mit 44,000 Mann und 250 Kanonen am 3. November Nachmittags 2 Uhr an. Sein rechter Flügel unter Zieten, 16,000 Mann, sollte die süptitzer Höhen umgehen, während der linke Flügel, 28,000 Mann, vom Könige selbst geführt, den Feind im Zentrum und näher an Torgau bestürmte. Daun empfing die bergan marschirenden Preußen mit einem Geschützfeuer, wie es seit Erfindung des Pulvers nicht erlebt worden war. Hunderte von Kanonen wie auf einen Punkt gerichtet sprühten unaufhörlich Tod und Verderben. Es war ein Bild der Hölle, die sich zu öffnen schien, ihren Raub zu empfangen.[19] Die ältesten Krieger beider Heere hatten nie ein solches Feuerschauspiel gesehen; selbst der König brach in die Worte aus: „Welch furchtbare Kanonade! hat man je eine ähnliche gehört?" Auch war die Wirkung über alle Vorstellung gräßlich. In einer halben Stunde lagen die 5500 Grenadiere, die der König heranführte, in ihrem Blute, nachdem sie dreimal Sturm gelaufen; dem Könige selber wurden zwei Pferde unter dem Leibe getödtet, eine Gewehrkugel traf seine Brust, wurde aber durch den mit Sammet gefütterten Pelz aufgehalten, so daß sie ihn nur leicht verwundete und betäubte. Kaum wieder zu sich gekommen rief er: „An meinem Leben liegt heute am wenigsten. Laßt uns unsere Schuldigkeit thun!" Er griff mit dem Fußvolk immer von Neuem an; man rückte im Kartätschenfeuer immerfort zusammen, um die Lücken auszufüllen. Die Nacht brach ein, die Kräfte waren erschöpft. Daun schien den Sieg zu behalten, er fertigte Eilboten nach Wien und Warschau ab, sein Glück zu melden. Aber er hatte zu früh triumphirt. Denn inzwischen war der alte Zieten den Oesterreichern in

den Rücken gekommen und griff Abends 5 Uhr deren linken Flügel auf den süptitzer Höhen an. Es galt hier den Schlüssel der feindlichen Stellung. Das erkannten auch andere preußische Generale, die in der Nähe standen. Saldern und Möllendorf drangen von vorn durch das brennende Dorf Süptitz, Zieten von hinten gegen die Anhöhen, die es beherrschten. Hülsen endlich sammelte einige Truppen des linken preußischen Flügels, und da ihm alle seine Pferde todtgeschossen waren, und Alter und Wunden ihn verhinderten zu Fuß zu marschiren, so ließ sich der tapfere Degen auf einer Kanone ins feindliche Feuer schleppen. So wurden die Höhen in der Dunkelheit nach hartem Kampfe erstürmt, und Zietens, Salderns, Hülsens Veteranen schlugen alle Angriffe Lascys, der sie wieder erobern wollte, standhaft zurück. Um halb zehn Uhr Abends war der Sieg für die Preußen entschieden. Von der Dunkelheit begünstigt, führte Daun sein geschlagenes Heer über eilig hergestellte Schiffsbrücken auf das rechte Elbufer hinüber. Die Verwirrung in der finstern Nacht war groß. Scharen von Freund und Feind irrten auf dem Schlachtfelde herum, auf den Höhen und im torgauer Walde. Hier lagerten in der Heide bei zahllosen Feuern hunderte von Versprengten, blaue Preußen und weiße Oesterreicher, friedlich neben einander; sie wußten nicht, wer gesiegt habe, und waren übereingekommen, sich bei Anbruch des Tages derjenigen Macht zu ergeben, die das Feld würde behauptet haben. Friedrich selbst verbrachte die Nacht in der Kirche des nahen Dorfes Elsnig; hier ließ er seine Wunde verbinden und schrieb dann auf den Stufen des Altars seine Befehle für den morgenden Tag. Wie entlastete sich sein Herz, als bei Aufgang der Sonne die Niederlage des Feindes zu sehen war; und für Hans Joachim v. Zieten, den braven märkischen Landjunker, war es der Gipfel des Glücks, da der König ihn vor der Front umarmte und die Armee jubelte: „Es lebe der König! es lebe unser Fritz! es lebe Zieten, unser Vater, der König der Husaren!"

Die Oesterreicher verloren in dieser mörderischen Schlacht 12,000 Todte und Verwundete, 8000 Gefangene, 50 Kanonen, 27 Fahnen; der Verlust der Preußen betrug im Ganzen 14,000 Mann. Der Preis des Sieges war Sachsen, das, mit Ausnahme Dresdens, wieder in preußische Gewalt fiel. — Nicht glücklicher führten Friedrichs Feinde auf den anderen Schauplätzen den Krieg. Die Schweden wurden von den Freischaren des unternehmenden Obersten Belling und des ebenso kühnen Generals Werner wieder über die Peene gedrängt, und die Franzosen fanden an dem Herzog Ferdinand und dessen tapferem Neffen, dem Erbprinzen Karl von Braunschweig, so gewandte Gegner, daß sie trotz ihrer Ueberzahl im westlichen Norddeutschland nur geringe Fortschritte machten. Nichtsdestoweniger gaben Maria Theresia und ihre Verbündeten die Hoffnung, den König von Preußen doch noch zu unterdrücken, nicht auf, zumal da die politischen Verhältnisse Europas für ihn jetzt noch ungünstiger wurden, als sie es längst schon waren. Am 25. Oktober 1760 starb nämlich König Georg II. von England, Friedrichs einziger Freund und Beistand unter den Königen und Kaisern. Sein Nachfolger, Georg III., war ein schwacher und beschränkter Mann, der sich völlig von einem elenden Günstlinge, dem Lord Bute, leiten ließ. Beide haßten Friedrich, weil er ein großer Mann und ein Freigeist war, und es gelang dem Minister Pitt nur mit Mühe, die englische Politik vorläufig noch in der

Richtung zu halten, die sie bisher verfolgt hatte. Das Uebelste war, daß die inländischen Hülfsquellen, aus denen Friedrich seine Streitmittel bezog, mehr und mehr versiegten. Seine Erbstaaten waren verheert und konnten zum Theil die Abgaben nicht mehr aufbringen. Die anderen Länder, über die er Macht hatte, waren durch fünfjährige Aussaugung erschöpft. Der vorjährige Feldzug hatte 27½ Millionen Thaler gekostet, der bevorstehende bedurfte nicht weniger. Die Schraube mußte also wieder angetrieben werden, um neue Mittel herauszupressen. Eben auf seine Erschöpfung rechneten ja die Feinde; gegen das Elend des Krieges blieben sie taub: denn das Volk hatte keine Stimme.

„So gingen in Deutschland Bürger und Bauern zu Grunde, während Fürsten und Beamte reich wurden, denn sie benutzten für ihre selbstsüchtigen Zwecke auch sogar das allgemeine Elend. Neben den unzähligen kleinen Tyrannen, ihrem Hofgesinde, ihren Schranzen und Knechten steht nur ein einziger Fürst, der ahnt, was wahre Größe ist und verleiht, der seine Regentenwürde fühlt und, wo er kann, das Volk gegen gierige Kasten und beschränkte Pfaffen in Schutz nimmt! Auch Friedrich übte freilich Gewalt und Bedrückungen; aber er stand auch ganz allein gegen halb Europa; er führte blutigen Krieg, aber er theilte auch alle Gefahren, alle Mühseligkeiten, alle Noth der geworbenen Soldaten, die nur er allein zu begeistern und mit Patriotismus zu erfüllen verstand. Maria Theresia und ihr hoher Adel folgten dem Grundsatze, dem Oesterreich seine Größe verdankt, sie zögerten, sie zauderten, sie ließen das Elend des Krieges sich verlängern, fest überzeugt, daß der letzte Fischzug um so reicher ausfallen werde, je trüber das Wasser geworden sei. Kaiser Franz wucherte und spielte eine Nebenrolle in Wien, wie seine Reichsarmee in Deutschland; die Franzosen lagen indessen als Hülfe deutscher Gesetzvollstreckung noch im April 1761 von Frankfurt bis Gotha vertheilt. Städte und Dörfer des Reichs verödeten, Getreide, Rindvieh, Pferde waren kaum mehr in Mitteldeutschland anzutreffen. Das Elend hatte den höchsten Grad erreicht; die immer mehr wachsenden Schulden fast aller Gemeinden von Westfalen, Hessen, Gotha raubten auch sogar die Hoffnung einer besseren Zukunft. Während das Volk in Elend unterging, flossen reichliche französische oder englische Subsidien in die Schatullen der Fürsten und diese zogen sogar (wie z. B. der Landgraf von Hessen) von den Engländern für jedes Glied ihrer verstümmelten Soldaten ein bestimmtes Geld; die Verstümmelten selbst bettelten hernach als Invaliden bei ihren verarmten Mitbürgern."[20]

Im nächsten Frühjahr (1761) rückten wieder 410,000 Mann (150,000 Franzosen, 130,000 Oesterreicher, 100,000 Russen, 18,000 Reichssoldaten, 12,000 Schweden) gegen den großen König an. Da die Koalition auf Friedrichs Mangel an Streitkräften als auf ihren wirksamsten Bundesgenossen zählte, so wechselte sie mit ihm keine Gefangenen mehr aus. Die Zahl der alten Soldaten in seinem Heere war daher nur gering; gleichwol bewährten sich die Neulinge, vermischt mit den Veteranen, die Geworbenen oder gewaltsam Ausgehobenen, vermischt mit den geborenen Preußen, weit besser als man vermuthen sollte. Im Ganzen brachte Friedrich diesmal 171,000 Mann zusammen, nämlich 75,000 Mann des hannöverschen Bundesheeres und 96,000 Mann seiner eigenen Truppen. Die Aufgabe war wieder dieselbe; Ferdinand von Braunschweig hatte die Franzosen abzuwehren, Friedrich nahm die anderen, namentlich die Russen und

Oesterreicher, auf sich. Jener eröffnete den Feldzug; mitten im Winter Anfangs Februar überfiel er die Franzosen in ihren Winterquartieren und trieb sie an den untern Main zurück; doch gewannen sie während des folgenden Monats ihre Stellungen wieder. Dagegen erholten sich die Reichstruppen nicht so rasch von dem Schreck, den ihnen ein ähnlicher Streifzug des preußischen Generals Syburg beibrachte. Er warf sie im April aus Thüringen und dem Vogtlande bis nach Bamberg zurück und brachte aus Franken eine Million erhobener Kriegssteuern, 4000 Gefangene, 16 Geschütze mit nach Sachsen, was den Muth der Neulinge im preußischen Heere nicht wenig hob. Die Hauptsache blieb immer, die Russen und Oesterreicher abzuwehren, die abermals sich in Schlesien vereinigen und diese Provinz erobern wollten. Friedrich ließ daher den Prinzen Heinrich zur Vertheidigung Sachsens zurück und eilte nach Schlesien, wo er durch geschickte Stellungen und vorsichtige Züge die Gefahr doch bis tief in den Sommer hinein verzögerte; erst am 15. August konnte Laudon mit seinem Heere bei Jauer zu dem russischen stoßen. Friedrich hatte nun mit seinen 55,000 Mann 140,000 Oesterreicher und Russen gegen sich; Rettung durch eine Feldschlacht, sonst sein liebstes Mittel, durfte er diesmal nicht versuchen. Denn sein kleines Heer war das größte und beste, das er überhaupt noch hatte; er durfte es nicht aufs Spiel setzen, selbst ein Sieg hätte es einer solchen Uebermacht gegenüber ruinirt. Sein erfinderischer Geist gab ihm die beste Auskunft; er beschloß, sich mit den Feinden gleichsam an einem Punkte festzunageln und so sein Land zu decken. Sonst nicht gewohnt sich zu verschanzen, bezog er jetzt am 20. August bei Bunzelwitz (nördlich von Schweidnitz) ein Lager, das er mit unerhörter Geschwindigkeit zu einer ungeheuren Festung umschuf. Den ganzen Bezirk in einem Umfange von zwei Meilen übersäete er mit Schanzen, Geschützen, Palisaden, durchwühlte er mit Mienen, Wolfsgruben und Gräben; so wurden die natürlichen Schwierigkeiten des Bodens — ein Wald, ein Morast und das striegauer Wasser, auch mehrere Hügel, wie der würbener Berg — außerordentlich verstärkt. In drei Tagen und Nächten war das Werk gethan, das kleine Heer bis an die Zähne verschanzt. Nichtsdestoweniger hätte Laudon es gern angegriffen, weil er meinte, 55,000 Mann könnten sich bei der großen Ausdehnung ihres Lagers nicht gegen einen allgemeinen Angriff von 140,000 Mann halten; Buturlin, der russische Befehlshaber, wollte aber nichts wagen, und so begnügte man sich die Preußen einzuschließen. Friedrich konnte es kaum glauben, er hielt sich immer kampffertig. In Erwartung eines nächtlichen Angriffs ließ er das Heer am Tage rasten, jede Nacht aber Gewehr bei Fuß stehen. Das Gepäck wurde Abends unter die Kanonen von Schweidnitz geschickt und kam Morgens zurück. Es war ein mühseliges Leben. Denn die drückende Hitze vermehrte die Schwere des Dienstes, und dazu kam Mangel an Lebensmitteln, besonders an Schlachtvieh und Gemüse, nur Brot war hinreichend vorhanden. Getreulich theilte der König die Entbehrungen und Anstrengungen der Seinigen; das Pflichtgefühl hielt ihn auch in dieser Noth aufrecht. Drei Wochen standen die Heere so einander beobachtend gegenüber; da nöthigte der auch im verbündeten Lager ausbrechende Mangel die Russen zum Abzuge (10. September). Buturlin ließ 20,000 Russen unter Czernitschew bei den Oesterreichern zurück und ging mit den übrigen nach Polen; Laudon, der, noch an Zahl den Preußen weit überlegen, doch zum Angriff

sich jetzt zu schwach glaubte, trat dann ebenfalls den Rückzug an und verschanzte sich seinerseits bei Freiburg (westlich von Schweidnitz). Der König war gerettet; doch sollte dieser Feldzug nicht ohne einige empfindliche Unfälle für ihn endigen. Als er nämlich, um Laudon von Schweidnitz abzuziehen, eine Bewegung gegen das Glatzische machte, überrumpelte Laudon plötzlich die Festung Schweidnitz (in der Nacht vom 30. September). Sie war, wie alle preußischen Festungen, von wenigen und meist untüchtigen Leuten bemannt, denn Friedrich konnte nicht viele, und besonders nicht die guten Soldaten entbehren, er brauchte sie im Felde. Um so leichter gelang es Laudon bei der Nachlässigkeit des Kommandanten v. Zastrow und mit Hülfe eines Einverständnisses, welches er mit den in der Festung befindlichen Kriegsgefangenen angeknüpft hatte, die Festung zu ersteigen und nach zum Theil heftiger Gegenwehr zu erstürmen. Die Oesterreicher plünderten nun die unglückliche Stadt mehrere Stunden lang — eine Barbarei, die von den Russen in Laudons Heer nicht nachgeahmt wurde. Der Besitz dieses Stützpunktes ermöglichte es nun den Oesterreichern, zum ersten Male in diesem Kriege ein regelmäßiges Winterquartier am schlesischen Gebirge zu beziehen. Einen anderen Erfolg gewannen die Feinde in Pommern, wo nach viermonatlicher Belagerung und hartnäckiger, tapferster Vertheidigung die Festung Kolberg endlich durch Mangel an Schießbedarf und an Lebensmitteln gezwungen wurde, sich (am 16. Dezember) dem russischen General Romanzow zu ergeben. So konnten jetzt die Russen im östlichen Theile Hinterpommerns Winterquartiere nehmen. Auf den übrigen Kriegstheatern änderte sich die Lage nicht. In Sachsen machten weder Daun noch die Reichsarmee, die vom Prinzen Heinrich sehr geschickt im Schach gehalten wurden, irgend welche Fortschritte. Mit den Schweden führte Oberst Belling den kleinen Krieg so glücklich, daß sie zuletzt immer wieder auf ihr eigenes Land westlich der Peene beschränkt blieben. Die Franzosen endlich, die unter Soubise vom Niederrhein, unter Broglio vom Main her vorgedrungen waren, trieb Herzog Ferdinand abermals aus Westfalen und Braunschweig zurück. Da sie trotz ihrer Ueberzahl nicht siegen konnten, waren sie ehrlos genug, ihren Rückzug durch völlige Verheerung und Plünderung jener Länder zu bezeichnen.

Schweidnitz' und Kolbergs Fall waren zwei harte Schläge für die vielgeprüften Preußen, aber ein weit furchtbareres Unheil bedrohte sie gegen Ende dieses Jahres, ein Unheil, von dem sich der Staat wahrscheinlich nie mehr erholt hätte, wenn es nicht durch Gottes Fügung wäre abgewendet worden. Ein Elender, der schlesische Baron v. Warkotsch, der den König trotz mancher Wolthaten haßte, weil dieser dem Junkerregiment in Schlesien im Wege war, entwarf den Plan, ihn den Oesterreichern in die Hände zu spielen. Die Gelegenheit schien günstig. Friedrich hatte in seinem Hauptquartier zu Woiselwitz bei Strehlen, in der Nähe der Güter des Barons, um seine persönliche Sicherheit unbesorgt, nur 13 Mann seiner Leibwache bei sich. Warkotsch verrieth dies dem zunächst bei Strehlen stehenden Obersten Wallis vom Regimente Laudon. Es wurde verabredet, Wallis solle in der Nacht zum 1. Dezember heimlich eine Abtheilung Oesterreicher nach Woiselwitz schicken, um den König lebendig oder todt fortzuschleppen. Ein katholischer Pfarrer der Umgegend, Namens Schmidt, vermittelte den Briefwechsel zwischen Warkotsch und Wallis. Zum Glück schlug

dem Jäger des Barons, Kappel, das Gewissen, und er trug einen Brief seines Herrn nicht zu Schmidt, sondern zu einem lutherischen Geistlichen, der ihn damit zum Könige schickte. So wurde der verrätherische Anschlag noch in der letzten Stunde (Abends am 30. November) entdeckt und Friedrich gerettet. Warkotsch und Schmidt flohen nach Oesterreich, wo der erstere sein Leben durch ein Jahrgehalt fristete, das ihm Maria Theresia zahlte; Kappel erhielt vom Könige zur Belohnung eine einträgliche Försterstelle bei Oranienburg.

Der Feldzug des Jahres 1761 hatte ohne Schlachten Friedrichs Lage doch ungünstiger gestaltet als irgend einer der vorhergehenden; ein Stück von Schlesien, ein Stück von Pommern war verloren und das 1759 eingebüßte Stück von Sachsen nicht wiedergewonnen. Auf einen engeren Kreis als je eingeschränkt, schien der König nicht einmal die geringe Streitmacht mehr aufbringen zu können, die er noch im Frühling des verwichenen Jahres ins Feld gestellt hatte. Denn die Erschöpfung seiner Länder nahm mit jedem Monat zu, und die Hülfsquelle, die bisher aus dem englischen Schatze floß, war versiegt. Im Herbst 1761 verdrängte Bute den großen Pitt aus dem Ministerium, kündigte dem Könige von Preußen den Subsidienvertrag und beraubte diesen so eines beträchtlichen Theils seiner Geldmittel. Maria Theresia und die ihr verbündete Fürstenschaft, zu der jetzt auch der König von Spanien als Bundesgenosse Frankreichs trat, sahen schon im Geiste ihren großen Gegner aus seinen Wunden sich verbluten, und so sicher war die Kaiserin-Königin ihres Erfolges, daß sie einen Theil ihrer Truppen verabschiedete, weil sie Ersparungen machen wollte; denn schon längst bezahlte sie aus Mangel an barem Gelde fast nur mit Papier. Auch die Hoffnung, die Friedrich eine Zeitlang hegte, daß die Türken und Tataren einen Krieg gegen Oesterreich und Rußland beginnen, und daß sich dann die gedrückten Protestanten Ungarns erheben würden, verwirklichte sich nicht. Dennoch blieb er ungebeugt; er rüstete mit alter Thatkraft,[21] spannte die Mittel, die ihm noch übrig blieben, aufs Aeußerste an, um seine auf 60,000 Mann zusammengeschmolzene Streitmacht nach Möglichkeit zu verstärken, immer entschlossen, bis auf den letzten Zoll zu fechten; für den Fall des Erliegens trug er Gift bei sich. Uebrigens unterstützte ihn die Vaterlandsliebe seines Volkes so eifrig, daß zum Verzweifeln kein Grund war, so lange Friedrichs Geist noch aufrecht und Preußen nicht vertilgt war. Die Landleute zumal, die ihr Alles im Kriege verloren und nur ihre Kinder noch übrig hatten, wetteiferten, die Söhne geschwind als Soldaten bei dem Heere zu haben; sie ließen sie mit Freuden fortwandern.[22]

Die Standhaftigkeit des Königs ward belohnt; am 19. Januar erhielt er eine große Glückspost: seine erbitterte Feindin, die russische Kaiserin Elisabeth, war endlich (am 5.) gestorben. Dieses Ereigniß veränderte die ganze Lage der Dinge. Denn Elisabeths Neffe und Nachfolger, Peter III. von Holstein-Gottorp, war ein leidenschaftlicher Verehrer und Bewunderer Friedrichs des Großen; er stellte sofort alle Feindseligkeiten ein, wechselte mit dem Könige die Gefangenen aus und schloß trotz alles Abmahnens der anderen Fürsten, sogar Englands, dessen Ministerium niederträchtig genug war, ihm einen Theil Preußens anzubieten, am 5. Mai einen Frieden mit Preußen auf den Stand vor dem Kriege. Er verhandelte selbst um ein Bündniß; er wollte mit Friedrichs Hülfe das Herzogthum Schleswig, auf welches er Familienansprüche hatte, den Dänen

entreißen. Beide Fürsten überhäuften sich mit Freundschafts- und Ehrenbezeigungen. Peter ließ sogar die Truppenabtheilung, die unter Czernitschew in der Grafschaft Glatz lagerte, zum Heere des Königs stoßen. Am 22. Mai folgte Schweden dem Beispiele Rußlands und vertrug sich mit Friedrich; auch dieser Friede wurde auf den Stand vor dem Kriege hergestellt. Die Königin von Schweden, Friedrichs Schwester, deren Gemahl bei seiner völligen Abhängigkeit von dem schwedischen Adel den Krieg nicht hatte verhindern können, war jetzt die Vermittlerin. Friedrich ließ denn auch dem schwedischen Reichsrath erklären, daß er bloß um ihretwillen die Sachen auf dem alten Fuße lasse.

Wiewol er nun auf einer Seite Luft bekommen hatte, so blieben doch auch in diesem Jahre noch Feinde genug zu bekämpfen: 155,000 Oesterreicher und Reichssoldaten, und 140,000 Franzosen. Der König vertheilte seine Streitkräfte — es waren diesmal, abgesehen von den 70,000 Mann des Herzogs Ferdinand, 120,000 eigene Soldaten — so, daß 42,000 unter dem Prinzen Heinrich gegen das österreichisch-reichsländische Heer in Sachsen, 78,000 unter ihm selbst gegen die Oesterreicher in Schlesien aufgestellt wurden. Es kam hier darauf an, um jeden Preis Schweidnitz wieder zu erobern. Daun deckte es aber mit 88,000 Mann, die er auf den Bergen bei Reichenbach hinter starken Verschanzungen aufgestellt hatte, und ließ sich durch keine Bewegung der Preußen von der Festung abziehn. Vergebens entsandte der König den Herzog von Bevern mit 14,000 Mann nach Oberschlesien und ließ Troppau einnehmen; auch als eine andere preußische Schar verheerend in Böhmen einfiel, rührte Daun sich nicht. Friedrich schickte sich daher an, ihn durch eine Schlacht zu vertreiben. Schon hatte er alles vorbereitet, als General Czernitschew, der mit seinen 20,000 Russen ihm bei der bevorstehenden Schlacht helfen sollte, die beiden unwillkommene Meldung brachte, Peter III. sei am 9. Juli von seiner Gemahlin entthront worden, und die letztere befehle ihm, mit seinen Truppen sofort das preußische Heer zu verlassen; zugleich trafen Nachrichten ein, daß die neue Kaiserin die Feindseligkeiten gegen Preußen wieder aufnehmen wolle. Friedrich faßte sich indessen sehr bald; er beredete den russischen General, seinen Abmarsch noch einige Tage zu verzögern und dem Kampfe, wenn auch nur als Zuschauer, beizuwohnen, damit Daun, der von dem Umschwunge der Dinge in Rußland noch keine Kenntniß hatte, verhindert werde, den gegen die Russen aufgestellten Theil seines Heeres anderwärts zu verwenden. Sofort befahl er dann (am 21. Juli) den Angriff. Der Schlüssel der feindlichen Stellung waren die Höhen von Buckersdorf nebst dem Paß von Leutmansdorf; sie zu erstürmen wurden die besten preußischen Regimenter unter Anführung des Generals v. Möllendorf verwendet. Auch stritten sie mit alter Tapferkeit; weder die fast senkrechten Abhänge, noch die Wälle und Wolfsgruben, Palisaden und Kanonen, die aus jedem Berge eine Festung machten, konnten die Fortschritte der Preußen aufhalten. Denn „heute", hatte der König gesagt, „muß es biegen oder brechen." Wo keine Pferde hinankonnten, schleppten die Soldaten selbst die Kanonen hinauf. In vier Stunden waren Höhen und Paß erobert. Daun trat mit Verlust von 3000 Mann an Todten und Verwundeten, 500 Gefangenen, 13 Geschützen den Rückzug in das Gebirge an. Den Preußen, deren Heer dem Feinde diesmal an Zahl ziemlich gleich gewesen war, kostete der Sieg nur 1500 Todte und Verwundete. Der König hatte überdies die Genugthuung, daß seine Preußen allein

die Arbeit gethan, denn die Russen standen während des ganzen Kampfes ruhig in ihrem Lager. Sie waren überhaupt in den wenigen Wochen ihrer Anwesenheit nie gebraucht worden: kein Russe blutete für den König von Preußen; er wurde nach wie vor allein mit seinen Feinden fertig. Am folgenden Tage zog Czernitschew, für seine Gefälligkeit reich beschenkt, nach Polen ab, und bald darauf zerstreuten sich auch die Besorgnisse, die Friedrich vor Rußlands neuer Politik gehabt hatte. Katharina II., obwol als Frau verächtlich und befleckt durch das Verbrechen des Gattenmordes, war wenigstens durch hohe Klugheit der Krone, die sie an sich gerissen, würdig; sie erkannte sehr bald, daß für Oesterreich zu fechten nicht im Interesse Rußlands liege, und da sie selbst der Ruhe bedurfte, um sich auf ihrem Throne festzusetzen, bestätigte sie den Friedensvertrag und ließ alle noch in Hinterpommern und Ostpreußen besetzten Plätze sofort räumen.

Der König betrieb nun mit großer Thatkraft die Belagerung von Schweidnitz. Diese Festung fiel indessen nicht so rasch, wie er hoffte. Sie hatte eine auserlesene Besatzung von mehr als 12,000 Mann, war mit allen Bedürfnissen und mit starken Festungswerken versehen und hatte in dem Kommandanten Guasco einen Befehlshaber, der ihre tüchtigen Vertheidigungsanstalten sehr gut zu handhaben wußte. Die Preußen andererseits leisteten überhaupt im Belagern immer weit weniger als in offener Feldschlacht; denn Friedrichs lebhaftem Geiste sagte ein langsames Verfahren, das gerade im Festungskriege gut angebracht ist, nicht zu; dagegen entsprach ein solches ganz der bedächtigen Natur der Oesterreicher. Dies Verhältniß bestätigte sich auch jetzt. Daun griff, um Schweidnitz zu entsetzen, den Herzog von Bevern, der mit 7000 Mann und 88 Geschützen bei Reichenbach stand, hier am 16 August mit 48,000 Mann und 184 Geschützen an, wurde aber, da Bevern sich sehr tapfer und einsichtsvoll vertheidigte, auch vom Könige Verstärkungen erhielt, mit einem Verlust von 1000 Todten, Verwundeten und Gefangenen geschlagen und zog sich wieder in das Gebirge zurück. Nichtsdestoweniger hielt sich Guasco noch zwei Monate lang, da der König durchaus darauf bestand, die Festung solle sich auf Gnade oder Ungnade ergeben. Erst am 9. Oktober ergab sich der tapfere Kommandant; er sammt seiner ganzen Besatzung (noch 10,000 Mann) wurden kriegsgefangen.

Unterdessen führte Prinz Heinrich in Sachsen sehr geschickt den kleinen Krieg gegen die Oesterreicher und Reichstruppen. Die unternehmenden Generale Seidlitz, Kleist und Belling setzten dem Feinde in vielen Gefechten unabläßig zu, fielen in Böhmen ein und brandschatzten bis Eger. Zweimal zog sich die Reichsarmee vor ihnen aus Sachsen zurück und überließ Franken den preußischen Husaren; zweimal gab ihnen die österreichische Abtheilung Böhmen Preis. Denn der Reichsfeldherr, der italienische Prinz Serbelloni, betrachtete den Dienst als Nebensache; er war ein vornehmer Mann und sehr phlegmatisch, hörte oft die wichtigsten Rapporte im Bette an, ein Buch in der einen, eine Tasse Chokolade in der andern Hand, beantwortete die Berichte kaum und hatte beständigen Streit mit dem Hofkriegsrath in Wien, der noch schlechtere Pläne machte als er.[23] Endlich war man doch in Wien seiner müde, und Haddick kam an seine Stelle. Dieser und sein Unterfeldherr, der Prinz von Stolberg drängten nun die Preußen eine Zeitlang zurück, bis Prinz Heinrich, auf Seidlitz' Anregung, plötzlich (am 29. Oktober)

die Hauptmacht der vereinigten Reichstruppen und Oesterreicher unter dem Prinzen Stolberg bei **Freiberg** angriff und nach zweistündigem Kampfe in die Flucht schlug. Das Hauptverdienst auch der Ausführung hatte der General Seidlitz, der an der Spitze der Reiterei, dann des Fußvolks, die leichten Truppen der Oesterreicher über den Haufen warf, das Reichsheer aus seinen Verschanzungen trieb, auch die regelmäßigen Regimenter der Oesterreicher aus dem Felde schlug und den Feind weithin verfolgte. Stolberg verlor 7400 Mann (darunter 4400 Gefangene), Prinz Heinrich nur 1400 Mann an Todten und Verwundeten. Bald nach diesem glänzenden Siege langte Friedrich selbst in Sachsen an, das nun, mit Ausnahme Dresdens, vom Feinde gesäubert wurde; dieser zog sich nach Böhmen zurück, verfolgt von Kleist, der dort abermals einen glücklichen Streifzug unternahm. Kaum war Kleist wieder in Sachsen, als ihn Friedrich (Mitte November) mit 10,000 Mann auf einen neuen Streifzug, diesmal ins Reich, schickte; er wollte dadurch die Reichsstände, die ohnehin des Krieges müde waren, zur Neutralität zwingen. Kleist brach also verheerend in Franken ein, brandschatzte Kulmbach, Bamberg, Windsheim, Rotenburg, nahm (29. November) Nürnberg ein, erhob auch hier starke Kriegssteuern und ließ seine Husaren bis eine Meile vor Regensburg streifen. Da mußten die unschuldigen Bürger und Bauern im Reich wieder für die Sünden ihrer Landesväter büßen, die sich an Frankreich und Oesterreich verkauft hatten. Von ihren großen Bundesgenossen bekamen diese Kleinen nun keine Hülfe. Oesterreich schloß vielmehr (27. November) mit Preußen einen Waffenstillstand für ruhige Haltung der Winterquartiere in Sachsen und Schlesien und überließ das Reich seinem Schicksal und den preußischen Husaren, die zwar die Barbarei nicht verübten, welche man von Kroaten und Panduren, Russen und Franzosen gewohnt war, aber doch arg genug hausten.

Auch die Franzosen hatten wieder sehr unglücklich gefochten. Im Juni warf sie Herzog Ferdinand über die Diemel bis nach Kassel zurück, schlug sie dort bei Wilhelmsthal (24. Juni), brachte auch ihren sächsischen Söldnern bei Lutternberg am rechten Fuldaufer (23. Juni) eine Niederlage bei, und als sie dann alle ihre Truppen vom Nieder- und Oberrhein her zusammengezogen und mit großer Uebermacht zur Ohm und Lahn vordrangen, hielt er ihnen doch so geschickt den Widerpart, daß er vor ihren Augen Kassel belagern und (am 31. Oktober) einnehmen konnte. Mit dieser Waffenthat schloß hier der Feldzug, dessen Erfolge dem verrätherischen Lord Bute höchst unangenehm waren.

Ebenso unglücklich lief für die Franzosen der Seekrieg ab, den sie in Verbindung mit den Spaniern gegen England führten. Die Bourbonen machten daher Frieden mit Georg III. Am 3. November 1762 wurde der Vertrag zu **Fontainebleau** abgeschlossen. Die Engländer gewannen darin sehr bedeutende Vortheile (den Besitz Kanadas und anderer überseeischer Länder), ließen aber den König von Preußen treulos im Stich. Denn sie machten rücksichtlich Deutschlands nur aus, daß beide Theile ihre bisherigen Verbündeten auf keine Weise mehr unterstützen sollten. Das hannöversche Bundesheer löste sich nun auf, und die Franzosen räumten langsam die Plätze, die sie in Deutschland besetzt hatten.

Da nun kein französisches Geld mehr in die Taschen der mit Oesterreich verbündeten deutschen Fürsten floß, so fiel für diese der Hauptgrund zum Kriege fort, und sie hörten jetzt auf die Klagen ihrer Unterthanen, die Kleists verheerender

Streifzug zur Verzweiflung brachte. Zwar Oesterreich hatte, als es Deutschland zum Kriege gegen Friedrich hetzte, sich verbindlich gemacht, den Krieg nicht eher aufzugeben, als bis das Reich völlig schadlos gestellt und die Reichsstände, die ihr Kontingent zum Reichsheere geschickt, die Vergütung aller ihrer Kosten erhalten hätten. Aber wann hatte das Haus Habsburg jemals dergleichen wirklich geleistet? Es dachte auch jetzt nicht daran, und eben um sich aus dieser Verlegenheit herauszuziehen, hatten die Oesterreicher schlauer Weise jenen einseitigen Waffenstillstand geschlossen, der den Preußen erlaubte, durch Verheerung des Reichs dieses zum Sonderfrieden zu zwingen. In der That riefen die meisten Reichsstände, namentlich Pfalz und Baiern, ihre Truppen vom Reichsheere ab, und baten um Frieden. Auch Mecklenburg, Mainz, Würzburg, Bamberg erklärten sich für neutral. So kam die Kaiserin-Königin von ihrer Verpflichtung gegen das Reich los.

Friedrich, der nun niemand mehr zu bekämpfen hatte als Oesterreich, durfte mit leichten Muth in die Zukunft sehen. Er ließ wieder stark werben, besteuerte Sachsen nach Möglichkeit, nahm einen Theil der entlassenen Truppen des Herzogs Ferdinand in Sold und machte den Entwurf, den nächsten Feldzug mit 200,000 Mann zu eröffnen, die in Sachsen, in Schlesien und am Rhein (gegen die österreichischen Niederlande) zugleich wirken sollten, während eine Abtheilung von 25,000 Mann die noch feindlichen Reichsstände, namentlich den Despoten von Würtemberg züchtige. Aber die Oesterreicher verloren jetzt die Lust, den Kampf fortzusetzen. „Sie hatten, wie sie pflegen, bisher mit phlegmatischer Klugheit im Trüben gefischt, ihr reiches Land hatte wenig gelitten; andere hatten für sie gefochten und gezahlt, und ihr guter Franz als Bankier die Konjunkturen benutzt.“[29] Diese Zeit war vorüber; fremdes Blut und Geld stand ihnen nicht mehr zur Verfügung; es galt nun allein den Kampf weiter durchzufechten. Aber wie sollte Maria Theresia hoffen, den großen König mit eigener Kraft zu besiegen, den sie im Bunde mit halb Europa nicht hatte überwinden können? Er stand ihr jetzt nach sieben schweren Feldzügen furchtbarer als je gegenüber, denn sie war nun mit ihm allein auf dem Plan. Ihr Haß beugte sich der Klugheit, der Nothwendigkeit; sie entschloß sich zum Frieden. Der Kurprinz von Sachsen übernahm die Vermittelung. Friedrich ging gern darauf ein; er hatte ja immer den Frieden gewollt, freilich nur einen ehrenvollen; einen solchen erlangte er nun. Im Februar 1763 kamen die drei Bevollmächtigten von Preußen, Oesterreich und Sachsen (die Hofräthe von Hertzberg, Kollenbach und Fritsch) auf dem Schlosse Hubertsburg (zwischen Meißen und Leipzig) zusammen und stellten den Frieden auf der Grnndlage fest, die Friedrich verlangte: nämlich auf den Stand vor dem Kriege. Am 15. Februar 1763 wurde die Friedensurkunde unterzeichnet. Die Oesterreicher räumten Glatz, die Preußen verließen Sachsen. Doch ehe Friedrich dieses Land dem König August III. zurückgab, ließ er hier noch die rückständigen Kriegssteuern eintreiben, und um in seinen Staaten den großen Verlust an Menschen zu ersetzen, befahl er, die preußischen Soldaten sollten sich in Sachsen rasch noch Frauen oder Bräute nehmen. Man gehorchte gern, denn die Sachsinnen zeichnen sich bekanntlich durch Schönheit aus, und die preußischen Krieger waren bei ihnen beliebt. So zog denn im Frühjahr 1763 eine große Menge von Weibern

und Mädchen mit den Preußen aus dem Lande und trugen das Ihrige bei, Friedrichs verheerte Länder wieder zu bevölkern.

Am 30. März spät Abends erschien der vielgeprüfte Heldenkönig wieder in den Ringmauern Berlins, aber er war nicht mehr der heitere, muntere Fürst, der einst die Freude suchte und verbreitete. Ernst und still ging er dem lauten Jubel der Berliner aus dem Wege, die seit dem frühen Morgen die prächtigsten Vorbereitungen zu einem Triumphzuge für ihn veranstaltet hatten. Einige Tage darauf ließ er in der Schloßkapelle zu Charlottenburg von seinen Musikern das graunsche Tedeum aufführen. Niemand durfte sich dazu einfinden als der König allein; so saß er und hörte mit wehmüthiger Freude die Dankesklänge emporrauschen, senkte das Haupt in die Hand und weinte.

Der Krieg war beendet; aber welche Opfer hatte er gefordert. Er kostete dem Erdtheil über eine Million Menschen; alle Staaten, die an ihm Theil genommen, nur Preußen nicht, waren mit ungeheuren Schulden belastet, die hernach noch den Urenkel drückten. Frankreich bezahlte die Schande, die es so reichlich davongetragen, mit 677 Millionen Livres; Oesterreich seine Niederlage mit 100 Millionen Thaler Schulden. Nord- und Mitteldeutschland waren verwüstet; ein Offizier schrieb 1762, daß er sieben Dörfer in Hessen durchritten und darin nur einen einzigen Menschen gefunden habe; dies war ein Prediger, der sich Bohnen kochte.[25] Sachsen, Anhalt, Mecklenburg waren ausgesogen, Brandenburg, Pommern, Schlesien, Böhmen mehr oder weniger verheert; zahllose Dörfer und Städte zerstört oder ausgeraubt, hunderttausende von Menschen in Armuth und Elend gebracht. Und der Zweck dieses ganzen Kriegs, die Absicht des großen Bundes europäischer Fürstenschaft war dennoch vollständig gescheitert; man hatte Friedrich dem Großen nicht ein Dorf nehmen können; man hatte mit aller Uebermacht doch nur Schimpf und Schande geerntet, denn Friedrich blieb unbezwungen, und sein Ruhm eine Beschämung für seine Widersacher. Das also war das Ende aller der Umtriebe und Anstrengungen, das die Frucht von Maria Theresias Haß, jener Kaiserin, die man in Oesterreich als die frömmste und tugendhafteste Fürstin Europas feierte.

Man hat den siebenjährigen Krieg mit dem dreißigjährigen verglichen; wars doch beide Male im Wesentlichen ein Kampf zwischen Nord- und Süddeutschland, und beide Male vom Hause Habsburg gestiftet und genährt. Aber wie anders in allem Uebrigen. Damals das Ausland siegreich und Deutschland von den Fremden erniedrigt, zertreten, zerstückelt; jetzt deutsche Kraft triumphirend über Russen und Schweden, Franzosen und Kroaten; — damals das deutsche Nationalbewußtsein verkommen und verloren, jetzt aufstrebend, voll neuen Lebens. Denn diese Großmacht, die so trefflich die allerschwerste Feuerprobe bestanden, war eine rein deutsche, und Friedrichs Ruhm ein deutscher Ruhm. In ihm, dem großen Manne des Jahrhunderts, der die Bewunderung der gebildeten Welt, das Staunen der fernsten Völker war, mußte sich jeder Deutsche erhoben fühlen. Mit ihm siegte nicht Preußen allein, siegte auch das deutsche Volk, siegte die neue über die alte Zeit. Friedrichs Sache war ja zugleich die Sache des Fortschritts und der

Aufklärung. Der Geist der Deutschen, von allem dem Außerordentlichen, das sie erlebt, in seinen Tiefen aufgeregt, nahm jetzt einen großartigen Schwung; es folgte jene geistige Revolution, die unsere klassische Literatur gebar. Aber wenn im protestantischen Deutschland nun die wundervollen Blüthen der Poesie, die reichen Ernten der Kunst und Wissenschaft aufsproßten, so soll man nicht vergessen, daß der beste Thau, der sie befruchtetete, das Blut und der Schweiß von Friedrichs und seiner Preußen wundervollen Thaten war, daß die Sturm- und Drangperiode der deutschen Literatur ihre beste Kraft aus dem großartigen Pathos zog, welches vom siebenjährigen Kriege her die Jugend des protestantischen Deutschlands durchbebte. „Der erste wahre und höhere Lebensgehalt", sagt Göthe, „kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie."

Vom hubertsburger Frieden bis zum Tode Friedrichs des Großen.

Der Ruhm, den der siebenjährige Krieg dem preußischem Volke gebracht, war ein edles Gut, aber auch der Preis war groß. Friedrich handelte weise, daß er den Frieden annahm, als er es mit Ehren konnte. Denn „die Ruhe", sagt er selbst, „war für Preußen nöthiger als für die übrigen Staaten, weil es fast allein die Last des Krieges getragen. Es glich einem Menschen, der von Wunden zerrissen, von Blutverlust erschöpft und in Gefahr war, unter dem Drucke seiner Leiden zu erliegen; der Staat bedurfte einer Leitung, die ihm Erholung gab, stärkender Mittel, um ihm seine Spannkraft wiederzugeben, Balsam, um seine Wunden zu heilen. Der Adel war erschöpft, die kleinen Leute ruinirt, eine Menge von Ortschaften verbrannt, viele Städte zerstört; eine vollkommene Anarchie hatte die Ordnung der Polizei und Regierung umgeworfen; die Finanzen waren in größter Verwirrung, mit einem Worte die allgemeine Verwüstung war groß." Am schwersten hatte das platte Land gelitten. Denn gegen Ende des Krieges mußte man, um den fortwährenden Abgang bei den Regimentern zu ersetzen, selbst Burschen von 14 und 15 Jahren als Rekruten einziehen. In vielen Gegenden konnten die Felder aus Mangel an Händen nicht bestellt werden; anderwärts betrieben Frauen und Greise die Geschäfte des Ackerbaus. Unter dem Adel gab es Familien, welche zwanzig und mehr Mitglieder in diesem furchtbaren Kriege verloren hatten, Frauen, die zugleich über den Verlust von Vätern, Männern, Brüdern und Söhnen trauerten. Das Geld, d. h. das schlechte, vom Münzjuden Ephraim hergestellte, war im Ueberfluß vorhanden, aber um so werthloser, da die Lebensbedürfnisse knapp waren und in ungeheuren Preisen standen; um ein Pfund Fleisch zu holen, mußte man fast mit einem ganzen Sacke voll „Ephraimiten" auf den Markt gehen. Sehr übel wirkte dann noch die Herabsetzung dieses schlechten Geldes, die bald nach dem Frieden eintrat und hunderte von wolhabenden Leuten an den Bettelstab brachte.

Alle diese Wunden zu heilen, in dem verwüsteten Staate eine frische Sat der Kultur zu bestellen, und doch zugleich in jedem Augenblicke bereit zu sein, die errungene Großmachtstellung zu vertheidigen, diese harte und schwere Arbeit hat der

alternde König noch 23 Jahre lang mit beispielloser Gewissenhaftigkeit, wenn auch von Irrthümern nicht frei verrichtet.

Ohne Anleihen zu machen und ohne die Steuern in Preußen zu erhöhen hatte Friedrich den Krieg durchgeführt; am Ende desselben waren alle seine Feinde und Nachbaren tief verschuldet, er allein hatte noch Geld; nach so vielen Feldzügen, die ihm im Ganzen 90 Millionen Thaler gekostet, behielt er doch den letzten Thaler in der Tasche. Diese Thatsache ist einer der stärksten Pfeiler gewesen, auf denen sein Ansehen bei den andern Fürsten ruhte. Er that daher alles, um das Ausland in dem Glauben, Preußens Kraft sei nicht erschöpft, noch zu bestärken, und begann sofort nach dem Frieden kostbare Prachtbauten, z. B. des neuen Palais bei Sanssouci, welches 3,000,000 Thaler kostete und im Jahre 1770 vollendet war. Dabei erreichte er zugleich den Zweck, viele arbeitslose Leute zu beschäftigen und zu ernähren. Aber auch unmittelbare Woltaten ließ er seinem Volke reichlich zufließen. Die Vorräthe, die er zum neuen Feldzuge gesammelt, 40,000 Scheffel Getraide, 35,000 Pferde, wurden an mittellose Landleute zur Bestellung des Ackers gegeben. Viele Landestheile erhielten auf einige Jahre Steuererlaß, andere außerdem bare Unterstützung, Schlesien allein drei Millionen. Dem verarmten Adel wieder aufzuhelfen, der ihm ja auch in allen Schlachten so wacker gedient hatte, gab er gern nach und nach Millionen her. Ebenso wenig ermüdete er in seinen Versuchen, die Gewerbe zu befördern, munterte auf, und spendete, wo es Noth that, mit vollen Händen Geld; selbst Fehlschläge entmuthigten ihn darin nicht, wie denn der fruchtlose Versuch, eine Uhrenfabrik in Berlin anzulegen, dem Könige von 1766—1775 über 141,000 Thaler kostete. Zum Wiederaufbau abgebrannter Städte gab er eben so reichlich, und als einmal die Greiffenberger ihm dafür ihren Dank aussprachen, antwortete er: „Ihr habt nicht nöthig euch dafür bei mir zu bedanken; es ist meine Schuldigkeit, meinen verunglückten Unterthanen aufzuhelfen; dafür bin ich da."

Dagegen legte er aber auch gleich nach dem hubertsburger Frieden seinen Unterthanen eine Last auf, die sie sehr empfindlich drückte und bei vielen das Andenken an die Woltaten dieser Regierung tief in Schatten stellte; das war die neue Acciseverwaltung, die sogenannte Regie. Friedrich wußte zu gut, was gerade für seinen Staat das Geld bedeute: Preußen hatte unter den andern Staaten keinen aufrichtigen Freund, alle betrachteten es noch mit Mißtrauen, einige mit Haß; es mußte ewig auf Kriegsfuß stehen, bedurfte immer eines unnatürlich starken, stets schlagfertigen Heeres von 150,000 Mann und eines vollen Schatzes. Aber zu diesen Leistungen, zu seinem Range als Weltmacht stimmten seine materiellen Mittel schlecht; die Staatseinkünfte mußten daher noch gesteigert werden. Es empfahl sich, gerade die Accise, auf welche die Erhaltung des stehenden Heeres schon von dem großen Kurfürsten war begründet worden, stärker auszubeuten, und da man in Frankreich damals die Kunst am besten zu kennen schien, dem Volke durch geschickte Steueroperationen ohne Schaden viel Geld abzunehmen, so holte Friedrich darüber den Rath des französischen Staatsökonomen Helvetius ein (1764) und berief dann aus Frankreich einen Steuerkünstler, de Launay, der nun mit ein Par Hundert seiner Landsleute nach Preußen kam und eine neue „General-Administration der königlichen Gefälle" einrichtete (1766). Es gelang ihm wirklich, die Steuern in bessere Ordnung zu bringen, aber die Accise wurde zugleich

auf alle Arten von Waren ausgedehnt und erhöht, und härter als diese Mehrabgabe drückte die gehässige Art der Eintreibung. Denn diese Franzosen waren im Ganzen nicht viel besser als eine Bande von Gaunern, die, wenn sie die königlichen Kassen füllten, zugleich ihre eigenen Taschen bedachten. Am unerträglichsten war, daß sie überall die Häuser nach steuerpflichtigen Waren durchsuchen durften; die Plackerei der Unterthanen war groß. Am schwersten lastete übrigens der Steuerdruck doch nur auf den Luxusbedürfnissen. Der König meinte, wenn er solche Artikel sehr vertheuerte, dem Volke eher eine Wolthat zu erweisen. Daher dehnte er das Monopolwesen, das in den damaligen Staaten üblich war, namentlich auf den Kaffee und Tabak aus. Mit diesen Waren handelte fortan die Regierung allein; die Kaufleute mußten ihr dieselben zu einem bestimmten Preise abnehmen. Das erregte die meiste Unzufriedenheit. Denn Kaffee und Tabak wurden nicht bloß theurer, sondern von den Kleinhändlern auch oft verschlechtert. Es begann ein heimlicher Krieg des Publikums gegen die Zollbeamten. Niemand machte sich ein Gewissen daraus, die Accise zu betrügen, und der Schmuggel blühte. Die Zollbeamten ihrerseits, die „Kaffeeriecher", schnüffelten überall nach eigenmächtig, d. h. ohne Steuerzettel, gebranntem Kaffee umher und vergalten den allgemeinen Haß und Spott durch um so strengere Beaufsichtigung, oder wo es anging, durch Erpressungen. Kamen dann Klagen über die hohe Kaffeesteuer, so meinte der König wol, „die Leute möchten sich doch wieder an das Bier gewöhnen, wie ihre Väter; er selber sei in seiner Jugend mit Biersuppe erzogen worden; Bier sei viel gesünder als Kaffee." Dieses ausländische Getränk war aber bereits ein Bedürfniß aller Stände, auch des ärmsten Mannes geworden.

Uebrigens entsprachen die finanziellen Ergebnisse der Erwartung; der Staat zog aus der Regie zuletzt jährlich eine Mehreinnahme von $1\frac{1}{2}$ Million, aus der Tabaksverwaltung 1,200,000 Thaler. Weit bedeutender indeß als die künstliche Steigerung der Staatseinkünfte war die natürliche, die sich aus dem Zuwachs der Steuerkraft ergab. Und hier hat sich Friedrich wirkliche Verdienste erworben. Was er vor dem siebenjährigen Kriege für die Hebung des Nährstandes gethan, wurde nun wieder aufgenommen; namentlich suchte er die Einwanderung zu befördern. Es sind unter seiner Regierung an 250,000 Kolonisten ins Land gekommen, neben nichtsnutzigem Gesindel auch viele brauchbare Leute, die manche wüste Gegend in blühende Kultur brachten. Mit großen Kosten und reichem Erfolge ließ er z. B. die Brüche an der Warthe und Netze, den Finerbruch bei Ziesar, den Drömling in der Altmark anbauen. Er wars auch, der den Kartoffelbau in Preußen allgemein machte. Er ließ ihn von den Kanzeln herab empfehlen, schenkte einzelnen Ortschaften ganze Wagenladungen davon, und bewirkte halb mit Ueberredung, halb mit Zwang, daß diese Frucht seit 1770 massenhaft angepflanzt wurde. Zur Unterstützung des hülfsbedürftigen Adels gründete er in den einzelnen Provinzen sogenannte „Landschaften", d. h. Kreditverbände der Rittergutsbesitzer mit dem Zweck, sich gegenseitig in Geldverlegenheiten beizustehen; als Mittel diente die Ausgabe von Pfandbriefen, welche auf die verschuldeten Güter ausgestellt und, mit 5 Prozent verzinst, von der Landschaft wie bares Geld in den Verkehr gegeben wurden. Diese Einrichtung rettete eine Menge von Familien vom Untergange und war eine Wolthat für den Adel,

die den andern Ständen nicht schadete. Dagegen war es unbillig, wenn Friedrich nicht bloß auf alle Weise die Errichtung adliger Majorate begünstigte, sondern auch den Verkauf adliger Güter an Bürgerliche geradezu verbot und, um diese noch sicherer von solchen Käufen abzuhalten, verordnete: kein bürgerlicher Käufer eines Rittergutes solle die damit verbundenen Ehrenrechte — Patrimonial-Gerichtsbarkeit, Patronat über Kirche und Schule, Kreisstandschaft, Jagdrecht — erlangen. Es floß diese Bevorzugung des Adels aus derselben Ansicht von dessen staatlichem Beruf, die ihn dazu bewog, die höheren Verwaltungsämter und Offizierstellen wo möglich nur mit Edelleuten zu besetzen. Wurden doch gleich nach dem Frieden die bürgerlichen Offiziere, die sich während des Krieges bei den Regimentern herauf gedient hatten, mehrentheils verabschiedet, freilich auch größtentheils sehr gut mit Zivilämtern versorgt; nur ausnahmsweise behielt Friedrich Offiziere dieser Art im Dienst, sofern nämlich deren Vorgesetzte ihre Verdienste bezeugten; und dann pflegte er sie zu adeln. Ebenso waren und blieben die Kadettenhäuser bloße Adelsinstitute. Der König meinte dadurch in seinem Offizierkorps ein natürliches Standes- und Ehrgefühl anzupflanzen, und er durfte sich auf den bisherigen Zustand des Bürgerthums und auf das hohe militärische Verdienst des preußischen Adels berufen. Aber er verfiel hier in denselben Fehler, der seine ganze Stellung zu der deutschen Gesellschaft kennzeichnete: er hielt das Urtheil, das er in seiner Jugendzeit sich gebildet, auch im Alter fest. Damals freilich war der Adel wirklich an Bildung, Fähigkeit und Reichthum allen anderen Ständen überlegen und daher die beste Stütze des Staates. Mit der Zeit hatte aber das Bürgerthum den Adel in allen Beziehungen erreicht, in vielen überholt; ging doch aus dem dritten Stande jetzt gerade die große geistige Bewegung hervor, die zunächst in Philosophie und Dichtkunst Deutschland an die Spitze der Nationen stellte. Von diesem Umschwunge der Dinge hatte Friedrich keine Ahnung.

Es war doch viel, was er für die Förderung des bürgerlichen Gewerbes that. Um Schlesiens Linnenindustrie, die er das Peru der preußischen Könige zu nennen liebte, noch zu verbessern, legte er hier Spinnschulen an und erzielte so immer größeren Absatz; schlesische Leinwand ging schon damals bis nach Amerika. Was man in Preußen brauche, sollte man hier selbst erzeugen und außerdem einen Ueberschuß an das Ausland verkaufen, diesem dagegen möglichst wenig Waren und möglichst viel Geld abnehmen: das war der leitende Gedanke des Merkantilwesens, wie er es verstand. Daher trieb er unaufhörlich, neue Fabriken zu errichten und die alten zu verbessern. Schon 1761 war in Berlin die erste Porzellanfabrik (nach dem Muster der meißner) errichtet worden, sie versah bald das ganze Land mit ihren trefflichen Erzeugnissen; allmählich wurden in den Haushaltungen die zinnernen Geräthe durch Porzellan und Fayence verdrängt. Auch die Spitzenklöppelei, zuerst 1743 von den Mädchen im potsdamer Waisenhause betrieben, blühte rasch auf; ebenso die Seiden-, Sammt- und Kattunmanufaktur.

Das gesammte Hüttenwesen erhielt durch den Minister v. Heinitz, der Bergbau in Oberschlesien durch den Grafen v. Reden einen hohen Aufschwung. Die Rührigkeit der preußischen Industrie nahm denn auch so zu, daß es im Jahre 1785 16,500 Fabrikanten gab, die Arbeiten im Werthe von 30¼ Million Thaler

lieferten, wovon 11 Millionen auf Schlesien und 9 auf die Mark Brandenburg fielen.[26] Das Zunftwesen stand bei dem Könige in großer Mißachtung; er erkannte es noch an, wie er denn z. B. i. J. 1769 die Zahl der Butterhändler in Berlin bestimmt festsetzte (27 bei einer damaligen Bevölkerung von 120,000 Menschen); aber oft verletzte er es auch, besonders um das Meisterwerden zu erleichtern. Feind jedes Müssigganges und jeder Verschwendung, schaffte er bei den Handwerkern den „blauen Montag" ab, wie bei den Katholiken die überflüssigen Feiertage.

Zum besten des **Handels** legte der König 1764 in Berlin die königliche **Bank** an, die den Kaufleuten zu billigen Zinsen Geld vorschoß; Provinzialbanken dienten demselben Zwecke in den Provinzen. 1772 errichtete er die **Seehandlungs-Gesellschaft** in der Absicht, unter preußischer Flagge einen Handel nach Spanien und anderen auswärtigen Plätzen einzuleiten; sie erhielt den Alleinhandel mit Salz und Wachs und mußte ihren Gewinn zu gemeinnützigen Unternehmungen verwenden. Für den Binnenhandel wurde namentlich der Bau bequemer Wasserwege eifrig fortgesetzt. Im Ganzen hat Friedrich der Große in den 20 Jahren von 1763—1783 vierzig Millionen Thaler für Beförderung des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe hergegeben. Und woher kamen diese großen Summen, die er dem Volke spendete? Zum Theil eben aus dem Ertrage der verhaßten Regie, zum größeren Theile aber aus den Ersparungen, die der König in seinem eigenen Haushalt machte. Er hatte sich so zu sagen ein Gehalt als König von 1,200,000 Thalern ausgeworfen — eine kleine Summe, wenn man sie mit den Zivillisten der anderen Fürsten verglich. Damit bestritt er seinen Hofstaat. Aber er verbrauchte davon sehr wenig, schränkte seine persönlichen Ausgaben ein, wo er nur konnte; je älter er wurde, desto einfacher und kärglicher bestellte er seinen Haushalt, behalf sich zuletzt mit zwei Leibpagen, während andere Fürsten deren hunderte hatten, strich an dem Betrage der Küchenzettel, was ihm zu viel schien, gab keine glänzenden Feste, kaufte sich keine prächtigen Kleider[26a] und kam mit dem sechsten Theil jener Summe aus. Das übrige verwendete er zur Verbesserung des Landes. „Da Preußen arm ist", sprach er, „so muß der Regent dieses Landes sparsam sein und in seinen Angelegenheiten die strengste Ordnung halten. Giebt er das Beispiel der Verschwendung, so werden seine Unterthanen, die arm sind, ihm nachzuahmen suchen und sich ruiniren."

Ueberhaupt wurden die Fehler, die sich in dem System seiner Verwaltung fanden, durch die persönliche Sorgfalt des Königs wieder gut gemacht. Er durfte trotz Regie und Adelsbegünstigung mit Recht zu einigen unzufriedenen Unterthanen sagen: „Man solle ihm das Land zeigen, wo es besser wäre, da wolle er mit ihnen hingehen."

Wegen zweierlei Dinge ist Friedrich der Große in ganz Europa beim gemeinen Manne berühmt gewesen: als siegreicher Kriegsheld und als gerechter Richter. Unter den entferntesten Nationen, in Portugal und Sizilien priesen die Bänkelsänger, stellten die Puppentheater die Geschichte vom Windmüller in Sanssouci dar, der den König von Preußen mit dem berliner Kammergericht bedrohte, und vom Wassermüller Arnold, um den so viele vornehme Herren auf die Festung kamen. Der alte Fritz mit seinem Krückstock ward durch sie der

populärste Fürst in der weiten Welt. Was war das für ein Jubel, als das Volk in Lissabon ihn einmal leibhaftig vor sich sah; es war aber nur der Schiffskapitän Nettelbeck, den sie faßten und im Triumph durch die Straßen trugen. Nun wissen wir zwar, daß Friedrich in der Sache des Müllers Arnold im Grunde eine große Ungerechtigkeit beging; die Richter, die den Mann verurtheilten und die Mühle verkaufen ließen, thaten nach dem Gesetz, und der Graf Schmettau, dem sie für rückständigen Zins den Erlös zusprachen, und der Großkanzler und die Gerichtsräthe, die das Urtheil bestätigten, sprachen nach ihrem Gewissen. Aber die edlen Absichten des Königs, seine strenge Gerechtigkeitsliebe leuchten ewig hell auch aus dieser Uebereilung hervor, und gerade dieser Fall trug nicht wenig dazu bei, die Mächtigen zu schrecken und das Vertrauen des Volkes, das jener potsdamer Windmüller so einfach schön aussprach, zu befestigen. In der That, Friedrichs Rechtspflege war des höchsten Lobes werth. Hier hörte bei ihm jede Vorliebe für Personen oder Stände auf und er war allemal geneigt, eher dem Armen und Geringen als dem Reichen und Vornehmen beizuspringen. Zu wiederholten Malen schärfte er den Richtern ein, durchaus ohne Ansehen der Person zu richten, es sei Prinz, Edelmann oder Bauer.[26b] Auch ließ er bekannt machen, jedermann könne zu jeder Zeit sich persönlich an ihn richten, wenn ihm Unrecht geschehe. Er betrachtete sich als Anwalt der Armen und Gedrückten, und während er den Adel sonst vielfach begünstigte, duldete er doch nie, daß derselbe sich Uebergriffe gegen die anderen Stände erlaubte. Er strafte unnachsichtlich, wenn ihm solche Fälle zu Ohren kamen, und dadurch wurde besonders die Lage der Bauern erleichtert. Sie befanden sich kaum irgendwo in einem so erträglichen Zustande wie in Preußen, hatten nirgends so viel Schutz gegen die Unbill der Beamten und Edelleute wie hier. Ganz konnten Friedrichs vortreffliche Absichten, die auf gänzliche Befreiung der Bauern gingen, freilich nicht erfüllt werden, weil dazu eine völlige Erneuerung des gesellschaftlichen Zustandes nothwendig gewesen wäre. Er konnte die großen Mißstände des Feudalwesens, die noch auf dem platten Lande herrschten, nicht abschaffen, aber er bemühte sich, sie zu mildern; 1773 entband er den Landmann wenigstens von allen neuen Frohnden. Ein bleibendes Denkmal seiner Fürsorge für eine gute Rechtspflege ist das allgemeine preußische Landrecht, das er gegen Ende seiner Regierung durch den Großkanzler Carmer ausarbeiten ließ. Dieses neue Gesetzbuch war das erste, welches in deutscher Sprache erschien, und das Ergebniß der gründlichsten Untersuchungen, der gewissenhaftesten Bemühungen und eines freisinnigen Geistes. Carmer, selbst ein ausgezeichneter Jurist, bediente sich dabei der Hülfe vorzüglicher Fachmänner, eines Suarez u. a.; er legte im April 1784 auf Befehl des Königs den Entwurf auch dem Publikum zur Prüfung vor. Zugleich wurden für diejenigen, die Verbesserungen angeben würden, Prämien von 50 und 25 Dukaten ausgesetzt. Den Abschluß des Ganzen erlebte indeß Friedrich selbst nicht mehr; es trat erst 1794 in Kraft und bildet noch jetzt eine Haupt-Grundlage unsers öffentlichen Rechts.

Die materiellen Interessen des Staates nahmen einen so großen Theil der Einkünfte in Anspruch, daß für die geistigen gar wenig übrig blieb. Es erschien zwar gleich nach dem Frieden ein vortreffliches „General-Landschulreglement“, aber die beabsichtigte allgemeine Verbesserung des Volksschulwesens

wurde aus Mangel an Geldmitteln dann doch wieder unterlassen. Was der König nicht leistete, übten unter seinem Schutze patriotische Männer aus; der Minister v. Zedlitz, die Geistlichen Büsching, Hecker, v. Felbiger, v. Rochow erwarben sich um das Schulwesen große Verdienste. Mehr that der König für die Künste, namentlich die Tonkunst, in der er selbst ein Meister war; die Oper und das französische Schauspiel erhielten, letzteres wenigstens bis zum Beginn des bairischen Erbfolgekrieges 1778, aus dem königlichen Privatsäckel beträchtliche Zuschüsse. Unter den vielen Bauten, die er in dieser Zeit aufführen ließ, zeichnen sich außer dem neuen Palais namentlich die beiden Kirchthürme auf dem Gensdarmenmarkt zu Berlin aus; sie wurden in den Jahren 1780—1785 errichtet; ferner das Bibliotheksgebäude (1777), die Königsbrücke (1778). Seinen treuen und hochverdieneen Feldherren, Schwerin, Winterfeld, Keith, Seidlitz, setzte er auf dem Wilhelmsplaß in Berlin Bildsäulen zum ewigen Gedächtniß ihrer ruhmvollen Thaten und zur Nacheiferung für die Ueberlebenden; später kamen noch die Denkmäler Zietens und des alten Dessauers hinzu — in Europa die erste und einzige Heldengallerie dieser Art.

In die kirchlichen Dinge mischte sich Friedrich nur in so fern ein, als er jeden Uebergriff einer Sekte in das Rechtsgebiet der anderen zurückwies. Wenn nur dem Staate gegeben wurde, was des Staates ist, so durfte man glauben, was man wollte. Doch verkannte er den Werth der Religiosität für den Staat und für das Glück der Menschheit keineswegs, und auch er forderte, daß die Jugend in wahrer Gottesfurcht erzogen würde. Unter allen vorhandenen Religionen hielt er die protestantische für die vergleichsweise beste; aber er duldete in seinen Staaten sogar die Jesuiten, und als Papst Klemens XIV. deren Orden aufhob, durften sie in Preußen bleiben, weil sie sich damals um den katholischen Jugendunterricht einige Verdienste erwarben; unter Friedrichs Regiment war nicht daran zu denken, daß Pfaffen Schaden stiften könnten. Uebrigens betrachtete er sich als obersten Bischof sowol der Katholiken als der Protestanten und wie er (1773), um die Arbeitszeit zu verlängern, den dritten Feiertag der hohen Feste und von den herkömmlichen vier Bußtagen im Jahre drei aufhob, so strich er auch von den 35 katholischen Festtagen 17 ab, wozu der Papst seine Einwilligung geben mußte. Bezeichnend ist auch eine andere Verordnung: er änderte nämlich das eingeführte Kirchengebet: „Laß Dir, o Gott, empfohlen sein Ihro Majestät, unsern theuersten König“ dahin ab, daß es fortan hieß: „Laß Dir, o Gott, empfohlen sein Deinen Knecht, unsern König.“ Kirchliche Frömmigkeit besaß Friedrich der Große nicht; er ging fast nie in eine Kirche und spottete über die meisten Glaubenssatzungen; aber er war darum nicht ohne Religion. „Mein System,“ schrieb er einst, „besteht darin, daß ich das höchste Wesen anbete, welches allein gut, allein barmherzig und deshalb allein meiner Verehrung würdig ist; daß ich die Lage der unglücklichen Menschen, die mir bekannt sind, erleichtere, alles übrige aber dem Willen des Schöpfers unterwerfe, der über mich verhängen wird, was ihm gut scheint, und von dem ich, geschehe auch, was da wolle, nichts zu fürchten habe.“ Die allgemeinsten religiösen Wahrheiten hielt er auch später fest; aber die besonderen Meinungen der einzelnen Bekenntnisse, die sein Verstand sich nicht aneignen konnte, waren ihm theils gleichgültig, theils lächerlich. — Die allgemeine Denk- und Gewissensfreiheit, die er

gestattete, durfte sich auch in der Presse äußern, nur nicht gegen den Staat. Doch wenn man in Büchern und Zeitungen ihn persönlich angriff, so ließ er es ruhig geschehen. Gegen keinen Fürsten sind so viel Schmähschriften erschienen wie gegen Friedrich den Großen, und zwar vor dessen Augen in Berlin selbst. Er kümmerte sich nicht darum oder lachte darüber, wie er that, als er einmal in der Jägerstraße zu Berlin an einem Hause einen großen Auflauf traf und als Ursache eine Karikatur dort angeschlagen bemerkte, die ihn mit einer Kaffeemühle auf dem Schoß darstellte. Er lachte und ließ das Bild niedriger hängen, damit die Leute es besser sehen könnten. Das Volk jubelte ihm zu und zerriß das Bild.

Friedrichs Vorurtheil gegen deutsche Literatur konnte durch seine Bekanntschaft mit so mäßig begabten Geistern wie Gottsched und Gellert zwar erschüttert, aber nicht ausgerottet werden; überdies war er, wie er selbst zu dem ersteren sagte, nun ein zu alter Kerl, um sich die neue deutsche Bildung noch anzueignen. Denn er selbst sprach und schrieb gut französisch, aber schlecht deutsch. Doch bedauerte er diesen Mangel; er vergaß nie, daß er ein deutscher Fürst war. „Was ist," schrieb er 1785, „rühmlicher für einen Deutschen, als rein deutsch sprechen und schreiben." Noch in seinem späten Greisenalter beschäftigte ihn der Gedanke, wie der deutschen Literatur aus ihrer Verkommenheit wol aufzuhelfen sei. Er schrieb 1779 eine Abhandlung darüber, ein gut gemeintes Schriftchen, das aber beweist, wie ganz unbekannt er mit dem großen Aufschwung war, den die Sprache, die er verbessern wollte, bereits genommen hatte. Freilich die deutschen Aufsätze, die allein ihm zu Gesicht kamen, nämlich die Berichte seiner Justiz-, Finanz- und anderen Kollegien, waren noch immer in jenem barbarischen Stil voll langathmiger, holperiger Perioden, der seinen Schönheitssinn von jeher so schwer beleidigt hatte. Dennoch gab er sich gern der Hoffnung hin, daß einst auch die Musen in Deutschland ihren Sitz aufschlagen würden. „Einst werden wir," so heißt es in jener Abhandlung, „unsere klassischen Schriftsteller haben; jeder wird sie lesen, um sich daran zu bilden; unsere Nachbaren werden deutsch lernen, an den Höfen wird man es mit Freuden sprechen. Schon die Hoffnung macht mich glücklich, daß Kunst und Wissenschaft, wie vormals in Griechenland und in Italien, dereinst in Preußen ihre Wohnstatt finden werden." Der alte Mann gestand es nicht gern, aber es ging ihm nahe, daß er sich um die gelehrten und schönwissenschaftlichen Arbeiten seiner Nation so wenig bekümmert hatte. Auf seine Veranlassung wurde in Königsberg eine „deutsche Gesellschaft" gebildet, welche die Ausbildung der Muttersprache zu ihrem Hauptzweck hatte; erfolgreicher noch wars, daß er befahl, den deutschen Unterricht in den Schulen hinfort zweckmäßiger zu betreiben. Mehr als diese wenigen Einzelnheiten wirkte immer die Anregung, die er dem deutschen Nationalgeist durch seine Großthaten gegeben hatte.

Auswärtige Angelegenheiten.

Die erste Theilung Polens.

Der hubertsburger Frieden beendete zwischen Preußen und Oesterreich den Krieg, aber nicht die Feindschaft. Die beiden Staaten waren natürliche Neben-

buhler, so lange jeder eine deutsche Großmacht blieb. Auch zu den anderen Großstaaten hatte Preußen kein freundliches Verhältniß; es stand einsam da, nur auf sich selbst gestützt, und da es in Hinsicht auf seine materiellen Mittel, auf Bevölkerung und Landgebiet bei weitem die kleinste unter den europäischen Großmächten war, so enthielt diese Vereinzelung große Gefahren. Eine solche drohte besonders von Osten. Rußlands gewaltige Naturkraft, klug geleitet und scharf gespornt von einer herrschsüchtigen Fürstin, die sich gern die Semiramis des Nordens nennen ließ, drängte immer gewaltiger gegen die schwachen Bollwerke von Mittel- und Südeuropa, gegen Polen und die Türkei. Friedrichs Wachsamkeit entging keiner der begehrlichen Blicke, die Katharina II. zunächst auf Polen warf. Dieser große, aber verrottete Staat schien zum warnenden Beispiel ausersehen, wohin die ungezügelte Herrschaft von Junkern und Priestern ein Volk führen muß. „Lange bevor die treulose Politik der Nachbarn dort gewaltsam in die Dinge eingriff, war das endliche Los dieser zerrütteten Staatsverbindung mit Sicherheit vorauszusehen: erlag sie nicht einem gewaltsamen Stoße von außen, so mußte sie an dem Prozesse innerer Zersetzung zu Grunde gehen, den der Mangel aller gesunden gesellschaftlichen Bildung und jeder staatlichen Organisation langsam, aber sicher vorbereitete. Ein Volk von Sklaven, tumultarisch geleitet von einer leichtfertigen und abenteuernden Aristokratie, in welcher sich die Untugenden der Barbarei mit Lastern der Zivilisation verschmolzen, rohes Sarmatenthum und überfeines, verfaulendes Franzosenthum an einander geklebt, — das alles unter einer sogenannten republikanischen Verfassung, welche die Anarchie der Einzelwillkür (das liberum veto jedes der hunderttausend Edelleute) und die Gedanken- und Gesetzesverwirrung auf den Thron erhob, wer wollte von diesem unheilbaren Wuste eine gedeihliche Entwickelung erwarten?[27] Denn auch die Möglichkeit der Besserung fehlte, der Kern jeder Volkskraft, das Bürgerthum. Hier gabs keinen Mittelstand, nur Herren und Knechte. Handel und Wandel lag in den Händen der Juden, die mit dem Adel und der katholischen Geistlichkeit um die Wette das leibeigene Volk ausbeuteten. In dem Staate wie in jedem Haushalte herrschte jene wüste „polnische Wirthschaft", die in der ganzen Welt berüchtigt ist. Ein Wahlkönig ohne Macht, ein Reichstag, der keinen Beschluß fassen konnte, ohne die ganze Nation in wilder Parteiung zu spalten — das waren die Lenker des Reichs; sie hatten seit Jahrhunderten nichts gethan, Polen aus den Zuständen des Mittelalters heraus zu führen. Darum mußte es nun, morsch geworden, in Trümmer fallen. Schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts war den Nachbarn der sehr natürliche Gedanke gekommen, dies ohnmächtige, zerrüttete Reich zu theilen. Sie waren aber damals noch bei weitem nicht groß genug, einen solchen Bissen verschlingen und verdauen zu können. Seitdem hatten sie in materiellem und geistigem Wachsthum noch größere Fortschritte als Polen Rückschritte gethan. Namentlich waren mittlerweile Rußland und Preußen Großmächte geworden, und das letztere bedurfte nicht bloß im allgemein deutschen Interesse, sondern was die Hauptsache war, um seiner selbst willen wenigstens desjenigen Stücks von Polen, das durch Naturrecht und Nothwendigkeit zu Deutschland und Preußen gehörte, nämlich des polnischen Westpreußens, eines deutschen Landes, das die Polen nur nach dem Rechte der Gewalt besaßen. Seit Ostpreußen mit Brandenburg vereinigt war,

seit es einen brandenburgisch-preußischen Staat gab, war die Ausfüllung dieser Lücke nur eine Frage der Zeit, und Friedrich der Große hatte schon als Kronprinz die Erwerbung Westpreußens als dringend nothwendig erkannt. Dennoch war Rußland für Polen ein viel gefährlicherer Feind; es wollte nicht eine polnische Provinz, es wollte ganz Polen an sich reißen. Dies war schon Peters des Großen Absicht, sie vererbte auf seine Nachfolger, und Katharina II. war fest entschlossen sie durchzuführen. Welche ungeheure Gefahr für das ganze Abendland! Die furchtbare, eroberungssüchtige russische Macht, durch Polens Besitz zum Koloß gewachsen, stand dann an der Schwelle Deutschlands, des Herzens von Europa. „Es könnte dann wol," schrieb Friedrich seinem Bruder Heinrich, „den Oesterreichern Schmerz und Reue bereiten, daß sie dies barbarische Volk nach Deutschland gerufen und es den Krieg gelehrt haben; aber ihre Leidenschaft und ihr Haß hat sie über die Folgen verblendet, und wie die Sachen jetzt stehen, sehe ich keine Rettung mehr, als daß man mit der Zeit einen Bund der größten Staaten bildet, um sich diesem gefährlichen Strome entgegenzustellen." Aber die anderen Staatsmänner des Abendlandes waren weder so wachsam und scharfsichtig noch so thatkräftig wie er. Die Wahrnehmung der Interessen, die Europa in der polnischen Frage hatte, blieb ihm überlassen. Spielte er wie die anderen den müssigen Zuschauer, so fiel ganz Polen in russische Gewalt. Setzte er seinen erschöpften Staat für die Vertheidigung Polens ein, so bemühte er sich um die Erhaltung eines Wesens, das auf die Dauer sich doch nicht retten ließ, und ruinirte sich vielleicht ganz nutzlos.

Das einzig Richtige unter den damaligen Umständen war, Preußen und Deutschland Theil nehmen zu lassen an der Beute, die Rußland verlangte. Er schloß daher (1764) einen Bund mit Katharina II. Dadurch kam er aus seiner Isolirung heraus und gewann zugleich einen Einfluß auf die russische Politik, den er sehr gewandt dazu benutzte, Rußlands ungeduldige Eroberungssucht zu zügeln und möglichst zu seinem eigenen Vortheil zu wenden. Katharina II. hatte nach dem Tode Augusts III. die Wahl des polnischen Edelmanns Stanislaus Poniatowsky zum König von Polen erzwungen (1764). Darüber entbrannte hier ein Bürgerkrieg; ein Theil des Adels konföderirte sich gegen, ein anderer für die Russen und deren gekrönten Schützling. Katharina ließ Truppen in das Land einrücken und besiegte die Konföderirten. Zugleich bedrohte sie das osmanische Reich, und da es sich emporraffte, um Polen und sich selbst gegen die moskowitischen Uebergriffe zu schützen (1768), entriß sie ihm in einem glücklichen Kriege die Moldau und Wallachei und schien nicht gesonnen, diese wichtigen Länder wieder herauszugeben. Damit griff sie aber dem österreichischen Donaureich an die empfindlichste Stelle; außer der polnischen brannte nun auch die türkische Frage; die eine wie die andere gefährdete Deutschlands Sicherheit. Kam es zum Kriege zwischen Rußland und Oesterreich, so mußte Friedrich kraft des Vertrages von 1764 dem ersteren Beistand leisten; dazu hatte er aber gar keine Lust. Vielmehr versuchte er eine Annäherung an den wiener Hof; in der That konnte die russische Uebermacht nur durch festes Zusammenhalten der beiden deutschen Großstaaten zurückgedrängt werden. Daher veranlaßte er den jungen Kaiser Josef II. ihm 1769 in Neiße einen freundschaftlichen Besuch zu machen. Friedrich sprach bei dieser Gelegenheit die beherzigenswerthen Worte: „Wir Deutsche haben lange

genug unter einander unser Blut vergossen; es ist ein Jammer, daß wir nicht zu einem besseren Verständniß kommen können." Im folgenden Jahre erwiederte er diesen Besuch zu Neustadt in Mähren. „Für Oesterreich," sprach Josef verbindlich," giebt es kein Schlesien mehr." Es blieb indeß bei schönen Worten. Denn so sehr Josef II. den großen König auch bewunderte und verehrte, er hatte am Hofe seiner Mutter Maria Theresia zu wenig Macht, um deren Haß gegen Friedrich zu überwinden. Das gegenseitige Mißtrauen wurde nicht gehoben; doch erreichte Friedrich durch diese Annäherung an Oesterreich den beabsichtigten Zweck, Rußland einzuschüchtern und es für die Vorschläge, die er jetzt zur Lösung der östlichen Wirren that, williger zu machen. Er schlug vor, Rußland solle die Donaufürstenthümer wieder räumen und sich mit einem geringeren Erwerb am Bog begnügen, dagegen sollten einige polnische Provinzen zwischen Rußland, Preußen und Oesterreich getheilt werden. Katharina II. ging nur sehr ungern darauf ein, weil sie fast schon das Ganze als ihr Eigenthum ansah; doch fügte sie sich. Während dieser Unterhandlungen zwischen Berlin und Petersburg besetzte Maria Theresia in ungeduldiger Sorge, leer auszugehen, den zipser Kreis (1770), zum Beweise, daß sie sich keineswegs so sehr gegen den Gedanken sträubte, fremdes Gut zu nehmen, wie sie sich noch später, als es zur Unterzeichnung des Theilungsvertrages kam, den Anschein gab. Dieses Vorgehen Oesterreichs beschleunigte den Abschluß der Verhandlungen. Am 5. August 1772 schlossen die drei Mächte den Theilungsvertrag. Kraft desselben nahm Rußland Lithauen (2200 Quadratmeilen), Oesterreich Galizien (1500), Preußen aber das untere Weichselland, Westpreußen und den Netzedistrikt (631 Quadratmeilen), in Besitz. Den polnischen Reichstag und König zwangen sie durch Waffengewalt zur Einwilligung. So gelang es Friedrich dem Großen, den Frieden zu erhalten, das osmanische Reich und den größten Theil Polens aus Rußlands Klauen zu erretten und seinen eigenen Staat durch eine höchst wichtige Provinz zu vergrößern. Denn sein Antheil war äußerlich zwar der kleinste, aber durch Lage und Beschaffenheit des Landes wirklich der werthvollste. Westpreußen mit Marienburg, Elbing, Kulm, Pommerellen, Ermeland (doch ohne Danzig und Thorn, die noch polnisch blieben), schloß die Lücke zwischen Ostpreußen und dem Kerne der Monarchie und brachte der inneren Kraft des Staates einen beträchtlichen Zuwachs. Denn diese neue Provinz war fruchtbar und gut bevölkert, und vor allem die 900,000 Einwohner, die darin lebten, waren größtentheils Deutsche. So ward „Neudeutschland", das der Habsburger Kaiser Friedrich III. einst ruhig hatte den Polen ausliefern lassen, durch den hohenzollernschen Friedrich dem Vaterlande wieder zurückgebracht. War diese Theilung auch ein Gewaltstreich, das deutsche Volk hat doch allen Grund Friedrich dem Großen dafür dankbar zu sein; was bei Rußland und Oesterreich Raubsucht war, geschah bei ihm aus Nothwehr; jenen gedeiht das unrechte Gut nicht; Westpreußen segnet den Tag, da Friedrich es wieder deutsch machte. Ganz Europa, am lautesten Frankreich und England, schrie Zeter über die unerhörte Gewaltthat der drei Ostmächte, und da man Friedrich für den Urheber hielt, während er doch nur der Leiter war, so fiel auf ihn am meisten das Gehässige der That. Aber war es so übel, daß ein deutscher Fürst den Polen 1772 ein deutsches Land fortnahm, welches sie 1466 von Deutschland abgerissen hatten? und wenn dies nicht anders geschehen

konnte, als daß zugleich wirklich polnische Länder an Rußland und Oesterreich kamen, wer anders hatte Schuld daran als der Unverstand der Polen, welche die Russen ins Land gerufen, die Zerrüttung ihres Staats, der nicht mehr lebensfähig war, und die Unthätigkeit der Höfe von Paris und London, welche der ganzen Entwickelung müßig zugesehen hatten, anstatt rechtzeitig einzugreifen!

Schon am 13. September 1772 nahm Friedrich Westpreußen in Besitz; am 27. ließ er sich in Marienburg huldigen. Er nannte sich seitdem nicht mehr König in Preußen sondern König von Preußen, weil er nun auch den westlichen Theil besaß. Ein Jahr darauf genehmigte der polnische Reichstag diese Abtretung, verzichtete auch auf den dereinstigen Rückfall Preußens nach dem Erlöschen des brandenburgischen Hauses; ebenso auf die Oberlehnshoheit über Bütow und Lauenburg und auf die Einlösung des Amtes Draheim. Im Mai 1775 ließ Friedrich auch zu Inowraclaw im Netzdistrikt die Huldigung vornehmen; er hatte übrigens die Grenzen gegen Polen etwas weiter ausgedehnt, als er eigentlich durfte. Er that es nach dem Beispiele Oesterreichs. „Sie weinte und heulte (erzählte Friedrich der Große von Maria Theresia), riß aber dabei ein weit größeres Stück an sich als abgemacht war.“ 29)

Die neue Provinz „Westpreußen“ wurde sehr schnell auf preußischen Fuß eingerichtet und aller der Wolthaten theilhaftig, welche die alten Lande unter Friedrichs Zepter genossen: Gewissensfreiheit (die vornehmlich den zahlreichen und bisher gedrückten Protestanten erwünscht war), rasche und unparteiische Rechtspflege, besseres Schulwesen (das hier ganz im Argen gelegen) und eine Verwaltung, die, wenn sie vom Lande an Steuern und Rekruten viel verlangte, dagegen auch alle Erwerbszweige belebte und neue Hülfsquellen eröffnete. In letzter Beziehung wirkte namentlich der bromberger Kanal sehr heilsam, den Friedrich in den Jahren 1772—75 zur Verbindung der Brahe bei Bromberg mit der Netze bei Nakel, also der Weichsel mit der Oder erbaute. Er kostete 750,000 Thaler, aber er hob die Binnenschifffahrt nicht nur in Westpreußen, sondern auch in den weiter westlich gelegenen Provinzen sehr ansehnlich, und der wichtige polnische Getraide- und Holzhandel kam nun großentheils in preußische Hände. Auch das Landvolk fand Ursache, den Herrschaftswechsel zu segnen. Friedrich hob die persönliche Leibeigenschaft der Bauern, die an vielen Orten bestand, sammt ihren barbarischen Sitten auf, und indem er zahlreiche Elementarschulen errichtete und die Herrschaft des Gesetzes an die Stelle der früheren Adels- und Priesterwillkür setzte, hob er das niedere Volk allmählich aus der geistigen Stumpfheit empor, in welcher es, seitdem das Land zu Polen gehörte, versunken war. Bald kam das deutsche Wesen hier wieder in Blüthe, und die alte polnische Wirthschaft zog sich vor ihm immer weiter an die Grenzen zurück.

Der bairische Erbfolgekrieg und der deutsche Fürstenbund.

Als Josef II. nach dem Tode seines Vaters Franz I. 1765 zum deutschen Kaiser gewählt wurde — Friedrich der Große gab ihm gern, wie er es im hubertsburger Frieden versprochen, seine Stimme, denn was bedeutete jene Würde? — da gedachte der junge Fürst große Dinge mit seinem neuen hochklingenden Titel

auszuführen, ein starkes deutsches Kaiserthum herzustellen und das Reich zu reformiren. Er fand aber sehr bald, daß dieser schöne Traum sich nicht verwirklichen ließ. Auch der kleinste Versuch, in den Wust der Reichsverhältnisse Ordnung zu bringen und die verknöcherten Formen zu beleben, scheiterte. Seine Reformen vermehrten nur den unermeßlichen Ballast von Akten, den die Schreiber des Reichshofraths und Reichkammergerichts seit Jahrhunderten aufgehäuft hatten. Auch der kleinste Landesherr wollte kein Titelchen seines suveränen Rechts oder Unrechts aufgeben; die großen dachten ohnehin nicht daran. Nachdem er sich einige Jahre in diesem hoffnungslosen Bemühen vergeblich abgearbeitet, gab Josef seine redlichen Absichten nothgedrungen auf und schlug sich auf die große Heerstraße, die seine Vorgänger seit Rudolf I. gegangen waren; er beschloß, da er dem Reiche nicht helfen konnte, das Kaiserthum zum Nutzen seines Hauses auszubeuten, wie Habsburg es immer und mit so viel Erfolg gethan. Darin traf er mit den alten Ueberlieferungen der wiener Hofburg und mit der Politik des Ministers seiner Mutter, des Grafen Kaunitz, zusammen. In Wien konnte man es nicht verschmerzen, daß man in Schlesien nicht nur eine schöne Provinz, sondern auch einen großen Theil des alten Einflusses auf Deutschland verloren, daß sich neben Oesterreich eine andere deutsche Großmacht gebildet hatte. Man beschloß, sich für Schlesien an einem anderen deutschen Lande zu entschädigen, und als im Jahre 1777 die bairische Linie des Hauses Wittelsbach mit dem Kurfürsten Max Josef ausstarb, schien dies eine vortreffliche Gelegenheit, um Baiern zu erwerben. Zwar gab es noch eine pfälzische Linie Wittelsbach, und sie war erbberechtigt. Aber Josef II. beredete das Haupt derselben, den Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, der bairischen Erbschaft zu Gunsten Oesterreichs zu entsagen; dagegen wollte er dessen uneheliche Kinder mit Titeln, Einkünften und Ländereien versorgen, auch zum Besten der verschwenderischen Hofhaltung des Kurfürsten ein gutes Stück Geld hergeben. Karl Theodor war gewissenlos genug, den Handel einzugehen und die Baiern, wie eine Herde Vieh, zu verkaufen. Im Januar 1778 besetzten die österreichischen Truppen das Land. Josef II. meinte, so die schlesische Expedition Friedrichs des Großen kopiren zu können. Er hatte aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Jede Vergrößerung Oesterreichs, in Deutschland zumal, war ein Nachtheil für Preußen; Friedrich duldete sie nicht; er veranlaßte den nächstberechtigten Erben, den Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken, gegen Oesterreichs Gewaltthat zu protestiren und Preußen um Hülfe anzurufen, und als seine Verhandlungen mit dem wiener Hofe nichts fruchteten, zog er, obwol schon hochbetagt, das Schwert und brach mit einem Heere in Böhmen ein (5. Juli 1778). Die Oesterreicher, die hier rasch ihre Truppen verstärkten, bezogen eine feste Stellung zwischen Prag und der oberen Elbe. Zu einem bedeutenden Zusammenstoß kam es aber nicht; denn Maria Theresia, nun alt und friedfertig, mochte sich und ihre Völker nicht wieder in die Schrecken eines großen Krieges stürzen, sah auch ein, wie ungerecht dieser bairische Handel war. Auf ihren Befehl mußte Kaunitz die abgebrochnen Unterhandlungen mit Friedrich dem Großen wieder anknüpfen. Auch das Ausland mischte sich hinein; Rußland drohte, Frankreich vermittelte. Zuletzt gab Josef II. nach. So ward am 13. Mai 1779 der Friede zu Teschen geschlossen, in welchem Oesterreich mit einem kleinen Theil Baierns, dem sogenannten Innviertel, abgefunden wurde, alles Uebrige aber

wieder herausgeben mußte. So war Josefs Plan gescheitert, und Friedrich hatte Baiern gerettet. Dieser bairische Erbfolgekrieg — Kartoffelkrieg nannten ihn die Soldaten — kostete dem preußischen Staate doch 29 Millionen Thaler und 20,000 Mann, welche durch Seuchen im Lager und auf den Märschen in Böhmen umgekommen waren. Dafür hatte Preußen eine große moralische Eroberung gemacht, es stand als Schützer der kleinen deutschen Fürsten gegen die habsburgische Vergrößerungspolitik da. Selbst katholische Stifter flehten nun in Berlin um Hülfe, weil Josef II. fortfuhr, machtlose Reichsstände zu vergewaltigen. Hatte früher Oesterreich die Reichsstände in sein Schlepptau genommen, so fiel diese Rolle nun Preußen zu. Friedrich der Große übernahm sie mit gewohnter Thatkraft. Es mochte ihm wol seltsam vorkommen, jetzt in seinem Alter den Schirmherrn jener verrotteten Reichsverfassung zu spielen, die man abgeschmackter Weise die deutsche Freiheit nannte, und die er sein Lebelang verachtet hatte; aber er that es gern, weil er dadurch den leitenden Einfluß in den deutschen Dingen in die Hand bekam. Uebrigens wenn man, wie es doch sein sollte, mit dem Kaiserthum den Begriff des mächtigen Schutzes der Kleinen und Schwachen, der starken Anwaltschaft des Volkes verband, so mußte man gestehen, Friedrich der Große entsprach diesem kaiserlichen Wesen am allerbesten. Denn er war doch der einzige deutsche Fürst, der in seinem Staate einen gewissen Rechtszustand, eine gesicherte Wirksamkeit der Gerichte einführte und aufrecht hielt; er der einzige, der den niederträchtigen Menschenhandel, welchen so viele deutsche „Landesväter", namentlich die fürstlichen Seelenverkäufer von Würtemberg und Hessen-Kassel, mit ihren geduldigen Unterthanen betrieben, nicht nur mit Worten an den Pranger stellte, sondern auch mit der That bekämpfte; er, obwol Protestant oder Freigeist wenn man will, doch der einzige, der selbst die katholischen Kirchengüter und Orden, die damals von den angesehensten katholischen Regierungen nach der Mode der Zeit auf das Gewalthäitgste behandelt wurden, in seinen Landen ungekränkt ließ. Gegenüber der revolutionären Politik, die Kaiser Josef mit löblichem Reformeifer, aber ohne Friedrichs praktisches Genie, daher in überstürzender Hast verfolgte — „ein guter Kopf, sagte Friedrich von ihm, Schade, daß er immer den zweiten Schritt thut, ehe er den ersten gethan hat" — gegenüber dem tumultuarischen Reformiren in Oesterreich, wo Josef nach seiner Mutter Tode (1780) das Unterste zu oberst kehrte, um im Nu die zahllosen feudalen und priesterlichen Mißbräuche auszurotten; gegenüber den Angriffen, die der Kaiser, um das Kaiserthum zu stärken, gerade nur auf die wehrlosen Reichsglieder versuchte — mußte Friedrichs freisinnige und kühne, aber zugleich besonnene und gerechte Art den Deutschen im besten Lichte einer echt konservativen Potitik erscheinen. So erlebte man es, daß der Friedensbrecher von 1740, der Gründer einer Großmacht, für welche die Fessel des Reichsverbandes nicht mehr vorhanden war, vierzig Jahre darauf die Aufgabe erhielt, das alte deutsche Reich gegen den Kaiser zu vertreten. Es war dies eine natürliche Folge der Nebenbuhlerschaft der beiden deutschen Großstaaten und der Politik Josefs II., sich auf Kosten des Reichs zu vergrößern. Der Kaiser seinerseits, durch den Fehlschlag von 1779 belehrt, nicht abgeschreckt, ging nun geschickter zu Werke; er gewann Rußland für seine Pläne in Deutschland, indem er Katharinas II. Anschläge auf das türkische Reich zu unterstützen versprach. Friedrich war wieder vereinzelt; um so eifriger suchte

er eine Stütze der preußischen Macht in Deutschland selbst herzustellen; er arbeitete an einer Union der deutschen Fürsten, deren Haupt Preußen sein sollte. Doch bedurfte es eines sehr dringenden Anlasses, um den schläfrigen Gang der kleinstaatlichen Diplomatie in den Zug und nach der Richtung zu bringen, die Friedrich verlangte. Im Januar 1785 trat ein österreichischer Plan ans Licht, der die Kleinstaaten mit Entsetzen erfüllte und so fein angelegt war, daß er schien gelingen zu müssen. Josef II. machte nämlich dem Kurfürsten Karl Theodor von Baiern den Vorschlag eines Ländertausches; er sollte Baiern an Oesterreich abtreten und dagegen die österreichischen Niederlande mit dem glänzenden Titel eines Königs von Burgund erhalten. Rußland unterstützte den Vorschlag, Frankreich trat demselben wenigstens nicht entgegen; Karl Theodor, prunksüchtig und eitel, übrigens ohne rechtmäßigen Leibeserben und daher nur um die Versorgung seiner Bastarde bekümmert, war dazu bereit; Baiern schien seinem Verhängnisse nicht entrinnen zu können, es wurde österreichische Provinz, wofern nicht Preußen wieder einschritt. Verzweiflungsvoll meldete der Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken diese neue Gefahr nach Berlin: „Eure Majestät", schrieb er an Friedrich den Großen, „sind allein im Stande, die umfassenden Entwürfe eines Fürsten aufzuhalten, dessen verzehrender Ehrgeiz und Habgier mit seiner Macht zunimmt. Ihre Großmuth und erhabene Weisheit geben Ihnen den Willen, Ihre Macht die Mittel dazu. Achtungsvoll und dringend flehe ich Sie an, die Vernichtung eines Fürstenhauses abzuwenden, das Eure Majestät schon einmal so großmüthig gerettet haben." Friedrich war hurtig genug mit der Hülfe bei der Hand. Diese schöne Gelegenheit, im Bunde mit allen landesfürstlichen Sympathien, die sich durch Oesterreichs Gewaltschritte schwer verletzt fühlten, im Bunde zugleich mit der Volksstimmung, welche über das schnöde Verhandeln von Land und Leuten empört war, im Interesse endlich des europäischen Gleichgewichts, das durch einen solchen Zuwachs der österreichischen Macht gestört wurde, kurz mit den besten Rechtstiteln die Hegemonie in Deutschland zu übernehmen — diese Gelegenheit ließ er sich nicht entschlüpfen. Er schickte sofort einen energischen Protest gegen den beabsichtigten Ländertausch nach Wien, nöthigte dadurch den Kaiser und den Kurfürsten, den Tauschplan abzuleugnen, was sie ungeschickt genug thaten, und betrieb trotz seiner 73 Jahre mit jugendlichem Feuer den Abschluß eines „deutschen Fürstenbundes" zur Vertheidigung der deutschen Reichs- und Rechtsverhältnisse. Die erschreckten Mittel- und Kleinstaaten warfen sich in seine Arme, und der Schachzug gegen Oesterreich gelang. Am 23. Juli 1785 erfolgte zu Berlin die Unterzeichnung dieser neu gestifteten Union, die, nach Art der schmalkaldischen eingerichtet, nur den Zweck hatte, ihre Mitglieder gegen willkürliche Beschlüsse des Reichsoberhauptes zu sichern. Außer Preußen, dem Haupte dieses Vereins, nahmen Theil: Hannover, Sachsen, Kurmainz, Weimar, Gotha, Zweibrücken, Braunschweig, Baden, Hessen-Kassel, Anhalt, Ansbach und einige andere Kleinstaaten; namentlich die wehrlosen Kleinsten drängten sich scharenweise unter Preußens Aegide. Eine wirkliche Verbesserung der Reichsverhältnisse, eine Heilung der deutschen Zerrissenheit wurde mit diesem Fürstenbunde weder beabsichtigt noch herbeigeführt; aber den Zweck, den Friedrich damit verfolgte, hat er vollständig erreicht: Oesterreich mußte abermals seine Pläne auf Baiern fahren lassen; mit Josefs Uebergriffen in Deutschland war es vorbei, und Preußen stand

da im Glorienschein eines Horts der deutschen Reichsverfassung, welche die Nation damals, so sonderbar es uns heute scheinen mag, als ein der Erhaltung werthes Gut betrachtetete. Allerdings war jene Verfassung trotz ihrer Erbärmlichkeit doch das einzige politische Band, welches die deutschen Stämme noch einigermaßen zusammenhielt. Insofern machte sich Friedrich durch die Stiftung des deutschen Fürstenbundes in der That um Deutschland verdient. Es war das letzte politische Werk in seinem ruhmvollen Regentenleben.

So schloß durch eine seltsame Fügung die Politik, die im Verkehr der Völker immer die Macht über das Recht gesetzt, die soviel Althergebrachtes über den Haufen geworfen, mit einer Konservirung des Altbestehenden, deren Motiv wie Rechtsgefühl aussah. Doch verdient der Retter Baierns, der Stifter des Fürstenbundes ebensowenig das Lob, wie der Eroberer Schlesiens und Westpreußens den Tadel der Moralisten. Denn diese urtheilen nach einem Gesetzbuch, welches, wenn es für die Staaten gelten sollte, der natürlichen Entwickelung der Dinge Gewalt anthäte. Aber die oberste Pflicht der Könige ist ihre Pflicht gegen den eigenen Staat, nicht gegen die anderen, und Preußen mußte wachsen, um zu leben. Wenn sein Wachsthum heute diesen beschädigte, morgen jenem aufhalf, so kann man das eine bedauern, sich über das andere freuen, aber man wird von dem Urheber dieses Wachsthums nur sagen dürfen, er habe in beiden Fällen seine Pflicht gethan. Es ist wahr, Friedrich handelte gegen auswärtige Mächte ohne Achtung vor Verträgen und ohne Berücksichtigung ihrer Wolfahrt, er beraubte Oesterreich, zerstückelte Polen, täuschte Fränkreich, er demüthigte und verletzte halb Europa, er war in der That ein böser Nachbar; aber er war es nur darum, weil er mit mehr Klugheit und Kraft jene Interessenpolitik trieb, die jeder andere Staat auch verfolgte oder doch anstatt einer dynastischen hätte verfolgen sollen. Er that, was sach- und zeitgemäß, was für Preußen damals nöthig und nützlich war — regierte sein politisch unreifes Volk nicht wie ein konstitutioneller König von England, sondern als ein aufgeklärter und wolmeinender Despot, und hantirte die fremden Mächte nicht wie ein Jurist sondern als der Schöpfer eines Großstaats. So erwarb er sich den dauernden Dank seines Volkes, welcher den einzig richtigen Maßstab für die Güte eines Regenten giebt. Nur wer Friedrichs Zwecke nicht billigt, oder leugnet, daß er diese erreichen mußte und auf keinem anderen Wege erreichen konnte, nur der wird Friedrichs Politik als hart, willkürlich und gewissenlos verdammen; die gerechte Geschichte wird immer das Urtheil unterschreiben, welches Jean Paul über Friedrich den Großen gefällt hat: „Es ist leichter, ein großer als ein rechtschaffener König zu sein; er war beides. Es ist leichter, bewundert als gerechtfertigt zu werden; ihm ist beides zu Theil geworden.“

Friedrichs des Großen Ende.

Die große Königssonne ging nun zur Ruhe, das Leben glänzte und funkelte nicht mehr in Sanssouci; einer nach dem andern waren die alten Freunde dahin gestorben, und die wenigen Genossen der Jugend waren altersschwach und stumpf geworden, aber die Sorgen blieben. Friedrich selbst bereiteten allerlei Krankheits-

fälle vor, das abgetragene Futteral seiner Seele, wie er sich ausdrückte, zu verlassen. Seit er seine Vorderzähne verloren, hatte er auch die treue Flöte fortlegen müssen. Die heiteren Späße seiner Franzosen waren verhallt. Er kam auch von seiner Bewunderung des französischen Wesens zurück: „Ich will keine Franzosen mehr," schrieb er 1777, „sie sind gar zu liederlich und machen lauter liederliche Sachen." Freudlos und düster gings zuletzt an seinem Hofe her. „Der sorgenvolle grämliche König, der immer auf dem Qui vive stehen mußte um Preußens schwer errungene und schwer zu erhaltende Großmachtsstellung zu behaupten, war kein Freudespender; er hieß in der eigenen Familie nur der alte Sauertopf.[28a]" Nur hin und wieder ergötzte ihn ein interessanter Besuch, z. B. Mirabeau's (25. Januar 1786). Seine Hunde waren noch seine einzige Freude; sein altes Herz hing an ihnen mit jener Zärtlichkeit, für die es unter den Menschen keinen Gegenstand mehr fand; mit einer Zärtlichkeit, welche bewies, wie weich ursprünglich das Gemüth des Philosophen von Sanssouci war.

Aber dieser alte abgelebte und einsame Mensch verrichtete seine Königsarbeit fort und fort mit derselben Pflichttreue und dem nämlichen Aufwande von Geist und Kraft, wie in den Tagen seiner Jugend. „Ein König von Preußen," sprach er, „darf nicht schlafen." Denn diese alte Monarchie war kein Staat, den gleichsam die Natur hatte erwachsen lassen, „sondern eine äußerst künstliche und sehr zusammen gesetzte, auf tiefe Berechnung gegründete Maschine, in der alle Theile genau in einander griffen, für welche der Fürst zugleich Schöpfer, Triebkraft und immer wacher Aufseher war.

Da saß der alte Meister, der wundervolle Mann des Krieges, wie ihn der große Pitt nannte, nun im viele Jahre langen Frieden in seinem Sanssouci und rechnete von früh bis spät und sah nach, daß die Zähne des künstlichen, vielfach abgestumpften Räderwerks vollkommen in einander griffen, daß die Reibung nicht zu stark würde, oder wol gar die Zapfen aus den Löchern wichen; immer half er Stockungen nach, änderte aber im Wesentlichen nichts, denn er würde das Ganze vernichtet haben, das noch Dauer versprach, sondern suchte nur noch die Bewegung zu erleichtern und zu beschleunigen, ohne doch die Federkraft zu erhöhen, denn diese war schon auf das Aeußerste gespannt. Er war's selbst. Aber schon ein Blick des alten Zauberers, eine strenge Formel beflügelte alles und spornte zur äußersten Anstrengung. Da saß er bis zuletzt, sein immer waches, durch die Nacht dringendes Auge abwechselnd um sich her werfend und auf die Maschine heftend, ohne der Liebe Freuden, ohne des Glaubens Tröstungen, ohne der Hoffnung Süßigkeit zu bedürfen, wie ein Gott, und schöpfte den Urquell seiner Thatkraft aus sich, zur unabwendbaren Erfüllung seiner Pflicht, der Erhaltung der allgemeinen Ordnung und des Rechts für alle, vom Könige bis zum Bauer, und zum Schutze der Unterdrückten gegen ihre Dränger, eins der größten Wunder der Welt, welches den Sterblichen erschienen, um ihnen zu zeigen, was die Allmacht des göttlichen Schöpfers vermag, und die Brust mit Glauben und Demuth zu erfüllen."[29]

Auch vergötterte ihn sein Volk. Fremde, die nach Berlin kamen, z. B. G. Forster konnten es nicht begreifen, daß hier „alles bis auf die gescheitesten, einsichtsvollsten Leute den König wie närrisch anbetete," und Wieland in Weimar meinte: „Friedrich ist ein großer Mann, aber vor dem Glück unter seinem Stock

zu leben bewahre uns der Himmel!" Und allerdings war der preußische Staat eine Despotie, wenn auch die beste. Aber die anderen deutschen und festländischen Staaten waren allesammt eben auch Despotien und keineswegs die besten. Und wenn man aus den schönen Worten, die Friedrich kurz vor seinem Tode sprach: „Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen," eine Anklage gegen ihn selbst hat machen wollen, so war das eine große Ungerechtigkeit. Friedrich hat den Sklavensinn, der in dem deutschen Unterthan steckte, nicht geschaffen, er fand ihn vor als einen Grundpfeiler des absoluten Staats; hätte er den Staat umstürzen und mit einem unmündigen Volke die Gewalt theilen sollen, die niemand so gut zu gebrauchen verstand wie er? Ein so thörichter Gedanke lag weder in dem Bedürfnisse der Zeit, die vielmehr einen aufgeklärten und edeln Despotismus verlangte, noch in ihm selber. Aber indem er die Unwissenheit und die Vorurtheile bekämpfte, die Köpfe aufklärte und die Sitten kultivirte, hat er das Seinige dazu gethan, die Dummheit der Völker zu brechen, welche die stärkste Stütze ihrer Knechtschaft ist. Der Instinkt des Volkes selbst, das den alten Fritz mit seinem Krückstock zu seiner Lieblingsfigur gemacht hat, irrt nicht.

Ein Augenzeuge,[30] der (am 21. Mai 1785) in Berlin den König sah, erzählt: „Der König kam von einer Revue durch das hallische Thor. Er ritt auf einem großen weißen Pferde. Er trug die einfache blaue Montirung mit rothen Aufschlägen, Kragen und goldenem Achselband, alt und bestaubt, die gelbe Weste voll Tabak; dazu hatte er schwarze Sammethosen an und einen alten dreieckigen Montirungshut auf, mit der Spitze nach vorn. Hinter ihm waren eine Menge Generale, dann die Adjutanten, endlich die Reitknechte. Das ganze Rondeel (jetzt Belle-Alliance-Platz) und die Wilhelmsstraße waren gedrückt voll von Menschen, alle Fenster voll, alle Häupter entblößt, überall das tiefste Schweigen und auf allen Gesichtern ein Ausdruck von Ehrfurcht und Vertrauen, wie zu dem gerechten Lenker aller Schicksale. Der König ritt ganz allein vorn und grüßte, indem er fortwährend den Hut abnahm. Er beobachtete dabei eine sehr merkwürdige Stufenfolge, je nachdem die aus den Fenstern sich verneigenden Zuschauer es zu verdienen schienen. Durch das ehrfurchtsvolle Schweigen tönte nur der Hufschlag der Pferde und das Geschrei der berliner Gassenjungen, die vor ihm hertanzten, jauchzten, die Hüte in die Luft warfen oder neben ihm hersprangen und ihm den Staub von den Stiefeln abwischten. Bei dem Palais der Prinzessin Amalie (die er zu besuchen kam) war die Menge noch dichter, der Vorhof gedrängt voll, doch in der Mitte, ohne Anwesenheit irgend einer Polizei, geräumiger Platz für ihn und seine Begleiter. Er lenkte in den Hof hinein, die Flügelthüren gingen auf, und die alte lahme Prinzessin, auf zwei Damen gestützt, die Oberhofmeisterin hinter ihr, wankte die flachen Stiegen herab ihm entgegen. Sowie er sie gewahr wurde, setzte er sich in Galopp, hielt, sprang rasch vom Pferde, zog den Hut, umarmte sie, bot ihr den Arm und führte sie die Treppe hinauf. Die Flügelthüren gingen zu, alles war verschwunden, und noch stand die Menge, entblößten Hauptes, schweigend, alle Augen auf den Fleck gerichtet, wo er verschwunden war, und es dauerte eine Weile, bis ein jeder sich sammelte und ruhig seines Weges ging. Und doch war nichts geschehen! Keine Pracht, kein Feuerwerk, keine Kanonenschüsse, keine Trommeln und Pfeifen, keine Musik, kein vorangegangenes Ereigniß. Nein, nur ein drei und siebenzigjähriger

Mann, schlecht gekleidet, staubbedeckt, kehrte von seinem mühsamen Tagewerk zurück. Aber jedermann wußte, daß dieser Alte auch für ihn arbeite, daß er sein ganzes Leben an diese Arbeit gesetzt und sie seit 45 Jahren noch nicht einen einzigen Tag versäumt hatte. Jedermann sah auch die Früchte seiner Arbeiten, nah und fern, rund um sich her, und wenn man auf ihn blickte, so regten sich Ehrfurcht, Bewunderung, Stolz, Vertrauen, kurz alle edleren Gefühle des Menschen."

Dieses treue Leben lief nun ab. Schon seit Jahren peinigte ihn die Gicht, im Frühling 1786 bildete sich bei ihm die Wassersucht aus; er konnte nicht mehr liegen, mußte Tag und Nacht sitzend auf dem Stuhl zubringen, er litt unendlich, aber ohne Klage und ohne die Regierungsgeschäfte im Geringsten zu unterbrechen. Die Kabinetsräthe, die sonst erst um 6 Uhr Morgens erschienen, wurden jetzt vielmehr schon um 4 Uhr gerufen. „Mein Zustand," sagte er ihnen, „nöthigt mich, Ihnen diese Mühe zu machen, die für Sie nicht lange dauern wird. Mein Leben ist auf der Neige; die Zeit, die ich noch habe, muß ich benutzen; sie gehört nicht mir, sondern dem Staate." Noch am 15. August, der Krankheit fast schon erlegen, besorgte er seine Regierungsgeschäfte; am folgenden Tage schritt die Auflösung näher, drei Stunden nach Mitternacht Donnerstag am 17. August 1786 brach sein Auge auf immer. Erschütternd ging die Trauerkunde vom Tode des größten Fürsten durch die Welt. „Wann wird wieder ein so großer König das Zepter führen?" sprach der Feind, Fürst Kaunitz in Wien. — Friedrich hatte gewünscht, im Garten von Sanssouci neben seinen getreuen Hunden begraben zu werden; der Nachfolger ehrte indessen diesen Wunsch nicht, sondern ließ die Leiche in der Gruft der Garnisonskirche zu Potsdam beisetzen. Tausende eilten von nah und fern herbei, dem großen Todten das Geleit zu geben. Die Gedächtnißrede wurde im ganzen Lande über die Bibelstelle gehalten: „Ich habe dir einen Namen gemacht, wie die Großen auf Erden einen Namen haben." Er selbst aber durfte in seinem Testamente von sich sagen: „Seitdem ich zur Führung der öffentlichen Geschäfte gelangt bin, habe ich mit allen Kräften, welche die Natur mir verliehen hat, und nach Maßgabe meiner geringen Einsichten mich bestrebt, den Staat, welchen ich die Ehre gehabt habe zu regieren, glücklich und blühend zu machen. Ich habe Gesetze und Gerechtigkeit herrschen lassen; ich habe Ordnung und Pünktlichkeit in die Finanzen und in die Armee jene Zucht gebracht, wodurch sie vor allen übrigen Truppen Europas den Vorrang erhalten hat." Er hätte hinzusetzen können: „ich habe eine neue Kriegskunst begründet, indem ich zuerst die Waffen dem Terrain anpaßte und den Kreis der großen Operationen erweiterte, und eine neue Politik, indem ich den Regenten als den ersten Diener des Staats erklärte." — Und was für ein Erbe hinterließ er! Aus einem Lande von kaum 2300 Quadratmeilen und 2¼ Millionen Einwohnern war ein Staat von 3600 Quadratmeilen mit 6 Millionen Bewohnern geworden, aus einem Heere von 76,000 ein Heer von 200,000 Mann; es gab 800 neu angelegte Ortschaften; die Einkünfte waren von 12 auf 22 Millionen Thaler (nämlich 6½ Millionen Grundsteuer, 5½ Mill. von den Zöllen und der Regie, 10 Mill. von den Domänen und Forsten) gehoben und der Staatsschatz mit 70 Millionen gefüllt. Mehr als dies: Preußen war aus einer Mittelmacht eine Großmacht geworden, und glänzendster Kriegsruhm, starkes Selbstbewußtsein, kräftige Nationalität — diese Errungenschaften waren Güter, die ihm nie mehr konnten ganz verloren gehen, weil auch im

Unglück die Erinnerung an Friedrich den Großen ein nie ruhender Sporn sein mußte, die erstiegenen Höhen der Ehre und Macht wieder zu gewinnen. — „Meine letzten Wünsche," so schließt Friedrichs Testament, „in dem Augenblicke, wo ich den letzten Hauch von mir gebe, werden für die Glückseligkeit meines Reiches sein. Möge es stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden, möge es durch die Milde seiner Gesetze der glücklichste, möge es in Rücksicht auf die Finanzen der am besten verwaltete, möge es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhme strebt, der am tapfersten vertheidigte Staat sein! O möge es in höchster Blüthe bis an das Ende der Zeiten fortdauern!"

Innere Zustände Preußens unter Friedrich dem Großen.

In einem patriarchalisch regierten Staate nehmen die Unterthanen rasch den Ton des Hofes an, am ersten die Bewohner der Hauptstadt, und da in der Regel das Kleine und Schlechte leichter und angenehmer nachzuahmen ist als das Gute und Große, so kann man sich nicht wundern, wenn Friedrichs Einfluß auf die Weise seines Volks, zunächst der Berliner, weniger heilsam wirkte, als er selber es wünschte. Die Berliner waren von jeher aufgeweckteren Geistes als die anderen Preußen; sie hatten eine Meinung für sich und äußerten sie, wenns ging; weshalb schon Friedrich Wilhelm I., der kein Räsonniren vertragen konnte, zu sagen pflegte: „die Berliner taugen nichts." Als nun Friedrich II. ans Ruder kam mit seinem geistvollen Wesen und ungebundenen Witz, da wurde es bald Mode, im Denken und Urtheilen, im Reden und Schreiben das Kühne und Neue, Feine und Blendende dem schlicht Verständigen und Nüchternen vorzuziehen. Die geschmacklosen Scharteken und seichten Abhandlungen, die noch in den vierziger Jahren erschienen waren, verschwanden, aber sie machten vielfach nur leichtfertigen Schriften Platz; an die Stelle der philiströsen, aber ehrbaren Rede trat oft nichts als ein schlüpfriger Witz, der auch die ehrwürdigsten Dinge in den Koth zog. Freche Spötter hielten sich für Schöngeister, urtheilten keck über alles und jedes ab. Eben diese Zügellosigkeit der Presse veranlaßte den König, sie durch Verordnung vom 14. April 1748 wieder zu beschränken, indem er den Druck anstößiger Aufsätze und Schmähschriften verbot; doch handhabte er die Zensur so milde, daß nur das Aergste fern gehalten wurde. Die Anregung, die er dem Nationalgeiste gab, trug indeß auch gesunde und edle Früchte. Es bildeten sich tüchtige Köpfe; es erschienen werthvolle gelehrte Arbeiten, namentlich im Gebiete der vaterländischen Geschichte: Beckmanns märkische Histórien (1750), Dreyhaupts Beschreibung des Saalkreises, Lenz', Hertzbergs, Gerckens diplomatische Quellenschriften, Buchholtz' Geschichte der Kurmark (1759), Pauli's preußische Geschichte; es erschienen seit 1750 sogar ästhetische Schriften: eine kritische Musikzeitung, die erste in Preußen, eine Literaturzeitung von Rammler und Sulzer, das erste gute kritische Blatt dieser Art in Deutschland. Einen besonders wichtigen Abschnitt in der Geschichte des geistigen Lebens machte dann der siebenjährige Krieg. Der Geschmack für Lektüre drang durch ihn erst tief in das Publikum. Namentlich der berliner Bürger kümmerte sich angelegentlicher als je um Zeitungen und Flugschriften; man wollte immer das Neueste vom Kriegsschauplatz wissen, man interessirte sich für die öffentlichen Angelegenheiten ebenso

sehr als für die eigenen. Damals entstanden denn auch in Berlin die „politischen Kannegießer, die im hiesigen Lustgarten das Schicksal der Staaten und Nationen im Voraus entschieden, Blut wie Wasserströme vergossen und im Sande ungeheure Pläne, Lager und Entwürfe zu schrecklichen Belagerungen zeichneten[31].“ Indessen die Neugier weckte doch auch eine edle Wißbegierde, und die Theilnahme an den wechselvollen Schicksalen des großen Königs pflanzte in das Volk den ersten Keim zum Staatsbürgerthum. Geschichtliche, geographische, politische Kenntnisse stiegen im Werth, und der Buchhandel hob sich ungemein. Die Lust zu lesen erhielt sich auch, als der merkwürdige Krieg beendet war, sie artete sogar allmählich fast zur Sucht aus. Der Aufschwung, den die deutsche Literatur damals überhaupt nahm, förderte natürlich diesen Trieb. Belesenheit wurde in Kreisen ein Lob, wo man vordem nur von Dingen des Haushalts geredet hatte. Bald nahm auch das weibliche Geschlecht daran Theil; es gab selbst eine Dichterin, die Schuhmacherfrau Anna Luise Karsch (geb. 1722 bei Schwiebus, gest. 1791 in Berlin), die in Berlin nicht wenig Aufsehen machte. Selbst Mägde und Bediente fingen an zu lesen; allerorten entstanden Leihbibliotheken, die stark benutzt wurden, sowie eine Unzahl von literarischen Zeitschriften und Lesegesellschaften. Neben dem Guten und Schönen, was hieraus floß, zeigte sich freilich auch manche üble Folge: es gab jetzt viel mehr Wissen im Volke, aber dieses Wissen war doch zum großen Theil oberflächlich und unverdaut. Ein ähnlicher Umschwung erfolgte im Schulwesen; man trieb nicht mehr so pedantisch und einseitig die alten Sprachen, man führte neben den todten auch die lebenden ein und neben den Sprachen die Realien; aber ehe man die rechte Mitte fand, verging doch einige Zeit und inzwischen brachte man es nur zu einer ungründlichen Vielwisserei. Im Ganzen indeß war der Fortschritt sehr bedeutend. Viel trug zur Klärung der Köpfe, zur Veredelung des Geschmacks die „allgemeine deutsche Bibliothek“ bei, eine kritische Zeitschrift, welche, seit 1765 in Berlin von dem Buchhändler Nikolai herausgegeben, das Volk über gute und schlechte Erzeugnisse der deutschen Literatur belehrte. Sie war die Fortsetzung der berühmten „Literaturbriefe“, die in Berlin ein kritisches Tribunal errichteten. Der vorzüglichste Mitarbeiter an denselben war Lessing, der Schöpfer der wissenschaftlichen Kritik und der Erneuerer der deutschen Prosa; in beiden Richtungen ein bahnbrechendes Genie; seine „Literaturbriefe“ wurden in den Jahren 1759—1765 zu Berlin, wo er sich damals aufzuhalten pflegte, von Nikolai veröffentlicht. Berlin war nun einer der Hauptbrennpunkte aller geistigen, namentlich aber der ästhetisch-literarischen Bestrebungen; es zog als große Stadt und als Hauptstadt des gefeiertsten Königs eine Menge fremder Talente an, die sich freilich auf die Länge hier selten heimisch fühlten, weil es ihnen an Aufmunterung von oben fehlte. Die deutsche Muse ging unbelohnt und „ungeehrt von des großen Friedrichs Throne“, dem sie nur in der barocken Gestalt der Karsch nahe getreten war. Dafür wurde die deutsche Muse aber auch keine Hofmuse; sie bewahrte sich ihre edle Selbständigkeit; an dem kleinen Fürsten, der ihr in Weimar einen freien, schönen Sitz bereitete, fand sie einen Freund und Pfleger, der seine Bedeutung nicht sich, sondern ihr verdankte.

Es war doch ein sehr ansehnliches Kontingent, das Preußen zu dem Heere deutscher Geister stellte, welches damals in der Wissenschaft und in der schönen

Literatur so reiche Lorbern errang. Unter den sechs Dichterfürsten, welche als die Heroen deutscher Schriftverfassung gelten, waren zwei geborene Preußen: der erhabene Dichter der Oden und des Messias Friedrich Gottlieb Klopstock (geboren 1724 in Quedlinburg), der zuerst die drei Hauptelemente unserer Gesittung, den deutschen Geist, das christliche Gefühl und den antik-klassischen Formensinn zu einem schönen, harmonischen Ganzen verschmolz, und der Entdecker der reichsten Quellen der Poesie J. G. Herder (geboren 1734 zu Mohrungen in Ostpreußen). Um die Aesthetik erwarb sich Johann Winkelmann (geboren 1717 zu Stendal) als Erklärer der antiken Schönheitsmuster und Begründer der Kunstgeschichte kaum geringere Verdienste. Diese Männer blühten und wirkten freilich nicht in der engeren Heimat. Eigentlich preußische Dichter waren E. v. Kleist (geboren 1715) und Gleim, der Sänger der „Lieder eines preußischen Grenadiers". Gleim (geboren 1719, gestorben 1803) machte sich auch als Mäcen verdient, er bildete in Halberstadt den Mittelpunkt eines poetischen Freundschaftsbundes, zu welchem auch der Berliner Rammler gehörte. Eigenthümlich in seiner Art war der Humoristiker Theodor G. v. Hippel aus Königsberg. Zahlreicher sind die wissenschaftlichen Größen: in der Theologie Spalding in Berlin, berühmt als lichtvoller Kanzelredner, die Rationalisten Semler in Halle und Plank, welche die Bibel in einer freisinnigeren Weise erklärten und auf den Geist, auf die Sittenlehre des Christenthums das Hauptgewicht legten, ferner Teller und Büsching und jener geistvolle Mystiker J. G. Hamann (geboren 1730 zu Königsberg, gestorben 1788 zu Münster), den man den Magus des Nordens genannt hat; in der Rechtsgelehrsamkeit Cocceji und Carmer, dann Suarez; in der Heilwissenschaft Lieberkühn; in der Chemie Pott, Rose; in der Mathematik Euler, Lambert, Lagrange; in der Kriegskunst der König selbst, Stille, Gaudi, Tempelhof, Struensee; in der Statistik, Geschichte und Topographie Büsching, Zimmermann, Dohm; in der Pädagogik Hecker, Meierotto, Rochow, der große hallische Philologe F. A. Wolf und viele andere, deren Namen und Bestrebungen man in Deninas „gelehrtem Preußen" findet; endlich die Philosophen Garve, Engel, der Philosoph für die Welt, und der Jude Moses Mendelssohn, den seine Glaubensgenossen als einen Reformator ihrer Bildung feiern. Aber unendlich größer als diese in ihrer Art bedeutenden Männer ist der eine Preuße, auf dessen Schultern die ganze deutsche Philosophie steht und dem sie es vornehmlich zu danken hat, daß sie der Forschung aller andern Nationen voraus ist: der Königsberger Immanuel Kant. Er gehört auch ganz und gar seinem Vaterlande an, in dem er (1724) geboren ward; er kam kaum je über das Weichbild seiner Vaterstadt hinaus, wo er 1804 starb. Die Denker Englands und Frankreichs hatten es in der Weltweisheit nicht weiter als bis zum Zweifel gebracht; in Deutschland war die Philosophie gar nur in methodischem Geschwätz, spitzfindiger Dialektik beschlossen. Kant, seit 1750 Professor in Königsberg, deckte das Ungründliche und Unwissenschaftliche in der deutschen, das Unbefriedigende in der ausländischen Philosophie auf und reformirte die Erkenntniß. Denn indem er die Denkkraft in allen ihren Gründen und Aeußerungen einer scharfen und erschöpfenden Prüfung unterwarf und an die Stelle einer falschen die wahre Logik setzte, stellte er den Boden fest, von dem aus man bestimmte Erkenntnisse finden kann. Sodann sonderte er in der Metaphysik scharf und genau

die Gebiete des Glaubens und des Wissens von einander, womit er der Theologie eben so sehr nützte wie der Philosophie, und lehrte auch die anderen Wissenschaften in echt wissenschaftlicher Weise behandeln, namentlich die Aesthetik, die Moral, die Naturlehre. Die Hauptwerke, in denen er seine kritische Philosophie veröffentlichte, sind die „Kritik der reinen Vernunft" (1781), die „Kritik der praktischen Vernunft" und die „Kritik der Urtheilskraft" (1790). Es war eine ungeheure Umwälzung, die Kant durch seine kühne und sichere Methode in der gesammten Wissenschaft hervorbrachte. Sie war nicht minder groß und folgenreich als in der Naturkunde die That seines Landsmanns Kopernikus.

Während die Wissenschaften in Preußen schön erblühten, gedieh die Kunst nur langsam. Zwar Berlin, wie es der Mittelpunkt der Aufklärung war, zeichnete sich auch durch gar manches aus, was das Leben schmückt, besonders durch viele schöne Werke der bildenden Kunst, aber bei weitem die meisten derselben rührten von ausländischen Meistern her. Die einzigen wahren Künstler unter den Einheimischen waren die Maler Pesne, der 1757 starb, und Chodowiecky, der „preußische Hogarth". Besser stand es um die Tonkunst. Eine ähnliche großartige Erhebung wie in der deutschen Literatur fand damals in der deutschen Musik statt, und einer der bedeutendsten Meister dieser Kunst wurde im Preußischen geboren, siedelte dann freilich ins Ausland über, nämlich Georg Friedrich Händel (geboren 23. Februar 1685 zu Halle, gestorben 1759 zu London), wie sein größerer Zeitgenoß Sebastian Bach, ein Schöpfer der erhabensten kirchlichen Tongedichte. Letzterer wirkte eine Zeitlang in Berlin, ebenso wie Quanz. Berlin selbst durfte sich eines anderen berühmten Komponisten rühmen, des königlichen Kapellmeisters Graun, der seit 1742 hier seine anmuthigen Opern schrieb. Lange haben diese sanften, schönen graunschen Melodien das berliner Publikum entzückt; es wußte sie beinahe auswendig; sie milderten den Sinn, läuterten den Geschmack, sie drangen auch tief ins Volk und wurden „Gassenhauer", was gewiß für sie nicht das kleinste Lob ist. 1754 führte Graun in der Domkirche zum ersten Male sein Meisterwerk den „Tod Jesu" auf. Er starb am 8. August 1759. Neben ihm wirkten Benda und Kirnberger, später (seit 1776) der Königsberger Reichardt als verdienstvolle Kapellmeister und Komponisten. Der König selbst, der ein so eifriger Liebhaber der Musik war und in den Konzerten bei Hofe oft mitwirkte, gab dieser Kunst Würde und Ansehen; er hielt auch auf einen reinen und edlen Geschmack, auf Natur und Empfindung, wie es denn bekannt ist, daß seine Hauptstärke auf der Flöte in den schmelzenden und rührenden Adagios beruhte, die er meisterhaft und, wie Kenner versichern, unübertrefflich vortrug. Seine Lieblinge waren die Werke von Graun, Hasse, Händel, Bach. Daß ein so großer König die Musik mit solcher Vorliebe und Sachkenntniß behandelte, war der wirksamste Sporn für bedeutende Virtuosen, in seine Dienste zu treten; denn die Besoldung war bei Friedrichs Sparsamkeit nur gering. Dennoch machten sich auch sehr gesuchte Tonkünstler eine Ehre daraus, ihm anzugehören, und seine Kapelle und Oper war immer vortrefflich besetzt. Sängerinnen wie die Astroa und Mara, Sänger wie Salimbeni und Porporino bezauberten damals das berliner Publikum. „Kunstreisen" zum Nebenerwerb waren unter der Würde dieser Künstler, so schlecht sie auch im Vergleich zu anderen Höfen bezahlt wurden; Porporino wies eine solche Aufforderung, als man sie ihm einmal machte, stolz

zurück: „Meine Stimme gehört nur Gott und dem Könige.“ Dies änderte sich erst in den letzten Jahren Friedrichs des Großen, als er vom Alter gehindert wurde, sich thätig an der Musik zu betheiligen; erst dann riß allmählich ein schlechterer Geschmack und eine weniger würdevolle Behandlung der Musik ein. Das Beispiel des Hofs erweckte den Sinn für musikalische Unterhaltungen auch im Publikum; es wurde unter den vornehmen Leuten Mode, sich zu den Liebhaberkonzerten und musikalischen Assembleen, welche seit 1740 von den königlichen Tonkünstlern eingeführt waren, herbeizudrängen; 1749 entstand sogar eine „musikübende Gesellschaft“ von Offizieren, Edelleuten und Beamten, deren Zweck war, sich durch Ausübung der Tonkunst gemeinschaftlich zu vergnügen. Mit dem Aufschwung der deutschen Literatur kam auch das deutsche Schauspiel empor, und wie die Tüchtigkeit der Darsteller und des Dargestellten zunahm, so wuchs bei dem Publikum das Interesse. Auch sonst drang die Kunst mehr und mehr ins Leben der Menge ein; man fand Gefallen an jeder Art von Zierrath; namentlich die Emaillemalerei kam in Mode; doch waren fast alle bildenden Künstler nichts weiter als Handwerker, und was sie lieferten, war höchstens Mittelgut.

Regelmäßige Straßen, schöne große Plätze, zahlreiche Prachtgebäude machten die Hauptstadt Friedrichs des Großen zu einer der schönsten Städte in Europa; der große Fremdenverkehr, die Zunahme der einheimischen Bevölkerung und die Umwandlung in eine Fabrikstadt, die damals stattfand, erhoben es fast schon zum Range einer Weltstadt. Der Charakter der Bewohner hatte sich eben so sehr verändert, aber nicht zu seinem Vortheil. Berlin war die französirteste Stadt in Deutschland. An Stelle der bärenhaften, biederen altdeutschen Sitten aus Friedrich Wilhelms I. Zeit trat ein schimmernder ausländischer Firniß, der ein tiefes moralisches Verderbniß umhüllte. Die heitere Lebensfreude, die seit 1740 einzog, artete rasch in üppige Genußsucht, die Aufklärung in zügellose Freigeisterei aus, und die Ungründlichkeit im Denken und Reden ging Hand in Hand mit der Grundsatzlosigkeit im Handeln. Zuerst entarteten die höheren Stände. Sie gaben sich ganz der Ausländerei hin, die der Hof trieb. Wer nicht französisch sprechen oder radebrechen konnte, war nicht hoffähig, konnte sich bald auch in weniger vornehmen Kreisen nicht sehen lassen. Mit der Sprache äffte man die Denkart, die Moden und Manieren, dann die Laster der Pariser nach; auch das Unsittlichste galt als elegant, wenn es französisch war. Nach und nach wirkte das Beispiel der Vornehmen auf die Geringeren; immer allgemeiner verdrängten fremde Weisen die altväterische Art. Man wurde gewandter und beweglicher, aber auch leichtfertiger und seichter. Da es Mode war, selbst das Ehrwürdigste und Heiligste zu bewitzeln, so verlor sich die religiöse Gesinnung, und dann die Moralität; man erlag um so leichter der Versuchung, weil der äußere Wolstand wuchs. Die materiellen Mittel vermehrten sich hier sogar im siebenjährigen Kriege; während die Provinzen schwer durch ihn litten, floß der Hauptstadt gerade in dieser Zeit viel Geld zu. Ein sehr beträchtlicher Theil der Kriegsbedürfnisse ward aus Berlin bezogen; hier waren die Werkstätten, die Fabriken in rastloser Thätigkeit, Uniformen, Wagen u. dgl. zu verfertigen; hier wurden fortwährend Naturallieferungen und Wechselgeschäfte für das Heer besorgt. Es bildete sich ein zahlreicher Stand von Bankiers. Besonders nahm die Judenschaft an Zahl und Wolstand zu, sehr wider Willen des Königs, der ihre

Vermehrung vergebens durch allerlei beschränkende Verordnungen zu hemmen bemüht war. Auch gar viele andere Leute wurden schnell reich. Der leichte Gewinnst aber verführte zur Ueppigkeit, und nachdem man die Annehmlichkeiten des Luxus kennen gelernt, wollte man ihnen auch dann nicht entsagen, wann die Mittel versiegten. Die Genußsucht mit der Freigeisterei im Bunde erzeugte vielmehr einen Materialismus, der zur stärksten Triebfeder alles Handelns das Gold machte.

Vielleicht die schlimmste Veränderung trat im Familienleben ein. Zuerst fand das weibliche Geschlecht an dem modischen Wesen in Kleidung und Lebensart Gefallen. Es vergeudete Zeit und Geld in Putz- und Musiksucht; ernste Häuslichkeit, Arbeitsamkeit und jungfräuliche Zucht kamen in Abnahme. Die Männer trieben andern Aufwand; sie suchten in Weinschenken, welche massenhaft entstanden, im Prassen und Spielen ihr Vergnügen. Verschwendung und Unordentlichkeit auf beiden Seiten; so wurden viele Ehen unglücklich. Einen übeln Einfluß hatte in dieser Beziehung auch das Junggesellenleben des Königs. Friedrich empfand nie viel Achtung vor häuslichem Glück; er selbst lebte seit 1743 von seiner Gemahlin getrennt, obwol er ihr die Ehrerbietung bewies, die der Königin gebührte. Um so mehr machte sich in Berlin und anderwärts in Preußen jener Wachtstubenton breit, der die Würde der Frauen nicht kennt. Die große Leichtigkeit, Ehen zu scheiden und wieder zu knüpfen, untergrub ebenfalls die Stellung der Hausfrau; dazu der Mangel an Gottesfurcht und die Zügellosigkeit im Denken: so kam es, daß die echten Pflichten der Ehen ganz allgemein verletzt oder doch mißachtet wurden. Verführung und Ehebruch waren an der Tagesordnung. Es war in jener Zeit, daß in Berlin die Mätressen und Kebsweiber, die Zizisbeos und Galane entstanden, die man sonst hier fast nur dem Namen nach gekannt hatte. Außerdem mehrte sich die Zahl der feilen Dirnen in erschrecklicher Menge und zwar hauptsächlich durch die Umwandlung der Residenz in eine Fabrikstadt. Es stellte sich eine sehr zahlreiche Fabrikbevölkerung ein, mit all dem sittlichen und leiblichen Elend, das überall ihre Begleitung zu sein pflegt. Die Fabrikherren äußerten wol selber, sie könnten darum ihre Ware so billig stellen, weil die Arbeiterinnen nur einen sehr geringen Lohn erhielten, aber dabei beständen, da sie das Fehlende Abends reichlich als Dienerinnen der Wollust erwürben.

Mit Trauer und Zorn sahen die alten „Friedrich-Wilhelms-Männer", deren Reihen immer dünner wurden, wie die Zucht und Sitte der Väter verschwand, wie die Hetzjagd nach Geld und Genuß alles hinriß, die Beispiele von Betrügereien und Veruntreuungen, von Schuldenmachen und Bankerotten, von Ausschweifungen aller Art sich rings um sie von Jahr zu Jahr vermehrten. Die ebenso große Zunahme der Verfeinerung des Schönheitssinnes und der Bequemlichkeit schien dagegen doch ein zweifelhafter Gewinn. Welch ein Unterschied schon im Aeußern gegen die gute alte Zeit. War man sonst zufrieden mit dem wolfeilen und gesunden bernauer, ruppiner oder Stadtbier und ergötzte sich, wenn es hoch kam, an einem guten Glase unverfälschten Frankenweins, Sekt, Pikardan oder Klaret, so verlangte der verwöhnte Gaumen jetzt nach Rheinwein, Champagner, Burgunder. Das Bier mußte den ausländischen Getränken weichen, es wurde schlecht, und der gemeine Mann griff daher lieber zum Branntwein, dessen schäd-

licher Genuß nun immer mehr aufkam. Auch in den Wohnungen zeigte sich der Luxus. Es ward Bedürfniß, fast zu jeder Verrichtung besondere Oerter im Hause zu haben; man verlangte immer bequemere, weitläuftigere Wohnungen; sie sollten auch eleganter sein. Dadurch stiegen die Miethen unverhältnißmäßig. Die Klagen über ihre Theuerung und über den Häuserschwindel wurden schon damals laut. Auch das alte dauerhafte Hausgeräth mußte weichen; es machte modernen Möbeln Platz, die alle zehn Jahre von einer neuen Mode wieder verdrängt wurden. Besonderen Anstoß erregten den Anhängern des Alten die neuen Kleidertrachten. Nach dem Beispiel des Hofs erschienen nun die vornehmen Frauen und Mädchen in ungeheuren Reifröcken nnd den anderen Erfordernissen der pariser Etikette. Nach dem siebenjährigen Kriege fand die fremde Tracht der Hofdamen und der Schauspielerinnen aber auch im Bürgerstande Nachahmung. Da sah man die Berlinerinnen mit entblößten Brüsten, in knappen Korsetten, engen Schuhen, theatralischen Frisuren, geschminkt nnd mit Schönpflästerchen beklebt. Aehnliche Veränderungen gingen in dem Aufzuge der Männer vor. Statt der steifen Zöpfe trug man nun nach Franzosenart große Harbeutel, auf dem gepuderten Haupte ein kleines dreieckiges, mit Tressen besetztes Hütchen, nach Soldatenmanier keck rechtshin ins Auge gedrückt. Der Adel trug darauf eine weiße Feder, der Bürgerstand eine schwarze. Der Rock war von kurzer Taille, mit langen Schößen, breiten Aermeln, großen Knöpfen und je nach dem Geschmacke des Einzelnen von heller heiterer Farbe, pfirsichblüten, feuerroth, blau, gelb oder weiß, auch wol bestickt und betreßt. Eine kostbare pariser Weste galt als unerläßlich für einen modisch gekleideten Mann; desgleichen recht feine Leibwäsche; dazu ein kleiner Galanteriedegen mit einer farbigen Schleife; seidenes Taschentuch; in der Rechten ein Mignonstöckchen mit Bernsteinknopf — so sah ein berliner Stutzer jener Zeit aus.[32)]

Noch bis zum siebenjährigen Kriege bestand in der Kleidung und Lebensweise der Berliner ein scharfer Standesunterschied; dann aber änderte sich die pekuniäre Lage der verschiedenen Stände so bedeutend, daß dies auf ihre Lebensweise nicht ohne großen Einfluß bleiben konnte. Dem Kaufmann, Fabrikanten und Handwerker strömte ein reicher und schneller Erwerb zu, während der Sold des Beamten durch die Entwerthung des Papiergeldes, in welchem derselbe gezahlt wurde, und das Gut des Edelmanns durch die Verheerung des Krieges sehr beträchtlichen Abbruch erlitt. Die vornehmeren Klassen mußten sich daher aufs Aeßerste einschränken, der Bürger dagegen machte großen Aufwand; und da Handel und Wandel sich nach dem Frieden im Ganzen noch viel mehr hoben, so behielt der wolhabende Mittelstand seine luxuriösere Lebensweise bei. Es galt nun nicht mehr für unschicklich, wenn ein Kaufmann oder Handwerker den Aufwand eines Gelehrten, Beamten oder Adligen trieb; vielmehr suchte ein jeder dem andern es im Luxus zuvorzuthun. Der Flitterstaat, der Prunk überhaupt nahm überhand. Reichte das Geld nicht hin, so war Kredit da. Selbst das Gesinde erhöhte seine Ansprüche an das Leben; es wurde schwer, im Aeußern Herrn und Diener, Frau und Magd zu unterscheiden; und die Mittel zum Aufwand verschafften sich die Kleinen auf ebenso leichtsinnige Weise wie die Großen.

Da seufzten wol manchmal die wenigen Anhänger des Alten, die Zeitgenossen und Zöglinge des ehrlichen, schlichten Friedrich Wilhelm, über die Verderbtheit

der neuen Generation. „Die Söhne waren Stutzer, Spieler, Säufer, Wollüstlinge und Windbeutel geworden, die Töchter aber schlechte Hauswirtinnen und Modenärrinnen oder noch etwas Schlimmeres. Der Schwarm von Fremden, die aus allen Himmelsgegenden hier zusammenkamen, verwischten die noch übrigen schwachen Grundzüge des ehrwürdigen Charakters der alten Berliner, zumal durch die Verheiratungen mit den Landestöchtern, wodurch ein Mischmasch in den Generationen entstand, der buntscheckig und luftig genug war.[33]"

Auch Friedrich der Große bemerkte mit Kummer, wie anders es jetzt um seine Berliner stand. Er äußerte einmal in seinen alten Tagen: „er würde einen Finger drum geben, wenn die Berliner wieder so sittenrein würden wie sie es unter seinem Vater gewesen", und manchmal, wenn er zur Karnevalszeit im berliner Schloß am Fenster stand und mißmüthig die Gecken und Modenärrinrinnen draußen beobachtete, oder wenn er trotz aller Regie den Luxus immer wachsen sah, so hörte man man ihn oft sagen: „die Berliner taugen nichts." Dasselbe hatte schon Friedrich Wilhelm I. gesagt, aber aus anderem Grunde, weil ihm die Berliner nicht willig genug zu pariren schienen. Diesen Fehler wenigstens hatte sein Sohn nicht zu rügen. Die Berliner verehrten ihn ja fast wie ein göttliches Wesen. „Die Preußen," schrieb 1772 Lord Malmesbury von Berlin aus, „glauben in ihrer Eitelkeit, ihre eigene Größe in der Größe ihres Monarchen zu erblicken. Ihre Unwissenheit und ihr Mangel an Grundsätzen erstickt in ihnen jeden Begriff von Freiheit, Selbstgefühl und Opposition.[34]" Malmesbury beurtheilt hier das ganze Volk nach der Hauptstadt; was die Unterthänigkeit anbetrifft, so hat er Recht. Ueberall in preußischen Landen gehorchte man dem König mit gleicher Unbedingtheit. Sonst war doch in den Sitten und Gewohnheiten nicht allzuviel Uebereinstimmung. Die Französirung und die Sittenlosigkeit drangen besonders in den entlegenen Provinzen bei Weitem nicht so tief in das Volk, sie blieben mehr in den vornehmeren Klassen der Gesellschaft, im Kreise der Edelleute, Beamten und Offiziere. Die letzteren bildeten unbestritten den ersten Stand im Staate, der ja ein Militärstaat war. Sie gehörten übrigens dem Adel an und genossen schon darum große gesellschaftliche Vorrechte, die ihnen von den Bürgerlichen in der Regel auch bereitwillig zugestanden wurden. Denn noch war die öffentliche Meinung in Deutschland keineswegs so aufgeklärt, daß man den angebornen Respekt vor adligen Namen und Titeln hätte abschütteln können. Der märkische und pommersche Adel war freilich wenig begütert, sein Besitzthum oft nur der Degen, aber man wußte, daß er ihn unter dem großen Könige mit Heldenmuth geführt hatte. Der Offizierstand war daher in der ersten Zeit nach dem siebenjährigen Kriege beim Volke keineswegs unbeliebt. Auch hielt der König ihn scharf im Zaume; er duldete keine Uebergriffe. Ebenso wenig ließ er im Heere die Zerfahrenheit und Verweichlichung aufkommen, die ihm an dem neuen Geschlechte so sehr mißfiel, und als gutes Mittel, die alte Tüchtigkeit wiederherzustellen, erschien ihm die Dressur, durch die sein Vater ein so brauchbares Heer geschaffen hatte. Er sah daher streng darauf, daß in Kleidung und Haltung der Truppen, wie in ihren Bewegungen, alles bis auf die geringste Kleinigkeit genau vorschriftsmäßig war, und da seinem scharfen Blicke bei den jährlichen Musterungen nichts entging, eine mangelhafte Leistung einer Truppe aber sofort an dem Befehlshaber durch schimpfliches Fortjagen geahndet

zu werden pflegte, so war der Dienst mühsam genug. Fortwährend wurde geputzt und exerziert, exerziert und geputzt; allerorten Militär, — unter 6 Millionen Menschen beinahe eine Viertelmillion Soldaten; — da mußte freilich dem italienischen Dichter Alfieri, der 1770 Berlin besuchte, die Hauptstadt wie eine große Kaserne und der ganze preußische Staat wie eine ungeheure, ununterbrochene Wachtstube vorkommen.

Vergleicht man die Berichte, welche fremde Besucher damals über den Charakter der Berliner entwarfen, so ist es interessant zu sehen, wie jeder etwas anderes zu tadeln weiß. Dem Engländer mißfällt der Mangel an Opposition gegen die unumschränkte Regierung, dem Italiener das uniforme soldatische Wesen; Hamann, der fromme Schwärmer, nennt Berlin, weil es voller Freigeister, ein „Babel“; Georg Forster spricht von der „Prasserei, fast Gefräßigkeit“ der Berliner[35] (eine Untugend, die man heut ihnen am allerletzten Schuld geben würde); in einem stimmen sie alle überein, daß die Sittenlosigkeit hier groß sei. Ohne Zweifel erschien sie noch weit größer als sie wirklich war, weil sie sich so breit machen durfte, weil kein Friedrich Wilhelm seinen Stock über sie schwang, und weil der regierende König das Franzosenthum in Mode gebracht hatte, bis er den übeln Folgen zuletzt selbst nicht mehr Einhalt thun konnte. Uebrigens besaßen die Berliner von damals auch manche gar löbliche Eigenschaft: man rühmte an ihnen die Geschliffenheit, die Liebe zur Geselligkeit, die Freiheit im Umgange, den scharfen Blick auf die Gegenstände, welche sie umgaben, und besonders den Hang zum Mitleiden und zum Wolthun. Es war ein leichtsinniges frivoles Völkchen, aber gutherzig und nachsichtig gegen andere wie gegen sich selbst, duldsam gegen Andersgläubige, aufgeklärt und milde und voll reger Vaterlandsliebe; dabei rührig und voll Interesse für alles Bedeutende; nur mit Gauklern, Wundermännern, Kraftgenies und Schwärmern durfte man ihnen nicht kommen; sie fanden hier selten ihre Rechnung; dazu war man in Berlin schon zu kritisch, wenn auch sonst hier der Wahlspruch galt: „Leben und leben lassen.“

Einsichtsvolle Vaterlandsfreunde konnten freilich der übrigen Nation nur Glück dazu wünschen, daß sie zwar nicht so zivilisirt wie die Hauptstadt, aber auch nicht so entartet war, daß sie sich ein gutes Stück des alten Ernstes, der alten Ehrbarkeit bewahrt hatte, daß die Provinzen trotz des allgemeinen Preußenthums, das sie verband und das sich am bestimmtesten in der Verehrung des Königs ausdrückte, von ihren Eigenthümlichkeiten noch genug besaßen, um den giftigen Einflüssen der Unsittlichkeit, die nach Friedrichs Tode auf den Thron kam, nicht hoffnungslos zu erliegen.

Sechstes Buch.

Verfall der alten Monarchie.

Friedrich Wilhelm II.

Friedrich der Große hinterließ keine Kinder.[1] Es folgte ihm daher auf dem Throne sein Neffe Friedrich Wilhelm, der Sohn des 1758 verstorbenen Prinzen August Wilhelm. Das war freilich kein Mann, der die schwere Rolle eines Königs von Preußen würdig hätte weiter spielen können. Friedrich Wilhelm II., oder Wilhelm der Dicke, wie das Volk ihn nannte, war ein „seelenguter" Mann, weichherzig und wolwollend, auch eine stattliche Erscheinung von sechs Fuß Höhe; aber dieses weiche Herz wurde von der zügellosesten Sinnlichkeit beherrscht, und in diesem großen Körper wohnten ein mittelmäßiger Verstand und ein schwacher Charakter. So fiel er, unfähig sich selbst zu beherrschen, früh Buhlerinnen und unwürdigen Günstlingen in die Hände, die das Edlere in ihm nicht aufkommen ließen und die großherzigen Anregungen, denen seine Natur zugänglich war, einen gewissen ritterlichen Geist, der in ihm steckte, irre führten. Und da das Alter — er war bei seinem Regierungsantritt 42 Jahre alt (geboren am 25. September 1744) — seinen Sinn nicht männlicher, sein Urtheil nicht reifer gemacht hatte, so blieb der in Wollüsten Erschlaffte, in mystischen Aberglauben Verstrickte auch als König ein Werkzeug der selbstsüchtigen und gewissenlosen Leute, die er zu seinen Vertrauten wählte. Welch verworfenes Gesindel umlagerte nun den Thron! Da war zuerst die Lieblingsmätresse des Königs, die er, obwol Gatte und Vater, als solche öffentlich anerkannte — ein Aergerniß, das im hohenzollernschen Hause bisher nicht erhört war — die Tochter des Kammermusikus Enke, die Friedrich Wilhelm zum Schein mit dem Kammerdiener Rietz verheirathet hatte und später zur Gräfin Lichtenau erhob. Diese Buhlerin,

die „preußische Dübarry“, hielt ihn mit allen Künsten ihres schändlichen Gewerbes fest umgarnt und machte das Königsschloß zu dem Serail eines Sultans. Während diese Priesterin der Wollust mit ihren Gehülfinnen die Sinne des Königs in Ausschweifungen versenkte, welche an das Sündenleben Ludwigs XV. erinnerten, wurde sein Geist umnebelt, sein Wille geleitet von zwei Günstlingen, deren Ränke nur um so gefährlicher waren, weil sie sich in den Mantel der Frömmigkeit hüllten. Der eine war der Major v. Bischofswerder, ein feiner Intrigant und glatter Höfling, der die reizbare Phantasie und die romantischen Anwandlungen des Königs mißbrauchte, um ihm durch die Vorspiegelung übermenschlicher Vermögen zu imponiren. Geheimnißvoll, mystisch-feierlich trat er ihm in den Stunden entgegen, wo jener aus seinem zerfahrenen Leben nach Höherem verlangte, und enthüllte ihm die Mysterien eines Ordens, dessen übernatürliche Weisheit so alt wie die Pyramiden Aegyptens sei, des erhabenen Ordens der Gold- und Rosenkreuzer. Unter diesen Geheimnissen war das Goldmachen noch das kleinste. Bischofswerder vermochte weit größere Wunder. Auf seine Zauberbeschwörung erschienen die Geister, die Stimmen der Luft, die Bilder im Spiegel, und bekräftigten das Wort des Meisters. Wenn dann der tolle Spuk verschwand, so nahm der schlaue Betrüger wieder jene unergründliche Zurückhaltung an, die den König längst hatte ahnen lassen, daß er es hier mit einem tiefen und großen Geiste zu thun habe. Niemand unterstützte dabei den Gaukler so gut, als der zweite Günstling des Königs, der Geheime-Rath Wöllner. Er war ein Mensch von ähnlicher Durchtriebenheit wie Bischofswerder; von Hause aus Theolog, hatte er wie ein Chamäleon die verschiedensten Masken getragen; erst Dorfpastor, dann Reisehofmeister eines jungen Edelmannes, eine Zeitlang sentimentaler und aufgeklärter Schriftsteller, darauf Lehrer des Prinzen von Preußen und nach dessen Thronbesteigung Finanzrath. Jetzt verlegte er sich auf die Frömmelei; denn der König fühlte immer dringender das Bedürfniß, seine fleischlichen Sünden durch kirchliche Muckerei gut zu machen. Die beiden Günstlinge arbeiteten einander getreulich in die Hände, der eine als Hoftheosoph, der andere als Hoftheolog, beide die Häupter eines dichten Schwarms von Hofschranzen und Dunkelmännern; das waren jetzt die Räthe und Diener des preußischen Königthums.

Dennoch empfing die gedankenlose Menge den neuen Herrscher, wie sie pflegt, mit Jubel; sie versprach sich von einem Friedrich Wilhelm II. allerlei Wolthaten, die ein Friedrich der Große nicht hatte geben können! Anfangs suchte die neue Regierung die öffentliche Gunst, die ihr entgegengetragen wurde, zu verdienen. Sie hob die verhaßte französische Regie sammt dem Kaffee- und Tabaksmonopol auf, entließ die französischen Zollbeamten und ersetzte sie durch Inländer. Auch einzelne andere Schroffheiten des herrschenden Merkantilsystems wurden gemildert, und der Steuerdruck ein wenig erleichtert. Ebenso suchte man in den übrigen Zweigen der Verwaltung zu bessern. Bisher hatte der König persönlich die ganze Kriegsverwaltung geführt, jetzt wurde ein Kriegsdirektorium geschaffen, dessen Leitung der Herzog K. Ferdinand von Braunschweig und der Feldmarschall v. Möllendorf erhielten. Verordnungen erschienen, welche das Werbewesen im Auslande besser ordneten, gewaltsames Pressen von Rekruten, sowie die rohe Behandlung der gemeinen Soldaten untersagten. Auch für das Erziehungswesen geschah manches. Unter Leitung des alten Ministers von Zedlitz wurde

ein „Oberschulenkollegium“ aus praktischen Schulmännern errichtet, welches in den gesammten öffentlichen Unterricht mehr Plan und Zusammenhang bringen, namentlich auch die verschiedenen Bildungsarten, die klassische für das Gelehrtenthum, die reale für den Bürgerstand, die elementare für das niedere Volk klarer von einander sondern und jede nach ihren Bedürfnissen behandeln sollte (Februar 1787). Aber alle diese Maßregeln berührten nur die Oberfläche des Uebels. Es handelte sich um ganz anderes, es galt den Staat von Grund aus neu zu gestalten. Denn diese Großmacht Preußen setzte, um sich zu halten, einen Herrscher voraus von Friedrichs des Großen Gaben. Kein kleinerer Geist konnte den Mangel des Staats an natürlicher Kraft ersetzen. Die alte Monarchie hatte sich in dem Augenblicke überlebt, da Friedrich gestorben war. Einsichtige Zeitgenossen, vor allen Mirabeau, fragten mit Recht: „Kann man hoffen, daß alle Nachfolger Friedrichs so unermüdlich sein werden wie er, daß sie jährlich, gleich ihm, in allen Theilen des Staats die Inspektionen vornehmen, daß sie alle Berichte über jedes einzelne Regiment lesen und prüfen, daß weder der Einfluß eines Höflings, noch eines Freundes, noch einer Geliebten einen Augenblick das Interesse des Heeres überwiegen, oder niemals irgend eine Parteilichkeit, Genuß oder Intrige auf die Leitung des Ganzen einwirken werden? — — Wenn nach dem Tode dieses Fürsten, dessen Genie allein dieses unvollkommene Gebäude erhält, ein schwacher König ohne Talent folgt, so wird man in wenigen Jahren das preußische Militär entarten und in Verfall gerathen sehen; man wird diese ephemere Macht in die Stärke zurückkehren sehen, welche ihre wirklichen Mittel ihr anweisen, und wird sie vielleicht einige Jahre Ruhmes sehr theuer bezahlen müssen.“ [1] Nun folgte in der That ein schwacher König ohne Talent. Um so mehr hätte der weise Rath Mirabeaus befolgt werden müssen: „es sollte die militärische Sklaverei verschwinden, das Merkantilsystem mit seinen nachtheiligen Wirkungen beseitigt, die feudale Scheidung der Stände gemildert, das einseitige Vorrecht des Adels in bürgerlichen und militärischen Aemtern aufgehoben, Privilegien und Monopole vernichtet, das ganze System der Besteuerung verändert, dem Volke die Lasten abgenommen werden, die seine Produktion hemmten, Verwaltung, Rechtspflege und Schulwesen eine neue Förderung erhalten, die Zensur fallen, überhaupt dem alten Soldaten- und Beamtenstaat ein frischer Antrieb politischen und geistigen Lebens mitgetheilt werden.“ [2] Aber solche Stimmen verhallten unbeachtet; man wiegte sich in Preußen in stolzer Selbsttäuschung; man hielt die alte Monarchie für unübertrefflich, obwol nur der alte Monarch es gewesen war; am wenigsten fühlte Friedrich Wilhelm II. den Beruf und die Kraft zu einer so großartigen Reform. Er besaß nicht einmal die Energie, die vereinzelten kleinen Verbesserungen, die er bei seiner Thronbesteigung vornahm, wirklich durchzuführen; er kam aus den Anläufen nicht heraus, und da sich denn bald zeigte, daß man ungestraft an dem überlieferten Staatswesen Einzelheiten nicht verändern konnte, daß z. B. die Abschaffung der Regie einen Ausfall in den Einnahmen herbeiführte, der von selbst sich nicht deckte, so griff man zu neuen Künsteleien, die fast ebenso drückten und doch weniger leisteten. Kurz, die Maßregeln der neuen Regierung waren nichts als eine wolmeinende Pfuscherei. Sie lenkte aber bald in eine Bahn ein, die geradezu verderblich war.

Zu den schlimmsten Schäden des damaligen Lebens gehörten ohne Zweifel

die Frivolität des Meinens und die Verkommenheit des Glaubens; sie erzeugten nicht bloß Gleichgültigkeit gegen alles Kirchliche und freche Religionsspötterei, sondern auch jene Gottlosigkeit im Handeln, die man unter dem neuen freigeistigen Geschlechte so häufig wahrnahm. Die ungezügelte Aufklärung hatte in der That zu einem „Aufkläricht" geführt, einem widrigen Gemisch von Flachheit und Gemeinplätzen, vor welchem schon 1769 dem edelsten Vertreter der wahren Aufklärung, Lessing, ein Ekel ankam, wenn er sah, wie unverschämt jeder Windbeutel in Berlin seine Sottisen gegen das Unverstandene wie gegen das Unverständliche der überlieferten Religionslehren vorbrachte. Eine Regierung, welche das Volk wieder zur alten Glaubenseinfalt und Frömmigkeit erzogen hätte, würde sich den Dank aller Urtheilsfähigen erworben haben. Friedrich Wilhelm II. strebte nach diesem Verdienste. Aber er meinte, durch bloße Machtsprüche und polizeiliche Maßregeln herstellen zu können, was nur durch weise Zucht und durch ein erbauliches Beispiel zu erwirken war. Am 3. Juli 1788 ernannte er Wöllner zum Minister der Justiz und der geistlichen Angelegenheiten, Zedlitz mußte sein Amt niederlegen, und am 9. Juli erschien ein Religionsedikt, welches allen Geistlichen und Lehrern befahl, sofort zur alten Rechtgläubigkeit zurückzukehren und nur die orthodoxe Kirchenlehre zu verkündigen. Auch das Kirchengebet für den König wurde wieder in den alten Stil verändert: Der König wurde nun Gott nicht mehr als dessen Knecht, sondern als Se. Majestät anempfohlen, auch die Bitte, daß ihm Gott königliche Gedanken, heilsame Rathschläge u. s. w. geben möge, fortgelassen. Die Hauptsache war, es wurde die strengste Ueberwachung der Pfarrer und Lehrer und die Zurückweisung aller Kandidaten angeordnet, welche irgendwie von dem alten Lehrbegriff abwichen. Während das Religionsedikt die Gewissen zu ketten bestimmt war, sollte das Zensuredikt (vom 19. Dezember 1788) die Presse knebeln; die Freiheit derselben, soweit sie unter Friedrich dem Großen bestanden, wurde aufgehoben, und die Zensur Finsterlingen anvertraut, welche alle Schriften, wissenschaftliche wie populäre, in denen auch nur eine Spur von Freisinn zu finden war, mit gleicher Strenge unterdrückten. So gedachten Wöllner und seine Genossen der Aufklärung Meister zu werden. Aber das Gute, was man beabsichtigte, wurde verfehlt und nur neues Uebel angerichtet. Wer sind diese Leute, fragten sich alle Gebildeten, die uns Religion predigen und selber so gottlos leben? Dieser Hof, der in Sünden versinkt, ein König, der öffentlich Ehebruch treibt und jetzt, nicht zufrieden mit seinen Mätressen, sich noch ein Kebsweib „zur linken Hand" antrauen läßt; ein Gaukler Bischofswerder, ein Pharisäer Wöllner — solche Menschen wollen die Richter über die Sitten und den Glauben sein? Es sind Splitterrichter, heuchlerische Frömmler und Mucker. Ein allgemeiner Unwille erhob sich also gegen die kirchliche Reaktion, und statt den Unglauben auszurotten, nöthigte sie ihn nur, sich, wo es nützlich schien, in die Maske religiöser Heuchelei zu hüllen. Die Wirkungen des Zensuredikts waren nicht besser. Denn die Schandblätter und Schmähschriften, die man mit Recht fern halten wollte, kamen auf Umwegen doch unter das Publikum; es las sie nur um so begieriger, weil sie verboten waren; und die ernsten, tüchtigen Werke, die den großen Haufen weniger anzogen, hatten nun auch noch mit einer engherzigen und unverständigen Zensur zu kämpfen.

Das Mißvergnügen über diesen Abfall des preußischen Königthums von der Sache der Aufklärung war namentlich in den höheren Ständen groß; die Masse des Volks hatte bald noch andere Gründe, mit dem neuen Regenten unzufrieden zu sein. Die Bürger klagten über neue und schlechter vertheilte Steuern an Stelle der wenigen, die abgeschafft worden, über die Fortdauer der Monopole, über die nutzlose Vermehrung des Adels, dem der König 1786 eine große Zahl neuer Mitglieder durch königliche Ernennung zugeführt. Die Bauern klagten, daß der Edelmann sie wieder überbürden und prügeln dürfe, und daß die gesetzliche Feststellung ihrer Hofdienste, welche Friedrich der Große eingeführt, aber nicht vollendet hatte, aufs Neue in Verfall komme. Die tüchtigen alten Beamten sahen mit Schmerz, wie die Regierung den Schatz verschleuderte, die Aemter nur nach Gunst besetzte und die wichtigsten Geschäfte vernachlässigte oder falsch angriff. Je größer die Erwartungen gewesen, mit denen das Publikum den neuen König empfangen — wie hatte man ihn angesungen und beweihräuchert, Friedrich Wilhelm „den Vielgeliebten" — desto herber war nun die Enttäuschung; der Vielgeliebte ward ein Vielgeschmähter, und diesmal hatte die öffentliche Stimme mehr Recht.

Mit gleichem Ungeschick behandelte der König die auswärtige Politik. Es schien, als wenn hier die Ueberlieferungen Friedrichs des Großen, besonders der Grundsatz, sich in keinen Bund oder Krieg einzulassen, bei welchem nicht etwas Reelles zu gewinnen sei, sowie der Gegensatz zu Oesterreich, in Kraft bleiben würden. Wirklich überließ Friedrich Wilhelm die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Anfangs dem alten Minister v. Hertzberg, einem Staatsmann aus Friedrichs Schule. Aber, abgesehen davon, daß Hertzberg bei Weitem nicht das praktische Talent seines großen Meisters besaß, sein Einfluß erwies sich auch sehr bald als ohnmächtig gegen die Herrschaft, welche die Kamarilla über den König ausübte. In einem Staate wie Preußen kam eben alles auf die Persönlichkeit des Fürsten an. Hertzbergs Lieblingsgedanken war, die glorreiche Rolle eines Schiedsrichters der europäischen Angelegenheiten und des Gleichgewichts, die Friedrich der Große gespielt hatte, dem Nachfolger zu erhalten, ja noch zu erhöhen. Der erste Anlauf, den die neue Regierung dazu nahm, fiel, wie es schien, ungemein glücklich aus.

In Holland lagen damals die alten Parteien der aristokratischen Republikaner und der monarchischen Oranier wieder mit einander in erbittertem Streite; jene, durch die Erfolge der jungen nordamerikanischen Republik zu neuer Freiheitslust gereizt, strebte die Macht und das Recht des Erbstatthalters zu verringern, diese war bemüht sie vielmehr, nach dem Wunsche ihres Hauptes, Wilhelms V. und besonders seiner stolzen und herrschsüchtigen Gemahlin, einer Schwester des Königs von Preußen, noch über die gesetzlichen Grenzen zu erweitern. Die Oranier lehnten sich, wie immer, an England an, die Gegner an Frankreich. Die Parteiung, die das Land entzweite, ging im Mai 1787 von Demonstrationen zu Gewaltthätigkeiten über und trieb einem Bürgerkriege zu. Friedrich Wilhelm, von seiner Schwester mit Bitten um Hülfe bestürmt, war doch zuerst nicht geneigt, sich mit Waffengewalt einzumischen; er suchte zu vermitteln. Da unternahm die Prinzessin (im Juni 1787) eine Reise mitten durch das aufgeregte Land, auf welcher sie an der Grenze der Provinz Holland von der Bürgerwache in unge-

schickter Weise angehalten und zur Umkehr genöthigt wurde; diesen unbedeutenden Vorfall stellte sie nun ihrem Bruder als eine schwere Beleidigung dar, und Friedrich Wilhelm glaubte, seine königliche und ritterliche Ehre gebiete ihm hier einzuschreiten. In drohendem Tone verlangte er sofort von den holländischen Behörden Genugthuung, und als diese im Vertrauen auf die Hülfe, welche Frankreich versprach, ausweichend antworteten, ließ er (13. September 1787) preußische Truppen, einige zwanzigtausend Mann stark, unter dem Feldmarschall Herzog von Braunschweig bei Nimwegen und Arnheim in Holland einmarschiren. Die Bürgerwehren und Freischaaren, welche die Patrioten, d. h. die republikanische Partei, hier zusammengebracht, erwiesen sich als ganz unfähig, es mit regelmäßigen Truppen aufzunehmen; seit lange war das Volk des Krieges ungewohnt, die Festungen in Verfall, und da Frankreich sich zurückhielt, so fiel fast ohne Schwertstreich das ganze Land in die Gewalt der Preußen; binnen vier Wochen hatten sie alle wichtigen Punkte besetzt, den Aufstand unterdrückt und die Regierung des Erbstatthalters wieder hergestellt. Darauf kehrten die Sieger, die übrigens eine musterhafte Mannszucht gehalten hatten, wieder heim; der König erklärte, er habe nur für die Ehre seiner Schwester zu den Waffen gegriffen und verzichte, da er seinen Zweck erreicht, auf jeden anderen Vortheil. Das war freilich sehr großmüthig, aber weder gerecht noch verständig; denn die Kriegskosten betrugen viele Millionen; was Friedrich der Große so sorgsam erspart, was das preußische Volk so mühsam erarbeitet hatte, war also für fremde Interessen vergeudet, um eine problematische Beleidigung zu rächen, die den preußischen Staat nichts anging. Der einzige Vortheil bestand in der Bestätigung der hohen Meinung, die man im In- und Auslande von der Macht Preußens hatte, und in der Tripel-Allianz, welche im folgenden Jahre zwischen den Regierungen von Preußen, Holland und England geschlossen wurde. Aber selbst dieser Gewinn war nur scheinbar; denn die neuen Verbündeten haben in der Folge Preußen sehr wenig genützt, und die moralische Wirkung des holländischen Siegeszuges ist sogar sehr verderblich gewesen: denn jener wolfeile Triumph über Spießbürger und ungeübte Soldaten bestärkte die preußischen Offiziere in der Einbildung von ihrer absoluten Unüberwindlichkeit und in ihrer Verachtung des Bürgers und jeder Art von Volkswehr. Der Herzog von Braunschweig hielt sich seitdem für einen Cäsar an Feldherrnkunst. Der Uebermuth und die Verblendung des militärischen Preußenthums jener Zeit ließen nun vollends keinen Gedanken an eine Reform des Kriegswesens aufkommen.

Noch weit ungeschickter und unverständiger benahm sich der König bei dem zweiten und sehr großartigen Anlauf, den die Hertzbergische Politik 1790 that, gegen Preußens Nebenbuhler, gegen Oesterreich. Dieser Staat befand sich damals durch Schuld der unruhigen Neuerungssucht Josefs II. im Zustande tiefster Zerrüttung; seine belgischen Provinzen waren in offenem Aufstande, Ungarn in heftigster Gährung. Dazu hatte sich Josef II. vergrößerungslustig in einen Krieg mit den Türken gestürzt, der die Mittel des Reichs aufzehrte, ohne entsprechende Vortheile zu bringen, während seine Bundesgenossen, die Russen, die größten Erfolge errangen, die Krim, die Donauprovinzen eroberten und sich den Weg nach Konstantinopel öffneten. Sein einziger aufrichtiger Freund endlich, sein Schwager Ludwig XVI. von Frankreich, war selber hülfsbedürftig, lag im Kampfe mit dem

eigenen Volke. Im Nothfall war auch auf Rußland wenig zu rechnen, denn diese Macht war selbst sehr gefährdet; ihr drohten ein wüthender Aufstand in ihren neuen polnischen Provinzen, der Ingrimm der übrigen Polen, der Haß der Schweden, die sich eben jetzt anschickten, ihre Besitzungen in Finnland mit den Waffen wieder zu gewinnen. Die preußische Regierung war nicht blind gegen die großen Vortheile, welche diese Verhältnisse, wenn man sie gut benutzte, ihr verschaffen mußten. Hertzberg meinte mit Recht, „noch nie sei der Moment günstiger gewesen für eine Erhebung Preußens auf Kosten der österreichischen und russischen Macht." Sein Plan war, „während in Frankreich der revolutionäre Vulkan unberührt und nicht genährt von auswärtiger Einmischung in sich selber austobe, sollte die vereinigte Macht Mitteleuropas, die Seestaaten, Schweden, Polen und die Pforte, sich unter preußischer Leitung und mit Begünstigung der Volksbewegungen in den belgischen, ungarischen, polnischen Ländern gegen das zerrüttete Oesterreich und gegen Rußland wenden." So konnte Preußen die Nebenbuhlerschaft des einen, die drohende Uebermacht des andern für immer brechen und trat dann in Deutschland die österreichische, in Polen die russische Erbschaft an. Friedrich Wilhelm ging auf diese kühnen Entwürfe ein; man empfing zu Berlin Abgesandte der Polen und der Ungarn, man unterhandelte mit Schweden, schloß im Anfang des Jahres 1790 einen Bund mit der Türkei und mit Polen; zugleich wurden die umfassendsten militärischen Rüstungen vorgenommen, um rechtzeitig aus der diplomatischen Verhandlung in den Krieg hinüber zu treten. Im Sommer des Jahres 1790 schien nun dieser, zunächst zwischen Preußen und Oesterreich, ausbrechen zu müssen. Denn die Konferenzen der Gesandten beider Mächte, welche Ende Juni zu Reichenbach (bei Glatz) begannen, führten zu keinem für Preußen günstigen Ergebniß. Hertzberg verlangte, Oesterreich solle den Türken und seinen empörten Unterthanen einen billigen Frieden gewähren, den Polen ein Stück von Galizien zurückgeben; Preußen selbst sollte für seine Vermittelung von Polen die Städte Danzig und Thorn erhalten. Natürlich waren die Betheiligten nicht geneigt, die Forderungen ohne Noth anzunehmen, zumal da auch die Seemächte jene Vergrößerung Preußens nicht unterstützten; und als es nun darauf ankam, das kühn Begonnene thatkräftig durchzuführen und alle Schwierigkeiten mit dem Schwerte zu durchhauen, da schlug der König plötzlich um. Friedrich Wilhelms entnervte Natur scheute vor jeder ausdauernden Arbeit zurück; er konnte nicht vierzig Zeilen hinter einander lesen, das diplomatische Ringen mit den schlauen und zähen Oesterreichern ermüdete ihn, nachdem er es kaum angefangen. Er wurde verstimmt, sehnte sich aus dem Heerlager in Schlesien nach seinem potsdamer Serail zurück. Um so williger lieh er sein Ohr den Einflüsterungen der pfäffischen und junkerlichen Kamarilla, die ihn nie aus ihren Händen ließ. Man stellte ihm vor, wie bedenklich es sei, sich mit den revolutionären Parteien einzulassen, man wies auf die bedrohlichen Fortschritte hin, welche die Revolution in Frankreich machte; man pries die Reaktion, welche jetzt nach Josefs II. (am 20. Februar 1790 erfolgten) Tode in Oesterreich zur Herrschaft kam. Und freilich war der neue Kaiser Leopold II. ein Mann, mit dem Friedrich Wilhelm sympathisiren konnte. Leopold war in allem seinem Bruder und Vorgänger unähnlich; ein feiner, geschmeidiger Politiker, der mit großer Schlauheit sich aus den Schwierigkeiten, die seinen Thron umgaben, herauszu-

wickeln verstand; unter dem Anschein der Freisinnigkeit ein gründlicher Reaktionär und Jesuitenfreund; übrigens ein Wollüstling und ein Frömmler, in diesen beiden Eigenschaften also das Seitenstück zu Friedrich Wilhelm II. Es geschah, was Hertzberg längst gefürchtet; der König ward unentschlossen, schwankte, ließ im entscheidenden Augenblicke seine hochfliegenden Pläne fallen und ging in die Netze der Gegner die ihn unter dem Scheine, sich die Friedensbedingungen vorschreiben zu lassen, um alle Früchte seiner bisherigen Politik brachten. Sie faßten ihn dabei an seiner Großmuth, schmeichelten ihm mit dem Gedanken, er vermittele zwischen Oesterreich und der Türkei den Frieden, ohne sich für seine ehrenvollen Bemühungen mit einem materiellen Vortheil bezahlen zu lassen. Er gab nach und willigte in den reichenbacher Vertrag (27. Juli 1790), der den Frieden auf dem Stande vor dem letzten Türkenkriege festsetzte, alle anderen europäischen Fragen unerledigt ließ. Preußens Einmischung nützte also niemandem als den Oesterreichern. Sie konnten sich von dem Türkenkriege zurückziehen und in Ruhe ihre inneren Angelegenheiten ordnen, ohne auf irgend einer Seite etwas einzubüßen. Die Welt wurde durch Friedrich Wilhelms unzeitige Großmuth nicht getäuscht; sie sah, er hatte aus Unentschlossenheit und Schlaffheit den Rückzug angetreten und wieder einen großen Theil von Friedrichs II. Schatze für nutzlose Rüstungen vergeudet. So bildet der reichenbacher Vertrag den Wendepunkt der preußischen Politik; bis 1790 fortwährend im Aufsteigen, sinkt sie jetzt; die Rolle eines Schiedsrichters Europas war von diesem Augenblicke an ausgespielt, die Welt wußte, daß der Nachfolger Friedrichs des Großen dessen gebietende Stellung zu behaupten nicht vermochte. Eine schwere moralische Niederlage, erkauft durch die kostspieligsten Kriegsvorbereitungen, das war das Ende des großartigsten Planes, den Preußen je verfolgt hatte. Der König merkte bald selber, wie sehr er zu Reichenbach war überlistet worden; aber anstatt seine eigene Untüchtigkeit anzuklagen, die alles verdorben, schob er die Schuld dem Minister zu und hielt seine Niederlage nur für die unvermeidliche Folge der Hertzbergischen Politik, gewissermaßen für eine gerechte Strafe, weil er mit der Revolution geliebäugelt. Die Ereignisse in Frankreich bestärkten ihn vollends in dem Entschluß, die Ueberlieferungen seines Vorgängers, die Gegnerschaft mit Oesterreich, die Verfolgung rein preußischer Interessen, aufzugeben und eine neue Richtung einzuschlagen.

Die Feldzüge gegen die französische Revolution.

Der Absolutismus, der im 17. Jahrhundert in Frankreich zur Herrschaft kam, beugte zwar den ganzen Feudalstaat unter das Joch des Königs, aber er ließ ihn bestehen. Die mittelalterlichen Mißbräuche in Staat und Kirche, die Ausbeutung des Volks durch die bevorrechteten Stände, blieben in Kraft; es kam nur ein neuer Mißstand hinzu, die Bevormundung aller von oben herab, und eine neue Last, die Erhaltung eines verschwenderischen Hofs mit einer Anzahl von Beamten und eines stehenden Heeres, welches die besten Kräfte des Nährstandes aufzehrte. Nun waren dies Uebel, die anderwärts in Europa auch bestanden, aber in Frankreich wurden sie auf die Spitze getrieben. Der Hof wirtschaftete in der sinnlosesten Weise mit den Mitteln des Staats, übte einen Des-

potismus, wie er schlimmer bei den knechtischen Nationen des Orients nie bestanden hatte, und hielt den Adel und die Geistlichkeit dadurch schadlos, daß ihr erlaubt ward die Masse des Volks ungestört zu bedrücken und auszusaugen. Nirgends in der Welt handelte man so schamlos, wie hier, nach dem Grundsatz, daß das Volk zunächst um des Königs, sodann um der Edelleute und Priester willen da sei. Unter Ludwig XIV. war doch noch einiges geschehen, woran die Nation sich erfreuen konnte, einzelne Verbesserungen in der innern, glänzende Erfolge in der auswärtigen Politik. Seine Nachfolger, der Regent Philipp von Orleans und König Ludwig XV., leisteten weder nach außen noch im Innern das geringste Gute; sie vernachlässigten und verdarben die Geschäfte, Schmach auf Schmach häufte sich, erst im siebenjährigen Kriege, dann in den andern Welthändeln, über den Staat. Alle Zweige der Verwaltung kamen in Verfall, die Finanzen waren in Zerrüttung, die Rechtspflege parteiisch, denn der Reiche und der Vornehme siegten fast immer über den Armen und Geringen; der öffentliche Unterricht lag in den Händen unwissender Mönche; die Aemter gehörten durchgängig dem Meistbietenden oder dem Günstlinge. Endlich — für die Regierung vielleicht am verderblichsten — das Heer litt unter nicht geringeren Mißbräuchen als die übrigen Organe des Staats. Die Soldaten haßten oder verachteten ihre adligen Offiziere und waren empört über das Prügelsystem, das man nach preußischem Muster bei ihnen eingeführt hatte. Obwol nun der Staat durch und durch faul war, so untergruben die Machthaber doch selbst die stärkste Stütze, die er noch hatte, nämlich die Meinung von dem göttlichen Recht der herrschenden Gewalten. Die Freigeisterei, die frechste Religionsspötterei war gerade in den Kreisen der vornehmen Gesellschaft zu Hause. Sie verband sich mit der scheußlichsten Sittenlosigkeit; der Hof, der Adel, die hohe Geistlichkeit überboten sich in schandbaren Ausschweifungen. Kein menschliches, kein göttliches Recht war ihnen heilig und ehrwürdig; sie traten Menschenwürde und Religion mit Füßen; sie wetteiferten gleichsam durch Wort und That sich eben so sehr die Verachtung als den Haß des Volkes zu erwerben. Après nous le déluge! rief der entartete König Ludwig XV., der mit seinen Orgien die vornehme Welt Frankreichs bis ins Mark verpestete.

Während die bevorrechteten Stände sich in einem Pfuhl von Gottlosigkeit und Sünde wälzten, stach gegen ihren maßlosen Luxus, ihre unersättliche Genußsucht und sinnlose Verschwendung das Elend des Volkes grell ab. Es war eben so maßlos wie dort die Ueppigkeit. Denn nicht genug, daß zwei Drittel des gesammten Grundeigenthums sich in den Händen der Krone, des Adels und der Geistlichkeit befanden, der Bürger und Bauer, der das letzte Drittel besaß, mußte auch noch alle Lasten des Staats tragen, dessen Vortheile jenen zufielen.

Solche Zustände mußten den Widerspruch jedes Denkenden herausfordern, und die Lehren der Aufklärer fanden nirgends so allgemeinen Beifall wie in Frankreich; denn sie richteten sich ja nicht bloß gegen die kirchlichen, sondern auch gegen die gesellschaftlichen Vorurtheile. Unter den revolutionären Schriftstellern, die in der Mitte des Jahrhunderts auftraten, war nun einer, der, voll edler Schwärmerei für politische und soziale Ideale, es verstand, sie in volksthümlicher Sprache und mit hinreißender Begeisterung darzustellen, ein Sohn des Volkes, Jean Jacques Rousseau (geb. 1712, gest. 1778). In seiner berühmten Schrift

„Ueber den Gesellschaftsvertrag" besprach er den Ursprung und den Zweck es Staates und stellte den Grundsatz auf, nach Vernunft und Geschichte sei der allgemeine Volkswille die einzig berechtigte Grundlage jeder Staatsverfassung. Begierig nahm die Nation diese Lehre auf; aber es bedurfte eines Beispiels, eines praktischen Vorgangs, um sie zu überzeugen, daß und wie die Theorie könne verwirklicht werden, die sich auf jenen Lehrsatz erbaute.

Dieses Beispiel gab Amerika; Rousseau's demokratisches Ideal, soweit es Menschen möglich, verwirklicht zu haben ist die Leistung der nordamerikanischen Revolution; sie ist die Mutter der französischen. Von ihrem Könige unterdrückt, erhoben sich 1773 die englischen Ansiedlungen in Nordamerika, das puritanische Massachusetts voran, für ihre Freiheit und setzten der Lehre vom göttlichen Recht der Könige die Thatsache vom natürlichen Recht der Völker entgegen, erkärten sich 1776 zur Republik der vereinigten Staaten von Nordamerika und erkämpften nach zehnjährigem Ringen unter des großen Washington Leitung ihre Unabhängigkeit. Da sah man Beispiele republikanischer Tugenden, die an die Blüthe der Freistaaten des Alterthums erinnerten; einen gewählten Volksführer, der die Lorbern des Feldherrn und Staatsmanns bescheiden auf den Altar des Vaterlandes niederlegte und, ein zweiter Cincinnatus, nachdem er das Land gerettet, still in die Reihen seiner Mitbürger zurücktrat. Wie wirkte nun dies erhebende Schauspiel auf die alten Völker Europas? In Deutschland sang man es an; Klopstock vor allen begrüßte in jenem Freiheitskampfe „die Morgenröthe eines nahenden großen Tages." Und doch gabs hier ganz andere Mißregierungen. Friedrich der Große, der zuerst unter allen nichtbetheiligten Fürsten die junge Republik anerkannte und Freundschaft mit ihr schloß, hatte die deutschen Landesväter, die ihre Unterthanen als Kanonenfutter über das Meer verkauften, mit der Drohung verhöhnt: „er werde, wenn diese Truppen durch seine Staaten zögen, Viehsteuer von ihnen erheben, da sie ja wie Vieh von ihren Tyrannen verhandelt würden;" aber dieser Hohn traf doch auch das Volk, welches die viehische Behandlung sich gefallen ließ. In solchem Sinn war es, daß er in seinen alten Tagen unmuthig sprach, „er sei es müde, über Sklaven zu herrschen." Doch erkannte er, daß auch in Europa die Sklaven bald würden an ihren Ketten zerren. „Ich fürchte", sprach er einmal zu seinem Großneffen, „nach meinem Tode wird's pêle-mêle gehen. Ueberall liegen Gährungsstoffe, und leider nähren sie die regierenden Herren, vorzüglich in Frankreich, statt sie zu beruhigen und auszutilgen. Die Massen fangen schon an von unten auf zu drängen, und wenn dies zum Ausbruch kommt, ist der Teufel los!"[3)]

Anderwärts, wo das Volk mit dem Gedanken eines thatsächlichen Widerstandes gegen verhaßte Machthaber vertrauter war, als in Deutschland, erfüllten sich die oppositionellen Parteien in der That jetzt mit neuem Eifer; in Holland, Belgien, Ungarn, Polen rührten sich die Massen, aber diese Bewegungen wurden um so leichter erstickt, weil sie nicht von der Gesammtheit der Völker ausgingen, und weil sie größtentheils Sonderinteressen dienten. Hier entzündeten die Funken, die über den Ozean herflogen, nur Rebellionen, welche aufflackerten und rasch erloschen; in Frankreich entzündeten sie eine Revolution, die zum Weltbrande ward. Denn in Frankreich waren nicht nur die Uebel am ärgsten und allgemeinsten; man stand auch im innigsten und lebendigsten Verkehr mit jener

Republik und ihrem Freiheitskampfe. Frankreich hatte ja ein großes Verdienst um dessen glücklichen Ausgang; es war der Bundesgenosse der Kolonien gegen die Engländer gewesen. Die edelsten Jünglinge seiner vornehmen Geschlechter, der junge Marquis de Lafayette voran, hatten Seite an Seite mit den Yankees gefochten; ein hochadliger französischer Marschall war des Bürgergenerals Washington Kriegskamerad gewesen. Enthusiastisch, voll unklarer Freiheitsideen und besonders voll Haß gegen die Briten, die so oft über Frankreich triumphirt, waren sie ausgezogen; begeistert von dem Bilde einer echten, leibhaftigen Republik und voll Haß gegen jede Tyrannei kehrten sie heim. Sie wurden die Vorhut des großen Heeres, das bald auch in Frankreich die Theorie der Revolution praktisch anwendete.

Es bedurfte nur eines geringen Anstoßes, um den morschen Staat, dessen Grundlage so unterwühlt war, zum Fall zu bringen. Diesen Anstoß gab der König selbst. Ludwig XVI. (seit 1774 auf dem Throne) war ein gutherziger, wolmeinender, sittenreiner Mann, aber von schwachem Willen und beschränkter Einsicht. In seiner äußeren Erscheinung linkisch und schwerfällig, in seinem Benehmen philiströs, vermochte er den Franzosen nicht zu imponiren; er war ihnen lächerlich und darum verächtlich. Uebrigens haßten sie in ihm den Bourbon, die Sünden der Dynastie konnten sie dem unschuldigen Erben nie verzeihen.

Die schlechte Verwaltung, die unsinnige Verschwendung hatte den Staatshaushalt so zerrüttet, daß ein Staatsbankerot unvermeidlich schien. Der König wußte daher keinen anderen Rath, als sich an die Nation zu wenden; er berief 1787 eine Versammlung von Notabeln aus den Vertretern des Adels und der Geistlichkeit und ließ ihr die Lage des Reiches vortragen. Der Absolutismus hatte sich damit für insolvent erklärt; die französische Aristokratie gedachte in seine Stelle einzurücken; ihr schwebte als Ideal von Staatswesen die parlamentarische Regierung Englands vor, in welcher der Adel die Hauptrolle spielt. Die „Notabeln" lehnten also die Vorlagen der Krone ab und forderten, wie die öffentliche Meinung, daß eine wahre Nationalvertretung, daß Reichsstände, gewählt von dem gesammten Volke, einberufen würden. Der König gab nach, und nun begann im ganzen Lande eine ungeheure Wahlbewegung, die alle Köpfe mit Politik und alle Herzen mit Begeisterung erfüllte. Der Reichstag war nach Ständen berufen, Adel, Geistlichkeit und „dritter Stand" (d. h. Bürger und Bauer). Aber das Volk wollte von dieser bisherigen Theilung des Staats nichts wissen. Eine Flugschrift des Abbé Sieyes sprach es kühn aus: „Was ist der dritte Stand? Er ist das Volk, er soll der Staat sein." Am 5. Mai 1789 traten die Reichsstände zu ihrer ersten Sitzung in Versailles zusammen, und sofort entbrannte der Streit über den Punkt, der alles entschied: ob nach Köpfen oder Ständen abgestimmt werden solle. Der „dritte Stand", geführt vom Grafen Mirabeau, drang kühn und fest vor, erklärte sich am 17. Juni zur „Nationalversammlung." Die freisinnigen Abgeordneten des Adels und der Geistlichkeit gingen zu ihm über; der König sprach die Auflösung der Versammlung aus, aber sie blieb; diese kühne Beharrlichkeit begeisterte das Volk, und der König wagte nicht, mit Gewalt einzuschreiten. Als er dann, von Marie Antoinette überredet, sich der demokratischen Strömung entgegenzustellen versuchte, brach ein Aufstand in Paris aus, die Truppen versagten den Gehorsam, und das Volk erstürmte die Bastille (14. Juli).

Der Sieg der Nationalversammlung über den Hof, wie des Bürgerthums über das ancien régime war damit entschieden, und sie nahm nun eine gründliche Erneuerung des Staats vor. Voll edler Begeisterung legte der liberale Theil der Aristokratie selbst dem morschen Feudalwesen die Axt an die Wurzel und veranlaßte, daß in der denkwürdigen Nachtsitzung vom 4. August alle mittelalterlichen Feudallasten und sonstigen Mißbräuche: Leibeigenschaft, Zinsrechte an „todte Hand“, Patrimonialgerichtsbarkeit, Jagdrecht, Zehnten, städtische und provinziale Privilegien, Standesvorrechte, Ungleichheit der Besteuerung, Aemterkauf, Zunftzwang — sammt und sonders abgeschafft wurden. Immer weiter griff nun der Brand. Mit dem Feudalstaat fiel die Hierarchie, mit dem Absolutismus die Bevorrechtung. Am 13. Februar 1790 erfolgte die Aufhebung aller Klöster und geistlichen Orden, das Verbot willkürlicher Verhaftsbefehle, die Beseitigung aller äußerlichen Zeichen der Standesunterschiede. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, war fortan die Losung. Dem einmüthigen Willen des Volks, mit dem die Truppen gemeinschaftliche Sache machten, konnte der Hof nicht Widerstand leisten; die Anläufe, die er dazu von Zeit zu Zeit nahm, vermehrten nur die Erbitterung des Volks und die Zahl und die Macht derer, welche eine vollkommene Demokratie erstrebten. Sie drangen schon 1791 durch; denn die Verfassung, die man in diesem Jahre entwarf, beruhte auf der unbedingten Anerkennung der unverjährbaren Menschenrechte und auf der Suveränetät des Volkes; sie machte den König zum bloßen Beamten der Nation.

Auf diesem Punkte war die Revolution angelangt, als die Einmischung des Auslandes Oel ins Feuer goß und zum Theil verschuldete, daß jene ebenso maßlos und gräuelhaft wurde, wie die Zustände des ancien régime gewesen waren.

Während die Mehrzahl des französischen Adels und Klerus sich mit dem Volke zu einem gemeinsamen Staatsbürgerthum verbrüderte oder wenigstens gute Miene zum bösen Spiel machte und sich in die Zeit schickte, wanderten die Uebrigen, Prinzen und Grafen, Marquis und Barone, Bischöfe, Abbés u. s. w. voll Erbitterung aus und erfüllten die Nachbarländer mit ihren Klagen und Verwünschungen. Nirgends fanden diese Emigranten so gute Aufnahme als an den zahlreichen deutschen Fürstenhöfen, wo dieselbe aristokratische und pfäffische Wirtschaft herrschte, die in Frankreich zu Fall gekommen war. Man bemitleidete sie als unglückliche Opfer eines nichtswürdigen Pöbels, man berathschlagte, wie ihnen zu helfen sei, und fürchtete, daß am Ende auch das deutsche Volk auf die gallischen Sprünge kommen möchte. Welche Gefahr für das verrottete „heilige deutsche Reich“ mit seinen tausend Landesherrschaften und seinen Millionen geknechteter und ausgesogener Unterthanen, wenn das Jakobinerthum jenseit des Rheins siegreich blieb. Die ganze Fürstenschaft Deutschlands, ja Europas stand auf einem Vulkan, der sie jeden Augenblick mit ihren Thronen in die Luft sprengen konnte; und mit den alten Staaten war die Kirche, war der Bestand der ganzen höheren Gesittung in Frage gestellt. So sahen die kleinen weltlichen und geistlichen Fürsten am Rhein und Main die Sache an. Aber was konnten sie thun? Sie bewirteten ihre Vettern aus Frankreich, ließen sie auf ihren Gebieten Rüstungen vornehmen, besonders in der „Pfaffengasse am Rhein“, in Worms und in Koblenz, und hofften auf ihre großen Oehme in Wien und Berlin. Kaiser

Leopold und Friedrich Wilhelm waren nun beide dem demokratischen Wesen, den revolutionären Ideen von Herzen so feind wie nur möglich, aber sie benahmen sich hier im Wesentlichen ganz verschieden. Leopold hatte eigentlich viel mehr Grund, gegen die französische Revolution aufzutreten; denn als deutschem Kaiser lag ihm ob, die Interessen der Reichsstände zu wahren, welche durch die Abschaffung des Feudalwesens in Frankreich mancherlei Schaden erlitten hatten, und als Bruder der unglücklichen Marie Antoinette konnte er den Fall des französischen Königthums nicht gleichgültig mitansehen. Aber als kluger Staatsmann, der alles kaltblütig berechnete und allemal seinem Vortheil nachging, benutzte er die Lage der Dinge, um zunächst Preußen in das Schlepptau Oesterreichs zu bringen; und hiebei kam ihm Friedrich Wilhelm selbst auf halbem Wege entgegen. Denn dieser, immer gewohnt, seinen persönlichen Gefühlen das Interesse des Staats zu opfern, brannte vor Ungeduld einen Kreuzzug nach Frankreich gegen den Drachen der Revolution zu unternehmen, als Retter von Thron und Altar, als Ritter der Legitimität sich um Gott und die Welt verdient zu machen. Er ging daher gern auf Leopolds Lockungen ein, der ihm vorstellen ließ, „es sei hohe Zeit, daß die Fürsten Europas bald die Augen öffneten, daß sie ihren politischen Streitigkeiten (d. h. dem Aufstreben Preußens auf Kosten Oesterreichs) und den Kabalen der Diplomaten (d. h. Hertzbergs) ein Ende machten, weil sie offenbar dadurch ihrem neuen Feinde, der Revolution, zur Beute gemacht würden. Man müsse sich gegen diese neuen Ideen fest und eng vereinigen." Solidarität der konservativen Interessen — das war das Stichwort, womit Leopold seinen unpolitischen Nebenbuhler zu ködern wußte. Bischofswerder vermittelte; der erste Erfolg der wiener Politik war der Vertrag zu Reichenbach gewesen, der zweite war die Beseitigung Hertzberg's (Frühling 1791). Nun erst nahm Leopold eine feindliche Stellung gegen das revolutionäre Frankreich an. In einer persönlichen Zusammenkunft zu Pillnitz (August 1791) besprachen die beiden Monarchen dann zu Ludwigs Rettung Schritte, mit denen es doch dem Kaiser keineswegs Ernst war. Denn sein Hauptziel, bestimmenden Einfluß auf die preußische Politik zu gewinnen, hatte er ja erreicht. Ein förmlicher Bundesvertrag (vom 7. Februar 1792) besiegelte das Einvernehmen der beiden Staaten. Obwol nun Leopold weit davon entfernt war, dem Drachen der Revolution wirklich mit dem Schwerte zu Leibe zu gehen, so waren doch schon seine diplomatischen Umtriebe ganz geeignet, den Zorn der Nation, die er bedrohte, herauszufordern, und die Parteien, die in Paris auf die Errichtung einer demokratischen Republik hindrängten, wetteiferten mit einander, den Volksgeist zur Wuth „gegen die Fremden, gegen die Könige Europas, gegen die entarteten Söhne Frankreichs, gegen alle Tyrannen und Tyrannenknechte" zu erhitzen. Ein girondistisches Ministerium nöthigte Ludwig XVI. zum Bruch, trieb den Staat zum Kriege mit Oesterreich; im April 1792 erfolgte Frankreichs Kriegserklärung.

Leopold II. war damals schon gestorben; sein Sohn Franz II. (seit dem 1. März 1792 auf dem Throne) war noch weit weniger der Mann dazu, in dem Kampfe zwischen den alten Feudalstaaten und dem neuen revolutionären Frankreich eine ehrenvolle Rolle zu spielen. Von allen den Fürsten, die Europa gegen „die Pest der Demokratie" schützen wollten, die widerwärtigste Erscheinung: ein vollendeter herzloser Selbstling mit der Miene eines Frommen; von schwachem

Verstande und schwachem Willen, außer wo es die Unbeschränktheit seiner fürstlichen Gewalt und überhaupt seinen persönlichen Vortheil betraf, denn für diesen hatte er einen scharfen Instinkt und verfolgte ihn mit zäher Ausdauer; ohne anderes Interesse für den Staat, als sofern dieser seinen Absolutismus bedeutete; voll Haß, Mißgunst, Rachsucht unter der Maske eines gemüthlichen Despoten; grob aus Berechnung, weil er bemerkt hatte, daß ihn die Wiener darum für einen derben Biedermann hielten; so war der „gute Kaiser Franz“ beschaffen, der in der Verstellungskunst für jetzt zwar nur erst ein Anfänger war (er zählte, da er den Thron bestieg, erst 24 Jahre), aber im Uebrigen schon jetzt diesem Bilde glich, das den gereiften Mann abspiegelt. Ohne Lust und Fähigkeit zu den Geschäften der Regierung überließ er dieselben seinen Höflingen, unter denen der Baron v. Thugut, ein geist- und charakterloser Schwätzer, bald die erste Rolle einnahm. Die Verwaltung kam denn auch unter Thuguts Leitung in einen Zustand der Verwirrung und Erschlaffung, der an die schlimmsten Zeiten weiland Karls VI. erinnerte.[3a)]

Es war kein Zweifel, wenn die deutschen Großmächte rasch und energisch den Krieg begannen, welchen die französische Demokratie ihnen so leichtfertig erklärt hatte, so war er wirklich der „militärische Spaziergang“, für den ihn die übermüthigen berliner Gardeoffiziere hielten. Denn die französischen Truppen, die zwischen Paris und der deutschen Grenze lagen, waren in diesem Augenblicke fast aufgelöst, ohne Zucht und Ordnung, zum Theil in offener Meuterei gegen ihre alten Offiziere. Die Regierung war noch ganz ungerüstet; die Revolution hatte vorerst nur ein Chaos geschaffen, in dem sich noch niemand zu recht fand. Aber Oesterreich und Preußen ließen die kostbare Zeit ungenutzt. Anstatt sofort dem Feind ins Land zu fallen, berathschlagte man höchst methodisch hin und her über den besten Kriegsplan. Zum Oberbefehlshaber bestellte man den Herzog K. Ferdinand von Braunschweig, einen Feldherrn, dem es an Einsicht in die Verhältnisse nicht fehlte, der aber nicht die rasche, durchgreifende Entschlossenheit besaß, das, was er für richtig erkannte, auch ins Werk zu setzen. Er war schwach genug, den verkehrten Entwürfen, welche sein König auf den Rath der Kamarilla und der Emigranten ihm vorlegte, seine eigenen besseren Ansichten unterzuordnen; so wurde er das widerwillige Werkzeug einer elenden Politik. Denn er mißbilligte im Grunde eben so sehr den Kreuzzug gegen Frankreich wie den Bund mit Oesterreich, weil beides ein Abfall von den Ueberlieferungen Friedrichs des Großen war; aber er fügte sich; auch trugen die wolfeilen Lorberen, die er 1787 gegen die holländischen Republikaner gepflückt, nicht wenig dazu bei, ihm die Widerstandskraft der französischen Demokratie, obwol er sie nicht ganz verkannte, doch geringer erscheinen zu lassen, als sie wirklich war. Am 19. Juli 1792 tagte zu Mainz eine glänzende Versammlung: der König von Preußen, der neugekrönte deutsche Kaiser, der König von Neapel (Franz' II. Vetter), die Kurfürsten von Trier und Köln, und viele andere deutsche Fürsten und Prälaten, dazu eine Unzahl von Ministern, Generalen, Prinzen und der ganze Troß der Emigranten, der alles mit aufgeblasenen Prahlereien und lügnerischen Berichten über die Lage Frankreichs erfüllte. Hier hielt zum letzten Male das „heilige römische Reich“ eine solenne Galavorstellung; die alte Welt gegen die neue; ein Triumphfest vor dem Siege — man hatte keine Ahnung davon, daß man mit einem Volk in

Waffen werde kämpfen müssen; man rechnete nur mit den Kräften, die man kannte. So nahm man das berüchtigte „Manifest an die französische Nation“ an, welches von einem Einsichtslosesten der Emigranten entworfen war; am 25. Juli mußte es der Herzog von Braunschweig als Oberbefehlshaber unterzeichnen und in die Welt schicken. Dies unglückselige Machwerk kündigte nach Mignets Ausdruck „allen Jammer einer feindlichen Invasion den Franzosen offen an und überdies die Rückkehr des Despotismus und die Rache.“ Es drohte, Paris und alle Orte, die sich widersetzen würden, dem Erdboden gleich zu machen; solche maßlose Beschimpfung schüchterte die Franzosen nicht ein, sondern entflammte sie zur Wuth. Frankreich antwortete mit einem andern Manifest; es war ein Lied, das seine Söhne seitdem auf hundert Schlachtfeldern zum Siege begeisterte, die Marseillaise, die Hymne und das Tedeum der Revolution. Die Erbitterung des Volks erhöhte nur die Macht der demokratischen Partei und stürzte vollends den Thron; der König wurde als „heimlicher Freund und Genoß des Auslandes, als Verräther des Vaterlandes und der Volksrechte“ abgesetzt und eine jakobinische Regierung hergestellt. Bei den Verbündeten hingegen folgten den großen Worten keineswegs große Thaten; ihre Heere rückten mit äußerster Langsamkeit vor; erst am 19. August überschritten die preußischen Truppen die französische Grenze und marschirten in die Champagne ein. Hier, auf französischem Boden, sah man bald, wie schwierig der Feldzug sein würde, den die Emigranten so leicht dargestellt hatten. Zwar fielen ein par feste Plätze, Longwy und Verdun, doch von Sympathie unter den Eingeborenen war keine Spur zu bemerken; desto größer bald die Schwierigkeiten, die das ungünstige Herbstwetter erregte: grundlose Straßen, im Heere durch Nässe und Kälte, Hunger und Strapatzen die Ruhr. Am übelsten wirkte die fehlerhafte und widerspruchsvolle Oberleitung. Der König befahl, kühn und rasch vorwärts zu marschiren; der Herzog ging vor, aber langsam und unentschlossen. Mittlerweile gab die französische Regierung ihrem Heere in dem General Dumouriez einen Führer, der es verstand, die zerfahrenen Truppen wieder in Ordnung und in eine zuversichtliche Haltung zu bringen. Er setzte sich in den Pässen des Argonnerwaldes fest, und obwol er hier, leichtfertig auf sein immerhin bedeutendes Feldherrntalent pochend, einige Fehler beging, auch eine Schlappe erlitt, so waren doch die Fehler seiner Gegner noch größer. Der Herzog von Braunschweig ließ sich die besten Gelegenheiten entschlüpfen und verdarb mit seiner Bedächtigkeit, was die Gunst der Umstände ihm fast aufzwang. Die Franzosen, ungefähr 60,000 Mann, standen zwischen St. Menehould und Valmy, dort der Oberfeldherr Dumouriez, hier, von ihm getrennt, der General Kellermann, der auf einem Höhenzuge eine Stellung genommen hatte, die fester aussah als sie war. Morgens 7 Uhr, den 20. September, erreichte ihn hier die Vorhut des preußischen Heeres, welches etwa 40,000 Mann zählte. Sie waren in bester Stimmung, kampfmuthig und voll Zuversicht; so begannen sie die Kanonade, die unter den Neulingen Kellermanns rasch eine große Verwirrung anrichtete. Aber anstatt anzugreifen, wie der König rieth, blieb der Herzog allzu vorsichtig stehen; bis zum Abend kanonirte man auf einander, in der Nacht zog sich dann Kellermann auf das Hauptheer, zu Dumouriez zurück. Dieses an sich ganz unbedeutende Gefecht, das eigentlich nur eine Demonstration war, bildete gleichwol den Wendepunkt des

Krieges. Denn welch moralisch Ergebniß: Die Armee Friedrichs des Großen hatte also nicht gewagt, diesem Heere von Neulingen auf den Leib zu gehen; das war für die Franzosen fast so viel wie ein Sieg, ihre jungen Soldaten hatten in der Kanonade gelernt, „daß nichts im Kriege so gefährlich ist als es aussieht". Noch kurz zuvor voll Angst und Schrecken vor den alten berühmten Truppen, die gegen sie zogen, waren sie jetzt mit einem Selbstvertrauen erfüllt, das bis zum Hochmuth ging. Andrerseits schlug nun bei einem Theile der Umgebung des Königs der frühere Kriegseifer in die äußerste Unlust um; man hatte wol einen Spaziergang nach Paris, aber nicht einen beschwerlichen Feldzug durch knietiefen Koth, unter strömendem Regen, ohne Brot und geschwächt durch Krankheiten unternehmen wollen. Diese Stimmung benutzte Dumouriez, um zum Schein Friedensunterhandlungen anzuknüpfen und den Feind so lange hinzuhalten, bis er selbst sich verstärkt hatte, die Lage des preußischen Heeres aber, bei dem der Brotmangel und die Ruhr ihren Gipfel erreichten, sehr bedenklich geworden war. Am 30. September mußten die Verbündeten den Rückzug aus der Champagne nach Luxemburg antreten, den Dumouriez nicht störte, weil er meinte, Preußen werde nun von dem Bunde mit Oesterreich zurücktreten und den Krieg aufgeben. In derselben Hoffnung machte die Regierung zu Paris, wo so eben eine neue Nationalversammlung, der „Konvent", zusammengetreten und die Republik hergestellt war, vielfache Versuche, durch Schmeicheleien und Freundschaftsversicherungen die preußische Politik zu gewinnen, und wenn auch Friedrich Wilhelm selbst fest blieb, so fand in seiner Umgebung und im Heere die Meinung doch immer mehr Anhänger, der Krieg nütze nur den Oesterreichern, welche die größere Last schienen auf Preußen wälzen zu wollen. Dabei gewöhnte man sich in Wien schon jetzt an den Gedanken, statt für die Legitimität in erster und für irgend eine materielle Erwerbung in zweiter Linie sich anzustrengen, lieber als Hauptsache eine Eroberung zu erstreben. Auch die Rüstungen des deutschen Reichs waren durchaus unzureichend gewesen; in den geistlichen und weltlichen Kleinstaaten am Rhein gab es große Worte genug, viel Dünkel, überall Soldatenspielerei, aber nirgends ein tüchtiges Heer, dagegen im Volke die größte Unzufriedenheit mit den alten staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen; mit solchen Mitteln in den Kampf gegen das revolutionäre Frankreich eingetreten, erlagen sie fast ohne Schwertstreich. Anfangs Oktober überfielen 18,000 Franzosen unter dem General Cüstine die Bisthümer Speier und Worms, nahmen sie ohne Mühe ein und rückten dann vor Mainz. In kopfloser Angst flüchteten der Kurfürst und die Vornehmen aus dieser wichtigen Festung, und die wenigen Kreistruppen, die darin lagen, hatten zum Unglück einen eben so feigen Befehlshaber. Am 29. Oktober war Mainz, der Schlüssel zu Mitteldeutschland, in Frankreichs Händen. Entsetzen ergriff alle die kleinen Höfe vom Breisgau bis nach Westfalen hinunter und von der Rheinpfalz bis nach Thüringen; überall in den zahllosen Residenzen der deutschen Vaterländchen gings an ein hastiges Einpacken, um mit den geheiligten Personen der Landesväter auch den Troß des Hofstaats und die Schätze in Sicherheit zu bringen. Der Schreck war um so größer, als die Franzosen nicht bloß den Krieg, sondern auch die viel gefährlichere Brandfackel der Revolution hereintrugen. In Mainz namentlich schien das Jakobinerthum festen Fuß zu fassen und eine Schar deutscher Aufklärer schloß

hier Brüderschaft mit den neufränkischen Republikanern. Aber die Franzosen sorgten dafür, daß die Sympathien, die sie Anfangs bei dem westdeutschen Volke fanden, rasch wieder erstarben. Denn sie raubten und plünderten, wohin sie kamen, und während sie die Volkssuveränetät verkündeten, vereinigten sie die besetzten deutschen Lande mit Frankreich. Ihr übermüthiges und gewaltthätiges Wesen wog in der Meinung des deutschen Bürgers und Bauern die Wolthaten auf, die sie ihm aufdrangen. Diese Wolthaten waren übrigens groß und dauernd; der ganze Augiasstall von Mißbräuchen ward ausgefegt: die Lehnslasten, Zehnten, Frohnden, die Leibeigenschaft, das herrschaftliche Jagdrecht, — alle diese feudalen Uebel wurden in den eroberten Ländern mit einem Schlage (durch Dekret des Nationalkonvents vom 15. Dezember 1792) abgeschafft.

Unterdessen hatte sich Dumouriez von der Champagne nach Belgien gewandt, die österreichische Truppenmacht, die hier stand, bei Jemappes besiegt und um die Mitte Dezembers ganz Belgien eingenommen. Zugleich brachen in Frankreich die letzten Dämme, die noch den wilden Strom der Revolution eingeengt hatten. Die jakobinische Partei des „Berges", geführt von Danton und Robespierre, riß der Gironde allen Einfluß aus den Händen und setzte die Anklage, die Verurtheilung und (am 21. Januar 1793) die Hinrichtung des unglücklichen Ludwigs XVI. als eines Hochverräthers am Volke durch. Damit hatte der Konvent alle Brücken zum ancien régime unwiderruflich hinter sich abgebrochen. „Tod allen Fürsten! Vernichtung allen Monarchien! Untergang allen Vorrechten! Freiheit und Gleichheit auf Erden!" war sein Fehderuf an das alte Europa. Auch ohne jene Unthat hätten sich die Herrscher von Preußen und Oesterreich genöthigt gesehen, den Krieg mit Nachdruck fortzusetzen; man mußte den Franzosen die deutschen Länder, die sie erobert hatten, wieder abnehmen; man wollte sich dann für die aufgewandten Kosten an einer französischen Provinz oder in Polen entschädigen; übrigens, da Ludwig XVI. nicht mehr zu helfen war, so gedachte man jetzt, die inneren Angelegenheiten Frankreichs auf sich beruhen zu lassen. Aehnliche, mehr oder weniger selbstsüchtige Beweggründe trieben jetzt auch England auf den Kampfplatz; die stolze Aristokratie, die hier regierte, haßte und verabscheute zwar das demokratische Treiben jenseits des Kanals, aber hauptsächlich war es ihr doch um eine Schwächung der politischen Macht Frankreichs und um Eroberungen zu thun; außerdem sollte die Erhitzung des alten Franzosenhasses beitragen, John Bull vor Reformgelüsten zu behüten. Daher verbündete sich England nicht bloß mit den deutschen Mächten, sondern betrieb auch den Anschluß der übrigen europäischen Monarchen an diese große Koalition; zuerst traten, vom Konvent bedroht, die anderen Nachbarn Frankreichs bei, nämlich Holland, Spanien und die italienischen Fürsten. Die französische Republik schien erliegen zu müssen; denn zugleich entbrannte in ihrem Innern ein wüthender Bürgerkrieg in der Vendee, die sich dem Schreckensregiment, das nun in Paris anhob, nicht fügen wollte. Der Feldzug von 1793 wurde denn auch, wenigstens auf deutscher Seite, mit Erfolg eröffnet. Ein österreichisches Heer unter dem Herzog von Koburg siegte bei Neerwinden über Dumouriez und eroberte Belgien wieder. Die Preußen drängten am Mittelrhein die Franzosen wieder auf die linke Seite des Stroms und belagerten Mainz. Ueberall zeigten sich die deutschen Truppen, wo die Führung nicht allzu schlecht war, den Gegnern noch immer

überlegen. „Man muß sich" — sagt ein preußischer Offizier, der mitgefochten hat[4] — „die französische Armee jener Zeit nicht so denken, wie wir sie später in ihren glänzenden Perioden haben kennen lernen. Die zerlumpten Karmagnolen, ohne wahren militärischen Geist und Haltung, die uns Schimpfreden und matte Kugeln (unerwiedert) täglich über den breiten Rhein zusendeten, flößten auf keine Weise Respekt ein. Es war auch nicht ein Soldat in der Armee, der sich nicht seiner innern Ueberlegenheit bewußt und des Erfolgs sicher gefühlt hätte, wenn es dazu kommen würde, sich ernstlich mit ihnen zu messen." Aber eben die Führung taugte nichts. Der Herzog von Braunschweig war von seiner zopfmäßigen Bedächtigkeit nicht abzubringen, versäumte manche gute Gelegenheit, und was er etwa klug ausgesonnen, scheiterte wieder an dem Ungehorsam seines Unterfeldherrn, des österreichischen Generals Wurmser, der nur mit Widerwillen sich und seine Truppenabtheilung unter preußischen Oberbefehl gestellt sah.

Doch wurde (23. Juli) Mainz wieder erobert und der deutsche Boden vom Feinde gesäubert. Dafür kamen die geflüchteten Landesväter mit ihren Höflingen und allen Mißbräuchen des alten Staatswesens wieder zurück; eine wüste Reaktion trat ein und eine wüthende Verfolgung aller, die man im Verdacht revolutionärer Umtriebe hatte. Unterdessen waren die Oesterreicher nebst einigen Reichstruppen aus Belgien siegreich auf französisches Gebiet vorgedrungen und eroberten Valenciennes. 250,000 Mann geübter Truppen — Oesterreicher, Preußen, Engländer, Hannoveraner, Hessen und andere Reichskontingente — standen nun von der Mündung der Schelde bis an den Neckar hin, zum Marsch auf Paris bereit. Aber die Koalition verscherzte den Sieg, indem sie zauderte. Es lag dies zum Theil an der langsamen, unentschlossenen und uneinigen Oberleitung der Heere, aber noch weit mehr an dem Mangel an Uebereinstimmung in der Koalition selbst; sie war in sich selber gespalten; jede der verbündeten Mächte verfolgte Sonderinteressen, so ward der Gang des Ganzen gelähmt. In Wien war man neidisch auf den Machtzuwachs, den Preußen in Polen erstrebte, auch in Berlin blickte man mehr nach Osten als nach Westen; der französische Krieg ward, da Deutschland befreit war, mit jedem Tage unerwünschter. Friedrich Wilhelm ließ daher seine Truppen bei Mainz stehen und wartete ab, was seine Verbündeten thun würden. Sie belagerten die Seefestung Dünkirchen, welche England für sich beanspruchte; sie richteten im französischen Flandern die österreichische Herrschaft ein; an den Zug nach Paris schienen sie nicht zu denken; warum sollten es die Preußen? So vergeudete man die Zeit. Mittlerweile begann die fürchterliche Thatkraft des Konvents, der schon jetzt hunderte von „Aristokraten und Volksfeinden" zur Guillotine lieferte, zu wirken: die hunderttausende von Bauern und Handwerkern, Kaufleuten und Gelehrten, die er aufgerufen, sammelten sich in den Lagern; die natürlichen Talente brachen sich Bahn, wo nur das Verdienst galt. Zuerst verstärkte sich die Nordostarmee und rang den Oesterreichern im September einen Theil Flanderns wieder ab. Am Mittelrhein besiegten zwar die Preußen den französischen General Moreau bei **Pirmasens** (14. September) und eroberten die französischen Verschanzungen in den Vogesen, einen Theil der **Weißenburger Linien** (26.—28. September); aber sie hielten dann inne, weil jetzt die polnischen Angelegenheiten die Aufmerksamkeit ihres Königs fast völlig in Anspruch nahmen.

Die zweite Theilung Polens.

Die furchtbare Lehre, welche die Ereignisse des Jahres 1772 den Polen gegeben hatten, war an ihnen nicht ganz verloren; sie sahen den Abgrund, in den ihr Staat fallen mußte, wenn die rechten Mittel zur Rettung nicht ergriffen würden. Als solche erkannten die wahren Vaterlandsfreunde eine gründliche Reform des Staats und den Bund mit Preußen, mit derjenigen Macht, welche nach den Ueberlieferungen Friedrichs des Großen den meisten Willen hatte, das Vordringen Rußlands zu hemmen. Sie setzten auch beides ins Werk; am 3. Mai 1791 verkündigten und beschworen der König und der Reichstag zu Warschau eine neue zeitgemäße Verfassung, welche die alten Schäden heilen konnte: das liberum veto wurde abgeschafft und eine erbliche konstitutionelle Monarchie hergestellt, in welcher der König eine starke exekutive Gewalt und der Reichstag nur die gesetzgebende hatte. Auch manche gesellschaftliche Mißbräuche fielen fort: die willkürliche Behandlung der Bauern, die Bedrückung der Dissidenten. Mit Preußen war schon im März 1790 ein Vertheidigungsbündniß geschlossen. Aber die Russen gaben ihr Spiel darum nicht verloren, und sie fanden unter den Polen selbst die wirksamsten Gehülfen. Von jeher waren die polnischen Magnaten gewohnt, den Thron nach ihrem Privatvortheil für Aemter und Würden und besonders für Geld zu vergeben; es war kein so weiter Schritt vom Verkauf der Krone zur Verhandlung der übrigen staatlichen Interessen; und diesen Schritt machten auch jetzt viele. Zu diesen Verräthern gehörten gerade die Einflußreichsten; der Kronfeldherr Branicki und der Starost F. Potocky standen öffentlich an der Spitze der russischen Söldlinge; der König selbst, Stanislaus Poniatowsky, und viele vom hohen Adel hielten es insgeheim mit ihnen, während sie vor den Augen des Landes die Patrioten spielten. Die russische Partei bildete nun unter Führung Potocki's und Rzewuski's eine Konföderation, welche (zu Targowicz 14. Mai 1792) gegen die neue Konstitution Einspruch erhob, den Bürgerkrieg entzündete und den Schutz der Russen für die alte „polnische Freiheit" anrief. Fünf Tage darauf rückten 100,000 Russen in das Land ein. Wer sollte ihnen die lang' erstrebte Beute streitig machen? Deutschland konnte es. Aber seine Hauptmächte schickten sich soeben an, den Kampf mit der französischen Revolution aufzunehmen, und Katharina II. setzte alle Mittel ihrer geschickten Diplomatie in Bewegung, um diesen legitimen Eifer immer heftiger anzustacheln. Uebrigens war in Berlin die Freundschaft mit Polen bereits ein überwundener Standpunkt, und die Polen hatten diese Veränderung, über die sie später sehr ergrimmt waren, selber verschuldet. Von Anfang an machte die preußische Regierung kein Hehl daraus, daß sie für ihren Beistand einige Vortheile erwarte: sie wünschte die deutschen Städte Danzig und Thorn als Preis ihrer Freundschaft, und diese Erwerbung war in der That für das Gedeihen der Provinz Westpreußen und namentlich des preußischen Weichselhandels eine Lebensfrage. Aber die Polen lehnten dies Verlangen aufs Entschiedenste ab (1790). Um so weniger hätte es sie befremden sollen, daß Preußen dann auch ihnen nichts leistete. Dennoch würde die Klugheit den preußischen Staatsmännern geboten

haben, Rußlands Absichten entgegenzutreten, hätten nicht die Polen selbst ihrem furchtbaren Feinde in die Hände gearbeitet. So mußte sich das Geschick des unglücklichen Landes erfüllen. Zwar brachten die wahren Vaterlandsfreunde ein Heer auf, welches unter Kosciusko mit großer Tapferkeit focht, namentlich bei Dubienka (am Bug, südöstlich von Lublin) — 17. Juli —, aber die russische Uebermacht siegte, und was schlimmer war, der König Stanislaus trat bald darauf selbst zur Targowiczer Konföderation über. Ganz Polen fiel nun in die Hände der Russen, der Reichstag hob die neue Verfassung wieder auf und stellte die alte elende Wirtschaft wieder her. Konnte Preußen, auch wenn es nicht anderwärts beschäftigt gewesen wäre, die Vertheidigung einer Nation übernehmen, die sich selbst verrieth? Vielmehr handelte es sich nur noch darum, ob Polen völlig in Rußland aufgehen, oder zwischen Rußland und Deutschland getheilt werden solle; Preußen mußte sich für das letztere entscheiden.

Es verabredete also mit Rußland eine abermalige Theilung (23. Januar 1793) und ließ ebenfalls Truppen in Polen einrücken. Zuerst wurde Großpolen, dann (24. Febr.) Danzig besetzt. Die Erklärungen, welche Katharina und Friedrich Wilhelm über die Gewaltthat abgaben, waren übrigens voll nichtiger Vorwände und beschönigten schlecht genug den Bruch des Völkerrechts. „Sie müßten in dem Nachbarlande die übelgesinnten Aufwiegler und Ruhestörer unterdrücken und die Ordnung wiederherstellen; Polen sei von der jakobinischen Seuche angesteckt, und sie glaubten es nicht besser heilen zu können, als wenn sie die Grenzprovinzen ihren Staaten einverleibten und so gegen das Gift der revolutionären Meinungen schützten". Russische Truppen zwangen dann den Reichstag zu Grodno, in die geforderten Abtretungen einzuwilligen (25. September 1793). Rußland erhielt demnach die östliche Hälfte Polens, Lithauen, Podolien und die Ukraine (4000 Quadratmeilen); Preußens Antheil waren außer Danzig und Thorn die Gebiete von Posen, Gnesen, Kalisch, Kujavien — etwa das heutige Großherzogthum Posen — Lentschitz, Sieradien und ein Theil der Woiwodschaften Krakau, Rawa und Plock, im Ganzen ungefähr 1100 Quadratmeilen mit 1,100,000 Einwohnern. Diese neue Besitzung wurde unter dem Namen „Südpreußen" sofort dem preußischen Staate einverleibt. Ihr Werth beruhte nicht zum Wenigsten darin, daß Preußen nun im Osten wol abgerundet war und eine gute Grenze gegen Rußland hatte.

Fortsetzung der Feldzüge gegen die französische Revolution.

Friedrich Wilhelm II. schien nicht zu ahnen, daß er in Polen genau dasselbe verübte, was er in Frankreich bekämpfte, nämlich eine That der Revolution, einen Rechtsbruch, der nicht besser war als die Rechtsverletzungen der Jakobiner. Wenn sein Eifer für den legitimen Kreuzzug jetzt erkaltete, so war der Unwille über Oesterreich daran Schuld, dessen Diplomatie ihm in Polen entgegengearbeitet hatte. Zwar erkannte es nun die Theilung, da sie geschehen war, an; aber die Eifersucht und das Mißtrauen blieben. Auf den Gang des französischen Krieges hatte dies einen sehr übeln Einfluß. Nach der Abreise des Königs handelten Wurmser und der Herzog von Braunschweig eine kurze Zeit lang im Ein-

vernehmen und errangen denn auch einige Erfolge. Vereinigt eroberten sie (11—14. Oktober) die weissenburger Linien völlig und trieben die Franzosen bis unter die Mauern von Straßburg. Dann aber erneuerte sich der alte Zwiespalt. Keiner der beiden Feldherrn unterstützte den andern, Wurmser blieb bei seinem Eigensinn, seiner Unbesonnenheit; Braunschweig bei seiner Unentschlossenheit und übermäßigen Bedächtigkeit, zumal da die Nachrichten aus Berlin keine Gewißheit gaben, ob Preußen den Krieg fortsetzen werde. Doch gewannen die Preußen noch einen schönen Sieg. Sie standen, 20,000 Mann stark, darunter einige tausend Sachsen, bei Kaiserslautern. Hier wurden sie am 28. November von der französischen „Moselarmee" unter Hoche mit doppelter Zahl angegriffen, schlugen aber alle Angriffe an diesem und den beiden folgenden Tagen mit glänzender Tapferkeit ab. Mittags den 30sten trat Hoche den Rückzug an. Nur 800 Deutsche, aber 3500 Franzosen waren gefallen; das war jedoch der einzige Vortheil; denn der Herzog benutzte den Sieg nicht. Ebenso wenig that Wurmser etwas Ersprießliches. Zuletzt mußten beide ihre Stellung in den Vogesen und die Belagerung Landaus aufgeben, da der Feind sich übermächtig verstärkte, und die deutschen Truppen durch eine Reihe von kleinen Gefechten, durch ungünstige Witterung und mangelhafte Verpflegung viel litten. Zuerst trat Wurmser den Rückzug an, er ging (30. Dezember) bis auf das rechte Rheinufer zurück; die Preußen, nun auch zum Rückzug genöthigt, hielten sich wenigstens auf dem linken Ufer; sie bezogen die Winterquartiere zwischen Nahe und Rhein. Ebenso erfolglos endete dieser Feldzug auf den andern Kriegsschauplätzen, namentlich in Belgien. Dadurch wurde die Mißstimmung zwischen den Verbündeten noch größer; sie schoben sich gegenseitig die Schuld zu. Der Herzog legte unmuthig den Oberbefehl nieder. „Wenn eine große Nation wie die französische (schrieb er dem Könige) durch Schrecken und Begeisterung zu großen Thaten geführt wird, so sollte ein einziger Wille, ein einziger Grundsatz alle Schritte der Verbündeten leiten. Allein wenn statt dessen jedes Heer für sich ohne festen Plan, ohne Einheit, ohne Grundsatz und ohne Methode handelt, dann müssen die Ergebnisse so sein wie wir sie erlebt haben". Uebrigens meinte er, dieser Krieg sei überhaupt gegen Preußens Interesse. Dieselbe Ansicht herrschte im Heere, im Volke, im Ministerium; nur der König wünschte eine Fortsetzung des Krieges. Aber der Staatsschatz war erschöpft, die Finanzen zerrüttet; auf eigne Kosten konnte Preußen den Kampf nicht mehr fortsetzen. Anstatt nun zurückzutreten, wie es des Staates wolverstandenes Interesse gebot, erniedrigte Friedrich Wilhelm II. aus falschem Ehrgefühl sich und die preußische Großmacht so weit, daß er seine Truppen den Seemächten, England und Holland, zum ferneren Kriege gegen Frankreich vermiethete; ein preußisches Heer von 62,400 Mann unter dem General Möllendorf ward für 50,000 Pfund Sterling monatlich den Seemächten zur Verfügung gestellt, „um die von der Revolution bedrohte bürgerliche Gesellschaft zu schützen"; etwaige Eroberungen sollten den Seemächten gehören. Dies der Inhalt des berüchtigten Vertrages, den der preußische Minister von Haugwitz, ein Staatsmann von Thuguts Unfähigkeit und Charakterlosigkeit, am 19. April 1794 im Haag auf Befehl seines Königs abschloß. Die auseinanderstrebende Koalition war also für eine Weile noch zusammengehalten; aber die Gründe, die den Krieg bisher so unfruchtbar gemacht hatten, blieben bestehen, und es kam ein neuer

Umstand hinzu, der, bereits 1793 merkbar, jetzt zu voller Wirksamkeit gelangte: die Verbündeten waren noch die alten, aber ihr Gegner war ein anderer geworden. Nicht mehr ein demoralisirtes Militär, ein ungeordneter Haufe von Neulingen, sondern die ganze ungeheure Kraft einer großen, in allen Tiefen ihres Geistes aufgewühlten Nation, warf sich für Vaterland und Freiheit, für den Ruhm und die Selbständigkeit des Ganzen wie des Einzelnen begeistert dem Auslande entgegen. Und dieses begeisterte Volksheer hatte eine ganz eigene Fechtart. Frankreich revolutionirte seine Kriegskunst ebenso wie seine Politik. Die genialen Männer, welche die Demokratie emporbrachte, wußten aus der Noth eine Tugend zu machen; sie schufen eine neue Kriegskunst, da sie in der alten es den wolgeschulten feindlichen Truppen nicht gleichthun konnten. Die Massen, die der Konvent zu den Fahnen rief, ließen sich nicht dressiren wie deutsche Rekruten; es waren alle Bürger, alle gleich und frei; hier sollte und konnte von Einfuchteln und Kamaschendienst nicht die Rede sein. Die republikanischen Soldaten eigneten sich nicht für eine Taktik, welche nicht Menschen, sondern lebendige Maschinen voraussetzte. Der Kriegsminister Carnot schuf daher die neuen Elemente in Verbindung mit den alten Truppenresten zu kleineren beweglichen Truppenkörpern um, den sogenannten Halbbrigaden, in denen verschiedene Waffengattungen vereinigt waren, und wies sie an „den Feind durch zahllose einzelne Schläge zu verwirren, zu ermüden und seine Verbindung zu zerreißen, bis der Moment gekommen war, mit einem letzten gewaltigen Stoße die Kraft des Gegners zu zertrümmern“. Endlich, die Führung war bei weitem besser. Rasch arbeiteten sich die Talente zu den höchsten Aemtern und Würden empor; Muth und Geschicklichkeit, nicht adlige Namen verschafften Offiziersrang. Diese jungen demokratischen Generale, die nun Frankreichs Heere befehligten, waren zwar vorerst noch Naturalisten, aber sie gingen mit gesundem Menschenverstand, mit naturwüchsiger Kühnheit, mit geistvoller Erfindsamkeit den alten Pedanten zu Leibe und durchkreuzten mit praktischem Geschick die gelehrten Theorieen ihrer bezopften Gegner. Dagegen dachte man in den alten Staaten nirgends an zeitgemäße Reform der Heere, obwol doch diese noch ihre einzigen Stützen waren. Nichts destoweniger schlugen sich die deutschen und englischen Soldaten tapfer genug. Aber was im Ganzen versehen ward, konnte der Einzelne nicht gut machen.

Der Feldzug des Jahres 1794 begann in den Niederlanden; hier standen jetzt von den Ardennen bis nach Dünkirchen 300,000 Franzosen unter einem jungen tüchtigen Feldherrn, Pichegrü; die Verbündeten stellten ihnen 160,000 Mann Oesterreicher, Preußen, Reichstruppen und Engländer entgegen. Der Anfang war glücklich; sie brachten den Franzosen eine Schlappe bei und eroberten die Festung Landrecies (30. April). Aber die Uneinigkeit der Generale und der Diplomaten, sowie die Einmischung des Kaisers Franz, der sich im Hauptquartier zu Brüssel befand, und seiner Höflinge, verdarb alle weiteren Unternehmungen. Aehnlich gings am Mittelrhein. Hier warf das preußische Heer unter Möllendorf nach einem neuen Siege bei Kaiserslautern (23. Mai) die Franzosen aus ihren Verschanzungen in die Vogesen zurück. Als der französische Befehlshaber Desaix dann noch einen Versuch machte, wieder bis zum Hardtgebirge vorzudringen, schlug ihn der Husarenoberst v. Blücher durch einen kühnen Reiterangriff zwischen Kirweiler und Edesheim zurück (28. Mai). Das

war der erste Sieg, den der nachmalige „Marschall Vorwärts“ selbständig gewann. Schon damals hatte er den Ruf eines rastlos anstürmenden Reiterführers und war mit seinen rothen und braunen Husaren der Schrecken der Franzosen; bewundernd nannten sie ihn le roi rouge. Aber die Diplomatie lähmte wieder jeden Fortschritt des siegreichen Heeres. Die Seemächte verlangten, daß die Preußen nach Belgien marschirten; in Berlin bestand man darauf, die Truppen am Mittelrhein zu lassen; so verging die Zeit in unersprießlichen Verhandlungen. Auch Oesterreich suchte nur nach einem schicklichen Vorwande, sich diesem Kriege zu entziehen; es führte ihn ohne Nachdruck; es wollte wie Preußen seine Kraft für die polnischen Angelegenheiten verwenden, die eben wieder zu einer Einmischung dringend aufforderten. So kam es, daß die Verbündeten aus den meisten Stellungen in Flandern und Belgien verdrängt wurden. Der österreichische General, Prinz von Koburg, gab sogar freiwillig einen Sieg auf, den ihm seine Truppen bei Fleurus (26. Juni) errangen, und zog sich aus diplomatischen Gründen bis hinter die Maas zurück. Es war unter diesen Umständen fruchtlos, daß die Preußen unter Hohenlohe und Blücher zum dritten Male bei Kaiserslautern in einer Reihe von Gefechten (18—20. September) glänzend siegten. Die Friedenspolitiker ließen es unbenutzt, und die Oesterreicher gingen immer weiter zurück, im Oktober bis über den Rhein. Die Koalition fiel offenbar auseinander; der Keil, der sie spaltete, war Polen.

Die dritte Theilung Polens.

Von dem großen Reiche der Jagellonen, das sich einst vom baltischen zum schwarzen Meere über ein Gebiet von 13,000 Quadratmeilen erstreckte, war nunmehr nur ein Drittheil übrig, und auch diesen Rest beherrschte der Erbfeind, Rußland, durch sein Geld und seine Bajonette. Ingrimmig trug die Nation ihr schweres Geschick. Im März 1794 raffte sie sich zu wildem Aufruhr empor, verjagte die Russen, schickte sich an, das Reich in dessen alten Grenzen wieder herzustellen. So fiel eine neue Kriegslast auf Preußens Schultern; es galt, die Beute von 1792 zu vertheidigen und sie durch einen neuen Raub möglichst zu vergrößern. Denn daß der schwache Ueberrest des polnischen Staats den Russen werde erliegen müssen, war unzweifelhaft. Man mußte also den Russen zuvorzukommen suchen. Im Mai rückten daher 50,000 Preußen ein, besiegten im Juni die Scharen Kosciuskos bei Szczekocyn und bemächtigten sich Krakaus. Der König selbst eilte auf den Kriegsschauplatz und belagerte Warschau. Aber die Unentschlossenheit der Kriegsleitung, Mangel an Lebensmitteln, Krankheiten und die Unsicherheit aller Verkehrsmittel in dem weiten und schlecht kultivirten Lande hemmten die Thätigkeit des Heeres; dazu kam ein Aufstand im Posenschen, also im Rücken des Heeres; es mußte endlich (im September) die Belagerung Warschaus wieder aufgehoben werden; Friedrich Wilhelm kehrte mißmüthig nach Südpreußen zurück, wo der Aufstand rasch unterdrückt wurde. Die Frucht seiner Anstrengungen erntete Rußland; denn die polnische Volkserhebung war durch den Einfall der Preußen zwar nicht niedergeworfen, aber doch sehr geschwächt worden; auch krankte sie bereits an innerer Zwietracht, an dem Hader zwischen der demo-

kratischen und aristokratischen Partei; so wurde den Russen, die nun mit einem großen Heere unter Suworow einrückten, der Sieg nicht allzu schwer. Mit wenigen gewaltigen Schlägen zertrümmerten sie Kosciuskos Streitmacht; bei Maciejowice am 10. Oktober ward die letzte Entscheidungsschlacht geliefert. Die Tapferkeit der Polen konnte sie nicht retten; die Uebermacht siegte; Kosciusko selbst ward verwundet und gefangen: Finis Poloniae! seufzte der Feldherr und das Land. Am 4. November nahm Suworow Praga mit Sturm und ließ dort 20,000 Menschen ohne Unterschied des Alters und Geschlechts niedermetzeln; dann ergab sich auch Warschau. Der König Stanislaus mußte die Krone niederlegen und in Petersburg als russischer Pensionär leben. Jetzt änderte Rußland seine Sprache gegen den alten Bundesgenossen; anstatt sich, wie früher, mit Preußen über die polnischen Dinge zu einigen, schloß es mit Oesterreich (3. Januar 1795) einen Theilungsvertrag, kraft dessen Rußland wieder den Löwenantheil, über 2000 Quadratmeilen, Oesterreich, welches nichts gethan hatte, das Gebiet von Krakau (1000 Quadratmeilen), Preußen aber den kleinen Rest, Masovien, das Gebiet von Warschau und Bialystok — 900 Quadratmeilen mit einer Million Einwohner — erhielt. Außerdem verbündeten sich die beiden Kaiserstaaten, um gemeinsam in der türkischen Angelegenheit vorzugehen und nahmen eine drohende Stellung gegen Preußen an. Friedrich Wilhelm fügte sich in diese ungleiche Vertheilung der Beute; er verleibte die neuen Besitzungen (unter dem Namen Neuostpreußen) seinem Staate ein. Aber der gerechte Unwille über die Treulosigkeit seiner Verbündeten trug viel dazu bei, ihn zum Austritt aus der Koalition und zum Frieden mit Frankreich zu bestimmen. Dazu bewogen ihn indeß noch andere und ganz gewichtige Gründe: die Erschöpfung der Finanzen, die Weigerung Englands, ferner Hülfsgelder zu zahlen, die Ohnmacht oder Saumseligkeit der kleinen deutschen Fürsten, welche nach Frieden schrieen, ohne hinreichende Mittel zum Kriege aufzubringen, die Zerrüttung der Koalition, in der jedes Mitglied bloß selbstsüchtige Zwecke verfolgte, endlich die Friedensverhandlungen, die der bourbonische König von Spanien und der habsburgische Großherzog von Toskana mit dem „Wolfahrtsausschuß" in Paris, also mit den régicides von 1793 eröffneten, endlich der Verdacht, der in der That durchaus begründet war, daß Thugut heimlich mit den Franzosen um einen Sonderfrieden verhandele.[4a)] So entschloß er sich denn, so gut es ging, mit der französischen Republik seinen Frieden zu machen. Am 5. April 1795 wurde derselbe durch den preußischen Bevollmächtigten Hardenberg zu Basel abgeschlossen. Preußen überließ darin den Franzosen was sie erobert hatten, nämlich das linke Rheinufer, doch nur vorläufig; die endgültige Festsetzung darüber wurde einem allgemeinen Frieden vorbehalten. Dagegen verbürgte Frankreich für den Fall, daß es in demselben seine Grenze bis an den Rhein ausdehne, Preußen eine Entschädigung im inneren Deutschland. Norddeutschland ward für neutral erklärt; auch andere deutsche Reichsstände, die Preußens Vermittelung anrufen würden, sollten einen billigen Frieden erhalten. Eine Demarkationslinie von Ems bis Münster und ringsum die hessischen und fränkischen Kreislande machte die dahinter liegenden Länder schon jetzt parteilos. So hatte Friedrich Wilhelm II. sich in einen verderblichen und kostspieligen, über seine Kräfte gehenden Krieg gestürzt, um einen faulen Frieden zu schließen, der die Großmachtstellung Preußens in einem sehr zweideutigen Lichte erscheinen ließ.

Das war die bittere Frucht der reichenbacher Konvention. Gleichwol hielten nicht bloß die unfähigen Räthe des Königs, Haugwitz, Lucchesini, Lombard u. a., sondern selbst bedeutende Staatsmänner, namentlich Hardenberg, den baseler Frieden für sicher, ehrenvoll und vortheilhaft! So weit war die preußische Diplomatie von der Höhe Friedrichs des Großen gesunken. Es zeigte sich aber bald, daß Preußen durch jenen Separatfrieden nicht bloß an europäischer Geltung, sondern auch in der Meinung Deutschlands viel verloren hatte. Oesterreich, durch starke englische Subsidien mit neuem Kriegseifer erfüllt und voll Hoffnung, durch militärische Leistungen seiner Vergrößerungslust irgendwo, am liebsten in Deutschland selbst, dienen zu können, unterließ nichts, die Mißstimmung der Deutschen gegen Preußen anzustacheln. Eingriffe, die der König in die Rechte einiger fränkischer Reichsritter that, boten dazu eine neue Veranlassung.

Im Jahre 1769 war die hohenzollernsche Linie Baireuth ausgestorben und der Markgraf Chr. Fr. Karl Alexander von Ansbach hatte beide Länder unter seiner Herrschaft vereinigt; er trat dieselben nun (2. Dezember 1791) gegen ein Jahrgehalt von 500,000 Gulden an den König von Preußen ab, der am 3. Januar 1792 Besitz ergriff.[5] Die neue Regierung eignete sich bald Hoheitsrechte über die Reichsritter, die hier angesessen waren, sowie über die Reichsstadt Nürnberg an (welche übrigens 1796 selbst ihre Unterwerfung anbot) und erregte dadurch bei den übrigen Reichsständen nicht wenig Unwillen, den Oesterreich für sich zu benutzen wußte. So diente Kleines und Großes, den Zwiespalt Deutschlands zu erweitern.

Friedrich Wilhelms II. Ende.

Wenn sonst eine neue Erwerbung an das hohenzollernsche Haus kam, pflegte ihr Los sich rasch zu verbessern; die preußische Verwaltung war berühmt wegen ihrer Pflichttreue und Unbestechlichkeit. Aber das Beispiel des unsittlichen Hofs hatte unter Friedrich Wilhelm II. auch ins Beamtenthum das Verderbniß getragen. Ohnehin war Friedrich Wilhelm unfähig, die rechten Männer zu seinen Dienern zu wählen. Die Einwohner der Provinz „Neuostpreußen" fanden daher an der neuen Regierung wenig zu loben. Anstatt die Hülfsquellen der neuen Gebiete möglichst nutzbar zu machen, verschleuderte der König polnische Güter, die dem Fiskus zugefallen waren, ohne Wahl an seine Höflinge und Günstlinge und ließ die Geschäfte gehen, wie sie mochten. Schlaffheit und Verschwendung war überhaupt der Charakter seiner Verwaltung. So kam es, daß trotz der großen Landerwerbungen der Staat bei dem Tode des Königs mit einer Schuldenlast von 48 Millionen Thaler beschwert war. Und dabei hatte man doch wieder die alten drückenden Finanzkünste anwenden müssen; das Tabaksmonopol war 1797 aufs Neue eingeführt worden.

Reformen wurden nirgends versucht; die Uebel, an denen alle alten Staaten krankten, blieben auch in Preußen, wie sie waren. Im Gefolge der Günstlingsherrschaft riß sogar ein neuer Mißbrauch ein, nämlich Unterordnung der Staatszwecke unter rein persönliche Interessen der niedrigsten Art. Mit den andern Zweigen der Verwaltung verfiel auch das Heerwesen. Schon im Jahre 1795

bestanden die Offizierkorps ganzer Regimenter aus Invaliden an Körper und Geist. „Es kam vor, daß sämmtliche Offiziere von Reiterregimentern vom Oberlieutenant aufwärts vor lauter Schmerbäuchigkeit, Gicht und Hämorrhoiden nicht mehr zu Pferde steigen, oder wenigstens es nicht mehr zu Pferde aushalten konnten. Der Geist der friedrichschen Aera war aus dem Heere entwichen und mit ihm die moralische Zucht. Geblieben aber war der todte Mechanismus, die Puder-, Zopf- und Kamaschenqual und brutalste Fuchtelei: wo der Reisende innerhalb Preußens einen Exerzierplatz betrat, konnte er Offiziere und Korporale auf die Schultern und Beine der Rekruten losschlagen sehen und das „Ihr verfluchten Hundekerle, das Donnerwetter soll euch zerschmeißen!" schallte ihm unaufhörlich in die Ohren."[6] Ein anderer, freilich übertreibender Bericht aus jener Zeit sagt: „Der Offizierstand, ganz dem Müssiggange hingegeben und den Wissenschaften entfremdet, hat es in der Genußfertigkeit am weitesten gebracht. Sie treten alles mit Füßen, diese privilegirten Störenfriede, was sonst heilig genannt wurde, Religion, eheliche Treue, alle Tugenden der Häuslichkeit." Uebrigens hatte sich das Sittenverderbniß, wenigstens in der Hauptstadt und deren Umgegend, allen Ständen mitgetheilt. Die Wollust des Königs vergiftete zuerst den Hof, dann die Residenzen; „die größten Adligen waren am eifrigsten, ihre Frauen und Töchter dem Könige um die Wette anzubieten." Kurz, wie ein Zeitgenosse, der berühmte Schadow, bezeugt: „Zur Zeit Friedrich Wilhelms des Zweiten herrschte hier die größte Liederlichkeit. Man fröhnte allen Lüsten . . . Die Leute, die das wüste Leben mitgemacht haben, sind alle früh gestorben, zum Theil elendiglich, der König an der Spitze."[7]

Friedrich Wilhelm starb an der Wassersucht, gegen die ihm seine Rosenkreuzer vergebens aurum potabile, „trinkbares Gold", eingegeben hatten, am 16. November 1797, 54 Jahre alt. Er hinterließ den Staat im Verfall, tief verschuldet, von seiner Großmachtstellung herabgesunken, obwol das Ländergebiet durch die polnische Beute von 3393 auf 5307 Quadratmeilen, die Einwohnerzahl von 5,380,000 auf 8,687,000 angewachsen war. Aber der Zuwachs glich einer ungesunden Aufgedunsenheit, und Warschau, das Danaergeschenk, war nur ein Pfahl im Fleische des Staats, der in Gefahr stand, durch den polnischen Ballast mehr an seinem Deutschthum einzubüßen, als er an Machtmittel gewann.

Friedrich Wilhelm III.

„Man kann sich jetzt gar nicht mehr vorstellen," sagte nachmals der alte Schadow, wie wolthätig auf das üppige wüste Leben des Vorgängers das Beispiel Friedrich Wilhelms III. kam, die stille Häuslichkeit, die Schönheit und Bravheit der Königin." In der That, der junge Monarch und seine Frau Luise führten mit einander ein Leben voll innigster Zuneigung, voll Sittenreinheit und ehrbarer Zucht, wie es damals auf den Thronen unerhört war. Einfach und mäßig, schlicht und wahrhaftig — so war der Kronprinz unter der ernsten Leitung seiner Erzieher erwachsen; und so blieb er als König. Es war etwas Bürgerliches in ihm; seine Art, seine Neigungen hatten das Biedere, Gemüthliche eines wolmeinenden Mannes aus dem Mittelstande. Er fühlte sich nirgends woler

als im Kreise seiner Familie, wo es ohne Prunk und steife Etikette herging. Da saß er stillvergnügt bei Frau und Kindern und seinem Freunde, dem General von Köckeritz, dem die Königin nach Tische wol selber die gestopfte Pfeife und den brennenden Fidibus reichte. So ein Bild gefiel dem Bürgersmann; König und Königin wuchsen ihm ans Herz. Auch die anderen vorherrschenden Züge in dem Charakter Friedrich Wilhelms III. stimmten zu jener Schlichtheit: seine nüchterne Verständigkeit, sein strenges Pflichtgefühl, seine Liebe zur Sparsamkeit, Ordnung und Gerechtigkeit, sein mildes Gemüth. Aber obwol höchst achtungswerth als Mensch und ein musterhafter Hausvater, besaß er doch zu seinem schwierigen Königsamte nicht viel Fähigkeit. Er war nun, da er den Thron bestieg, 27 Jahr alt, (geb. zu Potsdam 3. August 1770), ein schöner Mann von schlankem hohem Wuchs, militärischer Haltung, ernstem mildem Gesichtsausdruck, aber noch immer klebte seinem Wesen die Schüchternheit an, zu der die pedantisch strenge Art seines ersten Lehrers Benisch den Grund gelegt hatte. Sie verließ ihn nie ganz; selbst in seiner Sprechweise war etwas Linkisches; abgebrochen und ungelenk kamen die Worte heraus, meist im Infinitiv. Und diese Redeform bezeichnete auch ganz treffend den Fleck, wo es ihm fehlte: es gebrach ihm an Selbstvertrauen, an rascher kühner Entschlossenheit und durchgreifendem Willen, überhaupt an bedeutender Persönlichkeit; ein Mangel, den gerade seine Bescheidenheit verschlimmerte. Die Anlagen seines Geistes, der von Natur einen Instinkt für das Rechte und Richtige der Dinge und Menschen hatte, waren durch seine Erziehung nicht beträchtlich entwickelt worden; eine umfassende und großartige Anschauung der Dinge hatte sie ihm nicht gegeben. Seine Auffassung der Welt- und Volksverhältnisse war daher oft unklar und einseitig. Er fühlte dies und war um so eher geneigt, fremdem Urtheil mehr als dem seinigen zu folgen. Aber seiner Vorliebe für ehrbare Mittelmäßigkeiten, wie Köckeritz, Zastrow u. a., kam nur seine Abneigung gegen alles Große und Geniale, Ungewöhnliche und Energische gleich, und daher hörte er oft auf Rathschläge, die schlechter waren als was er selbst meinte. Andrerseits bewirkte seine Unentschiedenheit daß er keinen Rath ganz und konsequent befolgte. Sein Lieblingswort war „kalmiren," weil die Sache seiner Natur so sehr entsprach; nämlich so lange es ging, in den einmal breitgetretenen Geleisen ruhig und ehrbar fortzuwandeln.

Während Köckeritz und die Männer seines Schlages kein höheres Glück für den preußischen Staat wußten, als Ruhe und Frieden von außen, Verträglichkeit im Innern, „um ungestört ihre Spielpartie und Tabakspfeife genießen zu können," besaß die Königin Luise, geborne Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, einen edleren Seelengehalt. Sie war „die schönste Königin und eine noch schönere Seele." Welch ein Lob! Denn sie prangte damals in reizendster Jugendblüthe, 21 Jahre alt (geb. 10. März 1776), „eine Schönheit ersten Ranges, von hoher und schlanker Gestalt, edler Fülle, anmuthvollster Haltung und Bewegung. Ihr Gesichtsschnitt mit Ausnahme der etwas zu stumpfen Nase, von hellenischer Reinheit und belebt durch große blaue Augen, welche die Klarheit ihres Geistes und die Wahrheit und Güte ihres Charakters strahlend ausdrückten." [8] Hold und leutselig gegen Hoch und Niedrig bezauberte sie alles, und ihrer süßen Beredtsamkeit hätte am wenigsten der König widerstanden, der sie so zärtlich liebte. Aber

sie hielt es für ihre Frauenpflicht, sich in die Staatssachen nicht zu mischen, und als sie es nach Jahren that, war es zu spät.

Der Kronprinz hatte Friedrich geheißen, der König ließ sich Friedrich Wilhelm nennen; er meinte mit Recht, dieser Name lasse sich auf Preußens Throne leichter tragen. Er meinte aber auch, die berühmte Maschine, die Friedrich der Große hinterlassen, könne so bleiben, wie sie eben war; und darin irrte er sich sehr. Von Rost überall zerfressen, konnte sie so Großes nicht leisten, als die Zeit jetzt verlangte. Eine gründliche Heilung des ganzen Staatskörpers, eine Umgestaltung jener Maschine in einen lebendigen, von dem Geist des ganzen Volks erfüllten Organismus — das that Noth. Aber Friedrich Wilhelm hatte zu so großen Dingen vorerst ebenso wenig den Willen als die Kraft. Er haßte alles Revolutionäre von Grund seines Herzens, und als revolutionär war ihm alles verdächtig, was dem herkömmlichen feudalen und absoluten Wesen des Staats zu nahe trat. Uebrigens war man auch im Volke über den eigentlichen Sitz des Uebels keineswegs im Klaren. Man wiegte sich noch immer in der Einbildung von der Vortrefflichkeit des Staates und besonders des Heeres; man war voll Dünkels auf eine Großmachtstellung, die doch schon bedenklich schwankte. Die Lorbern Friedrichs des Großen verblendeten den König, aber auch die Nation. „Ein richtiger Altpreuße von damals, Offizier oder Beamter gleich viel, ging herum wie jener indische Brahmane, welcher alles Ernstes überzeugt war, daß er Feuer genug in seinem Bauche habe, um damit nöthigenfalls die ganze Welt zu verbrennen.“ Nur die Beseitigung der schreiendsten Mißbräuche wurde gewünscht und von dem jungen Könige schon aus eigenem Antriebe geleistet. Sofort nach dem Ableben seines Vaters ließ er die verworfene Gräfin Lichtenau verhaften, dann aus der Stadt verweisen. Den Behörden empfahl er die Entfernung träger, unfähiger oder unredlicher Beamten, eine bessere Aufsicht und Sparsamkeit in der Verwaltung, Ordnung und Rührigkeit in allen Zweigen des Staatswesens. Auch erschien eine Kabinetsordre, die den Offizieren aufs Strengste das „Brüskiren“ der Zivilpersonen verbot, ohne doch viel zu fruchten. Dem Muckerthum entzog er die Hofgunst, die es genährt hatte. Er war aufrichtig fromm, aber seine Religiösität zeigte sich in praktischem Christenthum, legte das Hauptgewicht auf die Moral. Er hob die Prüfungskommission und das Religionsedikt auf und entließ ihre Urheber. „Früher ist kein Religionsedikt im Lande gewesen,“ schrieb er an Wöllner, „aber gewiß mehr Religion und weniger Heuchelei.“ Auch Bischofswerder verlor seinen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten. Der König war zum Entsetzen der Dunkelmänner sogar freisinnig genug, dem Philosophen Fichte, den die strenggläubigen Theologen aus Jena vertrieben, den Aufenthalt in Berlin zu gestatten (1799). „Wenn es wahr ist,“ meinte er, „daß der Fichte mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen. Mir thut das nichts.“ Auch für die materiellen Interessen des Landes geschah einiges Gute. Das Tabaksmonopol wurde aufgehoben und doch durch Ordnung und Sparsamkeit das Finanzwesen allmählich in besseren Stand gesetzt. Indessen das war auch alles; man blieb im Ganzen mit dem Nachbessern doch nur auf der Oberfläche. Am wenigsten wurde an dem Heerwesen und an der äußeren Politik etwas geändert. Der König beließ die unfähigen und unsittlichen Männer, die Preußen bisher so übel berathen hatten, den Minister v. Haugwitz,

den Kabinetsrath Lombard u. a., in ihren einflußreichen Stellen. Für das bestehende System, das er nicht durch ein besseres zu ersetzen wußte, schienen ihm diese Leute immerhin die brauchbarsten Diener zu sein. So trieb die alte Monarchie haltlos der großen Katastrophe zu, unwillig und unvorbereitet in den Weltkampf, der rings sie umbrandete.

Jena.

Der rasende Freiheitsschwindel der Revolution hatte ausgetobt; Frankreich war müde der Gräuel, die im Namen der Republik an seinen Kindern verübt wurden; schon war es auch der Republik selber müde, für die es so wenig Anlage hat. Aber geblieben waren die Kriegslust, die Raub- und Ruhmgier, welche die Revolution im Kampfe mit dem Auslande entzündet hatte. Und wenn es nur gar wenig Republikaner mehr gab, so waren desto mehr Soldaten da, die Geschmack an dem Handwerk fanden, nachdem sie es einmal ergriffen. Der Jakobinismus lag in den letzten Zügen, aber er hinterließ ein ungeheures Material von Kriegs-, von Machtmitteln und die Nation in Feindschaft mit aller Welt. So schlug die Demokratie in ein Säbelregiment und die Republik in ein Cäsarenthum um. Denn schon war der glückliche Soldat da, der die Erbschaft der Revolution anzutreten und mit der gewaltigen Kraft seines Genies den Sieg an seine Fahnen und im Heere ganz Frankreich an seine Person zu ketten verstand.

Am 5. Oktober 1795 gab es in Paris wieder einmal eine Explosion: der Kern der pariser Bürgerschaft stürmte gegen den Konvent, dessen Kredit schon sehr gesunken war. Es galt, ihn vollends zu stürzen. Aber der Konvent, obwol schon in halber Auflösung, bot dem Sturme muthig Trotz und ernannte auf Barras' Vorschlag zum Führer der Truppen einen jungen Artillerieoffizier, N a p o l e o n B o n a p a r t e. Die Wahl traf den Rechten. Der junge Offizier bemächtigt sich eines Parks Kanonen und schmettert mit großer Ruhe die Volksmassen nieder. Auf ihn gestützt werfen dann Barras und ein par andere sich zur „Direktorialregierung" auf. Bonaparte wird zum Dank im nächsten Frühjahr als General nach Italien geschickt. Er war damals erst 26 Jahre alt (geb. 15. August 1769 zu Ajaccio in Korsika); eine unscheinbare Gestalt, klein, sehr hager, ein längliches olivengelbes Gesicht; aber „die scharf ausgeprägten Züge, das lebhafte forschende Auge, das drastische Geberdenspiel verriethen eine Feuerseele und die breite gedankenschwere Stirn einen Denker"; und die Truppen lernten bald ihren jungen General als den Kriegsgott erkennen, der er war. Denn mit dämonischer Gewalt wußte er Personen und Verhältnisse stets seinen Zwecken dienstbar zu machen; das größte praktische Genie, welches Frankreich und Italien je erzeugt haben, vereinigte er mit dem Feuer und der Geschmeidigkeit des Südländers, eine eiserne Willenskraft; dabei war er trotz seiner Jugend voll Erfahrung und Menschenkenntniß und obwol sein Glücksstern eben erst aufglimmte, fest überzeugt, daß derselbe über alle emporflammen und niemals untergehen werde. Sein Heer glaubte ihm; führte er es nicht wundergleich von Sieg zu Sieg über jedes Hinderniß unaufhaltsam dahin? Die Sardinier, die Oester-

reicher wurden geschlagen, über den Haufen geworfen, Oberitalien erobert; Mittel- und Süditalien niedergescheucht. Mit Schrecken sah die Welt eine neue furchtbare Macht erstehen, aus dem Chaos der Revolution die letzte entsetzliche Geburt: den Bonapartismus, ein Ungethüm, das des Gegners Heere schlug, die Völker köderte, die Regierungen entzweite und einschüchterte, alle aber, Freund und Feind, an der Furcht und an der Selbstsucht faßte und mit eigener, schnödester Selbstsucht ausnutzte. Im nächsten Feldzug errangen Bonapartes macchiavellistische Staatskunst und cäsarenhafte Kriegskunst noch glänzendere Triumphe. Er trug seine siegreichen Trikoloren aus Italien in die Alpenländer, bis ins Herz der österreichischen Monarchie und erreichte, Dank der Engherzigkeit, Feigheit und Kurzsichtigkeit Franz' II., den Frieden von Campoformio. „Lieber dem Feinde eine Provinz opfern als das Volk bewaffnen, denn dies hieße den Thron umstürzen," meinte der habsburgische Kaiser und trat (Oktober 1797) das linke Rheinufer, die Niederlande und Oberitalien an Frankreich ab, wogegen er als kleinen Ersatz Venedig erhielt. Der Kongreß zu Rastatt sollte dann auch zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche Frieden schaffen. In dieser Diplomatenversammlung spielten die Franzosen nun auf empörendste Weise die Herren. Die elende Verfassung Deutschlands mit den hunderten von Landesherren, sowie die jämmerliche Politik der beiden deutschen Großstaaten erleichterte ihnen das Spiel. „Wenn der deutsche Reichskörper nicht existirte, so müßte man ihn ausdrücklich zu Frankreichs Nutzen erschaffen," schrieb Napoleon damals höhnend aber wahr nach Paris. Die Dinge gestalteten sich zwar wieder für Deutschland etwas günstiger. Denn während Napoleons Abwesenheit, den das Direktorium zur Eroberung Aegyptens abgeschickt, trat Oesterreich wieder in den Krieg ein und Rußland schickte ein Heer zu Hülfe. Rasch trieben Erzherzog Karl und Suworow den Feind aus Deutschland, aus Italien. Da kehrte (Oktober 1799) Napoleon aus Aegypten zurück; ganz Frankreich jauchzte ihm als dem Mann der Zeit zu. Er eilte nach Paris, stürzte (10. November) mit Soldaten die Regierung und ließ sich „zum ersten Konsul der Republik" ernennen; er war in der That ihr unumschränkter Herr geworden, obwol er es noch für nützlich hielt, den neuen Despotismus mit alten republikanischen Formen und Redensarten einigermaßen zu verhüllen. Die Einsichtigeren erkannten zwar schon jetzt die schrankenlose Selbstsucht, die maßlose Herrsch- und Ruhmgier und die eisige Menschenverachtung dieses „Konsuls"; die Menge aber freute sich, daß nun eine „starke Regierung" dem ewigen Hin- und Herschwanken der öffentlichen Verhältnisse ein Ende machen, Ordnung und Gesetz fest herstellen und Frankreich zugleich mit Ruhm und Beute bereichern werde.

Dieser Mann stand jetzt also an der Spitze aller Kräfte einer großen Nation den Herrschern Europas gegenüber. Es bezeichnet ihre Verblendung, daß sie die Gefahr nun für geringer hielten. Er war doch der Bezwinger der Revolution; freilich ein Parvenü, aber die Revolution beendigt zu haben, dies Verdienst adelte den Advokatensohn. So sah namentlich der berliner Hof die Dinge an. Nun sprach auch der französische Diktator so gemäßigt, redete so gut von seiner Friedensliebe und besonders von seiner Freundschaft gegen Preußen. Friedrich Wilhelm hielt also fester als je an seiner Politik der „freien Hand", der Neutralität, des Abwartens. Sie galt ihm in diesem Weltkampfe für die größte Weisheit. Schon

im vorigen Jahre, als Preußens Beitritt zu der „zweiten Koalition", die England zusammengebracht, von jedem wahren Staatsmann hätte für nothwendig erklärt werden müssen, widerstand der König dem Andringen Rußlands und Oesterreichs und blieb parteilos. Seine Höflinge nannten das abwartende Klugheit, was „im letzten Grunde doch nur kleinmüthige Unentschlossenheit und Mangel an großstaatlichem Selbstvertrauen" war. Der französische Gesandte in Berlin, der kluge Sieyes, schrieb damals sehr treffend an Talleyrand: „Der König von Preußen faßt die schlechteste aller Entschließungen, die, sich für keine zu entscheiden. Preußen will allein bleiben; das ist sehr bequem für Frankreich: es kann während dieser preußischen Betäubung mit den andern fertig werden. Mit Unrecht sagt man, Berlin sei der Mittelpunkt der europäischen Unterhandlungen; die ganze Weisheit des berliner Hofes besteht darin, mit Ausdauer und Hartnäckigkeit eine passive Rolle zu spielen.[9]" Friedrich Wilhelm beharrte auch jetzt dabei, nichts zu thun. Die Meinung, man werde ihn in Ruhe lassen, wenn er die andern nicht störe, ging bei ihm bis zum Aberglauben. Er konnte sich sagen, Preußen bedürfe des Friedens, um sich innerlich ganz neu zu gestalten und so erst in rechten Vertheidigungsstand zu setzen. Aber eben diese Neugestaltung unterließ er; es blieb im Wesentlichen alles beim Alten.

Inzwischen war Kaiser Paul von Rußland aus der Koalition geschieden, hatte sogar zu Napoleons Freude in Verbindung mit Schweden und Dänemark, um Englands Seehegemonie zu beschränken, die „nordische Neutralität" errichtet und drängte nun Preußen in dieselbe Richtung; Friedrich Wilhelm trat (1800) der nordischen Neutralität bei, schien also auf die Lehre der Franzosen, „Preußen und Frankreich seien natürliche Verbündete", mehr als bisher zu geben. Ihn bestärkte darin das Mißgeschick, das über Oesterreichs tapferen Waffen waltete. Es hatte muthig ausgehalten, aber das Glück warf dem ersten Konsul bei Marengo (Juni 1800) den Sieg in den Schoß; er eroberte die Lombardei, und auch in Süddeutschland gewannen die Franzosen eine große Schlacht (bei Hohenlinden). Die Frucht dieses Feldzuges war der Friede zu Lüneville (Februar 1801), in welchem Oesterreich und das deutsche Reich die Bedingungen des Siegers annehmen mußten: Italien (außer Venedig), Holland und die Schweiz kamen als Tochterrepubliken, das ganze deutsche Rheinland der linken Seite als Provinz in Frankreichs Hände. Friedrich Wilhelm ging nun einen Schritt weiter auf dem neuen Wege, den seine Politik eingeschlagen; er besetzte (1801) Hannover auf ein Jahr und ließ es sich gefallen, wie die anderen größeren deutschen Fürsten, die durch den lüneviller Vertrag Einbuße erlitten, auf Kosten der kleinen Reichsstände, besonders durch Säkularisirung geistlicher Güter entschädigt zu werden; der regensburger „Reichs-Deputations-Hauptschluß" (v. 25. Febr. 1803) ordnete unter Bonapartes und Rußlands Vermittelung dieses Geschäft, das durch die schamlose Selbstsucht, durch das Feilschen und Zugreifen der meisten Betheiligten noch widerwärtiger ward. Preußen erhielt dabei zum Lohne für seine Fügsamkeit gegen Frankreichs Politik eine nicht unbeträchtliche Vergrößerung: es hatte Geldern, Mörs und einen Theil von Kleve verloren, 48 Quadratmeilen mit 127,000 Einwohnern und bekam für diese linksrheinischen Besitzungen einen Ersatz im inneren Deutschland, der das Dreifache an Umfang und Bevölkerung betrug, nämlich die Bisthümer Hildesheim und Paderborn, den größten

Theil vom Bisthum Münster mit dieser Stadt, Erfurt und andere kurmainzische Gebiete in Thüringen, die Grafschaften Treffurth, Untergleichen, das Eichsfeld, die Abteien Herford, Quedlinburg, Elten, Essen, Werden, Kappenberg und die Reichsstädte Mühlhausen, Nordhausen und Goslar — im Ganzen ein Gebiet von 170 Quadratmeilen mit mehr als einer halben Million Einwohner und einer Staatseinnahme von vier Millionen Reichs-Gulden. Aber wog dieser materielle Gewinn den Verlust an Ehre und Ansehen auf, den die Großmacht Preußen durch ihre schwachmüthige Haltung erlitten hatte? Zwar weder im deutschen Volke noch in den deutschen Regierungen lebte ein rechtes Gefühl von der Schmach, in die Deutschland versank, da es also vom Auslande behandelt ward. Viele sahen sogar, und mit Recht, eine Wolthat darin, daß man mit der deutschen Kleinstaaterei gründlich aufräumte, daß so viele kleine Feudalwesen und Pfaffenstaaten verschwanden, daß, wenn es zur Einheit nicht kam, doch nun deren Hindernisse sich verminderten; aber die Hand, die dem Reichsgespenst an sein Scheinleben griff, war eine fremde, und selbst, wer nur Preuße, nicht auch Deutscher sein mochte, hätte es für eine Beschädigung seiner Interessen halten sollen, daß nunmehr ein Neuntel des Flächenraums (1150 Quadratmeilen) und ein Siebentel der Bevölkerung (3½ Millionen) von Deutschland abgerissen und französisch gemacht waren; daß die größeren Staaten, die übrig blieben, Baden, Würtemberg, Baiern, von nun an im Bunde mit Frankreich, mit der Macht standen, durch die sie waren vergrößert worden.

Aber Preußen beharrte fort und fort in behaglicher Selbstzufriedenheit oder redete sich doch ein, daß das Stillsitzen unter den gegebenen Verhältnissen eine Nothwendigkeit sei. Der König ermannte sich auch dann nicht zu einer That, als Napoleon eine neue Demüthigung über Deutschland verhängte, die gerade auch den preußischen Staat beschimpfte und beschädigte. Er schickte sich an, das Kurfürstenthum Hannover selber zu besetzen, da er auf anderen Punkten dem Könige von England nicht beikommen konnte. Nun forderten die Klugheit und die Ehre gleich dringend, daß Preußen diese Verletzung der norddeutschen Neutralität, diesen Bruch des baseler Friedens nicht dulde. Es durfte die Franzosen nicht in das Herz seines Machtgebietes, nicht in den Besitz der Weser- und Elblinie kommen lassen; es mußte seine Truppen wieder nach Hannover werfen, um den Krieg von seiner Thür fern zu halten oder ihn in besserer Lage annehmen zu können. Aber Friedrich Wilhelm III. haßte überhaupt die Kriegsgedanken, meinte auch nicht die Mittel zu einem Kriege mit Frankreich in Händen zu haben, und bildete sich ein, ihn durch Nachgiebigkeit vermeiden zu können. Er überließ also Hannover seinem Schicksal. Die feige und unfähige Regierung dieses Landes überlieferte es den Franzosen ohne Schwertstreich (Juli 1803). Was Preußen nicht wagte, konnte dem deutschen Reiche natürlich nicht von fern in den Sinn kommen. Es lag im Sterben, und die kleinen Gemeinwesen darin, welche so eben die kleineren verschlungen hatten, bildeten darum noch keine Macht, weil sie die Macht über das Recht setzten. „Wenn Deutschlands Unabhängigkeit und Selbständigkeit", schrieb 1804 der Reichsritter Freiherr vom Stein, „wenn diese für die Nation so wolthätigen großen Zwecke erreicht werden sollen, so müssen die kleinen deutschen Staaten mit den beiden großen Monarchien, von deren Existenz die Fortdauer des deutschen Namens abhängt, vereinigt werden, und die

Vorsehung gebe, daß ich dieses glückliche Ereigniß erlebe." Das hatte lange Wege.

Nachdem die preußische Neutralitäts-Politik so vor aller Welt in ihrer Ohnmacht aufgedeckt worden, suchte der König das Ansehen seines Staats durch ein entschiedeneres Anlehnen an Frankreich zu kräftigen, und da Napoleon ihn vor der Hand noch brauchte, so schienen beide eine Zeitlang auf freundschaftlichem Fuße mit einander zu stehen. Am 18. Mai 1804 warf Napoleon die republikanischen Formen ganz bei Seite und ließ sich zum erblichen Kaiser der Franzosen ausrufen. Preußen und Oesterreich wetteiferten, diesen Schritt zu beglückwünschen; das letztere nahm aber davon Veranlassung, sich auch mit der Kaiserwürde zu schmücken, was um so rathsamer schien, da es mit dem deutschen Kaiserthum zu Ende ging. Am 14. August 1804 erklärte Franz II. seine österreichischen Staaten zu einem erblichen Kaiserreich. In ihrem Herzen fühlten indeß die europäischen Fürsten Haß und Groll gegegen ihren neuen Kollegen, diesen Emporkömmling, der aus einem namenlosen Artillerielieutenant Kaiser geworden war, und der vielen unter ihnen so schwere Nackenschläge gegeben hatte. Am feindlichsten war die Stimmung in Wien, wo man die größten Verluste erlitten. Auch der junge und ehrgeizige Kaiser Alexander I. von Rußland grollte über die weite Ausbreitung der französischen Macht. So wurde es der britischen Regierung nicht schwer, diese beiden Mächte zu einer „dritten Koalition" zu bewegen, welche Frankreichs Uebergriffen noch einmal mit den Waffen in der Hand entgegentreten sollte. Beide Parteien bemühten sich wieder um die Hülfe Preußens, und jetzt war für diesen Staat der letzte Moment gekommen, sich aus seiner schiefen Stellung aufzurichten. Nur durch den Beitritt zur Koalition konnte er vielleicht gerettet werden. Es gab in der Umgebung des Königs Stimmen genug, die dazu riethen; seine Gemahlin und sein Vetter Prinz Louis Ferdinand standen an der Spitze dieser Kriegspartei, die an dem nach England verkaufenden Gutsadel eine starke Stütze hatte. Aber eben so eifrig flüsterten die Politiker des Nichtsthuns ihre Rathschläge. Friedrich Wilhelm schwankte. Hardenberg, jetzt einflußreicher als Haugwitz, beredete ihn endlich zu einem Mittelwege, zu diplomatischem Flickwerk. Preußen übernahm eine Vermittlung zwischen Paris und Petersburg; aber es verdiente sich nirgends Dank; beide Theile waren zum Kriege entschlossen, der dann im Spätsommer 1805 ausbrach. Preußens Schwert konnte jetzt die eine oder die andere Wagschale senken. Rußland meinte, durch eine Verbindung von trotziger Drohung und liebkosender Schmeichelei den König in die Koalition zwingen zu können; Napoleon lockte mit dem Besitz Hannovers. Preußens höchste Interessen wiesen ins Lager der Verbündeten, die niedere Selbstsucht trieb, zu Napoleon überzugehen. Aber Friedrich Wilhelms Politik schien weder „die rechte Kraft zum Guten, noch den Muth des Schlechten" zu haben; unentschlossen neigte er bald hiehin, bald dorthin, kam durch dieses Zickzack von Wendungen trotz seiner persönlichen Ehrlichkeit in den Ruf der Zweideutelei und der Treulosigkeit und ging zuletzt an seiner Schwäche und Halbheit zu Grunde. Denn während er still saß, geschah es, daß Napoleons Heere, von Baiern, Würtemberg, Baden verstärkt, längs der Donau vordrangen, die schlechtgeführten Oesterreicher in einer Reihe von Schlachten überwältigten und Anfangs November Wien erreichten. Nicht einmal die Verletzung des preußischen Gebiets, der Durchzug französischer Truppen durch

Ansbach, brachte den König zu einer That; auch nicht des Zaren persönliche Einwirkung. Alexander kam selbst nach Berlin und schloß mit Friedrich Wilhelm einen Herzensbund. In der Nacht vom 3. zum 4. November in Potsdam am Sarge Friedrichs des Großen schworen sie einander eine Freundschaft, die wenigstens Friedrich Wilhelm in seiner schlichten Weise ehrlich genug meinte. Aber nun in diesem letzten, allerletzten Augenblicke wirklich loszuschlagen, dazu fehlte es ihm eben wieder an Entschlossenheit. Nachdem er Haugwitz an Napoleon abgeschickt hatte, um Vorstellungen zu machen, um zu drohen, begab er selbst sich aufs Land nach seinem geliebten Schloß Paretz, um hier, wie er es gern hatte, sich idyllisch zu erholen. So ging die Gelegenheit der Rettung unwiederbringlich verloren. Napoleon besetzte Wien, drang in Mähren ein, dort das russisch-österreichische Hauptheer zu schlagen. In diesem Augenblicke erschien Haugwitz bei ihm; Napoleon gelang es leicht, diesen windbeuteligen Diplomaten zu übertölpeln, ihn durch leere Verhandlungen hinzuhalten, bis er am 2. Dezember in der „Dreikaiserschlacht" bei Austerlitz die Verbündeten besiegt hatte. Entsetzt bat Franz II. persönlich um Frieden (4. Dezember); er erhielt ihn (zu Preßburg 26. Dezember), aber unter den härtesten Bedingungen: Oesterreich wurde aus Italien völlig, aus Deutschland fast ganz herausgedrängt; mit den deutschen Provinzen, die es einbüßte, wurden Napoleons Vasallen, die Herrscher von Baiern, Würtemberg, Baden belohnt, die er auch zu „Suveränen" machte. Die Koalition war gesprengt, die Russen zogen in ihr Land zurück. Auf Haugwitz aber machte Napoleons Glück einen so überwältigenden Eindruck, daß er sich die empörendste Behandlung gefallen ließ, um (15. Dezember zu Schönbrunn) eigenmächtig einen Vertrag zu unterzeichnen, dessen Schimpflichkeit der erbärmliche Höfling gar nicht zu fühlen schien: er willigte in die Abtretung preußischer Provinzen, Ansbach, Wesel, Kleve, Neuenburg, und zum Entgeld mußte Preußen das Kurfürstenthum Hannover, das Eigenthum seines Verbündeten, des Königs von England, nehmen. Als dieser Vertrag, der Preußen in demüthigender Weise einen Bissen für die Habgier zuwarf, am berliner Hofe eintraf, „schäumte nicht nur die Kriegspartei auf, sondern trat sogar der König für einen Augenblick zornvoll aus seinem Phlegma heraus." Allein Lombard und Lucchesini schläferten diese Aufwallung wieder ein; Friedrich Wilhelm suchte wieder nach einem Mittelweg zwischen Ja und Nein, nahm den Vertrag nicht eigentlich an, lehnte ihn aber auch nicht ab, und schickte, während er sein Heer auf den Friedensfuß setzte, Haugwitz nach Paris, um mit dem Kaiser aufs Neue zu unterhandeln. Diese haltlose Schwäche, dieses ewige Schwanken veranlaßte Napoleon zu den bittersten Aeußerungen, „der preußische Hof ist ebenso falsch als dumm", schrieb er damals an seinen Bruder; Preußen wurde ihm zugleich verächtlich und verhaßt. Er überhäufte es von nun an mit Demüthigungen, und nöthigte den König durch Drohungen zu einem Allianz-Vertrage (3. März 1806), der für diesen noch schmählicher war als der schönbrunner; denn es kam noch ein Artikel hinzu, der die preußische Politik an die französische kettete und den Bruch mit England gebot. Hardenberg, der immerhin eine würdigere Richtung verfolgte, mußte nun dem elenden Haugwitz völlig den Platz räumen; Napoleon verlangte es so. Aber wenn Friedrich Wilhelm nicht wagte offen zu widerstehen, so suchte er doch durch heimliche Unterhandlungen aus dem bonapartischen Netze zu entkommen. Er schloß ohne Wissen

des Ministeriums einen Bundesvertrag mit dem russischen Kaiser und unterhielt mit diesem — ebenfalls im tiefsten Geheimniß — einen Briefwechsel, der ganz anders lautete als die öffentlichen und offiziellen Depeschen, welche nach Petersburg geschickt wurden.[10)]

Mit dieser Schwäche und Charakterlosigkeit der Regierung bildete der Dünkel in den oberen Schichten des Volks einen um so widerwärtigeren Gegensatz. Zwar fehlte es nicht an warnenden Stimmen; der Feldmarschall Herzog von Braunschweig z. B. urtheilte richtig: „Fällt Oesterreich", so hatte er sich am 24. November 1805 geäußert, „dann wird die Reihe an uns kommen, und dann erst werden die überführt werden, die auf Frankreich rechneten und Preußens Absonderung von dem allgemeinen Wole Europas für ein Glück hielten". Aber die Mehrzahl des Offizierstandes war jeder politischen Bildung und Einsicht bar; diese Eisenfresser, schadenfroh über die Niederlage der Oesterreicher, meinten, „das könne den Blauröcken nie begegnen, so ausgeklopft zu werden wie die Weißröcke". „Generäle wie der Herr von Bonaparte" — sagte der General von Rüchel auf einer Parade in Potsdam — „hat die Armee Sr. Majestät mehrere aufzuweisen."[11)] Er selbst, Rüchel, hatte doch nur Exerzier- und Verwaltungstalent und trotz aller Tapferkeit von Feldherrngaben nichts als ein Selbstvertrauen, welches sich bei ihm ins Ungeheure steigerte. Am ärgsten bramarbasirten natürlich die jüngeren Offiziere. Der adlig-soldatische Uebermuth trat bei ihnen, zumal bei den eben aus den Kadettenhäusern Entlassenen halb komisch und halb widerlich zu Tage, er war der häßlichste Charakterzug des Preußenthums jener Zeit und machte es besonders den Bewohnern der neuerworbenen Provinzen verhaßt. Ein Zeitgenosse, der es 1803—6 in Münster beobachtete, meldet darüber:[12)] „Die langen Degen in wagrechter Lage an der Seite, sahen die bartlosen Kerlchen mit dem gewaltigen Sturmhut auf dem Heldenhaupt aus, wie mit einer Stecknadel aufgespießte Brummfliegen. Diese Knaben-Offiziers stolzirten in langer Front auf dem Prinzipalmarkt umher und unter den Lauben mit einer Unverschämtheit und Brutalität, die selbst die Verständigen unter den preußischen Beamten empörte. Wer ihnen in den Weg kam und nicht bei Zeiten auswich oder nicht mehr ausweichen konnte, wurde mit dem Rohrstock oder mit dem Degenknopf bei Seite gestoßen, und Frauen und Jungfrauen, die das Unglück hatten, in das Bereich dieser entarteten Jugend zu gerathen, wurden durch die schamlosesten Reden und selbst durch Handgriffe insultirt. Diese Bande führte in Wein- und Speisehäusern und bei den Konditoren das große Wort. Wir werden, lärmten sie, den Franzosen und ihrem Bonaparte schon zeigen, um was es sich handelt, wenn sie uns zu nahe kommen. Er soll uns kennen lernen." Wie stach dagegen das Benehmen des wirklich verdienten Kriegsmanns, der damals in Münster kommandirte, des Generals von Blücher ab. Er war gegen jedermann und besonders gegen den Bürger und gegen die niederen Leute die verkörperte Humanität, daher auch der einzige populäre Offizier, den es dort gab. Doch theilte auch er die Meinung von der Unüberwindlichkeit der Armee. Es kam nun die Zeit, sie zu erproben.

Durch die erduldeten Demüthigungen hatte Friedrich Wilhelm nichts erkauft als noch schlimmere Kränkungen. Napoleon vielmehr, heimlich vor Begierde brennend, die berühmten Soldaten Friedrichs des Großen zu schlagen und die

Schande von Roßbach glänzend zu tilgen, suchte den Krieg; er trat daher immer feindseliger gegen Preußen auf, schaltete rücksichtslos in den deutschen Dingen, gab Kleve und Berg seinem Schwager Joachim Mürat, wie er Holland in ein bonapartisches Königreich verwandelte. Dann folgte gar die Stiftung des Rheinbunds (12. Juli 1806). Sechzehn deutsche Fürsten, voran Baiern, Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau, trennten sich von dem bisherigen Reichsverbande und erkannten den Kaiser Napoleon als Protektor, d. h. als ihren Herrn an. Damit löste sich das deutsche Reich völlig auf, Franz II. legte (6. August 1806) sein Amt als deutscher Kaiser nieder. So zerfiel Deutschland in drei Staaten: Preußen, Oesterreich und den Rheinbund. Der letztere war bereits in französischer Gewalt, Oesterreich eben zu Boden geschlagen, die Reihe kam an Preußen. Napoleon ließ ihm keine Wahl mehr; er verhöhnte und betrog es; bot Hannover den Engländern, Preußisch-Polen den Russen an, wenn sie mit ihm Frieden nach seinem Wunsche schlössen, und mahnte heimlich die kleinen norddeutschen Fürsten ab, sich um Preußen zu scharen, obwol er die preußische Hegemonie in Norddeutschland anzuerkennen versprochen hatte. Aufs Aeußerste gebracht, mußte Friedrich Wilhelm nun doch zum Schwerte greifen und konnte sichs nicht einmal ganz verhehlen, daß er es jetzt ebenso unzeitig ziehe, als er es früher hatte stecken lassen. Denn mit welchen Mitteln ging er in den furchtbaren Kampf? Wie stand es in der Wirklichkeit mit dem preußischen Heere, das so hochmüthig auf die Lorbern Friedrichs des Großen pochte? Es war hartnäckig bei einer abgelebten Kampfweise und Wehrverfassung verblieben. „Die Offiziere aufwärts zählten manche treffliche Männer, im Ganzen war es aber eine wurmstichige Gesellschaft. Ihre Stellen waren ihre Pfründen, die im Kriege nichts einbrachten, sie liebten daher den Frieden".[13] Die meisten Generale waren Invaliden, abgelebt und gebrechlich. Alle höheren Generale zählten 70 Jahre und mehr, alle Stabsoffiziere zwischen 50 und 60 Jahren. Auch die Soldaten waren zu alt, meist Familienväter, die für Kabinetskriege nicht viel Eifer haben konnten. Sold; Ausrüstung und Bewaffnung waren sehr mangelhaft, die Verpflegung elend, der Mann erhielt täglich 2 Pfund schlecht gebacknes Kommißbrot und wöchentlich 1 Pfund Fleisch; die Uniformen vom losesten Tuch und so knapp und eng, daß die Soldaten sich kaum rühren konnten. Von der neuen Kriegskunst verstand man nichts; man kannte und schätzte nur die veralteten Drillkünste, den Kamaschendienst, die Griffe und Regeln des Exerzitiums, die vor 50 Jahren gut gewesen. „Die Zopf und Puderquälerei ging ins Unglaubliche. Genaues Gleichmaß der Zöpfe eines Regiments war ein Hauptziel der preußischen Kriegskunst". Die Exerzierplätze hallten wieder von wüsten Flüchen, von rastlosem Gefuchtel. Und doch trotz aller eingeprügelten Paradefertigkeit bewegte sich das Heer im Felde nur langsam. Denn nach alter Mode waren die Soldaten mit schwerem, zum großen Theil unnützem Gepäck (besonders Putzzeug) bepackt, und die Offiziere führten einen ungeheuren Troß mit sich. Als ein verständiger junger Offizier den General von Rüchel darauf aufmerksam machte, daß bei der Infanterie auch die Subalternoffiziere ritten, wodurch unter andern Nachtheilen ein Geschleppe von 50 Luxuspferden bei jedem Regiment entstand, schnarrte Herr von Rüchel: „Ein preußischer Edelmann geht nicht zu Fuß".[14] — So zogen denn die Truppen wie die Lastthiere bepackt, schlecht gekleidet, schlecht ernährt und viel gefuchtelt

dahin, ein schwerfälliger geistloser Haufen. Auch ihre Zusammensetzung war noch die alte. Die Soldaten gehörten zum großen Theil dem Auswurf aller Nationen an, den man durch Werbung unter die preußischen Fahnen gebracht und durch Prügel zu Exerziermaschinen gedrillt hatte; die Eingebornen waren dem Pöbel entnommen, dem ländlichen und städtischen Proletariat, auch für sie schien der Korporalsstock noch immer ein nothwendiges Uebel. Von Vaterlandsliebe, von Begeisterung war bei solchen Leuten nicht die Rede, sie konnten in dem Militärdienst nur eine Last sehen. Woher sollte ihnen selbst das rein militärische Ehrgefühl kommen? Sie konnten nie Offiziere werden, standen unter dem Stock, wurden gemißhandelt von ihren Befehlshabern und verachtet oder gehaßt von den Zivilpersonen. Eine großartige Persönlichkeit, wie Friedrich der Große, hatte selbst aus solchem Stoff noch etwas Tüchtiges gemacht; aber sie fehlte jetzt auf dem Throne.

Ebenso morsch wie das Heer waren die andern überlieferten Einrichtungen des Staats. Die Monarchie hatte auf allen Gebieten die frühere Spannkraft eingebüßt, war schlaff und welk geworden. Das Volk aber, ausgeschlossen von allem Antheil an der Lenkung der vaterländischen Geschicke, in allem und jedem von einer unfähigen Regierung bevormundet, besaß zwar noch den Nationalstolz aus Friedrichs Zeit, aber nicht mehr das freudige Zutrauen zum Könige, der offenbar ein guter, aber nichts weniger als ein großer Mann war. Uebrigens kam damals in Preußen nichts darauf an, was das Volk meinte und dachte; es hatte bloß zu gehorchen, es sollte nichts sein als eine willenlose Masse von Steuerzahlern und Rekrutenlieferern, und es war denn auch nichts weiter. In den vornehmen Kreisen herrschten Frivolität und Genußsucht, in den untern eine entsetzliche Stumpfheit und Gleichgültigkeit. Der Bürger und Bauer hatte wol Interesse für den eigenen Heerd, aber wenig für den Staat, in welchem nur Lasten und Pflichten sein Theil zu sein schienen; und wenig Interesse für das Heer, welches er eher für eine Landplage ansah und für eine bloße Versorgungsanstalt des hochmüthigen Adels. Es war also ein verrottetes Heer und ein verrotteter Staat, diese „Monarchie Friedrichs des Großen", die nun in die Arena trat, mit dem gewaltigen Kaiserreiche zu ringen, mit den sieggewohnten Streitkräften Napoleons, die ebenso an Zahl, wie an Geist ihr weit überlegen waren. Denn welch ein Abstich zwischen den Invaliden, die das preußische, und den jungen talentvollen Feldherren, die das französische Heer befehligten! ein ebenso großer wie zwischen den zerprügelten preußischen Söldnern und den ruhmbegierigen französischen Soldaten, deren jeder „in seinem Tornister den Marschallstab" hatte.

Zu alle dem kam ein anderes Uebel, das allein schon den König entschuldigte, wenn er übermäßig friedliebend war: die Leerheit und Verschuldung des Schatzes, die Friedrich Wilhelm II. zur Last fällt. Trotz löblichster Sparsamkeit hatte Friedrich Wilhelm III. die Schulden noch nicht tilgen, geschweige Geld zu neuen Kriegen sammeln können, er mußte vielmehr — unerhört in Preußen — Papiergeld machen; am 1. Juni 1806 wurden zum ersten Mal in Preußen Tresorscheine ausgegeben. War es dem Könige so sehr zu verargen, daß er dem Kriege so lange aus dem Wege ging, als es sich nur irgend thun ließ? Wol aber gereicht es ihm zum Vorwurf, daß er bei Zeiten nichts that, Staat und Heer von Grund aus zu reformiren. Es hat ihm an Aufforderungen dazu keineswegs gefehlt.

Der Freiherr vom Stein, den der König zum Finanzminister gemacht, reichte ihm durch Vermittelung der Königin (Anfangs Mai 1806) eine Denkschrift ein, worin ein Hauptübel der Regierungsmaschine, nämlich die Macht des Kabinetsraths, geschildert wurde. Er bewies, wie verderblich diese königlichen Geheimschreiber wirkten, die, ohne Verantwortlichkeit und ohne Verbindung mit den eigentlichen Behörden, doch durch ihren persönlichen Einfluß in allen wichtigen Staatssachen die letzte Entscheidung gaben; er deckte namentlich die völlige Unfähigkeit und Frivolität Lombards auf; er zeigte auch, wie unheilvoll die Thätigkeit des Grafen Haugwitz war. Er verlangte die Entfernung dieser schädlichen Rathgeber und fügte einen Entwurf zu einer zweckmäßigen Erneuerung der Staatsverwaltung bei. „Sollten Ew. Majestät," so endete er, „sich nicht entschließen, die vorgeschlagenen Aenderungen vorzunehmen, sollten Sie fortfahren unter dem Einfluß des geheimen Kabinets zu handeln, so ist zu erwarten, daß der preußische Staat entweder sich auflöst oder seine Unabhängigkeit verliert, und daß die Achtung und Liebe der Unterthanen ganz verschwinden. Die Ursachen und die Menschen, die uns an den Rand des Abgrunds gebracht, werden uns ganz hineinstoßen...." Die Antwort des Königs war eine ärgerliche Abweisung; Steins Schritt blieb ohne andere Folgen, als daß ihm der König wegen seiner zudringlichen Einmischung grollte. Ebenso wenig hörte er auf andere einsichtsvolle Rathschläge, welche eine Reform des Heerwesens anempfahlen. Der Major von dem Knesebeck legte schon im Sommer 1805 einen Plan vor, der den Zweck hatte, die Armee in einer volksthümlichen Weise neu zu gestalten, aus dem veralteten Soldheer ein zeitgemäßes Volksheer zu schaffen. Aber die Militärbehörde wies ihn ab mit der Bemerkung: „es erscheine ganz unbegreiflich, wie jemand einer siegreichen Armee, die so lange für ganz Europa ein unerreichbares Muster gewesen ist und bleiben wird, eine totale Veränderung ihrer Verfassung zumuthen kann, welche sie zu einer bloßen Landmiliz reduziren würde." Im Juli 1806 schrieb Blücher aus Münster einen dringenden Brief an den König, der gegen die haugwitzsche Wirtschaft gerichtet war. Am 2. September überreichten die Prinzen Heinrich, Wilhelm und Louis Ferdinand gemeinsam mit Stein und einigen Generalen ein ehrerbietiges Gesuch, welches ebenfalls auf Beseitigung des unfähigen Kabinets und des elenden Haugwitz drang. Aber die Bittsteller erreichten nichts; sie wurden barsch angefahren und zornig abgewiesen. Denn trotz seiner Unentschlossenheit und seines Phlegmas besaß Friedrich Wilhelm III. doch eine ungemeine Empfindlichkeit für alles, was seinem unumschränkten Königthum zu nahe zu treten schien; er war kein Tyrann, aber ein Absolutist, und solche ungewöhnliche Schritte verstießen nach seiner Meinung ebenso sehr gegen den absolutistischen Charakter des Staates, als gegen das Herkommen. Und doch hatte er der ungeheuren Uebermacht des französischen Kaiserreichs nicht einmal einen tüchtigen Beistand von Bundesgenossen entgegenzusetzen. Kursachsen half mehr aus Furcht, auch betrug dessen Truppenmacht nur 20,000 Mann. Rußland versprach Hülfe, aber sie war noch nicht zur Stelle. Die eigene Armee, die am 10. August mobil gemacht wurde, zählte doch im Oktober erst 130,000 Mann Feldtruppen, die Festungen waren verfallen oder in den Händen unfähiger abgelebter Kommandanten. Die schlechte Politik des Königs trug nun auch beim Auslande ihre

bittersten Früchte: Oesterreich hielt sich zurück, die rheinbündischen Despoten rüsteten für ihren Oberdespoten; England sah unthätig zu.

Während Preußen, wie Napolon sich ausdrückte, lächerliche Vorbereitungen traf, rüstete er selbst mit gewohnter Thatkraft. Ein Theil seiner Heere stand noch vom vorigen Jahre her in Süddeutschland; auf seinen Befehl stießen die Hülfstruppen der Rheinbundfürsten dazu. In Franken vereinigte er (Ende Septembers) seine Heeresmassen. 204,000 Mann (darunter 160,000 Franzosen, 22,000 Baiern, 8000 Würtemberger, 4000 Badener, 6000 Hessendarmstädter) führte er nach Thüringen, wo die preußische Hauptmacht stand. Unter ihm befehligten seine besten Generale, Soult, Ney, Bernadotte, Augereau, Berthier, Lannes, Mürat, Lefebvre, Davoust. Am 7. Oktober erhielt er zu Bamberg das preußische Ultimatum, welches von ihm forderte, daß er Süddeutschland räume und Norddeutschland der preußischen Hegemonie überlasse; er wies es höhnisch zurück und setzte seinen Marsch auf Sachsen fort. Am 7. Oktober schlug er eine kleine preußische Truppenabtheilung unter dem General Tauentzien bei Hof; am 10. eine andere bei Saalfeld, wo deren Führer, der ritterliche Prinz Louis Ferdinand, einen braven Reitertod suchte und fand. Diese Scharen bildeten die Vorhut des preußischen Hauptheers, das unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig die Päße des thüringer Waldes nach Sachsen hin vertheidigen sollte. Es war mit den Sachsen etwa 100,000 Mann stark und stand weithin verzettelt, von Eisenach bis Jena. Der Oberbefehlshaber, nunmehr 71 Jahre alt, war jetzt noch viel unentschlossener und unlustiger als einst in der Champagne; die Unterfeldherren, Hohenlohe, Rüchel, Möllendorf u. a., waren auch nicht die Leute, es mit Napoleon und seinen Marschällen aufzunehmen; Blücher hatte wenig Einfluß; der König, der sich selbst im Hauptquartier befand, war persönlich tapfer aber ohne Feldherrngaben. Es gebrach der Leitung an Einheit und Energie, an Umsicht und Einsicht; man berieth im Hauptquartier hin und her, und jede Stunde vermehrte die Verwirrung. Am 14. hatte der größere Theil der Armee unter dem Herzog von Braunschweig bei Auerstädt, der kleinere unter dem Fürsten Hohenlohe bei Jena Stellung genommen, beide von einander durch die Saale getrennt und außer Zusammenhang mit einander. Hier griff sie der Feind an, 100,000 Mann stark gegen 70,000; bei Auerstädt kommandirte Davoust, bei Jena Napoleon. Auf beiden Schlachtfeldern fochten die Preußen und Sachsen tapfer, aber in Konfusion und mit den Fehlern der Unerfahrenheit. Sie konnten die Mißgriffe ihrer Generale nicht gut machen. Ueberdies wurde der Herzog von Braunschweig im entscheidenden Augenblicke durch eine Kugel getroffen, die ihm beide Augen zerstörte. Es fehlte an jedem einheitlichen Oberbefehl; jeder einzelne Führer traf Anordnungen auf seine Hand; die Truppen wurden stückweise ins Gefecht gebracht, die Kraft des Ganzen planlos verbraucht. So endete die Doppelschlacht mit einer gänzlichen Niederlage. Die Trümmer des geschlagenen Heeres flohen der Elbe zu.

Der Verlust auf dem Schlachtfelde selbst war zwar groß — 12,000 Mann todt oder verwundet, 15,000 gefangen — aber nicht unerhört, und auch der Feind hatte 7000 Mann eingebüßt. Die Waffenehre des preußischen Soldaten war nicht befleckt; die Franzosen sprachen selber ihre Verwunderung aus, „wie Truppen, die so kärglich gehalten, geprügelt, und wenn sie invalid oder zum

Krüppel geschossen wären, betteln müßten, sich dennoch so tapfer schlügen."[15] Und die preußischen Offiziere? die Zahl ihrer Todten und Verwundeten — 270 — bewies, daß es jenen Junkern von 1806 nicht an Muth gebrach. „Man sah, (erzählt ein französischer Geschichtsschreiber), man sah unverhältnißmäßig viel Offiziere auf der Erde liegen, die ihre thörichten Leidenschaften edel mit ihrem Leben bezahlt hatten."[16] Aber unerhört waren die Folgen der Niederlage. Ein panischer Schrecken, so maßlos wie vorher der Hochmuth, ergriff sofort fast alle höheren Offiziere. Weil die Armee geschlagen war, glaubten sie dieselbe vernichtet, und weil der Staat auf die Armee gebaut war, hielten sie auch ihn für unrettbar verloren. Unter ihren wie vom Schlage gerührten Händen löste sich das Heer denn auch vollständig auf, und der König, ebenfalls von jener vorgefaßten Meinung befangen, überließ die Truppen, statt sie durch seine Gegenwart zu ermuntern und um sich zu sammeln,[17] sich selbst und ihrem Schrecken, floh in der Hoffnung, daß seine Generale das Mögliche leisten würden. Aber da er alles verloren zu geben schien, so thaten es auch die, welche ihn hätten vertreten sollen. Desto rascher riß die Demoralisation auch unter den Gemeinen ein und vereitelte die Anstrengungen tüchtiger Offiziere. „Was soll man (schrieb damals einer derselben) mit Bauern machen, ins Feuer geführt von Edelleuten, deren Gefahren sie theilen, ohne je deren Leidenschaften und Belohnungen zu theilen?" Um so schmachvoller war das kopflose Benehmen der meisten Führer, die statt einfach ihre Pflicht zu thun, politischen Erwägungen Gehör gaben und meinten, aller fernere Widerstand nütze bei der eigenthümlichen Natur dieses abgelebten Militärstaats, den sie jetzt auf einmal als mangelhaft erkannten, doch nichts und könne nur ohne Nutzen viele Menschen unglücklich machen. So kam es, nicht aus Verrath, auch nicht, abgesehen von einigen wenigen Elenden, aus Feigheit, sondern aus jener Betäubung, die den Selbstzufriedenen, wenn ihn plötzlich ein ungeheures, ein nie für möglich gehaltenes Unglück betrifft, zu lähmen pflegt, daß nicht bloß die invaliden, sondern auch die rüstigen unter den Truppen- und Festungs-Kommandaten sich überstürzten, die Mittel zum Widerstande, welche noch reichlich vorhanden waren, dem rasch nachdringenden Sieger preiszugeben. Und die ihnen untergeordneten Offizieren hinwieder wurden durch die zur Gewohnheit gewordene Pflicht des blinden Gehorsams gelähmt. So geschah das Unglaubliche: die schändlichen Kapitulationen, mit denen Männer, die im Dienste grau geworden und unter Friedrich dem Großen oder in den Revolutionskriegen sich immer ehrenhaft benommen, jetzt auf einmal sich und den Staat beschimpften. Ohne Schwertstreich überlieferten v. Pruschenk, Möllendorf und der Prinz von Oranien am 16. Oktober das wichtige Erfurt mit 11,000 Mann und großen Vorräthen; Benekendorf am 25. Spandau; das Unglaublichste leisteten doch Hohenlohe, und Massenbach, die am 28. bei Prenzlau sich mit 11,800 Mann einem Franzosentrupp ergaben, weil dessen Befehlshaber, Mürat, ihnen vorlog, er habe 100,000 bei sich. Die Soldaten weinten und fluchten, aber es fehlte der Mann, der ihren Unwillen richtig vertreten hätte. Die Subordination hielt jedes andere Gefühl zu Boden. Ebenso schmachvoll kapitulirte am 29. Oktober der 81jährige General v. Romberg in Stettin; am 1. November der feige Oberst v. Ingersleben in Küstrin, der seine Festung mit 3000 Mann einem französischen Infanterieregiment übergab; am 8. lieferte der General von Kleist (an der Spitze von 19 Generalen, die zusammen

1300 Jahre zählten) die Hauptfestung Magdeburg mit 24,000 Mann und ungeheuern Vorräthen aus; die jüngeren Offiziere und die Soldaten wütheten, aber auch hier lähmte die Subordination den Willen. Am 22. ergaben sich die Generale von Schöler und Lecocq in Hameln mit 10,000 Mann an 6000, ebenso schimpflich später die meisten schlesischen Kommandanten. Es war wie wenn eine förmliche Epidemie unter diesen vornehmen Zopfträgern ausgebrochen wäre, denen die Sorge für Heer und Staat oblag. Nur wenige retteten ihre Ehre, darunter Blücher, der sich tapfer von Jena bis Lübeck durchschlug und erst nach hartnäckigem Widerstande und aus Mangel an allen Kriegsvorräthen (6. November zu Ratkau) der Uebermacht ergab.

Aber nicht bloß die Junker, die sich bisher als die Hauptpfeiler des Staates gespreizt, brachen wie dürre Binsen im Winde; auch die anderen Stützen, das Beamten- und Gelehrtenthum, die ganze höhere Gesellschaft bis tief in die Bourgeoisie hinab hat sich damals mit Schmach bedeckt. Zur seelenlosen Maschine bestimmt, ging die Verwaltung ruhig ihren Gang weiter, wenig bekümmert, ob sie für diesen oder jenen Souverän arbeite, ob die Spitze Friedrich Wilhelm oder Napoleon hieß; und gewohnt, alles Heil von oben zu erwarten, erstickten die hohen Beamten sogar die Regungen des gesunden kräftigen Geistes, der trotz alledem noch im Volke, wenigstens im sogenannten gemeinen Volke, lebte. Als man in Berlin von der verlorenen Schlacht und vom Herannahen der Franzosen hörte, wollten die Berliner eine Freischar bilden, und es meldeten sich junge Leute zum freiwilligen Eintritt in das Heer. Aber der Gouverneur der Stadt, Minister Graf von Schulenburg-Kehnert wies diese patriotischen Anerbietungen verdrießlich zurück und veröffentlichte jenes berüchtigte Plakat: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. Ich fordere hierzu alle Einwohner Berlins auf!" Sein Stellvertreter, Fürst Hatzfeld, schärfte dann diese Pflicht allen noch einmal ein. Ebenso ging es anderwärts. Nur Stein verlor die Fassung nicht, sondern that, was er konnte, rettete wenigstens die Staatskassen, indem er sie nach Königsberg schaffen ließ. Uebrigens gab die Umgebung des Königs selber ein schlechtes Beispiel, sie war so muthlos wie die andern, und Friedrich Wilhelm entließ auch jetzt die verderblichen Rathgeber, Haugwitz, Lucchesini und Lombard nicht, schützte und ehrte vielmehr den letzteren, als sich in Berlin und Stettin die Volkswuth gegen ihn richtete, durch ein schmeichelhaftes Handschreiben. So fanden denn die Franzosen bei ihrem Einzuge in Berlin (24. Oktober) zwar eine dumpfe todtenähnliche Stille, aber keinen Widerstand, und Napoleon, der am 27. einzog und dabei bereits von einer Schar französischer Kolonisten und deutscher Bedientenseelen das gewohnte Vive l'Empereur hörte, konnte die Verwaltung ohne Weiteres für sich benutzen. Sieben Minister des Königs und die Beamten leisteten ihm ohne Widerstreben den Eid der Treue. Besonderes Aufsehen machte der Abfall des damals berühmten Professors Johannes Müller. Dieser schweizerische Geschichtschreiber und neuerdings preußische Beamte hatte gegen Bonaparte am lautesten geeifert; jetzt beweihräucherte er den großen Kaiser, der ihn durch ein par Schmeichelworte gewonnen. Auch viele andere deutsche Gelehrten, z. B. die leipziger Professoren, bekehrten sich im Handumdrehen und feierten nun Napoleon als den Helden des Zeitalters. Um die übrige gebildete Gesellschaft stand es nicht viel besser. Zwar so tief wie in Süd-

und Westdeutschland riß in Preußen das Französeln nicht ein; so leicht und massenhaft ließen sich hier die Weiber von den französischen Kriegern nicht besiegen; aber doch hielten sich bei weitem nicht alle rein von Befleckung. Auch ein großer Theil der Bourgeoisie französelte, kroch und verrieth. Napoleon gewann sie, indem er in Berlin und andern eingenommenen Städten eine Art Stadtbehörde mit demokratischem Anstrich und eine Nationalgarde bildete; die Schlaffheit der Vaterlandsliebe dieser Gebildeten zeigte sich dabei in beschämender Weise. Denn obwol beide Institute keinen anderen Willen haben durften, als der Franzose ihnen vorschrieb, so spielten die meisten Bürger doch gern mit, und die wolhabenden Kaufmannssöhne in Berlin brüsteten sich damit, zu Pferde und in prächtiger hellgrüner Uniform als freiwillige Schützen den Dienst der französischen Kommandanten zu versehen. Ja bei vielen städtischen Beamten und Bürgern ging die Kriecherei so weit, daß selbst Franzosen sich daran ärgerten.[17 a)]

Unterdessen floh der König mit seiner Familie und den Resten seines Heeres über die Oder, vergebens auf Napoleons Großmuth hoffend, den er durch Haugwitz hatte um Frieden bitten lassen. Statt dessen erschöpfte der Sieger das Land durch Zwangslieferungen und überhäufte die gestürzte Monarchie mit Schimpf und Schande, ließ aus den Schlössern die besten Kunstwerke, vom brandenburger Thor in Berlin die Siegesgöttin, vom Sarge Friedrichs des Großen dessen Degen rauben und nach Paris schaffen, entehrte sich durch niedrige Schimpfreden, die er in seinen Bülletins gegen die Königin Luise als „Anstifterin des Krieges" ausstieß. Hierin wurde er übrigens von einem deutschen Fürsten noch überboten; sein Satrap, der König Friedrich von Würtemberg, trieb die Gemeinheit der Gesinnung so weit, daß er einen würtembergischen Zensor absetzte, weil der ehrenwerthe Mann jene niederträchtigen Schmähungen in den würtembergischen Zeitungen nicht wollte abdrucken lassen. Ueberhaupt betrugen sich Napoleons deutsche Handlanger gegen die Besiegten im Ganzen fast noch schlimmer als seine Franzosen. Zwar Scheußlichkeiten, wie bei der Eroberung Lübecks (5. November), konnten eben nur von Soldaten der sogenannten großen Nation begangen werden. Der Franzose, der nach Voltaires Urtheil halb Affe, halb Tiger ist, übertraf dort in unsäglicher Bestialität und Barbarei sich selber. Aber an Zahl die meisten Gräuel sind in diesem Kriege doch von den rheinbündischen Truppen verübt worden. Besonders die Baiern und Hessendarmstäder quälten ihre „deutschen Brüder" in den Quartieren, zumal in Schlesien, bis aufs Blut; im Plündern wetteiferten sie mit ihren französischen Genossen, und der bairische General v. Wrede nahm, wie Arndt erzählt,[17 a)] in Oels das herzogliche Silberzeug mit, als ob er bereits ein französischer Marschall gewesen. Die Diener waren eben wie der Herr. Ohne Spur von Edelmuth und Ritterlichkeit handelte Napoleon auch gegen den Herzog von Braunschweig. Er trieb den blinden todtkranken Greis, der sich von Jena auf einer Bahre hatte heimtragen lassen, mit kleinlichen Schmähungen weiter: „er kenne keinen Herzog von Braunschweig, nur einen preußischen General Braunschweig." Der unglückliche Fürst mußte aus seinem Erblande flüchten, doch starb er schon am 10. November zu Ottensen bei Altona, wo er auf demselben Friedhof, der Klopstocks Gebeine birgt, begraben wurde. Was wollte indeß das Leiden des Einzelnen, so tragisch es war, gegen das große Trauerspiel rings besagen, gegen das kolossale Unglück der deutschen Nation? Der Süden verknechtet, der

Norden erobert; die geistigen Güter, Selbständigkeit und Ehre, verloren, die leibliche Wolfahrt ruinirt. Denn auch die materiellen Interessen traf jetzt ein schwerster Schlag: die Kontinentalsperre, die Napoleon am 21. November von Berlin aus befahl und die den Handel des europäischen Festlandes mit dem seemächtigen England zu vernichten bestimmt war.

So lag der alte preußische Staat im Staube. Und erhob sich wider den Feind ein Wehklagen des Volks, ein unendlicher Aufschrei des Schmerzes und der Rache? Noch nicht. Seit Jahrhunderten gelehrt, den Staat als eine fürstliche Anstalt zu betrachten, die den Regierenden, nicht den Regierten gehöre, und gewohnt, nur auf Kommando zu handeln, hielt das Volk sich still, wie es die Behörde ihm befahl: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!“ Der Bürger empfand wol gar einige Schadenfreude, als die übermüthigen Garde- (Gensdarm-) Offiziere, die einst meinten, sich alles und jedes gegen ihn herausnehmen zu dürfen, jetzt in kläglichem Zustande, beschmutzt und abgerissen als Gefangene durch die Hauptstadt transportirt wurden. Der verhaltene Groll gegen die stolzen Privilegirten, gegen die Junker und hohen Beamten, war nun entfesselt.[18] „Wer es nicht erlebt hat,“ sagt ein Ohrenzeuge,[19] „kann es kaum noch glaublich finden, in welchen Ausdrücken der Ingrimm preußischer Patrioten gegen das Militär wüthete mit welcher haßerfüllten Verachtung die einst gepriesenen Namen, auf denen der Vorwurf des Verrathes haftete, genannt wurden.“ Gewiß, wäre ein großer Führer aufgetreten, die Vaterlandsliebe hätte sich besser geäußert; sie war im Volke, besonders auf dem Lande, doch rege und der mannhafte Sinn desselben stark genug um einen tüchtigen Widerstand zu entzünden. Aber der König wuchs noch nicht mit seinem Unglück, und was er von dem Betragen seiner Beamten und so vieler gebildeter Unterthanen hörte, konnte ihn nicht erheben. Er sah das Heil nur in gewöhnlichen Mitteln, verließ sich auf die Truppen, die noch in der Provinz Preußen standen und besonders auf den Zaren, der mit einem Heere heranahte. Daher berief er zwar endlich (29. November) an Haugwitz' Stelle den einzigen Mann, der vielleicht noch helfen konnte, den Minister von Stein; als aber dieser das Amt nicht annehmen wollte, falls die geheime Kabinetsregierung, deren Schädlichkeit er ihm in einer Denkschrift nachwies, bestehen bleibe, und trotz wiederholter Aufforderungen immer darauf zurückkam, „das Ministerium könne nichts Tüchtiges leisten, wenn es nicht eine wirkliche Macht erhalte, es müsse auch dem Lande gegenüber verantwortlich sein und dürfe nicht durch unverantwortliche geheime Räthe, durch die Schreiber des Kabinets, durch ein blind gehorchendes Werkzeug der Krone lahm gelegt werden“ —; da sprudelte der absolutistische Geist des Königs heftiger als je auf, und es erfolgte jenes merkwürdige Handschreiben, welches gleichsam die Devise für den Verfall der alten Monarchie ist: „Sie sind“, schrieb Friedrich Wilhelm am 3. Januar 1807 an Stein, „Sie sind ein widerspenstiger trotziger hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener, der auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Kapricen geleitet, aus Leidenschaft und persönlichem Hasse handelt . . . Wenn Sie Ihr respektwidriges und unanständiges Betragen nicht zu ändern Willens sind, so kann sich der Staat keine große Rechnung auf Ihre ferneren Dienste machen.“ Stein bat nun um seinen Abschied, und der König ertheilte ihm denselben in Ungnaden (4. Januar).

Tilsit.

Seit der dritten Theilung Polens war der Schwerpunkt des preußischen Staats weit ab vom Herzen Deutschlands und tief nach Osten gerückt, lag das Zentrum des Staatsgebiets auf polnischem Boden, halbwegs zwischen Berlin und Warschau, in Posen. Dieser Umstand besiegelte jetzt Preußens Unglück. Denn um in der noch unbezwungenen Osthälfte seines Reiches einen Feldzug mit Erfolg zu führen, hätte der König über deren ganze Kraft verfügen müssen. Aber die polnischen Regimenter waren unzuverlässig, die polnischen Bevölkerungen bereit zum Aufstande. So zerrannen ihm hier die Streitmittel unter den Händen, und 25,000 Mann war alles, was er an der Weichsel dem rasch nachdrängenden Feinde entgegensetzen konnte. Napoleon wußte diesen großen Vortheil zu benutzen; schon Ende November 1806 war er in Posen, wo sich die Polen überall für ihn erhoben; er versprach, ihr Reich wieder herzustellen, und gewann dadurch ihre eifrigste Hülfe. So ward ihm der Winterfeldzug, den er vor sich hatte, ungemein erleichtert. Was blieb dem Könige, der die meisten seiner deutschen Provinzen vom Feinde überschwemmt, die polnischen im Abfall sah, übrig, als sich unbedingt seinem mächtigen Bundesgenossen in die Arme zu werfen? Was blieb ihm anderes wenigstens von dem Augenblicke an übrig, da er von seinen Kernvölkern, den Märkern, Pommern, Schlesiern, wo es noch so viele Mittel zum Widerstande gab, aus Kleinmuth oder Kurzsichtigkeit geflohen war, statt im Geiste Friedrichs des Großen sich eher unter den Trümmern des Vaterlandes begraben zu lassen? Es zeigte sich bald, daß er seine Sache damit aufgegeben hatte. Denn die Russen, die ihm in der Mark oder in Schlesien, wenn er sich irgendwo dort gehalten, ohne Zweifel zu Hülfe gekommen wären, glaubten den Staat nicht retten zu können, dessen bester Theil so eilfertig war aufgegeben worden. Es half daher zu nichts, daß die 25,000 Mann in der Provinz Preußen unter Lestocq mit großer Tapferkeit die Weichsellinie behaupteten, daß hier, wo der König Stand hielt, auch die hohen Befehlshaber der Festungen und Truppen den Muth nicht verloren. Friedrich Wilhelm mußte sie unter den Oberbefehl des russischen Generals Bennigsen stellen, der endlich im Gefolge des Zaren mit 60,000 Mann in Preußen erschienen war, und Bennigsen kommandirte verkehrter Weise sofort zum Rückzuge. Dann rieb er durch zwecklose Märsche die Truppen auf, während die schlechte russische Heeresverwaltung den russischen Soldaten nöthigte, das Land ärger als der Feind zu verwüsten. Mehr und mehr zeigten diese Bundesgenossen ihre Unlust an dem Kriege, den sie für einen fremden hielten; sie drängten immer weiter zurück. Auch hatten sie nach ihrer Art viel weniger Truppen im Felde als auf dem Papiere; denn außer dem bennigsenschen Heere trafen nur noch 55,000 Mann unter Buxhöwden ein. Den gesammten Oberbefehl übertrug Kaiser Alexander dem 76jährigen Feldmarschall Kaminskoi, dessen Kränklichkeit ihn bald unbrauchbar machte, dann nach dessen Tode dem noch unfähigeren Bennigsen, einem tapfern Mann, aber schlechten Feldherrn. An dieser erbärmlichen Leitung scheiterten die Anstrengungen der Truppen. Bei Preußisch-Eilau am 7. Februar 1807 bot Bennigsen dem Feinde endlich die

Stirn; er zählte 60,000, Napoleon 80,000 Mann. Mit gewohnter Zähigkeit wiesen die Russen in einem langen und heftigen, am folgenden Tage erneuerten Kampfe den französischen Ungestüm ab; als sie gegen Mittag wankten, im entscheidenden Augenblicke traf Lestocq mit 6000 Preußen ein. Diese Schar hatte 4 Meilen auf verschneiten Wegen marschiren müssen, um das Schlachtfeld zu erreichen; nun stürzte sie sich unwiderstehlich auf den Feind und warf ihn wieder zurück. Die Erschöpfung beider Theile ließ den Ausgang des Kampfes zweifelhaft; jedes Heer hatte 20,000 Todte oder Verwundete und doch nicht den Sieg. Napoleon war betroffen, es war die erste Schlacht, die er nicht gewonnen; er suchte die Gegner diplomatisch zu überwinden, sie zu trennen und bot dem Könige einen Separatfrieden an. Friedrich Wilhelm ging aus Rechtlichkeit nicht darauf ein, blieb ohne Bedenken seinem Bundesgenossen treu. Beide Heere legten sich nun in die Winterquartiere, die Verbündeten nordöstlich, die Franzosen südwestlich der Passarge.

Indessen fuhr die unfähige preußische Büreaukratie, die bürgerliche wie die militärische, fort, die noch übrigen Wehren des Staats dem Feinde auszuliefern. Nirgends zeigte sich diesmal das Volk so eifrig und aufopferungslustig wie in der Provinz Schlesien; es hätte sich hier durch allgemeine Volksbewaffnung der kraftvollste Widerstand organisiren lassen; aber die Behörden, der Minister Graf Hoym und der General Lindener, dachten nur an Ergebung. Sie hinderten selbst, was von Privatleuten zur Rettung des Ganzen geschah. Es war da ein patriotischer Mann, Graf Pückler, der eine Art von Landwehr ins Leben zu rufen suchte. Aber statt ihn zu unterstützen, arbeiteten ihm die Behörden aus Feigheit und Dummheit entgegen. Verzweiflungsvoll nahm er sich das Leben. So ging Schlesien verloren wie die anderen Provinzen. Auch hier fielen die Festungen schimpflich. Zuerst Glogau. Die Generale von Kraft und von Thile lieferten Breslau, Oberstlieutenant von Hacke Schweidnitz aus (7. Februar). Zu spät schickte der König einen tüchtigen Mann, Graf Götzen, nach Schlesien, er fand nur noch einen Theil der Mittel zum Kriege vor, die vordem hier reichlich vorhanden gewesen; doch richtete er wenigstens den kleinen Krieg ein. Wie es nur an der schlechten Leitung der alten Führer lag, wenn der Staat so rasch und vollständig zusammenbrach, das bewies das Beispiel Kosels. Die Festung hatte nur geringe Vorräthe und eine mäßige Besatzung, die noch dazu theilweise aus Polen bestand; seit Ende Januar belagert, wurde sie überdies durch Krankheiten heimgesucht und viele Polen desertirten; dennoch hielten ihre Befehlshaber, die Obersten Neumann und von Puttkammer, tapfer aus und blieben unbezwungen. Ebenso hielt sich die Festung Glatz. Aber am hellsten leuchtet der Ruhm von Kolbergs zerschossenen Wällen, wo das getreue und starke pommersche Volk die rechten Führer, Schill, Nettelbeck und Gneisenau fand.

Es gab unter den jüngeren Offizieren der preußischen Armee schon vor der Katastrophe von Jena wackere Kriegsmänner genug, aber die Subordination hielt die besseren Elemente in ihrem eisernen Bann. Jetzt da alles aus den Fugen ging, konnte der einzelne zur Geltung kommen. Unter den Subalternen, die es wagten auf eigene Faust zu handeln, gewann keiner so großen Ruhm als der Dragonerlieutenant Ferdinand von Schill. Sobald er in Kolberg von einer bei Auerstädt empfangenen Wunde genesen war, begann er gegen die Fran-

zosen, die in Hinterpommern eingedrungen waren, einen kleinen Krieg. Die Eigenschaften eines Parteigängers besaß er in vollem Maße: tapfer bis zur Verwegenheit, voll Unternehmungsgeist und patriotischer Begeisterung, immer bereit, sein Leben in die Schanze zu lassen, wußte er seinen kühnen leichten Reitersinn auch den Soldaten und Freischärlern einzuflößen, die er bei Kolberg um sich sammelte. Indessen so rastlos auch Schill dem Feinde mit kleinen Streifzügen zusetzte, den größten Antheil an Kolbergs Ruhm hat doch ein schlichter Pfahlbürger, Joachim Nettelbeck. Schon im siebenjährigen Kriege hatte er an der Spitze der braven Bürgerschaft die Stadt ehrenvoll vertheidigen helfen. Jetzt war er fast siebzigjährig, aber noch frisch wie ein Jüngling. Durchwettert von Stürmen der See und des Schicksals, erprobt in Gefahren und Abenteuern aller Art, war er immer derselbe geblieben, derb und ehrenfest, ein kerniger Mann und voll Gemeinsinns, jetzt in seinem väterlichen Gewerbe, in seiner Brauerei, wie vordem auf seinem Schiff, in Kolberg wie in Ostindien, immer ein rechter Preuße von altem Schrot und Korn. Als im Januar 1807 die Franzosen sich um die Stadt legten, war es der alte Nettelbeck, der in die Bresche trat. Denn der Kommandant, Major von Loucadou, ein alter steifer Pedant, redete bald von kapituliren. Nettelbeck ließ solche Gedanken nicht aufkommen. Er befeuert, bewaffnet die Bürgerschaft, treibt sie zum Schanzen und Verpalisadiren, sorgt daß die Umgegend durch die Schleusen unter Wasser gesetzt und daß hinreichend Proviant in die Stadt geschafft wird, und schreibt an den König um einen fähigeren Kommandanten. Am 29. April langte ein solcher an, der Major von Gneisenau, der hier zuerst seine geniale Schöpferkraft bewies. Rasch stellte er zwischen Garnison und Bürgerschaft das gestörte Vertrauen wieder her, belebte oder erhöhte bei allen die kampffreudige Begeisterung und wußte täglich mit geringen Mitteln Neues und Großes dem Feinde in den Weg zu stellen. So schlug er alle Stürme monatelang ab, obwol die Bomben und Granaten die Besatzung furchtbar lichteten und die halbe Stadt zerstörten.

Ebenso glorreich hielt sich Graudenz. Da befehligte zwar auch ein Greis, aber einer von Blüchers und Nettelbecks markiger Kraft: der 73jährige General L'homme de Courbière, von Geburt ein Holländer aber ein friedrichscher Preuße von Gesinnung und That, ein Veteran aus dem siebenjährigen Kriege. Er hatte nur 4500 Mann bei sich, und die Franzosen ließen nicht ab, zu drohen, zu lügen. Ihre Ueberredungskünste wie ihre Kugeln waren hier verloren. Ihr Anführer Savary, meinte seine Aufforderung zur Uebergabe durch die Lüge zu verstärken, ganz Preußen sei bereits in französischer Gewalt, es gebe keinen König von Preußen mehr. „Nun so bin ich König von Graudenz," antwortete ihm der alte Degenknopf und vertheidigte sich kaltblütig weiter. Aber solche Männer befehligten in den Plätzen ersten Ranges nicht, die daher sämmtlich übergingen, zuletzt Danzig. Diese Festung war für den Gang des bevorstehenden Feldzuges von äußerster Wichtigkeit, sie bedrohte Napoleons Rücken und Flanke. Dennoch versäumte Bennigsen, zu ihrer Rettung rechtzeitig genügende Schritte zu thun, und General v. Kalkreuth, der in Danzig kommandirte, schlug sich zwar wacker, aber ohne Gneisenaus Erfindsamkeit und Kühnheit. So gelang es den Belagerern, ihn (25. Mai) zur Kapitulation zu nöthigen, die freilich unter ehrenvollen Bedingungen zu Stande kam. Am 27. zog die Besatzung ab (12,000 Mann),

durch zehnwöchentlichen heftigen Kampf auf zwei Drittel ihres früheren Bestandes herabgebracht. Der französische Befehlshaber Lefebvre wurde dafür von Napoleon mit dem Titel „Herzog von Danzig" belohnt; die Stadt aber erlitt nun von den Franzosen Jahre lang eine harte, willkürliche Behandlung.

Die Russen, die so wenig zur Vertheidigung Preußens thaten, waren desto eifriger im Plündern und Verwüsten. Sie machten das Land zur Einöde, zum Theil aus angeborner moskowitischer Raub- und Zerstörungssucht, zum Theil um ihre eigenen Grenzen durch Wüsten zu decken. Was nützte es dem unglücklichen König von Preußen, daß Alexander gegen ihn von Freundschaftsversicherungen überströmte und sentimental schauspielerisch, wie er war, ihm Treue bis in den Tod schwor? Was nützte es ihm, daß jener die Wiederherstellung der preußischen Monarchie im Vertrage von Bartenstein (26. April) noch einmal feierlich versprach? Eine einzige verlorene Schlacht genügte, ihn umzustimmen.

Napoleon hatte die Zeit der Ruhe gut benutzt; er eröffnete den Sommerfeldzug mit 200,000 Mann, während die Verbündeten ihm höchstens 120,000 Streiter entgegenstellen konnten. Doch blieben die ersten Zusammenstöße unentschieden; ein blutiges Treffen bei Heilsberg am 10. Juni 1807 endete sogar vortheilhaft für die Verbündeten. Vier Tage darauf aber (am 14. Juni) erlag das russische Heer in einer furchtbaren Schlacht bei Preußisch-Friedland der französischen Kriegskunst und Uebermacht. Es räumte das Schlachtfeld, auf dem doch noch mehr Franzosenleichen lagen, und beeilte seinen Rückzug nach dem Memel. Nun mußte auch Lestocq, der Königsberg besetzt hatte, folgen und am 16. rückten die Franzosen in diese letzte Hauptstadt Preußens ein. Die Schlacht bei Friedland entschied den ganzen Krieg, denn der Widerwille der Stockrussen, die von Anfang an des Zaren Einmischung in die deutschen Dinge gemißbilligt hatten, sprach sich jetzt laut und drohend aus: „Warum sollen wir uns noch ferner für die persönliche Freundschaft unseres Kaisers mit dem König von Preußen schlagen?" Sie setzten dem Kaiser so lange zu, bis er nachgab und seine Interessen von denen Preußens trennte. Er ließ mit dem Feinde einen Waffenstillstand schließen und Friedensunterhandlungen anknüpfen. Im preußischen Hauptquartier war die Verzagtheit nicht geringer; die Köckeritz und Kalkreuth jammerten nach Frieden, Frieden um jeden Preis, und der König konnte, auch wenn er gewollt hätte, nicht anders als den Zaren gewähren lassen. Sein Vertrauen wurde jetzt schmählich getäuscht. Alexander machte den Frieden, aber einzig und allein auf Preußens Kosten und zu Rußlands und Frankreichs Nutzen. In einer persönlichen Zusammenkunft (am 25. Juni im Floßpavillon auf dem Memel zu Tilsit) verständigten sich die beiden Kaiser über die Geschicke Europas; leicht wußte Napoleon den eiteln und ehrgeizigen Zaren durch Schmeichelreden und besonders durch große Anerbietungen zu gewinnen; er blendete ihn durch das glänzende Bild einer Theilung der Welt in ein Kaiserthum des Orients und ein Kaiserthum des Occidents;[20] er forderte ihn auf, das schwedische Finnland und die türkischen Donaufürstenthümer an sich zu bringen und überredete ihn, sich an der preußischen Beute zu bereichern und einen Theil des polnischen Südostpreußens anzunehmen. So fiel Alexander ab. Es war dann fruchtlos, daß er am folgenden Tage bei einer zweiten Unterredung seinen Freund mitbrachte. Statt milder zu werden, behandelte Napoleon den gedemüthigten Fürsten

vielmehr mit übermüthigem Hohne. Welche bitteren Worte mußten der König und seine Vertrauten von den Siegern, ja selbst von den Bundesgenossen hören. Friedrich Wilhelm leerte den Wermuthskelch des Unglücks und der Beschimpfung bis zur Neige; er gestattete, daß die Königin Luise von Memel nach Tilsit kam, um durch bewegliche Bitten den harten Sieger zu rühren. Die edle Fürstin brachte dies große Opfer, erschien (6. Juli) vor dem kaiserlichen Plebejer, der sie so pöbelhaft behandelt hatte, als Bittende, weil sie glaubte, zum Besten des Staates zu handeln. Aber sie täuschte sich. Napoleon kannte keine Großmuth. „Wie konnten Sie Krieg mit mir anfangen?“ fragte er sie höhnisch. „Dem Ruhme Friedrichs war es erlaubt,“ antwortete Luise, „uns über unsere Kräfte zu täuschen; wir haben uns getäuscht; so war es beschlossen.“ Auch der König benahm sich vor seinem Ueberwinder mit Würde. Er trug sein schweres Geschick mit stummem Schmerze.

Am 7. Juli 1807 schloß der Zar mit Napoleon ab: Rußland verlor nichts, es gewann noch den bisher preußischen Kreis Bialystok. Preußen aber mußte die Hälfte seines Gebietes, nämlich alle seine Provinzen westlich der Elbe, sowie alle polnischen Erwerbungen abtreten; jene erhielt Napoleons jüngster Bruder Jerome als „König von Westfalen“, diese kamen unter dem Namen eines Herzogthums Warschau an den König von Sachsen; Danzig wurde eine „freie Stadt“ unter sächsisch-polnischem Schutze, also unter französischer Herrschaft. Mit schwerem Herzen unterzeichnete Friedrich Wilhelm am 9. diesen Vertrag. Und Napoleon fügte dann noch weitere Machtgebote hinzu, unerschwingliche Kriegskosten, Eintritt in das Kontinentalsystem und andere Opfer, mit denen der König nicht einmal erlangte, daß die Franzosen, wie es ausgemacht war, am 10. Oktober sein Gebiet räumten; 150,000 Mann stark, lagerten sie noch bis Ende 1808 in dem unglücklichen Lande und sogen es furchtbar aus.

Das war der Friede zu Tilsit, das Ende der alten preußischen Monarchie. Von 5570 Quadratmeilen mit 9,743,000 Einwohnern behielt Preußen nur noch 2877 Quadratmeilen mit 4,938,000 Bewohnern; von seinem Ruhme nur die Erinnerung; von seinen Anstrengungen äußerste Erschöpfung und tiefste Schmach. Das alte feudal-absolutistische System hatte moralisch und materiell einen völligen Bankerot gemacht.

Siebentes Buch.

Preußens Wiedergeburt und Befreiungskrieg.

Die steinsche Reform.

Einen Segen hat das maßlose Elend von Jena bis Tilsit doch gehabt, einen Segen von Gott: es brach den hoffährtigen Sinn der Regierenden; und der furchtbare Druck, den die Franzosen auch nach dem Frieden noch verübten, er ward nicht minder zum Segen, denn er zerstörte die Frivolität der Gebildeten und die stumpfe Gleichgültigkeit der Massen. Das Unglück erwies sich in Preußen als der beste Arzt, es deckte die Schäden auf und predigte Besserung. Die Noth der Zeit zwang auch die Widerstrebenden zu dem, was allen am meisten gebrach, zur Selbsterkenntniß und zu der Einsicht, daß es nur besser werden könne, wenn man selber besser werde.

„Es wird mir immer klarer" — schrieb die Königin Luise im Frühling 1808 ihrem Vater, dem Herzog von Strelitz — „daß alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und als abgelebt in sich zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorberen Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunders, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, und deshalb überflügelte sie uns. Von Napoleon können wir vieles lernen, und es wird nicht verloren sein, was er gethan und ausgerichtet hat. Es wäre Lästerung zu sagen, Gott sei mit ihm; aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein Leben mehr hat, das aber mit den Außendingen fest verwachsen ist, zu begraben."[1] Auch der König nahm sich die furchtbare Lehre zu Herzen; aber doch war es nur der beharrlichen Einwirkung Luisens zu danken, daß er nicht nur eine Reform anordnete, sondern sie auch trotz des Abmahnens seiner Vertrauten, der Köckeritz, Kalkreuth, Zastrow, durchführte.

Als den einzigen, der den Staat wiederherstellen könne, betrachteten alle Einsichtigen den Mann, den der König noch jüngst in Ungnade von sich gestoßen, den Freiherrn vom Stein. Diesen berief der König jetzt zum Retter der Monarchie; Stein vergaß, wie man ihn behandelt und folgte dem Rufe. Am 30. September 1807 traf er in Memel bei Hofe ein, am 4. Oktober ward er an die Spitze der ganzen Zivilverwaltung gestellt.

Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein war ein Rheinländer, geboren 1756 in Nassau an der Lahn, aus einem alten Reichsrittergeschlechte. Seit mehr als zwanzig Jahren hatte er in deutschen, zuletzt in preußischen Staatsdiensten als Diplomat und Verwaltungsbeamter eine reiche Geschäftserfahrung zu dem staatsmännischen Genie gefügt, das ihn auszeichnete. Denn voll idealen Schwunges traf sein durchdringender Geist doch stets den Kern der Wirklichkeit, den Mittelpunkt der reellen Bedürfnisse, und begeistert für alles Edle und Große, für Recht und Freiheit, für Deutschlands Glück und Ehre, strebte er nie über das Erreichbare und Zweckmäßige hinaus. Er besaß eine vielseitige Bildung, gleichmäßig durch das Leben und durch Studium erworben, er besaß eine seltene Harmonie von Theorie und Praxis, aber er besaß noch eins, was seltener war, als Wissen, Bildung, Ideale, nämlich einen Charakter, wie ihn der Reformator seiner Zeit haben muß: kühn durchgreifend mit mächtiger Willenskraft, streng bis zur Härte gegen alles Verkehrte und Entartete, zäh ausdauernd im Kampf mit dem Unverstande und der Bosheit; ein zorniger und starker Eiferer wider den Mißstand alter und neuer Zeit und ein kluger Erfinder, bedachtsamer Pfleger des Besseren. In Haß und Liebe ernsthaft und energisch, wollte er immer die Sache, nie sich selbst; all sein Streben war selbstlos und rein und galt nur dem großen Ganzen; kein Fürstendiener, vielmehr schroff und knorrig in seinem Benehmen, wie in seinem eichenfesten Charakter; aber ein Staatsdiener und ein Edelmann im besten Sinne des Worts. Schlicht und gerade, von altväterischer Sitte, fromm und glaubenstreu, stolz und freigesinnt wie ein rechter altdeutscher Ritter, war er zugleich voll hochherzigen Gemeinsinns; er zuvor hielt für das wahre Merkmal des Adels, daß dieser es den andern Ständen thue in wirklichen Verdiensten um den Staat, in reellen Leistungen für das Vaterland. So dachte und strebte er selbst; Schwierigkeiten und Unfälle irrten ihn nicht, auch nicht der Undank; er blieb sich und seinen Zielen treu. Was er verfolgte, war großartig wie die Ideen von 1789, aber deutsch wie er selbst, nicht französische Gleichmacherei und Masseneinung, sondern deutsche Entwickelung des Besondern und Mannigfachen durch gleichmäßige Berechtigung und Befreiung zu rechter Harmonie, das war die Absicht seiner Staatskunst. Aber das Geschichtliche, Ueberlieferte galt ihm nur so lange für ehrwürdig, als es noch eigenes Leben enthielt; die todten Formen zerbrach er unbedenklich, wenn sie auch deutsch und altersgrau waren; er zerbrach sie ebenso unbedenklich wie die neuen welschen Mißbräuche; das Leben, das reiche, vielfarbige, das in den Eigenthümlichkeiten der deutschen Sonderwesen pulsirte, konnte sich dann erst wieder schön entfalten. Er schonte und pflegte es, er gab jedem das Seine, aber ein jeder sollte auch dem Ganzen das Seine geben. Die Rechte und Freiheiten der wenigen sollten untergehen in dem allgemeinen Recht, in der allgemeinen Freiheit; der Unterthan sich veredeln zum Staatsbürger. Denn das war ihm klar, die

Wurzel des Uebels lag in der Theilnahmlosigkeit des eigentlichen Volkes, in dessen Ueberbürdung und Bevormundung. Es mußte mitrathen, wenn es mithandeln sollte. Es galt, eine Monarchie mit demokratischer Grundlage, ein „wahrhaft deutsches Staatswesen herzustellen, gegründet auf ein freies Bürgerthum, gestützt und getragen durch die Selbstregierung der Gemeinden und Provinzen, vergeistigt durch die echte Freiheit auf den Fundamenten der Gesetze.“ Der absolutistisch-feudale Staat mußte in ein monarchisches Gemeinwesen, der Militärstaat völlig in einen Rechtsstaat verwandelt werden. Dann erst, wenn die drückenden Vorrechte der wenigen abgeschafft, und vor dem Gesetze alle gleich gestellt würden, wenn jeder an der Verwaltung der Gemeindesachen und dadurch an der Lenkung der Geschicke des ganzen Staates mit Rath und That Theil nehme, und eine ständische Volksvertretung den Thron umgebe, dann werde die ganze Nation rechte Liebe zum Vaterlande und unbezwingliche Kraft zu dessen Vertheidigung bekommen. So war Stein kein Revolutionär, aber ein Reformator; ein liberaler Politiker, aber ein wahrhaft konservativer; kurz der deutsche Gegensatz gegen den Napoleonismus, dieses welsche Ungethüm von Jakobinerthum und Despotie. Er war auch dessen erbittertster Feind, und wenn seine Staatskunst, wie er selbst sagt, den Endzweck hatte, „einen sittlichen, religiösen, vaterländischen Geist in der Nation zu heben,“ so sollte sie ihr zugleich „wieder Muth, Selbstvertrauen, Bereitwilligkeit zu jedem Opfer für die Unabhängigkeit und für die Nationalehre einflößen, um bei der ersten günstigen Gelegenheit den blutigen wagnißvollen Kampf für beides zu beginnen.“ Steins Reformen waren daher der Anfang zur Kriegsrüstung und deren bestes Stück.

Mit außerordentlicher Vollmacht betraut, das Staatswesen volksthümlich umzugestalten, fand Stein für sein großes Werk treffliche Gehülfen; die Minister und Räthe von Schön, Stägemann, Niebuhr, von Klewitz, von Hardenberg, meist Aristokraten von Geburt, Demokraten von Gesinnung, arbeiteten ihm in die Hände. Die Königin verehrte in ihm den Retter, und der König überwand sich selbst, indem er ihm mit unbedingtem Vertrauen entgegenkam und Steins Schroffheiten, der kein Höfling war, ertrug. Sein Muth richtete sich vielmehr an diesem großartigen Charakter auf, und er fing wieder an zu hoffen. Denn auch durch seine persönliche Erscheinung übte Stein eine große Gewalt aus. „Auf Steins Angesicht — so schildert ihn E. M. Arndt — waren zwei Welten. Auf dem oberen Theile desselben wohnten fast immer die glanzvollen und sturmlosen Götter. Seine prächtige breite Stirn, seine geistreichsten freundlichen Augen, seine gewaltige Nase verkündeten Ruhe, Tiefsinn und Herrschaft. Davon machte der untere Theil seines Gesichts einen großen Abstich. Der Mund war offenbar der oberen Macht gegenüber zu klein und fein geschnitten, auch das Kinn nicht stark genug. Hier hatten gewöhnliche Sterbliche ihre Wohnung, hier trieben Zorn und Jähzorn ihr Spiel und oft die plötzlichste Heftigkeit, die, Gottlob, wenn man ihr begegnete, sich bald wieder beruhigte. Aber das ist wahr, daß wenn dieser schwächere untere Theil im Zorne zuckte, und der kleine bewegliche Mund mit ungeheurer Geschwindigkeit seine Aussprudelungen vollführte, die oberen Theile wie ein schöner sonniger Olymp noch zu lächeln und selbst die blitzenden Augen nicht zu dräuen schienen, so daß, wenn man vor der unteren Macht erschrak, man durch die obere getröstet ward. Sonst sprach aus allen Zügen dieses herrlichen Mannes Redlichkeit, Frömmigkeit und

Muth. Stein glich ganz auffallend dem Philosophen Fichte. Dieselbe Gestalt ungefähr, kurz, gedrungen, breit. Dieselbe Stirn, nur noch breiter und mehr zurückgebogen. Dieselben kleinen, scharfen, funkelnden Augen; fast dieselbe, nur noch mächtigere Nase; die Worte derb, klar, fest, mit kurzer Geschwindigkeit, gleich Pfeilen von dem Bogen, gerade in das Ziel geschnellt. Dieselbe fichtesche unerbittliche sittliche Strenge."

Die erste große Verbesserung galt dem Zustande der Landesbevölkerung, die noch größtentheils in mittelalterlicher Unfreiheit schmachtete. Am 9. Oktober 1807 erschien das „Edikt über den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums." Danach waren fortan zum eigenthümlichen und zum Pfandbesitz unbeweglicher Grundstücke alle Einwohner des Staats berechtigt, und die gutsherrlichen Rechte nicht mehr an den persönlichen Stand des Besitzers gebunden. Jeder Edelmann durfte bürgerliche Gewerbe treiben, jeder Bürger in den Bauernstand, jeder Bauer in den Bürgerstand treten. Es ward gestattet, Grundstücke zu theilen oder zusammenzuziehen. Das Unterthänigkeitsverhältniß des erblichen Grundbesitzes hörte auf. Sodann wurden auch die Loslassungsgelder, das Zwangsrecht zum Gesindedienst, das Schutzgeld aufgehoben. Der Bauer durfte fortan ohne gutsherrliche Genehmigung erbliche Grundstücke veräußern und verpfänden, sich verheiraten und ein bürgerliches Gewerbe treiben. Für seine eigenen Domänen erließ der König am 28. Oktober 1807 die Verordnung: „Auf meinen sämmtlichen Domänen soll schlechterdings keine Hörigkeit, Leibeigenschaft, Erbunterthänigkeit oder Gutspflicht vom 1. Juni 1808 an stattfinden . . . Ich erkläre meine Domäneninsassen ausdrücklich für freie, von allen der Erbunterthänigkeits-Verbindung anhängenden gesetzlichen Folgen unabhängige Menschen, in der Art, daß sie auch von dem Gesindezwange und Loskaufsgeld beim Verziehen entbunden werden."

Damit fielen die feudalen Ständeunterschiede und die beengenden Schranken zwischen Stadt und Land; es bildete sich ein freier Bauernstand. Am 27. Juli 1808 verlieh der König allen Insassen auf den Domänen (zunächst in dem eigentlichen Preußen) ihre Grundstücke als volles freies Erbeigenthum; so schuf er großmüthig dort auf einem Gebiet von 195 Quadratmeilen 47,000 freie Bauernhofsbesitzer.

Indessen setzte Napoleon sein Aussaugungs-System gegen Preußen unbarmherzig fort. Unter den nichtigsten Vorwänden verweigerte er die Räumung des Landes, preßte vielmehr durch seine Heere dem Staate und den Gemeinden den letzten Groschen ab; denn da er fürchtete, Preußen möchte sich einmal wieder erheben, so wollte er es bis zur Ohnmacht entkräften. Stein traf, um den Staat vor dem Bankerot zu retten, umsichtige Finanzmaßregeln; die königliche Familie gab das Beispiel äußerster Sparsamkeit; aber nur ein großes neues Heilmittel konnte helfen. Der König entschloß sich auf Steins Rath zum Verkauf vieler Domänen; so erhielt man Geld, um die Franzosen endlich zum Abmarsch zu bewegen, und es entstanden zugleich wieder eine Menge neuer Hofbesitzer. Dennoch bedurfte es noch schwerer diplomatischer Arbeit, um den äußeren Feind los zu werden und auch den Junkern und Schranzen, die über Steins „revolutionäre Neuerungen" murrend sich wieder an den König drängten, den Köckeritz, Kalkreuth, Zastrow, Marwitz, die Spitze zu bieten. Stein ermüdete nicht. Er

schritt kühn weiter in seinen Reformen. Nachdem er die Kabinetsregierung beseitigt, ordnete er die Verwaltung ganz neu. Seine Grundsätze waren hier: möglichste Einheit und Kraft in der obersten Leitung durch deren Vereinigung in einem Punkte, in welchem die dem Könige verantwortlichen Minister unter dessen Augen berathen; Behandlung der Geschäfte nach Gegenständen, nicht nach Provinzen; Zuziehung berathender wissenschaftlich-technischer Deputationen; endlich Bildung ständischer Elemente mit zweckmäßiger Theilnahme und Einwirkung auf die Verwaltung. Der klare einheitliche Plan, den er bis ins Einzelne ausarbeitete, erhielt als Verordnung über die veränderte Verfassung der obersten Verwaltungsbehörden erst am 24. November 1808 die königliche Bestätigung; aber da Stein damals entlassen werden mußte, so gelang es der Hofpartei wichtige Theile dieses Werkes wieder auszumerzen, namentlich die Einrichtung eines Staatsraths und die bestimmte Zusage einer reichsständischen Verfassung. Auch so war diese Reform der Verwaltung noch ein bedeutender Fortschritt. Denn die Rechtspflege ward von ihr abgetrennt, die Geschäfte wurden vereinfacht, die Vielregiererei beseitigt.

Dagegen durfte er ein anderes großes Werk vollenden, die Schöpfung eines freien Städtebürgerthums. Am 19. November 1808 erschien als Gesetz die von Stein und von Schrötter ausgearbeitete „Städteordnung". Sie behielt dem Staate nur das oberste Aufsichtsrecht vor und hob den Unterschied zwischen mittelbaren und unmittelbaren Städten, sowie die Abhängigkeit jener von den Gutsherren auf. Statt dessen wurden die Städte nun nach der Zahl der Einwohner in große, mittlere und kleine eingetheilt, und in allen die Selbstverwaltung ein- und durchgeführt. Dieselbe geschah durch den Magistrat und durch die von den Bürgern gewählte Versammlung der Stadtverordneten; Behörden, die einander nebengeordnet waren. Jedem Unbescholtenen, der sich in der Stadt häuslich niedergelassen hatte, stand das Bürgerrecht offen. Die städtischen Lasten mußten von allen Bürgern ohne Ausnahme verhältnißmäßig getragen und öffentliche Stadtämter von jedem übernommen werden; wer dieselben ablehnte, verlor sein Stimmrecht und wurde stärker besteuert. Die Stadtverordneten vertraten die ganze Stadt und wurden durch die Wahl aller stimmfähigen Bürger bestellt. Sie besorgten sämmtliche Gemeindeangelegenheiten und vertheilten die Leistungen und Lasten auf die Bürgerschaft. Das Gesetz und ihre Wahl waren ihre Vollmacht, ihre Ueberzeugung und ihre Ansicht vom gemeinen Besten der Stadt ihre Instruktion, ihr Gewissen aber die einzige Behörde, der sie deshalb Rechenschaft zu geben hatten. Ihr Amt war ein Ehrenamt und mußte unentgeltlich verwaltet werden. Sie wählten den Magistrat, den die Provinzialbehörde bestätigte. Den Oberbürgermeister ernannte der Landesherr aus drei vor den Stadtverordneten präsentirten Bewerbern. Nur der kleinere Theil des Magistrats erhielt Besoldung, die anderen dienten der Ehre halber. Der Magistrat war die ausführende Behörde, doch gehörten alle Verwaltungssachen, die eine dauernde Aufsicht verlangten — wie Kirchen- und Schulsachen, Armenpflege, Bauwesen, Sicherheitsanstalten — in den Amtskreis von Deputationen, die theils aus Magistratspersonen, theils aus Stadtverordneten bestanden.

Andere Verordnungen beseitigten die Fesseln, die den freien Verkehr, die Bewegung des Gewerbes hemmten, besonders manchen Zunftzwang. Stein be-

absichtigte noch mehr: wie er die Vorrechte des Adels bekämpfte, wollte er auch die Herrschaft der Beamten über den Staat, die Bevormundung von oben herab, den Absolutismus des Landesherrn selbst beschränken. Er forderte als Konsequenz der bisherigen Reformen eine Volksvertretung im Staate. Zunächst sollten aus allen Grundbesitzern, ohne Unterschied der Geburt, Provinzialstände hervorgehen, um durch gewählte Mitglieder an der Verwaltung der Provinz Theil zu nehmen. Dadurch würde der Miethlingsgeist, das Formenwesen und der Dienstmechanismus einer kostspieligen Büreaukratie verdrängt, der Eigenthümer fest an sein Vaterland geknüpft, seine Kenntnisse fruchtbar gemacht, die Muße und die Kräfte, die sonst dem Genuß oder Müßiggang verfielen, dem Staate zugewandt und überhaupt der Bürger- und Gemeinsinn belebt werden. Zugleich mit den Landständen sollte auch eine Kreis- und Gemeindeverfassung erstehen, welche eine wahre praktische Freiheit sichern würde. Der Grundsatz der Selbstregierung und Vertretung führte Stein und die ihm gleichgesinnten Staatsmänner, wie Vincke, W. von Humboldt u. a., schon damals auch zur Forderung von Reichsständen, welche die ganze Nation vertreten und — mit dem Recht der Gesetzgebung, Steuerbewilligung, Kontrole über den Staatshaushalt und der Beschwerde — an der Verwaltung des gesammten Staats Theil nehmen sollten.

Indessen damit verstieß man nicht bloß gegen das Interesse der Büreaukratie, sondern auch gegen die Neigungen des Königs zu sehr, als daß dergleichen, zumal nach Steins allzufrühem Rücktritt, hätte in Ausführung kommen können. Stein und seine Freunde durften zufrieden sein, wenigstens den Unterbau des Staats volksthümlich und zeitgemäß haben herstellen zu können.

Die scharnhorstsche Heeresreform.

In keinem Theile des Staatswesens that eine durchgreifende Reform an Haupt und Gliedern so dringend Noth als im Heere; der König erkannte dies selbst sehr wol und setzte gleich nach dem Frieden, am 25. Juli 1807, eine „Militär-Reorganisations-Kommission" ein, um das Heerwesen ganz neu einzurichten. Mit großer Einsicht wählte er die tüchtigsten und talentvollsten Männer seines Heeres, Offiziere, die, bisher in untergeordneteren Stellungen, jetzt erst zur Geltung kamen und sich nachmals den berühmtesten Marschällen Napoleons mehr als gewachsen zeigten. Scharnhorst, Gneisenau, Grolmann, Boyen, Clausewitz — saßen in dieser Kommission; auch Stein gehörte ihr an; die Seele aber der militärischen Reform, welche sie vornahm, war Scharnhorst.

Gerhard Johann David Scharnhorst, geboren im November 1756 zu Hämelsee in Hannover, zeigte früh bei reichen Geistesgaben und großer Wißbegier eine ungemeine Neigung zu militärischen Studien. Sie konnten befriedigt werden als der Vater, ein armer Pächter, plötzlich durch Erbschaft zu bescheidenem Wolstand gelangte; er verschaffte dem Knaben 1772 Aufnahme in die berühmte Kriegsschule des Grafen Wilhelm von der Lippe in Steinhude, wo sich der junge Scharnhorst eine vortreffliche theoretische Vorbildung für sein Fach erwarb. Dann in hannöversche Kriegsdienste getreten, fand derselbe im Feldzuge von 1793 Gelegenheit, sich praktisch zu bewähren und zugleich die neue Kampfart der Fran-

zosen gründlich kennen zu lernen. 1801 ging er als Artillerieoberst in preußischen Dienst über, doch erhielt er keinen bedeutenden Einfluß; er war ja ein Ausländer, noch dazu ein bürgerlicher; die Junker, die damals das große Wort führten, wollten ihm höchstens das Verdienst eines gelehrten Theoretikers zugestehen. Aber gerade dieser „Federfuchser" war im Feldzuge von 1806—7 einer der wenigen Oberoffiziere, die sich mit Auszeichnung schlugen. Jetzt stellte ihn der König an den rechten Platz. Wie Stein ein scharfer Denker, ein unerschütterlich fester, reiner und edler Charakter, ein praktisches Genie bei reichem theoretischen Wissen, unterschied sich der militärische von dem politischen Reformer durch die stille, nüchterne Weise, mit der er zu Werke ging. Seine Persönlichkeit war anspruchslos, seine Formen im Umgange fast eckig und unbeholfen, seine Rede trocken und langsam; aber die Gedanken, die Handlungen überzeugten und bezwangen durch ihre einfache Größe, durch ihre lautere Gediegenheit. Ein wehrhaftes waffengeübtes Volk, kein geworbenes Söldnerheer; bewußte Krieger, nicht seelenlose Exerziermaschinen; sittliche und geistige Hebel statt der bloß mechanischen, die Aemter und Ehren nur dem Verdienste — das waren die Hauptpunkte seines Programms. Man gewöhne den Krieger, auch selbstständig zu denken und zu handeln, man lehre ihn Selbstachtung, indem man ihn mit Achtung behandle, man vergebe die Stellen nicht nach Geburt und Alter, sondern nach der Tüchtigkeit, man erhebe den Wehrstand zu einer allgemeinen Ehrenpflicht aller Staatsbürger — so wird man, verhieß Scharnhorst, ein Heer schaffen, das bereit und fähig ist, das Vaterland aus seinen Ruinen wieder zu erheben.

Neben diesem „Waffenschmied der deutschen Freiheit" ragt als würdiger Genosse Preußens zweiter Kriegsmeister empor: Wilhelm Anton August Neidhard v. Gneisenau. Auch er wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf, die seinen aufstrebenden Geist stählten. Geboren am 27. Oktober 1760 zu Schildau, wurde er in Würzburg und Erfurt erzogen, wohin sein Vater, vordem ein österreichischer Artillerieoffizier, als Subaltern-Beamter übergesiedelt war. Ein Duell trieb den jungen Studenten von der Hochschule in die militärische Laufbahn. Im Jahre 1786 trat er aus ansbachischem Dienst in den preußischen über, wo er bald von seinen Soldaten als humaner und uneigennütziger Führer geliebt, von seinen Mitoffizieren als ein Mann von seltener geistiger Frische und Thatkraft geschätzt, aber von den Vorgesetzten lange übersehen wurde. Erst 1806 ward man auf ihn aufmerksamer; die ruhmvolle Vertheidigung Kolbergs zeigte dann, was er in größeren Wirkungskreisen leisten könne. Zu rechter Entfaltung kam sein schöpferischer Geist freilich erst später, als die Waffen, die jetzt geschmiedet wurden, sich an dem Feinde erproben durften. Da sah man, es war viel Napoleonisches in Gneisenau: dieselbe geniale Fruchtbarkeit, drängende Unruhe des Schaffens, Unermüdlichkeit und Anspannung der äußersten physischen Mittel.[2] Aber selbstlos war er immer mitten in der großen Sache, ließ voll antiker Selbstverleugnung das Persönliche stets zurücktreten. Auch in seinem äußeren Wesen sprach sich seine feurige geistvolle Art aus, er war eine imposante und ritterliche Erscheinung, beredt und witzig, und durch Anmuth und geselliges Talent so liebenswürdig, wie um seiner Verdienste willen der höchsten Ehre werth.

Ihm ähnlich an Kenntniß, Kühnheit und Feldherrntalent war der Major v. Grolmann, während der Major Hermann v. Boyen, ein Ostpreuße

und Schüler Kants, in ruhiger Innerlichkeit des Wesens Scharnhorst näher stand. An uneigennütziger Vaterlandsliebe, an freisinniger Denkungsart und an Eifer für das Reformwerk glichen sie alle einander. Der König selbst zeigte sich nicht allein willig, in die Entwürfe der Kommission ohne Vorurtheil einzugehen, er gab auch sehr viele dem Geiste und den neuen Verhältnissen angemessene Ideen selbst an.

Zunächst galt es, den Offizierstand von allen unwürdigen Elementen zu reinigen. Alle Offiziere, die sich im Laufe des Krieges Fehler hatten zu Schulden kommen lassen, wurden bestraft, die unbrauchbaren und veralteten Elemente beseitigt, die Tüchtigen nach Verdienst hervorgezogen. Die Soldaten erhielten eine einfachere zweckmäßigere Kleidung; Zopf, Locken und Puder wurden für immer abgeschafft, gutes Material angeschafft, die Heereskörper in eine beweglichere Gestalt gebracht. Das ausländische Werben hörte auf, das Heer sollte fortan nur aus Landeskindern gebildet werden. Am 3. August 1808 erschienen die neuen „Kriegsartikel"; sie stellten die Kriegszucht auf besseren Fuß; schafften die Strafe des Gassenlaufens ab, erlaubten die Prügelstrafe nur gegen diejenigen Soldaten, die wegen eines schweren und entehrenden Verbrechens oder wiederholter Vergehungen in eine Strafklasse waren degradirt worden; sie bestimmten ferner: jeder Soldat und Unteroffizier sollte fortan nach Maßgabe seiner Fähigkeiten und Kenntnisse ohne Rücksicht auf die Geburt und bis zu den höchsten Offizierstellen befördert werden; der Offizier seine Untergebenen milde und freundlich, Zivilpersonen mit Achtung und Bescheidenheit behandeln; Ausschweifungen jeder Art machten zum Avancement unfähig. Das „Reglement über die Besetzung der Stellen der Portepee-Fähnriche und über die Wahlen zum Offizier" (vom 6. August) verordnete noch genauer: „Einen Anspruch auf Offizierstellen sollen von nun an in Friedenszeiten nur Kenntnisse und Bildung gewähren, in Kriegszeiten ausgezeichnete Tapferkeit und Ueberblick. Aus der ganzen Nation können daher alle Individuen, die diese Eigenschaften besitzen, auf die höchsten Ehrenstellen im Militär Anspruch machen. Aller bisher stattgehabte Vorzug des Standes hört beim Militär ganz auf, und ein jeder hat, ohne Rücksicht auf seine Herkunft, gleiche Rechte und gleiche Pflichten."

Welchen Unwillen erregten diese volksthümlichen Neuerungen bei der Junkerpartei, die bisher für den Adel die Stellen, für den gemeinen Mann die Prügelstrafe gehabt hatte. Zum Glück war ihr Einfluß beim Könige noch nicht wieder groß genug, um Scharnhorsts Wirken mit Erfolg zu durchkreuzen.

Reform des Volksgeistes.

Der alte Staat war gefallen durch die Schuld der Regierenden; aber auch die Regierten hatten viel an sich gut zu machen; es gab nicht nur an der Monarchie, sondern auch an der Nation große Schäden. Diese Wahrheit brach sich im Elende der Zeit zum Bewußtsein des Volkes Bahn; es ging in sich, und mit der Reform von oben vereinigte sich die Reform von unten. Zuerst trat im Kreise der Gebildetsten ein Umschwung der Meinung ein. Die ästhetische Selbstgenügsamkeit, die götheſche Freude an „ruhiger Bildung" und kosmopolitische Gleich-

gültigkeit gegen die Geschicke des heimischen Staatswesens verloren ihr Ansehen; dafür erfüllte man sich mit dem nationalen Pathos der schillerschen Dichtungen, namentlich des Tell, und die „romantische Schule", die jetzt in der Literatur aufkam, trug viel dazu bei, mit dem Interesse für das deutsche Mittelalter die Lust am Deutschthum überhaupt zu erwecken. Zugleich übte der sittenstrenge Ernst, die männliche Gesinnung der kantischen Philosophie einen immer weiter greifenden Einfluß. So fielen die Worte des Propheten, der nun seine Stimme zu dem geschlagenen beschimpften Volke erhob, auf einen fruchtbaren Boden. Johann Gottlieb Fichte's „Reden an die deutsche Nation", die er im Winter 1807/8 öffentlich zu Berlin unter den Augen der französischen Machthaber hielt, waren eine That, die für die Reform des Nationalgeistes bei den Gebildeten kaum minder folgenreich wirkte als der Eindruck, welchen beim Volke die steinschen Reformwerke machten. Denn er wies klar und scharf, „kein Mensch und kein Gott und keins von allen möglichen Ereignissen kann uns helfen, sondern allein wir selber müssen uns helfen, falls uns geholfen werden soll." Und als das einzige Mittel lehrte er eine gänzliche Veränderung des bisherigen Erziehungswesens; den Willen, den Charakter zu bilden, das sei die Hauptsache; an die Stelle der Selbstliebe trete die Liebe zur Idee, zum Ganzen und Guten. Es thue nur ein jeder einzelne seine Schuldigkeit, so wird es um das Ganze schon gut stehen. Die Bildung zur reinen Sittlichkeit sollte dann zur wahren Religion führen. Zugleich schilderte er mit kühnstem Freimuth die fremde Despotie und die Schande der Gegenwart, aber auch mit hinreißender Beredsamkeit die hohen Vorzüge des deutschen Wesens. So strafte und lehrte, so tröstete und erhob er die zahlreiche und erlesene Zuhörerschaft, die sich begeistert um sein Katheder im runden Saal der berliner Akademie drängte, während draußen französische Trommeln lärmten und drinnen französische Aufpasser spähten. So groß und tief und stolz wie dieser Webersohn hatte noch niemand von der deutschen Nation gesprochen, so volksthümlich und praktisch wie dieser ideale Philosoph noch keiner den Nagel auf den Kopf getroffen. Es war zum großen Theil seiner Anregung zu verdanken, daß man in Preußen begann den Volksunterricht nach pestalozzischer Methode zu verbessern, welche das Können und Wollen, nicht bloß das Wissen erzielte.

Auf religiösem Gebiete arbeitete Schleiermacher, der tiefsinnige und vorurtheilslose Gottesgelehrte, mit ebenso großem Erfolge auf eine Erneuerung des Volksgeistes hin. Seine frischen geistvollen Predigten fesselten und bekehrten bald das bisher so frivole Berlin. Die Leichtsinnigen und die Ungläubigen wurden erweckt, erbaut und indem sie ihre Gesinnung läutern und das bessere Theil in sich obsiegen ließen, mit wahrhafter Frömmigkeit erfüllt. Starre Glaubenssätze thaten es nicht, sondern das aufrichtige mannhafte Streben nach Heilung des Herzens, wozu er anzuleiten wußte. Aber wie er das verknöcherte Dogmenthum der Altgläubigen verwarf, so wollte er auch nichts wissen von den „übel zusammengenähten Bruchstücken von Metaphysik und Moral, die man jetzt aufgeklärtes Christenthum nenne." Den größten Werth legte er auf die praktische Bethätigung der Gottseligkeit, und als eifriger Patriot stellte er die Opfer fürs Vaterland oben an. Jeder rechte Preuße und gute Christ hielt damals Napoleon für das böse Prinzip, für einen Teufel in Menschengestalt.

In demselben Sinne wie Fichte und Schleiermacher wirkten durch Wort und Schrift noch manche andere vortreffliche Gelehrte, namentlich Wilhelm v. Humboldt, Niebuhr, der Staatsmann Graf Dohna, die aus dem abgetretenen Halle vertriebenen Professoren Friedrich August Wolf, Klaproth u. a. Sie bereiteten die Gründung einer neuen Hochschule in Berlin vor, welche (1810 eröffnet) im Geiste ihrer Stifter das Forschen und Wissen mit dem Leben in Verbindung setzte, die Wissenschaft auf den Staat bezog, indem sie als eine Hauptaufgabe die Belebung und Pflege des deutschen, des vaterländischen Sinnes verfolgte. Ihre Jünger sollten nicht zu bloßen Gelehrten und Beamten, sondern zu deutschen Staatsbürgern erzogen werden. Zur Erhöhung des geistigen Lebens in Schlesien trug es in ähnlicher Weise bei, daß im folgenden Jahre die frankfurter Universität nach Breslau verlegt und mit der dort seit 1702 bestehenden katholischen Fakultät vereinigt wurde.

Einen großen Antheil an der Erweckung des vaterländischen Sinnes hatte schon damals ein Mann, dessen Name später in ganz Deutschland mit dem Begriffe des Deutschthums unauflöslich verbunden schien: Ernst Moritz Arndt, ein Pommer aus Rügen, „der deutscheste Mann"; aus seinem Buche „Geist der Zeit" sprühte der helle tapferste Zorn wider alles Welsche, wider das Undeutsche und Schlechte, und befeuerte jedes männliche Gemüth mit leidenschaftlicher Vaterlandsliebe und grimmigem Hasse gegen die fremden Dränger.

Diese Gefühle vereinigten alle Tüchtigen in Preußen zu einem unsichtbaren Heere, das zum Volkskampf loszubrechen brannte. Das Mittel dazu sahen viele in einem Bunde, der die Gleichgesinnten eng zusammenführe. In dieser Absicht stifteten einige Vaterlandsfreunde im Frühjahr 1809 zu Königsberg, nach Berlin dem mächtigsten Brennpunkte der neuen geistigen Bewegung, einen „sittlich-wissenschaftlichen Verein", der den Namen „Tugendbund" erhielt und sich besonders in der Provinz Preußen, doch auch in anderen Theilen des Staates ausbreitete. Seine eigentliche Aufgabe sah er darin, eine Volksbewaffnung zum Kampf für die Unabhängigkeit und den zu ihrem Gelingen erforderlichen Geist vorzubereiten Dies war ja überhaupt das Ziel, worauf zunächst alle Reformen, die militärischen wie die politischen, die sittlichen wie die religiösen, hinsteuerten.

Stillstand.

Was alle Reformer in Preußen verkündeten, nur die nationale Kraft der Völker könne den Bonopartismus bezwingen, das erhielt im Sommer 1808 aus dem fernen Spanien eine glänzende Bestätigung. Mit leichter Mühe hatte Napoleon hier den Staat umgestürzt und die pyrenäische Halbinsel zu einem bonopartischen Vasallenreiche erklärt; aber einmüthig und entschlossen erhob sich sofort das spanische Volk für sein nationales Dasein, warf in wüthendem Kampfe die Eindringlinge wieder aus seinem Lande hinaus und bot muthig der ganzen Macht des Kaiserreichs Trotz. „Ich weiß nicht, warum wir uns nicht den Spaniern gleich achten sollen?" schrieb Blücher damals an einem Gleichgesinnten, und dieselbe zornige Frage warfen alle energischen Vaterlandsfreunde in Preußen auf. Stein, Scharnhorst und die anderen drangen in den König, die günstige

Stimmung des Volks, die erneute Tüchtigkeit des Heeres zu benutzen, außer den 80,000 Mann regelmäßiger Truppen, über die man durch Einberufung der Beurlaubten bereits verfügen konnte, eine allgemeine Volksbewaffnung anzuordnen und im Bunde mit Oesterreich loszubrechen. Aber der König mißtraute seinem Volke, es schien ihm unglaublich, daß der kleine preußische Staat so ungeheure Kraftäußerungen, als Stein ihm zumuthe, fähig sei. Er mißtraute auch Oesterreich's Macht und Wolgesinntheit und meinte, jener Staat würde am Ende die Hauptlast des deutschen Krieges auf Preußen wälzen und den Bundesgenossen im Stich lassen. Dagegen hatte er ein blindes Vertrauen auf den Zaren, und dieser, in der Hoffnung durch einen Bund mit Napoleon für sich die größten Vortheile zu erlangen, rieth gerade jetzt entschiedener als je zur Nachgiebigkeit, zum geduldigen Ertragen. Friedrich Wilhelm, von Natur großen Entschlüssen abgeneigt, schwankte, zauderte. Da ereignete sich ein Zwischenfall, der den König entschied. Stein hatte einem hohen preußischen Beamten, dem Fürsten Wittgenstein in Dobberan, einen Brief geschrieben, worin er unter anderm die Nothwendigkeit eines allgemeinen und einträchtigen Widerstandes der beiden deutschen Hauptmächte gegen Napoleon besprach. Diesen Brief sandte er durch einen, wie es schien zuverlässigen Boten, einen gewissen Koppe, von Königsberg über Berlin ab. Aber fremde und einheimische Feinde des Ministers lagen auf der Lauer; den französischen Befehlshabern in Berlin wurde die Wichtigkeit der Papiere, die Koppe mit sich führe, verrathen, der Bote daher bei Spandau von den Franzosen angehalten, der Brief ihm abgenommen und an Napoleon gesandt. Dieser beeilte sich, davon Nutzen zu ziehen; er schüchterte durch Drohungen die preußischen Bevollmächtigten in Paris dergestalt ein, daß sie sofort (am 8. September 1808) einen Vertrag als Erläuterung des tilsiter Friedens unterzeichneten, in welchem Preußen den Abzug der Franzosen durch ungeheure Opfer erkaufte: es mußte trotz der erpreßten Kontribution noch 140 Millionen Francs zahlen, in den Festungen Glogau, Küstrin und Stettin bis zur Abzahlung dieser Schuld 10,000 Mann Franzosen ernähren, sieben Militärstraßen bewilligen und sich verpflichten, selber nicht mehr als 42,000 Soldaten zu halten, auch die Bildung einer Landwehr und Volksbewaffnung nicht vorzunehmen; ja es sollte sogar für den drohenden Krieg mit Oesterreich den Franzosen Hülfstruppen stellen. Vergebens drangen Stein, Scharnhorst, Gneisenau und andere enschlossene Männer in den König, diesen schimpflichen Vertrag zurückzuweisen und sich eng mit Oesterreich zum Kriege zu verbinden. Die Friedenspartei überwog. Sie bestand aus sehr verschiedenen Elementen. Da war zuerst die „Junker-" oder „ritterschaftliche" Partei, ein großer Theil des begüterten Landadels, zumal der Kurmark. Sie kämpfte gegen die Reform meist offen und ehrlich. Sie war bereit für den Staat Opfer zu bringen, aber sie hielt fest an ihren Standesvorrechten: Grundsteuer-Freiheit, ausschließlichem Besitz der Offizierstellen, Stiftsstellen, Hofämter und anderer einträglicher Pfründen; sie wünschten eine repräsentative Verfassung, aber nur die alte ständische, die im Grunde bloß den angesessenen Adel berücksichtigte. An ihrer Spitze stand der Oberstlieutenant v. d. Marwitz, ein tapferer Soldat, aber einer der verstocktesten Junker, der in den politischen Reformen nichts als verwerfliche Revolution und den Ruin des Landes sah. Er und seine Genossen wollten vor allem mit dem Minister dessen

politisches System stürzen, und da der Krieg nur möglich war als ein Volkskrieg, da Stein gar — horribile dictu — vorschlug, beim Ausbruch des Krieges den Adel aufzuheben und nachher nur den Adel derer anzuerkennen, die sich im Kriege auszeichnen würden, so waren die Junker gegen den Krieg, wie gegen alles, was von Stein ausging und seine Stellung stützen mußte. Noch weit wirksamer ward Stein von der „französischen" Partei angefeindet. Diese bestand theils aus jenen Mittelmäßigkeiten, die der König gern hatte, den Köckeritz, Zastrow, Kalkreuth, welche Ruhe und Frieden um jeden Preis wünschten und das Heil nur in der Nachgiebigkeit gegen Napoleon sahen, theils aus feilen Knechtseelen oder blöden Schwächlingen, die sich von den Franzosen hatten erkaufen oder geistig wie leiblich unterjochen lassen. Sie hatten in Königsberg und in Berlin, am preußischen Hofe und bei den französischen Märschällen ihre Verbindungen; sie kämpften insgeheim, indem sie die Absichten der Reformminister verdächtigten, und auf alle Weise das Gemüth des Königs und der Königin gegen Stein einzunehmen suchten. Endlich waren da noch einige persönliche Neider, Altenstein, der Geheime Rath Nagler u. a., welche auf Kosten des leitenden Ministers höhere Aemter zu erlangen wünschten. Alle diese bildeten so zu sagen eine große Verschwörung der Friedens- und Reaktionspartei. Es verbreitete sich vom Hofe aus die Ansicht, Stein sei ein guter Minister für das Volk, aber nicht für den König; und bei den Franzosen die Ueberzeugung, Stein sei Napoleons gefährlichster Feind. Die Nachtheile des pariser Vertrages gab man dem unbesonnenen Kriegseifer des Ministers Schuld; es schien rathsam, den Groll des gewaltigen Kaisers zu besänftigen und mit Klugheit das Joch zu tragen, damit es leichter werde; es wurde vor allem auf den Zaren gewiesen, der eben mit Napoleon zu Erfurt freundschaftlich verkehrte (27. September), und auf die ungeheure Macht des abendländischen Kaisers, der dort die Huldigungen seiner gekrönten Vasallen, der Rheinbundfürsten und seiner Brüder, der Könige von Holland, Neapel, Spanien entgegennahm. Friedrich Wilhelm gab nach. Ohne daß Stein darum wußte, ertheilte er (29. September) dem Grafen Golz den Auftrag, den pariser Vertrag in seinem Namen zu unterzeichnen. Er verzichtete damit auf jene kühnen Gedanken des Widerstandes und unterwarf sich der französischen Diktatur. Darin bestärkte ihn der Zar, der auf dem erfurter Kongreß einen förmlichen Bund mit Napoleon geschlossen und für die Zusicherung Finnlands und der Donaufürstenthümer es übernommen hatte, den König von Preußen in friedlicher Stimmung zu erhalten. Steins Entlassung war nun nothwendig geworden, sie erfolgte am 24. November 1808. Sein Lohn war die allgemeine Trauer des Volks um ihn und die Liebe der Besten. Sie tröstete ihn über den Undank und die Unwürdigkeit der kleinen, aber mächtigen Partei, welche nun jubelte. Merkwürdiger Weise gehörte zu dieser auch ein Mann, den seine Großthaten später zu einem der Heroen des Befreiungskrieges gemacht haben, York! Jetzt war er noch so sehr in der kurzsichtigen, engherzigen Junkerpolitik befangen, daß er beim Sturze des großen Reformers schadenfroh ausrief: „ein unsinniger Kopf sei schon zertreten, und das andere Natterngeschmeiß werde sich wol in seinem eigenen Gifte auflösen."[3] Wenn sich nun auch die Hoffnungen der Reaktion nicht ganz erfüllten, so gerieth doch das Reformwerk allerdings ins Stocken. Stein hatte vor seinem Rücktritte ein von dem Minister Schön entworfenes Schriftstück unterzeichnet, das

gleichsam sein politisches Testament war und den Plan angab, nach welchem der Ausbau der begonnen Reform weiter erfolgen müsse. Aber die mittelmäßigen Leute, denen der König nun wieder sein Ohr lieh, waren ohne die Kraft oder ohne den Willen Steins Arbeit fortzusetzen. Er selbst konnte nicht einmal als Privatmann in dieser Richtung mehr nützen. Denn am 16. Dezember erschien ein kaiserliches Dekret, worin Napoleon „einen gewissen Stein, der Unruhen in Deutschland zu erregen suche" für einen Feind Frankreichs und des Rheinbunds erklärte und zu verhaften befahl. Diese Aechtung, vor der das gedemüthigte Preußen den edeln Mann nicht schützen konnte, trieb Stein ins Ausland. Er entkam glücklich nach Böhmen und fand später in Rußland eine Freistatt, wo er fortfuhr, für die Wiedererhebung Deutschlands zu wirken.

Das Ministerium Altenstein, welches nun Steins Erbschaft antrat, war ohne Einheit, Leben und Kraft; es betrieb die Geschäfte mit Halbheit, Schwäche und Kurzsichtigkeit. Zwar, davon konnte keine Rede sein, daß Preußen den Franzosen, wie der pariser Vertrag forderte, ein Hülfskorps stellte; aber ebenso wenig trat der König für Oesterreich auf. Er wartete ab, und so geschah es, daß Oesterreich wieder allein in den Kampf ging und der französisch-deutschen Kraft erlag; denn die Heere, mit denen Napoleon die Schlachten an der Donau von Hausen bis Wien schlug, bestanden zumeist aus Rheinbundstruppen. Eine Volkserhebung größerer Art fand nur in Tirol Statt. In Mittel- und Norddeutschland war sie möglich, wenn Preußen an die Spitze trat und die Massen mitfortriß. Da der König zauderte, so handelten einzelne kühne Männer auf eigene Hand. In Hessen suchte Oberst von Dörnberg einen Aufstand zu entzünden, in Preußen brach Ferdinand von Schill los. Dieser verwegene Reitersmann glühte, wie so viele in Preußen, vor Kampfesungeduld. Als nun Oesterreich im Frühling 1809 das Schwert zog und die deutschen Völker zur Erhebung aufrief, fühlte er in sich den Beruf, durch frische wagende That die deutsche Nation zum Aufstande mitzureißen. Auch anderen schien er die rechte Persönlichkeit; nicht bloß die Bevölkerung in Berlin, wo er jetzt als Husarenmajor stand, sondern auch in den übrigen Provinzen verehrte den berühmten Parteigänger. Er war der Abgott der Berliner: „der stattliche lebensfrische Mann von 36 Jahren in dem malerischen Husarenkleid war nicht nur eine martialische, sondern zugleich eine liebenswürdige Erscheinung. Sein feuriges schwarzes Auge, sein freundliches und wolwollendes Wesen imponirte und gewann zugleich. Sparsam und mäßig in seinen eigenen Bedürfnissen, großmüthig gegen den Bedürftigen, freigebig gegen seine Waffengefährten, von unübertroffener Tapferkeit und einem frischen feurigen Wesen, auch mit einer natürlichen Gabe populärer Beredsamkeit ausgestattet, war er ganz dazu geschaffen, ein Liebling des Volkes zu werden." Man übersah gern eine krampfhafte Unruhe in seinem Wesen, ein Abspringen von einem aufs andere und neben der Neigung zu kecken Husarenstreichen den Starrsinn, den er besonnenem Rath entgegensetzte.[4] Man übersah auch seinen Mangel an Scharfblick und Geist, der bei einem Parteigänger durch Tapferkeit und List ersetzbar war, aber es unmöglich machte, daß er je hätte ein Feldherr sein können.

Am 28. April 1809 zog er mit seinem Regiment aus Berlin zum hallischen Thore hinaus, anscheinend, um draußen auf dem Exerzierplatze eine Uebung vorzunehmen. Plötzlich ließ er Halt machen und verkündete seinen Entschluß, den

Kampf gegen den fremden Tyrannen aufzunehmen. Mit freudigem Hurrahruf folgte ihm die Mannschaft. Nun gings der Elbe zu; in Dessau erließ er einen feurigen Aufruf zum Aufstande, drang am 3. Mai in Halle ein. Aber die Deutschen waren keine Spanier; nur hie und da rührte sich einer, die ungeheure Mehrzahl blieb still. Auch Dörnbergs Unternehmung war rasch erstickt worden. So kehrte Schill denn wieder um. Bei Dodendorf unweit Magdeburgs stellte sich ihm (5. Mai) eine Abtheilung westphälischer Truppen in den Weg; sie wurde zersprengt. Am 12. Mai stießen bei Arneburg noch 160 Infanteristen, geführt von Lieutenant von Quistorp, ein, die sich heimlich aus Berlin aufgemacht, Schills Schicksal zu theilen. Aber sonst war kein namhafter Zuzug zu rühmen. Denn der König mißbilligte in den schärfsten Ausdrücken Schills „unglaubliche That" und befahl jedem preußischen Soldaten sich ruhig zu verhalten. Dagegen rückten von allen Seiten französische und rheinbündische Truppen heran. Nach planlosem Hin- und Herziehen stürmte Schill zuletzt mit 1500 Mann durch Mecklenburg und warf sich mitten durch die Feinde auf Stralsund, eroberte es und gedachte, sich hier zu halten. Aber schon am 31. Mai eroberten die Schergen Napoleons, 6000 Mann holländischer, oldenburgischer, dänischer Truppen, den schwach befestigten Platz. Ein erbitterter Kampf Mann gegen Mann entbrannte in den Straßen. Die Schillschen verkauften ihr Leben theuer; ein par hundert schlugen sich durch und retteten sich nach Preußen; die Mehrzahl fiel oder wurde gefangen. Zu den Gefallenen gehörte auch Schill; im Handgemenge war er erschossen worden. Die Franzosen und ihre Handlanger behandelten die Besiegten mit wilder Grausamkeit. Napoleon erklärte Schill für einen Räuberhauptmann und seine Truppe für eine Bande. Er ließ 14 von den Gemeinen und alle gefangenen Offiziere kriegsrechtlich erschießen. Am 16. September erfolgte zu Wesel an den letzteren das Blutgericht. Die Namen der 11 Märtyrer waren: zwei Brüder von Wedell, von Keller, Jahn, Gabain, von Flemming, von Kessenbringk, von Trachenberg, drei Berliner: Schmidt, Felgentreu, Galle. Sie starben mit heroischem Muthe. Die übrigen Gefangenen (543) wurden in französische Kerker oder auf Galeren geschleppt. Selbst an Schills Leichnam ließen die Sieger ihre Rachsucht aus; die Holländer schnitten ihm das Haupt ab und bewahrten es später in Leyden als Merkwürdigkeit. Nach den Befreiungskriegen drangen Nettelbeck und andere vergebens in die preußische Regierung, das Heldenhaupt zurückzufordern; erst 1837 wurde es nach Deutschland zurückgebracht und bei seinen Waffengefährten zu Braunschweig bestattet. Als man aber gar des Königs Einwilligung nachsuchte, die Stelle in Stralsund, wo Schill seinen braven Reitertod gefunden, mit einem Stein zu bezeichnen, schlug Friedrich Wilhelm es ab mit den Worten: „Nicht passend, der Insubordination Ehrendenkmale zu errichten."[5] Doch ließ er es zu, daß den zu Wesel Gemordeten am 31. März 1835 von der preußischen Armee ein Denkmal errichtet wurde.

Der Unwille über Dörnbergs Empörungsumtriebe, über Schills Eigenmächtigkeit und die Besorgniß vor allen heftigen volksthümlichen Regungen waren nicht die geringsten Motive, die 1809 Friedrich Wilhelm zum Stillsitzen bewogen. Am meisten aber wirkte immer die Rücksicht auf Rußland. Er hatte viel Lust loszubrechen, aber er wollte es nicht ohne russische Hülfe und versprach dem Zaren daher gern, wenn überhaupt, so doch nur im Verein mit ihm in den Kampf zu

gehen; Alexander aber hielt an seinem Bündniß mit dem Kaiser des Occidents, von dem er sich noch Vortheile versprach, fest und mahnte den Freund auch nach dem Siege der Oesterreicher bei Aspern (21. Mai) vom Handeln ab.[6] Die preußische Kriegspartei war in Verzweiflung; Blücher forderte zornig seinen Abschied, der ihm doch nicht gewährt wurde. Einige Hitzköpfe, pommersche Edelleute, planten gar, den König zu entthronen und den kühneren Prinzen Wilhelm auf den Thron zu setzen![7] Es blieb indeß bei dem Gedanken, der übrigens so ungerecht als thöricht war. Denn Friedrich Wilhelm hat diesmal aller Wahrscheinlichkeit nach sehr Recht gehabt, wenn er sich des Krieges enthielt. Oesterreich hatte eine Schlacht gewinnen können, aber seine Kraft war erschöpft, der Staat aus den Fugen, die Verwaltung unordentlich und zerfahren.[8] Andrerseits hatte Napoleon bald hinreichende Verstärkungen an sich gezogen, um den Gegner wieder mit Uebermacht angreifen zu können. Am 5. und 6. Juli schlug er ihn bei Wagram, und Oesterreich mußte sein Heil nun im Unterhandeln suchen. Es nahm zuletzt doch einen entehrenden und harten Frieden an (14. Oktober zu Schönbrunn), weil Napoleon den Kaiser Franz an dessen schwacher Seite, an der Selbstsucht, faßte und Frieden ohne alle Verluste anbot, falls jener zu Gunsten seines Bruders Ferdinand der Krone entsage. Da beeilte sich Franz, den Frieden zu unterzeichnen, der zwar dem Staate 2000 Quadratmeilen mit 3 Millionen Einwohnern raubte, aber ihm selbst den Thron ließ. Mit empörendem Kaltsinn opferte er auch die treuen Tiroler auf und erniedrigte sich dann noch, der Schwiegervater des Mannes zu werden, der ihn mit Schmach und Unheil überhäuft hatte und den er unter allen Menschen am bittersten haßte.

So fielen die Hoffnungen der deutschen Patrioten wieder zu Boden; Oesterreich war bezwungen, Preußen beharrte in seinen Banden, und das Volk im Ganzen und Großen hatte eine eigene Thatkraft nicht gezeigt, Dörnbergs, Schills Versuche waren an der deutschen Unbehülflichkeit gescheitert oder an der Schlaffheit fruchtlos abgeglitten, ebenso wie im Juli der kühne Versuch des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig, der mit einer kleinen Truppenabtheilung, den „Schwarzen", aus Oesterreich in Sachsen einfiel und sich dann einen Weg durch die Feinde bis zur Nordsee zur Rettung auf englische Schiffe bahnte. Die einzige Frucht war die Ueberzeugung, daß in der Nation jetzt wenigstens der Gedanke eines gewaltsamen Widerstandes tiefere Wurzeln geschlagen habe. Zur That, zur großen allgemeinen, war freilich für jetzt keine Aussicht mehr. Vielmehr schlug die patriotische Erregung bei vielen in pessimistischen Widerwillen um, namentlich in Preußen, wo man mit der inneren Politik der Regierung nicht zufriedener war als mit der äußeren. Denn das Ministerium Altenstein verwaltete ohne Plan und Ziel, ließ die Trümmer der alten Staatsordnung, die Anfänge der neuen stehen, wie sie waren; ein frischer schöpferischer Geist waltete nur noch im Unterrichtsministerium, dem Wilhelm v. Humboldt vorstand. Sonst wurden Steins Ueberlieferungen nur im einzelnen lebendig erhalten, in den Provinzen hie und da durch treffliche Beamte, vornehmlich durch die Regierungspräsidenten Schön, Sack, Merkel, Vincke. Selbst die Reform des Heeres machte nicht solche Fortschritte, wie Scharnhorst es wünschte. Der König fühlte selber, wie wenig die neuen Rathgeber ihm die alten ersetzten. Dennoch brachte jene nur die äußere Lage zu Fall. Durch mancherlei Nachgiebigkeiten, wie die

formelle Entlassung Scharnhorsts, die Auflösung des Tugendbundes (31. Dezbr. 1809), die Rückkehr des Königs und seiner Familie nach Berlin in das Bereich der Franzosen (23. Dezember 1809), hatte Napoleons Groll besänftigt werden sollen. Aber er milderte den Druck nicht, sondern forderte drohend die noch rückständigen Kriegssteuern. Woher das Geld nehmen? Die Zerrüttung der Finanzen war so groß, daß man dem Könige vorgeschlagen hatte, den Staatsbankerot zu erklären; edel hatte er es abgelehnt und die Hälfte der Kontributionen auf seine Domänen übernommen; aber dieses Mittel milderte zwar, doch hob nicht die Noth. Altenstein wußte keinen Rath, seine kleinen Finanzkünste verfingen nichts, zu großen Ideen war er nicht der Mann; so schlug er denn dem Könige vor, statt des Geldes dem französischen Kaiser — Schlesien abzutreten! Das war doch zu viel. Der König verwarf den elenden Antrag und den jämmerlichen Minister. Am 6. Juni 1810 ward das Ministerium Altenstein entlassen und Hardenberg mit der Leitung der Geschäfte betraut.

Die hardenbergsche Gesetzgebung.

Der Freiherr Karl August v. Hardenberg (geb. 1750) war ein Hannoveraner, aber seit 1792 in preußischen Diensten und dem Staate, dem er als Diplomat und Verwaltungsbeamter manchen guten Dienst geleistet hatte, aufrichtig ergeben. Bei den Deutschen und Freigesinnten galt er als ein würdiger Nachfolger Steins; wenigstens war er ein unterrichteter, hellsehender, wolwollender und gewandter Geschäftsmann. Steins großartigen Charakter besaß er nicht; seine angenehmen gewinnenden Formen umhüllten eher einen gewissen weltmännisch leichtfertigen Sinn. Aber er wußte ganz wol, was dem Staate Noth that, und hatte den festen Willen, in Steins Fußtapfen zu treten. Als er nun im Juni 1810 unter dem Titel eines Staatskanzlers die obere Leitung sämmtlicher Staatsangelegenheiten erhielt, nahm er mit Energie und Talent das Reformwerk wieder auf und brachte in die ganze preußische Politik wieder ein festeres System. Es galt zunächst, der Finanznoth zu steuern, den drohenden Staatsbankerot abzuwenden; da aber dies nur dadurch erreicht werden konnte, daß man an die Steuerkraft des Volkes größere Ansprüche machte und zugleich dessen Hülfsquellen vermehrte, ward es dem Staatskanzler leicht, die Einwilligung des Königs zu Reformen zu erlangen, welche das alte Staatswesen gründlich umgestalteten.

Zuerst erhielten die obersten Staatsbehörden eine Einrichtung, welche sie im Sinne von Steins politischem Testamente einheitlich ordnete, aber dabei dem Staatskanzler eine so ausgedehnte Macht ertheilte, daß er eine unbeschränkte Büreaukratie auszuüben vermochte. Denn Hardenberg erkannte ganz richtig, daß er die liberale Reform nur mit Hülfe der Büreaukratie, d. h. der freisinnigen gebildeten Staats-Beamten werde durchführen können. Am folgenden Tage (28. Oktober 1810) erschienen noch wichtigere Verordnungen, die das Abgabenwesen umschufen: Aufhebung aller Steuerbefreiungen, auch der Grundsteuerfreiheiten — ein Keulenschlag auf das Haupt der Junkerpartei; alle Einwohner sollten gleichmäßig nach ihrem Vermögen steuern, die Verbrauchs-

und Luxussteuer vom ganzen Lande getragen werden. Einführung der Gewerbefreiheit, Abschaffung alles Mühlen-, Bier- und Branntweinzwanges und jeder anderen Bann- und Zwanggerechtigkeit — das schnitt dem Zunftwesen den alten Zopf ab. Darauf folgte (30. Oktober) die Aufhebung der Naturallieferungen und der Vorspannspflicht, zum großen Nutzen des Bauern; ferner die Einziehung aller Klöster und geistlichen Stifter, und eine Gesindeordnung, welche das Verhältniß zwischen Herrschaft und Gesinde auf den Begriff des Vertrages zurückführte; dann einige Handelsgesetze, die den Verkehr erleichterten; zuletzt (im Mai 1811) die Erlaubniß, alle Domanialabgaben abzulösen.

Auch eine zweckmäßig eingerichtete Volksvertretung, sowol der Provinzen als des ganzen Staats, war in der Verordnung vom 27. Oktober 1810 verheißen, kam aber nicht zur Ausführung. Hardenberg hatte auch so schon gegen die Reaktionspartei einen schweren Stand. Namentlich die kurmärkischen Junker liefen gegen ihn und die ganze „revolutionäre stein-hardenbergsche" Gesetzgebung Sturm. Ihre heftigsten Wortführer wollten nichts davon wissen, daß der Adlige ein Mensch sein solle wie ein anderer; er sei vielmehr ein grundbesitzender Herr mit verfassungsmäßigen Rechten, ein Vasall, der seinem Landesherrn Treue, seinem Vaterlande den Schutz seines Schwertes schulde, übrigens aber auf seinem Boden (d. h. über seine Bauern) zu befehlen habe. Ihr Widerstand war indeß vor der Hand vergeblich. Hardenberg berief im Februar 1811 eine Versammlung von Notabeln, ständischen Deputirten aller Provinzen, meist Rittergutsbesitzern, nach Berlin, um ihren Widerspruch durch vernünftige Worte zu entkräften. „Das neue System," sagte er ihnen, „das einzige, wodurch Wolstand begründet werden kann, beruht darauf, daß jeder Einwohner des Staats, persönlich frei, seine Kräfte auch frei entwickeln und benutzen könne, ohne durch die Willkür eines andern darin behindert zu werden; daß niemand einseitig eine Last trage, die nicht gemeinsam und mit gleichen Kräften getragen werde; daß die Gleichheit vor dem Gesetze einem jeden Staatsunterthan gesichert sei, und daß die Gerechtigkeit streng und pünktlich gehandhabt werde; daß das Verdienst, in welchem Stande es sich finde, ungehindert emporstreben könne; daß in die Verwaltung Einheit, Ordnung und Kraft gelegt; daß endlich durch Erziehung, durch echte Religiösität und durch jede zweckmäßige Einrichtung ein Interesse und ein Sinn gebildet werde, auf dem unser Wolstand und unsere Sicherheit begründet werden können." Aber die Notabeln waren nicht zu überzeugen; ein Theil von ihnen legte vielmehr gegen alle diese „neuen Theorien," besonders gegen die Gewerbefreiheit, die Gleichheit aller Stände und die Mobilisirung alles Grundeigenthums Protest ein; sie prophezeihten, man werde mit diesen Reformen aus dem alten ehrlichen brandenburgischen Preußen einen neumodischen „Judenstaat" machen. Hardenberg war darüber sehr ungehalten; die Wortführer, v. d. Marwitz und v. Finkenstein, kamen auf einige Wochen nach Spandau. Auch den neuen Notabeln-Versammlungen im Juni und September trat Hardenberg in der Form milde und nachgiebig, in der Sache fest gegenüber. Am 14. September 1811 erschien das größte, das segensreichste Gesetz der neuen Aera, das Edikt über die Regelung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse. Es machte einem völlig rechtlosen Zustande des Landvolks in den östlichen Provinzen ein

Ende. Die unterthänigen Erb- und Zeitpächter der Rittergüter durften ein Drittel oder die Hälfte ihres Pacht- oder Bauernguts an die Gutsherrschaft abtreten und erhielten dafür das Uebrige als Eigenthum; sie durften auch die Frohn- und Handdienste ablösen und hatten nun freie Verfügung über ihr Grundeigenthum. Endlich mußte der Jagdinhaber dem Bauern fortan allen Schaden ersetzen, der er ihm durch die Jagd zufügte. So erhob der König mit einen Federstrich wiederum viele tausende dienstbarer Leute zu freien Hofbesitzern. Uebrigens nützte diese Maßregel dem Gutsherrn ebensosehr als dem Bauern. Denn durch die Ablösung gewann er mehr als ihm die widerwillig und lässig geleisteten Dienste einbrachten. Hardenberg durfte daher den Notabeln zurufen: „Die Erfahrung wird das Heilsame des Gesetzes bewähren. Dem Egoisten, dem kleinen Tyrannen, der auf sklavische Abhängigkeit seines Nebenmenschen einen Werth setzen könnte, bleibt unsere Verachtung."

Auch die Israeliten empfingen eine große Wolthat; bisher nur als Fremde geduldet, wurden sie nun (durch Edikt vom 11. März 1812) in staatlichen Rechten und Pflichten den Christen beinahe gleichgesetzt.

So war nicht nur die Steuergesetzgebung zeitgemäß verbessert, sondern auch mit dem noch bestehenden Feudalwesen gründlich aufgeräumt; der gemeine Mann, der aus mittelalterlichen Banden erlöst, der Jude, der zum preußischen Staatsbürger erklärt, der Bürger, dessen Verkehr erleichtert, dessen gesellschaftliche Stellung in der offiziellen Meinung gehoben war, das Heer, an dessen neuer Ausbildung Scharnhorst still und unverdrossen weiter arbeitete, alle hatten Grund genug zur Dankbarkeit. Doch kam diese Stimmung erst allmählich zum Durchbruch; im Augenblick steckte die Nation noch zu tief in der Uebergangszeit, um die empfangenen Wolthaten sofort zu begreifen. Es war auch zu viel materielle Noth vorhanden, zu hart der französische Druck, die Handelssperre, die Nachwehen des Krieges, um schon jetzt froher aufzuathmen. Und dann die gefährliche äußere Lage; wie ein Damoklesschwert hing ja Napoleons Groll über dem Staate. Schwer empfand man auch den Verlust der edeln Königin. Am 17. Juli 1810 raubte der Tod dem unglückseligen Friedrich Wilhelm die beste Freude und Stütze, die er auf Erden hatte. Luise verschied zu früh für ihn und die Nation. Sie starb nach kurzem Krankenlager 37 Jahre alt, zu Hohen-Zieritz in Mecklenburg auf einem Besuche, den sie ihrem Vater gemacht. Das Unglück Preußens hatte ihr Herz gebrochen — so urtheilte das Volk, und der Haß gegen die Fremdherrschaft wuchs. Immer mächtiger breitete sich doch in der schweren Noth der Zeit der neue Geist opferbereitester Vaterlandsliebe und sittlichen Ernstes durch alle Kreise der Nation aus; immer tiefer schlug der Wille Wurzel, besser zu werden, jeder an seinem Theile, damit der Tag der Erlösung endlich komme. Denn die Franzosen sorgten dafür, daß Hoch und Niedrig, Arm und Reich, alle Klassen und Stände der Gesellschaft die Schmach und das Unglück des Staates, jeder im Einzelnen, bei sich zu Hause, in vollem Maße zu kosten bekamen. Immerfort mußte ja Geld für die Fremden geschafft werden, und doch hing an dem Erwerb wie ein Bleigewicht die Handelssperre, die drückendste von allen Ketten. Das Land war fast schon der edeln Metalle beraubt; und aus vielen Häusern wanderte der letzte silberne Kaffeelöffel in die Münze. Die wahre Zeit des Papiergeldes begann; 1810 wurden von Hardenberg

16 Millionen Tresorscheine ausgegeben, die Zwangskurs hatten. Zwischen Sein und Nichtsein schwankend, war der Staat ohne Kredit im Auslande. Der Augenblick schien nahe, wo man nichts mehr zu verlieren hatte und durch männliche Erhebung alles wieder gewinnen konnte. Wen die höheren Interessen des Lebens nicht bewegten, der fand sich doch täglich in seinen kleinen Genüssen gekränkt, wenn er statt Kaffees widerliche Zichorienbrühe trinken und seine Pfeife an Stelle des Tabaks mit gemeinem Kraut füllen mußte. Denn was den französischen Douaniers, die an den Küsten alle englischen Waren abhielten oder verbrannten, entging und mit Hülfe des Schmuggels ins Binnenland kam, war übermäßig theuer. So wurde es auch dem stumpfsten Philister furchtbar klar, wie hohe Güter die Selbständigkeit und Macht des Staates sind, und das Vaterland wurde allen erst recht werth, da man es jeden Augenblick zu verlieren fürchten mußte. Auch die Liebe zum Könige wuchs im Volke. Beide umschlang das feste Band gemeinsam erlittener Unbill und herzlichen Mitleids. Man lernte den König achten, der sein Unglück mit Würde trug und den guten Willen bewies, es besser zu machen als vordem. Bei allen seinen Mängeln hatte Friedrich Wilhelm sich immer die persönliche Ehrenhaftigkeit bewahrt. Das Herrscherhaus in Preußen war das einzige von ganz Deutschland, welches sich rein von aller französischen Berührung erhalten hatte. Während Oesterreich, Baiern, Würtemberg, Baden die Blutsfreundschaft Napoleons eifrig suchten[8a]), nach seinem Belieben Prinzessinnen lieferten oder annahmen, hatte Friedrich Wilhelm III. das Heiligthum seines Hauses mit Entschlossenheit behütet; während die andern deutschen Fürsten (mit Ausnahme Oesterreichs) in die Vasallenschaft Napoleons traten, hatte Friedrich Wilhelm sich und dem Staate ein eigenes Dasein, ein Dasein mit Selbstzweck gewahrt und jedes Ansinnen in den Rheinbund zu treten, wie jede Zumuthung auf Blutsfreundschaft mit Napoleon ernst zurückgewiesen. Wenn noch Rettung für Deutschland war, so lag sie in Preußen. Das fühlte man allerwärts, und man hoffte, weil in Preußen offenbar ein neuer, guter Geist einzog. Die Reform im Staate und Heere und die Reform im Volke gingen Hand in Hand vorwärts trotz aller Hindernisse. Zwar mußte der König 1811 die stärkeren Rüstungen auf Napoleons Befehl wieder einstellen, Scharnhorst, Gneisenau, Boyen entlassen, aber ersterer behielt insgeheim doch die Leitung der Festungs- und Waffenangelegenheiten und arbeitete still aber energisch.

Im Volke selbst trat eben jetzt ein neuer Fortschrittsgedanke ins Leben: die Turnerei, die praktische Anwendung des alten guten Spruchs »mens sana in corpore sano,« die das stubenhockende junge Geschlecht hinaus in die frische freie Luft der Natur führte und mit leiblicher Kraft und Gewandtheit auch einen muthigen energischen Sinn erstrebt. So ist die deutsche Turnkunst eine Wolthat für Deutschland und für die menschliche Gesellschaft geworden. Zunächst trieb ihr Erfinder, der Turnvater Jahn, sie als Vorübung zum Vertilgungskrieg gegen die Welschen. Ludwig Jahn war Lehrer am Gymnasium zum grauen Kloster; ein leidenschaftlicher Anhänger des Deutschthums, des Volksthums, der Natürlichkeit und Ursprünglichkeit und von all diesem selber der schroffste Ausdruck; dabei voll Mutterwitz und trotz seiner Sonderbarkeiten eine kernige, edle Natur. Es war ihm nicht genug, in der engen Schulstube seine Schüler mit dem Muth und der Kampflust, mit der Begeisterung für Freiheit und deutsche Sittlichkeit,

die ihn selbst beseelten, zu erfüllen; er zog mit ihnen vors Thor ins offene Feld, und errichtete (im August 1811 in der Hasenhaide vor dem hallischen Thore zu Berlin) die erste Turnanstalt. Immer mehr junge Leute schlossen sich an, tummelten sich frisch froh fromm frei und stählten so die Kraft, die sie einst am Feinde zu erproben gedachten.

Das war nur eins der vielen Zeichen von der erhebenden Thatsache, daß ein tüchtigeres Geschlecht, gesund an Leib und Seele, aufkam; daß Wissenschaft und Religion zu Ernst und Strenge zurückkehrten; daß in den Sitten des Volks eine Reinigung eintrat und edlere Leidenschaften erwachten. Durch innere Wiedergeburt bereitete sich das Preußenthum von Neuem auf seinen Beruf vor, Deutschland in der Reihe der Nationen zu Freiheit und Größe, Macht und Ehre zu bringen. Und nun erbarmte sich auch Gott wieder seiner Deutschen und gab die Gelegenheit, in einen Kampf mit dem Zwingherrn zu gehen, wo Sonne und Wind gleicher vertheilt waren als bisher.

Das Gottesgericht in Rußland.

Seit den fabelhaften Reichen der Urzeit, seit den weltstürmenden Gottesgeißeln des Mittelalters hatte in keines Menschen Hand eine so kolossale Macht gelegen wie in Napoleons. Ihm gehorchten Frankreich und Deutschland, Italien, Schweiz und Niederlande; Spanien lag vor ihm zertreten, Preußen geknebelt, Oesterreich bezwungen. Dieser Kaiser war gewaltiger als Karl der Große und Konstantin, Karl V. oder Trajan; wer wollte dem Sieger von Austerlitz, von Jena, von Friedland, von Wagram wehren? Dem Liebling des Glücks, dem König der Könige, auf dessen ersten Wink 300,000 Soldaten marschirten und Schatzkammern von 100 Millionen sprangen. Der den Occident, den Sitz der stärksten Nationen und des besten Theils aller irdischen Macht, beherrschte, war er nicht der wahre Herr der Welt? Er wollte es sein. An der Spitze der europäischen Zivilisation gegen des Ostens Barbarei, mit seinen sieghaften Heerscharen über Rußland hinweg und durch das Herz von Asien, wollte er, ein zweiter Dionysos und Alexander, in Indien seine Adler aufpflanzen; dann war auch der letzte Feind, war England niedergeblitzt, und mit der Erde gehorchte ihm auch das Meer, mit dem Occident der Orient, dem unbestrittenen Herrn der Welt. — Die Höhe ohne Beispiel, die er erstiegen, machte ihn schwindlig. Sein unerhörtes Glück, die kolossale Macht seines Kaiserthums verrückten vor seinem Geiste die Grenzlinien des Möglichen und Unmöglichen, verblendeten sein Auge gegen die Zeichen der Zeit, durch deren Verkennung einst seine Gegner das Meiste zu seinem Aufkommen gethan. Eines wahrhaft großen Charakters Herrschbegier wäre mehr als gesättigt gewesen, aber er war nur ein maßloser, und die Gier wurde zur krankhaften Sucht, der Ehrgeiz zum „Kaiserwahnsinn“. So wob er Entwürfe, die Erde an seinen Triumphwagen zu spannen, Pläne Bedlams mehr als des Pantheons werth. Denn der Boden, auf dem er stand, war ein Vulkan. Die Nation, die er mit ehernem Fuße niedergetreten, deren Staat beschimpft und zerstückt zu haben sein größter politischer Fehler war, weil dieser Staat sein einzig möglicher Alliirter war und diese Nation ihn später gestürzt hat —[8b]), Preußen spannte bereits jeden Nerv, um aufs erste Signal sein

Kaiserreich zu zertrümmern. Seine eigenen Völker, denen er den letzten Rest der Freiheit genommen, begannen der Opfer müde zu werden, die er fort und fort von ihnen verlangte. Er schonte weder Franzosen noch Fremde; er lastete auf der Welt wie ein Alp. Aber noch gehorchten die Bezwungenen. Wer wollte ihm wehren? „Ich gebe monatlich 30,000 Mann aus!“ sagte er hochmüthig zu dem russischen Gesandten, als es zum Bruche kam.

Die Freundschaft der Kaiser vom Abendland und vom Orient war auf Selbstsucht gegründet worden, und dieselbe Ursache trennte sie bald wieder. Der Zar hatte mit Finnland und einigen türkischen und polnischen Brocken nicht genug, ihn lüstete nach dem Ueberrest von Polen, und Napoleon andrerseits drängte es, auch Rußland in den Staub zu treten: er konnte keine zweite Großmacht neben sich ertragen. Den Vorwand oder Anlaß zum Kriege gab dem einen die freche Beraubung des Großherzogs von Oldenburg, eines nahen Verwandten Alexanders, dem andern Rußlands Rücktritt vom Kontinentalsystem. Napoleons Rüstungen waren die großartigsten, welche jemals die Welt sah. Von den Pyrenäen bis zur Weichsel, von der Nordsee bis Neapel eilten die Legionen des neuen römischen Cäsars unter die sieggewohnten Fahnen, Männer aller Nationen zahllos wie Sand am Meer. Friedrich Wilhelm, vom Zaren sich selbst überlassen, konnte nicht wagen, so ungeheurem Anprall Stand zu halten; er willigte daher durch den Vertrag vom 24. Februar 1812 in Napoleons drohende Forderung, unterstützte ihn mit einer Hülfsschar von 20,000 Mann, sowie mit großen Naturallieferungen. 300 preußische Offiziere nahmen, um nicht etwa unter Frankreichs Fahnen dienen zu müssen, ihren Abschied und gingen nach Rußland oder Spanien. Auch Oesterreich verbündete sich mit dem französischen Kaiser und stellte ihm 30,000 Mann. Am 23. Juni 1812 überschritt die „große Armee“ den Memel; 460,000 Mann, zum größeren Theile Franzosen und Rheinbündler, zum kleineren Polen, Italiener, Holländer, Schweizer, das war die Hauptmacht; 150,000 Mann folgten. Gegen diese Hunderttausende, die Napoleon führte, hatte die russische Streitmacht, 200,000 Mann unter mittelmäßigen Feldherrn, keine Aussicht obzusiegen; sie wich in das Innere ihres ungeheuren Landes zurück. Eifrig drängte Napoleon mit dem Zentrum (300,000 Mann) nach, unbekümmert um die Stimmung der preußischen Hülfstruppen unter York, die er zur Seite in Liefland stehen ließ, unbekümmert auch um die Stimmung der deutschen Bevölkerung in seinem Rücken. Er meinte, mit einigen seiner großen Schläge den Krieg, wie er pflegte, rasch zu beendigen. Aber er hatte hier mit zwei Feinden zu kämpfen, die stärker waren als er, mit Raum und Zeit. In dem dünn bevölkerten, wenig angebauten Lande wurden die Schwierigkeiten des Marsches und der Verpflegung für ein so kolossales Heer täglich größer.

Ein Sieg bei Smolensk, wo die Russen endlich zur Schlacht (17.—19. Aug.) Stand hielten, gab den Franzosen nichts als ein ödes Schlachtfeld. Sie mußten weiter folgen, aber der Marsch durch das weit und breit von den Russen verwüstete Land kostete ungeheure Opfer. Hunger, Krankheiten, Ermattung lichteten das Heer. So ging der Zug ohne Rast durch die endlosen unwirtbaren Fluren auf Moskau zu; hier, verhieß Napoleon, sollte das Heer den Lohn für alle Mühsal finden, hier hoffte er Rußland den Frieden zu diktiren. Hier schien denn auch die Entscheidung zu fallen. Die Russen stellten sich bei Borodino an der

Moskwa ihm in den Weg, um ihre heilige Zarenstadt zu vertheidigen; aber in einer furchtbaren Schlacht (7. September) überwunden, mußten sie Moskau Preis geben. Am 14. September hielt der Eroberer mit 100,000 Mann seinen Einzug. Doch wie anders war der Empfang hier als in den Hauptstädten, die er sonst triumphirend durchzogen. Er fand eine menschenleere Stadt. Der Gouverneur von Moskau, Graf Rostopschin, ein ächter Russe, „der unter der glatten Hülle abendländischer Formen die ganze Wildheit und Leidenschaft eines Barbaren barg," hatte die Bewohner bis auf wenige zum Auswandern gezwungen; er hatte noch Größeres, ein Ungeheures bereitet. Kaum waren die Franzosen einquartiert, so loderten an allen Ecken und Enden der Stadt Flammen empor. Rostopschin selbst warf in seinen Palast die Brandfackel, und da er planmäßig überall Zündstoff angehäuft, Brandstifter angestellt hatte, so breitete sich riesig, maßlos wie Napoleons Herrschgier, die Feuersbrunst. Fünf Tage währte der ungeheure Brand, am 20. Sept. erlosch er; zwei Drittel von Moskau lagen in Asche. Das russische Volk, in der Meinung, Napoleon sei der Zerstörer der heiligen Stadt, raffte sich wüthend zu einem nationalen und religiösen Rachekrieg auf. Auch Alexanders Geist gerieth, von Stein berathen, in einen höheren Schwung. Er lehnte alle Friedensanträge ab. Napoleon hatte das hohe Spiel verloren. Ohne hinreichende Vorräthe, in einem verwüsteten Lande, 120 Meilen von seinen Hülfsquellen in Mitteleuropa entfernt, war er außer Stande, in Moskau zu überwintern; er mußte zurück. Vergebens sträubte sich sein Stolz gegen den Gedanken; er zögerte; die kostbare Zeit verging. Als er endlich (19. Oktober) der Nothwendigkeit nachgab, rückte schon der furchtbarste Feind heran, der russische Winter; der rieb, mit dem Hunger verbündet, die letzte Kraft der großen Armee auf. Sie erlag den Elementen, nicht den Russen, die wie Geier das matte Heer umschwärmten. Da fiel mancher unter den Lanzen der Kosaken. Viele Nachzügler wurden von den Bauern todt geschlagen, aber die meisten, welche in den öden Steppen ihr Grab fanden, fraß nicht das Schwert, sondern das Elend. Von Frost erstarrt, von Mangel und Krankheit erschöpft, sanken sie auf den eis- und schneebedeckten Boden, Menschen und Pferde, ein unübersehbarer Leichenhaufen. Meilen und Meilen weit war der Weg mit Todten und Sterbenden, mit Waffen und Geschützen besät. Nur der zehnte Theil, 12,000 Streiter, langte an der Beresina an (25. November), hier stießen 18,000 Franzosen von der linken Flankenarmee, von Liefland her zu ihnen. So konnten sie sich mit verzweifelter Tapferkeit den Uebergang erkämpfen; aber tausende verschlang noch der einbrechende Fluß. Den Ueberrest verzehrte die furchtbare Kälte (25 Grad in der ersten Woche des Dezember). In wilder Auflösung schleppte sich der traurige Zug nach Polen hinein. Napoleon, der für seine Bequemlichkeit immer vortrefflich gesorgt hatte, beeilte sich nun, seine Person in Sicherheit zu bringen; es sei gefährlich, sagte er, Preußen zwischen sich und Frankreich zu lassen; am 5. Dezember verließ er die Trümmer seiner Armee und reiste still und rasch nach Paris zurück.

Am 6. zogen die noch übrigen, jammervollen Opfer seiner Herrschsucht in Wilna ein, keine Armee, nur noch eine Menge von lumpenumhüllten Kranken, frierenden und hungernden Pilgern, nur hie und da ein Trupp Bewaffneter. 213,000 Leichen wurden von den Russen verbrannt; wol eben so viele blieben

den Thieren des Feldes überlassen, da die hartgefrorene Erde ein Grab verweigerte. Von der halben Million Soldaten, die einst die große Armee waren, schlichen kaum 25,000 Mann, krank und halberfroren, hinter die Weichsel zurück.

1813.

York und die Ostpreußen.

„Wenn jetzt noch ein französischer Soldat durch die deutschen Gauen entrinnt, werde ich mich schämen, eine Deutsche zu sein." So sprach bei einem Siegesmahl im petersburger Winterpalast die stolze Zarin-Mutter, eine geborene Prinzessin von Würtemberg. Da erhob sich Stein an der Tafel, „roth im Gesicht und längs der großen Nase weiß vor Zorn," verneigte sich und erwiderte: „Eure Majestät haben sehr Unrecht, solches hier auszusprechen, und zwar über ein so großes, treues und tapferes Volk, welchem anzugehören Sie das Glück haben. Sie hätten sagen sollen: nicht des deutschen Volkes schäme ich mich, sondern meiner Herren Brüder, Vettern und Genossen, der deutschen Fürsten. Ich habe die Zeit durchlebt, ich lebte in den Jahren 1791, 92, 93, 94 am Rhein; nicht das Volk war schuld, man wußte es nicht zu gebrauchen. Hätten die deutschen Fürsten ihre Schuldigkeit gethan, nimmermehr wäre ein Franzos über die Elbe, Oder und Weichsel gekommen!" Die Kaiserin ehrte die Wahrheit des tapfern Worts und bedankte sich für die Lektion.[9]

Auch jetzt war es so. Während das deutsche Volk mit Jubel die Kunde von dem russischen Gottesgericht vernahm und Millionen begriffen, daß nun der rechte Augenblick zur Befreiung gekommen sei, jetzt wo der Zorn des Himmels den Tyrannen mit Mann und Roß und Wagen geschlagen[10] hatte und neue Legionen noch nicht aus der Erde gestampft waren, verharrten die deutschen Fürsten noch immer in ihrer alten Politik: die Rheinbündler hielten fest an Napoleon aus schnöder Selbstsucht, denn mit Napoleon, mußten sie fürchten, fielen ihre Throne; Franz II. hatte keine Lust, sich, vielleicht bloß zu Rußlands Nutzen, in einen neuen Krieg zu stürzen; Friedrich Wilhelm hielt des gewaltigen Cäsars Macht für unverwüstlich, meinte, es würde „malhonnet" sein, jetzt gegen Napoleon loszubrechen und wollte wieder „abwarten"; er wagte weder diesen noch jenen Entschluß zu fassen. So hatte Napoleon, da die Deutschen immerdar auf Anregung von oben her zu warten pflegten, gegründete Aussicht, die Russen würden am Memel Halt machen und ihm Zeit lassen, den erlittenen Schaden auszubessern. In der That, sie waren selber durch den Winterfeldzug tief erschöpft und ihre Truppenmacht am Memel noch so wenig zahlreich, daß das Korps Macdonalds, welches ihnen dort gegenüberstand, zu ihrer Abwehr mehr als hinreichte.

Vor diesem ungeheuren Unglück, daß man die rechte Stunde zur Erhebung wieder versäumte, ward Deutschland durch einen Mann und einen Volksstamm bewahrt: durch den General York und das Volk von Ostpreußen. Denn da die Fürsten nicht halfen, mußte das Volk sich selber helfen, und da das Ganze unthätig blieb, mußte der Einzelne handeln.

Hans David Ludwig von York stammte aus einer adligen Familie in Hinterpommern; er war ein Enkel des Predigers Johannes Jarcken zu Rowe bei

Leba, unehelicher Sohn eines Lieutenants v. Jork in Friedrichs Armee. Von früher Jugend Soldat hatte er eine reiche militärische Erfahrung: im bairischen Erbfolgekrieg, dann in holländischen Diensten am Kap und Ceylon, auch zur See unter Suffren gegen die Engländer, endlich wieder unter der geliebten schwarzweißen Fahne 1806 und 7 — überall hatte er mit Ehren gefochten, ein stets entschlossener und tapferer Krigsmann, ein kühner und besonnener Feldherr. So hatte er auch im Feldzuge gegen die Russen in Liefland und Kurland seien und die preußische Soldatenehre rein erhalten, so sauer es ihm und den Truppen ankam, sich für die verhaßten Franzosen zu schlagen. Aber sein König und Kriegsherr befahl es so — das war für Yorks soldatisches Pflichtgefühl genug. Ein echter Altpreuße von altem Schrot und Korn, ein Charakter zäh und fest wie Eisen und von schneidender Schroffheit, war York dem empfindsamen wie dem räsonnirenden Wesen des modernen Geschlechts gleich unzugänglich. Diese starre Natur kündigte sich schon in seinem Aeußeren an. Er war damals 53 Jahre alt (geb. am 26. September 1759 zu Potsdam), doch noch in vollster Manneskraft, mager und klein — seine Schweizer auf Ceylon nannten ihn le petit diable — fest gebaut, mit starr entschlossener Haltung. Seinem eckigen, fast immer finsteren Gesicht fehlte doch viel Mienenspiel nicht; es zeigte, wenn unbewölkt, einen sarkastischen Zug um den Mund, der ihm den Anstrich von Schlauheit gab; die breite freie Stirn war von Runzeln tief durchfurcht; das Auge scharf, durchdringend, die ganze Physionomie voll Geist. Sie verrieth, daß in diesem Manne noch etwas anderes steckte als ein tapferer Haudegen. Es parte sich bei ihm in der That mit stählerner Willenskraft ein stolzer Ehrgeiz, mit kältestem, feinstem Verstande jähe Leidenschaftlichkeit, und wenn er auch stets über sich die Herrschaft behielt, so trug doch sein äußeres Wesen die Spuren des Kampfes: er war abstoßend, gallsüchtig, verbissen und versteckt, rauh und unerbittlich strenge; die Soldaten fürchteten ihn, er hieß bei ihnen „der alte Isegrimm". In der Politik war er schroffer Aristokrat und entschiedener Gegner der Reformpartei; er haßte die Neuerungen, die Deutschthümler, die er Kosmopoliten, die Liberalen, die er Räsonneurs und Juden schalt. An ernster hingebender Vaterlandsliebe und an Rechtlichkeit stand er keinem nach. Jetzt bewies er, daß es ihm auch an idealem Schwunge der Gesinnung nicht fehlte, daß er fähig war, großartig zu denken und zu handeln.

Denn eine weltgeschichtliche Aufgabe fiel ihm zu. Die Politik von Europa hing von der einzigen Streitkraft ab, die in diesem Augenblicke den Russen am Memel Halt gebieten konnte, von dem Korps Macdonalds, und dieses Korps war nichts ohne das preußische Hülfsherr, welches an Zahl und Tüchtigkeit den größten Theil davon ausmachte. York hatte seine Truppen möglichst geschont; er brachte von den 20,000 Mann noch 15,000 Streitbare zurück. Sie genügten, den Franzosen das Weichselland und die Ostseeküsten westlich vom Memel, ihre Rückzugslinie und ihre Stützpunkte, zu bewahren. Wenn York dies that, so handelte er als gehorsamer Soldat; aber die Gunst des Glücks war dann verscherzt, Preußens Knechtschaft verewigt. Gab er dagegen die Franzosen Preis, so wurden sie von den Russen bis in Preußen hinein verfolgt, das Volk erhob sich, und die Regierung mußte wol oder übel mit Napoleon brechen. So nur konnte Preußen gerettet werden. York begriff die Lage vollkommen; er kämpfte

in sich einen schweren Kampf. Die Ehre des Soldaten forderte zu blindem Gehorsam, die Stimme des Vaterlandes zu eigenmächtigem Handeln auf. Macdonald verlangte den schuldigen Beistand; die gegenüberstehenden obersten Befehlshaber der Russen, sämmtlich geborene Preußen, mahnten ihn, an Preußens Interessen zu denken und von dem gemeinschaftlichen Feinde abzufallen. In seiner Gewissensnoth schickte er Kuriere über Kuriere nach Berlin an den König, schilderte die Lage, bat um Verhaltungsbefehle. Aber der König war zu einer bestimmten, unzweideutigen Antwort nicht zu bewegen; er gab ihm weder öffentliche, noch geheime Instruktionen. „Napoleon, großes Genie, bald wieder auf den Beinen stehen; York solle nach den Umständen handeln, aber nicht über die Schnur hauen." Das war im Wesentlichen alles, was er mündlich auf des Generals flehentliche Bitte erwiederte; schriftlich redete er von der „Rücksicht, welche mein und des Kaisers von Frankreich engverbundenes Interesse erfordert". Kurz, York mußte selbst entscheiden, aus eigenem Gefühl handeln. Er entschied sich, nicht die Franzosen, sondern Preußen zu retten, durch Abfall von dem fremden Gewalthaber der preußischen Nation das Signal zur Erhebung zu geben. Mißglückte das Wagniß, so hatte er eigenmächtig gehandelt und der König konnte ihn nach der ganzen Strenge des Kriegsgesetzes bestrafen. Am 29. Dezember im Hauptquartier zu Tauroggen unweit der preußischen Grenze war es, da versammelte York seine Offiziere: „Meine Herren," sprach er, feierlichen Ernst auf dem sonst so finsteren Gesicht, „das französische Heer ist durch Gottes strafende Hand vernichtet; es ist der Zeitpunkt gekommen, wo wir unsere Selbständigkeit wiedergewinnen können, wenn wir uns mit dem russischen Heere vereinigen. Wer so denkt wie ich, sein Leben für das Vaterland und die Freiheit hinzugeben, der schließe sich mir an; wer dies nicht will, der bleibe zurück. Der Ausgang unserer heiligen Sache mag sein, welcher er will, ich werde auch denjenigen stets achten und ehren, der nicht meine Meinung theilt und zurückbleibt. Gelingt unser Vorhaben, dann wird der König mir vielleicht meinen Schritt vergeben; geht es mißlich, so ist mein Kopf verloren. In diesem Falle bitte ich meine Freunde, sich meiner Frau und Kinder anzunehmen." Da flogen die Säbel aus den Scheiden und mit erhobenen Schwertern riefen alle: „Auf Tod und Leben mit York! mit unserm General! alle für einen, einer für alle!" York winkte mit der Hand; den lauten Jubel beruhigend, sprach er: „So möge denn unter göttlichem Beistande das Werk der Befreiung des Vaterlandes beginnen und sich vollenden!" Mit Jubel vernahmen es auch die Soldaten; alle Regimenter glühten von freudiger Begeisterung.

Andern Tags (30. Dezember Morgens 8 Uhr) begab sich York in die Mühle zu Poscherun bei Tauroggen, dort schloß er mit dem russischen Befehlshaber, von Diebitsch, einen Vertrag ab, kraft dessen die preußischen Truppen vorläufig für parteilos erklärt wurden und sich zwischen Memel und Tilsit aufstellten. Nun war für die Franzosen kein Bleiben mehr östlich der Weichsel, in rascher Flucht räumten sie das Land bis hinter den Strom. York aber zog unter unendlichem Jubel des Volks am Neujahrstage 1813 in Tilsit ein. An den König hatte er schon am 30. Dezember in dem Bericht von der Konvention geschrieben: „Ew. Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte; ich würde mit der freudigen Beruhigung sterben, wenigstens

nicht als treuer Unterthan und wahrer Preuße gefehlt zu haben. Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo Ew. Majestät sich von den übermüthigen Forderungen eines Alliirten losreißen können, dessen Pläne mit Preußen in ein mit Recht Besorgniß erregendes Dunkel gehüllt waren, wenn das Glück ihm treu geblieben wäre. Diese Ansicht hat mich geleitet; gebe Gott, daß sie zum Heile des Vaterlandes führt." Von Tilsit aus am 3. Januar 1813 wiederholte er: „. . . Ew. Majestät Monarchie, obgleich beengter als im Jahre 1805, ist es jetzt vorbehalten, der Erlöser und Beschützer Ihres und aller deutschen Völker zu werden. Es liegt zu klar am Tage, daß die Hand der Vorsehung das große Werk leitet. Jetzt oder nie ist der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wieder zu erlangen . . . In dem Ausspruche Ew. Majestät liegt das Schicksal der Welt . . . Der Furchtsame will ein Beispiel und Oesterreich wird dem Wege folgen, den Ew. Majestät bahnen. Ew. Majestät kennen mich als einen ruhigen, kalten, sich in die Politik nicht einmischenden Mann. So lange alles im gewöhnlichen Gange ging, mußte jeder treue Diener den Zeitumständen folgen. Das war seine Pflicht. Die Zeitumstände aber haben ein ganz anderes Verhältniß herbeigeführt, und es ist ebenfalls Pflicht, diese nie wieder zurückkehrenden Verhältnisse zu benutzen. Ich spreche hier die Sprache eines alten, treuen Dieners, und diese Sprache ist die fast allgemeine der Nation. Der Ausspruch Ew. Majestät wird alles neu beleben und enthusiasmiren, wir werden uns wie alte echte Preußen schlagen, und der Thron Ew. Majestät wird für die Zukunft felsenfest und unerschüttert dastehen . . ."

Aber der König war über Yorks Eigenmächtigkeit sehr mißvergnügt. „Da möchte Einen ja auf der Stelle der Schlag rühren", soll er ausgerufen haben, als er Yorks That erfuhr, und dessen Brief beantwortete er mit dem Befehl, York solle sofort abgesetzt, verhaftet und vor ein Kriegsgericht gebracht, die Truppen aber zur Verfügung der Franzosen gestellt werden. Auch schickte er Gesandte nach Paris, um über Yorks Hochverrath seinen Unwillen zu äußern und sein treues Festhalten an dem Bündniß mit Frankreich zu versichern. Doch York blieb fest. Er legte sein Kommando nicht nieder, weigerte dem Könige den Gehorsam; er war entschlossen, nach dem ersten Schritt auch den zweiten und dritten zu thun. „Der König," sagte er seinen Leuten, „sei nicht frei; man müsse auf eigene Hand ihn und das Land retten". Dazu war aber nöthig, daß nunmehr das Volk sich erhob, zunächst in der Provinz, die allein jetzt frei von Franzosen war, in Ostpreußen. Und es erhob sich. Denn das ostpreußische Volk ist der edelsten deutschen Stämme einer, voll kerniger Kraft und eifriger Vaterlandsliebe, die im Kampf mit dem benachbarten Slawenthum das deutsche Wesen um so höher hält. Auch ein reges geistiges Leben war schon damals hier entzündet, Kants Lehre, daß die Pflicht um ihrer selbst willen ausgeübt werden müsse, dieser kategorische Imperativ hatte in seiner Heimat tiefere Wurzeln geschlagen als anderswo, und die Leiden, welche der Krieg über diese Provinz mehr als über jede andere gebracht, steigerten den Franzosenhaß hier zur gewaltigsten Leidenschaft. Zum Glück waren auch vortreffliche Führer da, welche die Stimmung des Volks zu verwerthen wußten. Unter den vielen wackeren Männern der Provinz stand gerade der tüchtigste an einer sehr einflußreichen Stelle der Verwaltung: der Präsident Schön. Hand in Hand mit York, welcher sein früheres Amt als

Generalgouverneur von Ostpreußen wieder an sich nahm, und mit dem Oberpräsidenten der Provinz, von Auerswald, brachte er Plan und Ordnung in die Bewegung. Diese Männer hatten um so schwereren Stand, als sie nicht bloß dem berliner Kabinet gegenüber eigenmächtig verfahren, sondern auch die Anmaßungen der russischen Generale und Diplomaten abwehren mußten; denn die Russen warfen lüsterne Blicke auf das Land, das sie gern als Eroberung in Besitz genommen hätten. Um so nöthiger war es, daß die Bevölkerung handelte. Sie zeigte sich wie York der großen Aufgabe gewachsen. Am 11. Januar versammelten sich die ostpreußischen Stände, „als Vertretung der Nation", in Königsberg und erklärten das Ihrige thun zu wollen, damit der Untergang des preußischen Namens verhütet werde; sie vertraten Yorks Unternehmen vor dem Könige, der indessen ihre bittende Adresse nicht beantwortete. Der Unsicherheit, welche diese Haltung des Monarchen bei vielen erregte, machte zum Glück ein Mann ein Ende, der vor dem behördlichen Zopf gar keinen Respekt, aber die Macht und den Willen hatte, ihn, wo er ihn fand, kurz abzuschneiden: der weiland preußische Minister, nunmehr Generalbevollmächtigte des russischen Kaisers, aber immer deutsche Stein. Am 22. kam er in Königsberg an, entschlossen die Volkserhebung der Provinz nöthigenfalls auf revolutionärem Wege zu fördern. Seine Energie trieb auch die Bedenklichen auf den rechten Standpunkt. Am 23. wurde die Kontinentalsperre aufgehoben, und die Kaufmannschaft von Memel, Königsberg, Elbing schoß York nun auf die künftigen Seezölle 500,000 Thaler zum Unterhalt der Truppen vor. Sodann veranlaßte Stein die Einberufung eines Landtags von Ost- und Westpreußen (diesseits der Weichsel) und von Lithauen, der am 5. Februar in Königsberg eröffnet wurde und sofort einmüthig den Beschluß faßte, die Mittel zur Landesvertheidigung unter Yorks Leitung aufzubringen. Eine Deputation benachrichtigte diesen davon. Er erschien alsbald in der Versammlung, hielt eine kräftige Anrede, versicherte, daß er, wie bisher, weiter handeln werde, und mit lautem Jubel riefen alle: „zu den Waffen! Alt und Jung, Weib und Kind!" Da die Provinz (mit 1 Million Einwohner) bereits an sein und an des im Westpreußischen befehligenden, gleichgesinnten Bülows Korps 30,000 Mann Ersatztruppen und Beurlaubte abgegeben hatte, so verlangte York nur noch die Aufbringung von 20,000 Mann Landwehr und 10,000 Mann Reserven. Demnach genehmigte der Landtag (in der Sitzung am Sonntag 7. Februar) eine von Clausewitz entworfene, vom Grafen A. Dohna vorgelegte „Verordnung über Landwehr und Landsturm", welche die Volksbewaffnung einleitete, indem sie bestimmte, daß ein jeder Preuße ohne Unterschied des Standes und der Religion vom 18. bis 45. Lebensjahre der Landwehr zugehöre. Vorläufig wurde die freiwillige Gestellung gestattet, die dann noch fehlende Zahl solle aus den übrigen Pflichtigen durch das Los ergänzt werden. Um diese Volksbewaffnung einzurichten, setzte der Landtag eine General-Kommission, meist aus Ständemitgliedern gebildet und mit den ausgedehntesten Vollmachten versehen, ein. So hatten die Vertreter der Nation Yorks Abfall anerkannt und ihm die Mittel bewilligt, das Werk, das er kühn begonnen, kräftig durchzuführen. Er trat nun ganz als Stellvertreter des Königs auf und verlangte am 8ten, der Landtag solle durch weitere Opfer die Liebe und Treue des Volks zu König und Verfassung erhärten und eine preußische National-

Kavallerie aus Freiwilligen bilden lassen. Bereitwilligst wurde dieser Antrag angenommen. Darauf übersandte der Landtag dem Könige eine Adresse, die, vom Oberbürgermeister von Königsberg, Heidemann, abgefaßt, neben den Versicherungen unwandelbarer Treue gegen den Monarchen den entschiedensten Willen zum Kampfe für das Vaterland aussprach. York selbst schickte an den König einen Bericht ab, worin er alles, was er „als dero Stellvertreter" gethan, mittheilte und um die Genehmigung des Beschlossenen bat, „außerordentliche Lagen erheischten auch außerordentliche Mittel". Er hatte die Genugthuung, auf die unerhörte Opferfreudigkeit des Volkes hinweisen zu können. Denn wie im Landtag alle Stände einträchtig und begeistert beschlossen hatten, so stand einmüthig das ganze Volk zu seinen Vertretern. Die Bürger und Bauern wie die Edelleute, alles griff zu den Waffen; die Schulz und Heidemann, wie die Dohna, Lehndorff und Auerswald — da war kein Unterschied der Stände mehr; sie gaben alle ihr Geld und ihre Söhne. Der erste Freiwillige, der sich meldete, war der königsberger Student Heidemann, des Oberbürgermeisters Sohn; aber tausende thaten schon denselben Schritt. Bis zum Frühling hat dann diese eine Provinz auf ihre Kosten ein Heer von 40,000 Mann aufgebracht, außer dem Yorkschen Korps, welches sie unterhielt und ergänzte. Eine Leistung ohne Beispiel und fast ein Wunder zu nennen, wenn man bedenkt, daß bloß das eigentliche Ostpreußen (470,000 Einwohner) in den letzten 5 Jahren an 77 Millionen Thaler Kriegsschaden erlitten.

Aber der König war noch immer unentschlossen und unzufrieden; ihm mißfiel das selbständige Vorgehen der Provinz, ihm mißfiel Yorks Ungehorsam. Als Graf L. Dohna die ständische Adresse überbrachte, fragte man ihn im unfreundlichsten Tone, „ob Herr v. York schon die Bürgerkrone trage?"[11] York verdiente sie ohne Zweifel, denn seine That, die eine große politische That war, eine That, von der Napoleon selbst sofort sagte, sie könne die Politik Europas verändern, und über die ein französischer Schriftsteller (de Pradt) urtheilte: „Unter allen Menschen der Zeit hat der General York den größten und entscheidensten Schlag gethan," — diese That rettete den Staat, vorausgesetzt, daß die preußische Nation ihr beitrat. Und daß dies geschah, war das Verdienst des königsberger Landtags. Er ist wichtiger gewesen als der Brand von Moskau und die 25 Grad Kälte. Denn diese vernichteten die „große Armee"; jener erweckte ein großes Volk und in Ost-Preußen dem ganzen Deutschland ein Beispiel nationaler Begeisterung, volksthümlicher Wehrkraft und politischer Mündigkeit, ein Beispiel, das die übrigen Preußen entflammte und den König mitriß zum großen Befreiungskriege.

Volksstimme.

Friedrich Wilhelm III. war trotz seiner bürgerlichen Einfachheit viel zu sehr von seiner absoluten Herrschermacht eingenommen, um jemals zu vergeben, daß ein Unterthan in irgend einer Sache der allerhöchsten Person gleichsam Gesetze vorschreibe. Aber er war auch nicht geneigt, den Vortheil der Lage darum von sich zu stoßen. Die Gefahr für Preußen lag nicht darin, daß es dem Könige

an Einsicht oder an gutem Willen, sondern daß es ihm an Entschlossenheit fehlte. Eben darum war es so wichtig, was York und die Ostpreußen thaten: sie drängten ihn hinein und immer weiter vorwärts in die Bahn, die er sonst vielleicht zu spät, zu langsam betreten hätte. Zwar mit der Absetzung Yorks war es ihm kein Ernst; er gab vielmehr dem Oberst-Lieutenant v. Natzmer, den er (6. Januar) mit dem schriftlichen Befehl, York abzusetzen, nach Preußen sandte, mündlich die geheime Weisung, nicht nach Königsberg zu gehen, sondern nach Polen zum Kaiser Alexander und diesem ein Schutz- und Trutzbündniß anzubieten, falls derselbe entschlossen sei, den Krieg gegen Frankreich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln fortzusetzen und seine Heere unverweilt über die Weichsel und Oder vorrücken zu lassen.[12] Auch waren seine und Hardenbergs franzosenfreundliche Aeußerungen bloß Spiegelfechterei, um Napoleon zu täuschen, dessen Truppen ja noch mitten im Herzen der Monarchie standen. Aber zu einer großen That konnte er sich nicht entschließen; er wollte abwarten, laviren, nach allen Seiten diplomatisiren und unterdessen rüsten. Entzog er sich sofort durch eine Flucht der französischen Gewalt, rief er von Breslau das Volk auf, die Franzosen zu fangen oder todtzuschlagen, keiner der Feldherrn, der tausende von Offizieren wäre über die Weichsel, Oder, Elbe entkommen, mit deren Hülfe dann Napoleon bald wieder 400,000 Mann unter die Fahnen stellen und noch die Schlächtereien von 1813—15 aufführen konnte. Napoleon durfte sich wundern, daß jenes nicht geschah und höhnen: glücklicherweise habe man die Zeit des Handelns mit Ueberlegen verbracht. Denn vergebens drangen Patrioten aller Farben und Stellungen, der Reaktionär v. d. Marwitz, wie der liberale Graf Henckel von Donnersmark, in den König, loszuschlagen. Er blieb beim Abwarten. So vergingen kostbare Wochen. Erst als neue französische Truppen in die Mark einrückten, das Gerücht sich verbreitete, Napoleon wolle den König aufheben lassen, und andrerseits Natzmer mit der Nachricht eintraf, Alexander nehme das Bündniß unbedingt an, entschloß sich der König, Potsdam zu verlassen und nach Breslau überzusiedeln (22. Januar). Dort war er nun frei. Dort umgaben ihn auch noch andere Männer als Kalkreuth, Köckeritz, Wittgenstein. Denn dorthin strömte jetzt die Elite der „Ideologen und Jakobiner des Nordens", wie Napoleon sie nannte, zusammen, Scharnhorst, der jetzt wieder Minister ward, Blücher, der den Krieg witterte, Hardenberg, der in Breslau energischer auftreten konnte als bisher in Potsdam. Dort kam denn auch der König zu festeren Entschlüssen.

Am 3. Februar erschien der „Aufruf zur Bildung freiwilliger Jäger-Korps", welcher, wenn auch nur vom Staatskanzler unterzeichnet, doch des Königs erster entschiedener Schritt zu einer Politik war, wie das Volk sie wünschte. „Die eingetretene gefahrvolle Lage des Staats", hieß es in dieser Verordnung, „erfordert eine schnelle Vermehrung der vorhandenen Truppen, während die Finanzverhältnisse keinen großen Kostenaufwand verstatten. Bei der Vaterlandsliebe und der treuen Anhänglichkeit an den König bedarf es nur einer schicklichen Gelegenheit, diesem Gefühl und dem Durste nach Thätigkeit eine bestimmte Richtung anzuweisen, umdurch sie die Reihen der älteren Vertheidiger des Vaterlandes zu verstärken und mit diesen zu wetteifern. In dieser Hinsicht hat der König die Bildung von Jäger-Abtheilungen bei den Infanterie-Bataillonen und Reiterregimen-

tern befohlen, um besonders diejenigen Klassen von Staatsbewohnern, welche nach den bisherigen Kantongesetzen vom Dienst befreit und wolhabend genug sind, um sich selbst bekleiden und beritten machen zu können, in einer ihrer Erziehung angemessenen Form zum Kriegsdienst aufzufordern und um dadurch solchen jungen Männern Gelegenheit zur Auszeichnung zu geben, die durch ihre Bildung und Intelligenz sogleich ohne vorherige Dressur gute Dienste leisten und demnächst geschickte Offiziere und Unteroffiziere abgeben können." Die Wirkung dieses Aufrufs überstieg alle Erwartung. Es war zwar der Feind, dem es gelte, nicht genannt; aber gegen wen konnte die edelste Kraft der Nation aufgeboten werden als gegen den einzigen, gegen den Todfeind, den jeder Preuße so ingrimmig haßte? Der König kann nicht mehr zurück, es geht los — das war das allgemeine Gefühl der Nation. Die ganze gebildete Jugend eilte zu den Waffen. Am 9. erst stand die Verordnung in den berliner Zeitungen, binnen 3 Tagen meldeten sich allein in Berlin 9000 Freiwillige. „Das Gedränge der Freiwilligen vor dem Rathhause (schreibt Niebuhr am 13.) ist heut so groß wie bei der Theurung vor einem Bäckerladen." „Es ist unmöglich", berichtet zur selben Zeit ein vornehmer Spanier von Berlin aus, „nicht elektrisirt zu werden, wenn man das Feuer sieht, mit dem hier das Volk seinem Nationalgeiste Luft macht." Und so wars im ganzen Lande. Die Hörsäle der Universitäten, die oberen Klassen der Schulen, die Werkstätten und Schreibstuben verödeten. Jünglinge und Männer, darunter unzählige Hausväter, ließen alles im Stich, Familie, Gewerbe, Amt und Stellung, um wetteifernd nicht Hab und Gut bloß, sondern sich selbst, Blut und Leben, dem Vaterlande zu weihen. Bei jedem Regiment stellten sich in Masse die „freiwilligen Jäger" ein. Preußen war arm, war klein; aber jetzt leistete es wie kein reichster, größter Staat. Denn irgend etwas hatte doch jeder, wenn kein Geld, so doch Geldeswerth, wenn nicht rüstige Glieder, so doch Kraft zu irgend einer Arbeit für das Vaterland. Zahllos wie die Seufzer der Knechtschaft, waren nun die Opfer für die Befreiung. Alle Stände und alle Geschlechter, die Junker und die Ideologen, die Beamten und Bürger, die Bauern und Gelehrten, die Herren und das Gesinde, die Männer und die Frauen, Kinder und Greise, Christen und Juden — alles drängte sich, auf dem Altar des Vaterlandes seine Spenden niederzulegen.

Ein Graf Reichenbach z. B. stellt sich selbst mit drei Söhnen, giebt außerdem 10,000 Thaler, 5000 Scheffel Getraide, alle seine Pferde und Ochsen. Ein anderer Edelmann zieht mit sieben auf seine Kosten bewaffneten und berittenen Kavalleristen ins Feld; ein dritter kleidet drei Freiwillige, giebt außerdem 500 Thaler und jedem monatlich 5 Thaler für die Dauer des Krieges. Graf Sandretzky sendet Silbergeschirr, 1700 Thaler werth, und 5 schöne Reitpferde; ein Herr v. S. die sämmtlichen Einkünfte seines Gutes, 3000 Thaler. Der Kommerzienrath Krause in Swinemünde rüstet 20 Fußgänger aus und besoldet sie auf ein Jahr. Ein Ungenannter schickt drei goldene mit Brillianten besetzte Dosen, 5300 Thaler an Werth; ein Kaufmann 4000 Thaler, ein Beamter 1000 Thaler, ¼ seines Vermögens; Justizrath Eckart überweist sein ganzes Gehalt von 1450 Thaler und tritt als freiwilliger Jäger ein; Hofrath Bürde stellt und bewaffnet seine drei, Kriegsrath Eichmann seine zwei Söhne; ein Müller aus dem Insterburgschen seine drei Söhne, den Hauslehrer und zwei Knappen

zu Pferde; vier jüdische Kaufleute in Berlin geben zusammen 650 Thaler, die berliner Kadetten, so viele ihrer nicht mitziehen durften, 140 Thaler; der Schulze Langfeld zu Weiselsdorf, dem die Franzosen fünf Pferde genommen, bringt sein letztes; aus Waldenburg melden sich 16 Bergleute als Freiwillige, zu deren Ausrüstung die dortige Knappenschaft 221 Thaler zusammengearbeitet hat; ein berliner Lehrer erbietet sich, für die ausrückenden Lehrer Privatstunden zu geben und den Betrag ihnen monatlich nachzusenden; eine arme Witwe giebt ein neues Hemd, eine andere ihre letzten 10 Thaler; drei Dienstmädchen ihren silbernen Schmuck und 25 Thaler; ein alter Krieger seine goldene Verdienstmedaille; eine Braut ein goldenes Halsband, „das Geschenk des in den Krieg gezogenen Bräutigams." Unzählige Gold- und Silbergeräthe und Zierrathen aller Art, darunter 150,000 goldene Trauringe, welche in Berlin gegen eiserne mit der Inschrift „Gold gab ich für Eisen" eingetauscht werden, strömen in den Opferstock.[13] Ferdinandine von Schmettau, die nichts hat, verkauft ihr schönes schwarzes Har und giebt den Erlös, 10 Thaler. Manche Jungfrau griff auch selbst zur Büchse und trat in Mannstracht in die Reihen der freiwilligen Jäger, wie Lenore Prohaska aus Potsdam, die später im Gefecht an der Göhrde die Todeswunde erhielt; Auguste Krüger aus Kolberg, die es bis zum Unteroffizier brachte und das eiserne Kreuz erwarb.

Derselbe Geist belebte die Genossenschaften. Die katholische Gemeinde zu Marienburg z. B. gab alles entbehrliche Kirchensilber, die katholische Geistlichkeit zu Breslau 1300 Thaler, eine Freimaurerloge daselbst 500 Thaler und 800 Ellen grünes Tuch, die Gesellschaft der Freunde zu Berlin (meist Juden) 863 Thaler. Die Stadt Potsdam rüstete 40 Freiwillige, der Kreis Gumbinnen 50; Schievelbein, damals der kleinste und ärmste Kreis Preußens, 30 zu Pferde, Memel 60, die Stände des Plessenschen Kreises lieferten 500 Scheffel Korn und 500 Scheffel Hafer; die Stadt Stolpe zahlte zur Einkleidung und Bewaffnung von Freiwilligen sogleich 1000 Thaler und fortan monatlich 100; Pommersch-Stargardt hatte zu gleichem Zwecke bis zum 20. März schon 6169 Thaler und 1170 Loth Silber gesammelt. Denn bloß die Ausrüstung der Freiwilligen kostete weit über eine Million.[14]

Hundert- und tausendfach könnte die Zahl dieser Beispiele vermehrt werden, und wie vieles zeichnete die Geschichte nicht auf, sondern nur Gott der Herr. Auch Napoleon rüstete mit der ganzen Energie seines dämonischen Genies, aus der ganzen Machtfülle seines ungeheuren Kaiserreichs; aber in die andere Schale hat sich das ganze preußische Volk geworfen, hat sich selbst mit dem letzten Mann und den letzten Groschen eingesetzt, und sie mußte sinken.

Während so überall im Lande die Lohe heiliger Begeisterung aufstieg, zögerte Friedrich Wilhelm den letzten entscheidenden Schritt, den förmlichen Abschluß des Bündnisses mit Rußland, zu wagen. Denn wenn Napoleon siegte, so war es um das Haus Hohenzollern und den preußischen Staat geschehen. Er und sein Volk setzten hier mehr aufs Spiel als Kaiser Alexander. Auch waren die russischen Streitkräfte trotz der Prahlereien der Russen in Wirklichkeit noch nicht sehr beträchtlich. Volksbewegungen aber waren nie nach Friedrich Wilhelms Geschmack gewesen. Er hätte eher gewünscht, nach Friedrich des Großen Art, alles fürs Volk, nichts durchs Volk zu thun. Er glaubte auch nicht so recht an die Größe

dieser Opferkraft. Wenn sie ihm vor Augen kam, ward er freilich ergriffen. Eines Tages stand er mit Scharnhorst im breslauer Schlosse am Fenster, als ein langer Wagenzug mit berliner Freiwilligen vorüberfuhr. Sie zählten die Wagen. „80 Wagen! Glauben Majestät nun an den Eifer und die Begeisterung des Volks?" Da brach Friedrich Wilhelm in Thränen aus. Aber dann tauchten auch wieder andere Bilder auf in seiner Erinnerung: die Flucht von Auerstädt, die Tage von Tilsit, wo Napoleon ihm die Waffen zerbrochen und Alexander ihn im Stiche gelassen. Andrerseits wurde der Kriegsruf des Volks immer stürmischer, die Generale Scharnhorst und Blücher immer dringender; zuletzt kam gar Stein an als Gesandter des Zaren, und gab seinen Beschwörungen durch Drohungen einen merkbaren Nachdruck; zeigte wol gar die Möglichkeit, es könne bei längerer Zögerung des Königs eine einzusetzende provisorische Regierung in Preußen die als nothwendig erkannte Kriegserklärnng gegen Frankreich aussprechen.[15] Endlich entschloß er sich. Am 23. Februar wurde der russisch-preußische Bundesvertrag zu Breslau von Hardenberg und Anstetten, am 28. zu Kalisch von Scharnhorst und Kutusow im Namen der beiden Suveräne abgeschlossen, vorerst aber noch geheim gehalten. Dabei zeigte sich die preußische Diplomatie, seit Friedrich des Großen Tode die ungeschickteste unter allen großstaatlichen, freilich in ihrer ganzen Unfähigkeit. Sie duldete es, daß Preußens Vortheil dem russischen unbedingt nachgestellt wurde; sie ließ Preußens Macht im kalischer Vertrage geringer erscheinen als sie war. Denn der Zar verpflichtete sich darin mit 150,000, der König mit 80,000 Mann ins Feld zu ziehen; während das wirkliche Verhältniß ganz anders war: Preußen hat 277,000 Mann gestellt, Rußland kaum 200,000. Da nun Hardenberg selber die Sachlage so verschob, so durfte man sich nicht wundern, daß Alexander den König in dem Vertrage mehr wie einen Schutzbefohlenen als wie einen gleichberechtigten Bundesgenossen behandelte, und als Zweck des Trutzbündnisses zwar die Herstellung Preußens im Umfange von 1805 anerkannte, aber die polnischen Provinzen sich vorbehielt und Preußen nur unbestimmte Aussichten auf Erwerbungen in Deutschland eröffnete. Er war selbst erstaunt, daß Hardenberg so leichtsinnig darauf einging, statt genaue Festsetzungen zu fordern; aber der Staatskanzler glaubte bei der Unentschlossenheit des Königs schon genug zu erreichen, wenn er Preußen überhaupt nur ins Gefecht bringe. Dies war auch die Meinung Scharnhorsts und der ganzen Nation. Nur losschlagen! war ja der allgemeine Ruf.

In der That das Schwanken hatte nun ein Ende. Es erfolgte die Kriegserklärung an Frankreich (vorläufig den 16., förmlich den 27. März). Am 17ten aber erschienen jene großen Erlasse, in denen Friedrich Wilhelm III. das sanktionirte, was York und die Ideologen vorbereitet hatten, sich selbst an die Spitze der Bewegung stellte und das ganze Volk feierlichst zu den Waffen rief. Er hatte die Brücke hinter sich abgebrochen; fortan galt es für ihn nur Sieg oder Untergang. War die Nation entschlossen, ihren letzten Mann und Thaler zum Kampf auf Leben und Tod herzugeben, so wagte auch Friedrich Wilhelm sein Alles; nicht, wie sonst wol ein Fürst, eine Provinz oder das Geld seiner Unterthanen; er setzte seine Krone und seine ganze Dynastie aufs Spiel. Dies soll ihm unvergessen sein.

„An mein Volk!

So wenig für Mein treues Volk, als für Deutsche bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen. Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Frieden, der die Hälfte Meiner Unterthanen Mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht, denn er schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen. Die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt, so wie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt und dadurch die Quelle des Erwerbes und des Wolstandes verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung. Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte Ich, Meinem Volke Erleichterung zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigner Vortheil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben mußten; jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung aufhört. Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Lithauer! Ihr wißt, was ihr seit sieben Jahren erduldet habt, ihr wißt, was euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, an den großen Friedrich! Bleibet eingedenk der Güter, die unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaften! Gedenket des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, gedenkt der Spanier und Portugiesen! Selbst kleine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen. Erinnert euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer! Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden; denn unser Beginnen ist groß, und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für euren angebornen König, als für einen fremden Herrscher, der, wie viele Beispiele lehren, eure Söhne und eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth und der Beistand unserer Bundesgenossen werden unsern redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren. Aber welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wolstand. Keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegen gehen, um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen, Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sichern glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit."

Zugleich mit diesem (vom Staatsrath v. Hippel verfaßten) Aufrufe erschien ein ähnlicher an das Heer, in ebenso kernhaften und würdigen Worten; ferner

eine von Scharnhorst entworfene „Verordnung über die Bildung der Landwehr und des Landsturms“, in welcher der König es wahr und einfach aussprach: „Meine Sache ist die Sache meines Volkes.“ Zur Auszeichnung für jedes Verdienst in diesem heiligen Kriege stiftete der König auf Scharnhorsts Rath am 10. März (den Geburtstag Luisens) den Orden des eisernen Kreuzes; ein schöner, glücklicher Gedanke, denn wol war die Zeit eisern und der Krieg ein heiliger, ein wahrhafter Kreuzzug; und als allgemeines Ehrenzeichen wurde eine Nationalkokarde mit den preußischen Farben eingeführt.

Und nunmehr, da der König das Volk mit der Stimme des Volks rief, schlugen alle die tausend Flammen der Kampflust und Opferfreude zu einem einzigen ungeheuren Feuer der edelsten Begeisterung zusammen. Wunderbar rasch trat allerorten die Volksbewaffnung ins Leben. Die freiwilligen Gaben und die Scharen der Wehrmänner strömten jetzt massenhaft herbei. Das ganze preußische Volk griff zu den Waffen wie ein Mann. Wenn schon vor dem 17. März die kriegsfähige Jugend auf allen Wegen und Stegen zu den Sammelorten eilte, nach Königsberg, nach Graudenz, nach Kolberg, nach Breslau, und von Berlin und der Mark unter den Augen der französischen Garnisonen eine völlige Auswanderung der Wehrfähigen nach Schlesien zum Könige erfolgte, so brach jetzt die Fluth erst recht durch alle Dämme. „Jeder Ort wurde zur kriegerischen Werkstatt, das ganze Land zum Kriegslager. Das Vaterland ist in Gefahr! Nicht anders als wenn von jedem Hügel Allarm geblasen, der Generalmarsch auf allen Straßen geschlagen würde, auf den Bergen die Feuerzeichen gebrannt hätten, raffte sich Jedermann auf und griff zu den Waffen. Alle Schichten des Volks haben gleichmeißig ihr Höchstes eingesetzt; es gebührt ihnen allen gleiche Ehre.“ [16]) Was der kleine, arme, ausgesogene preußische Staat mit noch nicht ganz 5 Millionen Bewohnern damals geleistet, ist nie und nirgends erreicht worden: er brachte im Frühjahr 1813 nicht weniger als 277,000 Streiter (darunter 12,000 „freiwillige Jäger“) — sämmtlich Landeskinder — unter die Fahnen; von 18 Seelen ein Soldat! ein Verhältniß ohne Beispiel. Das thaten die vier Provinzen, aus welchen er damals nur bestand: Preußen, Pommern (bis zur Peene), Brandenburg und Schlesien. Welcher Mann mochte auch zurückbleiben? Hier galt es nicht, auf Befehl eines Fürsten wie früher blind drein zu schlagen auf Feinde, die man vielleicht nie gesehen; hier galt es Rache an den verhaßten Zwingherren zu nehmen und ferneren Verlust und Noth abzuwenden. Es war kein Mann, kein Weib, keine Familie im Lande, die nicht irgend eine persönliche Kränkung oder Benachtheiligung von den Franzosen erlitten hätte. Sieben Jahre lang war man von ihnen ausgeplündert, gemißhandelt, mit Hohn und Schmach, mit Leid und Schaden überhäuft worden. Dafür wollte nun ein jed r blutige Rache nehmen und mit dem Joche, das auf dem König lastete, zugleich das Joch, das jeden einzelnen schwer drückte, abwerfen. Darum erhob sich das gesammte Volk zum Aufstande. Und das Ziel war für die ungeheure Mehrzahl der Krieger, die nun ins Feld zogen, durchaus nichts mehr und nichts weniger als **eine glorreiche Wiederherstellung des preußischen Staates.** Die besonderen politischen Wünsche, die etwa der Junker, der Ideologe, der Deutschthümler u. s. w. noch haben mochte, gingen übrigens völlig unter in dem einen großen Gedanken: fort mit den Franzosen!

Derselbe Gedanke mußte, so hoffte jeder, das übrige Deutschland beseelen und zur Erhebung fortreißen. Eine große deutsche Begeisterung werde Angesichts der preußischen Erhebung überall im Rheinbunde und in Oesterreich entbrennen; so meinten die Deutschthümler, namentlich Stein und Arndt. Der erstere arbeitete schon im Winter seine neue „Deutsche Reichsverfassung" aus, der andere warf von Königsberg aus (im Januar 1813) sein Lied „Was ist des Deutschen Vaterland" in die Nation. Die verbündeten Monarchen von Rußland und Preußen erließen nun (26. März, von Kalisch datirt) einen „Aufruf an die Deutschen", worin sie den Fürsten und Völkern Deutschlands die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit und die Wiedergeburt des ehrwürdigen deutschen Reichs ankündeten. „Möge jeder Deutsche," hieß es darin, „der des Namens noch würdig sein will, rasch und kräftig sich anschließen; möge jeder, er sei Fürst, er sei Edler oder stehe in den Reihen der Männer des Volkes, den Befreiungsplänen Rußlands und Preußens beitreten, mit Herz und Sinn, mit Gut und Blut, mit Leib und Leben!" Zugleich schlossen die beiden Monarchen (am 29. März zu Breslau) einen von Stein entworfenen Vertrag, der als Zweck des Krieges die Befreiung Deutschlands vom französischen Joche bezeichnete und jeden deutschen Fürsten, welcher der Aufforderung zur Theilnahme an demselben nicht Folge leiste, mit dem Verluste seiner Staaten bedrohte. Aber alle diese Appellationen an den deutschen Geist blieben im Großen und Ganzen erfolglos. Die deutschen Fürsten (mit einziger Ausnahme des Herzogs von Mecklenburg-Strelitz) hielten fest an ihrem Oberherrn, theils aus Furcht, theils um ihre Suveränetät, die sie ja von Napoleons Gnaden erworben, nicht wieder zu verlieren. Ebenso wenig rührte sich die Masse des Volks im außerpreußischen Deutschland. Nur ein kleiner Theil der gebildeten Jugend und wiederum fast nur aus den früher preußischen Provinzen, namentlich aus Halle, eilte unter die preußischen Fahnen. Von den übrigen deutschen Ländern kamen nur einzelne, darunter doch der deutschen Jugend Berühmtester, Theodor Körner aus Dresden, der 21jährige Sänger von „Leier und Schwert," der Tyrtäus des großen Kampfes. Er trat, wie die meisten andern edelsten Jünglinge, in die Freischar ein, die der Major v. Lützow in Breslau einrichtete, in die „schwarze Schar der Rache". Die Erhebung des preußischen Volkes blieb also im Ganzen ohne Nachfolge, aber sie war mächtig genug, das Größte zu vollführen. Schon jetzt, beim Ausbruch des Krieges, trat Preußen mit einem Heere von 128,000 Mann auf. Und dies waren regelmäßige, hinreichend geübte Soldaten. Woher dies Wunder, da doch der Staat nur 42,000 hatte halten dürfen! Aber Scharnhorst hatte dies Machtgebot Napoleons zu umgehen gewußt, die ausgehobenen Mannschaften waren immer nur so lange unter den Fahnen behalten worden, als zur Erlernung des Kriegshandwerks durchaus erforderlich schien. An Stelle dieser Entlassenen („Krümper") waren dann immer neue getreten, und so alle Waffenfähigen eingeübt worden. Dazu kamen nun fast 150,000 Mann Landwehr. Nach der Verordnung vom 17. März hoben die Gemeinden die wehrbaren Männer vom 17. bis zum 40. Lebensjahre aus und bekleideten sie. Die Waffen und den Unterhalt gab der Staat her: die Offiziere bis zum Hauptmann aufwärts wählte jeder Kreis selber, und sie standen im Range den Linienoffizieren gleich. Als Abzeichen trug jeder Landwehrmann an der Mütze ein weißes Kreuz

26*

mit der Inschrift „Mit Gott für König und Vaterland!" In der That, die patriotische Begeisterung, welche die ganze Nation befeuerte, hatte etwas tief Religiöses, und es war keine leere Form, wenn die ausziehenden Kriegerscharen von der Gemeinde in die Kirche geleitet und vom Geistlichen zu ihrem rühmlichen Berufe eingesegnet wurden. Ganze Regimenter nahmen vor dem Ausmarsch das heilige Abendmal. So zogen sie aus, die Männer von 1813, Linie und Landwehr, unter der schwarzweißen Fahne, dem Geläute der Kirchenglocken und den heißen Gebeten der Mütter und Bräute, der Frauen und Kinder, hinaus in den Kreuzzug, den heiligen Krieg. So zogen sie hin, unsere Väter, gewaltiger begeistert in ihrem preußischen Patriotismus, als einst jene schwärmerischen Kreuzheere, die das „Gott will es" in ungekannte Fernen trieb. Denn hier galt es in Wahrheit Sein oder Nichtsein, hier galt es alles und jedes, was dem Manne das Leben werth macht. Auch glühte nie eine Armee so von Kampfbegier, wie damals die preußische. York, sonst so kalt, gab der Stimmung einen treffenden Ausdruck. Am 17. März war er (nunmehr auch durch königliche Entscheidung vom 11. für vorwurfsfrei erklärt und in seinem Kommando bestätigt) in die Hauptstadt Berlin eingezogen, die ihn und sein Corps mit ungeheurem Jubel empfing. Am Morgen des 27. stellte sich das Korps auf dem „Lustgarten" vor dem Schlosse marschfertig auf, es ging ins Feld. Der Prediger Schultze segnete sie ein. Dann trat York in den Kreis. „Von diesem Augenblicke an", sprach er, „gehört keinem von uns mehr sein Leben; keiner muß darauf rechnen, das Ende des Kampfes erleben zu wollen; jeder sei freudig bereit, sein Leben dahin zu geben für das Vaterland und den König." Dann vor das Leibregiment tretend; „Soldaten, jetzt geht es in den Kampf; ihr sollt mich an eurer Spitze sehen; thut eure Pflicht. Ich schwöre euch: mich sieht ein unglückliches Vaterland nicht wieder!" Der Führer des Regiments, der alte Oberst Horn, warf sich tief ergriffen in die Arme des Generals: „Ich und das Leibregiment und Alle werden Ihrem Beispiel folgen!" „Das soll ein Wort sein!" rief ein Soldat. „Ja, das soll ein Wort sein!" rief das ganze Regiment.

„Ein unglückliches Vaterland sieht uns nicht wieder!"

Großgörschen und Bautzen.

So brach in Preußen ein schöner Völkerfrühling an, windschnelle Boten kündeten ihn den deutschen Nachbarn an Elbe und Saale, leicht und hurtig wie Schwalben und überall dem Volke willkommen: die Kosaken, die Söhne der Steppe. Wie wurden sie jubelnd empfangen, in der Mark, wo die Franzosen am 4. März schleunigst Berlin geräumt, in Mecklenburg, in Hamburg und Lübeck. Waren sie auch struppig und schmutzig in ihren großen wirren Bärten und langen schwarzen, nie gekämmten Haren, sonderbare Ungethüme mit dicken Pelzen, blauen Pumphosen, langer Lanze, auf mageren, häßlichen, kleinen, aber schnellen Pferdchen, sie erschienen dem freudetrunkenen Volke wie gute Geister, sie kamen ja als Befreier. Nicht überall doch währte der schöne Rausch. Zwar in Preußen befreite man sich, weil dort das ganze Volk in Waffen aufstand. Aber was im französischen Deutschland sich erhob, Hamburg

(am 18.), Lübeck (am 19.), dann Harburg, Stade, Lüneburg (am 21. März), zeigte bei gutem Willen geringe oder zu schlecht geleitete Thatkraft und mußte bald dafür büßen. Denn die par hundert Kosaken verschwanden so schnell wie sie gekommen, und die Aufständischen konnten sich nicht selber helfen. Zuerst fiel Lüneburg wieder in französische Gewalt, und der General Morand war im Begriff, ein furchtbares Strafgericht an den braven Lüneburgern zu halten, als Dörnberg mit Russen und Preußen den 2. April Morgens vor der Stadt erschien. Nach einem zweistündigen hartnäckigen Gefecht erstürmte das Füsilierbataillon des 1. pommerschen Regiments das Lüner-Thor, warf im Verein mit russischen Jägern nach einem wüthenden Straßenkampfe die Franzosen und Sachsen hinaus; Morand mußte die Stadt räumen, dann, von den Russen überholt, kehrte er um, ward von den Preußen wieder zurückgetrieben und mußte sich, tödtlich verwundet, mit seiner ganzen noch übrigen Division (2280 Mann) ergeben. Dies war das erste Gefecht im Befreiunskriege, und die Ehre des Tages gebührte den Preußen; Major v. Borke ward der erste Ritter des eisernen Kreuzes.

Während die leichten Truppen vom rechten Flügel des verbündeten Heeres die Gebiete links von der Niederelbe zu insurgiren versuchten, bewegte sich die Hauptmacht gegen die Mittelelbe auf Sachsen zu. Es geschah langsam genug. Scharnhorsts Rath, schnell und kühn mit ganzer Macht vorzugehen, die deutschen Fürsten mit Gewalt, die Bevölkerungen durch das ansteckende Beispiel der preußischen Begeisterung mitzureißen, schien den verbündeten Monarchen doch nicht so leicht ausführbar. Die meisten russischen Truppen waren noch weit zurück, nur wenige schon jetzt in Deutschland verfügbar; die preußischen Rüstungen noch nicht fertig, und vor allem, war der Geist im außerpreußischen Deutschland wirklich so wie die begeisterten Sänger, Körner, Arndt, Schenkendorf, Rückert, ihn verkündeten? An Sachsen mußte man die Probe machen. Wenn dies Königreich mit seinen (damals) 2,300,000 Einwohnern auch nur mit ähnlicher Kraft wie Preußen der guten Sache beitrat, so war unendlich viel erreicht. Es lag ja zunächst, seine gesammten Streitmittel konnten ohne Weiteres in die Schale der Verbündeten fallen, die dann im Herzen Deutschlands festen Fuß faßten und leicht das Königreich Westfalen umwarfen; dann war der Rheinbund so gut wie gesprengt. Auf Sachsen rückten daher die verbündeten Heere an, aus der Mark das russisch-preußische, das der Oberbefehlshaber, der russische General Wittgenstein führte — 40,000 Preußen unter York, Bülow und Borstell, und 12,000 Russen —, aus Schlesien ein ganz aus Preußen bestehendes (36,000 Mann) unter Blücher.

Von der Ostseite war Sachsen offen; im Norden besaß der Feind alle Uebergangspunkte über die Elbe, deren stärkster Magdeburg war. Dort hatte Napoleons Stiefsohn, Eugen Beauharnais, Vicekönig von Italien, den Kern der verfügbaren französischen Streitmacht versammelt und bei Möckern auf dem rechten Elbufer eine Stellung genommen, die durch ein sumpfiges Flüßchen, die Ehle, und durch andere Bodenvortheile gedeckt war. Hier beschloß ihn Wittgenstein anzugreifen, doch war seine Anordnung sehr mangelhaft und gelang nur durch die Tüchtigkeit der Unterfeldherren und der Truppen. Am 5. April Mittags 1 Uhr eröffnete Yorks Vortrab unter dem General von Hünerbein das Gefecht,

indem er sich mit stürmischer Tapferkeit auf einen Hauptpunkt der französischen Stellung, das Dorf Danigkow an der Ehle stürzte; nach 4stündigem erbitterten Kampfe wurde es von den Preußen erobert. Unterdessen entbrannte ein noch bedeutenderes Gefecht um das Dorf Behelitz, eine halbe Meile weiter nördlich an der Ehle, wo es ebenfalls galt, eine Brücke über diesen Fluß zu nehmen. Hier stürmte General Borstell mit Fußvolk und Artillerie, und trotz der großen Schwierigkeiten, die der sumpfige Boden und ein wasserreicher, wenn auch nicht allzu tiefer Fluß boten, errang die heldenmüthige Tapferkeit der Truppen, namentlich der pommerschen und ostpreußischen Infanterie, auch hier gegen Abend den Sieg. Ebenso wenig konnte sich der Feind in dem dritten Hauptpunkte seiner ausgedehnten Stellung, bei Zehdenick, halten. Drei preußische Reiterregimenter unter dem General Oppen sprengten hier die doppelt so starke französische Reiterei und brachten auch das Fußvolk zum Weichen. Mit großem Verlust trat der Vicekönig am Abend den Rückzug auf das linke Elbufer an.

War auch dies Treffen bei Möckern eher ein Gefecht, als eine Schlacht zu nennen, so machte es doch auf Freund und Feind einen ungemeinen Eindruck. Die Tapferkeit der Preußen hatte sich so glänzend bewährt, daß sie bei den Russen und Franzosen wieder in jenen Respekt kamen, den sie 1806 nur durch Schuld ihrer Leitung eingebüßt. Die freudigste Zuversicht erfüllte sie nun, und schon diese Wirkung des Sieges war weit mehr werth als die 1000 Gefangenen und die strategischen Vortheile, die er einbrachte, aber man durfte auch hoffen, daß die Sachsen, deren Land nun von den Verbündeten besetzt ward, sich der gemeinsamen Sache anschließen, daß nunmehr Wittgensteins und Blüchers Aufrufe durchschlagen würden. Auch Körner rief seinen Landsleuten zu: „Laßt diese große Zeit nicht kleine Menschen finden!" Aber die erwartete Wirkung blieb aus; einige hundert Sachsen traten unter die Lützower, das Volk im Ganzen rührte sich nicht. Es hatte freilich viel Sympathie für die deutsche Sache und viel Widerwillen gegen die Franzosen, aber nicht Thatkraft genug, selbständig zu handeln, sondern wartete ab, was die königlich sächsische Regierung befehlen werde. Zwar der König selber, Friedrich August, ein alter Mann von beschränktem Verstande und schwachem Willen und seinem Herrn Napoleon mit sklavischer Ehrfurcht zugethan, war beim Herannahen der Verbündeten schleunigst davongegangen. Nachdem er sich in Dresden mit soviel Geld und Juwelen, als er mitnehmen konnte, bepackt hatte, war er nach Regensburg geflüchtet, von dort auf Oesterreichs Veranlassung nach Prag. Sein Land und seine Truppen, 10,000 Streitbare unter General Thielmann in der Festung Torgau, so sich selbst überlassen waren, ziemlich in derselben Lage wie drei Monate früher York und die Ostpreußen. Aber vergebens forderte Thielmann die Truppen zum Abfall auf, er mußte aus Torgau fliehen. Die Sachsen waren keine Ostpreußen, schwankten vier Wochen lang hin und her und thaten schließlich wie ihr König, d. h. sie blieben so lange parteilos, bis Napoleon herangekommen war und sie an sich nahm. Es sind Sachsens und der übrigen Rheinbundstaaten Streitkräfte gewesen, die es ihm erst ermöglichten, den Frühlingsfeldzug mit so großer Uebermacht zu führen, wie er es nun that. Er selbst hatte das Aeußerste seines Genies aufgeboten; nie war seine gewaltig federnde Thatkraft, sein riesiges Organisationstalent in höherer Anspannung gewesen, nie leistete er Erstaunlicheres als in

diesen ersten Monaten des Jahres 1813, da er neue Hunderttausende aus der Erde stampfte und nach der größten Niederlage, die je die Welt sah, sich rüstete einen Völkerkrieg zu bestehen. Während die Verbündeten, erst durch das Zaudern der preußischen Regierung, dann durch die Langsamkeit des russischen Hauptquartiers, die kostbarsten Wochen vergeudeten, nutzte Napoleon jeden Tag, jede Stunde als einer, der weiß, daß die Zeit unwiederbringlich ist. Bis zum 3. April hatte er aus seinem Kaiserreich 350,000 Mann theils neu ausgehoben, theils feldtüchtig gemacht. Diesseits des Rheins war davon freilich erst nur der dritte Theil verfügbar, aber es gab hier ja deutsche Vasallen genug, die den Mehrbedarf lieferten. So waren es doch an 200,000 Mann, Franzosen und Rheinbündler, die Napoleon schlagfertig vorfand, als er Ende April in Franken und Thüringen eintraf und mit 130,000 konnte er in die sächsische Ebene einbrechen. „Ich werde diesen Feldzug als General Bonaparte führen und nicht als Kaiser Napoleon," sagte er seinem Heere; er hielt Wort, seine Feldherrnkunst wenigstens ist der Aufgabe gewachsen gewesen. Er ging denn auch mit großer Zuversicht in den Kampf; noch war er ja den Gegnern bei weitem überlegen. Die Hunderttausende, welche in Preußen zu den Fahnen eilten, waren doch nicht im Handumdrehen bewaffnet und einexerziert, das hier in Sachsen verfügbare Linienmilitär zählte nur erst 50,000 Mann, die russischen Reserven standen noch weit hinten in Polen und Rußland. So erreichte die ganze verbündete Streitmacht in Sachsen jetzt nur die Zahl von 93,000 Mann. Freilich waren dies Kerntruppen, namentlich die Preußen, an militärischer Uebung, an physischer Kraft und an begeisterter Stimmung den neuen Legionen Napoleons weit überlegen, dessen Veteranen mindestens gewachsen. Aber diesen Vortheil wog der Uebelstand auf, daß der Oberbefehl ohne Geist und Kraft geführt wurde. Es zeigte sich bald, daß man Wittgensteins Feldherrngaben überschätzt, daß man einen großen Fehler begangen hatte, die weit tüchtigeren preußischen Generale dem russischen Oberbefehl unterzuordnen. Fast hätten die verbündeten Monarchen noch einen weit größeren gemacht. Denn sie wollten ursprünglich das Kommando des schlesischen Heerkörpers nicht an Blücher geben. Es hieß, Blücher sei halbverrückt vor Kriegswuth und Franzosengrimm, habe Anfälle von Raptus. Das war nicht so ganz unrichtig, wild wie ein Berserker hatte er manchmal in der schmählichen Zeit, bevor es „losging," seinen Zorn wieder den Bonaparte alle Zügel schießen lassen, daß die Leute auf seinem Gute munkelten „de old Blüchert, de Dollkopp, ist übergeschnappt." Aber Scharnhorst wußte, wie Noth so ein Berserker war, das langsame vielköpfige Hauptquartier vorwärts und immer vorwärts zu reißen. Er bestand darauf: „Blücher muß kommandiren, und wenn er hundert Elephanten im Leibe hätte." So gab man ihm denn wenigstens den Befehl über den schlesischen Heerhaufen. An seiner Stelle im Heer, ganz zu oberst, stand er zwar immer noch nicht.

Vor einem Angriff von Seiten Wittgensteins, dem er eine solche Kühnheit gar nicht zutraute, unbesorgt, überschritt Napoleon am 30. April bei Weißenfels die Saale und marschirte in die weite sächsische Ebene ein. Er wollte über Leipzig nach Dresden vordringen und dort den Feind in einer Hauptschlacht zermalmen. Aber die Verbündeten beschlossen, ihm noch im letzten Augenblick zuvorzukommen, ihn während seines Anmarsches anzugreifen. Denn hier in der

Ebene zwischen Saale und Elster konnte sich ihre Ueberlegenheit an Reiterei geltend machen und die große Ueberzahl der feindlichen Infanterie einigermaßen ausgleichen. So zog sich denn, während Napoleon Abends den 1. Mai in Lützen eintraf, die Hauptmacht der Verbündeten zwei Meilen vor ihm zusammen, um der in langgestrecktem Zuge zwischen Weißenfels und Leipzig marschirenden französischen Armee am folgenden Morgen in die rechte Flanke zu fallen, sie zu durchbrechen und theilweise in die Sümpfe der Elster und Pleiße zu werfen. Wittgensteins Anordnungen waren aber im Einzelnen voller Widersprüche und zum Theil der Art, daß die Züge wichtiger Truppentheile dadurch in die größte Verwirrung kommen mußten. — Blutigroth ging die Sonne Sonntags den 2. Mai über den Feldern von Lützen auf. Der Kaiser selbst führte seine Hauptmacht auf der Straße nach Makranstädt; zu seiner Rechten, weit vorgeschoben, stand Ney mit der kleineren Hälfte des Heeres in und bei dem Dorfe Großgörschen, kaum eine Meile von Groitsch, wo sich das verbündete Hauptquartier befand. Aber Wittgenstein hielt dieses Korps für eine bloße Vorhut und ließ es durch unzureichende Kräfte angreifen. Mittags 12 Uhr begann die Schlacht. 30 preußisch-russische Geschütze eröffneten das Feuer auf Groß-Görschen. Dann stürzte sich die preußische Brigade Klüx auf das Dorf, nahm es, und hielt sich unerschütterlich gegen alle Angriffe, eroberte dann auch das Dorf Rahne, während die Brigade Zieten im nahen Klein-Görschen eindrang. Immer neue Verstärkungen führte Ney herbei; immer gewaltiger wogte der Kampf um die Dörfer. Blücher, Scharnhorst, alle höheren Offiziere, stellten sich selber mit gezogenem Säbel an die Spitze der Truppen, führten auch die preußischen Garden ins Gefecht; mit unwiderstehlicher Tapferkeit behaupteten die Preußen die eroberten Punkte, nahmen noch die Dörfer Eisdorf und Kaja. War jetzt ein Seidlitz an der Spitze der breiten Reitermassen, die unthätig zwischen den Dörfern Rahne und Starrsiedel hielten, so war der Tag gewonnen. Aber Wittgenstein hatte der verbündeten Reiterei keinen Oberanführer gegeben, und sie blieb ohne rechte Verwendung. Dagegen traf nun Napoleon mit seiner Hauptmacht auf dem Platz ein. Bei Markranstädt hatte er den Kanonendonner von Großgörschen gehört und sofort erkannt, daß dort die Entscheidung liege. Auf der Stelle warf er seine Truppen herum und eilte den gebrochenen Reihen Neys zu Hülfe. Um 3 Uhr erschien er hinter Kaja, brachte die Fliehenden wieder zum Stehen, seine frischen Truppen erobern nun Kaja, Rahna, Kleingörschen wieder. Aber nur auf einen Moment. Das zweite Treffen der Verbündeten rückt an, zunächst York, und stürzt sich in die brennenden Dörfer. Mit wahrer Blutgier kämpfen die Preußen. Ohne Entscheidung schwankt die Schlacht, mehr als 100,000 Mann ringen mit einander in diesem schmalen Dörferviereck, das kaum eine Achtelquadratmeile groß und mit Leichen besät ist. Horns Leibregiment erstürmt abermals Rahna, Hünerbein Kleingörschen, dann gehts auf Kaja. Hier in dem wilden Kriegestanze fällt schwerverwundet Scharnhorst. Auch Blücher wird verwundet. Auf einige Zeit begeben sich die beiden Monarchen selbst und die preußischen Prinzen ins Feuer.

Mittlerweile zieht Napoleon hinter Kaja immer mehr frische Truppen herbei, während Wittgenstein die Kraft seines Heeres hie und da verzettelt und die Reserve der Verbündeten, die sogenannte russische Hauptarmee, noch immer ausbleibt. Da um 7 Uhr steht Napoleons letztes Mittel, die Garde, zum Angriff fertig

und mit ihr führt nun der große Schlachtenmeister den entscheidenden Stoß. Die Verbündeten, vom heftigsten Artilleriefeuer übergossen, müssen Rahna und Kleingörschen nach heißem Kampfe aufgeben, nur die Preußen in Großgörschen behaupten sich. Zugleich gewinnt auch links und rechts der Feind wieder Boden. Doch kämpft man noch in der Dunkelheit bis 9 Uhr, dann lagern sich beide Theile zur Nacht auf dem Schlachtfelde. Die Preußen waren entschlossen, andern Tags die Schlacht zu erneuern, aber die Russen drangen auf den Rückzug. Vergebens fluchte und wetterte der alte Blücher; er war seit 18 Stunden fast nicht vom Pferde gekommen, hatte 7 Stunden im Feuer gehalten und trug den Arm in der Binde. Aber er war kampfbegieriger als je. Noch in der Nacht schickte er einen Haufen seiner Reiterei ab, den Feind zu überfallen. Die Unternehmung mißglückte zwar, weil man in der Finsterniß in einen Hohlweg gerieth; aber sie imponirte den Franzosen so, daß sie sich ein wenig zurückzogen und am Morgen verwundert waren, die Wahlstatt von den Verbündeten geräumt zu sehen. Denn während der Nacht hatte der Zar den Rückzug beschlossen, und der König von Preußen dann nothgedrungen eingewilligt. Die Schlacht war verloren. Die löwenkühne Tapferkeit, der begeisterte Heldenmuth der Preußen, der jungen Freiwilligen, wie der alten Liniensoldaten, und die mauerfeste Standhaftigkeit der russischen Truppen wogen das Mißverhältniß der Zahl – 69,125 gegen 130,000 —[16a]) auf, aber die Zerfahrenheit, die Planlosigkeit der Oberleitung konnten sie nicht gut machen. Napoleon war Sieger. Freilich um welchen Preis: 18,000 Mann todt oder verwundet, 5 Kanonen und 800 Gefangene verloren! Und Trophäen hatte er keine aufzuweisen, außer dem Schlachtfelde selbst, wo 8000 Preußen und 2000 Russen in ihrem Blute lagen. In trefflicher Ordnung und dem Feinde trotzbietend führte das verbündete Heer seinen Rückzug über die Elbe aus.

Die Schlacht bei Großgörschen, oder wie Napoleon sie nannte, bei Lützen, hatte dessen gewaltiges Feldherrngenie aufs Neue bewährt, aber auch erwiesen, daß die Preußen nicht mehr die Exerziermaschinen von 1806 waren, daß von ihnen jeder Mann mit Selbstbewußtsein, für eine heilige Sache focht. „Selbst die Todten lagen da umher mit verklärtem Angesicht; denn sie waren mit dem Gefühl aus der Welt gegangen, daß sie ihr Vaterland und sich gerächt. Man hörte keinen Klageton der Verstümmelten, weil die edleren Gefühle selbst den Schmerz besiegen, keine Trauer über den gefallenen Freund und Waffenbruder, denn er war ja ruhmvoll gefallen.“[17]) Die Ueberlebenden trösteten sich damit, daß sie, obwol erschöpft durch vielstündiges Gefecht und vorhergegangene Märsche, die für einige Abtheilungen 36 Stunden gedauert, doch nur auf höhern Befehl das Schlachtfeld verließen; sie marschirten unmuthig, voll Wuth und Schmerz dahin. „Der Rückzug ist eine Schmach, wir sind nicht geschlagen!“ murrte es durch die Glieder und der alte Blücher stimmte zornentbrannt ein. Sie dürsteten nach einer neuen Schlacht. Vor der Hand hieß es aber rückwärts! am 6. und 7. gingen die Verbündeten über die Elbe, um hinter der Spree eine neue Stellung zu nehmen.

Sachsen war nun verloren. Am 7. erschien in Prag ein französischer Offizier, der dem König Friedrich August den Befehl des Kaisers brachte, binnen sechs Stunden sich zu ihm nach Dresden aufzumachen und Torgau nebst allen sächsischen Streitmitteln zu Napoleons unbedingter Verfügung zu stellen. Frie-

drich August gehorchte und lieferte sein Land, seine Soldaten, sein Geld und sich selbst ohne Murren aus; so völlig hatte die Angst vor Napoleon in ihm jede Spur von Mannhaftigkeit und deutscher Gesinnung vertilgt.

Die Scharte von Großgörschen mußte ausgewetzt, der öffentlichen Meinung Europas wenigstens bewiesen werden, daß Napoleon nicht mehr im Stande sei mit einem, zwei Schlägen den Feind zu „ekrasiren"; darum beschlossen die Verbündeten noch einmal zu schlagen. Sie setzten sich bei Bautzen fest und zogen Verstärkungen an sich. Aber auch jetzt war der schlimmste Feind in ihrem eigenen Lager: nämlich die totale Unfähigkeit der russischen Oberleitung. Sie wurde täglich ärger: Wittgenstein, Barclay de Tolly und andere russische Generale ordneten bald dies, bald jenes an, zuletzt mischte sich gar der Zar hinein, der doch auch kein Feldherr war. Noch ehe es zur Hauptschlacht kam, wurde in unnützen Märschen und Vorpostengefechten manche edle Kraft vergeudet. Man hatte am 18. erfahren, daß feindliche Kolonnen über Hoyerswerda heranzögen, es war die Vorhut Neys, der von Norden her mit 60,000 Mann in die rechte Flanke der Verbündeten marschirte. Ohne sich von der Stärke des Feindes zu überzeugen, gab der Zar den Generalen Barclay de Tolly und York den Befehl jene Kolonnen zurückzutreiben. In der Nacht zum 19ten brachen diese auf, Barclay in der Richtung auf Königswartha, York auf Weißig an der Spree; der letztere stieß auf einen dreifach zahlreicheren Heerkörper unter dem Marschall Lauriston und lieferte ihm hier bei Weißig ein Treffen, welches in der Geschichte des Yorkschen Korps ein ebenso glänzender als blutiger Ehrentag war. „Nicht leicht (berichtet York an den König) konnte ein Infanterie-Gefecht in einem so chikanösen Terrain (voll Wald und Hügel) schöner und mit mehr Präcision und Ordnung ausgeführt werden. Nach einem höchst beschwerlichen und langen Nachtmarsch bekämpften die Truppen von 4 Uhr Nachmittags bis 11 Uhr Nachts den ungleich überlegenen Feind mit bestem Erfolg. Selbst beim Verlust fast aller ihrer Kommandeure und beim Ausgehen der Munition sammelten sie sich immer wieder von selber, ordneten sich, griffen von neuem an, und als vom Hauptheere der Befehl zum Rückmarsch eintraf, wollten mehrere Bataillone ihre Posten nicht verlassen, so hatten sie sich in den Feind verbissen. Man gehorchte indeß und nach so großem Gemetzel — von 5673 Mann waren 1500, also der vierte Mann geblieben —, nach so viel Anstrengung marschirte das Korps nun in solcher Ordnung ab, daß es Morgens den 20sten um 5 Uhr wieder schlagfertig auf seinem Posten in der Schlachtlinie bei Bautzen stand. Fast zweimal 24 Stunden hatte es marschirt, gefochten, wieder marschirt, so gut wie nicht ausgeruht."[18] Wenn York, dem die Truppen fast nie genug thun konnten, der immer etwas zu tadeln, zu erinnern fand, den seine Offiziere daher „die wandernde Warnungstafel" nannten, wenn York solche Lobsprüche spendete, so mußte die Leistung in der That außerordentlich sein. Auch die Russen drückten ihre Bewunderung aus „über die wahrhaft heroische Art, mit der General York und sein Korps gekämpft".

Aber das Unternehmen an sich war, wie es im großen Hauptquartier hätte vorausgesehen werden können, verfehlt. Neys Heer vereinigte sich mit dem Hauptheer, und mittlerweile war auch Napoleon vor Bautzen angekommen. Er hatte 150,000 Mann, während die Verbündeten hier nur wenig über 28,000 Preu-

ßen und 54,000 Russen, im Ganzen 82,852 Mann zählten[18a)], die überdies in einer viel zu weitläufigen Linie standen: drei Stunden weit auf dem hügeligen Boden hinter der Spree in nordwestlicher Richtung vom lausitzer Gebirg bei Mehltheuer nach Kreckwitz und über die Spitzberge bis Plieskowitz und von da rechtshin nach Gotta. Auf dem linken Flügel im Gebirg standen Russen unter Miloradowitsch, Gortschakoff, Eugen v. Württemberg und Berg; im Zentrum die Preußen unter York bei Litten, unter Blücher bei Kreckwitz und auf den Spitzbergen; den rechten Flügel bildeten Russen unter Barclay de Tolly. Die Reserve im Hintertreffen war wenig zahlreich und bestand aus Russen, namentlich den russischen Garden. Vor der Front hielten Vorposten die Spreeübergänge besetzt, Russen in Bautzen, Kleist mit Preußen und Russen auf den Höhen von Burka, Russen bei Malschwitz und Klix.

Mit scharfem Auge erspähte Napoleon sofort die Mängel dieser Stellung: die Unhaltbarkeit der Spreelinie, denn der Fluß, hier zwischen 40 und 80 Fuß breit, hatte an mehreren Stellen Furthen und konnte überall innerhalb einer Stunde überbrückt werden; gegen den schwächsten Theil der Hauptlinie, nämlich den rechten Flügel, der haltungslos vom Zentrum abstand, beschloß er, durch Ney, der noch nicht zur Stelle war, bei Klix den Hauptschlag zu thun, vorerst aber bei Bautzen die Uebergänge über den Fluß zu erstürmen.

Der 20. Mai, ein Donnerstag, war angebrochen, ein wonniger, duftiger Maitag, rings das Korn in Blüthe, die Wiesen in frischestem Grün. Napoleon ließ aufmarschiren: auch die Verbündeten traten unters Gewehr. Gegen Mittag sahen sie das französische Heer auf seinen Hügeln vor dem Flusse aufgezogen, links oberhalb der Stadt Oudinot, dann vor Bautzen Macdonald und die Garden, weiter unterhalb Marmont, zuletzt Soult. Um 3 Uhr begannen die Franzosen unter dem Schutze ihres Artilleriefeuers und auf rasch geschlagenen Brücken den Uebergang. Die Schlacht entbrannte. Kühn und entschieden gingen Oudinot und Marmont vor und drängten den linken (russischen) Flügel der Verbündeten, welcher von Miloradowisch schlecht geführt wurde, in die Hauptlinie zurück. Der Zar, in der irrigen Meinung, der Hauptangriff gelte seinem linken Flügel, schickte von der Reserve Hülfe, und so nahmen die Russen zwar nach heftigem Kampfe gegen Abend Pielitz und Mehltheuer wieder; dafür war aber der preußische Flügel desto mehr gefährdet. Unterdessen schlugen die Preußen unter Kleist und Grolmann auf ihren weit vorragenden Höhen von Burka alle Angriffe der Franzosen unerschütterlich ab, von links, von rechts, von vorne zugleich bestürmt, behaupteten sie sich bis zur Dunkelheit und traten dann in die Hauptstellung hinter das preußische Zentrum zurück. Das Feuer verstummte; Napoleon hatte den Uebergang über den Fluß erzwungen und Ney sich (noch spät Abends) in Klix festgesetzt. Die Verbündeten nahmen also andern Tags die Schlacht unter noch ungünstigeren Verhältnissen wieder auf. Der Zar führte nun den Oberbefehl ganz eigenhändig.

Morgens um 6 Uhr begann wieder der Donner der Geschütze über die sonnigen, maifrischen Auen gegen die Höhen zu donnern. Oudinot und Marmont stürmten an; dasselbe Spiel wie am vergangenen Tage: die Franzosen drängen die Russen des linken Flügels, und Alexander schickt dorthin Verstärkungen über Verstärkungen, welche den Feind zurückwerfen, diesmal sogar in volle Flucht, aber den rechten verbündeten Flügel aufs Aeußerste bloßstellen. Hier fiel denn auch die

Entscheidung. Bald nach 6 Uhr überschritt Ney mit 40,000 Mann bei Klix die Spree, drängte in dreistündigem Gefecht Barclays Abtheilung, die von den Russen immer auf 15,000 Mann angegeben war, aber bloß 5000 betrug, aus ihrer Stellung heraus und besetzte sogar Barut weit hinten im Rücken des preußischen Zentrums. Dieser wichtige Punkt wurde jedoch von Kleist und den preußischen Garden nach mörderischem Kampfe erstürmt. Aber jetzt — nach 1 Uhr — glaubte Napoleon die Umgehung des Zentrums durch Ney bewerkstelligt und warf seine gesammte Streitmacht auf Blücher. Die gefährlichste Aufgabe, vorn die steilen Kuppen der Kreckwitzer Höhen zu ersteigen, überließ er seinem deutschen Kanonenfutter, insbesondere den Würtembergern, die indeß trotz aller Tapferkeit zurückgeschlagen wurden. Mehrere Stunden lang behaupteten sich Blücher und York gegen den weit zahlreicheren Feind, der von drei Seiten zugleich eindrang und zuletzt noch das Dorf Preititz in Blüchers Rücken einnahm. Der Rückzug des verbündeten Heeres war nun eine Nothwendigkeit geworden. Auf Knesebecks Rath brachen die verbündeten Monarchen nach 3 Uhr die Schlacht ab und befahlen den Rückmarsch, der von den Preußen in fester Haltung, Schritt vor Schritt kämpfend ausgeführt wurde; die Russen (die beiden Flügel) waren bereits aus der Schlachtlinie herausgewichen. Nicht einen einzigen Truppentheil konnte der Feind abschneiden. Er gewann wieder nur ein leichenbesäetes Schlachtfeld. Von seinen 150,000 Mann (Franzosen, Italiener und Rheinbündler) hatte Napoleon 30,000 verloren (10,000 Todte, 18,000 Verwundete, 2000 Gefangene). Der Verlust der Verbündeten betrug etwa 14,000 Todte und Verwundete. Sie ließen keine Fahne, keine Kanone, kaum einen Gefangenen in Napoleons Händen. Er war über ihre verzweifelte Tapferkeit und die Unfruchtbarkeit seines zweideutigen Sieges aufs äußerste betroffen. „Was?" rief er ingrimmig, „nach einer solchen Schlächterei keine Resultate? keine Gefangene? Diese Leute werden mir auch nicht einen Nagel lassen".

Zum zweiten Male hatte die russische Führung verdorben, was die unvergleichliche Tapferkeit und Ausdauer der verbündeten Truppen leistete. Wie Wittgenstein bei Großgörschen, so traf Alexander bei Bautzen die Schuld an der Niederlage. Barclay de Tolly aber, dem er jetzt den Oberrefehl ertheilte, trieb immer weiter zum Rückzuge und vermehrte dadurch den Kleinmuth, der die beiden Monarchen nunmehr ergriff. „Haben all den Wirrwarr verschuldet!" fuhr Friedrich Wilhelm den General York an, worauf York sich verbeugend erwiederte, „er habe zu Taurogen nach bestem Gewissen gehandelt und seinen Kopf Sr. Majestät zur Verfügung gestellt." Der Muth der Truppen war dennoch ungebeugt; der Rückzug aus der Lausitz bewies es. Vergebens fiel der verfolgende Feind immer wieder ihre Nachhut an; mit wetteifernder Tapferkeit schlugen Russen und Preußen jeden Angriff ab. Vor allen zeichnete sich hierbei Blücher aus. Er hatte am 26. den Oberbefehl über die rechte Marschkolonne, die Preußen, erhalten, und gedachte, nicht umsonst des russischen Hauptquartiers einmal los und ledig zu sein, er wollte dem Feinde sofort einen frischen, fröhlichen Husarenstreich versetzen. Das preußische Heer zog auf der Straße von Hainau nach Liegnitz, Ney mit den Franzosen folgte. Hinter Michelsdorf (eine Viertelstunde von Hainau) kam man in eine Ebene, die rechts von einer waldigen Niederung begrenzt war; geradeaus im Hintergrunde lagen die Dörfer Pantenau und Steudnitz. Hier stellte nun

Blücher dem Feinde ein Bein. Die Nachhut unter Oberst Mutius mußte sich langsam von Michelsdorf nach Steudnitz ziehen, um die Franzosen nachzulocken; in den Wald zur Seite bei Schellendorf ward Oberst Dolffs mit 20 Schwadronen in den Hinterhalt gelegt. General Maison, der die französische Vorhut führte, traute nicht recht, aber Ney trieb ihn vorwärts. So marschirte er denn in die Ebene ein; 1500 Schritt war er vorgegangen, da flammte plötzlich links von Schellendorf eine Windmühle auf, es war Blüchers Signal zum Angriff. Nun wußte Maison, wie die Sachen standen, und befahl rasch Vierecke zu formiren. Zu spät. Schon donnerte Dolffs mit seinen Schwadronen im Trabe heran, warf sich im Galopp auf die rechte Flanke der Franzosen und säbelte Reiterei und Fußvolk so windschnell nieder, daß Mutius kaum Zeit hatte, auch mit seinen Reitern heranzukommen. In einer halben Stunde war das kecke, glänzende Gefecht zu Ende, Maison mit Verlust von 800 Mann und 11 Kanonen in voller Flucht. Diese derbe Lektion beherzigte der Feind; er wagte seitdem nur sehr langsam, sehr vorsichtig zu folgen. Desto gehobener war die Stimmung der Preußen.

Doch war ihre Lage im höchsten Grade bedenklich. Die Russen bestanden darauf, heimzukehren, wenigstens, sich in Polen zu einem neuen Feldzuge zu rüsten; dann mußte Preußen ganz allein den Krieg führen. War es dazu im Stande? In diesem Augenblicke noch nicht. Denn die aufgebotene Volkskraft mußte, um im Felde verwendet werden zu können, noch mancherlei Entwickelungsstufen durchmachen; die Landwehr war noch ohne alle Ausbildung, größtentheils nur mit Piken bewaffnet; es fehlte zu den ungeheuren Bedürfnissen eines so großen Heeres augenblicklich noch an Geld, an Gewehren, an Munition, selbst an Leder zu Schuhen. Unter diesen Umständen war Zeit gewonnen alles gewonnen. Sollte Napoleon diese Frist, auf die alles ankam, gewähren? Die Spitzen seiner Armee erreichten ja schon die Oder, besetzten Breslau, während die Verbündeten rechts abschwenkend sich bei Schweidnitz verschanzten. Aber eben diese Bewegung imponirte ihm. Die Gegner waren also zu einer dritten Schlacht entschlossen; standen sie etwa schon mit Oesterreich im geheimen Bunde, daß sie sich so nahe an Böhmen hielten? Jedenfalls waren sie noch lange nicht erschöpft. Ihr zäher Widerstand von der Saale bis zur Oder, ihr ungestümer sieghafter Muth jetzt eben bei Hainau trug nun die beste Frucht: Napoleons Zuversicht wankte. Er merkte, der Krieg in Deutschland war nun ein anderer, denn trotz seiner Siege machte er weder Gefangene, noch eroberte er Trophäen; er begann öfter, als er pflegte hinter sich zu blicken. Und da sah er gar viel Widerwärtiges: sein Heer war doch arg mitgenommen. Die zusammengerafften Haufen junger Konskribirter hatten unter seiner Führung allerdings zwei Siege gewonnen und bis Schlesien vordringen können; aber der Strapatzen ungewohnt und noch ohne rechten militärischen Geist, drohten sie in Auflösung auseinander zu fallen. Die Armee war nicht in dem gewohnten frischen Zug; auch ihr mangelte es an wichtigen Bedürfnissen, an Geschütz, an Reiterei, an geordneter Verpflegung, besonders an neuen Ersatztruppen, wenn sie, wie bisher, den großen Vortheil der Ueberzahl behalten sollte. Dazu kam, daß ihr die Verbindung mit ihren Hülfsquellen gestört wurde in ihrem Rücken schwärmten eine Menge verbündeter Streifscharen umher. Alles dies behinderte, beengte Napoleon, er vermisste die Massenhaftigkeit und Prompt-

heit der Mittel, durch die er sonst seine großen, alles entscheidenden Schläge ausgeführt. Er redete sich täglich mehr ein, wenn er nur Zeit gewinne, habe er alles gewonnen. Kurz auch er fühlte das Bedürfniß eines Waffenstillstandes. Er fühlte es so dringend, daß er einen solchen anbot, daß er sich ihn sogar unter unvortheilhaften Bedingungen und unter österreichischer Vermittelung gefallen ließ. Am 4. Juni wurde derselbe zu Poischwitz unweit Jauer, zunächst auf sechs Wochen, abgeschlossen. Die Franzosen räumten dem Vertrage gemäß Breslau und wurden auf den nordwestlichen Theil Schlesiens zwischen Katzbach und Oder, und auf Sachsen beschränkt. Alle Streifparteien sollten bis zum 12. Juni auf das rechte Elbufer zurückkehren. Die von den Franzosen besetzten Festungen durften alle fünf Tage verproviantirt werden.

Es war ein großer Gewinn, diese Waffenruhe, für beide Theile. Den Verbündeten durch die Noth, dem Kaiser Napoleon durch weise Vorsicht[19] geboten, konnte der Waffenstillstand, richtig benutzt, beiden zum Heile gereichen; es fragte sich nur, ob jeder von beiden seine wahren Interessen erkennen werde.

Dennoch traf die Nachricht vom Waffenstillstand das preußische Volk wie ein Donnerschlag. Es ahnte die Lage Napoleons, wie sie wirklich war, nämlich in ihrer ganzen Mißlichkeit; es unterschätzte andrerseits die Schwierigkeiten des verbündeten Hauptheeres und war begeistert von dem Erfolge, welchen die Preußen da, wo sie auf eigene Hand fochten, abseits vom großen Kriegstheater, in der Mark unter Bülow soeben errungen hatten.

Der Feldzug des Generals v. Bülow und das Volk in der Mark.

Als Wittgenstein mit dem Hauptheere nach Sachsen abmarschirte, ließ er das Korps Bülows — 10,000 Mann — an der Grenze der Mark zurück mit dem Auftrage, den Elbübergang bei Roslau, die Straßen nach Berlin und die Belagerung Magdeburgs und Wittenbergs zu decken. Bis zur Schlacht bei Großgörschen war dieser Auftrag nicht schwer. Bülow nahm sogar den Franzosen noch nebenher die Stadt Halle ab, die damals Festungsmauern hatte. Morgens am 2. Mai wurde sie nach heftigem Gefecht erstürmt, wobei sich das ostpreußische Bataillon Uttenhoven den größten Theil der Ehre zuschreiben durfte. Es hatte hier bei Weitem das Meiste gethan, und doch war es erst im Januar gebildet, kam heute nach einem ermüdenden Nachtmarsch zum ersten Mal ins Feuer, war mangelhaft bekleidet und ausgerüstet, größtentheils ohne Czakos, ohne lederne Tornister, ohne brauchbare Gewehre; fast alles dies mußte es sich erst erobern. Die Freude der Sieger währte nicht lange, es kam die Nachricht von der Schlacht bei Großgörschen, von dem Rückzug über die Elbe, und Bülow mußte auf das rechte Elbufer zurückkehren, um die Mark zu beschirmen, zu deren Oberbefehlshaber er am 8. Mai vom Könige ernannt wurde. Er nahm nunmehr, durch den Feuereifer der Behörden und Privaten unterstützt, die Förderung der Landwehr selbst aufs Kräftigste in die Hand. Sie hatte ihre sehr großen Schwierigkeiten. Es waren Wehrmännner genug da, aber hier wie überall im Lande mangelte es an Waffen, an kriegsmäßiger Kleidung, an Schuhen, Kochgeschirren, Tornistern, Brotbeuteln, kurz an allem, was der Soldat braucht, um ins Feld

zu gehen. Auch Offiziere fehlten, um die nöthigen Uebungen zu lehren. Mit denselben Hindernissen hatte die Errichtung des Landsturms zu kämpfen. Indessen die Thatkraft Bülows und der andern Behörden, die Lust des Volks und die Noth, die Mutter der Erfindsamkeit, halfen über vieles hinweg, was sonst unübersteiglich geschienen hätte.

Diesem Geiste des Volks entsprach das Landsturmedikt, welches die Regierung nach der Schlacht bei Großgörschen veröffentlichte. Es war voll wahrhaft revolutionärer Energie: „Alle Staatsbürger" — so bestimmt es — „die nicht schon bei dem stehenden Heere oder der Landwehr wirklich fechtend stehen, sind verpflichtet, sich zum Landsturm zu stellen, wenn das Aufgebot eintritt; der Kampf, zu welchem er berufen wird, ist ein Kampf der Nothwehr, der alle Mittel heiligt. Niemand darf bei Todesstrafe den Landsturm aufbieten als die dazu durch das Gesetz berechtigten Personen; Widersetzliche, Meuterer, Deserteurs sollen den Tod oder beschimpfende Strafen erleiden; wer Sklavensinn zeigt, als Sklave behandelt werden. Die Landsturmmasse in einem bedrohten Bezirk muß sich mit Weibern, Kindern, Greisen und der besten Habe beständig zum Auswandern bereit halten; die Vorräthe, namentlich das Mehl, sind fortzuschaffen oder zu verderben; Bier, Wein, Branntwein lasse man auslaufen; die Brunnen sollen in den zu verlassenden Gegenden verschüttet, die Mühlen, Kähne, Fähren und Brücken verbrannt, die Dörfer — doch in der Regel die Städte nicht — zerstört und verwüstet werden."

Zwar zu jenen extremsten Maßregeln, wie massenhafter Auswanderung der Personen und Zerstörung des Eigenthums, kam es nicht; dafür war man schon zu zivilisirt, wol aber trat der Landsturm, sich und das Seinige zu vertheidigen muthig zusammen.

Man sah ergraute Bürger und Beamte, Professoren und Prediger in seinen Reihen, zumal in der Hauptstadt, wo die Begeisterung am höchsten loderte, und es war nicht lächerlich, sondern rührend, Männer wie Schleiermacher, der von Geist so groß und hehr, von Körper so klein und verwachsen war, auch mit der Pike erscheinen zu sehen. Wie stand er so begeistert da auf dem linken Flügel seiner Kompagnie; wie mühte er sich, es dem baumlangen Savigny gleich zu thun, der rechts der Flügelmann war. Denn die Universitätsprofessoren bildeten einen eigenen Trupp. Auch Niebuhr, der lebhafte kleine Mann, exerzierte, daß er dicke Schwielen an den zarten Händen bekam, und Fichte mit seinen robusten Gliedern, auch sonst kein verächtlicher Gegner, marschirte jetzt bis an die Zähne bewaffnet, zwei Pistolen im Gürtel, einen Schleppsäbel an der Seite. Die Männer der Kunst blieben hinter den Männern der Wissenschaft nicht zurück. Der alte Schadow führte die Schaar der Künstler, Iffland die Schauspieler. Es war die Zeit, wo der höchste Schwung der Poesie nur eben anreichte an die Höhe des Moments, wo Rückerts Landsturmlied wirklich ausdrückte, was Hunderttausende wollten.

Diesen Herd des Volksenthusiasmus, Berlin, „diese wahre Hauptstadt des sogenannten deutschen Vaterlandes"[20] zu erobern, sandte nun Napoleon nach der bautzener Schlacht ein Heer ab, 20,000 Mann unter Oudinot; am 25. Mai verließ es Bautzen, und während Bülow in der Lausitz oder an der Oder einen Angriff erwartete, marschirte es am 2. Juni auf Luckau. Sollte Berlin gerettet

werden, so mußte Bülow dort vor Oudinot ankommen. Wie war das möglich? Er stand jetzt in Kotbus, also 6½ Meile von Luckau, während Oudinot nur 4 Meilen dorthin zu machen hatte. Und dann — Oudinot führte sein ganzes Heer mit sich; das bülowsche Korps aber war weithin auf 18 Meilen vertheilt: in Kotbus, in Drebkau, in Jüterbog, in Guben. Im Gewaltmarsch nach Luckau war die Losung; Bülow selbst, nachdem er diesen Befehl überall hingeschickt, brach Morgens 5 Uhr am 3. Juni auf. Es war ein furchtbar anstrengender Marsch, der Tag ungewöhnlich heiß, der trockene Sandboden hüllte das matte Heer in dichte Staubwolken, die Kiefernwälder, durch die der Weg oft führte, erfrischten wenig. Endlich um 11 Uhr Abends war man in Luckau, hier warteten schon die Kameraden aus Drebkau; aber Boyen's Brigade, die von Jüterbog, und Borstell's, die von Guben heraneilte, hatten noch nicht anlangen können. Auch die eingetroffenen Truppentheile waren vor Erschöpfung halb aufgelöst. Gleichwol traten sie am Morgen sämmtlich schlagfertig unters Gewehr. Der 4. Juni brach kühl und trübe an. Unter starkem Regen näherte sich Oudinot der Stadt und griff sie gerade dort an, wo Bülow es am wenigsten vermuthete, an dem rechten Ufer des Flüßchens Berste. Hier stand, in der kalauer Vorstadt, die Brigade Oppen, während Bülow mit den übrigen Truppen am andern Ende, in der sandoer Vorstadt, Stellung genommen hatte. Um 10 Uhr fiel der Feind mit ganzer Macht Oppen's Haufen an und trieb ihn vom Platze. Seine Ueberzahl, besonders an Artillerie, schien eine Zeitlang den Sieg zu behaupten, aber Bülow warf ihm immer neue Bataillone entgegen und so blieb die kalauer Vorstadt zuletzt doch in den Händen der Preußen. Um 3 Uhr entschloß sich Oudinot, da er in dem hartnäckigen Kampfe nicht vorwärts kam, die Vorstadt in Brand zu schießen, erreichte indeß dadurch nur, daß die Flammen den Preußen so gut wie ihm den Weg versperrten. Beide Theile beschossen sich bis zum Abend; endlich trat Oudinot den Rückzug an, auf dem er beinahe 1000 Gefangene verlor. Dieser Sieg stärkte das Selbstvertrauen der Truppen und der Bevölkerung nicht wenig und bewies der Welt, die Mark sei nicht so wehrlos, wie die Franzosen vermeint hatten. Es bedurfte einer solchen Erinnerung, um ungebeugt zu bleiben bei den Hiobsposten, die nunmehr kamen.

Deutsche Unfälle.

Während in Berlin die Vornehmen und Wolhabenden dem gemeinen Mann mit gutem Beispiel vorangingen und nicht bloß zahlten und tüchtig zahlten, sondern auch selbst die Waffen ergriffen und fleißig exerzierten nach dem alten Wahrwort: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott; — gings in Hamburg anders her. Es gab dort auch tüchtige Patrioten, den Buchhändler Perthes z. B.; aber die Masse der Bürgerschaft, zumal der reichen Kaufleute, welche den Senat und die Stadt beherrschten, hatte keine Lust, beträchtliche Opfer zu bringen. Sich mit dem schweren Gewehr und Gepäck persönlich in Reih und Glied zu stellen, im Schweiße ihres Angesichts zu exerzieren und sich dann vom Feinde todtschießen zu lassen, das wollte ihnen nicht in den Sinn. Sie meinten, diese Pflicht mit Geld abkaufen zu können. Das gemeine Volk sollte kämpfen, sie wollten zahlen. Hätten

sie nur wenigstens tief genug in den Säckel gegriffen. Aber sie gaben bloß 200,000 Thaler her, eine Summe, die für die reiche und von den Franzosen mit dem furchtbarsten Elend bedrohte Stadt ein wahres Lumpengeld war. Damit brachten sie denn auch nur 2000 Mann zusammen, die sogenannte hanseatische Legion, eine Truppenmacht, die offenbar ganz unzureichend war, Hamburg gegen die herannahenden Korps von Davoust und Vandamme zu vertheidigen. Man verließ sich indeß auf fremden Beistand, aber diese Hoffnung schlug fehl. Bernadotte, früher französischer Marschall, jetzt der erwählte Kronprinz des seit dem 3. März mit Rußland, dem 22. April 1813 mit Preußen verbündeten Schwedens, stand zwar mit hinreichenden Streitkräften in der Nähe, aber er ließ die wichtige Stadt verrätherischer Weise im Stich; und Tettenborn war mit seinen 1500 Kosaken und den 2000 „Hanseaten“ nicht im Stande, eine große Stadt gegen zehnfache Uebermacht zu halten. So ergab sich Hamburg auf Gnade und Ungnade.

In der Nacht zum 30. Mai zog Tettenborn mit allen Truppen ab; am folgenden Tage besetzten die Franzosen die Stadt, und nun verübte Davoust auf Napoleons Befehl ein entsetzliches Strafgericht. 13 Millionen Thaler Strafsteuer war noch das geringere Unglück; die Hamburger mußten auch, alle ohne Ausnahme, auf eigene Kosten und mit eigenen oder gemietheten Händen, ihre halbe Stadt niederreißen, Verschanzungen aufwerfen und Hamburg in eine französische Festung umwandeln; ein halbes Jahr lang dauerte die schimpfliche und schwere Arbeit; sodann jagte Davoust bei Beginn der strengen Jahreszeit 25,000 Menschen der ärmeren Bevölkerung aus der Stadt und ins Elend, um eine Belagerung besser aushalten zu können. Auch die Gelder der hamburger Bank nahm er weg, und bedrückte außerdem Hamburg, Lübeck, Bremen und die anderen abgefallenen Gebiete der Niederelbe mit allen Arten von Lieferungen, wie es ein harter Feind im Kriege zu thun pflegt. So mußte Hamburg zehn Mal theurer Schande, Unglück und Sklaverei bezahlen, als ihm eine ehrenvolle mannhafte Vertheidigung gekostet hätte. —

Der schmähliche Fall der größten deutschen Handelsstadt war für alle guten Deutschen ein harter Schlag; aber bald folgte ein neuer Schmerz, der noch tiefer die Seele traf. An keiner Blüthe dieses schönen Völkerfrühlings, der im März 1813 über Deutschland aufzugehen schien, hing das Herz jedes edelsten Deutschgesinnten so, wie an der lützowschen Freischar. Sie war die liebste Hoffnung der begeisterten Ideologen und Deutschthümler; sie sollte gleichsam ein Cherubsschwert in Germanias Hand, ein fleischgewordenes Kampflied „für Freiheit und Vaterland!“ im Sturm Deutschland durchsausen, „die wilde verwegene Jagd,“ sollte die ganze deutsche Jugend zum Kampf wider den welschen Erzfeind um sich sammeln, und, „eine Schar der Rache,“ allen Franzosen für Deutschlands Schmach vollauf vergelten. Sie war in der That der schönste idealste Ausdruck dieses Krieges. Was die deutsche Jugend an edelster, feurigster Geisteskraft hatte, fand sich in den Reihen der Lützower. Als glänzendste unter den glänzenden Jünglingsgestalten, als der vollkommenste Mann, der in den heiligen Krieg gezogen, wird (von Jahn und Arndt) der Magdeburger Karl Friedrich Friesen geschildert, „eine Siegfriedsgestalt, an Leib und Seele ohne Fehl, ein rechtes Bild ritterlicher und jungfräulicher Unschuld, mit Schönheit, Kraft und Wissenschaft gerüstet, gleich geübt in der Kunst der leiblichen und

geistigen Waffenweise. Ihn hätte im Kampf keines Sterblichen Klinge gefällt." Er fiel 1814, meuchlings von französischen Bauern erschlagen. Ihm am ähnlichsten unter den Gebliebenen waren Eckard aus Mansfeld und ein Graf zu Stolberg, die Arndt ebenfalls besingt (Klage um drei junge Helden); ferner die drei jungen Grafen (Gröben, Canitz, Dohna), die Max von Schenkendorf feiert; und, von allen der edelste, Theodor Körner, der Braut und Amt und seinen Dichterruhm im Stich ließ, um sein junges reiches Leben dem Vaterlande zu opfern. Auch Jahn war Lützower; fast alle waren es, die nachmals in Kunst und Wissenschaft oder in wirksamer Deutschheit an der Spitze der Nation standen.

Aber diese schönen und großen Hoffnungen verwirklichten sich nicht, diese herrliche Blüthe welkte und trug keine Frucht, denn das außerpreußische Deutschland, für das sie doch bestimmt war, stand nicht auf; die Freischar wurde also nicht der Kern eines großen deutschen Heeres, sondern blieb eine Freischar. Als solche hätte sie nun im Rücken des Feindes bedeutende Schläge ausführen sollen. Das geschah indeß nicht. Major von Lützow war ein tapfrer Mann, aber kein geschickter Parteigänger, dabei ein Pechvogel, den bei seinen Unternehmungen ein Unstern verfolgte. Ueberdies wuchs die Schar durch Zuzug aus der Altmark, aus Sachsen und Mecklenburg von 1050 Mann (so zahlreich war sie beim Auszug aus Schlesien) im Mai auf 2000 Mann Fußvolks mit 9 Geschützen und 600 Reitern an und wurde dadurch für eine bloße Streifschar zu schwerfällig. Auch hielt man sich zu lange mit Rüstungen und Vorbereitungen auf. Kurz die Schar brachte es nicht zu großen Thaten, obwol sie überall, wo sie das Glück hatte, mit dem Feinde zusammenzutreffen, sich mit größter Tapferkeit schlug, wie sie denn gleich ihr erstes Gefecht (12. Mai an der Göhrde) sehr rühmlich bestand. Dennoch haßte Napoleon keinen Theil seiner Gegner so bitter als diese Schar, zum Zeichen, daß er den Volksgeist mehr fürchtete, als er zu thun sich den Anschein gab. Er benutzte daher mit ingrimmiger Schadenfreude eine Unvorsichtigkeit Lützow's, um der Schar einen furchtbaren Schlag zu versetzen. Ende Mai hatte Lützow von der Altmark aus mit 400 Reitern einen Streifzug nach Thüringen unternommen, hob in Roda und Schleiz 500 Rheinbündner auf, die sogleich bei ihm Dienste nahmen, und drang über Plauen im Voigtlande bis Hof in Baiern vor. Hier traf ihn die Nachricht vom Waffenstillstand. Sei es nun, daß er bei den Franzosen und Rheinbündnern auf Ritterlichkeit und Schonung rechnete oder seine natürliche Sorglosigkeit ihn in Sicherheit wiegte, er befand sich am 17. Juni erst in der Gegend von Leipzig, also noch manche Meile vom rechten Elbufer. Er mußte seine Unbesonnenheit schwer büßen. Napoleon gedachte nicht, sich diese Beute entgehen zu lassen. Auf seinen Befehl „Sachsen von den Räubern zu befreien und sie zu vernichten, wo er sie finde," schickte der in Leipzig kommandirende französische Befehlshaber 4000 Reiter, Franzosen und Rheinbündner, an den Floßgraben, den Lützowern entgegen. Bei Kitzen wurde die kleine, edle Schar von allen Seiten umringt, mit zehnfacher Uebermacht angefallen und niedergehauen. Deutsche — eine würtembergische Brigade unter dem General Normann — waren es, welche dies Schergenamt verübten! 305 Lützower fielen oder wurden gefangen; der Ueberrest — noch 100 Reiter, darunter Lützow selbst und Körner, der letztere schwer verwundet — entkam glücklich und rettete sich über die Elbe. Die Freischar erholte

sich von diesem Schlage nie ganz wieder; sie spielte seitdem auch in der öffentlichen Meinung nur eine Nebenrolle, sie hat zwar immer mit Ehren gekämpft und später manchen glücklichen Tag gehabt, aber mehr als die Bedeutung eines Streifkorps hat sie nie erlangen können. Ohne Zweifel, wenn die Masse von Geist und Eifer, die in ihr vereinigt war, unter die regelmäßigen Heerkörper vertheilt worden, die Leistungen dieser Feuerköpfe hätten beträchtlicher sein müssen. Aber wiegt nicht diesen Vortheil die Poesie auf, welche die Schar in das Bild jenes Krieges bringt, — wärs auch die Poesie des Schmerzes?

Die Zeit des Waffenstillstandes.

„Als am zweiten Pfingsttage", erzählt Arndt[21], „die Nachricht von der abgeschlossenen Waffenruhe nach Berlin kam, wurden plötzlich alle Gesichter blaß, alle Herzen wie vom Donnerstrahl getroffen; bange Todesstille war in der eben noch so fröhlichen Menge der wandelnden Menschen; die Sonne des schönen Frühlingstages schien nur auf Verzweifelnde." Man fürchtete, die große Bewegung werde im Sande verrinnen, die Ketten festbleiben, ein fauler Friede der Lohn so vieler Anstrengungen sein. Allmählich machte sich indeß eine gerechtere Würdigung der Dinge geltend, die Nützlichkeit und Nothwendigkeit des Ereignisses wurde begriffen. Man erkannte und billigte den Zweck, welchen der König in einer Erklärung an das Volk (vom 15. Juni) ausdrücklich angab: „damit die Nationalkraft, die mein Volk bis jetzt so ruhmvoll gezeigt hat, sich weiter entwickeln könne." Mit verdoppeltem Eifer betrieb man — ganz Preußen ein Heerlager — das Werk der Rüstung. Was bisher gefochten, waren nur die Kadres jenes mächtigen Volksheers gewesen, das der König im März aufgeboten; sie hatten heldenhaft gefochten, die Kämpfer von Groß-Görschen und Bautzen, freiwillige Jäger und Linientruppen, beide gleich preiswürdig, sie hatten die Uebermacht nicht besiegen können, aber ein Großes erreicht, daß hinter ihnen das Volksheer schlagfertig aufmarschiren, daß jetzt recht eigentlich die Masse der Nation ins Feuer geführt werden konnte, die reiche Sommerernte der schönen Frühlingssat. Bei Beginn des Krieges hatte die Regierung die Festungen zwischen Elbe und Weichsel, welche der Feind noch in Händen hielt, durch die Reservebataillone des stehenden Heeres einschließen lassen. Sie machten hier die Vorschule des Krieges durch. Sie wurden darauf von den ausgebildetsten Bataillonen der Landwehr abgelöst, die dann wiederum anderen Landwehrhaufen Platz machten, um ihrerseits zur Feldarmee abzugehen. Die Kleidung der Landwehr war sehr einfach: eine blaue Litewka mit einem Kragen von der Farbe der Provinz, die Preußen roth, die Pommern weiß, die Märker krapproth, die Schlesier gelb, später (nach Eroberung der preußischen Provinzen links der Elbe) die Elbregimenter hellblau mit rother Einfassung, die Thüringer grün; eine blaue Tuchmütze mit dem Kreuz von Blech vor der Stirn, um welches die Inschrift: Mit Gott für König und Vaterland. Die Waffen waren beim Fußvolk zunächst das Gewehr, bei den Reitern Säbel und Lanze. Sahen nun auch die Landwehrleute nicht so militärisch aus, wie die Linientruppen, von denen sie daher anfangs den Spottnamen „Kreuzbauern" erhielten, so bewiesen sie doch sehr bald durch die That, daß sie an altem Preußensinn, an Tapferkeit und Heldenmuth ihren Kameraden von der Linie vollkommen gleich

standen. Waren die Städter nach ihrer Art rasch vorangegangen mit begeisterndem Beispiel, so zeigte das langsamere Landvolk die nachhaltigere Kraft seiner kernigen Natur; es überholte rasch die andern Stände in opferfreudiger Leistung. Ohne Murren gab der Bauer tagtäglich alles und jedes her, Geld und Naturalien, Vorspann und persönliche Dienstleistungen, und alle waffenfähige Mannschaft. Die Lieferungen und Einquartierungen, die Aufgebote und Kriegsübungen hörten nie auf; in manchen Gegenden blieb nicht bloß der Feldbau vollständig liegen, sondern auch Höfe und Häuser verödeten. Aber man trug freudig die ungeheuren Lasten, denn man trug sie für sich, für das Vaterland, für die Rache, und nicht mehr für den fremden Zwingherrn und seine übermüthigen Horden, die bisher wie Heuschrecken den Wolstand des Landes verzehrt hatten. So wurden denn bis Ende Juli 140,000 Mann Landwehr schlagfertig, neue Truppen, die voll Kampflust brannten. In demselben Verhältniß stand die übrige Leistung. Die Kurmark allein hat für Pferde, Schlachtvieh, Früchte, Ausrüstung der Mannschaften und andere Kriegsbedürfnisse im Jahre 1813 an 30 Millionen Thaler aufgebracht!

Auch das Schriftenthum trug das Seinige dazu bei, das Volk fort und fort in seinen innersten Tiefen aufzuwühlen und auf der Höhe der Zeit zu halten. Zwar der Altmeister der Literatur, Göthe, verhielt sich abwehrend; ihm war bei dem Neuen, Ungeheuren, das da draußen im preußischen Deutschland vorging, unbehaglich zu Muthe; er fühlte für Napoleons Cäsarenhaftigkeit eher eine gewisse Sympathie. „Schüttelt nur an euren Ketten," rief er den Begeisterten unmuthig zu, „der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen." Aber die Jüngeren dachten deutscher und ließen der frischen That es nicht an dem rechten Worte fehlen. Sprachen Rückerts „geharnischte Sonette" mehr zu den feiner Gebildeten, Max v. Schenkendorfs ritterliche Lieder mehr zu den adlig Gestimmten, so fanden Körners schwärmerische Weisen bei der Jugend, Arndts volksthümliche Schriften bei der Masse der Nation den lautesten Wiederhall. Eine Unmasse von Flugblättern, Gedichten, Spottschriften, Liedern, Ansprachen, Zeitungen flogen durch das Land, in jedes Haus, in jede Hütte, regten und klärten jedermann auf.

Während so das preußische Volk die Zeit der Waffenruhe benutzte, um demnächst mit der vollen Wucht seiner Gesammtkraft in den Krieg einzutreten, arbeitete die Diplomatie der Verbündeten geschäftig daran, das mächtige Oesterreich auf ihre Seite zu ziehen. Da war es nun ein ungeheures Unglück für die Sache Deutschlands und der Freiheit, daß in Oesterreich von deutscher Nationalität so gar wenig vorhanden, daß hier das Volk ein lauer Freund, die Regierung fast ein Feind Deutschlands war. Kaiser Franz, lothringischen Stammes und Italiener von Geburt, hatte, obwol er den gemüthlichen Wiener spielte, in seiner engen Seele keinen Funken deutschen Sinnes; er haßte vielmehr alles Deutsche als „Ausländerei" und „lutherisches Wesen". Noch mehr, mit Verbissenheit haßte er jede Regung des Volksgeistes. „Ich kenne keine Völker", sagte er, „ich kenne nur Unterthanen." Er verabscheute die Ideologen und die Deutschthümler, die Denker und Dichter, die Kant und Schiller, kurz alles, was das Volk förderte. Er verabscheute besonders die ganze Bewegung, die er in Preußen auflodern sah, als „strafbaren Jakobinismus". Er war schlau genug zu merken, daß sie mit der Vornirtheit und Nichtsnutzigkeit seines Despoten-

thums im geraden Gegensatz stand. Er protestirte denn auch gegen die „revolutionären, excentrischen" Maßregeln der Verbündeten, gegen ihre Aufrufe an die Deutschen, gegen ihr System eines Volkskrieges. Der Versuch des kalischer Manifestes, die deutschen Bevölkerungen auch nöthigenfalls gegen den Willen ihrer Fürsten zum Aufstande zu bringen, erschien ihm als ein Frevel an dem Heiligthum des „göttlichen Rechts der Könige." Er ließ daher die Deutschgesinnten, die sich selbst in seinem despotisirten Oesterreich hie und da fanden, wenn sie so redeten, wie es jetzt in Preußen geschah, sorgfältig hinter Schloß und Riegel legen, damit sie ihm nicht die gutgesinnte Herde ansteckten, und die wiener Polizei mußte dafür sorgen, daß auf den Vorstadttheatern die ehrwürdige Begeisterung der Jünglinge, die bei Großgörschen und Bautzen fielen, verhöhnt und beschimpft wurde.[22] Franz I. war fest entschlossen, einen „deutschen Freiheitskrieg" nicht nur nicht mitzumachen, sondern womöglich zu verhindern. Eher hatte er zu einem Kabinetskriege gegen Napoleon Lust. Die Provinzen, die Oesterreich verloren, mußte es wiederbekommen. Vor allem, er mußte Rache nehmen für die Schmach, die ihm Napoleon vordem zugefügt. Uebrigens wollte er den Schwiegersohn nicht vernichten, sondern nur gründlich demüthigen. Indeß obwol er mit Rußland und Preußen im Bunde dabei wenig Gefahr lief und der Gewinn sehr lockte, so fürchtete er den Gewaltigen, der ihn so oft besiegt, doch viel zu sehr, um nicht Diplomatie der Gewalt weit vorzuziehen. Er ging gern sicher und wollte lieber die Lage als bewaffneter Vermittler benutzen, um wenn irgend möglich ohne Krieg Napoleon einen Frieden aufzunöthigen, der Oesterreich wieder vergrößerte und neben den französischen Einfluß in Deutschland den (habsburg-) lothringischen setzte. Das war sein Programm, er überließ es seinem Minister Metternich es auszuführen. Metternich war ungefähr desselben Schlages wie sein Herr, nämlich ein kalter, zäher, heuchlerischer Selbstling, dabei flach, niedrig von Gesinnung, aber glatt wie ein Aal, formgewandt und der pfiffigste Schlaukopf. Er richtete den Willen seines Kaisers mit großer Geschicklichkeit aus und wußte es so zu drehen, daß Oesterreich eine vermittelnde, eine Schiedsrichterrolle erhielt. Schon am 8. Mai hatte er Napoleon seine Vorschläge gemacht, und wiederholte sie dann: Auflösung des Großherzogthums Warschau zu Gunsten Rußlands, Oesterreichs und Preußens, einige Stärkung Preußens (die für Oesterreichs Unabhängigkeit gegen Rußland und Frankreich nöthig war), Abtretung Illyriens an Oesterreich, Herausgabe der Hansestädte. Oesterreich wollte ihm also zwei Drittel von Deutschland, nämlich das Königreich Westfalen, die Rheinlande, Hannover und selbst den Rheinbund[22a] gönnen. Napoleon wies es dennoch hochmüthig ab; er wollte überhaupt nichts opfern, höchstens einen kleinen Fetzen von seiner Beute, etwa Illyrien und Warschau. Er meinte, und dies war der große Irrthum, durch welchen er das Meiste zu seinem Untergange beitrug, er werde durch eifrige Rüstungen während der Waffenruhe seine Streitkräfte so vermehren, daß er die Verbündeten auch nach der Vereinigung Oesterreichs mit ihnen zum Frieden zwingen könne. Darum stieß er die vortheilhaftesten Friedensvorschläge Oesterreichs hartnäckig zurück.[23] Nur insofern hatte er Recht, als auch dieser von Oesterreich gebotene Friede, der Italien und das meiste deutsche Land in französischer Gewalt ließ, ohne Dauer gewesen wäre: zwischen ihm und Europa mußte das Schwert entscheiden, und zwar über alles oder nichts. Er wußte und hatte es längst offen

eingestanden: sein Reich konnte nur dauern so lange er lebte. „Frankreich," sprach er einst, als seine Macht am größten war, „kann nicht jenseits des Rheins Krieg führen; Bonaparte hat es gekonnt, aber nach mir ist alles dies vorbei."[24] Doch eben darum, meinte er, müsse Bonaparte das Ueberflüssige vertheidigen, damit Frankreich das Nothwendige, d. h. den Rhein, einst behalte. Metternich unterhandelte nun desto eifriger mit den Verbündeten. Er sah, wie unmäßigen Werth sie auf Oesterreichs Beitritt legten (den dieses in seinem Interesse thun mußte) und verkaufte denselben daher auch übermäßig theuer. Zunächst müsse die Art der Behandlung des Krieges eine „korrektere" werden, solche Manifeste wie das kalischer dürften nicht erlassen werden, überhaupt keine Berufung an das Freiheits- und Nationalgefühl der Massen eintreten. Es müsse sich nicht um Volksrechte, deutsches Vaterland, nationale Verfassung und dergleichen Ungeheuerlichkeiten, sondern um rein dynastische Interessen handeln. Sodann müsse man dem französischer Kaiser nicht allzuviel abfordern, nämlich nur das Herzogthum Warschau, Illyrien und von Deutschland die Gebiete zwischen der unteren Elbe und der Ems. Unter diesen Bedingungen versprach Oesterreich seinen Beistand; am 27. Juni verpflichtete es sich in dem Vertrage zu Reichenbach, dem Bunde gegen Napoleon beizutreten, wenn dieser die genannten Forderungen, auf denen es bestehen werde, ablehne. Preußen und Rußland konnten sich mit einem solchen Ausgange des Krieges nicht begnügen, aber sie rechneten mit Bestimmtheit darauf, daß Napoleon in seiner hochmüthigen Verblendung verharren werde, und für diesen Fall wenigstens steckte sich Oesterreich ein weiteres Ziel, nämlich ganz Deutschland zwar nicht von seinen Rheinbunds-Suveränen, die Franz I. vielmehr aufrecht erhalten wollte, aber von den Franzosen befreien zu helfen. Deutschlands „Wiedergeburt" war freilich auch dann unmöglich. Von diesem metternichschen Gespinnst, womit die junge deutsche Hoffnung bald sollte erwürgt werden, hatten die Deutschgesinnten damals noch keine Ahnung: sie hielten Metternich und Franz I. nur für schlaffe Freunde, nicht für entschiedene Feinde ihrer Sache; übrigens kam es zunächst auf Napoleons Bekämpfung an, sie hätten sich gegen ihn auch mit dem Teufel verbünden mögen. Deshalb bemühte sich selbst der Edelsten und Klarsten einer, Scharnhorst, mit persönlicher Aufopferung um Oesterreichs Beitritt. Ohne auf seine Wunde Rücksicht zu nehmen, reiste er im Mai Tag und Nacht nach Wien; Franz I. mochte indeß mit Männern wie Scharnhorst nichts zu thun haben, er ließ ihn mit guter Manier zurückweisen, und Scharnhorst reiste nun ebenso eilig nach Prag, um dort für das Bündniß zu wirken. Seine Wunde verschlimmerte sich durch diese Anstrengungen so, daß er zu Prag am 28. Juni seinen Leiden erlag; ihm war's versagt, mit seinen Augen noch zu schauen, wie so herrlich seine größte Schöpfung, die Landwehr, die Feuerprobe bestand.

Einen Augenblick schien es, als wenn Napoleon die ganze Gefahr seiner Lage begriff; er bewog Metternich, eine Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 10. August zu erwirken und einen Friedenskongreß zu Prag herbeizuführen. Aber die Verhandlungen zerschlugen sich, weil nur Oesterreich den aufrichtigen Wunsch nach Frieden hatte; Preußen und Rußland, deren Rüstungen jetzt vollendet waren, brannten vielmehr vor Ungeduld, mit den Waffen bessere Erfolge zu erkämpfen als die Federn der österreichischen Diplomatie erzielten; diese selbst

erkannte zuletzt, daß nur durch den Krieg etwas Erkleckliches zu gewinnen sei; Napoleon endlich wollte nur Zeit für seine Rüstungen gewinnen, um später als Besieger aller Frieden nach seinem Belieben diktiren zu können. Uebrigens zum ersten Mal seit 16 Jahren auf einem Friedens-Kongreß in der Lage des Bedrängten, in der Lage um den Verlust eines Mehr oder Weniger markten zu müssen, fürchtete er, daß ein Schritt zurück ihn auf eine Bahn des Nierderganges brächte, wo kein Halten sei, daß, wenn er nachgäbe, Europa ihn für so geschwächt halten würde, um bald neue und größere Forderungen zu stellen. Daher beharrte er darauf, außer Frankreich, Italien, Spanien, den Niederlanden, auch noch Deutschland behalten zu wollen; ja er forderte sogar für den Verzicht auf Polen und Illyrien, daß die brandenburgischen Marken von Preußen abgerissen und dem Könige von Sachsen gegeben würden! oder wenigstens daß Preußen nicht Danzig und nichts von seinen früheren deutschen Besitzungen erhalte. So konnten denn die Bevollmächtigten Preußens und Rußlands mit leichtem Herzen in der Nacht zum 11. August Prag verlassen; Kongreß und Waffenstillstand waren zu Ende, Oesterreich gewonnen und der Krieg fing wieder an. Am 12. erfolgte Oesterreichs Kriegserklärung.

Es verstärkte die materielle Macht seiner neuen Verbündeten fast um ein Drittel. Aber es brachte dagegen auch ein Element in den Bund, in den Krieg, welches den Schwung desselben wie ein Bleigewicht hemmte und ihn in der That allgemach aus einem Volks- und Freiheitskrieg in einen Kabinetskrieg veränderte. Wie sollten auch Deutschthum und Volksfreiheit von einer Koalition kommen, in der sich Franz I. und Metternich eingenistet, aus einem Heerlager, in welchem nunmehr neben den Russen auch noch die Slawen und Magyaren Oesterreichs Platz nahmen? und selbst die Deutschösterreicher waren von dem Geiste, der in Preußen flammte, so gut wie unberührt. Dachte die große Masse der Preußen in erster Linie an Preußen, in zweiter an Deutschland; so kam den Oesterreichern im Großen und Ganzen Deutschland überhaupt nicht in den Sinn. Von der gewaltigen, idealen, von der wahrhaften Volksbegeisterung, die dort im Norden herrschte, war in Oesterreich keine Spur; nicht bloß in der österreichischen Regierung, „auch in dem österreichischen Volke selbst war die kühne Energie und Frische von 1809 nicht mehr vorhanden. Mit dem Schwung, womit sie bei Aspern und Wagram gestritten, gingen die Oesterreicher jetzt nicht in den Krieg; sie brachten nur eine Verstärkung an Zahl und Macht.“ [25]) Für die deutsche, auch für die preußische und liberale Sache war also Oesterreichs Beitritt ein zweideutiger Gewinn.

Nicht besser stand es, mit Ausnahme Rußlands, um Preußens übrige Allianzen. Schweden war ein schwacher, unzuverlässiger, beinahe ein verrätherischer Freund; die englische Regierung, damals noch in den Händen der hannöverschen Dynastie, schien als wichtigstes Ziel der deutschen Erhebung die Versorgung des Hauses Hannover zu betrachten, sie setzte in dem Vertrage zu Reichenbach, den sie am 14. Juli mit Preußen abschloß, sehr genau die künftigen Vergrößerungen Hannovers fest, während Preußen nur das unbestimmte Versprechen einer Wiederherstellung im Umfange von 1806 erhielt. Es kam auch bei den Subsidienverträgen zu kurz: England zahlte ihm 666,666 Pfund, während Rußland sich die doppelte Summe ausmachte; die russischen Diplomaten führten eben ihr Geschäft besser

als die preußischen. Die Bundesgenossen sahen keinen Grund, warum sie Hardenbergs Leichtfertigkeit und Friedrich Wilhelms unentschlossene Natur nicht nach Möglichkeit ausbeuten sollten.

Daß trotz alledem durch diesen Krieg immer noch etwas Gutes und Großes erreicht worden ist, hat man unter den Fürsten Alexander und Friedrich Wilhelm, unter den Nationen aber den Preußen zu danken, dem Volke, den Kriegern und den Feldherren: denn Preußens unvergleichliche Leistungen machten es schlechterdings unmöglich, daß seine und Deutschlands Interessen später so weit bei Seite geschoben wurden, wie die metternichsche Politik es beabsichtigte.

Die Zeit der Siege.

Seit Oesterreich dem Bunde beigetreten war, wurde sofort die Sprache, welche die Verbündeten in ihren Erklärungen führten, eine andere. Von der verheißenen Wiederherstellung des deutschen Reichs war nicht mehr die Rede, nur noch von der Wiederherstellung der Machtverhältnisse, welche Preußen und Oesterreich vor 1805 gehabt, und von der Abschüttelung des Jochs, welches Frankreich den Deutschen im Rheinbund auferlegt hatte. Es galt also einer bestimmten Befreiung, nicht der Freiheit Deutschlands überhaupt. Auch dies Ziel war noch der Anstrengungen des deutschen Volkes würdig. Dennoch fuhr der Rheinbund fort, seine Soldaten unter Frankreichs Adlern kämpfen zu lassen. Die Verbündeten hatten also allein, mit eigener Kraft Deutschlands Ketten zu brechen. Auch schienen sie dazu stark genug; denn sie traten nunmehr mit Uebermacht auf den Kampfplatz. Die Gesammtzahl ihrer Streiter belief sich jetzt auf 800,000 Mann, nämlich 277,000 Preußen (darunter 140,000 Landwehrmänner), 264,000 Oesterreicher, 249,000 Russen, 18,000 Schweden. Dagegen hatte Napoleon kaum 500,000 Mann aufbringen können (worunter ein Drittel Deutsche, die Uebrigen Franzosen, Italiener, Polen, Niederländer, Schweizer und Dänen). Freilich war diese Uebermacht mehr scheinbar, denn auf beiden Seiten, aber im größeren Verhältniß auf Seiten der Verbündeten, kam die Zahl derjenigen Truppen in Abzug, welche bei den Festungen und auf entlegenen Schauplätzen standen. Dort wo der entscheidende Kampf erfolgen mußte, auf dem eigentlichen Kriegstheater zwischen Oder, Elbe und Saale, war die verbündete Uebermacht noch keineswegs eine erdrückende. Napoleon eröffnete hier jetzt den Feldzug mit 330,000 Mann Infanterie, 72,500 Mann Kavallerie, 33,500 Mann Artillerie und 4000 Pionieren und Sapeuren, zusammen mit 440,000 Mann und 1200 Geschützen, darunter 112,000 Deutsche: Baiern, Würtemberger, Badener, Sachsen, Darmstädter, Westfalen u. s. w. Was die Verbündeten bei Beginn des Feldzuges hier gegen ihren Gegner im freien Felde verwenden konnten, betrug 364,500 Mann Fußvolk, 76,000 Reiter, 30,500 Mann Artillerie und Genietruppen, 22,000 Kosaken, zusammen 493,000 Mann mit 1388 Geschützen. Nach dem Kriegsplan, welchen die Verbündeten zu Trachenberg am 12. Juli aufgestellt hatten, zerfiel diese Streitmasse in drei Theile: 1) die sogenannte Hauptarmee in Böhmen, bestehend aus 110,500 Oesterreichern, 60,000 Russen unter Barklay und 49,267 Preußen unter Kleist, zusammen 237,008 Mann mit

672 Kanonen; 2) das schlesische Heer, 38,220 Preußen (darunter 15,235 Mann Landwehr) unter York und 61,220 Russen unter Langeron und Sacken, zusammen 99,440 Mann mit 340 Geschützen; 3) die Nordarmee in der Mark, 78,250 Preußen (die Mehrzahl Landwehr) unter Bülow und Tauentzien, 29,667 Russen unter Winzingerode und Woronzof, 18,000 Schweden, zusammen 125,917 Mann mit 316 Kanonen. Zu diesem Heere gehörte dann noch ein Korps unter Wallmoden, das in Mecklenburg gegen Davoust aufgestellt war: es betrug 24,567 Mann mit 60 Geschützen und bestand[25b)] meist aus Norddeutschen (darunter auch die Lützower), sodann aus Russen, Preußen, Engländern und Schweden.[26)]

Preußen that also unbedingt das Beste, es stellte nicht bloß die Volksbegeisterung, es stellte auch der Zahl nach mehr Truppen als irgend einer der anderen Staaten, nämlich jetzt gleich zu den drei Hauptheeren 165,737 Mann (worunter 66,942 von der Landwehr), während Rußland 150,887 und Oesterreich gar nur 110,500 Mann dazu lieferten. Wie es aber bei der Vertheilung der Beute übervortheilt werden sollte, so ward ihm auch der gebührende Antheil der Ehre verkümmert. Man legte den Gesammt-Oberbefehl des Krieges in die Hände eines österreichischen Generals, des Fürsten Schwarzenberg, eines ehrenhaften und wolgesinnten Mannes, aber schlechten Feldherrn. Freilich war er wenigstens in der Beziehung für seine schwierige Stellung — drei Monarchen neben ihm im Hauptquartier — wolbefähigt, daß er mit Geduld und Gewandtheit, mit Besonnenheit und Selbstüberwindung das Zusammenhalten des riesigen und so bunt gemischten Heeres zu erleichtern verstand; immerhin unter den obwaltenden Umständen ein Verdienst, wenn auch mehr von diplomatischer als militärischer Natur. Das Beste, was er gethan, liegt indeß darin, daß er thatsächlich nur die Führung der böhmischen Armee selbst in die Hand nahm, die anderen beiden Heere aber, bei welchen es wirkliche Feldherren gab, gewähren ließ.

Zwar mit dem Oberbefehl über die Nordarmee sah es übel aus, die Monarchen hatten ihn dem Kronprinzen von Schweden übergeben; sie hielten ihn für ein militärisches Genie, während er in der That nur ein Prahlhans und dabei ein verrätherischer Ränkeschmied war, den seine schwedisch-dynastischen Rücksichten und mehr noch die Absicht, sich dereinst den französischen Thron zu erschwindeln, von jeder ernsthaften Bekämpfung seiner Landsleute abhielten. Zum Glück waren die preußischen Unterfeldherren in der Nordarmee, Bülow, Tauentzien, Hirschfeldt, Männer, welche ihm zum Trotz zu siegen wußten. Die einzige Armee, bei der man einen preußischen General und zwar den Rechten an die Spitze gestellt hatte, war die schlesische. Hier führte Blücher den Oberbefehl.

Jetzt 70 Jahre alt, war Gebhart Lebrecht von Blücher (geb. 17. Dezember 1742 zu Rostock aus einer alten pommerschen Familie) auch körperlich fast noch so frisch wie vor 50 Jahren, da er, ein wilder jacher Husar, unter Friedrichs Fahnen sich getummelt. Der alte Fritz liebte solche verwegne Gesellen, aber sie mußten ihm nicht über die Schnur hauen, und da sich der junge ungestüme Offizier einmal zurückgesetzt sah und trotzig um den Abschied einkam, antwortete der König: „der Rittmeister von Blücher kann sich zum Teufel scheren". Das war für ihn eine langweilige Zeit, als der ehemalige Husar nun bloß Landwirt und Hausvater sein mußte. War er beides auch ganz und recht, so fühlte er doch, die Natur hatte ihn zum Kriegsmann bestimmt. Endlich, nach Friedrichs

Tode, durfte er wieder in die preußische Armee eintreten; in der Champagne, am Rhein dann, wies er die Art, die in ihm steckte, und ward die Hoffnung der Soldaten und der Nation. „Sie sind unser Held", schrieb ihm Scharnhorst, ehe es losging, „der Held, von dem wir, wenn es gilt, Großes erwarten". Nun stand der Ersehnte endlich an seinem Platze, der geborene Held eines frischen, freudigen Volkskriegs. Es gab jetzt gar viele tüchtige Feldherrn im preußischen Heere: York, Bülow, Tauentzien, Kleist, Gneisenau, Grolmann. Aber keiner verband wie Blücher mit der heldenhaften altpreußischen Art so glühenden Nationalhaß, so rastlos zuschlagende Thatenlust und den glücklichen Volksinstinkt, unbeirrt durch Klügeleien und Rücksichten, geradenwegs aufs Ziel, unerschrocken dem großen Gegner immer auf den Leib zu gehen. Gelehrte Bildung, militärische Theorie hatte er nicht; sein Wissen war sein Können: mit scharfem, durchdringendem Verstande ersah er allemal mitten hindurch das, worauf es ankam, und setzte es mit rascher Entschlossenheit, mit Kraft und Zuversicht ins Werk. Nie fehlte ihm, selbst nicht in den gefährlichsten Lagen, der Muth; immer gefaßt, zugleich voll Kühnheit und Geistesgegenwart, voll waglustiger Thatkraft und doch auch voll Verschlagenheit, war er kein bloßer Draufgänger und Husarengeneral, sondern ein Feldherr, der hell und groß den Geist, das Wesen dieses Krieges und seiner Aufgaben erfaßte, der, wo es sein mußte, sich auch den Dingen anbequemte, öfter sie mit seiner Heldenkraft gestaltete. Ueber Formen, Aeußerlichkeiten setzte er sich leicht hinweg, aber dem derben urwüchsigen Humor, mit dem er sie übersprang, folgte in wichtigen Augenblicken ein erhabener Ernst; sein natürlicher Takt lehrte ihn, sich überall ungebunden aber doch mit Würde zu bewegen. Groß auch von Gesinnung; es war in ihm nichts Kleinliches, Eitles; vielmehr neidlos und wahr, begeistert für Vaterland und Kriegsruhm, stellte er im Felde an sich und an die andern die größten Anforderungen, war aber auch immer bereit, fremde Leistungen anzuerkennen. Kurz, ein Charakter ersten Ranges und dadurch Napoleons strategischem Genie gewachsen. Gegen das Volk war er gutmüthig und herzlich; seine natürliche Freundlichkeit, sein sorgloser Frohsinn, seine biedere Rechtlichkeit machten ihn auch bei denen beliebt, die ihn nicht im Lager und im Felde gesehen. Aber hier war er in seinem Element. „Wenn er so, mit seinem offenen blühenden Antlitz, der prächtig gewölbten und heiteren Stirn, den großen, listig blickenden oder heldenkühn blitzenden Augen, der mächtigen Adlernase, dem schnauzbartumschatteten Mund, der so schelmisch-gutmüthig lächeln und so befeuernd donnern konnte, an die Geschwader heran und durch die Reihen sprengte, einen Augenblitz, einen Scherz, ein Kraftwort, wol auch eine Donnersalve von Flüchen dahin und dorthin werfend, so war die Wirkung eine unwiderstehliche, elektrische und elektrisirende."[27] Er war der Abgott des gemeinen Mannes.

Die Zuneigung der Unterfeldherren mußte er sich freilich noch erobern; die russischen Generale Langeron und Sacken standen ungern unter preußischem Kommando; Langeron trieb es oft bis zum Ungehorsam, Sackens brave Soldatennatur fand sich eher zurecht. Am mißvergnügtesten war York; es wurmte ihn, übergangen und unter das Kommando der Kraftgenies gestellt zu sein. So nannte er Blücher und dessen Stabschef Gneisenau, die nun im Hauptquartier geboten. Doch hat gerade er durch seine Meisterschaft im Technischen, durch seine Umsicht,

durch seine Vorsorge für die sittliche und leibliche Tüchtigkeit seines Heerkörpers das Meiste dazu beigetragen, daß jene geniale Kriegführung, die ihm sein Hauptquartier vorschrieb, so trefflich gelang, wie es geschehen ist.

So stellte Preußen also auch an tüchtigen Führern weitaus den größeren Theil. Diesem Verhältniß entsprach es, daß die Siege, die nun erfochten wurden, zumeist rein preußische waren.

Großbeeren und Hagelberg.

Es lag in Napoleons löwenhafter Natur, mit einem großen Schlage alles gewinnen zu wollen. Dieser Neigung verdankte der Feldzugsplan, den er während der Waffenruhe entworfen, seinen Grundgedanken; und die Sachlage schien ihr Recht zu geben. Er sah sich jetzt von drei Seiten bedroht, aber die Heere, die er zur Rechten, zur Linken und vor sich fand, hielt er für Gegner von sehr verschiedener Gefährlichkeit. Das böhmische, obwol durch Zahl und die Würde seines Hauptquartiers am bedeutendsten, beunruhigte ihn doch wenig, weil er die Schwerfälligkeit und Behutsamkeit seiner Bewegungen voraussah. Die Nordarmee verachtete er, weil er Bernadotte richtig, die preußische Landwehr ganz falsch beurtheilte. Am meisten traute er der schlesischen Armee zu, dem Heere, das mit ihm bei Großgörschen und Bautzen gerungen. Betrachtete er das Ganze dieser Koalition, so konnte er nicht zweifeln, daß sie auseinanderfallen würde, wofern er dasjenige Glied derselben kampfunfähig mache, welches allein von allen zum Kriege bis aufs Messer entschlossen war, nämlich die Preußen. Sie waren die einzigen, deren Existenz auf dem Spiele stand; die Oesterreicher konnten glauben, mit Vortheil, die Russen auch mit Ehren ihm die Elblinie lassen zu dürfen, wenn ein neuer Sieg für ihn entschied; Preußen mußte sich solange dagegen stemmen, als es noch Athem hatte. Aus diesen militärischen und politischen Erwägungen entsprang nun der Plan, sich mit einem Schlage Berlins und der Weichsellinie zu bemächtigen, dadurch Preußen zu beseitigen, die Russen nach Polen zu werfen und dem also isolirten Oesterreich einen Schrecken einzujagen, in welchem es ohne Zweifel sich beeilen werde, das Schwert noch vor dem Kampfe wieder einzustecken. Um nun jenes erstaunliche Resultat herbeizuführen, kam es darauf an die schlesische und die böhmische Armee in Schach zu halten, daß sie nicht der Nordarmee zu Hülfe kämen. Er dehnte daher seinen Vertheidigungskreis sehr weit aus: von Hamburg und Wittenberg bis zum Bober und zum Erzgebirge; das Zentrum war Dresden; von hier, wo er den Kern seiner Streitmacht versammelt hatte, wollte er nach Bedürfniß dem Heere, welches er am Bober gegen Blücher aufgestellt, oder den Truppen, welche die Pässe des Erzgebirges hüteten, Hülfe bringen. So gedeckt, sollte einer seiner Marschälle die Aufgabe verrichten, die er so leicht wähnte als sie wichtig war, die Zertrümmerung der Nordarmee und die Eroberung Berlins. Der Kaiser hätte gewünscht, ihm auf dem Fuße zu folgen, aber eben als der Waffenstillstand ablief, kam die Nachricht, daß Blücher bereits vordringe, und Napoleon beschloß daher in Person sich auf diesen zu werfen, und jenes Hauptgeschäft dem Marschall Oudinot zu überlassen. Am 19. schickte er ihn demnach mit 73,000 Mann (Franzosen, Italienern und Rhein-

bündnern) von Luckau aus in die Mark; Oudinot solle die Landwehr „diesen Schwarm von Gesindel,“ wie er sie ingrimmig nannte, zerstreuen und Berlin, den Herd des Aufstandes, die „capitale du jacobinisme allemand,“ „vraie capitale de ce qu'on appelait la patrie germanique,“ wenn es sich nicht ergebe, zerstören.

Aengstlich wich Bernadotte aus; er wollte seine Schweden schonen und die Franzosen nicht vor den Kopf stoßen; er gab die Linie der Nuthe auf, er wollte sogar Berlin Preis geben. Aber da erhob sich Bülow voll Zorn: „Mich,“ rief er unter seinen Preußen, „bekommt er nicht gutwillig dazu, daß ich über seine Brücke bei Moabit zurückgehe! Unsere Knochen sollen vor Berlin bleichen, nicht rückwärts!“ Er handelte auf eigene Faust, rettete die Ehre des Nordheeres und rettete Berlin.

Friedrich Wilhelm von Bülow war nunmehr seit 44 Jahren preußischer Soldat (geb. 16. Februar 1755 zu Falkenberg in der Altmark); immer hatte er richtige Einsicht und große Tapferkeit bewiesen, aber selten Glück gehabt, erst im Feldzuge vor dem Waffenstillstande ging der Unstern unter, der sonst über den kriegerischen Unternehmungen, die man ihm anvertraute, zu walten pflegte. Er war alt geworden ohne große Thaten, und man bezweifelte fast sein Talent. Geistvoll wie die meisten Mitglieder seiner alten Familie, den Musen und den Wissenschaften ergeben, sanften und humanen Wesens, das nur hin und wieder leidenschaftlich aufbrauste, auch im Aeußeren wenig martialisch, mittelgroß und behend gebaut, schien Bülow im Krige nur eine untergeordnete Rolle spielen zu können. Aber jetzt, da ein großer Beruf an ihn trat, brach sein kriegerisches Genie, von glühender Begeisterung für das Vaterland befeuert, sich auf einmal mächtig die Bahn; er wuchs mit seinem Zwecke.

Auch Graf Tauentzien (geb. 1760 zu Potsdam), der andere preußische General, der das Unglück hatte, unter dem Kommando des Kronprinzen von Schweden zu stehen, war seiner Aufgabe gewachsen; sie bestand darin, gegenüber den feigen und verkehrten Maßregeln Bernadotte's Hand in Hand mit Bülow zu gehen, und er löste sie mit der Einsicht, Entschlossenheit und Tapferkeit, die ihm eigen waren.

Schon hatte sich der Feind bis auf zwei Meilen Berlin genähert, sein linker Flügel unter Bertrand marschirte auf Blankenfelde; durch einen Sumpf davon getrennt, das Zentrum unter Reynier geradeaus durch den Wald auf Großbeeren; Oudinot selbst mit seinem rechten Flügel bei Sputendorf vorüber nach Kleinbeeren. Vor dem Walde standen die Preußen, Bülow mit 40,000 Mann bei Heinersdorf, Tauentzien mit 12,000 bei Blankenfelde. Es war Montag Mittags am 23. August; Bülow hörte zu seiner Linken Kanonendonner; Tauentzien hatte des Kronprinzen Befehl zum Rückzuge nicht beachtet und mit seinen Landwehrleuten Bertrands Angriff zurückgeschlagen. Der Donner von Blankenfelde schwieg; dafür erschien vorne, aus dem Walde hervorbrechend, das Zentrum des Feindes und trieb die preußischen Vorposten aus Großbeeren. Jetzt, ehe die beiden Flügel herankamen, ehe der Feind sich noch ganz entwickelt hatte, mußte man ihn angreifen, ihm eine Schlacht liefern. Bülow sah es, da erhielt er von Bernadotte den Befehl, mit seinem ganzen Korps bis auf den Weinberg bei Berlin zurückzugehen! Gehorchte er, so war es um Berlin geschehen. Er versammelte seine höheren Offiziere; man berieth; da trat Major v. Reiche hervor,

entwickelte klar und schlagend die Gründe, warum man vielmehr sofort angreifen müsse. Freudig rief Bülow: „Reiche kann Recht haben, wir greifen an.“[28] Er gehorchte also nicht, sondern marschirte (5 Uhr) auf Großbeeren los. Mit donnerndem Hurrah folgte ihm das ganze Korps: rechts die Brigade Hessen-Homburg, links die Brigade Krafft, dahinter die Brigade Thümen und die Reserve-Reiterei von Treskow und Sydow; die Brigade Borstell unterdessen links um den Sumpf bei Kleinbeeren herum ebenfalls auf Großbeeren zu. Mit einem Artilleriefeuer aus 64 Kanonen eröffnete Bülow den Angriff; bald war die sächsische Division Sahr, die in Großbeeren den ersten Stoß auszuhalten hatte, erschüttert, doch vertheidigte sie sich mit Muth. Schlechter fochten die Franzosen, die Reynier ihr zu Hülfe schickte. Es regnete in Strömen, die Gewehre gingen nicht los; die Preußen bearbeiteten daher den Feind mit dem Bajonet und dem Kolben. „So fluscht et better!“ riefen sie. Die Franzosen flohen, die Sachsen wichen oder wurden erschlagen. Nur die hereinbrechende Dunkelheit deckte Reyniers Rückzug. Die Niederlage kostete ihm 4000 Mann (meist Sachsen), darunter 1500 Gefangene, und 14 Kanonen. Die Preußen hatten nur 150 Todte und 900 Verwundete. Ein allgemeines Hurrah des ganzen Korps donnerte dem fliehenden Feinde nach.

Das war eine Freude in Berlin, als die ängstliche Spannung vorbei und in der Nacht die Siegesbotschaft hereinflog. Zu Fuß und zu Wagen strömten die Berliner am Morgen hinaus ins Lager von Heinersdorf; glücklich, wer einen Verwundeten in Pflege nehmen oder recht viel Lebensmittel mitbringen konnte. Die Frauen und Mädchen vom höchsten bis zum niedrigsten Stande wetteiferten, Krankendienste zu thun. Doch wandte sich die Dankbarkeit nicht immer an die rechte Stelle. Der Magistrat ging Bülow vorbei und brachte dem Kronprinzen von Schweden die Huldigungen seines Dankes, weil dieser elende Gascogner, obwol die Schlacht ohne ihn und gegen seinen Befehl geschlagen worden, jetzt die Unverschämtheit hatte, in seinem Bülletin das Verdienst des Sieges sich selber zuzuschreiben. Schlimmer war, daß er den Sieg ganz unbenutzt, den geschlagenen Feind über die Elbe entkommen ließ.

Während Oudinot über Jüterbog nach Sachsen zurückging, blieb ein französischer Heerhaufen uner General Girard, der jenen bei seinem Versuche auf Berlin hatte unterstützen sollen und nun auf weitere Befehle wartete, unthätig bei Lübnitz, ½ Meile von Belzig stehen. Hier griff ihn am 27. August der preußische General Hirschfeldt an. Auf beiden Seiten war die Anzahl etwa gleich, Girard hatte 12,000 Mann, Franzosen, Italiener und Rheinbündner; Hirschfeldt 11,400 Mann kurmärkische Landwehr; auf beiden Seiten waren es unerfahrene, neugebildete Truppen. Das Gefecht entspann sich kunstlos und ungelenk. Aber die physische Kraft, der wüthende Nationalhaß ersetzten bei den Preußen überreichlich, was ihr unbesonnener Eifer in der Aufstellung und Ordnung etwa versah. Sie stießen den Feind aus Lübnitz südlich nach Hagelberg, und als er nun dort seine ganze Macht zusammenzog, gingen in überstürzender Kampflust drei Bataillone des preußischen Zentrums vor, eroberten das Dorf Hagelberg, verloren es zwar wieder, schon aber war auch der linke Flügel durch den belziger Busch gedrungen und griff den Feind im Vorwerk Grützdorf mit solchem entsetzlichen Ungestüm an, daß hier 1350 Mann (Franzosen

und Italiener) vor 300 Schützen das Gewehr streckten. Ebenso gings auf dem rechten Flügel. Ohne den Befehl abzuwarten, rannten die preußischen Bataillone von hier und vom Zentrum mit geschultertem Gewehr auf den Berg von Hagelberg zu, und bestürzt machte die ganze feindliche Linie Kehrt und floh; mit Hurrah setzten die Preußen nach. Wenige standen ihnen. Im Dorfe Hagelberg drängte sich die Masse des Feindes, ein Theil vor einer steinernen Gartenmauer. Es war wieder ein regniger Tag und die Gewehre versagten; man mußte mit dem Bajonet kämpfen. „Als aber (erzählt v. d. Marwitz, der hier mit seiner lebuser Landwehr den Tag entschied) einige handfeste Oderbrücher vom Flügel die Unbequemlichkeit des Bajonets inne wurden, kehrten sie das Gewehr um und begannen durch mächtige Seitenhiebe mit der Kolbe immer drei und vier Franzosengesichter auf einen Streich zu zerschmettern. Das Beispiel wirkte, alles griff zur Kolbe, und die Hintersten liefen auf die Seiten der feindlichen Masse und keilten so dieselben immer enger gegen die Mauer.[29] „So fluscht et better!" riefen auch sie, mit den Musketen wie mit den gewohnten Dreschflegeln hauend. Indeß warf der linke preußische Flügel vom beliger Busch her den Feind auf sein Zentrum und drang auch seinerseits in das Dorf Hagelberg ein. 4000 Franzosen waren nunmehr hier in dichten Vierecken zusammengepreßt. Ein mörderischer Kampf entstand. In wortlosem Grimm droschen die Landwehrleute überall drauf los, schichteten Pyramiden von Franzosenleichen auf. „Keiner erhielt Pardon, Keiner entkam, Alle wurden mit der Kolbe niedergemacht. Die Todten lagen höher als die Gartenmauern über einander, alle Thorwege waren damit versperrt, der Amtshof und Wasserteich davon angefüllt."[30] Am Abend war die Blutarbeit gethan; der Feind, der außerhalb des Dorfes stand, floh; nur 1700 Mann brachte General Girard über die Elbe zurück. 5000 waren gefangen, die anderen deckten den märkischen Sand. 6000 Gewehre und 7 Kanonen waren für die noch immer schlecht bewaffnete Landwehr die erwünschteste Beute. Die Sieger verloren 1759 Mann an Todten und Verwundeten.

Diese glänzenden Thaten der Preußen bei Großbeeren und Hagelberg retteten nicht bloß die Mark, sondern auch Mecklenburg, in welches Davoust eingedrungen war, vor schwerem Unheil. Er zog nun wieder hinter die Stecknitz zurück. In einem der kleinen Scharmützel, welche diesem Rückzug kurz vorangingen, bei einem Vorpostengefecht (am 26. August unweit Gadebusch) war es, wo das edelste Opfer der deutschen Jugend fiel, Theodor Körner, der Sänger und Held. Dort pflückte er die rothe Todesrose, die er in seinem Schwertliede wenige Stunden zuvor besungen. Zu Wöbbelin unter einer Eiche sargten ihn die Lützower ein. Er starb für die Ideale, ehe sie ihm gewelkt waren; zu früh für die Muse, nicht zu früh für sein Glück.

An der Katzbach.

Nach dem trachenberger Kriegsplan sollte dasjenige Heer, auf welches Napolen sich mit seiner Hauptmacht werfen würde, seinem Stoß ausweichen und langsam zurückgehend den andern beiden Heeren Zeit geben, heranzukommen und den Kaiser wie in einem Netze zu umfassen. Nun hatte Blücher die Feindselig-

keiten, die den Bedingungen des Waffenstillstandes gemäß eigentlich am 17. August wiederbeginnen sollten, unter einem Vorwande bereits am 15. August eröffnet und seine ganze Armee bis an den Bober vorgeschoben. Schon war Ney, den er vor sich hin drängte, im Begriff bis über den Queis zurückzugehen, als der Kaiser selbst mit bedeutenden Verstärkungen eintraf. Blücher trat nunmehr seinerseits langsam den Rückzug an, erreichte nach heftigen und rühmlichen Gefechten bei Plagwitz und Goldberg am 23. Jauer und bezog eine feste Stellung hinter der Katzbach. Hier gedachte er eine Schlacht anzunehmen oder zu bieten.

An demselben Tage kehrte Napoleon mit einem Theil seiner Armee eiligst nach Sachsen zurück; er hörte, während Blücher ihn nach Schlesien hineinlocke, breche das böhmische Heer aus seinen Bergen in der Richtung auf Dresden hervor. Zur Verfolgung Blüchers ließ er 102,600 Mann unter dem Oberbefehl des Marschalls Macdonald zurück. Sorglos führte dieser seine Truppen auf Jauer und Liegnitz zu, während Blücher aufbrach, um ihn jenseits der Katzbach anzugreifen. Auf dem rechten Ufer dieses Flusses mußte also der Zusammenstoß erfolgen. Hier enden die letzten Ausläufer des Riesengebirges, ein breites, welliges Hügelland, von steil abfallenden Thalrändern begrenzt und in südnördlicher Richtung von der wüthenden Neiße durchschnitten. Dieses Flüßchen ist wie die Katzbach, in die es auf deren rechtem Ufer zwischen Goldberg und Liegnitz mündet, sonst ein unbedeutendes Gebirgswasser; jetzt aber waren beide zu reißenden Strömen angeschwollen; denn seit mehreren Tagen hatte es heftig geregnet und heute goß ein allgemeiner Landregen herab, daß man kaum ein par hundert Schritt um sich sehen konnte.

Auf dieser Hochebene stand nun — es war Donnerstag den 26. August Vormittags um 10 Uhr — die schlesische Armee, einige 90,000 Mann, York zwischen Brechtelshof und Bellwitzhof, rechts Sacken bei Mahlitsch, links Langeron bei Hennersdorf. Vor dem Korps von York und Sacken lag noch ein breiter Strich der welligen Ebene, die sich nordwärts bei Kroitsch und Dohnau zur Katzbach herabsenkt; zur Linken war die wüthende Neiße nahe, deren Ufer hier sehr steil und voll Schluchten und Hohlwege ist. Vorposten hatte man bis auf das linke Ufer der Katzbach vorgeschoben. Blüchers Hauptquartier befand sich in Brechtelshof; eben hatte er eine Disposition zum allgemeinen Uebergang über die Katzbach und zum Angriff auf den Feind erlassen, als Meldungen eintrafen, welche die Sachlage änderten. Der Feind war schon da, zum Theil schon diesseits der Katzbach; er hatte bei Goldberg, bei Kroitsch die Vorposten zurückgedrängt, ging eben bei Niederkrain über die wüthende Neiße und stieg das Plateau heran. Blücher entschloß sich ohne Bedenken: der Gegner sollte sein unvorsichtiges Vordringen schwer büßen: man lasse einen Theil die Höhen heraufkommen, greife ihn dann mit Macht an, werfe ihn in die Gründe und Bergbäche hinab; diesen Befehl sandte er sofort an York und Sacken. Der letztere antwortete mit freudigem Hurrah, der erstere brummte mißmuthig, stellte indeß sein Korps mit gewohnter Umsicht in Schlachtordnung. Blücher selbst feuerte die Truppen an; sie waren ohnehin kampflustig genug, trotz des strömenden Regens, den der Nordwest ihnen ins Gesicht peitschte, trotz des tief aufgeweichten Lehmbodens, in dem Freund und Feind fast stecken blieben. Um 3 Uhr griff York an. Das brandenburger Bataillon Othegraven war zuerst am Feind, sah drei Bataillone

im Viereck und vier Geschütze vor sich, stürzte sich in den Kartätschenhagel; „was fiel, fiel; alles übrige blieb im Vorrücken, fällte das Gewehr, schrie Hurrah und griff die französischen Grenadiere mit dem Bajonet an. Aber das feindliche Viereck stand wie eingemauert. Die Brandenburger waren auf zwei Schritt heran; beide sahen sich einen Augenblick an. Die Offiziere riefen „drauf! drauf!" Die Soldaten drehten das Gewehr um und schlugen mit dem Kolben in die Franzosen hinein, umzingelten sie von rechts und links, — nach 10 Minuten lag das ganze Carré da zu Boden geschlagen und in eine Pyramide verwandelt. Etwa 150 Lebendige und leicht Verwundete fanden sich hernach noch aus dem niedergeschlagenen Menschenhaufen heraus; diese erhielten dann Pardon."[31] Auch die übrige Infanterie des linken Flügels war nun herangedrungen und warf den Feind zurück. Dagegen verlor die Reiterei zur Rechten das Terrain, das sie schon gewonnen hatte, und Macdonald schob hier bedeutende Massen zwischen Hünerbeins Brigade und Yorks Zentrum. Rasch begegnete York der Gefahr. Von der zweiten Linie sandte er den Prinzen Karl von Mecklenburg und den Oberstlieutenant Lobenthal mit der ostpreußischen Infanterie vor. Unter Trommelschlag mit geschultertem Gewehr marschirte sie mitten unter die feindliche Kavallerie. Zugleich sprengte Blücher mit frischer Reiterei herbei, dem Feinde in die Front und Flanke, und auch die anfangs geworfenen Reiter griffen von neuem an. Macdonalds Zentrum wankte; schon war auch sein linker Flügel, das Korps von Souham, erschüttert, den Sacken tapfer bestürmte. Nun stellten sich die preußischen Feldherren mit gezogenem Säbel an die Spitze ihrer Truppen, Blücher bei der Kavallerie, York beim Fußvolk; so ging die ganze Linie vor. Macdonald, der immer neue Truppen auf das Plateau heraufzog, ertrug den Stoß nicht. Ein kurzes, sehr heftiges Gefecht, dann stürzten die Franzosen die Hohlwege hinab der wüthenden Neiße und Katzbach zu. Ein Theil von Yorks Korps folgte bis Niederkrain, Sacken bis Dohnau. Da kamen noch viele von den Franzosen auf der Flucht um, viele ertranken in den hochangeschwollenen, wild dahin tosenden Bergströmen. Mit Mühe erreichte Macdonald in der Dämmerung die linke Seite der Katzbach. Unterdessen hatte sich Langeron gegen den französischen rechten Flügel, welchen Lauriston führte, aus Böswilligkeit nur matt vertheidigt und war bereits im Begriff, seine Höhen zu räumen, als ihm Blücher triumphirend den Sieg verkündigen ließ. Sehr betreten betheiligte er sich nun wenigstens kräftig an der Verfolgung.

Die Sieger lagerten auf dem Schlachtfelde; eine furchtbare Nacht; bis auf die Haut durchnässt, ohne Stroh, ohne Holz, zum Theil ohne Brot, die oberschlesischen Landwehren sogar ohne Mäntel und fast sämmtlich ohne Schuh und Hosen; dabei fortwährender Regen und ein kalter Nordwind; so standen und lagen die müden Truppen in dem Koth und harrten auf den Morgen. Doch trugen sie alles mit Ausdauer und in guter Stimmung, die Siegesfreude ließ Mißlaute nicht aufkommen. Sie stellte auch ein besseres Verhältniß zwischen dem Hauptquartier und den Untergeneralen her; Blücher und Gneisenau fanden seitdem willigeren Gehorsam. Dies war schon ein schönes Ergebniß der Schlacht. Ihre militärischen Resultate übertrafen selbst die kühnsten Erwartungen. Auf der Wahlstatt selbst waren viel weniger Opfer gefallen als zu geschehen pflegt, wenn Heere von 100,000 Mann sich fünf Stunden lang schlagen; die Verbündeten

hatten etwa 3000 Todte oder Verwundete, hunderte erlagen dann noch in der Nacht der Kälte, dem Hunger, der Erschöpfung. Aber unendlich mehr litt der Feind, den das entsittlichende Gefühl der Niederlage dem übeln Einfluß der Elemente haltlos Preis gab. Das Zentrum des Heers löste sich schon beim Durchgange durch die Katzbach völlig auf; als Macdonald den Bober wieder erreichte, waren auch seine Flügel in größter Verwirrung, und da Blücher ihm so scharf als die grundlosen Wege und die Ermattung der Truppen es gestatteten, rastlos nachdrängte, so kostete der Uebergang hier von neuem große Opfer. Im Ganzen mußte er 18,000 Gefangene, 103 Kanonen und viele andere Trophäen in den Händen der Sieger lassen, etwa 12,000 Mann waren ihm getödtet, verwundet oder versprengt. Der Rest flüchtete unordentlich und ganz entmuthigt in die Lausitz. »Sire, votre armée du Bobre n'existe plus!« meldete Macdonald seinem Kaiser.

Dresden und Kulm.

In vier Heersäulen, in einer Breite von neun Meilen, stieg die böhmische Armee über das Erzgebirge nach Sachsen hernieder; sie sollte, wie es zu Trachenberg beschlossen war, sich in Napoleons Rücken werfen. Am 25. stand bereits ein Drittheil von ihr vor Dresden, das, von Vertheidigern entblößt, von dem jäh herbeieilenden Napoleon noch nicht erreicht, ohne Zweifel an diesem Tage hätte erobert werden können. Aber das vielköpfige Hauptquartier beschloß, erst die zurückgebliebenen Truppentheile zu erwarten, erst morgen anzugreifen. Diese verlorenen 24 Stunden fielen schwer in die Wagschale; sie führten dem französischen Kaiser den letzten bedeutenden Siegestag herauf, den er auf deutschem Boden erlebt hat. Denn um 9 Uhr Morgens des 26. brauste der große Schlachtenmeister sammt seinen besten Heerscharen herein über die Elbbrücke. Obwol ihm nun die Verbündeten an Zahl noch überlegen waren, 150,000 gegen 100,000 Mann, so wollten ihre Stimmführer im Hauptquartier doch schon wieder den Rückzug befehlen, als plötzlich Friedrich Wilhelm unwirsch dazwischen fuhr: „Was? 150,000 Mann und 400 Kanonen haben und unverrichteter Dinge umkehren wollen? Bloß weil der Napoleon da sein? Schimpflich! Ja schmählich und unpolitisch dazu!“ [32] So wurde denn, Nachmittags um 4 Uhr, mit ganzer Macht angegriffen. Aber die Disposition, die das Hauptquartier ertheilte, war im höchsten Grade mangelhaft. Die Truppen wurden stückweise gegen die Verschanzungen vorgeführt, kämpften stundenlang mit großer Tapferkeit, erstürmten hie und da einzelne Punkte in den Vorstädten und verloren sie wieder, weil ihren Angriffen im Ganzen der rechte Zusammenhang, der einheitliche Plan fehlte. Die Nacht brach ein; die verbündeten Truppen, überall zurückgedrängt, lagerten müde und hungrig im kalten Regen auf den Höhen und Gründen im weiten Halbkreis südlich der Stadt, die sie nicht hatten nehmen können. Sie fühlten, man hatte sie schlecht geführt. Würde Schwarzenberg morgen sich fähiger erweisen, mit Bonaparte zu ringen? Wie stach dagegen die Zuversicht ab, mit der den französischen Soldaten die geniale Leitung seines Kaisers erfüllte. Denn vielleicht nie hatte Napoleon seine Schlach-

tenmeisterschaft so glänzend bewährt wie an diesem Tage; so rasch und doch so wol durchdacht, so durchaus zweckmäßig war jeder seiner Züge gewesen.

Am folgenden Tage wiederholte sich das blutige Spiel, und die Kunst des verbündeten Hauptquartiers war über Nacht nicht besser geworden, vielmehr schwächte Schwarzenberg noch seinen linken Flügel, der ohnehin durch den plauenschen Grund vom Hauptheer abgeschnitten war, um das Zentrum zu verstärken. Beide Theile hatten Verstärkung erhalten, aber der zahlreichere Zuzug war auf Napoleons Seite. Mit 125,000 Mann führte er nun seine Stöße; zunächst auf die Flügel der Verbündeten; drängte den rechten von der pirnaer Straße ab, durchbrach im plauenschen Grunde die schwächste Stelle ihrer Linie, und zertrümmerte den so abgeschnittenen linken Flügel, während er durch geschickte Bewegungen die Hauptmacht des Gegners im Zentrum festhielt. Nur die zähe Tapferkeit, mit der die Russen und Preußen auf dem rechten Flügel sich vertheidigten, machte es dem verbündeten Hauptquartier möglich, am Nachmittag den Rückzug nach Böhmen mit einer Armee statt mit einem fliehenden Menschenknäuel anzutreten. Auch so hatten sie großen Verlust: 10,000 Todte und Verwundete, an Gefangenen — fast nur Oesterreicher, deren Heer sehr demoralisirt war[32a]) — 20,000 Mann.

Mühselig schleppte sich das geschlagene Heer mit seinem unermeßlichen Troß und massenhaften Geschütz auf grundlosen Wegen dem Erzgebirge zu; sein rechter Flügel über Dohna nach der teplitzer Straße, sein Mitteltreffen über Altenberg und Dux, die Reste seines linken Flügels über Pretschendorf und Saida auf Kommotau. Es zu vernichten, wenn es jenseits des Gebirges aus den Engen sich herauswickle, befahl Napoleon seinen Generalen Vandamme, Murat, St. Cyr, Mortier. Die letzteren verfolgten, der erstere sollte dem Feinde in die Seite fallen, ihm in Böhmen zuvorkommen. Vandammes Aufgabe schien leicht; er marschirte mit 40,000 Mann auf der großen Straße über das pirnaer Hochland, während die verbündete Armee sich westlich in das Gebirge drängte. Eine Abtheilung Russen unter Ostermann bildete ihren äußersten linken Flügel; sie war am weitesten voraus und machte Vandamme die Straße streitig. Daß dies mit äußerster Energie geschah, und Vandamme daher langsamer vorwärts kam, als er gehofft, war das Verdienst des russischen Generals Prinzen Eugen von Würtemberg, der die Vorhut führte. Am 29. August (Sonntag) vor grauendem Morgen marschirte Vandamme schlachtfertig durch den dichten Nebel das Thal von Peterswalde hinauf; kaum gelang es dem Prinzen, den weiteren Rückzug der überraschten Russen zu decken. Eilig stiegen sie in den weiten Thalkessel hinab, der sich am südöstlichen Rande des Erzgebirges nach Teplitz erstreckt. Um 9 Uhr Vormittags waren sie im Dorfe Kulm; aber Vandamme ihnen dicht auf der Ferse. Ostermann beschloß, den Rückzug weiter fortzusetzen, denn er glaubte mit 15,000 Mann müder Truppen einem mehr als doppelt stärkeren siegesfrohen Gegner nicht die Spitze bieten zu können. Er wollte bis hinter die Eger gehen; von diesem verderblichen Entschluß brachte ihn ein Schreiben des Königs von Preußen ab, der Tags zuvor in Teplitz angelangt war und den General aufforderte: sich nach Möglichkeit zu halten, um dem eben noch weiter westlich im Gebirge mit den größten Hindernissen kämpfenden Heere den Rückzug durch die Schluchten zu sichern. Bald darauf kam Friedrich Wilhelm selber in das Haupt-

quartier und bestimmte Ostermann, die Schlacht anzunehmen. 7 Stunden lang wehrten nun die Russen, vom Prinzen Eugen tapferst geführt, die wüthenden Angriffe Vandammes mit der staunenswerthen Zähigkeit ab, die man an ihnen kennt. Die Hauptschlacht verschob Vandamme indeß auf den folgenden Tag, er wollte sich so lange in Kulm halten, bis Mortier von Pirna und St. Cyr von Lauenstein her ihm nachrücke, wie der Kaiser beabsichtigt. Aber Napoleon, am 28ten selbst in Pirna angelangt, um persönlich die Verfolgung zu betreiben und „in Prag vor seinen Herren Kollegen einzutreffen", hatte dort die schlimmen Nachrichten von Großbeeren und der Katzbach erhalten, sah seinen Hauptwunsch, die Eroberung Berlins, wodurch er Preußen ins Herz treffen und die Verbindung mit den Oder- und Weichselfestungen herstellen wollte, gescheitert und war deswegen nach Dresden zurückgekehrt, um seine Maßregeln gegen die Sieger des 23. und 26. August zu treffen und den Marsch auf Berlin noch einmal vorzubereiten.[33] Seine Marschälle aber, namentlich St. Cyr, betrieben nun die Verfolgung ebenfalls mit Lässigkeit, sie unterstützten den General Vandamme nicht. So blieb dieser sich selbst überlassen. Am Morgen des 30. August erneuerte er den Kampf, aber die Russen waren über Nacht durch eine österreichische Division verstärkt worden, und jetzt an Zahl ihm mehr als gewachsen; sie widerstanden hartnäckig, und schon zog sich hinter den Franzosen ein Ungewitter zusammen, das ihnen den Untergang bringen sollte. Rechts von Ostermann, doch weiter zurück, hatte das preußische Korps von Kleist, 35,000 Mann, von St. Cyr verfolgt, seinen Weg nach dem Gebirge genommen; am 29. Abends in Fürstenwalde erhielt Kleist durch seinen König die Nachricht von Vandammes Gegenwart in Kulm; er möge sich rasch, wo er könne, über den Kamm ins teplitzer Thal retten. Man werde Vandamme festhalten, damit er es leichter könne. Aber die Wege dahin waren durch allerlei Troß, den Ostermann zurückgelassen, verstopft. Kleist entschloß sich auf Grolmanns Rath, das Gebirge auf einer anderen Seite, über Nollendorf, im Rücken der Franzosen zu überschreiten und sich dort Bahn zu brechen oder zu sterben; ein großer folgenschwerer Entschluß, ein Entschluß wie nur die begeisterte Vaterlandsliebe ihn gebiert. Denn Kleist war ein so muthiger als umsichtiger General, aber Waghalsigkeit lag nicht in seiner Natur, und dieser Marsch, auf dem er wahrscheinlich sehr zahlreiche Streitkräfte und feste Stellungen antraf, war ein Wagstück; aber er unternahm es, weil es allein ihn rechtzeitig auf das Schlachtfeld brachte. — Unentschieden wogte bei Kulm der Kampf; da, um 10 Uhr Vormittags, knatterten von den Höhen bei Nollendorf Flintenschüsse hernieder und hallte das Gelärm zahlreicher Artilleriewagen. Der französische General verdoppelte seine Anstrengungen, denn ohne Zweifel Mortier war da, und es galt, vor ihm den Feind zu sprengen. Aber es waren Preußen, die dort ins Thal herabstiegen! Auch jetzt verlor Vandamme nicht den Muth, warf seine gesammte Macht rückwärts und auf das preußische Vordertreffen, trieb es zurück, aber die Hintermänner, vom Prinzen August von Preußen geführt, fingen ihn auf, schlugen ihn ab. Zugleich rückte die ganze russisch-österreichische Schlachtlinie vor; er sah sich rings umschlossen. Nach tapferem Widerstande ergab er sich in sein Schicksal. Um 3 Uhr Nachmittags war der Kampf vorbei. Nur ein kleiner Theil des französischen Heeres rettete sich durch die zahlreichen Schluchten des Gebirges nach Sachsen hinüber. Alle übrigen, nahe 10,000 Mann sammt dem

Feldherrn selbst und dem gesammten Geschütz (82 Kanonen) wurden gefangen. Aber von ihrer Tapferkeit zeugte, daß 7000 Russen, 1500 Preußen, 800 Oesterreicher todt oder verwundet neben 5000 Franzosen auf dem Schlachtfelde lagen.

So hatte, Dank der verzweifelten Energie der Preußen[34], auch die böhmische Armee einen Sieg aufzuweisen; er machte den Unfall, den sie bei Dresden erlitten, wieder gut; fester als je war nun die Eintracht der Koalition, und bei ihren Völkern hoben die sich drängenden Siegesbotschaften von Großbeeren, Katzbach, Hagelberg, Kulm die kriegerische Begeisterung auf den Gipfel. Dies alles war im Laufe einer einzigen Woche geschehen; die Monarchen hatten wol Grund Gott zu danken, wie sie in einem feierlichen Dankfest zu Teplitz am 3. September thaten.

Dennewitz.

Der Eindruck so vieler Niederlagen — das begriff niemand besser als Napoleon — mußte durch einen großen, einen glänzenden Erfolg verwischt werden, oder die Lage wurde verzweifelt; schon hatten die Marschälle nicht mehr die gewohnte Siegeszuversicht, noch weniger den alten Kriegseifer, und es war Gefahr, daß unter den Truppen die Entmuthigung um sich griff, welche das Unglück zu begleiten pflegt. Wie anders sah dieser Krieg aus als die früheren. Er war also doch kein bloßer Dynastenstreit, kein kopfloser Koalitionskrieg, wie er gemeint hatte; sondern zum besten Theil wirklich ein Volkskrieg. Es stritt hier eine Macht voll Energie und Leidenschaft wieder ihn, die größer war, als was sonst seine „Herren Kollegen" aufzubringen gewußt hatten. Und diese Macht, dieser eigentliche Nerv des Krieges lag in den Preußen. An zwei Stellen war sie besonders wirksam, im Nordheer, wo die preußischen Truppen die Mehrzahl bildeten, und im schlesischen Heer, wo das Hauptquartier, der Oberbefehl preußisch war. Napoleon versuchte noch einmal, sie an beiden zugleich zu treffen, indem er die Unternehmung auf Berlin erneuerte, die jetzt mehr als je den Mittelpunkt seiner Entwürfe bildete, aber er sandte diesmal seinen tüchtigsten Feldherrn, den Marschall Ney, „le brave des braves", in die Mark, während er selbst nach der Lausitz zog, um hier zwischen Brandenburg, Schlesien und Böhmen Herr der Situation zu bleiben, und vor allem Blücher wieder zurückzutreiben, wo möglich ihn in aller Eile zu schlagen.

Am 4. September traf Ney in Wittenberg bei dem Heere ein, das bei Großbeeren und Hagelberg so viele Schläge bekommen und dennoch, gerettet durch Bernadottes achselträgerische Politik, seine gebrochenen Glieder hatte über die Elbe schleppen können. Neu eingerichtet und verstärkt, war es nun wieder im Stande, die Mark und die preußische Hauptstadt mit einem Schlage zu bedrohen, der, wenn er gelang, den Verbündeten die gefährlichste Wunde schlug.

Vergebens hatte Bülow den Kronprinzen von Schweden gedrängt, endlich einmal angriffsweise zu verfahren und über die Elbe nach Sachsen hineinzugehen. Bernadotte rührte sich nicht, kaum daß er die Preußen bis auf die sächsische Grenze hinter Jüterbog vorrücken ließ. Hier standen Tauentziens Vortruppen bei Zahna, etwa eine Meile vor Wittenberg, hinter ihnen in Marzahne auf der

Straße von Treuenbriezen der Kern des bülowschen Korps; noch weiter zurück, bei Kropstädt, Borstells Brigade. In der Nacht zum 5. September marschirte Ney mit seinem Heer — 73,000 Mann Franzosen, Sachsen, Baiern, Würtemberger und andere Rheinbündner, Polen und Italiener — von Wittenberg ab. Am Morgen stieß er auf die preußische Vorhut bei Zahna unter dem General Dobschütz. Sie vertheidigte sich gegen die Uebermacht mit großer Hartnäckigkeit, und die märkischen und schlesischen Landwehrleute, aus denen sie größtentheils bestand, verkauften jeden Schritt zurück theuer. „Selbst ihre Verwundeten, die auf dem Schlachtfelde liegen geblieben waren, ließen sich ihre Gewehre nur mit Gewalt entreißen und weissagten drohend die Niederlage des folgenden Tages." Fortwährend fechtend, zog das Korps sich gegen Jüterbog zurück, wo es am Abend Stellung nahm.

Auf die Nachricht von diesem Gefecht war Bülow sofort entschlossen, dem Feinde andern Tages eine Schlacht zu liefern; er zeigte dies dem Kronprinzen von Schweden an und bat, ihm seine Brigade Borstell zu senden. Zu größerer Sicherheit richtete er auch an Borstell selber die Aufforderung zu kommen. Sodann brach er aus seinem Lager bei Marzahne auf und lagerte sich in der Nacht mit den Brigaden Hessen-Homburg, Thümen und Krafft bei Kurz-Lipsdorf dicht am Feinde; kein Wachtfeuer, kein Lärm durfte seine Nähe verrathen; er wollte den Marschall von der Seite und im Rücken überraschen. Sorglos setzte sich dieser am frühen Morgen Mittwochs des 6. Septembers wieder in Marsch: Bertrand voran von Zalmsdorf in der Richtung auf Gölsdorf und Dennewitz, Reynier und Oudinot, links von ihm, über Oehna auf Rohrbeck und Jüterbog. Ney befand sich bei Bertrands Korps und hatte keine Ahnung, wie nahe ihm Bülows Heer war; er meinte, es nur mit Tauentzien zu thun zu haben, und war eines leichten Sieges über dessen kleinen Haufen ganz sicher. So zog er sorglos an Bülow vorbei die Straße, die über Dennewitz nach Jüterbog führt.

Die Gegend ist hier im Ganzen dürr, ein sanft wellenförmiger Sandboden, hie und da mit Fichtenbüschen bewachsen; aber an einzelnen Stellen finden sich sehr sumpfige Gründe und tiefe Bäche. In einer solchen Niederung liegt das Dorf D e n n e w i t z an einem ungangbaren Bach, welcher die kleine Aa heißt und bei Dennewitz und Rohrbeck überbrückt ist. Nördlich von Dennewitz erhebt sich der Boden ein wenig und wird dann wieder wellig. Auf einer dieser Anschwellungen stand jetzt Tauentzien mit etwa 10,000 Mann. Um 9 Uhr sah er Bertrands Korps vor sich auf der Höhe diesseits von Dennewitz. Es hatte fast die doppelte Zahl, aber Tauentzien kannte Bülows Plan und rechnete auf dessen Hülfe. Er griff daher unverweilt an und warf das feindliche Vordertreffen (eine italienische und eine würtembergische Division) zurück. Ney sandte frische Truppen aus dem dennewitzer Grunde herauf und ging seinerseits zum Angriff über. Aber die preußischen Landwehrleute standen hier für ihren eigenen Herd; wie ein Granitwall auf ihrem märkischem Sande hielten sie vier Stunden lang die fortwährenden Stöße des Feindes aus, der durch sein weit zahlreicheres Geschütz ihre Reihen furchtbar lichtete. Erst um 1 Uhr gab Tauentzien die am Morgen eroberte Stellung auf und zog sich auf die Hügel zurück, auf denen er bei Neys Erscheinen gestanden hatte. Hier formirte er seine Streitkräfte zu einem neuen Angriff. Denn eben ertönte zur Rechten eine Kanonade, die Bülows Ankunft verkündete.

Neu ermuthigt stürzten sich Tauentziens Truppen durch Staub und Pulverdampf auf den Feind; voran die pommersche Landwehrkavallerie; von drei märkischen Landwehrbataillonen unterstützt, zersprengte sie Neys Vordertreffen. Ihr nach die brandenburgischen Dragoner und zwei neumärkische Reiterregimenter, die unaufhaltsam auch noch das zweite Treffen des Feindes durchbrachen, ein Chasseur-Regiment warfen, zwei polnische Ulanenregimenter theils zersprengten, theils gefangen nahmen. Zugleich rückte Tauentziens Fußvolk nach. Die Franzosen wurden von Dennewitz abgedrängt und traten um 3 Uhr den Rückzug nach Rohrbeck an.

Indessen befand sich auch Bülow seit zwei Stunden im Kampfe. Er war am Morgen nach Niedergörsdorf, westlich von Dennewitz marschirt, um sich Tauentzien zu nähern. Hier theilte er seine Truppen, welche durch die soeben verkündete Nachricht vom Katzbachsiege in kampffreudigster Stimmung waren, in zwei Angriffssäulen, zu beiden Seiten der Aa. Er traf daselbst auf Reyniers Korps, alte Bekannte von Großbeeren her; zunächst auf die Division Durutte, die sich, von Dennewitz herbeieilend, auf der Höhe von Niedergörsdorf aufgestellt hatte. Sie kämpfte diesmal besser als bei Großbeeren, und der Kampf schwankte, bis Bülow von Niedergörsdorf den letzten Rückhalt, drei ostpreußische Landwehrbataillone herführte. Mit heiterm Scherz und Hurrah gingen sie den Kanonenkugeln entgegen und brachten das Gefecht zum Stehen. Ihnen und dem Reservebataillon von Puttlitz that es das Linien-Regiment von Clausewitz gleich. Vereint trieben sie den Feind in den Grund, durch Dennewitz hin und zersprengten ihn dort völlig. Hier, Abends 6 Uhr, trafen sie schon mit Tauentziens Vortruppen zusammen; jubelnd begrüßten sich beide als Sieger.

Mittlerweile schlug sich Bülows zweite Angriffskolonne (unter Krafft, Hessen-Homburg und Oppen) im Süden bei Gölsdorf mit der übrigen Streitmacht des reynierschen Korps, den sächsischen Divisionen Lecoq, Sahr und einer Reiterdivision. Dreimal stürmten die Preußen, dreimal mußten sie wieder aus Gölsdorf heraus. So stand der erbitterte Kampf mitten in ungeheuren Staubwolken, die nichts sehen ließen, als die Truppen, die man unmittelbar vor sich hatte. Der vierte Angriff erst führte zum Ziel. Aber nun marschirte hinter den weichenden Sachsen das noch frische Korps Oudinots auf nebst neuer Reiterei, und mit gesammter Macht (einigen 40 Bataillonen) erneute der Feind das Gefecht. Die Preußen, nur 15 Bataillone, widerstanden eine Zeitlang in den Häusern und Gärten, auch in der Kirche von Gölsdorf, aber ihre zusammengeschmolzenen Streitkräfte mußten endlich wieder das schon brennende Dorf räumen; doch schlugen sie den nachdringenden Feind unter Boyens eigener Führung auf dem Felde vor Gölsdorf hartnäckig zurück. „Ihre hinteren Reihen," erzählt ein feindlicher Augenzeuge, „drängten sich um die Ehre an der Stelle der Gefallenen in die vorderen Reihen zu treten." Indessen, wenn nicht Hülfe kam, mußten sie der Uebermacht erliegen. Immer sehnsüchtiger blickte Bülow nach der einzigen Brigade seines Korps, die heute ihm nicht zur Stelle war, nach Borstell. Dieser General hatte von Bernadotte Weisungen empfangen, die ihn zurückhielten; aber durch Bülow's wiederholte Mahnungen und den Schlachtdonner auf's Aeußerste gebracht, entschloß er sich endlich, dem Oberbefehlshaber nicht zu gehorchen, sondern nur als Preuße zu handeln. Zwischen drei und vier Uhr, gerade als der

Andrang bei Gölsdorf am heftigsten war, traf er hier ein. Nunmehr stürmten die Preußen aufs Neue das Dorf, eroberten es, doch auch die Franzosen und Sachsen erhielten Verstärkung, sie rangen den Preußen Gölsdorf noch einmal ab. Hin und her schwankte der Kampf; dort die Ueberzahl, hier die Stärke der Vaterlandsliebe und des Hasses, Tapferkeit auf beiden Seiten, welcher Theil wird obsiegen? Es war 6 Uhr, also zu der Zeit, da das bertrandsche Korps und die Division Durutte Dennewitz geräumt und sich nach Rohrbeck gewendet hatten, um hier die Brücke über die Aa, ihre Rückzugslinie zu behaupten. Von Tauentzien und Thümen dort schwer bedrängt, rief nun Ney Oudinots Korps nach Rohrbeck zu Hülfe. Da war Reynier verloren. Borstell und Krafft gingen abermals im Sturmschritt vor, trieben die Sachsen wieder aus Gölsdorf heraus aufs Feld nach Oehna, wo sie von Oppens Reiterei zersprengt wurden.

Unterdessen waren Tauentzien und Thümen mit dem Feinde bei Rohrbeck fertig geworden; als Oudinot ankam, wurde er in die wilde Flucht seiner Waffenbrüder mitgerissen. Die Sonne ging unter, ihre letzten Strahlen zeigten Ney's zertrümmertes Heer überall in wirrem, regellosem Rückzug nach Süden hin; dahinter die verfolgenden preußischen Reiter.

Zum zweiten Male hatte also Bülow mit seinen Preußen Bernadotte zum Trotz eine Schlacht gewonnen, und welche Schlacht! Ein neunstündiger Kampf mit 46,000 Mann gegen 66,000, ein Sieg bis zur völligen Auflösung des feindlichen Heeres. Es ist dies im 19. Jahrhundert der einzige Fall, daß eine solche Minderzahl einen so völligen Sieg erfochten. „Ich bin," schrieb Ney an den Kaiser, „total geschlagen und noch weiß ich nicht, ob sich meine Armee wieder gesammelt hat." Allein an Gefangenen verlor sie 15,000 Mann. Die Preußen nahmen ihr außer anderen Trophäen an 80 Kanonen. Freilich auch ihr Verlust war bedeutend; 9000 Todte und Verwundete deckten den heimischen Sand, den sie so glorreich vertheidigt hatten.

Mit ähnlicher Frechheit wie sein Landsmann Bernadotte, der auch jetzt das Verdienst des Sieges sich zuzuschreiben unverschämt genug war, faßte Ney sein Büllletin ab: er gestand seine völlige Niederlage ein, aber die Schuld daran sollten — die Sachsen haben! Und doch hatten gerade die sächsischen Truppen seines Heeres sich sehr tapfer geschlagen, viel tapferer als die Franzosen und Italiener. Aber es war überhaupt die Gewohnheit der Franzosen, ihren deutschen Verbündeten, wo es irgend anging, den größten Theil der Gefahr und Arbeit und hinterher die Hauptschuld des Mißlingens zuzuschreiben. Ney gestand es dem würtembergischen General Franquemont unumwunden ein: „Es liegt in unserm Interesse, daß ihr alle umkommt, damit ihr nicht am Ende gegen uns fechtet." Dennoch ließen die Rheinbundsdespoten ihre Soldaten noch immer unter den französischen Adlern gegen die schwarzweiße und schwarzgelbe Fahne fechten. Und die Soldaten gehorchten, spielten ihre Rollen als Kanonenfutter für Napoleon gehorsam weiter. Deutsche gegen Deutsche! So hatten sie denn auch hier bei Dennewitz zu der Schande der Niederlage noch den Schimpf, in einer ungerechten Sache erlegen zu sein. „Es war ein erschütternder Moment, als am Abend (bei Rohrbeck) eine Abtheilung würtembergischer Infanterie vor den Füsilieren des vierten (ostpreußischen) Reserve-Regiments die Waffen streckte und von den Siegern und Besiegten einzelne Offiziere sich als frühere Waffenkameraden erkannten.[34a)]"

Zum zweiten Male war Berlin und die Mark gerettet worden, nicht durch Schweden und Russen, sondern durch die Preußen selber, nicht durch Bernadotte, sondern durch Bülow und Tauentzien. Und diesmal war der Sieg so entscheidend, daß das perfide Benehmen des Kronprinzen von Schweden, der ihn wieder unbenutzt ließ, zwar das Nordheer in der Mark zur Unthätigkeit verdammen, aber den fliehenden Gegner nicht wieder stark machen konnte. Zu hunderten und tausenden rissen die Truppen, die Ney bei Torgau sammelte, wieder aus, und namentlich die jungen französischen Konskribirten zeigten sich nun mehr als je zur Desertion geneigt. Die rheinbündischen Soldaten aber verloren jetzt erst recht die Lust an dem Kriege. Ihre Mißstimmung hätte den französischen Kaiser schon darauf aufmerksam machen können, daß der Zauberbann, in welchem er die halbe Welt bisher gehalten, gebrochen war. In der That, die Tage von Großbeeren bis Dennewitz entschieden es bereits, daß er in diesem Kampfe nimmermehr obsiegen werde. Es konnte sich für ihn fortan nur um eine mehr oder weniger ehrenvolle Niederlage handeln. Das war denn auch die feste Ueberzeugung seines erbittertsten Feindes, des preußischen Volkes. Mit jedem deutschgesinnten Deutschen brach es in unermeßlichen Jubel aus; ein wahrer Freudentaumel erfüllte das Land. Des großen Imperators so lange unüberwindliche Krieger und glänzende Marschälle waren geschlagen, geschlagen von unseren einheimischen Kriegern; flohen aus unseren Gauen, die sie sieben Jahre lang zertreten hatten. Von allen Kirchthürmen verkündete es der Freudenglockenklang, in jedem Dorfe, jeder Stadt ward es durch öffentliche Aufzüge gefeiert. Mit heißem Dankgebet zu Gott und mit werkthätigem Opfersinn gegen ihre braven Krieger erkannte es die Nation. Nie sind kranke und verwundete Soldaten besser gehegt und gepflegt worden, als die Sieger von Großbeeren, Hagelberg, von der Katzbach und von Dennewitz von ihren Landsleuten in der Mark und in Schlesien. Auch die Dichter haben diese glorreiche Zeit verherrlicht mit manchem urkräftigem Liede voll vaterländischer Begeisterung und mit manchem Stachelverse.

Wartenburg.

Der Streich gegen die preußische Hauptstadt war schmählich mißglückt; der Streich, den Napoleon selber zu gleicher Zeit gegen den preußischen Oberfeldherrn in Schlesien führte, glitt ab. Am 4. September trat er mit den Kerntruppen, die er stets um sich hatte, bei dem Korps von Macdonald in Bautzen ein, wohin bereits die Spitzen des schlesischen Heeres reichten und griff sofort dessen Vorhut an. Aber es gab nur ein hartnäckiges Gefecht (bei Hochkirch), nach welchem sich Blücher langsam zurückzog. Ebenso ging es am andern Tage bei Markersdorf und an der Neiße, bis nach dem Queis. Blücher ließ sich zu einer entscheidenden Schlacht nicht bewegen. »Ces animaux ont appris quelque chose!« rief Napoleon voll Ingrimms, als er endlich erkannte, daß der Alte planmäßig auswiche. Er ließ nun von ihm ab und kehrte (6. September) mit den hergebrachten Truppen wieder nach Dresden zurück, weil die Nachricht kam, die böhmische Armee mache abermals Miene, aus dem Gebirge hervorzubrechen. Das war die Zwickmühle, die man ihm in Trachenberg ausgedacht hatte. Seinerseits machte nun auch Blücher wieder Kehrt und drängte das Korps von Macdonald zum

zweiten Male bis Bautzen zurück. Da erhielt er (11. September) den Befehl, zur böhmischen Armee abzumarschiren, wo man vor Napoleons persönlicher Ueberlegenheit allzu große Furcht hatte. Blücher und Gneisenau lehnten indeß die thörichte Aufforderung ab, „ein Abmarsch des schlesischen Heeres nach Böhmen würde den Kronprinzen von Schweden in seiner Unthätigkeit nur bestärken, und doch sei die Nordarmee jetzt nach dem dennewitzer Siege mehr als je in der Lage, die Elbe zwischen Wittenberg und Magdeburg zu überschreiten und gegen Leipzig vorzudringen. Es sei daher viel zweckmäßiger, die schlesische Armee eine große Rechtsabschwenkung nach der Elbe unternehmen zu lassen, um dadurch mit der Nordarmee in Verbindung zu treten, den zaudernden Kronprinzen mit über den Strom zu ziehen, Napoleon in der Seite und im Rücken zu bedrohen und dadurch aus seiner Stellung an der Elbe in die sächsischen Ebenen zu ziehen, wohin indessen die böhmische Armee, durch die russischen Reserven Bennigsens verstärkt, ebenfalls vorrücken müsse.“ Diesen Plan ließen Blücher und Gneisenau durch den geistreichen Major Rühle von Lilienstern im großen Hauptquartier vortragen, und dem gewandten Manne gelang es, zunächst den Zaren, dann den König dafür zu gewinnen. Nur hieß es, solle Blücher warten, bis Bennigsen mit seinen 57,000 Mann durch Schlesien und Böhmen gekommen und am Erzgebirge angelangt sei.

Inzwischen befand sich Napoleon in der verdrießlichsten Lage. Seine Kunst hatte sonst darin bestanden, die Gegner zu trennen, sie einzeln mit Uebermacht zu schlagen. Die Verbündeten hatten aber, wie er selber sagte, etwas gelernt und ihn sammt seinen noch übrigen 180,000 Mann so in die Mitte genommen, daß sie die Schlacht, nach der er verlangte, ihm nur mit doppelter Ueberzahl zu liefern brauchten. Dennoch blieb er hartnäckig in dem Netze, das sich täglich mehr verengerte. Er konnte den Gedanken, aus Sachsen zu weichen, nicht ertragen; sein Stolz verbot, was auch seiner Macht so großen Abbruch that; denn die Elblinie aufgeben das hieß sich bis zum Rhein zurückziehen müssen, das hieß die 170,000 Mann in den Festungen der Elbe, Oder, Weichsel, hieß auch den Rheinbund opfern; er lauerte lieber noch, ob sich nicht die Feinde irgendwo eine Blöße geben würden. So zog er wie ein verzweifelter Spieler hin und her, von Dresden ans Erzgebirge, dann wieder, als die Kunde von Dennewitz und von Blüchers abermaligem Vorrücken kam, von Dresden nach der Lausitz, vergeudete in nutzlosen Märschen 14 Tage und die Kräfte seiner Truppen und mußte sich zuletzt doch entschließen, wenigstens die rechte Seite der Elbe zu verlassen. Nunmehr war aber Bennigsen in Böhmen eingerückt, also der Augenblick gekommen, wo Blücher seinen Plan verwirklichen konnte. Auch hielt der alte Held nicht länger an sich: am 25. befahl er dem Gros der schlesischen Armee (67,000 Mann, darunter 25,646 Preußen unter York) den Rechtsabmarsch nach der Elbe. Am folgenden Tage setzte sich das Heer in Bewegung. Zugleich wurde Rühle an Bernadotte abgeschickt, um diesen zu bewegen, daß auch er über den Strom setze. Bernadotte versprach es, gab es auf Verlangen Schwarz auf Weiß. Aber die Preußen wußten, daß selbst darauf kein Verlaß war. Blücher wendete sich daher zugleich unmittelbar an Bülow und Tauentzien, um wenigstens die Mitwirkung der Preußen beim Nordheer zu erlangen. Sie wurde freudig und bestimmt zugesagt. Bülow schrieb ihm am 1. Oktober: „ich werde mich nicht durch die Furchtsamkeit

und die egoistische Politik eines Fremdlings abhalten lassen, mit meinem Korps für das allgemeine Beste zu handeln, und können Ew. Excellenz auf mich und meine sehr braven Truppen rechnen." Ebenso hatte sich schon früher Tauentzien geäußert. So war also sichere Aussicht, das Nordheer nach sich zu ziehen.

Die günstigste Stelle zum Uebergange schien das Dorf Elster an der Mündung der schwarzen Elster in die Elbe, zwischen Torgau und Wittenberg. Blücher ließ hier am 2. Oktober zwei Brücken schlagen und traf am 3. mit seinem Heere davor ein. Er kannte die großen Schwierigkeiten nicht, die nach dem Uebergange noch überwunden werden mußten: denn die Halbinsel, welche hier das linke Ufer bildet, war eine kaum gangbare Niederung voll dichten Gehölzes, und der Boden durch die anhaltende Nässe dieses Spätsommers sehr erweicht, zum Theil überschwemmt; überdies schloß die Landzunge im Westen ein Damm, der in nördlicher Richtung von der Elbe an dem Dorfe Wartenburg vorüber nach Bleddin und wieder zur Elbe führte. Todte Flußarme deckten ihn vorne, und Wartenburg selbst war von den Franzosen noch befestigt worden, besonders durch eine schwere Batterie auf Sandhöhen nordwestlich von dem Dorfe. Hinter diesem Damme stand das bertrandsche Korps, soviel davon sich wieder zusammengefunden hatte, und zwar die Division Morand (Franzosen) in dem Dorfe Wartenburg, rechts davon bei Bleddin die Division Franquemont (Würtemberger); hinter Wartenburg bei Globig eine italienische und eine französische Abtheilung als Reserve. Es galt also, wenn der Fluß passirt war, sich auf einem schwierigen Terrain zu formiren und sofort eine festungähnliche Stellung zu erstürmen. Diese Aufgabe bestimmte Blücher dem yorkschen Korps.

Sonntag den 3. Oktober Morgens marschirte es über die Brücken und faßte auf der Landzunge drüben Fuß. Ein dichtverwachsener sumpfiger Wald stellte sich den auf Wartenburg Marschirenden in den Weg. York theilte also um neun Uhr die Truppen, ließ den Prinzen von Mecklenburg unter Führung einiger ortskundigen Bauern links am Elbufer nach Bleddin ziehen, während Steinmetz gerade aus durch den Wald dringen mußte. Aber als dieser sich endlich bis an den Damm beim Dorfe hindurch gearbeitet hatte, empfing ihn von der Sandhöhe her ein so mörderisches Feuer, daß York bald sah, man müsse an einer andern Stelle durchbrechen. Der rechte Punkt dafür, wurde ihm vom Prinzen Karl gemeldet, sei das Dorf Bleddin; dorthin schickte er ihm daher die mittlerweile über den Fluß gegangene Brigade Horn zur Verstärkung. Unter diesen Anstalten war es 1½ Uhr Nachmittags geworden, die Brigade Steinmetz hatte fortwährend vor Wartenburg Stand gehalten und furchtbar gelitten. Jetzt geschah auf der ganzen Linie der Angriff: Prinz Karl gegen Bleddin, Horn über einen todten Flußarm, „die kleine Streng," gegen den Damm des „Sauangers" näher an Wartenburg, Steinmetz gegen Wartenburg selbst. Es kämpfte beiderseits etwa die gleiche Zahl (12,000 Mann), denn ein großer Theil des yorkschen Korps kam heute nicht zur Verwendung im Gefecht. Bei Bleddin brachen die Preußen leicht durch, schon um 2 Uhr war das Dorf genommen, die Würtemberger bei Globig geworfen, dann auch hier verjagt, worauf das Fußvolk des Prinzen rechts schwenkte, um Wartenburg im Rücken zu fassen. Heißer war die Arbeit am Sauanger. Hier bildete der Damm an dem todten Flußarm einen vorspringenden Winkel, dessen rechter Schenkel durch breites Wasser gedeckt und mit Artillerie bespickt,

dessen linker Schenkel aber nur durch einen schmalen, freilich morastigen Verbindungsgraben geschützt war. Hier befahl York der hornschen Brigade den entscheidenden Angriff. Zwei schlesische Landwehrbataillone unter Oberst Welzien sollten die Spitze des Winkels stürmen und Wartenburg in der rechten Flanke angreifen, Horn weiter hinauf den Damm erobern und das Dorf umgehen. Die Landwehrleute gingen vor; ein entsetzliches Kartätschenfeuer vom Damme rechts zerschmetterte ihre Reihen, aber sie wichen nicht. Und nun rückte Horn an, voran ein Bataillon Garde, dann löwenberger Landwehr, zuletzt wieder Garde. „So gings durch die Obstanlagen (vor dem Verbindungsgraben), und Mancher brach sich im Vorübergehen noch eine Pflaume vom Baume." Angelangt am Graben wurden sie mit Kartätschen überschüttetet, Horns Pferd stürzte todt nieder; aber der General arbeitete sich rasch aus den Gefallenen hervor, ergriff das Gewehr eines erschossenen Musketiers, rief: „Ein Hundsfott wer noch schießt! Zur Attake Gewehr rechts!" watete voran durch den Morast, die Garde und Landwehr ihm nach. So erstiegen sie den Wall; der Feind machte Kehrt. Ebenso kühn und erfolgreich war Welziens Angriff. Mit seinen beiden Landwehrbataillonen durchwatete er, bis an den Gürtel im Wasser, den Graben, erstieg den Damm, brach ins Dorf ein und, von den Kameraden des linken Flügels unterstützt, drängte er die Franzosen nach hartnäckigem Widerstande aus Wartenburg hinaus, während Horn selbst die Italiener, die ihm gegenüber standen, vollends zersprengte. In demselben Augenblick ging auch Steinmetz zum Sturm vor. Die breslauer Landwehr unter Major Mumm erstieg hier zuerst den Wall und drang in Wartenburg ein. Die Franzosen zogen sich auf die Sandhöhe zurück. Aber eng geschlossen rückte Steinmetz' Brigade nach, und der Feind flüchtete. Die ganze Linie des bertrandschen Korps war nun (um 3 Uhr) auf dem Rückzug, aber schon kamen von Bleddin und Globig her die Vortruppen der Brigade Prinz v. Mecklenburg ihr in die linke Seite und von rechts her, vom jenseitigen Ufer, donnerte Geschütz nach. 1000 Gefangene nebst 11 Kanonen ließ Bertrand in den Händen seiner Besieger. An Todten und Verwundeten hatte er weniger verloren, da er beim Gefecht überall durch Dämme, Bäume und Häuser geschützt war. Von den Yorkschen, die im Gegentheil fast ohne alle Deckung gekämpft hatten, waren 1600 todt oder verwundet; dafür aber auch eine Aufgabe, deren große Schwierigkeit man erst jetzt erkannte, mit Glanz gelöst. York selbst hielt diesen Kampf für die schönste Kriegsthat seines Korps, und seine gewöhnliche Kälte wich diesmal der wärmsten Bewunderung. Er äußerte sie in einer Weise, die dem ganzen braven Heere tief ins Herz drang. Gegen Abend, nach erfochtenem Siege, zogen die Truppen an York vorüber; als das zweite Bataillon vom Leibregimente kam (es hatte zuerst den Damm erstiegen und ein Drittel seiner Mannschaft eingebüßt), da nahm York die Mütze ab, das ganze Gefolge seiner hohen Offiziere that ebenso; entblößten Hauptes standen sie, bis der letzte Mann des Bataillons vorüber war.[35] Ein bewegliches Schauspiel für die Soldaten, ihren General, „die Warnungstafel", den alten Isegrimm, so stehen zu sehn. Aber jedes Bataillon hatte seine Pflicht reichlich gethan. „Auch die schlesische Landwehr," sagte York, „hat nun mit allen Ehren das große Examen bestanden; sie hat gefochten wie alte Grenadierbatallions." Aehnlich sprach sich Blücher aus; sein Urtheil über die Landwehr, welches er nach dem Feldzuge (1814) abgab,

lautete: „Mit die Landwehr-Patteljons gings z'erst (nämlich in Schlesien) man so so; als sie aber mal tüchtig Pulver geschmeckt hatten, ging's mit ihnen so gut wie mit die Linien-Patteljons." — Unter den Führern, die bei Wartenburg sich ausgezeichnet, erhielt Horn mit Recht einen großen Antheil des Lobes. Er gehörte überhaupt zu den tüchtigsten Generalen des preußischen Heers. Seinen Truppen pflegte er immer scharf auf den Dienst zu passen; aber er theilte auch mit ihnen jedwede Arbeit und Entbehrung, sorgte aufs Beste für sie und war daher sehr beliebt. In der Schlacht war der große und kräftige Mann immer voran, und seine Tapferkeit imponirte auch dem alten Isegrimm so, daß dieser sagte, „gegen Horn sei selbst Bayard nur ein Lump gewesen."

So stand nun die schlesische Armee auf dem linken Elbufer; am 4. Oktober rückte sie gegen die Mulde vor. Auch Bernadotte konnte jetzt keine weiteren Ausflüchte machen, er mußte nun wol oder übel ebenfalls über die Elbe gehen, wenn nicht auch die Blödsinnigsten ihn als das erkennen sollten, was er nach Bülows treffender Bezeichnung wirklich war, nämlich ein Charlatan. Die Schlacht von Wartenburg, welche die Elblinie sprengte, war daher ein Erfolg von weltgeschichtlicher Wichtigkeit; sie nöthigte die Verbündeten, zum allgemeinen Angriffskriege überzugehen, den Krieg in dem Geiste Friedrichs des Großen, in derselben Weise zu führen, in der auch Napoleon zu fechten liebte.

„Derweil also" (sagt ein Historiker, der kein Preuße ist[36]), „derweil also durch preußische Waffen, nicht allein vorzugsweise, sondern geradezu nur durch preußische Waffen der Widernapoleonismus auf Walstätten siegte und strategische Erfolge errang, war es Oesterreich gegeben, diplomatische Triumphe zu feiern, — Triumphe, welche zugleich Niederlagen für die deutsche Sache gewesen sind." Mit Besorgniß gewahrten Metternich und die Seinen „den Geist, der durch den allgemeinen Widerstand der französischen Herrschaft in Deutschland erwacht, durch die Stein'schen Proklamationen mächtig gesteigert, besonders von Preußen aus dergestalt gewachsen war, daß der Befreiungskrieg einem Freiheitskriege nicht unähnlich sah."[37] Sie arbeiteten daher jetzt eifriger als je daran, das deutsche Volk um seine besten Hoffnungen und Preußen um den Lohn seiner Anstrengungen zu prellen. Zu diesem Ende beredete Metternich zuerst den Zaren, die Ideen des kalischer Aufrufs ganz fahren zu lassen und auf die österreichischen Anschauungen einzugehen. Mit dem schwächeren Hardenberg wurde er dann desto leichter fertig. So gelang es ihm, der deutschen Sache die Gestalt zu geben, die ihm oder vielmehr seinem Herrn behagte. Franz I. erklärte durch Metternichs Mund, er werde die Last der deutschen Kaiserkrone nicht wieder auf sich nehmen, wolle aber überhaupt keine Wiederherstellung des deutschen Reiches, vielmehr solle die Auflösung des Rheinbundes in der Art geschehen, daß man den deutschen Fürsten die volle unbedingte Unabhängigkeit, die Suveränetät lasse, die sie von Napoleon erhalten hätten. Das Bedenken, daß die neue Suveränetät die Völker gegen die Willkür ihrer Despoten ganz ohne Schutz lasse, wies er ab; „man habe es nur mit Fürsten, nicht mit Völkern zu thun." Es war übrigens nicht bloß der absolutistische Widerwille gegen jede Art von Beschränkung des Fürstenrechts, was den

österreichischen Kaiser und seinen Diener für die Suveränetät der Rheinbundsdespoten so zärtlich besorgt machte, sondern noch mehr die Eifersucht auf Preußen. Denn jeden rheinbündischen Staat, dem man die Unabhängigkeit rettete, entzog man eben auch der Gefahr, von Preußen verschlungen zu werden. Auch von einer Theilung Deutschlands unter Oesterreich und Preußen, etwa in ein süddeutsches und ein norddeutsches Kaiserthum, bei der die Mainlinie eine natürliche Grenze abgegeben hätte, wollte die österreichische Politik nichts wissen, nicht etwa weil dann Deutschland gespalten blieb, sondern weil Preußen dadurch zu mächtigwurde.

Darum schloß Franz I. am 9. September mit Preußen und Rußland, am 3. Oktober mit England zu Teplitz neue Verträge, deren wichtigste Bestimmungen waren: 1) Wiederaufrichtung der österreichischen und preußischen Monarchie im Bestande von 1805; 2) Auflösung des Rheinbundes und völlige und unbedingte Unabhängigkeit der zwischen dem wiederhergestellten Oesterreich und Preußen und zwischen dem Rhein und den Alpen liegenden deutschen Gebiete, so zwar, daß die von französischen Prinzen in Besitz genommenen Lande wieder zurückgegeben werden sollen.

Der Einheit und Freiheit Deutschlands hatte Franz I. also einen Riegel vorgeschoben. „Der brave Stein" (schrieb damals der hannöversche Minister, Graf Münster) „hat allerdings Ursache finster auszusehen . . . Das Schicksal der Deutschen würde höchst zu beklagen sein, wenn sie künftig dem Willen kleiner Despoten unterworfen sein sollten. Sollte diese Art Suveränetät für das arme Deutschland beliebt werden, so wäre ich bereit, mich auf die Seite der Revolutionärs zu schlagen." Auch die preußischen Staatsmänner, Hardenberg und Humboldt, sahen finster drein; aber jener vermeinte thörichter Weise, das Hinhalten und Abwarten sei die rechte Staatsklugheit, und dieser besaß bei aller Einsicht, Freisinnigkeit und Vaterlandsliebe doch zu wenig Thatkraft und Gewicht, um seinen König, so wie es einst Stein verstanden, zu großartigen Entschlüssen zu treiben. Stein selbst war jetzt ohne Einfluß, dem Titel nach ein Rath des Zaren, aber dieser lieh sein Ohr bereits mehr dem Weihrauchspender Metternich, als dem unhöfischen Stein, kümmerte sich mehr um Rußlands als um Preußens und Deutschlands Vortheil, und hatte daher nichts dagegen, daß man wie Metternich zu thun pflegte, Deutschland nur als geographischen Begriff, als geographische Redeweise behandele.

Oesterreich zögerte nicht, den Grundsatz, den es in diesen Verträgen aufgestellt hatte, praktisch durchzuführen. Am 8. Oktober schloß es mit Baiern den Vertrag zu Ried, der ein Faustschlag ins Gesicht der deutschen Reformpartei war und alle künftigen Entwürfe zu einer deutschen Reichsverfassung vereitelte. Denn er bestimmte, Baiern solle für seinen Uebertritt zur Koalition, den es jetzt um sich zu retten anbot, und für die Rückgabe der früher österreichischen Gebiete Ansbach und Baireuth behalten, auch anderwärts in Deutschland Ersatz bekommen, vor allem aber im vollen Besitz der Suveränetät seiner Krone verbleiben. Dieser für die Verbündeten ganz entbehrliche, für Baiern ganz unentbehrliche Vertrag rettete die baiersche Dynastie, die mitschuldigste Dienerin des bonapartischen Wesens, ja er belohnte sie sogar mit der ganzen Beute, die sie im Schergendienste Napoleons erworben, und man gewann nicht einmal einen verläßlichen, wenn auch schwachen Bundesgenossen; der bairische Minister Montgelas

versicherte vielmehr dem französischen Gesandten: „Ist die Ruhe einmal hergestellt, so seien Sie von einem fest überzeugt: daß Baiern stets Frankreich und ein starkes Frankreich nöthig hat.“[38] Aber Oesterreich gewann seine verlorenen Provinzen und verhütete die Beschädigung der rheinbündischen Throne. Denn wenn die bairische Dynastie für ihren jahrelangen Verrath an Deutschland straflos blieb, mit welchem Rechte wollte man die anderen undeutschen Fürsten strafen, die nicht mehr verschuldet hatten?

Daß die preußische Diplomatie den rieder Vertrag hinnahm, war schlimm genug; geradezu unverantwortlich aber war, daß sie auch jetzt versäumte, sich von allen Bundesgenossen eine bestimmte Entschädigung für Preußen gewährleisten zu lassen. Es wurde in allgemeinen Ausdrücken auf das Königreich Sachsen als Entschädigung hingewiesen, damit begnügte sie sich. So hatte — Dank der Schlaffheit oder dem Ungeschick seiner Regierung — Preußen die Ehre, auf dem Schlachtfelde das Meiste und Beste zu thun, im Rathe jedoch ward es zuletzt gefragt und am wenigsten beachtet.“[39] —

Das deutsche Volk war damals weit entfernt zu ahnen, was Metternich ihm spann; es kämpfte unter der schwarzweißen Fahne freudig mit Gott für König und Vaterland, es kämpfte unter der schwarzgelben Fahne für den „guten Kaiser Franz“, es harrte unter den übrigen Fahnen und Fähnchen der guten und großen Dinge, die ihm seine Befreier bringen würden. Denn zu einem Aufstande kam es bei den Deutschen des Rheinbunds auch jetzt nicht; ihre Stimmung war der deutschen Sache günstig, aber sie handelten nicht. So führte denn auch der Parteigängerkrieg, den die Verbündeten im Rücken Napoleons spielen ließen, zu keinen großen Ergebnissen. Die Streifzüge, welche nach Wallmodens glücklichem Gefecht an der Göhrde (am 16. September, gegen davoustsche Truppen) der preußische Oberstlieutenant von der Marwitz nach Braunschweig (22. Sept.) die russischen Generale Tschernitschef nach Kassel (1. Oktober) und Tettenborn nach Bremen (13. Oktober) unternahmen, waren glückliche Handstreiche, brachten Beute, und bewiesen, wie gebrechlich diese bonapartische Schöpfung des Königreichs Westfalen war; aber dauernde Erfolge konnten sie nicht herbeiführen. Sie erregten unter den Gutgesinnten in Westdeutschland freudige Hoffnungen, wie unter den Undeutschen, zumal den Genossen der jeromeschen Liederlichkeit panischen Schrecken; aber jene Hoffnungen mußten verlöschen, wenn sie nicht vom großen Kriegsschauplatze bessere Nahrung erhielten. Doch schon fiel dort die Entscheidung für alles deutsche Volk bis zum Rheine.

Leipzig.

Seit Blücher die Elbe überschritten hatte, war Napoleons Schicksal besiegelt. Vergebens versuchte er, diese wirksamste Triebfeder der feindlichen Bewegungen über den Strom zurückzuschnellen; am 7. Oktober war er mit 130,000 Mann herbeigeeilt, stand am 8. in Wurzen, am 9. in Eilenburg, am 10. in Düben; aber wieder war der Stoß ins Blaue gegangen. Blücher hatte sich klüglich auf die Seite gezogen und ging dann vorwärts über die Mulde, wo er in Verbindung mit dem Nordheer blieb und dem in der Richtung auf Leipzig vorrückenden

böhmischen Heere weniger fern stand. Napoleons letzte Hoffnung war dahin; rath- und thatlos saß er nun zu Düben; endlich, statt wie seine Generale verständig riethen, über Magdeburg den Rückzug anzutreten, beschloß er nach Leipzig zu gehen, und dort mit überlegener Macht dem böhmischen Heere eine Schlacht zu liefern; denn er hoffte, daß wenigstens Bernadotte über die Elbe zurückgescheucht worden sei. Am 14. Oktober gegen Mittag kam er in Leipzig an, wo man bereits von Süden her Kanonendonner hörte, die Ouvertüre zur großen Völkerschlacht.

Bedächtig schob sich seit dem 3. Oktober die böhmische Armee über das Erzgebirge nach Sachsen hinein; am 13. ragte ihr Vordertreffen, die Korps von Wittgenstein, Kleist und Klenau, bis in die Nähe von Leipzig. Hier stand beim Dorfe Liebertwolkwitz Mürat, der König von Neapel, mit einigen 50,000 Mann; gegen ihn schickte Wittgenstein seine Vortruppen zu einer Erkundung aus. Aber aus der Rekognoskirung wurde fast eine Schlacht. „Es gab ein imposantes Schauspiel," berichtete Wittgenstein, „ungefähr 14,000 Reiter im Gefecht zu sehen, die sich mit abwechselndem Glück bekämpften, einander warfen, wiederkehrten und verfolgten." Ein buntes Gemisch, dort Polen, Franzosen, Italiener, Spanier, Deutsche, hier Preußen, Russen, Kosaken und Oesterreicher; beiderseits viel Tapferkeit, bei den Verbündeten, die Anfangs an Zahl geringer waren, doch mehr Verwegenheit; zuletzt ein wirres Handgemenge, Getümmel einzelner Schwärme, Gefecht von Mann an Mann; Mürat selbst, wie er pflegte, tollkühn unter den Vordersten. Ein preußischer Dragonerlieutenant, Guido von der Lippe, sah den theatralisch aufgeputzten König im hitzigsten Kampf. Sofort sprengt er auf ihn los, verfolgt ihn mit dem Ruf: „Halt König!" erhält von einem Begleiter des Königs einen Hieb, läßt aber nicht ab, bis ein zweiter Degenstoß ihn entseelt vom Pferde wirft. Gegen Abend wurde endlich die französische Streitmacht zurückgetrieben. Die Nacht brach mit Sturm und Regen herein, die Truppen bivuakirten. Alles was sich verbrennen ließ, ward herbeigeschleppt, um die Wachtfeuer zu unterhalten. Tausende solcher Feuer brannten rings um die Stadt, im Süden ein großes Feuer, das brennende Dorf Liebertwolkwitz.

Aber bei Weitem nicht alle die Feuer, die man erwartet. Seit Monaten doch hatten die Monarchen und Oberfeldherren des großen Bundes die Idee vor Augen gehabt, die jetzt verwirklicht werden mußte: eine Entscheidungsschlacht bei Leipzig. Die Natur selbst gab sie an die Hand. Ein Ort, der, gleichsam das Zentrum eines großen Straßennetzes, allen drei Heeren der Verbündeten am leichtesten als Vereinigungspunkt dienen konnte; eine Ebene rings, welche die Entfaltung so großer Heeresmassen nicht nur zuließ, sondern selbst begünstigte; ein Schlachtfeld im Rücken der Elbfestungen und auf der Rückzugslinie des Gegners; ohne Zweifel ein Siegesfeld, wenn die Heere überall ihren Platz einnahmen, wo sie sollten und auch konnten. Nun stand man am Vorabende der Schlacht, aber die gewünschte und mögliche Umzingelung des alten Löwen war doch nur unvollständig: zwar die böhmische Armee, mit Ausnahme der Korps von Kolloredo und Bennigsen, und die schlesische waren zur Stelle, aber das Nordheer fehlte. Und auch daß man wenigstens zu zwei Dritteln jetzt bei Leipzig stand, war nur Blücher zu verdanken, der immer vorwärts getrieben und allein von den drei Oberfeldherren den Sinn des gemeinschaftlichen Kriegsplans festgehalten hatte.

Was hatte er nicht alles gethan, um den Kronprinzen von Schweden an seinen Posten zu bringen. Nachdem er ihn endlich über die Elbe gezogen, wieviel Mühe kostete es, ihn festzuhalten, damit er nicht wieder ausriß. Er that auf einmal so als ob Berlin in Gefahr sei, wenn er nicht aufs rechte Elbufer zurückkehre. „Was soll aus dem schutzlosen Berlin werden?" fragte er den Abgesandten Blüchers, den Major Rühle. „Nun, ist Moskau verbrannt worden, so kann man auch Berlin preisgeben!" antwortete dieser. Kurz Bernadotte wand und mühte sich, dem Dränger zu entwischen, es so einzurichten, daß er an der Schlacht mit Napoleon nicht Theil nahm. Langsam und auf Umwegen ging er endlich von Alsleben an der Saale nach Halle, blieb dann bei Wettin stehen, während Blücher im Gewaltmarsch vor ihm über Halle auf Leipzig marschirte. Am 15. umritt Napoleon seine Stellung im Süden der Stadt und traf seine Anordnungen zur Schlacht, die am folgenden Tage geliefert werden sollte. Seine Aufstellung war zweckmäßig wie immer; im Rücken auf Leipzig gestützt, beherrschte sie vom rechten Pleißeufer an die südöstliche Ebene, ihre Schlüssel waren die Hügel bei Markkleeberg, Wachau und Liebertwolkwitz. Westlich ging sie über die Pleiße und Elster bis Lindenau, welches Dorf die Rückzugslinie deckte; denn von hier aus gehen die großen Straßen nach Nordwesten über Merseburg, nach Südwesten über Weißenfels. Gegen Blücher stellte der Kaiser den Marschall Marmont mit 20,000 Mann bei Lindenthal (zwischen Leipzig und Halle) auf; er meinte, diese werde genügen, das schlesische Heer so lange aufzuhalten, bis er selbst mit Schwarzenberg fertig sei. Er hatte wol Grund, auf einen glücklichen Ausgang zu hoffen; seine geniale Leitung glich die feindliche Uebermacht aus, die übrigens jetzt noch keineswegs bedeutend war. Denn am 16. haben die Verbündeten 193,509 Streiter (darunter 38,000 Reiter) mit 750 Kanonen zur Schlacht gehabt (nämlich die schlesische Armee mit 60,431 und die böhmische mit 133,078 Mann). Napoleons Streitmacht betrug dagegen 176,955 Mann (darunter 33,500 Reiter) mit 700 Geschützen. —

Der erste Akt des großen Trauerspiels begann, der 16. Oktober, ein trüber regnerischer Tag. Schwarzenberg hatte gegen den Rath des Zaren seine Kräfte so verzettelt, daß Gyulai mit 20,000 Oesterreichern auf dem linken Ufer der Pleiße und Elster gegen das Dorf Lindenau, andere 35,000 Oesterreichern unter Merveldt in dem Sumpfdelta zwischen jenen Flüssen gegen Konnewitz, die übrigen zunächst verfügbaren Truppen, 65,000 Russen, Preußen und Oesterreicher unter dem Prinzen Eugen, Kleist und Klenau, gegen die Zentralstellung des Feindes bei Wachau vorrückten. An dem letzteren Orte, wo Napoleon über 100,000 Mann vereinigt hatte, ist die heißeste und mörderischeste Schlacht dieses Tages geliefert worden. Bald nach 8 Uhr kündigten drei Signalschüsse der Verbündeten die Eröffnung des furchtbaren Kampfes an. Im ersten Anlauf stürmten Kleists Preußen Markkleeberg, verloren es, vom höllischen Geschützfeuer zerissen, stürmten wieder; viermal vertrieben, behaupteten sie dennoch das Dorf. Zur Rechten rang indessen Prinz Eugen mit Russen nnd Preußen um Wachaus Besitz. Aber kaum herangedrungen, sah er die Scene schnell geändert: „Es konnte gegen 9 Uhr sein" (heißt es in einem russichen Bericht[40]) „als sich im Angesicht unserer Truppen die ganzen Erhöhungen zwischen Wachau und Liebertwolkwitz mit mehr denn 100 Geschützen bedeckten: wir hatten den schlafenden Löwen geweckt. Auf der ganzen

Linie auf beiden Seiten (auch die Verbündeten brachten ihr Geschütz, 48 Kanonen, vor) eine unerhörte Kanonade 5 Stunden lang, daß zuweilen die Erde im eigentlichen Sinne des Worts erbebte. Donner krachte, der Boden zitterte, Funken stoben, Späne flogen, Rauch und Flammen, Blut und Tod rings um uns her, — Vernichtung dem Lebendigen, Zerstörung dem Leblosen. Unsere Linie stand noch, aber von Ueberraschung wie versteinert. „Wir gehen alle zu Grunde!" rief Fürst Schachowskoi; „alles soll stehen bleiben!" Der Prinz. Drauf hieß es: „Preußen vor!" Es waren dies zwei Bataillone, die unserer Vorhut zugetheilt und wie immer voll Lust und Eifer waren. Noch überdies hatten sie nicht wie die Russen gefrühstückt, sondern waren völlig nüchtern. Dessenungeachtet stürmte das Füsilierbataillon des 6. Regiments um 9½ Uhr Wachau und nahm dasselbe unter dem Beifallsruf der Russen wieder." Auch die übrigen Truppen gingen wieder vor. Aber aller Löwenmuth der Preußen und Russen vermehrte nur die Zahl der Opfer, die Uebermacht konnte nicht durchbrochen werden, gegen Mittag mußte sich Prinz Eugen auf Gülden-Gossa, ¼ Meile südlich von Wachau, zurückziehen; von seinen 5200 Russen und 4700 Preußen brachte er im Ganzen nur 3600 Mann zurück, die andern lagen in ihrem Blute vor den feindlichen Batterien. Auch Klenaus Angriff auf Liebertwolkwitz war zurückgeschlagen worden.

Napoleon rückte nun auf Gülden-Gossa nach; es war drei Uhr. Bisher hatte seine Geschützmasse gedonnert, daß man keine Pause mehr hörte, sondern das Feuer ganzer Batterien wie Bataillonsfeuer zusammenschlug. Plötzlich, wie durch Zauberschlag verstummte das Gebrüll. Ein Moment, und ein anderer Sturm erhob sich, weithin Waffengeklirr und Pferdegetrampel, daß die Erde erdröhnte; eine schimmernde breite Woge brauste heran, 4000 Reiter[40a)] in einem Haufen, Mürat voran. Aber wie Felsen standen ihr die weit gelichteten Glieder der kleinen russisch-preußischen Heldenschar; hie und da durch sie hindurch und um sie herum sprengte der Schwarm; aber sie standen, und schon trafen zu rechter Zeit russisch-preußische Garden ein und trieben den Feind zurück, während auch zur Seite, wo Kleist sich in Markkleeberg mit letzter Kraft hielt, Beistand (österreichische Reserve) eingetroffen war. Napoleon that gegen das Zentrum, Gülden-Gossa, noch einen Wurf: vielleicht daß Infanterie durchbrach; er ließ den General Maison mit Lauristons Korps es versuchen. Aber auch dieser richtete nichts aus. Neun Stunden lang war gestritten worden, der Abend brach ein, und die Franzosen hatten hier nur den kleinen Raum von Wachau bis Gülden-Gossa hin errungen; im Halbkreise um sie herum standen die Verbündeten, von Markkleeberg über Gülden-Gossa bis Groß-Pößnau; beide Theile bezogen die Beiwacht.

Immerhin hatte Napoleon hier einen Anschein von Erfolg; wirklich günstig lief für ihn der Kampf ab, den er im Südwesten mit der österreichischen Hauptmacht bestand. Schwarzenberg hatte dort den General Gyulai beauftragt Lindenau zu nehmen, den General Merveldt den Uebergang bei Konnewitz zu bewerkstelligen. Beides mißlang, Merveldt wurde sogar mit einigen tausend Mann gefangen genommen.

Die böhmische Armee hatte also überall tapfer gefochten, aber mit ungeheuern Opfern, im Ganzen wol von 20,000 Mann, doch nur erlangt, daß die Schlacht nicht zur Niederlage wurde. Napoleons Verlust war freilich kaum geringer, und einen entscheidenden Sieg hatte er gleichwol nicht errungen. Und das war fast

so schlimm wie eine Niederlage, denn jede Stunde brachte den Verbündeten Verstärkung; er fand sie nicht wieder so schwach, wie sie heute noch gewesen. Wie kam es aber, daß er die sich schon für ihn neigende Schale des Sieges doch nicht hatte so recht zum Sinken bringen können? „Die Welt dreht sich noch einmal für uns!“ hatte er siegesgewiß gesagt, als er am Nachmittag von Wachau auf Gülden-Gossa nachdrängte. Aber es fehlten ihm dort die frischen Truppen, die Korps von Marmont und Ney; sie wurden im Norden von Blücher festgehalten, während sie im Süden so nöthig waren. Auf seinem Standort während der Schlacht, auf dem „Galgenberg“ hinter Wachau, hörte Napoleon die Glocken Leipzigs, die auf seinen Befehl den Sieg bei Wachau verkündeten, aber dumpf dazwischen rollten die fernen Wetterschläge von der Schlacht im Norden, von Möckern; für des Kaisers stolze Hoffnung das Grabgeläute.

Möckern.

Am 15. brach Blücher von Halle auf, seinen Posten in der Schlachtlinie einzunehmen. Das Korps Yorks, 20,848 Streiter, hatte wieder den Vortritt, es hat auch allein die Schlacht geschlagen, die nun folgte. Morgens um 8 Uhr, Sonnabend den 18. Oktober, war Blücher mit diesem Korps auf der Höhe bei Schkeuditz angelangt und hörte den anhebenden Donner von Wachau. Aber zur selben Stunde kam eine Nachricht vom Nordheer, die bedenklich genug war: Bernadotte folgte nicht; statt die linke Flanke des schlesischen Heeres zu decken, bog er rechts ab nach Halle. Blücher war aber entschlossen, sich seinen Antheil an dem Kampfe nicht nehmen zu lassen. Er marschirte weiter auf der Straße von Schkeuditz nach Leipzig, die Russen unter Langeron und Sacken folgten zur Linken. Es ging in ein unklares Terrain, waldige Niederungen, abwechselnd mit bebuschten Höhenzügen und voll Dörfer. Rasch traf er seine Anordnungen, um über Lindenthal, wo die Vorhut des Feindes stand, nach Leipzig vorzudringen. Dann ritt er die preußische Front entlang und redete in seiner Weise also: „Na Kinder, heute haut mal auf gut preußisch ein! Sag' euch, wer heut Abend nicht entweder todt oder wonnedufelig ist, der hat sich geschlagen wie ein infamer Hundsfott!“ Ein großes Hurrah! Anders der alte Isegrimm, er war in Schkeuditz beim Frühstück mit seinen Adjutanten; als man ihm die Befehle Blüchers brachte, erhob er sich, sein Glas in der Hand, sagte sein Lieblingssprüchlein: „Anfang, Mittel und Ende Herr Gott zum Besten wende!“ leerte das Glas und stellte es still hin; die anderen thaten desgleichen voll feierlichen Ernstes; sie fühlten, es gelte den Entscheidungskampf für das Vaterland.[41]

Es war kein verächtlicher Feind, auf den sie nun stießen. Marschall Marmont hatte eben von seinem Kaiser den Befehl erhalten, nach Wachau zu marschiren, als er die Annäherung des schlesischen Heeres erfuhr; er blieb, um Leipzig auf dieser Seite zu decken. Mit 20,000 Franzosen und Rheinbündnern stellte er sich dem Yorkschen Korps entgegen. Sein schlachtenkundiger Blick zeigte ihm eine Position, die für einen an Zahl wenig überlegenen, an Geschütz beträchtlich schwächeren Feind fast uneinnehmbar schien. Sie lag auf etwas ansteigendem Boden, stützte sich rechts bei Eutritzsch an den Rietschkebach und links bei Möckern

an die Elster. Ihr Schlüssel war das Dorf Möckern, dessen zahlreiche Gehöfte, ummauerte Gärten und schmale Wege die Vertheidigung ungemein erleichterten. Zu diesen örtlichen Vortheilen fügte Marmont nun seine große Ueberlegenheit an Geschütz. Dennoch griff York, nachdem er den Feind aus Lindenthal auf die Hauptstellung Möckern zurückgetrieben, diesen Punkt ungesäumt an. Es war um die dritte Nachmittagsstunde. Die Vorhut unter Major von Hiller begann den Sturm, drang ins Dorf; aber aus jedem Hause, von jeder Mauer mit Flintenkugeln, von den Höhen hinter Möckern mit Kartätschen überschüttet, mußte sie das Dorf wieder räumen. Unter wüthendem Geschützdonner ordnet Hiller seine Truppen zu einem neuen Angriff, zieht einige Bataillone schlesischer Landwehr und brandenburgischer Linie herbei und marschirt mit gefälltem Gewehr von neuem ins Dorf, dringt durch und bis vor die Höhen auf der andern Seite. Hier aber lichtet der Kartätschenhagel seine Truppen so furchtbar, daß er abermals Möckern räumen muß. Er geht zum dritten Mal vor, erinnert seine Preußen, daß heute Deutschlands Schicksal entschieden werden müsse; sie eilen über die Leichen ihrer Brüder mit Hurrahgeschrei von neuem auf den Feind und treiben ihn aus dem brennendem Dorfe, in welchem jede Mauer, jedes Haus eine Festung ist und erobert werden muß. Fünfzig Kanonen hatte Marmont indeß auf diesen Punkt richten lassen, und schon sind Hillers Bataillone zu kleinen Haufen zusammengeschmolzen, doch weichen sie nicht. „Kinder, rettet das Vaterland!“ ruft tödtlich getroffen Graf Wedell den Landwehrleuten zu. So ringen sie mit der letzten Kraft um den blutgedüngten Boden. Schon waren sie fast aufgerieben, als York die zweite Brigade (Prinz Karl) zu Hülfe schickt. Die Franzosen wurden nunmehr nicht bloß aus dem Dorfe, sondern bis auf die Höhen zurückgetrieben. Aber auch Marmont zog seine Reserven heran, und wenn die Preußen hier unübertrefflich fochten, so haben auch die Franzosen bei Möckern einen Kranz der Tapferkeit verdient. York warf endlich seine letzte verfügbare Infanterie-Brigade (Steinmetz) hinein — die Brigaden Horn und Hünerbein bestritten zur Linken die übrigen Punkte der feindlichen Linie. Im Sturmschritt griff Oberst Steinmetz die Hauptbatterie auf den Höhen, den sogenannten Kirschberg, an; aber er konnte durch den ununterbrochen herniederstürzenden Kartätschenhagel nicht hindurch; ganze Reihen der Preußen wurden zerschmettert; sie mußten nach Möckern zurückweichen, und nun ging Marmont seinerseits vor. In diesem Augenblicke (5 Uhr Nachmittags) mußte sich die Schlacht entscheiden. York befahl drei Schwadronen, die, von dem tapfern Major Sohr geführt, bis gegen das Dorf vorgerückt waren, einzuhauen. Sobald die feindliche Infanterie nahe genug herangekommen, stürzte sich Sohr mit seinen brandenburgischen Husaren durch den dicken Pulverdampf dahin, wo das Sausen der Gewehrkugeln den Feind erkennen ließ, zersprengte ihn, nahm eine Batterie. Jetzt rückte der würtembergische General Normann mit seiner Reiterei gegen Sohr an. Aber zu rechter Zeit hatte dieser zwei Regimenter (brandenburger Ulanen und schlesische Landwehrkavallerie) herbeigezogen. Die Würtemberger wurden geschlagen, auch die französische Kavallerie geworfen, wieder eine Batterie genommen. York selbst, persönlich an der Spitze der übrigen Reiterei (lithauischer und westpreußischer Dragoner unter Jürgaß und neumärkischer Landwehr) vollendete hier den Sieg, während Steinmetz die letzten Bollwerke im Dorfe erstürmte.

Indessen hatte Hünerbein zur Linken die Höhen erobert. Auch dies war ein entsetzliches Stück Blutarbeit; der Feind wehrte sich verzweifelt. Hier war es, wo Major von Krosigk, ein anderer Winkelried, seinen brandenburgischen Füsilieren mit seiner eigenen Brust den Weg in das feindliche Viereck bahnte. Er wirft sich auf den Flügelmann, schlägt ihn mit der Faust aus dem Gliede zu Boden, fällt von Kugel und Bajonet zugleich durchbohrt. Aber sterbend winkt er mit dem Degen seiner Mannschaft nach, die in den Feind stürzt; wehrt denen, die ihn wegtragen wollen, „laßt mich," ruft er, „geht und siegt!" Auf einem Erdhaufen nahebei, wohin er sich geschleppt, verschied Krosigk; da saß die edle Leiche, „wer rückwärts sähe, den hätte sie zurückgedräut". Seine Füsiliere sahen nicht zurück. Von 997 Mann, die das Bataillon am Morgen gezählt, waren am Abend kaum noch 100 übrig.[42] Mit gleichem Heldenmuth kämpfte übrigens das ganze yorksche Korps, jeder Offizier, jeder Soldat, Linie und Landwehr, — alle stritten mit einer Tapferkeit, welche auch den Feinden die höchste Bewunderung abnöthigte. Französische Generale, die alle Feldzüge Napoleons mitgemacht hatten, gestanden, es sei nur an wenigen Stellen der großen Kriegszeit mit gleicher Bravour angegriffen worden, wie von den Preußen bei Möckern. Mit Recht aber sagte Hünerbein in seinem Bericht: „Was die Poesie der Geschichte vom Spartanermuthe dichten, was der Pinsel des Künstlers uns von Römerkühnheit malen möge, so wird es doch durch das, was in dieser Schlacht vorging, unendlich übertroffen".

Marmonts Zentrum und linker Flügel waren völlig aufgelöst. Er ließ 6000 Todte und Verwundete, 2000 Gefangene, 53 Kanonen auf dem Schlachtfelde; mit dem Rest flüchtete er nach Leipzig. Aber die Preußen hatten den glorreichen Sieg theuer erkauft: 7700 Mann, fast der dritte Theil des Korps, und von den Offizieren die meisten waren gefallen oder doch verwundet. Diese großen Opfer wären erspart worden, wenn Bernadotte, wie es seine Pflicht gebot, Blüchers Angriff unterstützt hätte. Aber er blieb in Halle. Auch Langeron mit der polnischen Division Dombrowski und den neyschen Truppen, die ihr zu Hülfe kamen, bei Wiederitzsch im Kampf, und Sacken, von Radefeld langsam herbeiziehend, hatten das yorksche Korps ohne Unterstützung gelassen, dafür gehörte aber auch die Ehre des Sieges den Preußen ungetheilt. Sie retteten bei Möckern das böhmische Heer vor einer wirklichen Niederlage bei Wachau. Denn ohne Blüchers „Vorwärts!" und ohne Yorks „Drauf!" waren Marmont und Ney, wie es Napoleon befahl, auf dem südlichen Schlachtfelde. Der letztere hatte in der That schon den Marsch nach Wachau angetreten, als Marmonts Eilboten ihn beschworen, umzukehren; aber er kam nicht bis Möckern, kaum (mit der Vorhut) bis Wiederitzsch; so verlor er den Tag mit Hin- und Herziehen.

Die Preußen lagerten auf dem Schlachtfelde, erschöpft von der furchtbaren Arbeit, aber aufrecht erhalten von dem Bewußtsein ihrer Thaten. Wie einst bei Leuthen erklang jetzt durch die öde rauhe Nacht hin ihr Siegeslied: „Nun danket alle Gott!" —

In der Stadt noch am Abende rauschende Janitscharenmusik zur Feier des „wachauer Sieges", und vieltausendstimmiges Aechzen und Wimmern der Verwundeten und Sterbenden, die sich nach Leipzig geschleppt hatten und hier auf den Straßen hülflos, ohne Verband, ohne Decken, ohne einen Tropfen Wassers umherliegen mußten.

Draußen in der Ziegelscheune zu Meusdorf saß zu derselben Zeit der Mann, der all dies Weh und Leid verschuldet, der Schlachtenkaiser, der unter solchen Blutszenen gealtert war und nie etwas anderes dabei empfunden hatte, als Freude über die Wirksamkeit oder zornigen Mißmuth über die Unwirksamkeit seiner Mittel. Jetzt war es das letztere Gefühl, was ihn bewegte; er konnte sich nicht verhehlen, daß es mit seinem Waffenglück zu Ende ging, daß wenn sich die Schlacht erneuere, seine gänzliche Niederlage gewiß sei. Aber statt ungesäumt den Rückzug anzutreten, zweifelte er lieber doch noch, daß die Dinge auf dem weiten Blutfelde für ihn so übel standen. Er beschloß, am nächsten Morgen die Lage in der Nähe zu besehen. Sonntag den 17ten früh durchritt er also das Schlachtfeld. Da sah er seine Soldaten todt auf ihrem Platze, aber die des Feindes ebenso und noch fester in Reih und Glied todt hingestreckt. Dieser Gegner würde sicherlich nicht weichen und ward von Stunde zu Stunde stärker. Ein Rückzug war also nothwendig, nothwendig sich besiegt zu erklären und jene 170,000 Mann Garnisonstruppen im Stich zu lassen! Wie der Ertrinkende griff er nach einem Strohhalm, der ihn davor retten möchte; er log sich vor, daß noch ein anderer Ausweg vorhanden. Seine Stirn glättete sich wieder; er befahl, den österreichischen General Merveldt herbeizuführen. Es war 2 Uhr Nachmittags.[13] Mit gewinnender Freundlichkeit begrüßte er den Gefangenen, sprach viel von seiner Friedensliebe, von den Banden des Bluts, die ihn mit seinem Schwiegervater verknüpften, und schickte ihn schließlich in das Hauptquartier des Kaisers Franz, um über einen Waffenstillstand zu unterhandeln; als Preis bot er doch höchstens die Zugeständnisse, die man ihm auf dem prager Kongreß abgefordert, wollte besonders den Rheinbund behalten. Aber die verbündeten Monarchen gedachten nicht, ihn so leichten Kaufs davonkommen zu lassen; sollten sie darum so viel Blut und Gut ihrer Völker darangesetzt haben, um auf den sichern Sieg, den vollen Lohn freiwillig zu verzichten? Vergebens wartete Napoleon Stunde um Stunde; er mußte sich zuletzt eingestehen, daß er den Einfluß dynastischer Verwandtschaft zu hoch veranschlagt hatte.

Auch die Verbündeten warteten an diesem Tage, aber nicht auf unwahrscheinscheinliche Glücksfälle, sondern auf Vortheile, die kommen mußten, auf die Verstärkungen, die jede Stunde näher in ihr Bereich brachte. Am Nachmittage trafen denn auch die Korps von Kolloredo und Bennigsen ein, und Bernadotte war durch Blüchers stetes Drängen, durch die beißenden Bemerkungen des Prinzen Wilhelm von Preußen (Bruders des Königs), der ihm sagte, die preußischen Truppen bezweifelten den persönlichen Muth wie den guten Willen des schwedischen Kronprinzen, und durch der englischen Kriegskommissarien drohende Aufforderungen wenigstens bis Breitenfeld herangebracht worden.

So standen die Heere bei Leipzig einander kampffertig gegenüber, ohne anzugreifen; nur Blücher konnte es sich nicht versagen, den Feind noch aus den Dörfern, die er zwischen Möckern und Leipzig besetzt hielt, zu vertreiben.

Der achtzehnte Oktober.

Der 18. Oktober, der große Tag, ging auf, hellleuchtend über den alten Kriegsstätten im Sachsenland, wo so oft um Deutschlands Schicksal gerungen ward; niemals gewaltiger als heut. Denn die größte, eine Völkerschlacht hub an. Wie die Morgensonne heiter durch die klare Herbstluft aufstieg, sah sie rings um Leipzig den ungeheuren Doppelring sich schließen; Völker aller Zonen des Erdtheils, alle Nationen Europas, mit Ausnahme der Türken, waren heute hier vertreten; fast eine halbe Million Krieger, keine asiatischen Menschenlawinen, keine Horden, wie Attila und Timur sie einst zu ungeschlachten Massenkämpfen geführt, sondern von den edelsten, gebildetsten Stämmen der Menschheit; unter ihren tüchtigsten Feldherren und in der vortrefflichsten Rüstung. Wie viel Blut ihrer Brüder war hier bereits vergossen, es rann noch die zerstampfte Flur entlang. Heut sollen vieltausendfach aufs Neue „die heißen rothen Bronnen" springen!

Für Napoleon handelte es sich nicht mehr um den Sieg, sondern um einen sichern Rückzug. Bereits in der Nacht hatte er seine Maßregeln dazu getroffen, Bertrand den Befehl ertheilt, von Lindenau auf Weißenfels zu marschiren, und seine übrigen Streitkräfte so geordnet, daß sie, dem Feinde die Stirn bietend, allmählich über Leipzig dieselbe Straße einschlagen könnten. Die Verbündeten durften dies Manöver nicht gelingen lassen. Das Ziel des ganzen Feldzuges war ja gewesen, mit vereinter Macht den Feind zu zermalmen. Schwarzenberg setzte daher früh Morgens das Heer in Bewegung, zunächst die böhmische Armee, welche nach Leipzig den weitesten Weg hatte. In unübersehbaren Reihen zogen ihre Kolonnen von Südosten über die Höhen nach Nordwesten zu. Auch Bernadotte war endlich, als er sah, daß ihm alle Winkelzüge Blüchers Wachsamkeit und Energie gegenüber gar nichts halfen, von Breitenfeld näher heran gekommen, bis zur Parthe, wo sich das Nordheer und das schlesische Heer vereinigten. Der verbündeten Streitmacht — jetzt im Ganzen 290,000 Mann mit 1000 Kanonen, hatte Napoleon nur 191,000 Mann[43a)] mit 700 Kanonen entgegenzusetzen; er nahm daher jetzt eine engere Aufstellung, näher bei Leipzig. Sein rechter Flügel lehnte sich von Konnewitz bis Dölitz an die Pleiße; von da ging die Schlachtlinie über Probstheida, Holzhausen, Stünz nach der Parthe hin, östlich und nördlich von Leipzig und am linken Partheufer bis zur Mündung dieses Flusses in die Pleiße. Diese Stellung war etwa 4 Stunden lang; ihre Front bildete bei Probstheida einen vorspringenden Winkel, dessen rechter Schenkel von Probstheida bis Dölitz, dessen linker von Probstheida bis Zweinaundorf reichte. Rechts an der Pleiße stand Poniatowski mit den Polen und einigen Garden, dann folgten Augereau und Victor; im Zentrum bei Stötteritz und Probstheida Lauriston, bei Holzhausen Macdonald mit Garden und der Reiterei Sebastianis; weiter links, bei Paunsdorf Reynier; endlich auf dem linken Flügel längs der Parthe Ney und Marmont. Im Mittelpunkt, auf dem „Thonberg" hinter Probstheida, wo eine halb zerstörte Windmühle „wie ein warnendes böses Vorzeichen" auf ihn niedersah, nahm Napoleon selbst seinen Stand, die kommende Schlacht zu lenken.

Nach dem Schlachtplan der Verbündeten war die Aufgabe der böhmischen Armee (jetzt 180,000 Mann) folgende: rechts und links von der Pleiße gegen Konnewitz und Lößnig dringen die 45,000 Mann des Erbprinzen von Hessen-Homburg (Oesterreicher unter Kollorebo, Liechtenstein, Weißenwolf, Bianchi und Nostitz); auf die Zentralstellung des Feindes, gegen Wachau, Liebertwolkwitz und Probstheida gehen Barclays, 52,000 Mann (Preußen unter Klüx, Pirch, Kleist, Prinz August, Russen unter Wittgenstein, Gortschakoff, Prinz Eugen, Rajewski und Pahlen, und dann die russisch-preußischen Garden) vor; auf Holzhausen und um den linken Flügel des Feindes marschirt Bennigsen mit 63,000 Mann (Preußen unter Zieten, Russen unter Bennigsen und Platof, Oesterreicher unter Klenau und Bubna); den Angriff auf Lindenau trug man wieder den 20,000 Oesterreichern unter Gyulai auf. Zwischen Holzhausen und der Parthe sollte Bernadotte angreifen; er hatte vom Nordheer 60,000 Mann (meist Preußen unter Bülow und Tauentzien) mitgebracht, und vom schlesischen noch 30,000 Mann (Langerons Russen) als Verstärkung erhalten. Im Norden der Stadt endlich sollte Blücher mit seinen noch übrigen 20,000 Preußen unter York und Russen unter Sacken einhauen.

Gar nicht selten haben große Feldherren die doppelte, ja die dreifache Uebermacht geschlagen; Friedrich der Große hat es oft genug gethan; aber dann lag ihr Vortheil in bedeutenden Fehlern des Gegners oder in der Vorzüglichkeit ihrer Truppen. Napoleon hatte wenigstens den letzteren Vortheil diesmal nicht; die Truppen der Verbündeten waren im Ganzen den seinigen ebensowol moralisch als physisch überlegen. Dennoch machte der eingeschlossene Löwe dem böhmischen Heere die Arbeit entsetzlich schwer. Der wüthendste Kampf entspann sich um Probstheida; es war ja der Schlüssel von Napoleons ganzer Stellung und zu einer zähen Vertheidigung wie geschaffen; eine Menge massiver Häuser konnten als Bollwerke, eine hohe und starke Lehmmauer, welche im Osten die Gärten begrenzte, als Festungswall dienen. Die Franzosen, in solchen Dingen sehr gewandt, hatten das Dorf in der That zu einer kleinen Festung umgeschaffen, und die Korps von Victor, Lauriston, Macdonald deckten oder stützten es, während am nordwestlichen Ende eine gewaltige Geschützmasse die ganze Front bestrich. Angelangt vor dieser Position, warfen sich die Preußen, die nach dem Zeugniß der Franzosen[44)] hier wie immer beim Angriff voran waren, um 2 Uhr, von Kleist geführt, zuerst im Laufschritt auf Probstheida. Zweimal erstürmten sie das Dorf, zweimal mußten sie es, furchtbar beschossen, wieder räumen; auch Prinz Eugens Russen, die zu Hülfe kamen, vermochten sich nicht in Probstheida zu halten. Denn Napoleon, der mit gewohnter Marmorkälte hier oft in den vordersten Reihen unter dem Hagel der feindlichen Kartätschen hielt, setzte immer neue Kräfte, zuletzt seine Garden an die Behauptung dieses Punktes, während die Monarchen gerade die schon überanstrengten Truppentheile zu dieser schweren Arbeit verwandten und die Garde-Reserven zurückhielten. So gelang es der heroischen Tapferkeit der Preußen und Russen, die unter entsetzlichen Verlusten stundenlang den Ort bestürmten, nur das Zentrum des Feindes zu erschüttern und ihn am Vordringen zu verhindern. Der Angriff des Erbprinzen von Hessen-Homburg war noch weniger erfolgreich. Gegen Abend lagerte die eine Angriffssäule 1000 Schritt vor Lößnig, die andere 800 Schritt vor Probstheida.

Die dritte Kolonne (Bennigsen) war ebenfalls um 2 Uhr am Feinde; sie stieß auf ihn zunächst bei Zuckelhausen. Es war die Division Marmont, fast ganz aus Deutschen (Hessen-Darmstädtern und Badenern) bestehend. Bennigsens linker Flügel, die preußische Brigade Zieten, griff sie an; so fochten also auch hier Deutsche gegen Deutsche. Der Kampf war heiß, zwei Stunden dauerte das Morden; endlich wich der Feind und Zuckelhausen wurde genommen. Unterdessen hatten auch die übrigen Korps von Bennigsen erfolgreich gestritten: die Oesterreicher unter Klenau eroberten Holzhausen, die Russen Baalsdorf und Zweinaundorf. Bennigsens rechter Flügel (Bubna) dehnte sich mittlerweile den linken feindlichen entlang bis an die Dörfer Mölkau und Paunsdorf aus. Hier war es, wo die Sachsen von Reyniers Korps, 3000 Mann mit 19 Kanonen, gegen den Wunsch ihres Königs, zu den Verbündeten übergingen. Gern hätten sie gleich mit auf die Franzosen losgeschlagen. Bennigsen stellte sie aber ins Hintertreffen; nur die Artillerie durfte mitwirken. Als die sächsischen Brigadiers v. Ryssel und v. Brause vor die beiden Monarchen von Rußland und Preußen auf den Monarchenhügel gebracht wurden, dankten ihnen diese zwar für den Beweis ihrer deutschen Gesinnung, aber mit Recht bemerkte der König von Preußen, „die Sachsen hätten lange auf sich warten lassen.“ Uebrigens rückten Reyniers und Neys französische Truppen rasch in die Lücke ein und behaupteten Paunsdorf; die Oesterreicher gingen sogar auf der wurzener Straße gegen Sommerfeld zurück. Der Angriff des böhmischen Heeres hatte somit auch an diesem Tage im Ganzen die gewünschte Wirkung nicht gehabt; am äußersten linken Flügel war er gar nicht einmal unternommen worden: Gyulai hatte sich nach Schwarzenbergs Anweisung nur auf die Beobachtung des Feindes beschränkt, ihm die Rückzugslinie über Lindenau völlig freigelassen.

Es war ein Glück, daß auf dem nördlichen Theile des weiten Schlachtfeldes die Dinge besser gingen. Hier griff das Nordheer sehr wirksam in den Gang des Ganzen ein. Mit seltener Seelengröße hatte Blücher sich an diesem Tage zu einer äußerlich untergeordneten Rolle verurtheilt, indem er die größere Hälfte des schlesischen Heeres zum Nordheer stoßen ließ, was Bernadotte zur Bedingung seines Mitwirkens gemacht hatte. Auf Blüchers Befehl überschritt Langerons Korps auf dem kürzesten Wege bei Mockau und Abt-Naundorf um 9 Uhr die Parthe und erwartete dort das Nordheer. Zuerst langte von diesem der immer eifrige Bülow an; er ging bei Taucha über den Fluß und stellte, als linker Flügel des Nordheers, die Vereinigung mit Bennigsen her. Um Mittag kamen diese Vordertruppen an den Feind, den sie bald vor sich her drängten. Hier benutzten 1100 sächsische Reiter die Gelegenheit, um zu den Verbündeten überzugehen. Ihrem Beispiele folgte General Normann, der mit 600 würtembergischen Reitern ebenfalls in der Nähe von Taucha hielt und seinem Könige diese kleine Truppe retten wollte. Seine Aufnahme war natürlich keine freundliche. „Auf dem General Normann,“ sagte Gneisenau zu ihm, „haftet der Schandfleck, daß er während des Waffenstillstandes das lützowsche Korps überfiel und niederhauen ließ; weder er noch ein einziger Mann seiner Brigade soll der Ehre theilhaftig werden, in den Reihen preußischer Krieger zu fechten.“ Die Würtemberger wurden wie die Sachsen ins Hintertreffen gestellt. Dennoch haben die Franzosen nachher gefabelt, daß der Uebergang der Rheinbündner an dem

Verluste der Schlacht Schuld gewesen sei; eine lächerliche Behauptung, da die Zahl der bei Leipzig Uebergetretenen alles in allem noch nicht 5000 Mann mit 19 Geschützen betrug; diese wenigen Leuten, selbst wenn sie nunmehr mitgefochten hätten, konnten nicht einmal an der einzelnen Stelle, wo der Abfall geschah, etwas entscheiden, geschweige die Bewegungen einer Schlacht von 480,000 Mann mit 1700 Kanonen beeinflussen.

Zu den blutigsten Kämpfen des mörderischen 18. Oktobers gehören die Schlachten bei Schönfeld und bei Paunsdorf. Das erstgenannte Dorf bildete den Schlüssel zu Napoleons linker Flanke, das zweite deckte ihm die Verbindung seines linken Flügels mit dem Zentrum und die große Straße von Wurzen nach Leipzig. Schönfeld wurde von Langeron mit großer Energie angegriffen, von Marmont mit seinem und Neys Korps eben so hartnäckig vertheidigt. Von Mittag bis zum Abend dauerte hier das wüthende Morden, erst um 6 Uhr überließ Marmont den Russen das brennende Dorf und zog sich auf Leipzig zurück. In dessen Nähe bei Pfaffendorf hatte auch Sacken mittlerweile einen harten Strauß zu bestehen; durch einige Bataillone von Yorks Korps unterstützt, hinderte er hier den tapfern Feind daran, daß er nach Schönfeld Hülfe schickte. Die schwerste Aufgabe fiel Bülow zu, der von Taucha hier mit 3 Brigaden auf Paunsdorf marschirte, wo zahlreiche feindliche Streitmassen standen. Gegen 2 Uhr formirte Bülow hinter einem Hügelrande vor diesem Dorfe seine Truppen zum Angriff. Die kolberger Jäger stimmten ihr „Heil dir im Siegerkranz!" an, alle Musikchöre fielen ein, so stiegen die Preußen jubelnd die Anhöhe hinauf. Kaum blitzten die Spitzen der Bajonette darüber fort, so kam die erste Granate sausend durch die Luft und platzte zwischen dem ersten und zweiten Treffen. Nur höher erhoben sich die Stimmen und lauter ertönte der Hymnus, „bis wir (erzählt Bülows Bericht) die Anhöhe erreicht hatten und nun auf einmal Leipzig, seine weite Ebene und das ungeheure Getümmel in derselben vor uns sahen, die leichten Truppen, welche den Aufmarsch gedeckt hatten, zurückkehrten, unsere Batterien abprotzten und mit ihrem Donner den Gesang erstickten." Schon vorher braunte es hie und da in Paunsdorf; als nun Bülows Geschütz, zumal eine Batterie kongrevischer Raketen, neue Flammen warf, stieg rasch die helle Lohe über dem Dorfe auf, und über den Häuptern der Kämpfer. Es waren zwei preußische Reservebataillone, die mit unaufhaltsamer Kampfbegier sich hinein gestürzt hatten; bald wichen die Franzosen hinaus, Bülow drängte nach und zog unter den Augen Bernadottes, der sich jetzt wenigstens, da er einmal im Feuer war, als tapferer Soldat zeigte und mit dem preußischen General Hand in Hand ging, die ganze verfügbare Streitmacht des Nordheers, 50,000 Mann, zwischen Paunsdorf und Sellershausen in Schlachtordnung herbei. Links schloß sich die österreichische Division Bubna an. Um 5 Uhr erfolgte der allgemeine Angriff, dem der weit schwächere Feind nirgends Stand hielt. Die Dörfer Mölkau und Stünz wurden bald durch Bubna und Krafft, das wichtige Sellershausen nach dreimaligem Sturm durch die Brigade Hessen-Homburg erobert. Als die Dunkelheit einbrach, zogen sich die Franzosen, von Homburg und Krafft verfolgt, bis zu den „Kohlgärten" von Leipzig zurück. Auch hier wären sie von den Preußen vertrieben worden, wenn nicht Bernadotte dem General Borstell den gemessenen Befehl ertheilt hätte inne zu halten. So hatte das Nordheer, Dank

Blüchers patriotischer Selbstverleugnung, Napoleons großes „Arrierengefecht" zu einer wirklichen Niederlage gemacht.

Die Abendschatten lagerten auf dem weiten Blutfelde; das tausendstimmige Kanonengebrüll rings wurde schwächer und schwächer; im engeren Zirkel loderten heut die Wachtfeuer auf. Der besiegte Cäsar saß trüb und matt bei der Windmühlruine auf dem Thonberg. „Man hatte ihm (erzählt ein Augenzeuge) einen hölzernen Schemel gebracht, auf dem er, erschöpft von den Anstrengungen der letzten Tage in Schlummer sank. Seine Hände ruhten, nachlässig gefaltet, im Schoß, und er glich in diesem Augenblicke jedem andern unter der Bürde des Mißgeschickes erliegenden Menschenkinde. Die Generale standen düster und stumm um das Feuer, und die zurückziehenden Truppen rauschten in einiger Entfernung vorüber." Um 6½ Uhr raffte er sich auf und verließ in dichtester Finsterniß den Thonberg, um nach Leipzig zu reiten, wo er bis spät in die Nacht die weiteren Anordnungen für den Rückzug und für die Vertheidigung der Stadt gab. Die Russen und Preußen, vornehmlich der Zar und Blücher, verlangten nun ihre Ueberlegenheit bis zur Vernichtung des Gegners zu benutzen, ihm den Paß nach Weißenfels ernstlich zu verlegen und den Rest seiner Streitmacht hier völlig zu zertrümmern. Ein unbetheiligter Militärschriftsteller (der sächsische Oberst Aster) sagt: „Hätte Blücher in diesen Tagen das Oberkommando geführt, so dürfte Napoleon schon damals das Schicksal erreicht haben, welches ihm 1815 nach der Schlacht von Belle-Alliance widerfuhr, und es wären dadurch vielen Völkern und Ländern unendlich viele Leiden, Verluste und Verwüstungen erspart worden, weil man es hier in Händen hatte, den Krieg mit einem Schlage zu beenden."[44 a)] Aber die Oesterreicher lehnten diesen Plan ab. Es lag nicht in Franz I. Absicht, den Schwiegersohn zu vernichten; denn wenn Frankreich zu tief sank, schien ihm Rußland übermächtig zu werden. Diese Politik fand natürlich bei Bernadotte, aber auch bei dem Oberfeldherrn Schwarzenberg eine erwünschte Unterstützung; Schwarzenberg, behutsam wie er war, meinte, es sei nicht räthlich, einen Feind, der noch Kräfte habe, zur Verzweiflung zu bringen; um so lieber ging er auf die Absichten der österreichischen Diplomatie ein und ließ den Feind die Rückzugslinie benutzen, die er ihm von Anfang an freigelassen.[44 b)] Uebrigens da er selbst mit der böhmischen Armee, mit so großen Mitteln, nirgend einen Sieg erfochten, vielmehr hier bei Leipzig an der Stelle, wo er selbst befehligte, im Grunde zweimal geschlagen worden war, so theilte er nicht die Zuversicht der Blücher und Bülow; er erwartete vielmehr am folgenden Tage eine neue Schlacht im Süden der Stadt. So wurden denn Blücher und der Zar überstimmt, und Schwarzenberg beschränkte sich darauf, kleine Korps nach Westen zu entsenden; die Massen der Heere ließ er auf dem Schlachtfelde die Beiwacht beziehen.

Eine sternhelle Nacht; dann deckte Nebel die leichenbesäeten Fluren; immer aber war es hell: die Feuer von zwölf brennenden Dörfern und zahllose Wachtfeuer leuchteten überall. — Als Morgens um 8 Uhr des **19. Oktobers** die Nebel fielen, bemerkte Schwarzenberg zu seiner Verwunderung erst, daß der Feind seine Stellung im Süden der Stadt während der Nacht geräumt hatte; nur wenige Truppen sah er noch weit hinten im nordwestlichsten Theile des Gesichtskreises der Stadt zueilen. Er brachte nun einige Zeit damit hin, die böhmische Armee zum Marsch auf Leipzig zu ordnen, was diesmal nach Nationen geschah. Dann

zog das Heer mit klingendem Spiel durch den heiteren Herbstmorgen dahin. Es konnte indeß an der Erstürmung der Stadt keinen Antheil nehmen; bereits waren ihm die Preußen und Russen vom Nord- und schlesischen Heere zuvorgekommen.

Die Altstadt Leipzig war damals mit starken Mauern umgeben und hatte vier Thore, im Süden das Petersthor, im Osten das grimmaer, im Norden das hallische, im Westen das ranstädter Thor. Rund um die Mauer lief ein tiefer, meist trockener Graben, über welchen von jedem Thore eine breite massive Brücke führte, und hinter demselben ein Wall und ein breites, zum Theil mit Lindengängen besetztes Glacis. Dann folgten vier weitläufige Vorstädte, die mit dünnen Ziegel- und Lehmmauern umgeben waren; sie selbst und ihre Haupteingänge hießen nach den vier inneren Thoren. Die Franzosen hatten nun diese Vorstädte durch Barrikaden, spanische Reiter, Bäume, Wagen versperrt, in die Mauern Schießscharten gebrochen und hier so viel Truppen aufgestellt, als genügend schien um den Rückzug des Hauptheeres zu decken. Den Oberbefehl führte Marschall Macdonald; er hatte zur Vertheidigung Leipzigs sein eigenes Korps, das von Lauriston und die Reste von Poniatowskis und Reyniers Korps erhalten. Entschlossen erwartete er den Feind.

Am frühesten setzte sich Bülow in Bewegung, nach 8 Uhr stand er vor dem äußeren grimmaer Thore; zu seiner Rechten eröffnete auf Blüchers Befehl Sacken den Kampf gegen die hallische Vorstadt; zu seiner Linken stellte sich um 9 Uhr Bennigsen mit seinen Russen auf. Nachdem alle drei Korps eine Zeit lang kanonirt hatten, begann Bülows Vorhut den eigentlichen Sturm (11 Uhr). Die Franzosen und Badener, die hier standen, wehrten sich kräftig, und es floß noch viel Blut. Das königsberger Landwehrbataillon des Majors Friccius ist das erste Bataillon der ganzen verbündeten Streitmacht gewesen, welches Leipzig erstürmte. Voll Begeisterung stürzte es sich auf das (äußere) grimmaer Thor; angekommen, stieß Friccius zuerst mit dem Kolben einer Muskete ein Loch in eine dünne Stelle der Mauer, seine Landwehrleute halfen mit, dann schlüpfte ein kleiner behender Landwehrmann (Namens Maluga) durch die Bresche, fiel verwundet in den Feind, Friccius sprang nach, die anderen folgten, so waren sie in der Stadt. Aber es gab noch mit Franzosen und Badenern ein langes blutiges Straßengefecht zu bestehen; die kleine Heldenschar von den Dächern und aus den Häusern, selbst vom Johannisthurm beschossen, auch mit dem Bajonet angegriffen, erlitt große Verluste, aber sie hielt tapfer aus, bis das äußere Thor frei gemacht war und nun auch die anderen Bataillone der Brigade Hessen-Homburg einrückten.

Inzwischen drang auch die Brigade Borstell ein, sie eroberte die linke Seite dieser Vorstadt; ebenfalls mit großem Verlust. Denn es gab hier eine Reihe von Gärten und Gartenhäusern einzeln zu erstürmen. Aber die Pommern fochten hier so brav wie dort die Ostpreußen. Vereinigt mit einigen russischen Bataillonen drangen sie dann durch den boseschen Garten bis auf den Roßplatz vor. Um 1 Uhr war die ganze grimmaer Vorstadt gewonnen. Zu derselben Zeit hatten sich die Russen von Sackens und Langerons Korps nach langem heißem Kampfe der hallischen Vorstadt bemächtigt; mit leichterer Mühe Bennigsen die südliche, die Petersvorstadt, genommen.

Unterdessen dauerte der Zug des französischen Hauptheeres auf dem ran-

städter Steinweg nach Lindenau zu ununterbrochen fort; diese Straße bot ein Bild wüstesten Wirrsals: Munitionswagen, Marketender, Gensdarmen, Kanonen, Kühe und Schafe, Weiber, Soldaten und Chaisen, Verwundete und Sterbende — alles preßte sich hier zusammen. Dazwischen eine kleine Abtheilung Garde, in ihrer Mitte ein Reiter in dem gelblich grauen Oberrock und dem kleinen dreieckigen Hut, der Kaiser, der kaum sich hier durcharbeiten konnte und zuletzt von der Menschenmasse mit fortgerissen ward; um 11 Uhr war er endlich aus der Stadt heraus und ritt nun gelassen mit seinen fliehenden Truppen nach Lindenau. Aber noch war ein großer Theil (20,000 Mann) in der Stadt; da krachte vor den Flüchtigen plötzlich (um halb ein Uhr) die Erde: mit furchtbarem Knall flog die steinerne Elsterbrücke am ranstädter Thore auf; ein französischer Korporal hatte vorzeitig die Mine angezündet, die auf Napoleons Befehl hier gelegt worden war. Da packte unnennbares Entsetzen die Fliehenden; in wilder Verzweiflung drängte sich alles, um irgendwo über den Fluß zu kommen. Die wenigsten kamen schwimmend hinüber; viele ertranken, darunter auch der tapfere Poniatowski, der Zukunftskönig seiner Polen; solche Massen von Leichen erfüllten die Elster, daß das Wasser sich staute. Andere Tausende wurden am Ufer erschlagen. Zu derselben Zeit fiel die innere Stadt in die Hände der Sieger. Borstells Pommern drangen zuerst hinein; ohne bei den badischen Truppen, die sich auf den Markt zurückgezogen, mehr Widerstand zu finden, eilten sie durch das innere grimmasche Thor hinein, während andere Preußen und die Russen durch das innere hallische und Petersthor anlangten. Um 1 Uhr hielten die beiden Monarchen von Rußland und Preußen ihren Einzug in die Stadt; endloser Jubel empfing die Befreier; nur der König von Sachsen, den sein Kaiser in Leipzig zurückgelassen, sah trübe drein; denn man erklärte ihn für kriegsgefangen.

Welch Moment, als die Sieger, von allen Seiten in die Stadt geströmt, sich hier die Hände reichten. Auf dem Markt trafen die Monarchen mit ihren Feldherren zusammen; ringsum standen die tapfern Truppen und das jauchzende Volk. Als Blücher geritten kam, erhob sich ein donnernder Jubelruf. Der Zar ging ihm entgegen, umarmte den Heldengreis, der (das fühlte jeder) unter den Führern in diesem Kriege bei weitem das meiste geleistet, und sprach: „Mein lieber General, Sie haben das Beste gethan, Sie sind der Befreier Deutschlands!" Drauf Blücher: „Majestät, hab' nur meine Schuldigkeit gethan; aber meine braven Truppen, ja die haben mehr gethan, viel mehr!" Auch Friedrich Wilhelm und Franz I. (der später ankam) statteten ihm ihren Dank ab, der erstere erhob ihn zum Generalfeldmarschall; die Russen in seinem Heere hatten ihn schon seit der Schlacht an der Katzbach als den Marschall „Vorwärts" (Paschol) begrüßt. Auch die anderen Offiziere und die Diplomaten der verbündeten Heere empfingen von ihren Kriegsherren Lohn und Ehre; eine Menge von Orden und von Beförderungen wurden ausgetheilt. Nur die Völker mußten ihre Belohnung in sich selber finden. Mit welchen Strömen von Blut hatten sie diese Siegesfeier, die ihre Beherrscher nun in Leipzig hielten, erkauft! Die schlesische Armee allein, die im August, beim Beginn des Feldzuges, 100,000 Mann zählte, war jetzt auf 40,000 zusammengeschmolzen. Die Tage von Leipzig selbst hatten natürlich in die gesammte Streitkraft der Verbündeten die größte Lücke gerissen. Die

Opfer der Völkerschlacht standen im Verhältniß zu der Größe der Heere und der Bedeutung des Kampfes. Der Menschenverlust betrug bei den Verbündeten im Ganzen (vom 16. bis 19. Oktober):

1) bei den Preußen:	622 Offiziere,	15,935	Unteroffiziere und Soldaten
2) „ „ Russen:	876 „	21,740	„ „ „
3) „ „ Oesterreichern:	406 „	8,000	„ „ „
zusammen:	1,904 Offiziere,	45,675	Unteroffiziere und Soldaten.

Und welch unsägliches Elend, schlimmer als der Tod, war das Los der Verwundeten. „Es waren in der Stadt 30,000 verwundete und kranke Soldaten von allen Nationen zusammengehäuft, in pestilenzialischen Lazarethhöhlen, dumpfen Spelunken, oder scheibenleeren Schulen und Kirchen, in denen die Kälte der Luft in dem Maße wuchs als ihre Verderbniß abnahm. An manchen Orten lagen sie geschichtet wie die Heringe in ihren Tonnen; unter 20,000 Verwundeten hatte nicht ein einziger ein Hemd, Betttuch, Decke, Strohsack oder Bettstelle erhalten. Die Pflege war über die Maßen schlecht. Mancher, der nicht an seinen Wunden starb, ging an Schwäche, Hunger und Unrath zu Grunde. Noch weniger Sorgfalt erhielten die Gestorbenen. Auf dem Hofe der Bürgerschule lag ein Haufen todter Preußen aufgethürmt, nackt und von Hunden und Raben angefressen. Kurz (sagt Reil, der als Arzt all dies sah und im edlen Eifer zu helfen dann selbst dem Lazarethtyphus erlag) die zügelloseste Phantasie ist nicht im Stande, sich ein Bild des Jammers in so grellen Farben auszumalen als die Wirklichkeit bot." Um solchen Preis also haben unsere Väter Deutschlands Befreiung erkauft. Denn frei war es nun. Das Resultat der Schlacht entsprach jenen Opfern; Napoleons Heer war zertrümmert: 15,000 Todte, 15,000 Verwundete, 15,000 Gefangene und in den Lazarethen der Stadt noch 23,000 Verwundete oder Kranke, auch 300 Geschütze und einen ungeheuren Troß ließ er in den Händen der Verbündeten, und mit dem Reste seiner Armee flüchtete er dem Rheine zu. Deutschlands Ketten waren gesprengt. Dieser Erfolg mußte der Lohn der Gefallenen, der Trost der Ueberlebenden sein. Insofern hatte der Volkskrieg auch dem Volke, nicht den Thronen bloß, seine Frucht getragen; und darauf durfte Friedrich Wilhelm sich berufen, wie er es einmal that: bald nach der leipziger Schlacht erkundigte er sich bei einem preußischen Edelmann, dessen Familie er kannte, nach dessen Söhnen. „Alle für Ew. Majestät auf dem Felde der Ehre gefallen", erwiederte dieser. Da fiel der König heftig ein: „Nicht für mich, nicht für mich, das wäre nicht zu ertragen! Nein, für das Vaterland!"[45]

Nach Paris.

Als der Siegesjubel emporwogte, am 19. Oktober auf dem Marktplatz zu Leipzig, sprach Gneisenau es zuerst fest und entschieden aus: der Krieg darf nur in Paris und mit dem Sturze Napoleons enden! Aber von dieser folgerechten Entschlossenheit waren die Monarchen selbst doch noch weit entfernt. Vorerst feierten sie Siegesfeste, genossen in langen Zügen die Freude des Gelingens. Auch die Völker gaben sich ganz und rückhaltslos der Wonne des Sieges hin,

feierten allerorten in Deutschland die wiedergekommene Freiheit. Am höchsten war die Begeisterung natürlich in Preußen, der Heimat dieses Volkskrieges. Die stolze Freude über den glänzenden Kriegsruhm und die wiedererrungene Unabhängigkeit und Größe der Nation ließ keine Mißstimmung, kein Bedauern über die Größe der Opfer, keinen Zweifel an der Schönheit der Zukunft aufkommen.

Die erste Enttäuschung verursachte die Art, wie das große Hauptquartier den leipziger Sieg benutzte. Anstatt Napoleons Heer, das doch noch gegen 80,000 Mann zählte, aber in ordnungsloser Flucht dahinzog, durch nachdrückliche Verfolgung aufzureiben, ließ man es über den Rhein entkommen und gab also dem Kaiser die Möglichkeit zu einem neuen Feldzuge, eine Möglichkeit, die ein Charakter wie er zur Wirklichkeit machen mußte. Oesterreich blieb nämlich dabei, dem Feinde „eine goldene Brücke zu bauen". Auf Schwarzenbergs und der Diplomaten Anordnung zog das Nordheer rechts ab nach Hannover; Blücher, der bei Eisenach schon den Feind wieder erjagt hatte und ihm kräftigst nachdrang, wie er denn in der Regel Nachmittags in demselben Zimmer war, das Napoleon am Morgen verlassen, wurde dadurch beseitigt, daß man ihm befahl, statt nach dem unteren Main nach der Lahn zu marschiren; so fiel die Verfolgung Napoleons der böhmischen Armee zu, deren Langsamkeit und Unbeholfenheit denn freilich sich auch jetzt wieder bewährte. So gelangte Napoleon glücklich in die Straße, die zwischen der Fulda und dem unteren Main zum Rhein hinabführt, durchbrach in der Schlacht bei Hanau (30. und 31. Oktober) das österreichisch-bairische Heer, mit welchem der bairische General Wrede ihn hier hatte aufhalten wollen, und überschritt am 1. November bei Mainz den Rhein. Freilich waren die 70,000 Mann, die er noch heimbrachte, von den Strapatzen und Kämpfen des Feldzugs zum Tode erschöpft und erlagen bald massenweise dem Nerventyphus, welcher in der Regel so übermäßigen Anstrengungen folgt. Die letzte große Heeresrüstung, die Frankreich aufzubringen vermocht, war verloren; der Imperator kehrte heim in ähnlicher Verfassung, wie vergangenen Jahres aus Rußland. Und diesmal trat ihm das Verderben näher an den Sitz seiner Macht. Mit seinem Rückzug über den Rhein mußte er noch ein anderes Heer verloren geben, die 170,000 Mann, nebst zahlreichem Geschütz und unermeßlichem Kriegsbedarf, welche zerstreut in den Festungen Deutschlands und Polens lagen und jetzt von jedem Entsatz abgeschnitten waren. Sie fielen mehr oder weniger rasch in die Gewalt der Verbündeten. Zuerst (11. November) ergab sich St. Cyr in Dresden mit 35,500 Mann; Stettin mit 12,000 fiel am 22ten; nach monatelangem tapferm Widerstande kapitulirte auch Rapp in Danzig mit 28,000 Mann und 1300 Geschützen (29. Dezember). Hier erwarb sich Graf L. Dohna, Befehlshaber der Preußen in dem russisch-preußischen Belagerungskorps vor letztgenannter Festung, das große Verdienst, die Russen, die schon im Begriff waren, Danzig im Namen Alexanders zu besetzen, daran verhindert zu haben. Er kam ihnen mit seinen Landwehren rasch zuvor und rettete so die hochwichtige Stadt, die sonst schwerlich im Guten nachher wäre herausgegeben worden. Bald darauf, am 12. Januar 1814, wurde Wittenberg von Tauentzien erstürmt. Die anderen Plätze hielten sich zum Theil noch bis zum Frühjahr.

Rascher stürzte das schmachvolle Gebäude des Rheinbundes über den Haufen; aber nicht zu dem Ende, welches die Deutschgesinnten ersehnten. Oesterreich sorgte

dafür, daß die Rheinbundsdespoten, wenigstens die größeren, ihrer verdienten Züchtigung entgingen. Es schloß mit Würtemberg, Hessendarmstadt, Baden ähnliche Verträge wie den rieder und rettete diesen Staaten die Suveränetät.

Mit Trauer sahen die deutschen Patrioten, wie ihr Traum von einem einigen deutschen Reiche verflog. Vergebens bemühte sich Stein diese unglückliche Wendung der Dinge aufzuhalten. Der Zar, der seit dem 5. November in Frankfurt residirte und sich hier in der Rolle eines Protektors von Deutschland sehr gefiel, unterstützte vielmehr Metternichs Politik, theils weil er mit einigen der rheinbündischen Dynasten verwandt war und auch ferner die deutsche Kleinstaaterei zu ehelicher Versorgung russischer Großfürsten und Großfürstinnen benutzen wollte, theils und hauptsächlich, weil ein großes starkes einiges deutsches Reich dem russischen Einfluß nicht offen gelegen hätte, und er gedachte, womöglich das Erbe Napoleons anzutreten, gewissermaßen „den europäischen Herrgott" zu spielen. Unter diesen Umständen verstand es sich von selbst, daß die von Napoleon verjagten Dynasten nicht nur in ihre Länder zurückgeführt wurden, sondern auch die Suveränetät erhielten. Die deutschen Emigranten kehrten nun zurück; sie brachten den alten Zopf, die ganze Verrottung der Zustände des vorigen Jahrhunderts wieder mit. Noch schlimmere Erfahrungen machten die Sieger an den rheinbündischen Fürsten, die sie begnadigt. Diese thaten alles, sich ihren Verpflichtungen, z. B. der ihnen in Frankfurt auferlegten Stellung von 145,000 Mann Hülfstruppen, zu entziehen. Sie bereiteten der am 21. Oktober unter Steins Vorsitz zur Verwaltung Westfalens, Sachsens und anderer eroberter Gebiete, sowie zur Beaufsichtigung der deutschen Rüstungen eingesetzten „Zentralverwaltung" alle möglichen Hindernisse. „Was diese Leute, sagte Stein von ihnen, ihrem Meister Napoleon nie versagt hätten, das verweigern sie der Erhaltung Deutschlands." Stein empfand hier, besonders beim Bewaffnungsgeschäft, was das ungefähr bedeuten möchte, über deutsche Suveräne deutscher Kaiser zu sein. Ja selbst der Zentralisirung des Lazarethwesens widersetzten sich die Könige von Baiern und Würtemberg und ließen Kranke und Sterbende der verbündeten Truppen auf den Straßen liegen oder schmälerten ihnen doch die schuldige Hülfleistung. Uebrigens waren diese und andere Fürsten des südwestlichen Deutschlands, namentlich der Würtemberger bereit, wenn das Blatt sich wendete, sofort wieder zu Napoleon abzufallen.[45a)]

Kurz Napoleon war verjagt, aber die Kleinstaaterei mit alten und neuen Mißbräuchen, der angestammten oder napoleonischen Tyrannei, hatte man bewahrt und gar suverän gemacht; wie Göthe es ausdrückte: „den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben." Es rächte sich jetzt an der deutschen Nation, daß sie, als Preußen im Frühling aufstand, nicht spaniergleich sich ebenfalls erhoben, sondern mit deutscher Geduld still gesessen und ihre Fürsten hatte weiter schalten lassen. Denn da sie zum großen Werk der Befreiung nichts gethan, vielmehr bis zuletzt gegen ihre Befreier gestritten hatte, so durfte sie auch nicht beanspruchen, daß man sie nunmehr als ein politisch reifes und mündiges Volk behandelte und ihr ein besseres Los zuertheilte, als sie zu verdienen schien, und es war nunmehr nicht zu verwundern, daß die Sieger Deutschland nicht nach deutschen, sondern nach ihren eigenen Interessen, d. h. nach russischen, preußischen, österreichischen gestalteten. Oder konnte Preußen, der einzige rein deutsche Staat in der

Koalition, selbst wenn es gewollt hätte, die Verheißungen des kalischer Manifestes erfüllen, nachdem deren Bedingung, der Aufstand der rheinbündischen Deutschen, so gar nicht eingetreten war? Die Wahrheit ist, es gab in den Kabinetten Deutschlands nur darum so wenig Deutschheit, weil in den Massen der Bevölkerung eben auch gar wenig davon vorhanden war.

Wie stands denn in der Wirklichkeit um die deutsche Begeisterung oder gar um die deutschen Thaten der durch Preußen, Rußland und Oesterreich nunmehr befreiten Deutschen? Bis zuletzt, bis Napoleon bereits die Partie verloren, hatten die Rheinbündischen bei ihm ausgehalten, und was die dem französischen Reich einverleibten deutschen Länder betrifft, so fanden die Sieger, als sie nun von der Elbe und Saale nach dem Rhein zogen, eine Begeisterung für die wiedererrungene deutsche Freiheit nur in den ehemals preußischen Provinzen, während die anderen Gebiete eher Gleichgültigkeit als Theilnahme zeigten. Man forderte überall zur allgemeinen Volksbewaffnung auf, aber während die ehemaligen Preußen freudig zu den Waffen griffen, schlug man z. B. in Hannover den Weg der Werbung ein. „In der That", ruft der geborne Hannoveraner, der dies erzählt, aus, „man konnte stolz sein, ein Preuße zu heißen.[46]" Zu tief steckte der Partikularismus den Deutschen im Blut, als daß ihn die sieben Jahre der Mißhandlung, der Fremdherrschaft hätten ausrotten können. Indessen er war doch erschüttert worden, und man durfte hoffen, daß die Großthaten dieses Krieges dem wieder erwachenden Nationalbewußtsein für alle Zukunft einen wirksamen Sporn gegeben haben würden. Und blieben auch viele einheimische Uebelstände, immer war doch die Vertreibung der Franzosen an sich schon ein hohes Glück, und auch die rheinbündischen Deutschen hatten daher Grund genug, den 18. Oktober, als „Allerdeutschentag" alljährlich zu feiern. Noch mehr Grund hatten sie, sich wenigstens an der Fortsetzung des Krieges eifrig zu betheiligen. Zwar ob überhaupt der Krieg fortzusetzen sei, darüber war man noch nicht einig. Vielmehr war, mit Ausnahme der Preußen, „bei denen", wie Thiers es nennt, „eine Art von nationaler Wuth herrschte," der Wunsch nach Frieden selbst unter den Kriegsleuten aller Nationen allgemein,[47] und ihnen schloß sich Friedrich Wilhelms Adjutant von dem Knesebeck an, theils aus überkluger Vorsicht und hämorrhoidaler Schwarzseherei, theils aus politischen Gründen, um Preußens Kraft zu schonen.

Am wenigsten wollte Franz I. Napoleons Sturz, auf den, wie er fürchtete, neue Revolutionen folgen möchten; er bewirkte vielmehr, daß die Vertreter der Mächte in Frankfurt (am 9. November) zu einem Friedenskongreß zusammentraten und Frankreich einen Frieden anboten, den nicht bloß jeder gute Deutsche, sondern auch jeder Mann von gesundem Menschenverstand einen faulen Frieden nennen mußte: denn er ließ Frankreich das was es seine „natürlichen" Grenzen nannte, die Pyrenäen, die Alpen und — den Rhein! opferte also vom deutschen Lande das ganze linke Rheinufer auf. Zum Glück war Napoleon trotz der Erschöpfung seiner Kriegsmittel, trotz der Unzufriedenheit seines Volkes in seinem Hochmuth viel zu verstockt, um mit beiden Händen zuzugreifen. Nicht belehrt durch diesen furchtbaren Feldzug von 1813, in dem er zuletzt alles verloren, weil er alles 1812 Verlorene mit einem einzigen Schlage hatte wieder gewinnen wollen, beharrte er dabei, die Politik mit seinen Leidenschaften zu machen: aus hochmüthiger Verblendung, die Europas Herrschaft nicht aufgeben mochte, weit mehr

als aus bloßer Furcht, wenn er diese Bedingungen sofort annehme, seine Noth zu klar einzugestehen, und in der Hoffnung, die Verbündeten würden erst im nächsten Frühjahr angreifen, ihm also Zeit lassen zu neuen Rüstungen, zögerte er mit der Antwort.[47)] Er wollte wieder nur unterhandeln um Zeit zu gewinnen. Aber er täuschte sich, wie er sich bei den Verhandlungen zu Poischwitz und zu Prag getäuscht. Denn mittlerweile kam die Kriegspartei in Frankfurt wieder in die Höhe. Steins Rathschläge, welche der Eitelkeit des Zaren mit einem Triumpheinzug in Paris schmeichelten; Bülows Fortschritte in Holland, das er vor Ende Novembers ohne Mühe eroberte; die Erfolge, welche die österreichischen Waffen in Oberitalien, die britischen im südlichsten Frankreich gewannen; alles dieses, besonders aber die Leichtigkeit, mit der die Preußen, von den Holländern als Befreier aufgenommen, das ganze nördliche linke Rheinufer besetzten, bewog zuerst den Zaren, dann auch die anderen Monarchen auf die Volksstimme, wie sie sich im blücherschen Hauptquartier vernehmen ließ, zu hören und den Krieg sofort auch auf allen andern Punkten über den Rhein zu tragen. Am 2. Dezember erließen sie von Frankfurt ein Manifest, welches den Kriegsentschluß verkündete, freilich zugleich zu erkennen gab, es handle sich nicht mehr um einen Volkskrieg, sondern um einen Kabinetskrieg. Doch auch so nahmen die Völker es gern auf; wenn es nur überhaupt wieder vorwärts ging gegen den Verderber, den sie so ingrimmig haßten.

Der Feldzug von 1814.

1813, das schmerz- und freudenthränenreiche Jahr verklang; kaum war der zwölfte Schlag der Stadtuhr in Kaub am Rhein verhallt, da blinkten durch alle Gassen des Städtchens gewaffnete Kriegerscharen, schweigend zogen sie durch die sternhelle kalte Neujahrsnacht hinab an den Strand; still wurden Kähne zusammengebracht, und hinüber ging es (früh halb 3 Uhr) rasch über den Rhein. Kaum ans Ufer gesprungen, grüßten sie mit lautem Hurrah das linke Rheinland und den Feind, der es besetzt hielt. Es waren 200 Mann brandenburger Füsiliere der Brigade Hünerbein vom Korps York, die zuerst in das deutsche Land jenseits des Stroms gelangten. Schon ging auch der Feldmarschall selber hinüber mit der Masse des yorkschen Korps und einem Theil von Langerons Russen. Der überraschte Feind wich hastig zurück. In derselben Nacht erzwangen die übrigen Korps der schlesischen Armee, Sacken bei Mannheim, St. Priest bei Lahnstein und Koblenz den Uebergang. Ein fröhlicher Neujahrsmorgen für die befreiten Rheinländer, ein schöner Lohn für die Helden von der Katzbach, von Wartenburg und Möckern. Ohne sich lange bei den Moselfestungen aufzuhalten, drang Blücher südwärts in Lothringen ein, war am 18. in Nancy, am 27 in Brienne an der Aube; die Franzosen wichen überall in der Richtung auf Chalons zurück. So weit war der alte Vorwärts gekommen. Es fragte sich nun, ob die andern nachfolgen würden. Nach dem Beschluß des großen Hauptquartiers geschah der Einmarsch in Frankreich so, daß als linker Flügel die früher „böhmische", jetzt sogenannte „Hauptarmee" (190,672 Mann, darunter 97,000 Oesterreicher, 44,500 Russen, 6500 Preußen, 42,500 Baiern, Würtemberger, Badener) durch die Schweiz und das Elsaß nach Burgund, als rechter

Flügel Bülow durch Holland vorrücken, das schlesische Heer aber (84,279 Russen und Preußen) im Zentrum, auf dem geraden und kürzesten Wege ins Herz von Frankreich eindringen sollte. Die letztere Armee hatte also die schwierigste Aufgabe; das war ein Glück, denn Blücher führte sie. Aber vergebens wartete er in Brienne auf die „Haupt-Armee", mit der er sich an der Aube vereinigen sollte. Schwarzenberg blieb unthätig in Langres, wo er am 18. eingetroffen war; er meinte „er werde nicht so unsinnig sein, mit der ganzen Armee à la Blücher vorzuprellen." Das hatte seine besonderen Gründe. In der Gefahr allein lag es nicht, denn standen auch die acht Hunderttausende, mit denen das große Hauptquartier Frankreich anzugreifen beschlossen hatte, zumal die Truppen der deutschen Klein- und Mittelstaaten, die jetzt mitfochten, größeren Theils auf dem Papier als im Felde, dennoch waren die Verbündeten dem Gegner an Streitkräften sehr überlegen: sie führten 275,000 Mann nach Frankreich hinein, das Napoleon augenblicklich nur mit 71,000 Streitern beschützen konnte. Andere 80,000 standen ihm noch im Lande zerstreut; seine Rüstungen waren noch ganz unfertig. Aber die österreichische Politik hängte sich wieder als Hemmschuh an die Bewegungen der Heere, sie wollte den Krieg nicht bis zum Aeußersten, nicht bis Paris treiben; die anderen Diplomaten, die österreichischen Feldherrn und Knesebeck stimmten aus Ueberschätzung der Streitkräfte Napoleons ihr bei; vergebens verfocht Gneisenau den Grundsatz, man müsse die Festungen liegen lassen und auf die Hauptstadt losgehen, den Feldzug mit einem Schlage beendigen. Man hörte nicht auf ihn; erst als der Zar drohte, nöthigenfalls allein mit Blücher vorzugehen, gaben die Oesterreicher nach, und die Haupt-Armee kam, nachdem sie acht Tage auf dem Plateau von Langres gelegen, langsam wieder in Bewegung. Unterdessen war Napoleon in Chalons angelangt. Er warf sich zunächst auf Blücher, fiel ihm, durch den Wald von Der hervorbrechend, in die Flanke und stand plötzlich vor Brienne. Am 29. Januar gabs hier ein hitziges Treffen; Napoleon mit den Korps von Victor und Ney griff energisch an, Blücher mit den russischen Korps von Sacken und Pahlen schlug ihn ebenso energisch zurück. Die Franzosen gewannen das Schloß, die Russen behaupteten die Stadt. Beide Theile ließen am Abend erschöpft von einander ab, und Blücher zog sich dann näher an die Verstärkungen zurück, die jetzt vom böhmischen Heere kamen. Bei Trannes, drei Stunden von Brienne, vereinigte er sich mit Schwarzenberg; und da die verbündete Macht nun dem Gegner mehr als doppelt überlegen war — 85,000 Mann gegen 40,000 — so war auch Schwarzenberg der Meinung eine Schlacht zu liefern; den Oberbefehl dabei überließ derselbe auf Alexanders Wunsch an Blücher. Sofort am 1. Februar griff dieser an. Napoleon stand noch bei dem Dorfe La Rothière zwischen Brienne und Trannes, zu seiner Rechten Gerard, in der Mitte Victor, links Marmont, im Hintertreffen Ney. Gegen das Dorf, den Schlüssel der Stellung, rückte nun als Zentrum der Verbündeten das sackensche Korps, dem links Gyulai, rechts der Kronprinz von Würtemberg und Wrede sich anschlossen. Um Mittag, unter dichtem Schneegestöber, begann die Schlacht; in kräftigem Andrang warfen die Russen bald den Feind aus dem Dorfe hinaus und behaupteten es. Länger hielt er sich auf den Flügeln; Gyulai mit seinen Oesterreichern gewann keinen Boden; und die Würtemberger und Baiern des rechten Flügels konnten doch erst gegen Abend den Sieg auf ihre Seite ziehen.

Aber das Gesammtresultat war Napoleons entschiedene Niederlage; unter dem Schutze der Dunkelheit zogen sich seine Truppen in Verwirrung auf Brienne zurück; 2400 Mann nebst 73 Kanonen fielen den Siegern in die Hände. Der Verlust an Todten und Verwundeten betrug auf jeder Seite etwa 4000 Mann. Benutzten die Verbündeten den Sieg, so zertrümmerte ein letzter kräftiger Stoß den Ueberrest der napoleonischen Macht, und der Besetzung der Hauptstadt stand nichts mehr im Wege. Aber das große Hauptquartier wollte diesen Stoß nicht führen, ließ den Gegner wieder zu Kräften kommen, aus den bekannten Gründen. „Wihr guht gesinnten (schrieb Blücher damals an Vincke) wollen schlagen, aber die Deplomatiker haben hundert andere Projecte; soll die Sache guht führ die Menschheit werden, so müssen wihr nach Paris. Dohrt können unsere Monarchen einen guhten Frieden schließen, ich darf sagen diktiren. Der Tirau hat alle Hauptstädte besucht, geplündert und bestohlen; wihr wollen uns sowas nicht schuldig machen, aber unsre Ehre fordert das Vergeltungsrecht, ihm in seinem neste zu besuchen." Allein diese Meinung fand nicht einmal bei Knesebeck, geschweige denn bei Schwarzenberg Billigung; nur Alexander vertrat sie und bewirkte wenigstens, daß man die beiden Heere wieder trennte; Blücher durfte nach der Marne ziehen, um dort die Korps von York, Kleist und Langeron aufzunehmen. Schwarzenberg blieb an der Aube. So spaltete man seine Kraft und gestattete dem Feinde, die Getrennten einzeln anzufallen.

Auf Chalons, wohin Blücher jetzt aufbrach, marschirte zur selben Zeit York ihm entgegen. Halbwegs zwischen Vitry und Chalons beim Dorfe La Chaussée stieß er auf einen Streithaufen von 5 bis 6000 Mann, meist Reiterei, den Marschall Macdonald den Kaiser zuführen wollte. Morgens am 3. Februar ließ York ihn durch die Vorhut angreifen. Es waren die Generale Katzeler und Jürgaß, die mit einigen 20 Schwadronen Linien- und Landwehrreiterei den Auftrag vollzogen. Es dämmerte noch, da galoppirte die Spitze des preußischen Vordertreffens — 6 Schwadronen brandenburgischer Husaren und Ulanen — die Höhe von la Chaussee hinan; oben angelangt, sahen sie dicht vor sich den Feind, zwei Kürassierregimenter und ein Chasseurregiment, dahinter eine Batterie. Augenblicks fielen sie wie eine Windsbraut über die Franzosen her; auf sechs Schritt Entfernung wurde gefeuert. Aber die Kürassiere lagen mit ihren langen Pallaschen in Stichparade so ruhig wie auf dem Fechtboden. Doch nicht lange; kräftige märkische Säbelhiebe in die Gesichter warfen sie bald in die Flucht. Eben so wenig hielten die Franzosen links Stand, wo ostpreußische Nationalkavallerie und mecklenburger Husaren angriffen. Nun warf sich auch zur Rechten Graf Henckel mit den lithauischen Dragonern und 5 Landwehrschwadronen auf die Truppen, die ihm gegenüberstanden, polnische Lanciers, jagte sie vor sich her bis hinter La Chaussée, und dort mit Jürgaß vereint, half er den Rückzug des Feindes in eine unordentliche Flucht verwandeln; erst der rasch hereindunkelnde Abend hemmte die Verfolgung, und die Franzosen zogen sich unter dem Schutz herangekommener Verstärkungen nach Chalons zurück. „In diesem glänzenden Gefecht hatte eigentlich Niemand kommandirt, und doch gings vom ersten Augenblick an so in Ordnung, so gut und fröhlich von Statten wie selten eines."[48] Am andern Tage räumte Macdonald Chalons, York zog ein und nun konnte er sich ungehindert mit Blücher vereinigen, der sich mittlerweile von Süden her genähert hatte.

Nachdem die Yorkschen einen Tag in und bei Chalons gerastet — sie stärkten sich hier in der Nacht vom 5. zum 6. mit 57,000 Flaschen Champagner, den sie für Weißbier tranken — ging es weiter an der Marne hinab. Denn der alte Vorwärts, der auch Kleist und Kapczewitsch an sich gezogen und im Ganzen jetzt 56,000 Mann bei sich hatte, wollte ohne Säumen nach Paris. Diesmal rannte er aber zu hastig vor, und das schlesische Heer erlitt nun zum ersten Male beträchtliche Unfälle.

Die Schuld lag zum Theil an Blücher selbst, denn er unterschätzte den Gegner und hielt seine Streitkräfte zu weit auseinander, zum größeren an York, der die Befehle des Feldmarschalls, als dieser seinen Fehler verbessern wollte, nur unvollkommen ausführte, zum weitaus größten aber an Schwarzenberg, dessen Unterlassungssünden jenen Fehler erst zu einem verderblichen machten. Man war übereingekommen, die Hauptarmee solle, um Blücher nöthigenfalls zu unterstützen, ebenfalls vorgehen und die Verbindung beider Heere durch Wittgensteins Korps herstellen. Geschah dies, worauf Blücher rechnete, so hatte er von Napoleons Strategie wenig zu befahren. Aber Schwarzenberg that weder das eine noch das andere. Franz I. hatte ihm durch eigenes Reskript den geheimen Befehl gegeben, nicht auf das rechte Seineufer, nicht über die Linie von Pont-sur-Seine, Nogent und Montereau hinaus zu gehen.[48a] Es liegt sogar der Verdacht nahe, daß Napoleon, immer mit der österreichischen Diplomatie unter der Hand im Verkehr, um diesen Befehl wußte; aber auch an und für sich schon war jene Weisung von Seiten Oesterreichs ein Akt der Treulosigkeit, zumal da die schwarzenbergsche Armee theilweise aus preußisch-russischen Truppen bestand. Kaiser Franz hielt also diese ab, ihren Brüdern, der schlesischen Armee, beizuspringen. Schwarzenberg, Hofmann wie er war, befolgte den verrätherischen Befehl, der übrigens seiner Aengstlichkeit ganz entsprach. Gern suchte er für denselben strategische Gründe, wie die gefundenen hinwieder Wasser auf die Mühle der österreichischen Friedenspolitik waren. Er blieb also unthätig im Süden der Seine stehen, ließ zwischen dem schlesischen Heere und dem seinigen einen weiten Zwischenraum. Natürlich benutzte Napoleon die Gunst der Umstände, schob sich blitzschnell in die Lücke, schwenkte in Gewaltmärschen mit dem Kern seiner Streitmacht, etwa 40,000 Mann links ab von der Aube nach der Marne, drängte sich zwischen die Abtheilungen des schlesischen Heeres, die in weiten Zwischenräumen an diesem Flusse hinzogen, fiel sie einzeln mit Uebermacht an und brachte jeder eine Schlappe bei. Sein erster Stoß traf die schwächste Stelle, Olsuwief, der mit 4000 Russen bei Champaubert stand und am 10ten unvermuthet sich überfallen sah; nach tapferstem Widerstande wurde diese Schar zersprengt, kaum die Hälfte rettete sich zum Feldmarschall. Am folgenden Tage wär es dem Sackenschen Korps bei Montmirail beinahe ebenso ergangen; von Napoleon bestürmt, hielt sich die zähe Tapferkeit der Russen nur noch mühsam aufrecht, als endlich gegen Abend York mit zwei seiner Brigaden zu Hülfe kam. In einem heißen nächtlichen Kampf gelang es den Preußen wenigstens den Rückzug nach Chateau-Thierry zu sichern. Doch kostete dieser Tag den Russen 2800 Mann und 13 Geschütze, den Preußen 800 Mann. Größerer Verlust drohte noch bei Chateau-Thierry, wo man die Marne überschreiten mußte. Am 12ten griff Napoleon hier mit gewohnter Energie an. Es bedurfte der ganzen kaltblütigen Tapferkeit der Yorkschen, um den übermäch-

tigen Feind abzuwehren und den Uebergang glücklich zu bewerkstelligen. Doch büßten die Verbündeten in diesem hartnäckigen und blutigen Gefechte abermals 3000 Mann an Todten und Verwundeten ein. Napoleon zog nun rasch Marmont herbei und stürzte sich auf Blücher selbst, der, von diesen Vorgängen schlecht unterrichtet, mit 15,000 Preußen und Russen sorglos über Etoges heranzog. Morgens am 14ten erreichte seine Vorhut unter Zieten das Dorf Vauchamps, da fuhr plötzlich von den Höhen hinter dem Dorfe, wo er gelauert, Napoleon wie der Blitz auf die Ueberraschten hernieder, warf Zieten nach hartnäckigem Widerstande aus Vauchamps auf das verbündete Zentrum zurück; es blieb Blücher nichts übrig, als vor der zwei bis dreifachen Uebermacht zu weichen. Der Rückzug war aber leichter beschlossen als ausgeführt. Denn das Heer hatte stundenlang durch eine offene Gegend zu ziehen, ehe es den schützenden Wald bei Etoges erreichte. In Vierecken geschlossen, Schritt vor Schritt fechtend, gelang es indeß; die unerschütterliche Bravour der Truppen, vornehmlich der Preußen unter Kleist, und der russischen Artillerie, hatte man es zu danken. Dennoch verlor Blücher dabei an 6000 Mann und 16 Kanonen. Die Lage des schlesischen Heeres war schlimm genug; nicht nur hatte es ein Viertel seiner Streitmacht eingebüßt, es litt auch von den Beschwerden des Winterfeldzugs. Diese waren ganz entsetzlich; — Märsche auf grundlosen Kothwegen, Beiwachten unter Regen, Schnee und Eis, schlechte Nahrung, Mangel am nothwendigsten Unterhalt. Da es eine geordnete Verpflegung nicht gab, die allermeisten Ortsvorstände sich vielmehr weigerten, die nöthigen Bedürfnisse herzugeben, auch die Armuth des Landes so arg war wie der Schmutz, so mußte der hungernde, frierende Soldat sich selber Rath schaffen; über Nacht verschwanden ganze Dörfer, die man zur Feuerung abbrach. Das brachte natürlich die Bevölkerung auf, schon rottete sie sich hie und da zusammen und bereitete Widerstand, zumal jetzt, wo Napoleons Siege nicht nur seine Truppen wieder begeisterten, sondern auch beim Volke den Glauben an ihn neu belebten. Aber der Kaiser beging nun seinerseits einen Fehler und einen sehr großen. Weil er den alten Vorwärts überrascht und ihm einige Nackenschläge versetzt, bildete er sich nach seiner übermüthigen Art ein, dieser sei sammt seiner schlesischen Armee „ekrasirt“ und werde sobald nicht wieder kommen. Es war immer derselbe Fehler, der ihm schon so viel gekostet und der ihn bald ganz und für immer stürzen sollte: er begriff nie recht den Geist, der in den Preußen wider ihn focht, diese leidenschaftliche Energie, deren großartigster Ausdruck Blücher selbst war. Er schwenkte also wieder rechts ab und fuhr auf die Haupt-Armee los. Am 17ten war er an der Seine Schwarzenberg gegenüber. Den wichtigsten Uebergangspunkt bei Montereau hielt das Korps des Kronprinzen von Würtemberg besetzt. Am 18ten wurde es hier von Napoleon mit großer Uebermacht angefallen und geschlagen; es mußte sich mit einem Verlust von 4800 Mann über den Strom zurückziehen, doch hatte sein Widerstand den andern Abtheilungen des Hauptheeres Zeit verschafft, sich enger zusammenzuschließen. Napoleons Siegesfreude steigerte nun seinen Stolz zur Narrheit. In seiner Verblendung vereitelte er selbst die Bemühungen der österreichischen Diplomatie, welche unausgesetzt dahin strebte, ihm einen annehmbaren Frieden zu verschaffen. Auf ihren Betrieb war zu Chatillon am 5. Februar ein „Friedenskongreß“ zusammengetreten; die Bevollmächtigten waren:

Stadion für Oesterreich, Rasumowski für Rußland, W. von Humboldt für Preußen, Aberdeen für England, Caulaincourt für Frankreich. Die Bedingungen, welche das verbündete Europa bot, waren weder hart noch „unanständig", wie Thiers sie nennt, aber freilich für den französischen Hochmuth verletzend: man verlangte, Frankreich solle seine ganze Beute, die es 1792 gemacht, fahren lassen und sich mit den Grenzen dieses Jahres begnügen. Einen Augenblick schien es, als ob Napoleon zu Verstande gekommen sei; am 5. Februar, durch die Nachricht erschreckt, daß Blücher am rechten Marneufer in der Richtung nach Paris vordringe, gab er seinem Gesandten zu Chatillon die unbeschränkte Vollmacht jeden Frieden sofort abzuschließen. Aber der Schreck ging bald vorbei; die Erfolge, die er über die schlesische Armee errang, ließen ihn wieder fester als je an sein Glück glauben; er setzte das thörichte Vabanquespiel fort. Diese Bedingungen, die man ihm da biete, nannte er jetzt Beschimpfungen für ihn und für Frankreich; er könne sich höchstens zu den frankfurter herbeilassen. Uebrigens suchte er jetzt eine Schlacht und keine Unterhandlung. Aber in demselben Grade wie bei ihm der Hochmuth, wuchs bei der Friedenspartei des großen Hauptquartiers die Bangigkeit, und Franz I. sah sich nach einem Vorwande um, aus der Koalition auszutreten.[48b] Schwarzenberg, obwol doppelt so stark als der Feind, scheute sich ihm Stand zu halten, ordnete den Rückzug bis über die Aube an und beabsichtigte sogar, ihn bis zum Rhein fortzusetzen. Sieghoffend drang Napoleon nach, und Schwarzenberg suchte den furchtbaren Gegner dadurch abzuhalten, daß er ihm (23. Februar) einen Waffenstillstand vorschlug; er hoffte, die so gewonnene Zeit werde entweder den Frieden oder die Verstärkung der Hauptarmee herbeiführen. Napoleon schlug es höhnisch ab, und der Rückzug hätte die schwarzenbergische Armee, deren Hauptmasse — die Oesterreicher — schon sehr demoralisirt waren,[48c] ruinirt, ohne die Wendung, die dem Ganzen jetzt durch Blücher gegeben ward.

Er war es, der mit seinem Vorwärts auch diesmal den Krieg entschied. Schon am 16ten hatte er sein schlesisches Heer in Chalons wieder vereinigt, neu geordnet und durch eine Verstärkung von 10,000 Mann Russen fast auf die frühere Kriegsstärkte gebracht. Am 22. war er mit 53,000 Mann und 300 Kanonen in Méry an der Seine, um sich dort, wie verabredet worden, mit dem großen Heere zu vereinigen. Statt dessen traf ihn hier Schwarzenbergs Aufforderung, ebenfalls den Rückzug anzutreten. Da wendete sich Blücher auf Grolmanns Rath an den Zaren und an den König von Preußen und bat, ihn nach Vereinigung mit dem Korps von Bülow und von Wintzingerode allein auf Paris marschiren zu lassen. Die beiden Monarchen, einsichtiger und muthiger als die anderen Wortführer im großen Hauptquartier, ertheilten jene Ermächtigung (22. Februar). „Die Armee des Fürsten Schwarzenberg," schrieb Friedrich Wilhelm seinem Feldmarschall, „wird für jetzt ihre rückgängige Bewegung noch fortsetzen. Die Armee unter Ihrem Befehle hingegen ist bestimmt, die Offensive zu ergreifen Der Ausgang dieses Feldzugs liegt von nun an zunächst in ihrer Hand." Die schlesische Armee wurde so im Wesentlichen und der Bedeutung nach zur Hauptarmee erhoben, während die schwarzenbergische zu einer Nebenrolle herabsank. Blücher und die Seinen rechtfertigten dies Vertrauen in glänzendster Weise und zum gerechten Erstaunen des Feindes, der das plötzliche Wiedererscheinen des nach seiner Meinung ekrasirten schlesischen Heeres nicht begreifen konnte.

In sieben Tagen hatten sich die Preußen, wüthend über die erlittenen Schlappen, wieder gesammelt, zu einer starken Armee ergänzt und waren, so kampflustig wie je, wieder „à la tête des attaques.“ „So wahr ist es,“ sagt Thiers von dieser Leistung Blüchers, „daß im Kriege die Leidenschaft oft alle Wirkungen des Genies hat, weil sie dessen Kraft durch die des Willens ersetzt.“[49)]

In der Nacht vom 23. bis 24. Februar brach der alte Vorwärts von Méry auf, still und rasch nach der Marne, trieb Marmont und Mortier vor sich her, stand am 27. bei Meaux, wenige Meilen von Paris. Diese Nachricht war für Napoleon wie ein Blitz aus heiterm Himmel; sie schreckte ihn furchtbar aus seinen stolzen Siegesträumen. „Von diesem Heere,“ rief er, „droht Paris weit mehr Gefahr als von den andern; das ganze Schicksal des Krieges hat sich gewendet!“ Auf der Stelle ließ er von der böhmischen Armee ab und brach gegen die schlesische auf. Friedrich Wilhelm setzte es nun durch, daß Schwarzenberg mit dem Rückzuge inne hielt und den von Napoleon zurückgelassenen Marschällen Macdonald und Oudinot und ihren wenigen Streitkräften zur Schlacht Stand hielt, den 27. Februar bei Bar-sur-Aube. Das böhmische Heer gewann denn auch einen leichten Sieg, den sich hauptsächlich die russischen Truppen zuschreiben durften, und ging nun wenigstens wieder langsam bis Troyes vorwärts. Zugleich that die Diplomatie einen Schritt vorwärts, der viel bedeutender war. Am 1. März schlossen die vier Hauptmächte, Rußland, Preußen, England, Oesterreich, zu Chaumont einen Bund auf 20 Jahre, der das politische Gleichgewicht Europas sichern und von jedem Theilnehmer mit 150,000 Mann wider den gemeinsamen Feind verfochten werden sollte. An demselben Tage, wo Schwarzenberg in Troyes einzog, den 3. März, bog Blücher dem Kaiser, der bei La Ferté über die Marne auf ihn zukam, gewandt aus und zog sich nach Soissons an der Aisne hinauf, welches soeben in die Gewalt der Korps von Bülow und Wintzingerode fiel. Am 4ten vereinigte er sich hier mit jenen Truppen und hatte nun eine Macht von 103,800 Mann mit 500 Kanonen bei sich. Zum ersten Male nach langer Zeit schüttelten die Preußen vom ehemaligen Nordheer und die von der schlesischen Armee einander wieder die Hände. Welche Erlebnisse hatten sie mitzutheilen. Aber mit Schrecken sah man hier auch, wie furchtbar die preußische Streitkraft durch die zahllosen Gefechte und Märsche der letzten zehn Monde mitgenommen war. Zwar die Bülowschen sahen recht gut aus. Nachdem sie im November endlich von Bernadottes Oberbefehl erlöst worden, hatten sie mit leichter Mühe ganz Holland erobert, sich während des Winters hier trefflich herausgefüttert und waren ohne große Anstrengungen gemächlich durch Belgien über Laon die Aisne hinauf gezogen. Da trafen sie nun ihre Kameraden von York und von Kleist — hagere und zerlumpte, pulver- und wettergebräunte Gestalten, gelichtete Reihen; die „Wirkung der genialischen Kriegführung, die immer die Preußen vorschickt und Mann und Roß aufreibt“ brummte York. Indessen Napoleon ließ ihnen nicht viel Zeit zu Betrachtungen. Er mußte sich, koste es was es wolle, Blüchers entledigen. Er versuchte ihn rechts zu umgehen, in der Seite und im Rücken anzufallen. Er warf sich daher nach Rheims und schlug dort die Straße auf Laon ein. Ihn von dieser wichtigen Stadt abzuhalten, ihm eine vernichtende Niederlage beizubringen, das sollte der Zweck der Schlacht sein, zu welcher das blücherſche Hauptquartier nun alle Anordnungen traf: Bülow

besetzte Laon, Sacken und Langeron das steile Plateau zwischen dieser Stadt und Craonne, Wintzingerode umgeht mit der Reiterei rechts den Feind und fällt ihm in den Rücken, wenn er von der rheimser Straße links abbiegend gegen Craonne anrennt. Das war der Entwurf; durch Wintzingerodes Ungeschick, der nicht rechtzeitig, wo er sollte, eintraf, wurde er vereitelt, und die Russen bei Craonne (20,400 Mann) hatten allein die ganze Wucht des feindlichen Angriffs auszuhalten. Am 7. März erschien Napoleon (mit 30,000 Mann) vor dem Plateau; vorn überall steil abfallend, schien es nur durch Umgehung im Osten ersteigbar. Aber die Russen wehrten die wüthenden Angriffe des übermächtigen Gegners wahrhaft heroisch ab. Stundenlang wüthete die Schlacht; sie gehört zu den blutigsten des Feldzugs; — 4800 Russen, 8000 Franzosen todt oder verwundet, auf keiner Seite eine Trophäe; Napoleon am Abend auf dem Plateau, die Russen im geordneten Rückzug auf Laon, wo Blüchers Hauptmacht stand — das war ihr Ergebniß. Napoleon wähnte indeß wieder einmal, die schlesische Armee fliehe vor ihm, meinte daher Laon am andern Tage nur durch einen feindlichen Nachtrab noch besetzt zu finden und beschloß diesen zu verjagen.[50] In der Wirklichkeit war vielmehr die ganze schlesische Armee in dieser wichtigen Position und Willens ihrerseits anzugreifen.

Die alte Stadt Laon erhebt sich auf einem dreieckigen Spitzberge inmitten einer weiten Ebene, die von Wäldern und sumpfigen Niederungen durchschnitten wird; eine solche Niederung zieht sich neben der Straße von Rheims hin und trennte also Napoleons Heer, das aus Süden vorrückte, von Marmonts Korps, welches dem Kaiser von Rheims her zu Hülfe eilte. Die verbündete Streitmacht stand überdies in günstigster Stellung, Bülow in Laon selbst, daran gelehnt in der Ebene rechts Wintzingerode, links bis zum Dorf Athies hin Kleist und York; Sacken und Langeron bildeten hinter Laon die Reserve. Aber ein eigenthümlicher Umstand begünstigte den Kaiser: die Unsicherheit, die eben jetzt in der obersten Leitung des schlesischen Heeres eintrat: Blücher war erkrankt, konnte nicht führen, Gneisenau hatten die Bedenklichkeiten, welche außer York nun auch Bülow gegen seine Kriegführung aussprach, doch stutzig gemacht und zum ersten Male zeigte er sich nun, wo es galt energisch zu sein, zerstreut, verdrießlich und unschlüssig.[51] Er fing an zu zweifeln, ob es für Preußen vortheilhaft sei, wie bisher das Blut seiner Söhne für die gemeinsame Sache überreichlich hinzugeben, während die andern, zumal Oesterreich, das ihrige bei weitem mehr schonten und doch den Preußen noch gar keinen bestimmten Lohn zugesichert hatten.

Schon in der Nacht zum 9. begann Napoleon den Angriff auf die Stadt; aber Bülow warf ihn zurück. Der Morgen brach nebelig an; als um 11 Uhr der Nebel fiel, erkannte Napoleon seinen Irrthum, sah sich mit 46,000 Mann einer mehr als doppelten Anzahl gegenüber, in einer ungünstigen Stellung gegen eine starke. Indessen wiederholte er seine Anstrengungen, die doch gegen Bülows Infanterie nichts ausrichteten. Gegen Mittag ging Bülow seinerseits vor, Wintzingerode sekundirte; weil aber Blücher fehlte und die Unterfeldherren nicht recht wußten, was geschehen solle und könne, so gab das Gefecht kein Ergebniß; am Abend bivuakirten beide Heere auf dem Schlachtfelde. Marmont war indeß auf der rheimser Straße bis zum Dorfe Athies bei Laon gekommen und lagerte hier den Preußen von York und Kleist dicht gegenüber; beide Theile waren etwa

gleich stark, etwa 20,000 Mann. York beschloß einen nächtlichen Ueberfall. In geschlossenen Kolonnen mit lautloser Stille rückten die Preußen (8 Uhr Abends) an. „Gott" hieß die Parole, „Friedrich" die Losung. Man traf den Feind ganz unvorbereitet. Rasch trieb ihn Prinz Wilhelm, der die Vorhut führte, aus dem Dorfe, drang auf die fichtenbewachsene Höhe nach, wo die Flüchtigen sich setzten. „Plötzlich erklangen alle Flügelhörner, alle Feldmusik, der Sturmmarsch aller Bataillone, Hurrah auf Hurrah, Siegesgeschrei; nach kurzer Gegenwehr nahm der Feind Reißaus." Zu derselben Zeit erstürmte Horn auf der rheimser Chaussee die Batterien, während Kleist zur Rechten im Sturmschritt in den Feind drang. „Und schon rasselten und schmetterten auf dem linken Flügel die preußischen Schwadronen heran," die schwarzen und brandenburger Husaren voran durch die dunkle Nacht, wo man den Gegner immer bis auf wenige Schritt erkunden mußte, und wie ein Wirbelwind über die französischen Haufen hin. Den Brandenburgern zur Seite flogen die Lithauer; auch sie zuerst in lautloser Stille; „nur das Klappern der Bügel und Säbelscheiden hörte man." Da fiel vorn ein Schuß, rasselte schweres Geschütz. „Nun ist es Zeit! nun drauf alte Lithauer, alles nieder!" rief General Jürgaß. Mit Hurrah ward alles niedergeritten, Kürassiere und Artilleristen, die Flüchtigen umringt, den Hornschen wieder entgegen getrieben. Ein wirres Getümmel: „Unaufhaltsam im Vordringen wurden die preußischen Bataillone durch das Schlagen aller Tambours und die Signale der Hornisten stets zusammen und das Ganze in Verbindung gehalten. Gleich aufgescheuchten Schwärmen von Vögeln ließen sich die Franzosen auf ihrem eilfertigen Rückzuge von Zeit zu Zeit nieder, da denn der herannahende Sturmschritt und Hörnerschall sie wieder aufscheuchte." [52] Bis Fétieux ward Marmont verfolgt, sein ganzes Korps war binnen drei Stunden aufgelöst worden und floh nun hinter die Aisne; es hatte 1500 Mann an Todten und Verwundeten, 2500 an Gefangenen, 45 Kanonen und 131 gefüllte Munitionswagen verloren. Die Freude der Sieger war groß. Aber das Hauptquartier benutzte nicht diesen wundervollen Sieg, der sonst alles entschieden hätte. Am 10. war Blüchers Krankheit in einer heftigen Augenentzündung ausgebrochen, und Gneisenau wagte es nicht, einen allgemeinen Angriff auf eigene Hand anzuordnen; so konnte der Kaiser am Nachmittage ruhig seinen Rückzug nach Soissons bewerkstelligen. York war vor Zorn außer sich; er wollte schon sein Kommando niederlegen; Blücher, der sich wieder einigermaßen erholt hatte, besänftigte ihn nur mit Mühe. „Allter Waffengefehrte, schrieb er ihm am 12., verlassen sie die armeh nicht, da wir an fihl sind, ich bin sehr krank und gehe sellbst so ballde der kampff vollendet."

Der Vernichtung entgangen, aber mit einem Gesammtverlust von 17,000 Mann zog der Kaiser wieder über die Aisne zurück und wandte sich nach der Aube, um zu versuchen, ob ihm ein Streich gegen die böhmische Armee besser gelingen werde. Bei **Arcis sur Aube** traf er sie in doppelter Stärke gelagert; gleichwol griff er Mittags am 20. März unerschrocken an. Aber alle Tapferkeit seiner Truppen half ihm nichts gegen die Uebermacht, die sich bis zum Abend durch Zuzüge auf das Dreifache (90,000 gegen 30,000) erhöhte. Er wurde zurückgeschlagen und trat den Rückzug nach Vitry an. Abermals hatte er 5000 Mann nutzlos geopfert, und auch hier hätte er vernichtet werden müssen, wenn

der Gegner seinen Sieg benutzt und kräftig verfolgt hätte; aber Schwarzenberg that dies ebensowenig wie kurz vorher Gneisenau.

Dennoch standen die Dinge für den Kaiser sehr übel. Am 18. hatten die Verbündeten den Friedenskongreß zu Chatillon für geschlossen erklärt, weil Napoleon durchaus die Rheinlinie behalten wollte, und Oesterreich ergab sich in den Gedanken, den Starrsinnigen der Wuth der Preußen, dem Uebermuth der Russen zu überlassen. Man konnte ihn nun als einen verlorenen Mann betrachten; immer enger wie ein riesiger Polyp umschloß ihn die Streitmacht der Koalition. Schon hatte er die Ostprovinzen verloren, auch im Süden fiel sein Kaiserthum zu Boden. Dort drängten die Engländer unter Wellington den Marschall Soult vom Adour, von der Gironde fort und zogen in Bordeaux ein (12. März); unter ihrem Schutze bearbeiteten die Anhänger der Bourbons das kriegsmüde Volk. Hier und in der Provence fanden sie für ihre Bestrebungen den fruchtbarsten Boden, denn man liebte zwar nicht die Bourbonen, aber man haßte den Kaiser als den Urheber von Frankreichs Leiden. Und hinter ihm, in der Hauptstadt war ihm die öffentliche Meinung fast ebenso entschieden feind. Alles dieses schreckte den eisenfesten Mann nicht. Er beschloß vielmehr ein neues Wagniß: mit seiner Hauptmacht nach Lothringen zu marschiren, den Krieg nach Osten, in den Rücken der Verbündeten zu spielen, ihn dort mit Hülfe des Landvolks zu einem Volkskriege zu machen, und vor allem die Besatzungen der Mosel-, Maas- und Rheinfestungen an sich zu ziehen. Aber er verrechnete sich; das große Hauptquartier ward eben jetzt von dem lähmenden Einflusse des Kaisers Franz und Metternichs, die übrigens Napoleons Sache als eines unrettbar Verblendeten jetzt endlich selbst aufgaben, befreit; auf Schwarzenbergs Rath waren sie sammt den andern Diplomaten nach einem sicheren Platze, Dijon, abgereist. Eben kam auch Blücher mit der schlesischen Armee heran; zwischen Chalons und Arcis sur Aube geschah am 23. März die Vereinigung der beiden Heere. In der folgenden Nacht schickte Blücher einen aufgefangenen Brief des pariser Polizeimeisters ins große Hauptquartier; der Brief schilderte dem Kaiser Napoleon die bedenkliche und schutzlose Lage der Hauptstadt. Nun ward selbst Schwarzenberg für die Idee gewonnen, die zuerst bei den Preußen entstanden, dann auch von den Russen adoptirt, jetzt von allen als das einzig Richtige erkannt werden mußte: geraden Wegs auf Paris zu marschiren. Der Zar beschloß es, der König von Preußen stimmte zu, Schwarzenberg willigte ein;[52a)] man müsse sich von Napoleon nicht von Paris ab und zurück nach Osten ziehen lassen, sondern ungesäumt in das Zentrum der französischen Welt marschiren. Das war das Ergebniß einer Berathung am 24. Demnach sandte man Wintzingerode mit 8000 Reitern dem französischen Kaiser, der sich nach St. Dizier an der oberen Marne gewendet, nach, um diesen in der Täuschung zu erhalten, als ob ihm das ganze verbündete Heer folge. Die Massen der böhmischen und schlesischen Armee erhielten den Befehl: Vorwärts auf Paris! Sie vernahmen ihn mit Freude und Siegeszuversicht. Es waren 160,000 Mann, die nunmehr dem lange ersehnten Ziele zueilten. Eine solche Uebermacht konnte von dem kleinen Heer, welches Napoleon vor Paris zurückgelassen hatte, den beiden Korps von Marmont und Mortier, nicht aufgehalten werden. Als diese tapferen Marschälle es versuchten, wurden sie von der Vorhut der böhmischen Armee — bei Fère Champenoise (25. März) geworfen, und

am 29. März erreichte die breite Sturmfluth des verbündeten Heeres, 120,000 Mann, das Weichbild von Paris. Ein unnennbarer Schrecken bemächtigte sich des Tuilerienhofs; Josef Bonaparte, der Stellvertreter des Kaisers, eilte wenigstens dessen Gemahlin und Sohn in Sicherheit zu bringen; er schickte sie nach Blois. Marmont und Mortier unternahmen es mit ihrer geringen Streitmacht — alles in allem 26,500 Mann Linie, 154 Kanonen und 6000 Mann Nationalgarde — die Stadt aufs Aeußerste zu vertheidigen. Ein hoher und steiler Berg, der Montmartre, deckt im Norden, ein schluchtenreicher und mit Dörfern und ummauerten Gärten besäeter Höhenzug im Osten die Stadt; in dieser festen Stellung erwarteten die Marschälle den Feind. Am 30. griff derselbe an, Morgens die Dörfer Pantin und Romainville, die von Russen und preußischer Garde nach lebhaftem Widerstande erobert wurden; um Mittag den Montmartre, wo Blücher wieder der erste war. Einen grünen Augenschirm auf dem Kopfe fuhr er in einem Wagen unter seinen Sturmkolonnen, links Kleist und York, rechts Langeron, hinauf in das herabhagelnde Kanonenfeuer und eroberte den Berg, während die Korps von Horn und Woronzoff in die Vorstädte La Chapelle und La Villette eindrangen. Inzwischen hatte der Kronprinz von Würtemberg im Südosten der Stadt den Wald von Vincennes besetzt; die ganze verbündete Armee stand nun dicht unter den Mauern von Paris. Wollten die Marschälle die Stadt vor den Schrecken der Eroberung bewahren, so mußten sie sich gutwillig ins Unvermeidliche fügen. Sie kapitulirten: bis zum nächsten Morgen um sieben Uhr sollten sie die Stadt räumen, die sie der Großmuth der Sieger anempfahlen. Demnach wurde der Kampf gegen Abend eingestellt, der den Russen noch 6000, den Preußen 2000, dem Feinde 4000 Mann gekostet hatte. Da lag also unten die gewonnene Stadt, das moderne Babel, von wo seit zwanzig Jahren soviel Elend über Europa war ausgegossen worden, der Gnade der erzürnten Nationen preisgegeben. Die Preußen zumal sahen mit stolzer Freude das Werk, das zu Tauroggen begonnen, jetzt so herrlich vollendet; Paris zu ihren Füßen, — das schien ihnen für alles Blut und alle Mühsal der beste Lohn. Oberst Below von den Yorkschen ließ es sich denn auch nicht nehmen, mit seinen „alten Lithauern“ den ganzen Montmartre entlang zu reiten, ihnen Paris in aller Gemächlichkeit zu zeigen; „das habe er seinen Leuten schon in Tilsit versprochen, sagte er zu York, man wisse doch nicht, ob sie sonst Paris zu sehen bekämen.“ Und wirklich, am folgenden Tage als der Einzug der Verbündeten erfolgte, hieß es, nur die Garden dürften ihn verherrlichen. Die Heldenscharen Yorks und Kleist, die immer das Meiste gethan, mußten um die Barrieren herumziehen und außerhalb der Stadt Quartier nehmen. „Sehen schlecht aus, schmutzige Leute!“ hatte Friedrich Wilhelm III. geäußert, als ihm York am 29. sein glorreiches Armeekorps vorstellte. Freilich waren sie hager durch zahllose Strapazen und Gefechte und pulvergeschwärzt, auch ihre Uniformen hart mitgenommen in dem langen Heldenkampfe. Der Zopf der Zeit war also wieder obenauf.

Um zehn Uhr[52b)] Vormittags, Donnerstags am 31. März, zogen die beiden Monarchen von Rußland und Preußen triumphirend in Paris ein. Zuerst ritt ein preußisches Gardekavallerie-Regiment, dann kamen die russischen rothen Gardekosaken, danach der Zar, zu seiner Rechten der König von Preußen, zur Linken Schwarzenberg als Vertreter Oesterreichs; hinter ihnen Gneisenau, Barklay,

Prinz Eugen und der Kronprinz von Würtemberg, York, Kleist und die andern Generale (Blücher blieb wegen seines Augenleidens zurück), sodann die russischen und preußischen Gardetruppen. Aus allen Fenstern jubelte das leichtfertige pariser Volk dem prachtvollen Schauspiele zu.

Zu derselben Zeit erschöpfte sich Napoleons leidenschaftliche Natur in verzweifelten Rettungsplänen. Zu spät hatte er seinen Irrthum erkannt; als er am 27. in Vitry den Marsch der Verbündeten auf Paris erfuhr, war er einen Augenblick gesonnen, seinen Plan doch durchzuführen und sich lieber aus den Festungen des Ostens ein Heer zu holen als die Hauptstadt zu retten. Aber die Armee dachte anders. Er gab dem allgemeinen Schmerz um die Bedrängniß der Hauptstadt nach und brach dann mit äußerster Schnelligkeit dorthin auf; er kam zu spät; Paris war schon verloren. In Fontainebleau sammelte er am 31. die Reste seiner Streitmacht, noch einige 50,000 Mann. Er wollte noch einen letzten Kampf versuchen, die Soldaten waren dazu bereit, aber die Führer, Marmont voran, gaben seine Sache auf. Seine Feldherren wie seine Beamten und die Nation waren des ewigen Krieges müde. Es blieb ihm nichts übrig als um Frieden zu bitten, und er hätte jetzt wie Anfangs Februar einen jeden Frieden angenommen[52c)], der ihm nur den Thron ließ. Die Verbündeten gingen nicht darauf ein, und sie thaten unrecht daran. Denn wenn er wirklich (wie er ohne Zweifel beabsichtigte) den Frieden nur unterzeichnen wollte, um ihn bei Gelegenheit zu brechen, so konnte man ihn ja noch einmal besiegen, wie in der That geschehn ist. Aber auf immer unmöglich machte man den Napoleonismus nur, wenn man ihm die gloire nahm und den Despotismus ließ; wenn man den großen Kaiser nicht entthronte, aber tief demüthigte. Er wäre in den Augen seines Volks nicht ein unglücklicher Fürst, sondern ein entehrter Tyrann, gewesen; sie hätten ihn bald sammt seiner Dynastie auf Nimmerwiedersehen weggejagt, und den Fürsten wäre so das Schauspiel einer zweiten Auflage des Empire in unsern Tagen, den Völkern aber, deren man gegen Frankreichs Wandelungen länger bedurft, eine dreißigjährige Reaktion erspart geblieben. Indessen wer dachte damals so weit. Die Leidenschaften des erzürnten Europa forderten ihr Recht, und die Rache war auch für die Völker damals ein süßerer Lohn als jener politische Vortheil. Uebrigens erwogen die Führer nur die Gefährlichkeit des Mannes; der Zar erklärte dem Abgesandten Napoleons, letzterer könne unter keiner Bedingung an der Spitze Frankreichs bleiben, und dem Wunsche der Verbündeten entsprach gern die französische Beamtenschaft. Der Senat, sonst Napoleons gefügigste Kreatur, erklärte (2. April) den Kaiser für abgesetzt. Da alles Unterhandeln mit den Verbündeten ihm den Thron nicht rettete, so mußte Napoleon endlich (am 11. April) für sich und seine Erben auf seine Krone verzichten. Dafür ward ihm gestattet, sich als Suverän auf die Insel Elba zurückzuziehen; ein Jahrgehalt von zwei Millionen Francs, ein kleiner Hofstaat, einige hundert Gardisten, das war alles, was ihm dort von seiner Weltherrschaft blieb. Mit dem Grafen von Provence, nunmehrigem König von Frankreich, Ludwig XVIII., schlossen die Mächte dann den Friedensvertrag. In übel angewandter Großmuth und um die Bourbonen beliebt zu machen, ersparten sie der französischen Nation die verdiente Züchtigung; sie durfte die Grenzen behalten, die sie am 1. Januar 1792 inne gehabt, d. h. von Belgien, Deutschland, Italien doch noch einige

kleine Grenzstriche. Die andern Festsetzungen über die neue politische Ordnung der europäischen und deutschen Verhältnisse wurden einem Kongresse aller Mächte vorbehalten, der binnen zwei Monaten sich in Wien versammeln sollte. Dieser pariser Frieden (30. Mai 1814) konnte die deutschen Patrioten nicht befriedigen, denn er ließ Frankreich seinen alten Raub, die deutschen Länder Elsaß und Lothringen, und gab für die unermeßlichen Beschädigungen, welche es seit zwanzig Jahren den Nachbarstaaten zugefügt, keinen Ersatz. Aber er schmeichelte der Eitelkeit des Zaren, als ein unerhörtes Beispiel äußerster Großmuth nach so unerhörten Erfolgen. Das Zartgefühl ging bei ihm und nach seinem Wunsch bei den andern Verbündeten so weit, daß sie sorgsam suchten alles zu vermeiden, was die französische Nation verletzen konnte. Sogar die Kunstschätze, welche ihre Soldaten in den fremden Ländern schamlos geraubt hatten, durfte sie behalten. Nur die Victoria vom brandenburger Thore in Berlin nahmen die Preußen wieder mit.

Anfangs Juni verließen die Sieger die französische Hauptstadt. In den letzten Stunden seines pariser Aufenthalts (am 3. Juni) belohnte Friedrich Wilhelm seine Feldherren: Blücher ward Fürst von Wahlstatt (so hieß das Kloster auf der Wahlstatt an der Katzbach), York Graf von Wartenburg, Kleist Graf von Nollendorf, Bülow Graf von Dennewitz, Tauenzien Graf von Wittenberg; auch Gneisenau wurde in den Grafenstand erhoben; außerdem erhielten sie reiche Dotationen. Hardenberg, dessen diplomatische Verdienste freilich denen um die Reform des Staats bei weitem nicht gleichkamen, erhielt den Fürstenhut. Nur Stein und die Söhne Scharnhorsts erhielten keine Auszeichnung. Von Paris ging der Triumphzug der beiden Monarchen von Rußland und Preußen in Begleitung ihrer vornehmsten Würdenträger nach London. Das englische Volk empfing die Ueberwinder Napoleons natürlich mit ungeheuerm Jubel; aber es zeigte dabei den richtigen Instinkt, daß es den alten Marshal Forwards, der ja das offensive Prinzip der Invasion gewesen, als den eigentlichen Widernapoleon, als den Hauptsieger feierte. „Nie und nirgends ist ein Mann in der Heimat oder Fremde mit einer solchen bis zum wilden Fanatismus gehenden Begeisterung empfangen und mit solchen Huldigungen überschüttet, ja fast erdrückt worden, wie es der alte Vorwärts in England ward. Es grassirte dort ein wahres Blücherfieber." [53] In Deutschland, in Berlin zumal, ward er nicht minder geehrt. Er selbst aber hob es immer mit Nachdruck und Offenheit hervor, wie viel von seinem Ruhme auf Rechnung der andern, zumal Scharnhorsts und Gneisenaus, kommen müsse. Auch den heimkehrenden Truppen ward ein Antheil an den Ehren, die sie so reichlich verdient hatten. Freilich wie viele kehrten nimmer wieder! zum ewigen Angedenken stehen die Namen der gefallenen Helden auf Ehrentafeln in unsern Kirchen. Wer zurückkehrte von den preußischen Soldaten, erhielt zur Erinnerung eine eherne Denkmünze, aus dem Metall der eroberten Kanonen gegossen. Die treffendste Aufschrift aber auf diesen ganzen großen Krieg, die am deutlichsten den Geist bezeichnete, mit dem die Preußen ihn geführt, gab Blücher an, indem er bei einem Siegesmal zu Berlin den Toast ausbrachte: „Auf die glückliche Verbindung des Krieger- und Bürgerstandes vermittelst der Landwehr!"

Der wiener Kongreß.

Die ganze diplomatische, die vornehme, die geschäftliche und feine Welt war seit dem 1. November 1814 in Wien versammelt, ein europäischer Hochrath, dem an Wichtigkeit nur der weiland westfälische ähnlich, an Glanz und Pracht keine Versammlung auch nur von fern zu vergleichen ist. Fast alle Suveräne des Erdtheils waren hier persönlich oder durch Gesandte vertreten, dazu die zahllose Schar der Stände des ehemaligen römisch-deutschen Reiches; auch viele Privatleute, welche, in den Wirren und Stürmen der letzten zwanzig Jahre beschädigt, von diesem europäischen Gerichtshof Wiederherstellung und Ersatz erwarteten. Fast für jede Nation, für jeden Staat des Welttheils gab es hier eine brennende Frage zu erledigen; für kein Volk aber stand so Großes auf dem Spiel als für das deutsche. Es handelte sich ihm um die ganze Zukunft. Zwei Fragen waren es besonders, zwei Lebensfragen, die gelöst werden mußten: Wie soll die territoriale Gestaltung Deutschlands sein? Und welche Verfassung soll es haben? Die deutschen Vaterlandsfreunde durften wol verzweifeln, sei es daß sie auf die ungeheuren Schwierigkeiten der Aufgabe oder auf die Beschaffenheit und das Gebahren der Diplomaten sahen, welche vorzugsweise mit ihrer Lösung betraut waren. Ein Strudel von Vergnügungen schien die Zeit und Kraft des Hochraths zu verschlingen und was davon übrig blieb, ward mehr dem Ränkespiel als den Arbeiten einer weisen Staatskunst gewidmet. „Auf einem Ball," sagt Graf de la Garde, der diesen Kongreß beschrieben, „auf einem Ball wurden Königreiche vergrößert oder zerstückelt, bei einem Mittagsmal eine Schadloshaltung bewilligt, eine Verfassung auf der Jagd entworfen, und bisweilen brachte ein Bonmot, ein witziger Einfall eine Verhandlung zu Ende, einen Traktat zu Stande, den weder Konferenzen, noch Noten zum Abschluß geführt hatten." „Es ist jetzt", schrieb Stein, der jetzt einzig und allein in Preußens Erhebung und Vergrößerung die künftige Größe und Stärke Deutschlands sah, „es ist jetzt die Zeit der Kleinheiten, der mittelmäßigen Menschen. Alles das kommt wieder hervor und nimmt seine alte Stelle ein; und diejenigen, welche alles aufs Spiel gesetzt haben, werden vergessen und vernachlässigt." Er selbst wurde es; die Sache aber, die er vertrat, konnte nicht aufkommen, wo Metternich den Ton angab. Der Schlauheit und Durchtriebenheit dieses Staatsmanns kam die Natur der Dinge zu Hülfe: so lange es zwei deutsche Großmächte gab, war ein deutsches Reich schlechterdings ein Unding, und ohne ein deutsches Reich konnte es für das deutsche Volk keine Garantie verfassungsmäßiger Zustände geben. Nun war von den beiden deutschen Großmächten Preußen allein ein rein deutscher Staat und zugleich der Theil Deutschlands, welcher das Meiste zur Befreiung des Ganzen gethan hatte. Es war also offenbar berufen und befähigt, in Deutschland die erste Rolle zu spielen. Doch keine der anderen Mächte, am allerwenigsten Oesterreich, mochte dies zugeben; ihre Mißgunst war für die metternichsche Politik eine treffliche Gehülfin, um die preußischen Interessen ebenso wie die deutschen zu beeinträchtigen. Der alte, natürliche Bundesgenosse Preußens, England, trieb hier eine verkehrte, keine britische, sondern hannöversche Politik, und es hat unter den deutschen Diplomaten außer

Metternich keiner so wirksam für die Herstellung der deutschen Kleinstaaterei und die Benachtheiligung Preußens gewirkt, als der hannöversche, auf Englands Macht gestützte Gesandte Graf Münster, derselbe Münster, der einst lieber die Revolution als die Kleinstaaterei hatte verfechten wollen. Zu alledem kam als eine Hauptsache, daß kühne Thatkraft nicht zu Friedrich Wilhelms Eigenschaften gehörte, daß er glaubte nur durch die Unterstützung des Zaren erreichen zu können, was für Preußens erreichbar sei; und daß er als rechtlicher Mann dessen Freundschaftsversicherungen nicht bezweifelte, obwol man doch schon zu Tilsit gesehen hatte, wiewenig auf dieselben zu bauen war; daß mit einem Worte die preußischen Diplomaten auch jetzt nicht in der Lage waren es mit Metternichs Pfiffigkeit aufzunehmen. Denn wie schwer hatte es ihnen ihr eigener König gemacht. Er war durch alle Bitten Hardenbergs nicht zu bewegen gewesen, als in Paris die Sieger ihre Angelegenheiten verhandelten, auch seinerseits sich bestimmte Vortheile auszumachen und durch mündliche Besprechung mit seinen kaiserlichen Brüdern Alexander und Franz Preußens Entschädigung festzusetzen. Zu blöd und scheu, durch sein langes Unglück in sich zusammengedrückt, hatte er solche Besprechungen eher vermieden als gesucht und sich auch dort wieder nur mit einem leeren Papier allgemeiner Verheißungen abspeisen lassen. Seine Diplomaten und sein Staat mußten hernach dafür büßen.[53a] Unter diesen Umständen war es nicht zu verwundern, daß Preußen um den rechten Lohn seiner Anstrengungen gebracht und statt vergrößert zu werden, kaum hergestellt ward. Die Forderung, daß es soviel Gebiet wieder erhalte, als es vor den napoleonischen Kriegen besessen, war freilich selbstverständlich, auch im Prinzip ihm von seinen Verbündeten im Voraus zugesagt worden. Aber dann hätte Rußland die polnische Beute zum großen Theil wieder fahren lassen müssen, und das wollte der Zar nicht. Als Entschädigung sollte vielmehr das nach Kriegsrecht eroberte Königreich Sachsen dienen, und Preußen konnte mit diesem Tausch zufrieden sein. Die andern Mächte fanden sich Anfangs in diesen Gedanken, so daß es aller Wahrscheinlichkeit nach Friedrich Wilhelm III. zu Paris nur ein entschlossenes Wort gekostet hätte, und die Angelegenheit wäre endgültig entschieden worden.[54] Er sprach dies Wort nicht, und als ihm Hardenberg, Blücher, Tauentzien, Stein und der Zar selbst endlich den Entschluß abrangen, das Königreich Sachsen, das vorläufig von russischen Behörden verwaltet worden war, im November für Preußen in Besitz zu nehmen, that er diesen Schritt in einer so scheuen Weise, daß alle Gegner Preußens erkannten, er werde davon auch wieder abzubringen sein. Ermuthigt durch dies unentschlossene Schwanken des Königs wiesen sie darauf hin, daß es hart sei, den persönlich ehrbaren Friedrich August zu entthronen, während der schändliche Friedrich von Würtemberg Thron und Land behielt. Man hatte aber noch einen andern und besseren Grund gegen jenen Tausch zu protestiren. Wenn Rußland ganz Polen an sich riß, so ward es offenbar für die Ruhe und Unabhängigkeit Europas, zunächst Deutschlands, im hohen Grade gefährlich. Die meisten europäischen Mächte, namentlich England, wären, um diese Gefahr abzuwenden, geneigt gewesen, Preußens Wünsche einigermaßen zu unterstützen;[55] und einen Augenblick schien es, als wenn Preußen, wie auch Stein rieth, mit den Uebrigen sich Polens Aufgehen in Rußland widersetzen werde. Aber Metternich durchkreuzte diesen Plan. Er bot dem Könige ganz Sachsen an, wenn er wie die andern Mächte

gegen die russische Vergrößerungssucht auftrete, und dann ging er zum Zaren und versprach diesem Polen, wenn er Oesterreich helfe, Preußen um Sachsen zu bringen! Natürlich theilte der Zar dies dem Könige wieder mit, und Friedrich Wilhelm ging, wie er nun auch nicht anders konnte, ins russische Lager über, d. h. er vermengte seine Sache mit der russischen. Die Folge war, daß mit Oesterreich auch alle anderen Mächte die Einverleibung Sachsens in Preußen eben so sehr bekämpften wie die Verschlingung Polens durch Rußland. Am 3. Januar 1815 schlossen Oesterreich, England und Frankreich ein Bündniß in diesem Sinne; Baiern und andere ehemalige Rheinbundstaaten versprachen freudig ihre Hülfe; aber die Hoffnung dieser kleinen, doch wilden Preußenhasser, es werde zu einem Kriege jener Großmächte gegen Preußen und Rußland kommen, zerschlug sich. England lenkte ein, Friedrich Wilhelm gab nach, und so kam nach vielen Verhandlungen am 10. Februar eine Einigung dahin zu Stande, daß Sachsen sowol wie Polen getheilt wurde und Preußen anderwärts in Deutschland die nach fehlende Entschädigung erhielt. Von den eingebüßten polnischen Gebieten empfing es nur Danzig und Thorn und einen Theil von Großpolen (das Großherzogthum Posen) wieder; von den verlorenen deutschen Provinzen ließ Hardenberg Ansbach und Baireuth an Baiern und, was unverzeihlich war, Ostfriesland an Hannover fallen; preußisch wurden dagegen halb Sachsen, Neuvorpommern (welches von Schweden im kieler Frieden 14. Januar 1814 für Norwegen an Dänemark überlassen und nun von diesem gegen Lauenburg und Geld an Preußen gegeben wurde), ein großer Theil Westfalens und am linken Rheinufer ein Gebiet mit 1,100,000 Einwohnern. Sah man auf den Umfang und die Seelenzahl, so war der wiederhergestellte preußische Staat gegen 1805 eher verkleinert worden: Damals hatte er einen Umfang von 5600, jetzt nur von 5000 Quadratmeilen; und die Seelenzahl überstieg den Stand von 1805 nur um 41,600. Ueberdies war sein Gebiet noch länger gestreckt und zerstückelter als zuvor, in Norddeutschland seine Machtsphäre, Dank Englands dynastischer Politik, durch das neue Königreich Hannover durchschnitten. Dennoch war der jetzige Zustand ein Gewinn: Preußen hatte statt des polnischen Ballastes deutsche Länder eingetauscht; in der Zeit von 1793—1805 zu einem Drittel ein slawischer Staat, war es jetzt (bis auf ein kleines polnisches Element) zu einem rein deutschen Staate, zu Deutschlands Hauptstaat, ein Wächter des Rheins, wie der Weichsel und des Memels, ein Grenzhüter gegen Frankreich wie gegen Rußland geworden. Und gerade die unfertige zerrissene Gestalt seines Gebietes und die bedrohte Lage zwischen den großen Nachbaren im Westen und Osten machten ihm fortan eine echt deutsche Politik, nämlich sein stetes Wachsthum in Deutschland, zur Lebensaufgabe. So war die Lösung der preußischen Entschädigungsfrage, dieser schnöde Undank Deutschlands und Europas gegen den Staat, der das Meiste gethan und geopfert, doch eine größere Wolthat für die deutsche Nation, als Metternich es ahnte. Den Stämmen aber, die jetzt preußisch wurden, konnte der Wechsel von der Kleinstaaterei zu einem Aufgehen in diesen Großstaat nur erwünscht sein. Auch in ihrem Sinne sprach damals Niebuhr das treffende Wort: „Preußen ist kein abgeschlossenes Land; es ist das gemeinsame Vaterland eines jeden Deutschen, der sich in Wissenschaften, in den Waffen, in der Verwaltung auszeichnet. Eben dadurch hat Preußen ein so frisches Leben in seiner Nation erhalten, daß die Völker-

schaften, deren Gesammtname Preußen ist, von so großer Eigenthümlichkeit sind, und daß der Staat immer froh gewesen ist, sich mit den Blüthen Deutschlands zu schmücken."

Im Sinne Metternichs hatte freilich Oesterreich besser für sich gesorgt; es ward auf Kosten der Italiener und Polen gegen den Stand von 1805 bedeutend vergrößert und gut abgerundet; es erhielt außer Tirol, Vorarlberg und Salzburg die Lombardei und Venedig, Dalmatien und die Bukowina. Sein Charakter als Mischreich wurde aber eben dadurch nur desto schärfer ausgeprägt. Auch die Kleinen erhielten dann verdient oder unverdient eine Entschädigung, und wurden die Territorialverhältnisse Deutschlands überhaupt so geordnet, wie sie im Großen und Ganzen noch heute sind.

Noch waren manche dieser Fragen nicht erledigt, die deutsche Verfassungsangelegenheit aber hing noch ganz in der Schwebe, als ein Ereigniß eintrat, welches die gesammte europäische Restauration wieder umzustoßen schien: Napoleon war wieder in Frankreich, in Paris, auf dem Kaiserthron! und noch einmal flogen die Schwerter aus der Scheide, den bedrohten Weltfrieden zu schützen.

Belle-Alliance.

Mit der bourbonischen Dynastie kam der Schwarm verstockter Feudalherren und herrschsüchtiger Priester heim, die wie Emigranten pflegen und auch die Bourbons bewiesen, in der Verbannung nichts gelernt und nichts vergessen hatten. Uebermüthig gebehrdeten sie sich nun als die Sieger und Herren der Nation und meinten durch ihre zwanzigjährigen Leiden zur Rachsucht und Habgier berechtigt zu sein. Auch die großen und guten Schöpfungen der Revolution und des Kaiserreichs fanden keine Gnade. Bald war ein völliger Umschwung in der Stimmung des französischen Volks eingetreten; es verglich die Größe Napoleons mit der Kleinheit seines Nachfolgers, und war empört über die schamlose Reaktion, welche von der neuen Regierung veranlaßt oder geduldet ward; es verachtete und haßte seinen König. Bei keinem Theile der Nation waren diese Gefühle stärker, allgemeiner, als in dem Heere, in den Resten der glorreichen, nun mißachteten napoleonischen Armee. Napoleon, der von Elba dieses alles scharf und stät beobachtet hatte, war rasch entschlossen. Er verließ insgeheim mit seiner kleinen Garde die Insel, landete glücklich bei Cannes (1. März); das Volk, die Soldaten begrüßten ihn mit jubelndem Entzücken; alles fiel ihm zu; in zwanzig Tagen konnte er ohne einen Schwertstreich seinen Triumpheinzug in Paris halten. Wie ein Kartenhaus war das bourbonische Königthum vor dem Zauberworte: der Kaiser ist wieder da! zusammengefallen. Ludwig XVIII. sammt seinen Emigranten floh wieder über die Grenzen des erzürnten Frankreichs. Doch war es weniger die Sehnsucht nach dem Kaiser als der Widerwille gegen den Bourbon, was diesen unerhört schnellen Wechsel ermöglicht hatte. Mit unbedingter Begeisterung hing nur der französische Soldat an Napoleon; der Bürger wünschte, daß die alten Lorbern nicht wieder mit neuem Blut und Gut bezahlt werden müßten. War Europa mit Napoleons Wiedereinsetzung zufrieden, so war Frankreich es auch.

Aber Napoleon erntete jetzt, was er gesät. Vergebens erklärte er, den pariser

Frieden halten zu wollen; das Ausland glaubte an seine Friedensliebe ebensowenig, wie das französische Publikum an die Aufrichtigkeit der konstitutionellen Grundsätze, die er jetzt verkündigte. Die Fürsten und die Völker, denen er seit 20 Jahren den Krieg gemacht, erhoben sich wie ein Mann und protestirten. Die ganze Wucht des Hasses, unter welchem das alte erlegen, fiel auch auf das neue Kaiserreich, und die Furcht, an die er die Welt gewöhnt, trieb selbst die gegen ihn in Harnisch, welche zum Hasse zu lau waren. Europa wiederholte jetzt den Fehler, den es vor einem Jahre begangen: es bestand auf Napoleons Sturz, statt sich mit seiner Demüthigung und Frankreichs Schwächung zu begnügen. Es ächtete ihn ohne weiteres, statt ihm die Grenzlande abzufordern, die es allzu großmüthig den ungefährlichen Bourbonen gelassen. Am wenigsten weise handelte die Regierung Preußens. Wie schmählich war es von seinen Verbündeten übervortheilt, wie undankbar von Europa und besonders von Deutschland behandelt worden. Jetzt war wieder eine von jenen Gelegenheiten da, welche die Gunst des Glücks in diesem Jahrhundert Preußen so oft geboten und die es so oft versäumt hat. Sein Land stieß an Frankreich, sein Heer lag noch in Belgien; es war Napoleons nächster, daher wichtigster Feind oder Freund. Wohin es trat, brachte es die Entscheidung. Sein Wort konnte Napoleon auf dem Thron lassen. Trat Preußen zurück, so war die Koalition gesprengt und gegen Napoleon machtlos. Er hätte Zeit gewonnen, sich zu befestigen, und war den übrigen Koalirten, wenn sie dann noch ihn anzugreifen gewagt, völlig gewachsen. Für einen so großen Dienst, der ihn rettete, hätte er mit Freuden Preußens Interessen besser genützt, als Franz I. und der Zar gethan. Aber die Thatsache, daß Preußen und Frankreich einander höchst nützliche Verbündete wären, und es sein können, ohne daß es Deutschland ein Dorf kostet, wurde nicht erkannt. Dagegen wußte man, daß die ehemaligen Rheinbundsfürsten insgeheim Napoleon alles Gute wünschten und bereit waren, sich ihm wieder anzuschließen.[56a] Uebrigens brannte noch immer in den Preußen der gerechte Franzosenhaß des Befreiungskrieges; eine unübersteigliche Kluft trennte die Gemüther des Volks wie des Königs von dem Mann, der sie sieben Jahre langen mit Schmach und Elend überhäuft. So groß wie ihr Leid mußte ihre Rache sein. Wer mag sie tadeln, daß sie von keinem Frieden und Vertrag mit ihm wissen wollten. Doch hätten Friedrich Wilhelm und seine Staatsmänner so viel politische Klugheit und Thatkraft zeigen müssen, um nicht abermals Preußens Blut und Kraft ohne bestimmten und großen Lohn der Koalition zu leihen. Die Furcht vor einer napoleonisch-preußischen Allianz, wenn man den Verbündeten des 3. Januar mit einer solchen gedroht, wäre damals hinreichend gewesen, Preußens Beistand so theuer, als es wollte, zu erkaufen. Aber Friedrich Wilhelm folgte bloß seinem Gefühl, seinen Antipathien gegen Napoleon, gegen dessen jetziges Liberalisiren, und seinen Sympathien für den Zaren, der rücksichtslos und scheinbar ganz uneigennützig Napoleons Sturz als eine Ehrenpflicht aller Fürsten darstellte. Die Monarchen, die noch eben um die Beute gehadert, waren sofort einmüthig, da der gemeinsame Feind wieder erschien. Und ein liberaler Napoleon — welche weit größere Gefahr für sie! Am 13. März erklärte ihn der wiener Kongreß als Feind und Störer der Ruhe der Welt in die Acht; am 25. erneuerten Oesterreich, Preußen, Rußland und England ihren Kriegsbund und verpflichteten sich, die Waffen nur nach Vertreibung Napoleons niederzulegen. Jede

der verbündeten Mächte stellte zu diesem Zwecke 150,000 Mann ins Feld, und England zahlte den andern dreien je 1⅔ Millionen Pfund Sterling. Uebrigens leisteten die Mächte mehr als dies; Preußen setzte 246,000, Rußland 168,000, Oesterreich 210,000 Mann in Bewegung. Im Laufe der nächsten beiden Monate traten diesem Bunde Portugal, Sardinien, die Niederlande und die deutschen Mittel- und Kleinstaaten bei und versprachen nach Verhältniß Truppen zu stellen. Alle Versuche Napoleons die Gegner zu besänftigen oder zu trennen, waren fruchtlos. Wollte er den Thron behalten, so mußte er Europa mit den Waffen in der Hand zur Anerkennung zwingen. Eine verzweifelte Aufgabe! Denn 600,000 Mann marschirten jetzt gegen Frankreich heran; zu dessen Vertheidigung er nur 256,000 Soldaten hatte. Aber er hoffte, die Gegner, ehe sie sich vereinigt, einzeln zu schlagen. Der nächste Feind war die britisch-preußische Armee, die durch Belgien heranzog: 115,000 Preußen unter Blücher und 100,000 Mann britischer, deutscher und niederländischer Truppen unter Wellington. Gegen sie brach Napoleon mit dem Kern seines Heeres hervor, am 15. Juni mit 124,000 Mann (94,000 Fußgängern, 30,000 Reitern, 350 Geschützen) über die flandrische Grenze. Klug die Charaktere der beiden Feldherren erwägend, folgerte er, daß der vorsichtige und bedächtige Herzog von Wellington leichter abzuhalten sein würde, dem zuerst angegriffenen Blücher zu helfen, als dieser, wenn der erste Stoß jenen getroffen. Demgemäß operirte er.

Die Verbündeten waren auf den Angriff gar nicht vorbereitet, lagen, weil die niederländische Regierung für ihre Verpflegung schlecht sorgte, in weitausgedehnten Quartieren durch Belgien vertheilt, und wurden daher überrumpelt. Zunächst die Preußen, die in vier Armeekorps unter Zieten bei Charleroi, Pirch mit dem Hauptquartier in Namur, Thielmann bei Huy, Bülow bei Lüttich standen. Die Verbindung mit dem ebenso weit auseinander gelegten britischen Heere sollte durch die Truppen aufrecht erhalten, welche Wellington in der Gegend von Fleurus und Quatrebras hatte; das Gros seiner Armee dehnte sich von Gent bis Tournay und Mons aus. Wellington selbst befand sich in Brüssel, als am 15ten Morgens von den Preußen die Meldung kam, daß Napoleon auf Charleroi marschire. Aber erst am folgenden Morgen setzte er sich nach Quatrebras in Bewegung; mittlerweile hatte Blücher allein den ersten Stoß des Feindes auszuhalten. Denn zu derselben Zeit, als Wellington Brüssel verließ, erschien der Kaiser mit etwa 80,000 Mann im Angesicht der preußischen Stellung bei den Dörfern Sombreffe, Ligny und St. Amand in der Nähe der Stadt Fleurus. Blücher hatte doch Zeit gefunden, das Korps von Zieten, welches sich im Laufe des 15ten hierher zurückgezogen, hier mit den Korps von Pirch und Thielmann, im Ganzen 82,000 Mann, zu vereinigen. Mittags 1 Uhr kam Wellington von Quatrebras hergeritten; bei der Windmühle von Bussy zwischen Ligny und Brye besprachen sich der preußische und englische Feldherr. Man glaubte, bei Ligny Napoleons ganze Macht vor sich zu haben, und wußte nicht, daß der Kaiser keine geringen Streitkräfte, sondern 45,000 Mann unter Ney gegen Quatrebras entsendet hatte; es wurde daher beschlossen, Blücher solle, obwol seine Armee nicht vollständig beisammen war, die Schlacht hier annehmen und sich so lange halten, bis Wellington den Feind bei Quatrebras geschlagen habe und mit seinen Truppen zu Hülfe komme; mit dem bedingungslosen Ver-

sprechen um 4 Uhr hier zu sein, ritt Wellington fort. Erst darauf hin stand Blüchers Entschluß fest, die Schlacht zu liefern, welche er ganz gut hätte vermeiden können.[56] Um 2½ Uhr griff Napoleon an. Während er den linken Flügel der Preußen, Thielmann, der unthätig bei Sombreffe stand, zu bedrohen schien, richtete er seine größten Anstrengungen gegen die Dörfer Ligny und St. Amand. Sechs Stunden lang ward hier mit äußerster Erbitterung, mit einer Wildheit gestritten, wie man sie sonst nur in Bürgerkriegen sieht, man gab nicht und nahm nicht Pardon; aber eine Entscheidung blieb aus, bis der Kaiser gewahrte, daß Blücher sein Zentrum durch Absendungen nach den Flügeln sehr geschwächt hatte. Er setzte daher (nach 8 Uhr) seine Reserve, die Garden, daran, hier durchzubrechen. Es gelang. Nach hartnäckigster Gegenwehr wurden die Preußen aus Ligny und auf die Höhen, die jenseits desselben lagen, gedrängt. Fast wäre der Feldmarschall selbst hier in die Gewalt der Feinde gerathen; im wilden Reiterkampfe ward ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen, er stürzte, während die französischen Kürassiere heransprengten; doch sein Adjutant Graf Nostitz hielt treu bei ihm aus, bis wieder ein Schwarm preußischer Reiter vordrang und Zeit gab, den fast bewußtlos unter seinem Pferde liegenden Feldherrn in Sicherheit zu bringen. Bis in die Nacht dauerte der Kampf; dann trat das preußische Heer den Rückzug an. Beide Theile waren erschöpft von der entsetzlichen Schlächterei: fast ein Siebentel jedes Heeres, 11,000 Franzosen, 12,000 Preußen lagen todt oder verwundet auf den Feldern von Ligny. Ein Resultat hatte der Sieg dem Kaiser nicht gebracht: das preußische Heer war geworfen, aber nicht gebrochen, Blücher selbst unverzagt: „ich werde euch wieder gegen den Feind führen und wir werden ihn schlagen, denn wir müssen," rief er am folgenden Tage seinen Truppen zu; das war auch ihre Meinung. Sie hatten die Schlacht verloren, nur durch Thielmanns Mangel an Energie, durch die Fehler, die von Blücher bei der Führung begangen waren und besonders weil Wellington nicht sein Versprechen gehalten hatte. Er war dazu nicht im Stande gewesen, weil er bei Quatrebras nicht auf kleine feindliche Scharen, sondern auf einen Feind stieß, welcher sich in demselben Verhältniß wie er selbst fortwährend verstärkte. Bis gegen Abend währte hier der blutige Kampf und endete dann ohne Entscheidung.

Am 17. Vormittags begann Wellington seinen Rückzug auf die Höhen von Mont St. Jean bei Waterloo in der Nähe von Brüssel. Dort wollte er, da der Kaiser ihm folgte, andern Tages eine Schlacht annehmen, falls Blücher ihm mit einem Korps zu Hülfe komme. Dieser antwortete: „nicht mit einem Korps, sondern mit meiner ganzen Armee werde ich da sein." Und er wenigstens hatte dafür gesorgt, daß er sein Versprechen erfüllen konnte. Während der Kaiser die Verfolgung der Preußen nur durch einen Heerhaufen unter Grouchy betreiben ließ, weil er — der alte Fehler — sie zersprengt und kampfunfähig wähnte, zog Blücher in guter Ordnung sein ganzes Heer bei Wavre zusammen und machte sich fertig zum Marsch nach Mont St. Jean, forderte auch noch am Morgen des 18. den englischen Feldherrn auf, Stand zu halten; er werde, so unwol er auch sei, sich sofort an die Spitze seiner Preußen stellen und den rechten Flügel des Feindes angreifen, falls Napoleon etwas gegen den Herzog unternehme. Vergehe aber der heutige Tag ohne einen feindlichen Angriff, so müßten der Herzog und er vereint morgen

ihrerseits angreifen. „Welche Zuversicht nach einer verlorenen Schlacht! welche Energie in dem 73jährigen Greise!“ ruft ein Franzose (Charras), der diesen Feldzug beschrieben hat. Aber auch die Truppen verdienen die höchste Bewunderung. Seit zwei Tagen waren sie durch Gewaltmärsche, heftige Rückzugsgefechte, eine mörderische Schlacht und einen Nachtmarsch aufs Aeußerste ermüdet, mußten sich dann hungernd unter Regengüssen durch den Koth der schlechten Wege arbeiten und Nachts auf der bloßen aufgeweichten Erde kampiren. Ueberdies bestanden sie nur zum Theil aus alten Truppen; manche der Landwehren hatten vorher noch nicht in freiem Felde gefochten, dennoch gab es nur wenig „Vermißte“, und unter diesen war kein einziger aus den alten Provinzen, sondern aus den neuerworbenen, zumal den Rheinlanden. Die eigentlichen Preußen hielten sich vortrefflich. „Ut is det noch nich!“ schrie ein brandenburgischer Landwehrmann, als bei St. Amand der Befehl zum Rückzug kam, den Franzosen wüthend zu. Die Preußen hatten sich dort mit den Feinden so ganz verbissen, daß die Offiziere sie fast mit Gewalt fortziehen mußten. In dieser Stimmung sammelte sich nun das Heer bei Wavre, entschlossen wie sein Feldherr, die Scharte von Ligny auf der Stelle wieder auszuwetzen.

Das Dorf Mont St. Jean liegt etwa 2 Stunden südlich von Brüssel, und ist der Endpunkt zweier Straßen, die von Nivelles und Genappe herkommend sich hier zur großen Straße nach Brüssel vereinigen. Vor dem Dorfe zieht sich ein langgestreckter Höhenrand mit sanften Abfällen hin; hinter demselben, nach Norden zu, ist der Boden wellenförmig gesenkt. So eignet sich diese Position sehr wol, einen auf Brüssel dringenden Feind in einer Vertheidigungsschlacht aufzuhalten. Der Feldherr, der jetzt diese Aufgabe übernahm, besaß zu ihrer Lösung vorzügliche Befähigung: Wellington hatte im (pyrenäischen) Halbinselkriege bereits die Eigenschaften bewährt, die ihm daheim den Ehrennamen des eisernen Herzogs eintrugen: nämlich kaltblütige Tapferkeit, unerschrockenste Standhaftigkeit, zäheste Ausdauer. So war er ganz der Mann dazu, dem Ansturm des Kaisers so lange zu widerstehen, bis Hülfe kam. Er hatte hier jetzt den Kern seines Heeres beisammen, 67,000 Mann, worunter 24,000 Briten, 13,600 Niederländer und 30,000 Deutsche (nämlich 5284 Legionäre, 11,220 Hannoveraner, 5962 Braunschweiger, 7100 Nassauer). Bei Mont St. Jean stand auf dem äußern Höhenrande sein Vordertreffen, dahinter die Reiterei und Reserve. Von Natur fest, war seine Stellung noch verstärkt durch eine Anzahl von Gebäuden, welche vor der Front lagen.

Die ganze Nacht über war der Regen in Strömen gefallen, Napoleon zögerte daher am Morgen Sonntags des 18. mit dem Angriff, bis der aufgeweichte Boden einigermaßen getrocknet war und den Gebrauch der Artillerie und Kavallerie erleichterte. Uebrigens war er seines Sieges im Voraus ganz gewiß. Denn von Blücher besorgte er nichts, und mit Wellington allein konnte er allerdings fertig werden. Er war ihm an Güte der Truppen gleich, denn er hatte seine besten Soldaten, größtentheils Veteranen, bei sich, und an Zahl übertraf er den Gegner; er führte im Ganzen 71,900 Mann gegen die Höhen von Mont St. Jean; seine Infanterie war an Stärke der feindlichen ziemlich gleich, seine Kavallerie und besonders seine Artillerie den Verbündeten beträchtlich überlegen; er hatte 246 Geschütze gegen Wellingtons 150. In einfacher Schlachtordnung mit pracht-

vollem Aufmarsch nahm die französische Armee die Punkte ein, welche der Kaiser ihr anwies: rechts stand sie bis zum Schlosse Frichemont, im Zentrum bei der Meierei la belle Alliance, links gegenüber dem Schloß Hougomont. Hier begann sie gegen Mittag den Angriff; aber alle Bemühungen einzudringen scheiterten an der Ausdauer, mit der die Briten und Braunschweiger das Schloß vertheidigten. Indessen unternahm Napoleon den Hauptangriff gegen das Zentrum und den linken Flügel des Feindes. Unter dem Schutz eines Feuers von 74 Geschützen setzte sich Ney um 1½ Uhr mit vier Kolonnen in Marsch, um die Vorwerke La Haye Sainte und Mont St. Jean wegzunehmen; der Augenblick war günstig, Wellingtons Aufmerksamkeit auf Hougomont gerichtet. Aber ein unerwarteter Zwischenfall verspätete den Stoß. Auf seiner Anhöhe hinter La belle Alliance bemerkt Napoleon durch sein Fernrohr rechts weit im Osten bei dem weißen Kirchthurm des Dorfes St. Lambert etwas wie eine Wolke. Er läßt erkunden; Preußen! meldet der zurücksprengende Adjutant. Aber der Kaiser glaubt, was er wünscht, daß es Grouchy sei, der einige flüchtige Preußen vor sich hertreibe, und befiehlt, unbesorgt um seine Rechte, dem Marschall Ney anzugreifen. Gegen 2 Uhr erfolgte der Anprall. Dem französischen Ungestüm glückte es, einigen Boden zu erstürmen, die Niederländer bei la Haye Sainte flohen, die Hannoveraner und Legionäre, die hier zu Hülfe kamen, wurden ebenfalls geworfen; nur mit großem Verlust an Mannschaft konnte der heldenmüthige Picton mit britischem Fußvolk wenigstens den Höhenrand behaupten, und er selbst fiel dabei; Napoleon führte einen neuen Stoß. Trotz des Kartätschenfeuers, das von den Höhen herabschoß, stieg die französische schwere Reiterei hinan, ein breiter Eisenstrom, erstürmte die Batterien und stürzte sich auf die verbündete Infanterie. In schachbrettartigen Vierecken geordnet stand diese unerschütterlich; Briten und Braunschweiger im schönen Wetteifer der Tapferkeit. Der Reitersturm ward einmal, noch einmal abgeschlagen. Indessen wüthete der Kampf rechts und links mit gleicher Erbitterung. Furchtbar lichtete Napoleons Artillerie das verbündete Heer, reihenweise stürzten die braven Briten und Deutschen nieder; selbst mit Haubitzen ließ Napoleon in diese lebendige Mauern Bresche schießen. Und immer erneuten seine Bataillone und Schwadronen den Angriff, bei Hougomont, wie gegen die Höhen vor Mont St. Jean. Zwischen 5 und 6 Uhr wankte endlich Wellingtons Heer von den furchtbaren Stößen; die Franzosen drängten näher und dichter heran. Schon hofft Napoleon den Sieg. Aber schon hatte ein furchtbares Gespenst sein Haupt über dies Leichenfeld erhoben, und dies Gespenst war die preußische Armee. Napoleon sieht die Gefahr, aber er eilt darum nur desto verzweifelter, mit dem nächsten Feind zu enden. Und diese auf die Hälfte zusammengeschmolzene und zum Tode erschöpfte Armee muß in der That erliegen, wenn nicht bald Hülfe kommt. Denn Napoleon hat noch Reserven; ihr fehlen solche. Mit Trauer blickt Wellington auf die Trümmer ihrer stolzen Pracht. Eisig kalt hatte er bisher jeder Gefahr ins Auge geschaut; „ich wollt', es wäre Nacht oder die Preußen kämen!" seufzt er nun still. Und sie kamen. Schon war die britische Heereslinie schwer erschüttert, da im entscheidenden Augenblicke, um halb 5 Uhr Nachmittags, hört Wellington von seiner Linken, gegen die Seite und den Rücken des Feindes erst dumpf, dann immer lauter grüßenden Kanonendonner: „Gott sei Dank!" ruft er gerührt, „das ist der alte Blücher!"

Seit dem grauenden Morgen war bereits das preußische Heer auf dem Wege zur Wahlstatt, Bülow voran, dann Pirch über Wavre auf St. Lambert, Zieten weiter rechts über Fromont gegen Ohain und Frichemont. Die vierte Kolonne (Thielmann) blieb bei Wavre, um dort Grouchy festzuhalten. Der Regen, unser guter Alliirter von Großbeeren und von der Katzbach, der Tags zuvor begonnen, ließ noch immer nicht nach. Die Wege waren grundlos, „ein unendliches Kothmeer;" mit unsäglicher Anstrengung arbeiteten sich die Soldaten und Pferde hindurch. Oft blieben sie, zumal mit den Geschützen, im zähen Schlamm stecken. Am schlimmsten war es in den engen Thälern von St. Lambert. Die Soldaten, durch fast ununterbrochene achtundvierzigstündige Mühsal aller Art abgemattet, vermeinten schon nicht weiter zu können. „Es geht nicht mehr!" murrte es hie und da in den Reihen. Aber der alte Vorwärts wußte seine Leute zu treiben: „Kinder!" rief er ihnen zu, selber zu Fuß durch den Koth sich arbeitend, „Kinder, es muß gehen, die Scharte von vorgestern muß ausgewetzt werden. Und ich hab' dem Wellington versprochen rechtzeitig zu kommen. Wollt ihr mich zu einem Hundsfott machen, zu einem Diplomatihker?" „Ne, det wullen wir nich! Vivat de old Blüchert!" riefen sie wieder munter, und nahmen die letzte Kraft zusammen, und vorwärts gings, vorwärts durch den Engpaß von St. Lambert mit seinem unsäglichen Koth. So kamen sie, wie versprochen, zu rechter Zeit, und wie jede Abtheilung aus dem Engpaß herausgewunden und auf dem Kampfplatz da war, warf Blücher sie ungesäumt auf den Feind. Zuerst das bülowsche Korps. Es stürzte sich von den Höhen von Frichemont auf Napoleons Rücken und rechten Flügel, und stürmte gegen das Dorf Planchenois, das seine Rückzugslinie deckte. Die ungeheure Gefahr zu beschwören schickt, der Kaiser seine Reserve, 16 Bataillone Garden, nach Planchenois, und während dort der wüthende Kampf rast, läßt er vorne noch einmal mit furchtbarem Stoß die ganze britisch-deutsche Linie bestürmen. Aber sie hält mit der letzten Kraft ihrer erschöpften Glieder aus, schon sind ja drüben die Preußen da und der gemeinsame der Sieg ist nahe. So schlägt also Wellington noch einmal den Sturm gegen den Höhenrand ab, und im Begriff ihn mit mehr Erfolg zu erneuern muß Napoleon urplötzlich alles verloren geben. Denn in diesem Augenblicke (8 Uhr) erscheint Zietens Korps auf dem Schlachtfelde, über Ohain her nach St. la Haye und Papelotte herab. Seine Gegenwart entscheidet alles.[57] Im Nu hat die preußische Infanterie la Haye und Papelotte genommen und dem französischen Heer den Stützpunkt seiner Rechten entrissen. Da wird bei den Franzosen alles Verwirrung und Unordnung. Sie sehen den Sieg sich entschlüpfen, sie sehen ihren Untergang gewiß. Denn schon ist auch hinter ihnen in Planchenois der Kampf entschieden, mit dem für sie das Unglück dieses Tages begann. Von der Brigade Tippelskirch unterstützt, ringt Bülow den Franzosen das Dorf ab, zertrümmert die Garden, die es ihm streitig machen, und setzt mit seiner Reiterei den Flüchtigen nach. So ist der rechte Flügel der Franzosen gelähmt, die Rückzugslinie des ganzen Heers durchschnitten. Und nun bei Sonnenuntergang zerbricht in eiserner Umklammerung das blücher-wellingtonsche Heer die letzte Kraft des Kaisers. „Herrlich, sagt der preußische Bericht, war der Anblick, als im Sturmschritt unter Trommelschlag die ganze preußische und britische Linie sich in Bewegung setzte und auf dem terrassenförmigen Terrain sich mehrere Stufen Geschützfeuer über

einander entwickelten, zwischen denen die Truppen brigadeweise hinaufstiegen, während aus dem hinten auf der Höhe (bei Frichemont) liegenden Walde immer neue Massen (der Preußen) heraufkamen. Aber furchtbar schön war die Perspective nach der Chaussee hin, als das französische Heer sich in wilder Flucht auflöste. Die Straßen sah man mit unzähligen Geschützen, Pulverwagen und anderen Fahrzeugen, Gewehren und Trümmern aller Art wie besät, und zwischen diesen Ruinen wälzten und drängten sich die schwarzen Massen fort." Bei Belle-Alliance nach Sonnenuntergang begrüßten sich die siegreichen Preußen, die siegreichen Briten. Ein allgemeines sauve qui peut brach selbst unter Napoleons alter Garde aus, nachdem bei Beginn der Nacht auch ihre Vierecke trotz tapferster Gegenwehr gesprengt worden. Die Niederlage war vollständig, aber daß sie vernichtend wurde, hat man den Preußen zu danken gehabt. Denn ohne Beispiel ist die Schnelligkeit und Energie, mit welcher Gneisenau die Verfolgung betrieb. „Wie man siegt, sagte er, haben wir jetzt gezeigt; nun wollen wir auch zeigen, wie man verfolgen kann." Gleich auf dem Schlachtfelde nahm er einige Bataillone Füsiliere und eine Ulanenschwadron und drängte rastlos der Masse des fliehenden Feindes nach. In Genappe wirrte sie sich zu einem ungeheuren Knäuel zusammen, den er rasch mit dem Bajonet zerstörte. Tausende wurden hier gefangen, ganze Artillerieparks erbeutet. Nur hastigste Flucht rettete den Kaiser; seinen Wagen mit Hut und Degen und Massen von Gold und Juwelen ließ er den verfolgenden Füsilieren, deren mancher 3000 Napoleonsdor mit sich forttrug und die kostbarsten Diamanten als Glasperlen verkaufte. Hier bei Genappe war es,[58] wo (nach 10 Uhr Abends) Blücher den Besuch Wellingtons empfing, wo sie sich gegenseitig zum Siege glückwünschten. „Herr Gott dich loben wir!" stimmten die Preußen an, dann, nach kürzester Rast, ging es unter jubelndem Vorwärts um Mitternacht weiter auf den Spuren der Flüchtigen. Nirgends ließ Gneisenau den Feind sich setzen, sich sammeln; bis Quatrebras und Frasne jagte er nach; um Tagesanbruch war es vollendet, die besiegte Armee in Atome zersprengt. „Die schönste Schlacht ist geschlagen — schrieb Blücher am 19. früh — der herrlichste Sieg ist erfochten. Die Bonapartesche Geschichte ist nun wohl für lang wieder zu ende. Ich kann nicht mehr schreiben, den ich zittere an alle Glieder. Die anstrengung wahr zu groß."

Dieser Tag kostete den Verbündeten an Todten und Verwundeten 21,400 Mann (6900 Briten, 6700 Preußen, 4800 andere Deutsche, 3000 Niederländer), Napoleon auf dem Schlachtfelde selbst nicht viel mehr (25,000 Todte, Verwundete und Gefangene), aber die Preußen bezahlten ihm hier Jena: ihre unerhört nachdrückliche Verfolgung vernichtete seine übrige Streitmacht ebenso rasch und gründlich wie er 1806 die ihrige.

„Wenige Siege, heißt es in Gneisenaus Schlachtbericht, wenige Siege sind so vollständig gewesen und gewiß hat man kein Beispiel, daß eine Armee zwei Tage nach einer verlornen Schlacht einen solchen Kampf begonnen und so glorreich durchfochten hat. Ehre den Truppen, die solcher Ausdauer und Tapferkeit fähig sind!

Inmitten der Stellung, die die französische Armee einnahm, und gerade auf der Höhe, liegt ein Gut, La belle Alliance genannt. Die Bewegung aller preußischen Colonnen war gegen dieses Gut gerichtet, welches von allen Seiten

gesehen wurde. Dort befand sich Napoleon während der Schlacht; dort gab er seine Befehle; dort schmeichelte er sich den Sieg errungen zu haben; dort ward sein Untergang entschieden . . . . .

Zur Erinnerung an das Bündniß, welches heut zwischen der preußischen und englischen Nation besteht, an die Verbindung beider Heere und ihr gegenseitiges Vertrauen, hat der Feldmarschall darauf angetragen, daß diese Schlacht den Namen Belle-Alliance führe.

Auf Befehl des Feldmarschalls Blücher:
Der General Gneisenau."

Aber Wellington und die Engländer überhaupt, begierig den größeren Antheil des Sieges sich beizulegen, nannten die Schlacht nach ihrem Hauptquartier, Waterloo, und sprechen noch heute gern von einem britischen Siege, obwol doch in der wellingtonschen Armee mehr Deutsche als Briten fochten und obwol der preußische Sieg bei la Haye, Papelotte und Planchenois den wellingtonschen Heldenmuth von Mont St. Jean aufwog. Sie hatten beide bei Belle-Alliance ihre Schuldigkeit gethan, Wellington und Blücher, jener durch seine unerschütterliche Festigkeit, dieser durch seinen beispiellosen Kampfeifer. Aber jene Verfolgung nach der Schlacht war ein rein preußisches Verdienst und ein sehr großes. Denn sie trug den Schrecken — einen Schrecken wie den von Jena — ins Herz von Frankreich, ließ die bedeutenden Streitkräfte dieses Landes nicht sich sammeln und vernichtete so erst Napoleons Macht. Das Kaiserreich der hundert Tage war vorbei. Muthlosigkeit ergriff alle Behörden; er selbst sah ein, daß weiterer Krieg Wahnsinn wäre. Er dankte zum zweiten Male ab. Am 29. Juni standen die Preußen abermals vor Paris, sprengten preußische Husaren in den Schloßhof von Malmaison, von wo Napoleon so eben abgereist war, um als Privatmann jenseits des Meeres sich ein Asyl zu suchen. Hätten sie ihn gefaßt, es wäre dem Völkerverderber ans Leben gegangen; Blücher hatte erklärt und Gneisenau es gebilligt, falls er den Bonaparte erwische, so werde er ihn ohne Weiteres erschießen lassen. Am 2. Juli unternahm Blücher den Angriff auf Paris, obwol Wellington es vorsichtig widerrieth. Die französischen Truppen, noch 70,000 Mann, die sich von allen Seiten her gesammelt — nach Napoleons Entsagung einer „provisorischen Regierung" verpflichtet — widerstanden kräftig, wurden aber (am 3ten) von den Preußen bei Issy geschlagen, und die provisorische Regierung mußte kapituliren. Am 7. Juli zogen die Sieger zum zweiten Male in Paris ein, zuerst das zietensche Korps, weil es in diesem Feldzuge die wichtigsten Dienste geleistet. Blücher, der sein Hauptquartier im Palast St. Cloud genommen, ließ nun die Franzosen auch das vae victis fühlen, das sie so oft bei ihren Nachbaren angestimmt hatten. Er litt nicht, daß man mit ihm anders als in deutscher Sprache verhandle; er belegte im Verein mit Wellington ganz Paris mit Einquartirung, kümmerte sich wenig um Ludwig XVIII., den Wellington rasch wieder auf seinen Thron zurückgeführt hatte, gab Paris einen preußischen General (von Müffling) zum Gouverneur und diktirte der Stadt 100 Millionen Francs Kriegssteuern, befahl auch die Sprengung der „Brücke von Jena;" indessen ehe er diese beiden Vergeltungsmaßregeln hatte ausführen können, langten (10. Juli) die drei verbündeten Monarchen an, und nun wurde die französische Nation wieder sanfter hantirt. Zwar so wolfeil wie im vorigen Jahre kam sie diesmal nicht ab. Sie mußte

die Schätze der Kunst und Wissenschaft, die sie in Europa zusammengeraubt hatte, wieder herausgeben, sie mußte 700 Millionen Francs Kriegskosten-Entschädigung an die Verbündeten zahlen (davon 125 an den preußischen Staat); ferner 137½ Million Francs zum Bau neuer Festungen gegen seine Grenzen (davon erhielt Preußen 20 Millionen, die es zum Bau von Deutz und Ehrenbreitenstein verwandte, wobei es freilich selbst noch viel zuschießen mußte); endlich noch 1600 Millionen Francs für Kriegsschäden, die sie seit 1806 angerichtet, darunter 600 Millionen an Preußen. Man erließ ihr später einen Theil davon. Auch mußte sie 150,000 Mann verbündeter Truppen als Bürgen ihrer Ruhe 5 Jahre lang auf ihrem Gebiet ernähren, aber in der Hauptsache, der territorialen Frage, entging sie auch jetzt der verdienten Züchtigung. Vergebens hatte Blücher sechs Tage nach der Schlacht an seinen König geschrieben: „Ich bitte nur allerunterthänigst, die Diplomatiker dahin anzuweisen, daß sie nicht wieder das verlieren, was der Soldat mit seinem Blute errungen hat. Dieser Augenblick ist der einzige und letzte, um Deutschland gegen Frankreich zu sichern. Ew. Majestät werden als Gründer von Deutschlands Sicherheit verehrt werden, und auch wir werden die Früchte unserer Anstrengungen genießen, wenn wir nicht mehr nöthig haben, mit immer gezücktem Schwerte dazustehen.“ Vergebens forderten die deutschgesinnten Diplomaten, mit Aufrichtigkeit und Energie wenigstens die Preußen und der Kronprinz von Würtemberg, daß Frankreich auf seine natürlichen Grenzen, auf seine Sprachgrenzen eingeschränkt, daß Lothringen und jedenfalls der Elsaß an Deutschland zurückgegeben werde. Friedrich Wilhelm stimmte ihnen zwar bei, aber da er auch hierin von Oesterreich nicht unterstützt wurde und allein gegen alle Großmächte die deutsche Sache nicht durchfechten konnte, so drang der Wille des Zaren durch. Rußland wollte, daß Deutschland verwundbar bleibe, und England unterstützte in kurzsichtiger Politik diese Bemühungen der russischen und französischen Diplomatie. So kam es, daß Deutschland aus diesem Feldzuge nur einen sehr kümmerlichen materiellen Gewinn zog: man gab jetzt dem französischen Reiche die Grenzen von 1790, es mußte Philippeville, Marienburg und Bouillon an die Niederlande, Gex an Genf, ein Stück Savoiens an Sardinien, Saarlouis (auf den Wunsch der Bewohner des Saarbeckens) an Preußen, Landau an Oesterreich abtreten. Dies waren die Bedingungen des zweiten pariser Friedens, den die Mächte am 20. November 1815 mit Ludwig XVIII. abschlossen.

Härter als an Frankreich wurde die Rache an dem gefallenen Cäsar vollstreckt. Er hatte in Rochefort lange gesäumt, sich, wie er anfangs beabsichtigte, nach Amerika einzuschiffen. Dann war es zu spät. Englische Kriegsschiffe legten sich vor den Hafen. Er zog es vor, den Engländern als den Bourbons in die Hände zu fallen; am 15. Juli ging er an Bord eines englischen Schiffs. Aber Europa verwahrte seinen Gefangenen diesmal besser; bis an seinen Tod (5. Mai 1821) mußte er fern im atlantischen Ozean auf dem Felseneiland St. Helena eine Haft leiden, die streng genug war für den entthronten Herrn der Welt; aber milde für den Blutmenschen, der, seinem Ehrgeiz zu fröhnen, in 20 Jahren 3 Millionen Soldaten aller Nationen hatte tödten oder verstümmeln lassen.

Ergebniß.

Napoleons Wiederkunft hatte die Mächte, die auf dem wiener Kongreß tagten und haderten, im Widerstande vereinigt; sie hatte aber auch alle Arbeiten des Kongresses beschleunigt, und gerade bei der wichtigsten Frage, der deutschen, that ein Treiber Noth, sie wäre sonst vielleicht überhaupt ungelöst geblieben. Die Schwierigkeiten waren hier ja ganz außerordentlich groß. Denn auch der Schwärmer mußte erkennen, daß ein deutsches Reich, ein Bundesstaat unmöglich war, so lange man dabei blieb, zwei Großmächte unter einen Hut bringen zu wollen. Es handelte sich also um einen Staatenbund. Aber ein solcher konnte aus eben derselben Ursache nur locker sein. Alle möglichen Kombinationen waren vorgeschlagen worden; anfangs sogar durch Stein die Erneuerung des deutschen Kaiserthums im Hause Oesterreich! Diese Idee hatte die meisten Aussichten auf Verwirklichung, weil die Mittel- und Kleinstaaten immer noch geneigter waren, den Lothringern als den Hohenzollern sich unterzuordnen, und weil Rußland und die anderen Großstaaten sich es hätten gefallen lassen. Aber zum Segen für uns blieb Friedrich Wilhelm zum ersten Male fest und ließ seine Diplomaten den steinschen Plan in seiner Nichtigkeit darthun. Hardenberg erwies, daß derselbe Preußens Interesse beschädige, Humboldt zeigte, daß er auch gegen Deutschlands Interesse sei. Preußen könne sich einem deutschen Kaiser nicht unterwerfen, die Mittelstaaten würden es nicht wollen. Oesterreich habe sich immer den Verpflichtungen des Reichs entzogen, und jetzt sei es undeutscher als je, denn sein Interesse liege naturgemäß bei der Masse seiner Besitzungen, also bei Ungarn, Polen, Italien. Gegen einen Staatenbund mit einer starken Regierung stemmten sich dann vor allen die Mittelstaaten, besonders Baiern und Würtemberg, die von ihrer Suveränetät kein Titelchen fahren lassen wollten. Unter allen möglichen Entwürfen nahm man endlich in der Hauptsache den metternichschen an, einigte sich zu einer Form, deren Unvollkommenheit und Unzulänglichkeit schon damals kaum irgend jemand verkannte, die aber unter den gegebenen Verhältnissen die leichteste Lösung der schweren Aufgabe schien: die dreiunddreißig deutschen Fürsten und vier noch übrigen freien Städte, traten, alle selbstherrlich, zu einem „beständigen unauflöslichen völkerrechtlichen Verein, welcher in seinem Innern als eine Gemeinschaft selbständiger, unter sich unabhängiger Staaten, mit wechselseitigen, gleichen Vertragsrechten und Vertragsobliegenheiten, in seinen äußeren Verhältnissen aber als eine in politischer Einheit verbundene Gesammtheit besteht," zu dem deutschen Bunde zusammen, dessen Zweck „Bewahrung der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der im Bunde befindlichen Staaten und Erhaltung der innern und äußeren Sicherheit Deutschlands", dessen Organ der Bundestag zu Frankfurt a. M., d. h. eine immerwährende Versammlung der Gesandten aller deutschen Staaten sein sollte. Den Vorsitz übertrug man als Ehrenrecht dem Kaiserthum Oesterreich. Die Stimmen bei der Berathung und Entscheidung der allgemeinen Angelegenheiten sollten gezählt werden, weil alle Suveräne als solche einander unbedingt gleichständen; auf die wirklichen Machtverhältnisse wurde fast gar keine Rücksicht genommen. Dieser Bundestag sollte nun die Grundgesetze für den

Bund abfassen, Streitigkeiten einzelner Bundesglieder unter einander durch einen Ausschuß, nöthigenfalls durch ein eigenes Austragsgericht entscheiden. Die Wehrverfassung, die übrigens erst später völlig geregelt wurde, verpflichtete jeden Bundesstaat zu einem Kontingent im Betrage des hundertsten Theiles seiner (damaligen) Bevölkerung, setzte demnach die ganze Bundes-Kriegsmacht auf 292,377 Mann mit 594 Kanonen in zehn Armeekorps und eine Reserve-Infanterie-Division von 11,116 Mann fest. Die Urkunde des Bundes, die Bundesakte, wurde am 8. Juni 1815 von den deutschen Fürsten und freien Städten unterzeichnet und in die wiener Kongreßakte vom 9. Juni 1815 aufgenommen.

So blieb also Deutschland zersplittert in zahlreiche Vaterländer und Vaterländchen und als Ganzes schwach und ohne Ansehen im Kreise der Nationen, denn da der Sondersuveränetät im Bunde nur die allerschwächste Beschränkung auferlegt war, und dessen Einrichtung Wege genug offen ließ, auch dieser Schranke sich zu entziehen, da selbst eine Verbesserung der Bundesverfassung unendlich schwierig war; so konnte Deutschland als solches weder jetzt noch in Zukunft eine eigene Politik treiben.

Hatte man für das Scheitern der Einheitspläne mehr die Natur der Dinge als die Personen anzuklagen, so trugen an dem Fehlschlagen der Freiheitshoffnungen vornehmlich die Regierungen die Schuld. Es war schon bezeichnend, daß man während des Krieges von Bürgern, dann von Einwohnern, jetzt wieder von Unterthanen sprach; auch in der Sache kam der Kongreß zuletzt bei den unfreisinnigsten, bei den metternichschen Entwürfen an. Die preußische Diplomatie setzte nur einen kleinen Theil ihrer gerechten und guten Vorschläge durch. Es kam hauptsächlich darauf an, die Rechte des Volks verfassungsmäßig festzustellen und zu sichern. Aber das einzige, was erreicht ward, bestand in dem unbestimmten Satze des Artikels 13 der Bundesakte: „In allen deutschen Staaten soll eine landständische Verfassung bestehen". Artikel 16 sicherte dann noch die Gleichstellung der Genossen aller christlichen Bekenntnisse, Artikel 18 die Freizügigkeit. Im Uebrigen versprach der Kongreß, die Bundesversammlung werde sich gleich bei ihrer ersten Zusammenkunft mit Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Preßfreiheit und den Nachdruck beschäftigen. Das war alles, was Metternich und die süddeutschen Mittelmächte zugaben. Die Kleinstaaten zeigten sich hiebei, wie in der Reichssache, freisinnig und deutsch genug; aber sie hatten zu wenig Einfluß. So konnte man fürchten, daß gerade das früher französische oder rheinbündische Deutschland mehr politische Volksfreiheit genießen werde als der Theil, der die Befreiung vollzogen. Denn aus der Franzosenzeit gab es dort doch auch manche heilsame Neuerung, z. B. am linken Rheinufer ein besseres Gerichtswesen mit Oeffentlichkeit und Geschwornen. Diese und ähnliche Einrichtungen ließen sich doch nicht so leicht wieder abschaffen; und auch die entschlossensten Rückschrittsmänner konnten die feudale Wirtschaft, wo sie fortgeräumt war, nicht wieder in Blüte bringen.

Im Ganzen mußte den begeisterten deutschen Volksfreunden das Ergebniß der „Freiheitskriege" im Vergleich mit den Großthaten, die geschehen, mit den Opfern, die gebracht waren, klein und ärmlich erscheinen. Aber ein Größtes war doch erreicht: die Fremdherrschaft abgeworfen, das Vaterland befreit und mit reichsten unvergänglichen Lorbern geschmückt.

Und das preußische Volk, das diesen Erfolg mit dem Leben von 140,000 seiner Heldensöhne bezahlt, was konnte es als seine Errungenschaft ansehen? Das was es erstrebt: die Rache und eine glorreiche Wiederherstellung seines Staates, das was ihm sein König (durch Gesetz vom 22. Mai 1815) gab, das Versprechen einer Verfassung, und das was ihm die Geschichte für alle Zeiten unvertilgbar in ihre Tafeln eingeschrieben hat: die Thatsache, daß Preußen es war, das Land Friedrichs des Großen, wo der deutschen Nation die Rettung erstand, daß Preußen zu allermeist es war, welches mit seinem beispiellosen Thun Deutschland die Güter errang, die der Krieg geschafft hat: Selbstvertrauen, Bewußtsein seiner Volkskraft, seiner Würde als Schwerpunkt Europas, als größte Nation der Welt und einen starken Trieb nach Einigkeit, um auch die mächtigste zu sein; daß mit einem Worte den Preußen der Löwenantheil des Ruhms von 1813, 14, 15 gebührt. Diesen Lohn konnte man nicht schmälern, als man bei der Vertheilung der Beute Preußen am meisten verkürzte, und dieser Ruhm ist zugleich eine Bürgschaft, daß niemals die preußische Nation ihre Würde als Deutschlands Hort vergessen werde, wie das Blut, mit dem unsere Väter den preußischen Staat wieder erkauft haben, die Gewähr ist für dessen Dauer. Denn nicht darum haben sie das Land vom Memel bis Paris mit ihren Gebeinen bedeckt, daß der Staat, für den sie starben, jemals zersetzt seine Eigenart verliere und seinen Vorrang dahingebe, sondern daß er stehe und wachse über Deutschland, wie es seit den Tagen des großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen sein Beruf ist.

Achtes Buch.

Die Verfassungsfrage.

Uebergang zu einer ständischen Monarchie.

Die altpreußische Monarchie, jener Staat, in welchem alles und jedes von dem Selbstherrscher ausging, und die Größe und Wolfahrt des Ganzen nicht bestehen konnte, wofern nicht der König ungewöhnliche Talente und eine fast übermenschliche Arbeitskraft und Arbeitslust besaß, war 1806 zu Grunde gegangen und erstand so nicht wieder. Es war die Meinung der stein-hardenbergschen Gesetzgebung gewesen, den Staat auf ein neues Prinzip, die Theilnahme der Nation, zu gründen und Friedrich Wilhelm III. hatte die Ideen der Reformer so weit verwirklicht, daß von der Verwaltung, welche bisher ganz und gar Sache des Königs gewesen, wenigstens ein Theil in die Hände der Gemeinden überging. Mit der Städteordnung von 1808 war das demokratische Element der Selbstverwaltung in die Monarchie gekommen und hatte in einem beträchtlichen Theil des Staats, den Städten, Fuß gefaßt. Zugleich hatte Friedrich Wilhelm die Ueberfülle von Einfluß, die der König, sonst auf alles geübt, dadurch vermindert, daß er sein geheimes Kabinet opferte und den Macht- und Arbeitskreis der Staatsbeamtenschaft vergrößerte. Eine andere Schranke seiner Gewalt hatte der König durch die wesentliche Veränderung, die er im Militärstaat vornahm, gezogen. Bis 1806 ein blindgehorchendes Werkzeug seines Kriegsherrn und dem Volke als Kaste schroff gegenüberstehend, war das Heer jetzt das Volk in Waffen.

Denn in Scharnhorsts Sinne, der die Armee auf den Gemeingeist der Nation gebaut, verlegte der König den Schwerpunkt der Militärmacht aus der Linie in die Landwehr, indem er durch Gesetz vom 3. September 1814 die **allgemeine Wehrpflicht** einführte und regelte: ein jeder Preuße ohne Ausnahme war fortan zum Kriegsdienste verpflichtet, nur Unbrauchbarkeit befreite und

eine Erleichterung, eine kürzere Dienstzeit, wurde nur als Wolthat denjenigen Freiwilligen zu Theil, die ein bestimmter Grad von Geistesbildung zu anderen Diensten im Staate, namentlich als Landwehroffiziere, befähigte und die außerdem den Kriegsdienst auf eigene Kosten leisteten. Das preußische Heer, in welchem die Linie fortan eigentlich nur die Kadres, die Uebungsschule des Volksheers, der Landwehr, vorstellte, war nun zwar immer noch die starke Stütze des Thrones, aber ganz so unbedingt wie früher stand es doch nicht mehr zur Verfügung: man mußte nun doch einige Rücksicht auf die Volksstimmung nehmen, wenn man das Volk in Waffen verwenden wollte; bloße Kabinetskriege durfte man füglich nicht mehr damit unternehmen, es kam im Kriegsfall etwas auf die öffentliche Meinung an.

Aber auch der Geist der Nation war nicht mehr so absolutistisch wie einst. Bis 1806 politisch noch unreif und der Bevormundung von oben herab in allen Stücken gewohnt, in den meisten bedürftig, hatte sie in den sieben Leidensjahren, welche folgten, politisches Interesse gewonnen und 1813 es mit selbstbewußter Kraft glänzend bewährt. Sie brachte aus dem Kriege einen hohen geistigen Aufschwung, schärferen Blick und wärmere Liebe für das Ganze mit. Das Wol des Staats, den sie mit ihrem besten Blut und Gut errettet, lag ihr wie alles, das man theuer erkauft hat, nahe am Herzen. Ihre edelsten Kräfte waren für den Staat aufgeboten worden, hatten Beispielloses geleistet und fühlten sich fähig und berechtigt, nun auch im Frieden dem Staate mehr zu sein als bloß willenlose Werkzeuge. Kurz es war in ihr ein Bedürfniß nach politischen Rechten vorhanden. Ein solches regte sich überhaupt in den Völkern. Die Freiheitsideen, welche die französische Revolution in die Welt geworfen, waren durch Napoleons Säbelregiment nicht um allen Kredit gekommen; die Einsichtigsten begriffen vielmehr, daß gerade ihre Unterdrückung dem Kaiser am meisten geschadet; er erkannte dies selbst mittelbar an durch die konstitutionellen Verheißungen, die er den Franzosen bei seiner Rückkehr von Elba gab. Auch die Bourbonen hatten schon bei ihrer ersten Restauration in der Charte, die sie erließen, die Ideen von 1789 prinzipiell angenommen. Sollten die Deutschen gegen Willkürherrschaft weniger geschützt sein, sollten die Besiegten aus dem Kriege mehr politische Güter davontragen als die Sieger? Und wenn in Deutschland eine Herstellung verfassungsmäßiger Zustände angemessen war, welches deutsche Volk verdiente sie mehr als das preußische? es war so gebildet wie nur irgend eins, es hatte sich 1813 mündig gezeigt, wie selten eins, es hatte mit so kolossalen Opfern den Thron gerettet, daß es unbelohnt zu lassen himmelschreiend gewesen wäre. Es hatte übrigens, wie alle deutschen Bevölkerungen, von altersher auf eine Verfassung unverjährbare Rechte; denn die ehemaligen Landstände waren ja überall nur mit Gewalt bei Seite geschoben worden und die Einführung des Absolutismus, formell betrachtet, nichts als ein Rechtsbruch gewesen. In der Noth, 1813, hatte der König die Stände sogar als Hebel für die Opfer der Nation benutzt, indem er mit ihrer Hülfe Rekruten und Kriegsbedürfnisse einzog. Kurz der König und die Nation begriffen, der Staat dürfe in Zukunft weder auf die unnatürliche Voraussetzung gebaut sein, daß die Dynastie immerfort Regenten wie Friedrich den Großen hervorbringen werde, noch dem Volke die unerquickliche Aussicht bieten, öfters solche Opfer wie 1813 bringen zu müssen; sein Prinzip durfte nicht

Ausnahme, sondern mußte die Regel sein. Eine verfassungsmäßige Monarchie, das war nach allem Geschehenen fortan für den Staat die nothwendige Form. Sie war es auch im Hinblick auf seine Zukunft. Der kleinste aller Großstaaten und von zerstückelter schmächtig gedehnter Gestalt, mußte er, um seine Großmachtstellung zu behaupten, durch moralische Kraft ersetzen, was ihm an materieller abging. Das Volk mußte das Aeußerste für ihn leisten, und in der allgemeinen Wehrpflicht trug es in der That eine härtere Last, als irgend ein anderes Volk. Dieser schweren Pflicht mußte doch ein Recht entsprechen, wenn sie gern sollte geleistet werden; hatte man durch das Gesetz vom 3. September 1814 den demokratischen Grundsatz der Gleichheit aller im Staat zu einem Lebensprinzip für Preußen erhoben, so mußte man die Monarchie überhaupt auf eine demokratische Unterlage stellen, oder es entstand ein Mißverhältniß von Leistung und Gegenleistung zwischen Regierung und Regierten, und der Gemeinsinn, den die militärischen Einrichtungen voraussetzten, wurde durch die bürgerlichen gelähmt. Sodann, Preußen war als Musterstaat groß geworden, indem es die Zeitideen eifrig aufnahm und energisch in sich verarbeitete: so das protestantische Prinzip im 16. und 17., den Verwaltungs- und Militärstaat im 17. und 18. Jahrhundert. Jetzt bewegten nationale und konstitutionelle Ideen die Welt und Deutschland im Besonderen; es durfte sich ihnen nicht verschließen, es mußte sie vielmehr verfechten, mußte deutsche und liberale Politik treiben. Dann fiel ihm die Hegemonie in Deutschland fast von selbst zu. Mit welcher Bewunderung sah das deutsche Volk auf seine Vorkämpfer von 1813! es erkannte in Preußen jetzt wirklich seinen Hort. Zwar jene Schauer ehrfürchtigen Staunens, die einst um Friedrichs Thron über die deutschen Lande bebten, jene Stimmung, in der ein Wort gegen Preußen fast wie eine Gotteslästerung betrachtet ward, solche Wunder konnte Friedrich Wilhelms III. Staat nicht wirken. Denn dieser König, redlich und wolmeinend wie einer, besaß nun einmal ungewöhnliche Herrschergaben nicht. Aber Preußens Stärke galt um so mehr, da sie jetzt nicht als das Werk eines seltenen Herrschergenies, sondern als das natürliche Ergebniß der im preußischen Volkscharakter und Staatswesen liegenden Kräfte und seiner großen Erinnerungen anerkannt werden mußte. Durch die Ungeschicklichkeit seiner Regierung und durch die Ungunst der Verhältnisse um einen Theil seines Lohnes gebracht, schien für Preußen das Größte noch erreichbar, wenn es in Deutschland der Vertreter des Verfassungslebens wurde. Oesterreich konnte dann nicht mehr mit ihm konkurriren, weil dieses Mischreich mit seinen schlimmen Traditionen und seinem geringen Deutschthum weder die deutsche Einheit noch die Volksfreiheit auf seine Fahne zu schreiben im Stande war. Beharrte Preußen dagegen im Absolutismus, so wandte sich die Liebe der deutschen Bevölkerung wieder rasch von ihm ab, es blieb auf seine materiellen Hülfsmittel beschränkt, entsagte einer eigenen Politik und konnte kaum mehr sein als Oesterreichs Schleppträger, spielte jedenfalls dann in Deutschland nur die zweite Rolle. Ja es war sogar einige Gefahr vorhanden, daß es bei dem nächsten großen Kriege in sich zerfiel. Denn ein ansehnlicher Theil seines Gebiets bestand aus neuen Provinzen, die durch kein Band mit der Dynastie und dem spezifischen Preußenthum verknüpft waren. Die Hohenzollern mußten diese Bevölkerungen, namentlich die rheinischen, welche durch die Franzosen doch zu mancher guten bürgerlichen Institution gekommen waren,

auch moralisch erobern, und dazu war ein Willkürregiment schwerlich der rechte Weg. Die neuen Provinzen waren überdies zum großen Theil katholisch, die preußische Nation bestand jetzt aus $\frac{5}{13}$ Evangelischen, $\frac{8}{13}$ Katholiken; der Staat konnte also nicht mehr mit der alten Unbedingtheit als rein protestantischer Staat auftreten; er war eher ein paritätischer geworden. Er mußte einen andern Vereinigungspunkt aufsuchen, und dieser konnte nur das Verfassungswesen sein; in ihm fanden sich die alten und die neuen Bevölkerungen gleich fest mit dem Throne verbunden.

Dies waren die Gründe, mit denen fast alle geistigen Repräsentanten der Nation, Gelehrte wie Beamte, Feldherren wie Staatsmänner, den Wunsch verfochten: die Staatsgewalt solle sich mit volksthümlichen und freiheitlichen Elementen durchdringen, um des Volks, um des Staats, um der Dynastie, um Preußens und Deutschlands willen. Und gerade unter den Verdientesten und Angesehensten hatte die Verfassungssache ihre Freunde. Stein, Hardenberg, Niebuhr, Humboldt, Schön, Vincke, Gneisenau, Blücher, und überhaupt fast alle höheren Zivil- und Militärbeamten, auch der Kronprinz hielten sie für nothwendig, für nützlich, für gerecht. Die öffentliche Meinung des Volkes, d. h. die große Mehrheit der politisch Denkenden sprach sich ebenso aus. Arndt's Schrift „über künftige ständische Verfassungen", Görres Zeitschrift „der Rheinische Merkur" in Koblenz waren ihre beredtesten Ausdrücke. Die Universitäten, auf denen die Begeisterung von 1813 noch loderte, brachten den Drang nach politischer Freiheit und Selbstständigkeit, den alle Schichten der gebildeten Klassen fühlten, in System und Methode.

Friedrich Wilhelm III. war nicht blind gegen das, was die Zeit verlangte, und er erkannte das Bedürfniß an, indem er eine Repräsentativ-Verfassung verhieß. Als er sein Volk im Frühling 1815 zum zweiten Male gegen Napoleon aufbieten mußte, erließ er, vom wiener Kongreß aus auf Steins und Hardenbergs[1] Rath jenes Gesetz vom 22. Mai 1815, welches zugleich ein Lohn für die Leistungen von 1813 und 1814 und ein Sporn zu ähnlichen Thaten im bevorstehenden Feldzuge sein sollte. „Die Geschichte des preußischen Staats," so beginnt diese wichtige Verordnung, „zeigt zwar, daß der wolthätige Zustand bürgerlicher Freiheit und die Dauer einer gerechten, auf Ordnung gegründeten Verwaltung in den Eigenschaften der Regenten und in ihrer Eintracht mit dem Volke bisher diejenige Sicherheit fanden, die sich bei der Unvollkommenheit und dem Unbestande menschlicher Einrichtungen erreichen läßt. Damit sie jedoch fester begründet, der Preußischen Nation ein Pfand Unseres Vertrauens gegeben und der Nachkommenschaft die Grundsätze, nach welchen Unsere Vorfahren und Wir selbst die Regierung Unseres Reiches mit ernstlicher Vorsorge für das Glück Unserer Unterthanen geführt haben, treu überliefert und vermittelst einer schriftlichen Urkunde, als Verfassung des Preußischen Reiches dauerhaft bewahrt werden, haben wir Nachstehendes beschlossen: §. 1. Es soll eine Repräsentation des Volkes gebildet werden. §. 2. Zu diesem Zwecke sind: a) die Provincialstände da, wo sie mit mehr oder minder Wirksamkeit noch vorhanden sind, herzustellen und dem Bedürfder Zeit gemäß, einzurichten; b) wo gegenwärtig keine Provincialstände vorhanden, sind sie anzuordnen. §. 3. Aus den Provinzialständen wird die Versammlung der Landes-Repräsentanten gewählt, die in Berlin ihren Sitz haben soll. §. 4. Die Wirksamkeit der Landes-Repräsentation erstreckt sich auf die Berathung über

alle Gegenstände der Gesetzgebung, welche die persönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger, mit Einschluß der Besteuerung, betreffen. §. 5. Es ist ohne Zeitverlust eine Commission in Berlin niederzusetzen, die aus einsichtsvollen Staatsbeamten und Eingesessenen der Provinzen bestehen soll. §. 6. Die Commission soll sich beschäftigen: a) mit der Organisation der Provincialstände, b) mit der Organisation der Landes-Repräsentanten, c) mit der Ausarbeitung einer Verfassungs-Urkunde nach den aufgestellten Grundsätzen. §. 7. Sie soll am 1. September d. J. zusammentreten. §. 8. Unser Staatskanzler ist mit der Vollziehung dieser Verordnung beauftragt und hat uns die Arbeiten der Commission demnächst vorzulegen. Er ernennt die Mitglieder derselben und führt darin den Vorsitz, ist aber befugt, in Verhinderungsfällen einen Stellvertreter für sich zu bestellen.

Urkundlich unter Unserer Höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Königlichen Insiegel. Wien, den 22. Mai 1815.

Friedrich Wilhelm.
C. Fürst von Hardenberg."
(L S.)

Es war dies ein Minimum von Zugeständnissen: im Grunde brachte der König kaum ein Opfer, wenn er Stände versprach, die eine bloß berathende Stimme haben sollten. Aber es war doch ein Anfang, doch der erste Schritt zu dem, wonach zwar nicht die Masse, die sich für Staatssachen noch wenig interessirte, aber die Blüthe der Nation strebte. Auch auf dem Kongreß und am Bunde ließ der König seine Bevollmächtigten in freisinniger Weise vorgehen; die preußische Diplomatie schickte sich an, den §. 13. der Bundesakte, den sie auf dem Papiere durchgesetzt, auch ins Leben einführen zu helfen. Die Hoffnungen des preußischen und deutschen Volks stiegen aufs Höchste. Mindestens in Preußen schien die Sache gelingen zu müssen. Ihre Freunde betrieben sie eifrig, im mündlichen und schriftlichen Verkehr; über das Wie? war man freilich sehr uneins: Stein forderte eine verbesserte Widerherstellung der alten aristokratischen Stände. Humboldt und die meisten andern eine zeitgemäße Vertretung des ganzen Volks, deren Einrichtung im Besondern die Wenigsten klar vorzuzeichnen wußten; indeß darin stimmten doch alle überein, daß man aus dem verfassungslosen Zustand überhaupt herauskommen müsse. Aber auch die Gegner waren nicht müßig. Es gab deren bei Hofe und im Lande, in Preußen und im Auslande.

Unter den Anhängern der Reform gehörte der größte und thätigste Theil dem Beamtenthum an; aber es fanden sich unter den Beamten doch auch viele, die ihr persönliches Interesse mehr als das allgemeine berücksichtigten, die aus Selbstsucht, Trägheit, Dünkel eine Kontrolle scheuten, den Schlendrian liebten und von ihrer Macht nichts einbüßen mochten, oder auch aus Ueberzeugung von einer Betheiligung der Nation an der Regierung nichts wissen wollten; diese sahen ihr Heil in der Büreaukratie und suchten das Ständewesen abzuwehren, — wie Stein meinte, „weil sie wünschten, gut besoldet und in Bequemlichkeit ihr geheimnißvolles Schreiberwerk fortzusetzen und weil sie ahnten, daß durch eine Repräsentativ-Verfassung für sie eine wahre Verantwortlichkeit, nicht eine Scheinverantwortlichkeit wie jetzt gegen ihre siebzig Meilen entfernten überladenen Oberen, vorhanden sein und daß ihre Zahl sich verringern werde." An ihrer Spitze stand ein kleiner Kreis hoher Beamten, welche alle Reformen und namentlich die Ständesache vor-

nehmlich deshalb haßten, weil der Staatskanzler dieselben vertrat. Es waren die Minister Graf von der Goltz, Kircheisen, die Staatsräthe von Lottum, von Schuckmann und von Bülow. Sie hatten im Frühling 1813 die klarsten Beweise ihrer Unfähigkeit gegeben, hatten z. B. den Abzug der berliner Freiwilligen nach Breslau hindern wollen, waren darum vom Könige auf Hardenbergs Rath mit Recht zurückgesetzt worden und boten seitdem alles auf, um den Sturz des Staatskanzlers herbeizuführen. Mit ihnen verbanden sich der General von dem Knesebeck und der Polizeiminister Fürst Wittgenstein; der erstere aus Neid und Mißgunst gegen die großen Feldherren des Befreiungskrieges, die zur Reformpartei gehörten; der letztere aus Furcht, seinen persönlichen Einfluß zu verlieren, wenn das Urtheil des Königs, statt durch seine nächste Umgebung, durch vertrauenswerthe Männer aus allen Theilen des Reichs aufgeklärt werde. Beide hatten unmittelbaren Zutritt zum Könige, Wittgenstein konnte selbst als dessen Günstling gelten und vertrat ungefähr das, was man eine Kamarilla zu nennen pflegt. Er besaß alle Eigenschaften, um ohne Kenntnisse, inneren Gehalt und Tüchtigkeit sich eine vortheilhafte Stellung im Leben zu verschaffen: Schlauheit, kalte Berechnung, Beharrlichkeit, Biegsamkeit bis zur Kriecherei. Als wahrer Höfling ohne Ehre und ohne Empfindlichkeit, war er dem Könige, dessen Laune von Jahr zu Jahr hypochondrischer wurde, nach Steins[1a)] derbem Ausdruck, als „ein Spucknapf für seine Galle" nöthig und gelangte dadurch zu dem, wonach er am meisten strebte, nach Geld und geheimem Garderoben-Einfluß. Diese Partei hatte bereits während des Krieges den großen Führern und Freunden der Volkserhebung, Scharnhorst, Blücher, Gneisenau, Grolmann, Stein, und unter deren Gehülfen, besonders Arndt, Jahn, Görres auf jede Weise entgegengewirkt; sie war damals, als man tüchtige Männer brauchte, nicht durchgedrungen, jetzt wo man jene glaubte entbehren zu können, regte sie sich mit mehr Aussicht auf Erfolg. Sie ging dabei Hand in Hand mit anderen Freunden des Rückschritts: der Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz half ihr bei Hofe, Tauentzien[2)] an der Spitze des Militäradels, Ancillon im Ministerium, Janke, Scharnweber, v. Cölln in der Presse; zu ihr hielt auch die Phalanx der märkischen Junkerpartei, die von jeher die Reformen bekämpft hatte und zwar adlige Stände, aber keinenfalls eine freisinnige Verfassung haben wollte. Alle diese preußischen Reaktionäre lehnten sich nun an das Ausland.

Denn die Vortheile, welche für Preußen aus einer liberalen deutschen Politik fließen mußten, waren für Oesterreich ebenso viele Nachtheile. Es hatte das höchste Interesse daran, seinen Rivalen bei dem alten Absolutismus zu erhalten; es schien selbst für den Bestand der habsburg-lothringischen Monarchie sehr gefährlich, wenn Preußen und damit Deutschland eine wahre Repräsentativ-Verfassung annahm; denn dieses Beispiel konnte die zahlreichen Nationen, die den österreichischen Staat ausmachten, anreizen, ebenfalls Konstitutionen zu fordern, und die Monarchie schien dann aus einander fallen zu müssen. Uebrigens war das Neuern an und für sich schon dem Kaiser Franz ein Greuel, weil es Bewegung, also Anstrengung voraussetzte, und Metternich, der die Arbeit ebenso wenig liebte, bestärkte seinen Herrn gern in dieser Trägheit, die gewissermaßen das Grundprinzip und System der österreichischen Regierung war. Kurz Metternich wirkte nicht nur auf dem wiener Kongreß und dann am deutschen Bunde, sondern auch in Berlin

selbst den preußischen Reformern nach Möglichkeit entgegen. Er hatte dabei die deutschen Fürsten, die für ihre Suveränetät fürchteten, wenn Preußen durch freisinnige Politik das Herz der deutschen Nation gewann, er hatte noch einen ungleich wichtigeren Gehülfen, den Zaren, auf seiner Seite. Alexander war Anfangs der preußischen Erhebung günstig gewesen; als die Preußen aber den glorreichen Feldzug von 1815 ohne ihn machten, wurde der eitle Fürst neidisch, und hetzte den König gegen Blücher und Gneisenau auf. Ueberdies fand er es nicht in Rußlands Interesse, wenn Preußen in Deutschland übermächtig würde; darum ging er in dessen Verfassungsfrage mit Metternich Hand in Hand. Sein Einfluß auf Friedrich Wilhelm war aber immer groß gewesen und wuchs noch, als er 1815 durch Verlobung seines Sohnes, des Großfürsten Nikolaus, mit des Königs Tochter Charlotte verwandschaftliche Bande mit ihm geknüpft, und ihrer Freundschaft in der „heiligen Allianz“ eine religiöse Weihe gegeben hatte.

Napoleons jäher Sturz, der unerhörte Glückswechsel in dem Leben dieses dämonischen Weltstürmers schien, nämlich den drei Monarchen, die ihn besiegt, eher ein unmittelbares Werk der Vorsehung als der natürliche Erfolg irdischer Kräfte; sie kannten zu gut die unvergleiche Ueberlegenheit seines Genies über ihre eigenen Fähigkeiten und mochten lieber Gott als ihren Völkern den Sieg zuschreiben. In ähnlicher Weise, als ein Gottesgericht, faßten übrigens auch viele Gebildete dieses erschütternde Drama auf, in welchem alle sittlichen Mächte gegen eine Selbstsucht von kolossaler Macht gerungen. So gestimmt, waren die Monarchen mehr als je geneigt, die Legitimität, die mit Gott über die letzte und furchtbarste Ausgeburt der französischen Revolution, über den Bonapartismus, gesiegt, als ein religiöses Prinzip und ihr eigenes Herrscheramt als eine Statthalterschaft Gottes anzusehen. Zugleich fühlten sie mit besonderer Stärke die Verpflichtung, dieses Amt im Sinne Gottes zu führen. Am regsten waren diese Gefühle bei Alexander, in dessen Natur eine gewisse Schwärmerei lag. Auf seine Anregung schlossen die drei Verbündeten am 26. September 1815 in Paris einen Vertrag, worin sie persönlich einander und der Welt gelobten, „gemäß den Worten der heiligen Schrift, die allen Menschen befiehlt sich als Brüder zu lieben, durch die Bande wahrer und unauflöslicher Liebe verbunden zu bleiben, sich stets Beistand und Hülfe zu leisten, ihre Unterthanen als Familienväter zu beherrschen, die Religion, den Frieden und die Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten. Sie betrachteten sich nur als Glieder einer und derselben christlichen Nation, von der Vorsehung als deren Abgeordnete beauftragt, die Zweige einer Familie zu regieren. Sie luden alle anderen Suveräne zum Beitritt ein, und außer England, dem Papst und der Türkei, schlossen sich wirklich alle europäischen Staaten diesem „heiligen Bunde“ an, der im Gegensatz zur überwundenen Revolution das Zeitalter einer echt christlichen Politik herbeiführen sollte. Enger vereinigt wurden durch ihn indessen nur die drei Monarchen, die ihn gegründet, und seine Wirksamkeit, so ernst sie es mit jenen religiösen Grundsätzen ohne Zweifel meinten, war in der Folge keineswegs christlich. Denn da sie das Recht der Fürsten für göttlich, das Recht der Völker für Menschenwerk hielten, so geschah es, daß der heilige Bund energisch einschritt, wo eine Regierung zu vertheidigen war, sie mochte nun gottlos oder christlich verfahren haben, dagegen ruhig, wo nicht wolgefällig zusah, wenn es über die Völker herging. So wurde er die stärkste Stütze des Absolutismus. Er lastete

bald nachtmährengleich auf den Völkern, auf keinem doch so schwer wie auf der deutschen Nation. Denn Metternich hatte nun eine treffliche Handhabe um mit Rußlands Hülfe einen Einfluß auf die Entschließungen Friedrich Wilhelms zu gewinnen und so Deutschlands Geschick zu bestimmen.

Indessen diese ganze große Koalition von Reformfeinden im In- und Auslande hätte den König, der die Ehrlichkeit liebte, nicht dahin gebracht, sein Versprechen unerfüllt zu lassen, wenn sie nicht in ihm selbst den mächtigsten Bundesgenossen gefunden. Friedrich Wilhelm war nun einmal ein Absolutist, und das Verfassungswesen ihm tief zuwider. Allerdings hatte er einen Theil der Verwaltung den Gemeinden zurückgegeben, aber das war für ihn eine Erleichterung; allerdings hatte er den Machtkreis des Ministeriums und besonders des Staatskanzlers erweitert, aber die Beamten blieben ja immer seine Diener, die er fortschicken konnte, wenn sie nicht nach seinem Willen thaten. Er war wol geneigt, von der Selbstherrschaft, aber nicht von der unumschränkten Gewalt etwas abzulassen, der Monarchie einen büreaukratischen, aber nicht einen konstitutionellen Zuschnitt zu geben. Am unbequemsten war ihm der Gedanke an Reichsstände, die er doch zuweilen in Person und mit einer Rede hätte eröffnen müssen. Er fürchtete auch, daß ein Schritt auf dieser Bahn einen andern nach sich ziehen werde, nach dem Beispiel Frankreichs, wo Ludwig XVI. mit einer Reichsversammlung die Revolution ins Dasein gerufen. Kurz er hatte zu einer Erfüllung seines Versprechens, zumal in dem Umfange, wie die Liberalen es wünschten, wenig Lust. Ueberdies durfte er zweifeln, ob Abgeordnete der neuen Provinzen echt preußische Politik treiben würden. Und dies war gewiß für den Staat eine Lebensgefahr, der er ihn, so lange die Theile unverschmolzen neben einander lagen, nicht aussetzen durfte. Ein Stein des Anstoßes bildete freilich das verpfändete Wort, das Edikt vom 22. Mai 1815, auf welches Hardenberg bei jeder Gelegenheit sich vor dem Könige und vor dem Lande bezog, um durch Wiederholung es desto ehrwürdiger zu machen. Aber der König hatte ja darin nicht einen bestimmten Zeitpunkt angegeben, bis zu welchem die Verfassung ertheilt, die Reichsstände einberufen werden sollten. Es stand ihm also frei, die Einlösung seines Wortes nach Gutdünken zu verschieben, und es handelte sich nur darum, ihn deswegen vor sich selbst zu entschuldigen. Die Wittgensteinschen waren nicht verlegen, wie dies anzufangen sei. Im Herbst 1815 zu der Zeit, da die in jenem Edikt angeordnete Kommission hatte zusammentreten sollen, erschien zu Berlin eine Broschüre, verfaßt von dem geheimen Rath Schmalz, einem servilen Reaktionär, welche den deutschen Patrioten, insbesondere dem Tugendbunde und dessen Freunden, revolutionäre Umtriebe, Haß gegen alle Fürsten und die Absicht, die Throne umzustürzen und eine Jakobinerherrschaft zu errichten vorwarf. Ohne seine Behauptungen mit irgend einer Thatsache belegen zu können, warnte der Denunziant die Regierungen in allgemeinen Ausdrücken vor den geheimen Plänen der Reformer, rieth die Verdächtigen aus ihren Stellen zu entfernen und stellte Preußens Erhebung im Jahre 1813 so dar, als habe nur das Kommando des Königs alles gethan, die Nation sei ohne Begeisterung, bloß aus Pflichtgefühl aufgestanden, gerade so wie der Bürger zum Löschen einer Feuersbrunst herbeieile oder der Soldat seinen Posten beziehe! Diese elende Schrift war zu gehaltlos, um nicht von jedem Unbefangenen sofort als abgeschmackte Verleumdung erkannt

zu werden. Aber hinter ihr stand die ganze Partei: der reformfeindliche Theil des Adels und der Büreaukratie, die Kamarilla, die russischen Agenten, Oesterreich, die süddeutschen Fürsten; alle klaschten Beifall. Zugleich erschienen Anpreisungen in mehreren vom Auslande besoldeten Zeitungen und namenlose Flugschriften, die für Schmalz auftraten. Es half nichts, daß die edelsten Männer, wie Niebuhr und Schleiermacher, die Nichtswürdigkeit der schmalzschen Verleumdungen darthaten, daß der Abscheu gegen den erbärmlichen Begeiferer des treusten, heldenmüthigsten Volkes in der öffentlichen Meinung fast allgemein war. Der Zweck war doch erreicht: nicht nur der König von Würtemberg, von dem man es erwarten konnte, auch Friedrich Wilhelm III. schickte dem Denunzianten einen Orden. Kaum drei Jahre nach dem Auszug seiner „freiwilligen Jäger“ sah Berlin den geheimen Rath Schmalz mit dem rothen Adlerorden geehrt. Es war der Anfang einer langen Zeit der Reaktion. Am 3. Januar 1816 unterdrückte der König den rheinischen Merkur, das Organ der patriotischen Partei, am 6. Januar hob er den Tugendbund auf und verbot alles Schreiben für oder wider Schmalz, am 22. Mai bestätigte er die „Deklaration“ des bäuerlichen Regulirungsedikts vom 14. September 1811, welche dem Adel das Legen der Bauerngüter erleichterte und dem Bauer die Ablösung seiner Lasten erschwerte. Andere Rückschritte ließen sich erwarten; Gneisenau prophezeite, man werde alle diejenigen als Feinde des Staats verfolgen, die ihm die ersprießlichsten Dienste geleistet, und rieth dem Staatskanzler zu thun, was er später selbst that, seinen Abschied zu fordern, da die Maßregeln der Regierung doch auch ihm zur Last gelegt würden. Aber Hardenberg, der von Jahr zu Jahr tiefer in Frivolität versank und zu seinem verschwenderischen Leben viel Geld brauchte, wollte seine Stelle nicht aufgeben und ließ sich deshalb die Erfolge der Reaktion gefallen. Der wichtigste derselben war, daß die Verfassungssache ins Stocken gerieth, daß sich der König gewöhnte, seine Verpflichtung zu ihrem raschen Abschluß in Zweifel zu ziehen. Mißtrauisch, wie er gegen die Regungen des Volksgeistes immer gewesen, schenkte er den Einflüsterungen nun um so leichter Glauben, die ihm die liberale Partei als eine Rotte von Volksverführern und jedes Symptom politischer Unzufriedenheit in der deutschen Nation als das gefährliche Ergebniß einer Verschwörung darstellten. Selbst ganz harmlose Vorgänge, auch wenn sie außerhalb Preußens geschehen, wurden der preußischen Verfassungssache als schwere Schuldposten zugeschrieben, wofern die Reaktion darin etwas Verdächtiges ausfand. Ein solches Ereigniß war das „Wartburgfest“.

Während die große Masse des deutschen Volkes noch gar wenig politischen Sinn besaß, keinenfalls aber irgendwie revolutionär gestimmt war, hatte die gebildete Jugend, zumal auf den Universitäten, sich kopfüber in die Politik gestürzt, zu der sie durch ihre freiwillige Theilnahme an dem eben beendeten Kriege sich berufen hielt. Sie gehörte mit Leib und Seele den liberalen Ideen, welche die Zeit bewegten und mit desto größerem Eifer, je unklarer ihr das war, was denn eigentlich die Zeit und das Vaterland von dem deutschen Jüngling verlange. Für Freiheit und Vaterland war ihr Schlachtgeschrei gewesen, und blieb ihre Losung auch im Frieden. Mit Begeisterung sann und sprach sie nun über die Güter, für die sie gefochten, und scharte sich am liebsten um diejenigen ihrer Lehrer, welche die freisinnigsten Reden führten, und indem sie ihren Eifer für Stärke

nahm, kam sie zu einer Selbstüberschätzung, die von ebenso unpraktischen Professoren noch gesteigert wurde. Auf keiner Universität gingen die Wogen der politischen Aufregung so hoch wie in Jena, wo der freisinnige Großherzog Karl August von Weimar sich an dem lebendigen geistigen Leben der Studenten erfreute und es schützte. Aber man brachte es hier auch zu einer That, welche, aus den allgemeinen Bestrebungen der Zeit entsprungen, doch eine sehr bestimmte und sachgemäße Anwendung der Zeitideen auf das Studententhum war. Schon Fichte hatte gegen die Rohheit und Genußsucht der „Musensöhne" geeifert, die auf der Universität in Renommage und Ausschweifungen ihre beste Kraft vergeudeten und dann im Leben gewöhnlich die ärgsten Philister und Kriecher wurden. Jetzt noch voll von den edeln Leidenschaften des Freiheitskrieges verwirklichten die Besten unter den jenaer Studenten Fichtes Wunsch; sie erhoben die Sittlichkeit und die Wissenschaftlichkeit als beste Stützen der Vaterlandsliebe zu den obersten Grundsätzen des Studententhums; und um diesen Geist zu pflegen, stifteten sie eine Verbindung, welche zugleich das auf der Universität darstellen und behüten sollte, was man für ganz Deutschland wünschte: nämlich die Einheit und die Freiheit. Sie gründeten an Stelle der alten Landsmannschaften, dieser Symbole der deutschen Zerrissenheit, dieser Pflanzstätten aristokratischer Gesinnung, eine allgemeine und demokratisch eingerichtete Studentenschaft oder Burschenschaft, und damit das Studententhum auch anderwärts sich in derselben Weise erneuere, damit zugleich ein gewisser Zusammenhang und Verkehr unter allen angebahnt werde, lud die jenaer Burschenschaft die Studenten der übrigen Hochschulen auf den 18. Oktober 1817 zu einer allgemeinen Versammlung auf der Wartburg bei Eisenach ein, wo man diese Angelegenheit besprochen und zugleich die dreihundertjährige Feier der Reformation, sowie den Jahrestag der Schlacht bei Leipzig feiern wollte. Es fanden sich hier an 600 Studenten zusammen, auch einige jenaer Professoren, z. B. Oken; die Feier war im Ganzen ernst und würdig, man hielt patriotische Reden, sang Freiheitslieder und begeisterte sich an dem Zeichen von Altdeutschland, der schwarzrothgoldenen[3] Fahne, die, bisher den deutschen Völkern wenig bekannt, hier zuerst wieder hervorgezogen und als Banner der Deutschgesinnten aufgepflanzt wurde. Am Abend zündeten einige Muthwillige unter den jungen Leuten ein Feuer an und verbrannten, zur Erinnerung an Luthers That, die Symbole der alten Zeit, einen Korporalstock, eine Schnürbrust und einen Harzopf und Werke von Servilen und Obskuranten, namentlich die schmalzsche Denunziation, den Gensdarmeriecodex des beliner Geheimen Raths Kamptz und Schriften des russischen Spions Kotzebue, der als geborener Deutscher um so hassenswürdiger war. Die Reaktion ermangelte nicht, dieses harmlose Auto-da-Fe als einen Angriff auf die Regierungen darzustellen; der Großherzog von Weimar erhielt von Berlin, Petersburg, Wien drohende Klagebriefe und mußte in seinem Lande einige Maßregelungen vornehmen. Friedrich Wilhelm ging nun immer entschiedener auf die metternichsche Politik ein und erklärte am 12. März 1818 in einem Kabinetsbefehl geradezu, er behalte sich vor die Zeit zu bestimmen, die zur Gewährung einer Verfassung geeignet sei. Mit Recht meinte Stein damals: „den gegenwärtigen Moment hält man für unpassend, weil die Gemüther lebhaft aufgeregt sind, man will einen ruhigeren abwarten; — werden aber die Gemüther beruhigt, wenn man gerechte auf Bundesakte, Edikte und mannigfaltige

Verheißungen gegründete Erwartungen täuscht, oder mit ihrer Erfüllung zögert? Wenn man einem treuen, besonnenen, tapfern, milden Volk, das in den Jahren 1806—1812 den schmählichsten Druck geduldet und im Jahre 1813—1815 die Fesseln mit Heldenmuth zerbrochen und dem Thron den alten Glanz wieder errungen, wenn man diesem Volk mißtrauend eine Verfassung vorenthält, in deren Genuß seine Umgebungen Franzosen, Polen, Schweden, Belgier sind?"[4)]

Je höher die Hoffnungen der deutschen Nation auf Preußen gespannt gewesen, desto bitterer war nun die Enttäuschung, und Preußens Ansehn sank um so tiefer, da es gerade die Mittel- und Kleinstaaten waren, welche, um ihre Bevölkerungen an sich zu fesseln und die öffentliche Meinung von Preußen ab- und sich zuzuwenden, das leisteten, was die preußische Regierung nicht mochte; einer nach dem andern führten sie bei sich Verfassungen ein. welche den Anforderungen der Zeit mehr oder weniger entsprachen. Die Volksfreiheit schien gerade in den früheren Rheinbundsländern zu gedeihen. Friedrich Wilhelms Stimmung wurde dadurch noch gereizter; war nicht das Verfassungsleben, das sich unter dem Beifall aller Liberalen in Süd- und Mitteldeutschland so kräftig entwickelte, für ihn gewissermaßen ein Vorwurf? Er ließ sich leicht bereden, es im Bunde mit Oesterreich ersticken oder doch nach Möglichkeit beschränken zu helfen. Auf seinen Befehl mußte Hardenberg, der unter keinen Umständen sein Amt aufgeben wollte, und lieber, so ungern er es that, die Reaktion mitmachte, den Maßregeln beipflichten, welche Metternich zur Unterdrückung des liberalen Geistes in Deutschland vorschlug. Sie wurden auf einem Kongreß der Monarchen von Preußen, Rußland und Oesterreich, der sich im Herbst 1818 zu Aachen versammelte, um die Rückkehr der Occupationsarmeen aus Frankreich zu beschließen, im Allgemeinen verabredet und sollten demnächst in späteren Verhandlungen näher festgesetzt werden. Da kam nun der Reaktionspartei ein Ereigniß wie gerufen, das alle ihre Verdächtigungen zu bestätigen schien. Ein jenaer Burschenschafter, Karl Sand aus Wunsiedel in Baiern, ein schwärmerischer Vaterlandsfreund, aber unklarer Kopf, glaubte in dem russischen Spion von Kotzebue das Haupt der Hydra zu erblicken, welche Deutschlands Glück zerstöre; er beschloß, sich für das Vaterland zu opfern und den Verräther zu ermorden. Im März 1819 reiste er nach Mannheim, wo sich dieser aufhielt, und erdolchte ihn. Die Nachricht wirkte in ganz Deutschland wie ein Donnerschlag; es war der erste politische Mord, den man erlebt. Als Hardenberg die Meldung erhielt, rief er aus: „Nun ist eine Verfassung unmöglich!" Er täuschte sich nicht. Zwar für den Unbefangenen war kein Grund abzusehen, warum das Verbrechen eines Fanatikers, der nicht einmal ein Preuße war, die preußische Nation um ein politisches Gut bringen und den König seiner Verpflichtung entheben solle. Aber den Schrecken und Abscheu, den Sands That dem Könige einflößte, wußte die Reaktion gegen die ganze liberale Partei und deren Wünsche zu kehren, und obwol die Untersuchung gegen Sand, der erst im folgenden Jahre hingerichtet wurde, und gegen einen verrückten Apotheker in Nassau, der ein Attentat auf einen nassauischen Staatsrath versucht hatte, nicht die geringste Spur eines Komplots nachwies, so gelang es doch, Friedrich Wilhelm III. das Vorhandensein einer großen deutschen Verschwörung vorzuspiegeln. Diese sollte nun durch eine allgemeine Demagogenverfolgung mit Stumpf und Stiel ausgerottet, die Reaktion im Großen betrieben werden.

und auf Oesterreichs schlauen Vorschlag, übernahm der König das Odium, den anderen deutschen Staaten damit voranzugehen. Im Juli 1819 begann der Feldzug; alle Turnplätze in Preußen wurden geschlossen, Jahn in Berlin am Krankenlager seines sterbendes Kindes überfallen, wie ein Verbrecher arretirt und nach Spandau, später nach Küstrin gebracht, viele Studenten und ein liberaler Hauptmann verhaftet, Schleiermacher auf Ehrenwort verpflichtet, die Stadt nicht zu verlassen, Gneisenau mit geheimen Spionen umgeben, verkleidete Gendarmen in die Rheinprovinz geschickt, die bonner Professoren Arndt und Welcker und einige andere angesehene Liberale verhaftet, zugleich in der Staatszeitung verkündet, man habe Beweise von der Schuld der Gefangenen, was eine Unwahrheit war. Vielleicht der einzige, wirklich gefährliche, Görres, entkam; er rettete sich durch die Flucht, wurde katholisch und der wüthendste Feind Preußens, das er später von München her begeiferte.

In ähnlicher Weise verfuhren auf Preußens und Oesterreichs Veranlassung viele andere deutsche Staaten. Da nun aber die Beschuldigungen gar nicht bewiesen werden konnten, auch sogar die unter dem Vorsitz von Kamptz ungesetzlicher Weise bestellten Kommissionen sich genöthigt sahen, die Unschuldigen freizusprechen, so gab z'war die preußische Regierung die meisten Verhafteten wieder los, erfand aber durch Kamptz eine neue Definition von Hochverrath, nach welcher jedwede Aeußerung einer konstitutionellen Gesinnung schon als Majestätsverbrechen geahndet werden konnte, und lud im Verein mit Oesterreich, von welchem dazu die Anregung kam, die wichtigsten anderen Bundesregierungen zu einem Ministerkongreß ein, um gemeinschaftlich weitere Schritte gegen die Revolution zu besprechen. Derselbe, beschickt von Oesterreich, Preußen, Baiern, Würtemberg, Baden, Nassau, Königreich Sachsen, Hannover, Mecklenburg, tagte im August 1819 zu Karlsbad und faßte eine Reihe von Beschlüssen, die dann von Oesterreich vor den Bundestag gebracht und von diesem am 20. September 1819 einmüthig angenommen wurden. Sie bestimmten ein Prinzip und gewisse Ausnahme-Maßregeln. Das Prinzip war: bevor zur Ausführung des Artikels 13 geschritten würde, sollten alle Bundesstaaten eine Erklärung über dessen angemessene Auslegung abgeben, und zwar müßte diese Erklärung in monarchischem Sinne ausfallen und den Fortbestand des deutschen Bundes in keiner Weise gefährden; d. h. „unter dem Vorwande, eine auf ganz Deutschland passende konstitutionelle Formel zu ersinnen, wollte man den Artikel 13 hinwegsophisteln.“ Die Maßregeln bestanden darin, daß man die Burschenschaften verbot, eine Ueberwachung der Lehrer und Schüler und die Zensur für alle Schriften unter 20 Bogen anordnete und eine Kommission in der Bundeshauptstadt Frankfurt, eine andere in der Bundesfestung Mainz einsetzte, von denen die erstere nach einer provisorischen Exekutionsordnung die Vollziehung der Bundesbeschlüsse beaufsichtigen, die zweite die Untersuchung und Verfolgung der demagogischen Umtriebe bewirken sollte.

Es war ein großer Sieg, den die Reaktion erfochten, diese karlsbader Beschlüsse, ein Sieg, wie die Metternichschen rühmten, wichtiger als der bei Leipzig[4a]: der Bundestag zum Feinde der Volksfreiheit, der Literatur, der Gelehrten und akademischen Jugend gestempelt und den Regierungen gegenüber mit einer neuen und großen Machtvollkommenheit, gegen das Volk mit einer fast schrankenlosen[5] Gewalt ausgestattet, mit einer Gewalt, die thatsächlich in den Händen der mäch-

tigsten und zugleich wahrhaft reaktionssüchtigen unter den Kommissionsmitgliedern, Oesterreichs und Preußens, lag. Diese beiden Mächte, in der Reaktion verbunden, waren jetzt also die Herren in Deutschland, konnten den liberalisirenden Kleinstaaten den Daumen aufs Auge setzen und das Demagogenthum nicht bloß bei sich, sondern auch bei den Nachbaren ausrotten. Der Vortheil davon fiel Oesterreich zu, welches die preußische Politik ins Schlepptau nahm, der größere Theil des Odiums aber kam auf Preußen; denn von Oesterreich hatte die liberale Partei nie ein anderes als Feindschaft erwartet, zu Preußen aber sich nichts dergleichen versehen, und wie es zu geschehen pflegt, schlug nun ihre verschmähte Liebe in den allerbittersten Haß um.

Als der preußische Gesandte, Graf Bernstorff, die karlsbader Beschlüsse nach Berlin schickte, erhob sich hier im Ministerium ein gewaltiger Sturm; der Unterrichtsminister W. v. Humboldt legte im Verein mit dem Kriegsminister v. Boyen und dem Großkanzler v. Beyme gegen jene Beschlüsse, die er „schändlich, unnational und ein denkendes Volk aufregend" nannte, Protest ein und verlangte, daß man sie kassire und den Gesandten in Anklagestand versetze. Aber der König lehnte die Forderung sehr ungnädig ab und ließ sogar zu, daß die karlsbader Beschlüsse, wie zum Hohne, in Preußen am 18. Oktober verkündet wurden. Immer entschiedener schlug er die Wege der Reaktion ein, ließ auf einer neuen Ministerkonferenz in Wien seinen Gesandten wieder Hand in Hand mit Metternich gehen und schien selbst in der Wehrverfassung von den Ideen der Reformzeit sich entfernen zu wollen, indem er die Landwehr den Linienregimentern unterordnete. Da nahmen im Dezember 1819 zuerst Boyen und dessen Büreauvorsteher Generalmajor v. Grolmann, dann Humboldt und Beyme ihren Abschied. Blücher war am 12. September 1819 auf seinem Gute Krieblowitz in Schlesien gestorben;[5a] Gneisenau längst ohne Einfluß; bei Ablauf des Jahres hatte die Rückschrittspartei um den König also das Feld für sich allein; Hardenberg, gegen die Reaktion jetzt wie einst gegen den fremden Zwingherrn, „ein preußischer Fabius", konnte ihr nur versteckt entgegenwirken und in der Verfassungsfrage nichts ausrichten. Vielmehr wurden nun auf der wiener Konferenz Erklärungen und Grundsätze vereinbart, welche, unter dem Namen der „wiener Schlußakte" am 8. Juni 1820 den Grundsätzen des deutschen Bundes einverleibt, dessen reaktionäre Tendenz noch schärfer ausprägten und dauerhaft machten; denn auch sie waren einseitig nur auf den Schutz der Fürsten gegen die Unterthanen bedacht. Einen Augenblick, so lange eine in Spanien und Italien aufgeflammte Revolution Besorgniß erregte, schien zwar Hardenberg wieder auf sein altes System zurückkommen zu können; bei Gelegenheit einer Finanzverordnung, in dem Schuldenedikt vom 17. Januar 1820, sprach der König wieder von einzuberufenden Reichsständen, befahl dann die Gemeindeordnung, die immer als unerläßliche Vorarbeit für die Verfassung galt, zu vollenden, und Hardenberg arbeitete auch eine Konstitutionsurkunde aus; aber als er nun im nächsten Jahre 1821 beide dem Könige vorlegte, war es zu spät, war Oesterreichs Einfluß, das mittlerweile den italienischen Aufstand erstickt hatte, wieder mächtiger als je; auf dem laibacher Kongresse, der Italiens Verhältnisse im Sinne der heiligen Allianz ordnete, forderte und erhielt Metternich die Zurücknahme der Gemeindeordnung, und damit war das Fundament des Verfassungswerks beseitigt. Einen neuen Schlag wußte die Reaktion

sehr gewandt dem Staatskanzler gerade durch einen Mißerfolg ihrer eigenen Maßnahmen beizubringen.

Wie sich nämlich die preußische Verwaltung immer durch ein straffes, durchgreifendes Wesen hervorgethan hatte, so war sie auch jetzt der aus dem Kabinet des Königs erhaltenen Parole, mit ungemeinem Eifer nachgekommen. Nirgend in Deutschland trat den Unterthanen die Reaktion mit solcher Schroffheit und Energie entgegen wie in Preußen; die Demagogenverfolgung artete hier in kleinlichste und peinlichste Demagogenriecherei aus. Besonders die berliner Polizei, von Wittgenstein und Kamptz persönlich geleitet, überstürzte sich in oft komischer Weise: es genügte ihr nicht an den großen Schlägen, an dem Verbot der Turnerei, die als Hauptschule der Revolution galt, an der Ueberwachung, die durch eigends dazu angestellte Universitätskommissäre an den Kathedern der Professoren und in den Bierstuben der Studenten geübt wurde; sie maßregelte auch die Kleidung. Da die Liberalen zugleich Deutschthümler waren, so sah sie in den deutschen Zeichen und Weisen demagogische Symptome. Sie verbot also die schwarzrothgoldenen Farben und die altdeutschen Trachten, und nun wurde auf solche Röcke, Mützen, Pfeifenköpfe, Quasten, Bänder eben so eifrig gefahndet, wie einst zur Zeit der Kafferiecher auf unverzollte Kaffebohnen. Wehe dem, der auch nur mit gelbem Strohhut, rother Weste und schwarzem Rock oder Beinkleid erschien, er war ohne Zweifel ein Revolutionär und wurde ohne viel Federlesens gefaßt und eingesteckt. Auch ein sandfarbener Flausch war sehr verdächtig. Da erschien nun 1821 ein Bericht der mainzer Untersuchungs-Kommission, die nach zweijährigem Spüren und Prüfen eingestehen mußte, daß gar keine Verschwörung vorhanden gewesen; sie gab als Resultat ihrer Arbeit an: „es stehe fest, daß von den Thorheiten der Studenten und den Herzensergießungen der Apothekergesellen und anderer junger Burschen durchaus keine Gefahr für die Länder zu befürchten sei". Aber den Unwillen, den die Reaktion verdient, wußte sie dem Liberalismus zuzuschieben. Sie behauptete nämlich „die bedeutendsten und allerdings gefährliche Umtriebe in den meisten Regierungen selbst, hauptsächlich in der preußischen, und namentlich im Büreau des Staatskanzlers gefunden zu haben". Als Beweis führte sie die reformfreundlichen Einrichtungen und Schriften an, die von Hardenberg ausgegangen waren; sie denunzirte in diesen eine revolutionäre Tendenz und schrieb ihnen keine andere Wirkung zu, als das Volk aufzuregen und den unteren Schichten der Nation Ansprüche zu geben, die niemals befriedigt werden könnten. Dieser Bericht brachte den König nun in der That nicht gegen die Demagogenriecher, sondern gegen den Staatskanzler auf; er wollte ihn zwar nicht geradezu fortschicken, aber er nahm ihm die Verfassungsangelegenheit ab und übertrug deren Berathung einer Kommission, in welcher neben dem Kronprinzen der hocharistokratische Minister von Voß präsidirte. Damit war die Frage prinzipiell entschieden, er gab die allgemeinen Stände, die Hardenberg gewünscht hatte, auf und näherte sich um einen Schritt der Partei, welche zwar eine Verfassung, aber eine möglichst mittelalterliche, eine adlig-ständische, im Auge hatte.[6] Auch eine solche gab er nur ungern, aber ein großer und ansehnlicher Theil der Reaktion, nämlich die Junkerpartei, hatte nur darum bisher gegen alles Reformiren gekämpft, weil es im liberalen Sinne geschah; dagegen die Wiederherstellung der ständischen Monarchie, wie sie vor dem großen Kurfürsten

gewesen, lag allzusehr in ihrem Interesse, um nicht eifrig befürwortet zu werden. Alte Feinde trafen sich auf diesem Wege zusammen: die kurmärkischen Junker und der große Reformer von 1808, Marwitz und Stein! Seit Jahren aus dem Staatsdienst entfernt und in würdigster Weise ein pulchrum otium auf seinem westfälischen Gut Kappenberg oder in Nassau pflegend, und selbst als Privatmann noch um das Vaterland hochverdient, dem er mit fürstlicher Munifizenz und rastloser Fürsorge das große Geschichtswerk, die Monumenta Germanica, gab, hatte sich Stein mehr und mehr gewöhnt, das größte Maß geistigen, sittlichen und materiellen Vermögens dem Stande beizulegen, dessen glänzende Zierde er selbst war. Ohne Zweifel, wenn der Adel damals auch nur hundert solche Dynasten, wie den von Kappenberg, gehabt hätte, so wäre sein Anspruch, der Träger der Bildung und der Hauptpfeiler des Staats zu sein, begründet gewesen. Aber selbst Edelleute gestanden ein, daß die Zeit des Adels, die Zeit des Ständewesens überhaupt vorüber sei. Die Mehrzahl doch ließ sich gern einen so erlauchten Bundesgenossen, wie Stein, gefallen, und seine Worte fielen auch bei dem Kronprinzen, der ohnehin für die Farbenpracht des Mittelalters viel Geschmack hatte, auf keinen unfruchtbaren Boden. Andrerseits hatte doch die Büreaukratie, die in der Verfassungskommission stark vertreten war, von dem thatsächlichen Zustande des Grundadels eine viel zu klare Ansicht, um, wenn sie überhaupt einen Theil ihrer Macht den Regierten abtreten sollte, die Junker, auf Kosten der anderen Klassen zu begünstigen. Zwischen beiden, zwischen den Anhängern des alten Ständewesens und denen einer wahren Repräsentativ-Verfassung, schwankte nun der Kronprinz hin und her; es war um so schwerer, das Rechte zu treffen, da gerade die Einsichtigsten, wie Humboldt, sich überhaupt gegen bloße Provinzialstände aussprachen, die, wenn sie Wirksamkeit haben sollten, die Monarchie in 8 Staaten spalten, wenn ohne Macht, nichts sein würden als ein leeres Schattenspiel. Kurz es herrschte in der Kommission und unter ihren Freunden ein wirres Durcheinander der Meinungen; der Kronprinz klagte, er habe über dieselbe Sache nicht zwei gleichartige Urtheile gehört. Indessen gewann die aristokratische Partei immer mehr Boden; Hardenberg, der dem Könige zum Kongreß von Verona gefolgt war, starb am 26. November 1822 zu Genua, und seine Nachfolger an der Spitze der Beamtenschaft waren weit entfernt, sein liberalisirendes System weiter zu führen. Dagegen war der Grundadel, zumal in Westfalen, wo Stein die Ständesache betrieb, sehr rührig, sein Interesse in der Kommission und bei Hofe zur Geltung zu bringen. Man stellte dem Könige vor, Provinzialstände seien alten Rechtens, und würden gleichwol als Erfüllung des Edikts von 1815 aufgenommen werden; sie seien aber auch im Grunde keine wesentliche Beschränkung des Absolutismus, falls ihnen eine bloß berathende Stimme zuertheilt werde; auch mit diesem Minimum werde das Land sich gern begnügen. Der König, gern bereit einen Ausweg einzuschlagen, der seine absolutischen Neigungen nicht beleidigte und doch seinen Verheißungen sowie den Artikel 13 der Bundesverfassung wenigstens einigermaßen zu entsprechen schien, genehmigte den Entwurf, den die Kommission endlich zu Stande gebracht hatte; am 5. Juni 1823 erschien das Gesetz, welches in Preußen die Provinzialstände einführte. Es war freilich ein kümmerliches Ergebniß für so lange und von den Meisten so hoch gespannte Erwartungen. In jeder Provinz (zum ersten

Mal in Brandenburg am 1. Oktober 1824) trat nun alle drei Jahre als Provinzial-Landtag eine Versammlung zusammen, die, aus den Grundbesitzern gewählt, und zur Hälfte von den Rittergutsbesitzern als dem ersten Stande, zur Hälfte von den beiden unteren Ständen, den Städtern und Bauern, bestellt, Gesetzentwürfe, welche ihre Provinz angingen, begutachten sollte. Die Nation bekam also als Ersatz für eine wirkliche Vertretung acht Sonder-Landtage, welche nur einen Bruchtheil des Volks, nämlich die Grundbesitzer, vertraten und übrigens nichts zu entscheiden, nichts zu beschließen, d. h. im Grunde nichts zu sagen hatten. Dennoch durften die Provinzialstände als ein Fortschritt auf der Bahn zeitgemäßer Entwickelung angesehen werden. Die öffentliche Meinung besaß nun doch gesetzlich ein Organ, wenn auch ein sehr unvollkommenes, durch welches sie sich über den Staat vor dem Throne und dem Lande aussprechen konnte. Auch hatte das aristokratische Element doch nicht so ganz gesiegt; denn nicht die Geburt und der Grundbesitz, sondern nur der letztere machte wählbar; und wenn man einräumen mußte, daß in dieser Einrichtung neues und altes, das Prinzip der Gleichheit der feudalen Unterschiede, ebenso haltlos neben einander schwankte, wie sie selbst neben dem „Büralism", so war dies eben nur ein Abbild des im Uebergange befindlichen Staates, in welchem aus alter Zeit noch auf dem platten Lande der Ostprovinzen die feudale Verfassung, aus neuer am Rhein und in den Städten die revolutionäre, und über allen die absolute Beamtenhierarchie bestand. Indessen blieb von diesen Elementen das letztere im Staate übermächtig. Die Monarchie in der Form ständisch geworden, bewahrte im Wesentlichen die Mängel und Vorzüge einer gut eingerichteten Büreaukratie. Wie hart ist über sie geurtheilt worden, am schroffsten von den „Angesessenen", die jetzt neben ihr zu politischer Geltung kamen oder strebten. Heimatlose, Doktrinäre, Revolutionäre waren noch die gelinderen Ausdrücke, in denen der Adel seinen lange verhaltenen Groll über die Staatsdienerschaft, dieses wirksame Werkzeug des Absolutismus Luft machte. „Wir werden, klagte Stein, von besoldeten, buchgelehrten, interessenlosen, ohne Eigenthum seienden Büralisten regiert. Diese vier Worte enthalten den Geist unserer und ähnlicher geistlosen Regierungsmaschinen: besoldet, also Streben nach erhalten und vermehren der Besoldeten; buchgelehrt, also lebend in der Buchstabenwelt und nicht in der wirklichen; interessenlos, denn sie stehen mit keiner der den Staat ausmachenden Bürgerklassen in Verbindung, sie sind eine Kaste für sich, die Schreiberkaste; eigenthumslos, also alle Bewegungen des Eigenthums treffen sie nicht, es regne oder scheine die Sonne, die Abgaben steigen oder fallen, man zerstöre alte hergebrachte Rechte oder lasse sie bestehen, man theoretisire alle Bauern zu Tagelöhnern und bettelhaften Brinksitzern, alle Handwerker zu betrügerischen Pfuschern; nichts sei groß und angesehen als jüdische Glückspilze, man substituire an die Stelle der Hörigkeit an die Gutsherren, die Hörigkeit an die Juden und an die Wucherer, alles das kümmert sie nicht — sie erheben ihr Gehalt aus der Staatskasse und schreiben, schreiben, schreiben im stillen, mit wolverschlossenen Thüren versehenen Büreau, ohnbekannt, ohnbemerkt, ohngerühmt, ziehen ihre Kinder wieder zu gleich brauchbaren Schreibmaschinen an und sterben ohnbedauert. — Eine Maschinerie, die militärische, sah ich fallen 1806, den 14. Oktober, vielleicht wird auch die Schreibmaschinerie ihren 14. Oktober haben."[7] Aber er selbst

hatte 1808 manches von dem angebahnt, was er jetzt tadelte, da es von Hardenberg war weiter ausgebildet worden, und diese Maschine, der er den Untergang wünschte, hat doch vieles Tüchtige geleistet. Zwar nicht in der auswärtigen Politik, wo Preußen der Neigung des Königs gemäß fast immer in den deutschen Dingen mit Oesterreich, in den europäischen mit Rußland ging, aber auf dem Felde, wo der König eine eigene Politik verfolgte, in der inneren Verwaltung.

Die Verwaltung unter Friedrich Wilhelm III. von 1815—1840.

Als der König nach dem Frieden den Staat überschaute, welch ein Wirrsal bot sich seinen Blicken. Der ungeheure Krieg hatte die Finanzen zerrüttet, die Kräfte erschöpft, der Friede manches zerrissene Band nicht wieder geknüpft, aber eine Unzahl fremder Gestalten hereingeführt: der Staat bestand jetzt fast zur Hälfte aus neuen Provinzen, die alle mehr oder weniger Eigenthümliches hatten. Da waren zunächst von sächsischen Landen erworben: die Niederlausitz und die kleinere Hälfte der Oberlausitz mit Löbau, Lauban, Görlitz, die Abtei Neuzelle, der wittenberger Kreis[8] mit Gommern und Barby; ferner die Herzogthümer Weißenfels, Zeiz und Merseburg[9], ein Theil der Grafschaft Henneberg mit Suhl und Schleusingen im thüringer Walde, die Grafschaft Mannsfeld[10] am Harz, das Fürstenthum Querfurt[11], Torgau, Delitsch, Zörbig, Düben, Eilenburg, Ziegenrück und Theile der Aemter Senftenberg und Finsterwalde; endlich die Lehnshoheit über die Grafschaft Stolberg und die holmsschen Herrschaften Baruth und Sonnenwalde. Diese Gebiete, für die der König den Titel „Herzog von Sachsen, Markgraf der Ober- und Niederlausitz, Landgraf von Thüringen und gefürsteter Graf von Henneberg" annahm, hatten sonst unter dem Hause Wettin gestanden, und es gab in ihnen eine nicht unbedeutende Partei, welche den Herrschaftswechsel ungern sah. Sie hatte 1814 eine Petition an den wiener Kongreß zu Stande gebracht, welche sich für den Fortbestand des alten sächsischen Staates aussprach; sie hatte 1815 vor den Schlachten von Ligny und Belle-Alliance unter den sächsischen Truppen im preußischen Heere eine Meuterei angezettelt, die Blücher durch Erschießen der Rädelsführer in Lüttich bestrafen mußte. Allerdings war es nur der Adel und das Beamtenthum, was so gegen den Anschluß an Preußen wirkte. Der Gewerbtreibende und der Kaufmann, überhaupt der Bürger nahm diese Veränderung, die ihn zum Angehörigen eines Großstaats machte, mit Befriedigung auf, und es ließ sich voraussehen, daß die so ganz gleichartigen Bevölkerungen, Brandenburger und Sachsen, beide protestantisch, beide sächsischen Stammes, sehr rasch mit einander ganz und gar verschmelzen würden. Aber vor der Hand war dieses doch noch nicht geschehen. Ebenso verhielt es sich mit dem Zuwachs, den der Staat an der Westgrenze von Pommern erhalten hatte. Die Erwerbung Schwedisch-Vorpommerns mit Rügen mußte dem Hohenzoller besonders lieb sein; jetzt war ja der Wunsch seiner Ahnen endlich erfüllt, das ganze Pommerland preußisch. Friedrich Wilhelm III. hatte es sich auch sehr beträchtliche Opfer kosten lassen: außer dem kleinen Herzogthum Lauenburg an der Elbe gab er durch Vertrag vom 4. Juni 1815 noch eine Geldentschädigung von 2,600,000 Thlr. an Dänemark, fünf Millionen an Schwe-

den und für Nebenausgaben eine halbe Million. Aber auch hier bestanden bei dem Adel, der unter der Krone Schwedens große Vorrechte besessen, gegen die neue Herrschaft mancherlei Antipathien. Auf das meiste Mißbehagen stieß dieselbe indeß bei den Bewohnern der neuen Gebiete am Rhein und in Westfalen, die von den Franzosen einige nützliche Einrichtungen erhalten hatten und nun dieselben zu verlieren fürchteten. Hier war überdies der Widerwille der Katholiken gegen die protestantische Herrschaft zu überwinden. Auch darin lag eine Schwierigkeit, daß diese Provinzen ursprünglich aus einer großen Menge kleiner Staaten bestanden, deren Unterschiede und Eigenheiten von den Franzosen zwar größtentheils, aber doch nicht vollkommen waren zerstört worden. Es gab hier die Herzogthümer Jülich und Berg — auch ein vorlängst ersehnter Besitz, den Preußen jetzt für Ansbach und Baireuth von den bairischen Wittelsbachern eingetauscht hatte, — dazu die Grafschaften Kerpen, Homburg, Gimborn, die Herrschaften Wickerath, Broich, Hardenberg, Schöller, Odenthal, Wildenburg, die Bisthümer Paderborn und Münster (jenes 1802, dieses 1803 säkularisirt) die Benediktiner-Abtei Neu-Corvey an der Weser, die Erzstifter Köln[12] und Trier,[13] die mediatisirten Reichsstädte Köln, Wetzlar,[14] Aachen,[15] Dortmund,[16] die mediatisirten Grafschaften Sayn am Westerwald, Solms an der Lahn und Wetter, Wied mit Neuwied am Rhein; endlich das Saarbecken mit Saarlouis und Saarbrücken. Es war leicht, diese westlichen Provinzen in den Titel aufzunehmen, — der König nannte sich für sie „Herzog von Niederrhein, Herzog von Engern und Westfalen, Fürst zu Paderborn und Münster" —, schwer sie mit der übrigen Monarchie organisch zu verbinden. Friedrich Wilhelm hatte überdies nicht das Talent, sich populär zu machen; sein kaltes steifes Benehmen, die üble Laune, mit der er öffentliche Schaustellungen ertrug, stieß die beweglichen Rheinländer ab; auf der Reise zum aachener Kongreß sah man sie den Kaiser Franz, der mit Bonhommie auftrat, bejauchzen, den König Friedrich Wilhelm so kühl behandeln, wie er sie: es zeigte sich hier wieder die alte Erfahrung, daß die Zuneigung der Völker weit mehr durch die persönliche Erscheinung des Monarchen, als durch dessen wirkliches Verdienst bestimmt wird.

Zu allen diesen mehr oder weniger widerstrebenden Elementen kam nun als sprödestes und widerharigstes das polnische. Die übrigen Bevölkerungen waren doch alle deutsch und daher in der Hauptsache gleichartig, die Bewohner des Großherzogthums Posen dagen und einiger westpreußischer Landstriche in Abstammung, Sprache, Sitte und Neigung noch größtentheils Polen; Adel und Geistlichkeit, die hier den Ton angaben, fügten sich nur sehr widerwillig und mit stillem Protest in das Preußenthum.

Es leuchtete ein, sollte der Staat zu einer innerlichen Einheit kommen, so mußte er die Sonderwesen, wie er vordem gethan, aufsaugen, und daß dies eher einer büreaukratischen als einer konstitutionellen Monarchie gelingen würde, lag ebenso auf der Hand. Denn wenn jetzt ein Reichstag zusammentrat, so bestand er zur Hälfte aus Männern, die, bisher dem preußischen Staat ganz fremd, für ihn gar wenig Liebe, dagegen viel Interesse für ihre engere Heimat hatten. Da wäre ohne Zweifel das Erste gewesen, daß sich ein gewaltiger Sturm gegen die Militärlast und besonders gegen die allgemeine Wehrpflicht erhob, ohne die doch Preußen nicht bestehen konnte. Sie war in den neuen Provinzen

äußerst unpopulär, und wenn man bedenkt, daß der König auch so schon von der Landwehr, dem „Volk in Waffen,“ nicht ganz so viel hielt, als der freisinnige Boyen wünschte, so ist anzunehmen, daß dieses wichtige Institut trotz seiner Beliebtheit bei den altpreußischen Liberalen durch Reichsstände sicherlich eher erschüttert als befestigt worden wäre. Auch sonst herrschte über die Aufgaben und Ziele, Mittel und Wege des preußischen Staates unter den alten und neuen Preußen bei Weitem nicht Uebereinstimmung, und das Deutschthum war gerade unter den letzteren (zumal den posenschen und den linksrheinischen) keineswegs so stark, daß man nicht auch im deutschen Interesse hätte wünschen müssen, sie möchten nur zunächst rechte Preußen werden — was nach der allgemeinen Ueberzeugung der Altpreußen der einzige Weg für die Deutschen überhaupt war, zu rechter Deutschheit, zur deutschen Einheit zu gelangen. Mußte doch noch im Jahre 1830 ein den Rheinländern sonst wolgeneigter Beobachter gestehen: „Die Truppen (aus der Rheinprovinz) werden im Kriegsfall dem Befehl gehorchen, aber noch haben sie nicht den kriegerischen Geist und nicht den festen Zusammenhang mit ihren Führern wie in den alten Provinzen,“ und aus dem Trierschen heißt es in einem Bericht von demselben Jahre: „Eigentliche Anhänglichkeit an den preußischen Staat haben die fünfzehn Jahre der Vereinigung natürlich noch nicht erzeugen können, und die Veränderung des Steuersystems sowie die jährlichen Landwehrübungen haben gereizt; das Landvolk ist nirgends französisch, aber auch nicht deutsch gesinnt; in den Städten dagegen haben französische Journalisten Anklang gefunden . . .“ [15a] Kurz, es hatte sein Gutes, daß alte und neue Preußen sich erst ein Menschenalter hindurch aneinander gewöhnten, erst im gemeinsamen Preußenthum mit einander verschmolzen, ehe sie durch Volksvertreter an der Gestaltung des Staates Antheil erhielten. In dieser Beziehung hat nun gerade der „Büralism“ viel genützt. Denn wenn auch das Heer von Beamten, welches nunmehr die neuen Provinzen in Besitz nahm, durch seine Vielregiererei den Einwohnern, besonders am Rhein, sehr lästig wurde, so konnten diese doch nicht umhin vieles von der Weise und Denkart ihrer Regierer anzunehmen; das spezifisch-preußische Wesen mit seinen Licht- und Schattenseiten schlug unter ihnen Wurzel und befestigte sich eben deshalb rascher, weil die Regierten keine Vertretung, also keinen genügenden Schutz gegen die Regierung hatten. Aus demselben Grunde ging die Verwaltungseinigung unendlich leichter von statten, als unter einer konstitutionellen Regierung möglich gewesen wäre. Einen Theil des Verdienstes durfte sich dabei der König selber zuschreiben, denn er zentralisirte die Beamtenschaft noch mehr als bisher, ließ sie dann mit voller Kraft spielen und war nicht zu bewegen, ihre energischesten Federn, nämlich die Hardenbergischen, die „Heimatlosen“, die der Grundadel so sehr haßte, abzuschaffen; wenn auch die „Maschinerie“ im Kabinet die Grundsätze wechselte, so behielt der König doch die Personen unten bei, und diese regierten in Hardenbergs Weise ungestört fort.

Das gesammte Staatsgebiet war durch Verordnung vom 20. April 1815 in zehn (nachher acht) Provinzen, jede Provinz in Regierungsbezirke, jeder Regierungsbezirk in landräthliche Kreise eingetheilt. Der Landrath, der in seinem Kreise die Verwaltung des platten Landes und der kleinen Städte leitete, während die größeren sich selbst verwalteten, stand unter der „Regierung,“ einem Kollegium von Räthen, die unter Direktion eines Präsidenten die Geschäfte, nach Fächern

vertheilt, bearbeiteten; die Bezirksregierungen standen wieder unter dem „Oberpräsidenten," der die Zivilverwaltung der Provinz leitete, während neben ihm ein General die Militärsachen verwaltete; die Oberpräsidenten waren dem Ministerium, die Generale dem Kriegsminister untergeordnet, und die Oberleitung des Ganzen lag in der Hand des Staatskanzlers, in welchem die Pyramide gipfelte. Neben dieser Beamtenhierarchie richtete der König durch Verordnung vom 31. März 1817 den Staatsrath neu ein, eine Behörde, welche die obersten Grundsätze der Verwaltung und neue Gesetze berathen sollte; sie konnte einigermaßen als eine Art von Regulator oder Kontrole der Büreaukratie gelten, denn außer den höchsten Beamten gehörten zu ihr auch die königlichen Prinzen und solche Staatsdiener, die zwar nicht ihr Amt, aber das besondere Vertrauen des Königs in den Staatsrath berief.

Diese zentralisirte Verwaltung sollte nun vor allem zweierlei leisten: erstens die neuen Erwerbungen auf preußisch einrichten, ohne doch gute Eigenthümlichkeiten auszurotten, und zweitens den zerrütteten Finanzen wieder aufhelfen. Beide Aufgaben löste sie überraschend schnell. Die preußische Beamtenschaft hatte von altersher viel Routine, und es fand sich manches vorzügliche Talent an einflußreicher Stelle, wie der Oberpräsident Sack in der Rheinprovinz, der Geheime-Finanzdirektor Ladenberg in Berlin; der letztere, so recht von altpreußischem Schlage, eiserner Ausdauer, unverwüstlicher Arbeitskraft, strengem Ernst gegen sich und andere. Als einmal einer seiner Untergebenen, ein Rath, der die Geschäfte nicht überwältigen konnte, entschuldigend betheuerte „er sitze von 6 Uhr ununterbrochen am Arbeitstisch", antwortete ihm Ladenberg tadelnd: „Aber lieber Freund, wozu verwenden Sie denn die goldenen Morgenstunden?"[17] Solche Männer brachten bald Ordnung in das Chaos, das der Krieg zurückgelassen, und alle die Sonderwesen in eine Form. Ihre mehr oder weniger rücksichtslose Energie schonte nur diejenigen fremden Einrichtungen, die wirklich Werth hatten; wie auf dem linken Rheinufer das zeitgemäße Gerichtswesen mit dem Code Napoléon, oder die unschädlich waren, z. B. daß den mediatisirten Herren in ihren Gebieten die niedere Verwaltung verblieb.

Die meiste Schwierigkeit machte das Finanzwesen; gerade hier erscheint aber auch der absolute König mit seiner Büreaukratie im vortheilhaftesten Lichte. Die opfervolle Zeit von 1806—1815 hatte alle Gemeinden und den Staat selbst tief in Schulden gestürzt; eine Lage, die der hohenzollerschen Monarchie neu war. Die Staatsschuld betrug über 200 Millionen, und dabei gab es jetzt eine Menge außerordentlicher Bedürfnisse zu befriedigen: zerstörte Festungen, verdorbene Straßen mußten wiederhergestellt, die Vorrathskammern von neuem gefüllt, Schwedisch-Vorpommern und einige kleinere Erwerbungen, z. B. Ottweiler, das Graf Pappenheim abtrat, bezahlt und eine Unzahl neuer Aemter und Einrichtungen, zumal in den westlichen Provinzen, geschaffen werden. Von dem Antheil an der französischen Kriegssteuer, etwa 40 Millionen Thlr., von den englischen Subsidien (12 Millionen), vom Erlös aus einigen Anlehen und Güterverkäufen blieb dem Staate nicht viel, nachdem er die dringendsten Forderungen der geschädigten Korporationen und Provinzen befriedigt hatte. Der ausländische Kredit war gering, die Steuerkraft des Landes, das seinen Kriegsschaden auf 3—400 Millionen berechnete, mußte geschont werden. Da fand nun die Haupt-

tugend des Königs, seine Wirtschaftlichkeit, Gelegenheit zu verdienstvollstem Wirken. Großmüthig gab er seine Krondomänen Preis, behielt sich nur so viele davon vor, als einen Ertrag von 2½ Million abwarfen, die zum Unterhalt der königlichen Familie dienten; die übrigen Güter mit einem Ertrage von 5½ Mill. sollten zur Schuldentilgung verkauft werden. Er erklärte sich also nach dem Ausdruck der Junker[18] „für einen abgefundenen Pensionär,“ nach dem Urtheil der hochherzigeren Patrioten für einen wahren Landesvater. Außerdem machte er im Militär durch Beurlaubungen große Ersparnisse, und hielt an der Landwehreinrichtung, die er eigentlich nicht sehr liebte, doch besonders darum fest, weil sie mit den denkbar geringsten Kosten ein möglichst zahlreiches Heer lieferte. Er überwand sogar seinen Widerwillen gegen den Namen der Reichsstände und verordnete 1820, daß in Zukunft kein neues Darlehn ohne Bewilligung und Garantie der einzuberufenden Reichsstände dürfe aufgenommen werden. Dadurch schob er dem Borgen wenigstens für seine Lebenszeit einen sehr gewichtigen Riegel vor. Zugleich setzte er eine „Haupt-Schulden-Verwaltung“ ein, bestimmte zur Verzinsung und Vertilgung der Schulden, die noch 180,091,720 Thlr. betrugen, jährlich 10 Millionen und die gesammten Staatsausgaben auf ein Maximum von jährlich 50,363,150 Thaler; band sich also an ein Budget. Für außerordentliche Nothfälle bediente er sich des Seehandlungsinstituts, welches in die Stellung eines Staats-Bankhauses gebracht und, von dem Direktor Rother sehr geschickt geleitet, der Krone zu kleinen Anleihen behülflich sein konnte, ohne daß man Reichsstände hätte in Anspruch nehmen müssen. Freilich wäre dies alles unzureichend gewesen ohne die gründliche und heilsame Reform des Steuerwesens, die im Jahre 1818 vorgenommen wurde. Ihr Verdienst gebührt vornehmlich dem Finanzminister von Klewitz. Auf den Rath dieses energischen und einsichtsvollen Staatsmanns hob der König durch Gesetz vom 26. Mai 1818 für alle Waren, außer Salz, Tabak, Most, Bier, Branntwein die Thoraccise auf, welche nun, da es Gewerbefreiheit gab, veraltet und schädlich war, und führte statt dessen in 136 größeren Städten die Mahl- und Schlachtsteuer, in den kleineren und auf dem platten Lande die Klassensteuer ein. Unbeirrt durch das Mißfallen, welches die Maßregel anfangs erregte, führte Klewitz dies neue Steuersystem durch, und die guten Wirkungen zeigten sich bald. Denn nicht nur flossen den Kassen des Staats und der Städte, die einen Antheil an der Mahl- und Schlachtsteuer erhielten, jetzt bedeutend größere Summen zu als vordem; es hob sich auch der Verkehr, seit die inneren Zollschranken gebrochen waren. Diese Finanzmaßregel hatte aber noch eine andere und sehr großartige Folge: Preußen kam durch sie zu einer deutsch-nationalen Handelspolitik. Denn da, bei der zerissenen Gestalt des langgestreckten Staatsgebiets — 195 Postmeilen von Memel bis Saarbrücken! — die Bewachung der Grenzen gegen die Schmuggler schwer und kostspielig war, so entstand das Bedürfniß, die Nachbaren in das preußische Zollsystem aufzunehmen, und da die Vortheile, welche Handel und Wandel in ganz Deutschland von dem Wegfall der inneren Zollschranken haben mußten, in die Augen sprangen, so schien es auch politisch klug, sich durch eine solche Wolthat die deutsche Nation zu verbinden. Die Regierung brachte daher schon im Jahre 1827 mit einigen seiner Enklaven eine Zolleinigung zu Stande und gab sich die größte Mühe, immer mehr Bundesstaaten zum Beitritt zu vermögen; sie scheute dabei beträchtliche Opfer nicht,

stellte sich zu den Genossen auf den Fuß der Gleichheit und erreichte ihr Ziel. Im Jahre 1828 trat Hessen-Darmstadt, im August 1831 Kurhessen bei, 1833 Baiern, Würtemberg, Sachsen, Thüringen. Am 1. Januar 1834 ward mit diesen der preußisch-deutsche Zollverein abgeschlossen, 1835 auch mit Baden und Nassau, 1836 mit Frankfurt a. M.; nur Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Mecklenburg und die Hansestädte hielten sich fern. Sehr thätig hatten sich hierbei die Finanzminister von Motz und Maaßen und besonders der Bundesgesandte Eichhorn bewiesen. So war nun der allergrößte Theil von Deutschland, 26 Millionen Deutsche auf 8000 Quadratmeilen, wenigstens auf dem Gebiet des Handels und Gewerbes geeint. Die materiellen Interessen nahmen seitdem einen ungemeinen Aufschwung; denn durch die Handelsfreiheit, die ein Prinzip dieses Vereins war, wurde der Geschäftskreis unvergleichlich weiter, der Verkehr leichter; rasch entstanden überall neue industrielle Unternehmungen und blühten, während auch die alten wuchsen. Preußen aber gewann nun auf die materiellen Interessen Deutschlands einen großen Einfluß; es bestimmte dessen Handelspolitik und eroberte sich die Zuneigung zunächst des deutschen Gewerbe- und Handelsstandes. Dies konnte wol als Ersatz für die materiellen Opfer gelten, welche der Staat der deutschen Einigung hiebei brachte; denn im Anfange erlitten sein Kassen durch den Zollverein beträchtlichen Schaden. Oesterreich, das schon wegen seiner verschiedenen Verkehrsverhältnisse in eine Zolleinigung mit Deutschland nicht treten konnte, sah mit Eifersucht, wie sein alter Nebenbuhler auf einem Umwege nun doch zu einer Art von Hegemonie in Deutschland langte; es wagte aber nicht mit Preußen zu brechen und ließ geschehen, was nicht zu ändern war.

Auch die geistigen Interessen des Volks, besonders den öffentlichen Unterricht hat Friedrich Wilhelms Büreaukratie doch sehr gefördert. Denn sie verstand es, das Richtige in praktische Regeln zu bringen und führte ihre Reglements praktisch durch. Wo man ihr nicht von oben her es anders befahl, hielt sie an ihres Meisters Hardenberg liberalem System fest und bewies, daß es ihr weder an Freisinn noch an Verständniß der Zeit fehlte. Für das höhere Schulwesen war in Preußen immer viel geschehen, ungemeine Fortschritte aber machte es, nachdem seine Verwaltung 1817 vom Ministerium des Innern war abgetrennt und einem besonderen „Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten“ übertragen worden. In rascher Folge erschienen nun auf des Unterrichtsministers von Altenstein Betrieb eine Menge angemessener Bestimmungen, strenge Prüfungsvorschriften, weise Reglements und Einrichtungen, welche den höheren Unterrichtsanstalten tüchtige Lehrkräfte und zweckmäßige Lehrmethoden sicherten. Besonders heilsam erwies sich die Gründung philologischer Seminarien bei den Universitäten. Die Gymnasien als Vorschulen der Universitäten, diese als die Pflanzstätten der Beamtenschaft wurden eifriger als je gepflegt und vermehrt: 1817 die allzu nahe gelegenen Universitäten Halle und Wittenberg zu einer in Halle vereinigt, daselbst auch ein Seminar für Kandidaten des Predigtamts gestiftet und 1818 für die Rheinprovinzen in Bonn eine Universität gegründet. Aber die Regierung zeigte sich zugleich der Bildung des Bürgerstandes so geneigt, wie man es von einer aufgeklärten Büreaukratie erwarten konnte; sie gründete und förderte Realschulen, welche das geistige Vermögen des Handwerkers und Kaufmanns, des Landwirts und Künstlers außerordentlich vermehrten und

33*

dadurch die Umwandlung des Militärstaats in einen Industriestaat beschleunigen halfen. Die größten Erfolge errang sie indeß in dem eigentlichen Volksschulwesen; sie begnügte sich nicht damit Elementar- und Bürgerschulen und Schullehrer-Seminarien, wo sie fehlten, einzurichten, die Unterrichtsmethoden namentlich durch Verbreitung der pestalozzischen zu verbessern, zu vereinfachen, was sich im Auslande bewährt hatte, nachzuahmen; sie zwang auch das Volk, Gebrauch zu machen von dem Guten, was ihm der Staat bot, und führte den Grundsatz der allgemeinen Schulpflichtigkeit durch: jedes Kind vom sechsten Jahre an bis zur Konfirmation mußte von seinen Eltern oder Vormündern in die Schule geschickt und keines durfte konfirmirt werden, das sich nicht wenigstens die nothdürftigsten Schulkenntnisse erworben hatte. Die Aufsicht über die Volksschule wurde dem Ortsgeistlichen als „Revisor" und einem von der Gemeinde gewählten Schulvorstand übertragen; die Volksschulen eines Kirchensprengels überwachte der Superintendent oder der Erzpriester als „Schulinspektor". Da die Geistlichen damals zum allergrößten Theile Rationalisten waren, so hinderte die Unterordnung der Volksschule unter die Kirche keineswegs, daß die Aufklärung das oberste Ziel aller Lehrthätigkeit wurde. Alles dies, besonders aber der heilsame Schulzwang bewirkte nun eine rasche und glänzende Blüthe des preußischen Schulwesens; es erlangte in der ganzen Welt einen hohen Ruhm und diente vielen Staaten zum Musterbilde, obwol gerade die freiheitlich verfaßten, z. B. England, eingestanden, es nie erreichen zu können, weil ihre Regierungen eben nicht die Macht besaßen, den Schulbesuch zu erzwingen. Kasernen und Schulen, allgemeine Wehrpflicht und allgemeine Schulpflicht — das waren fortan die Grundpfeiler von Preußens Macht und Ansehen.

Auf dem Gebiete des Unterrichts herrschte also, wenn man von der politischen Ueberwachung der Universitätskatheder absieht, nichts weniger als Reaktion, und es ist dies dem Könige um so höher anzurechnen, weil er persönlich es gern gesehen hätte, wenn das Wissen bei einem jeden Unterthan auf den engen Kreis des Berufs, etwa auf den Bildungsgrad der Väter beschränkt geblieben wäre. Der Fortschritt schien ihm überall verdächtig, weil das Ende sich nicht absehen ließ und weil das Zeitalter offenbar ein revolutionäres war. Indessen, er hatte es nur mit dem erwachsenen Geschlecht zu thun und mochte der Zukunft nicht vorgreifen.[18a)]

In den kirchlichen Dingen stand die Sache anders; hier trat die Wirkung der Lehre weit schneller ein, der Einfluß der Geistlichkeit auf das Volk berührte den Staat viel unmittelbarer. Darum begünstigte der König diejenigen religiösen Richtungen, welche dem revolutionären Wesen am meisten entgegenarbeiteten; das waren in der evangelischen Kirche die Orthodoxen und die Pietisten, in der katholischen die Papisten. Doch wurde er den toleranten Ueberlieferungen seines Hauses nicht untreu; wahre ungeheuchelte Gottesfurcht verband sich in ihm mit einem milden Sinne, der den Hader der Konfessionen verabscheute. Wie oft hatten seine Vorfahren sich abgemüht, die Spaltung zwischen Lutherischen und Reformirten zu schließen; ihm gelang es. Bei der dritten Jubelfeier der Reformation 1817 führte er durch einen Kabinetsbefehl die **Union** ein, welche nun die beiden Konfessionen zur „evangelischen Kirche" vereinigte. Zwang wollte er anfangs nicht anwenden, und ein solcher schien auch kaum nöthig, da die feind-

lichen Gegensätze sich im Laufe der Zeit verwischt hatten. Der König, der bei Verfolgung dieses Lieblingsplans an theologischen Beschäftigungen Geschmack gefunden hatte, was ihm den Beinamen Theologus erwarb, entwarf nun eigenhändig eine Agende, für die er ganze Foliohefte auszog. Sie wurde dann von seinen Hof-Geistlichen im Sinne der Union ausgearbeitet und sollte (1824) in allen evangelischen Kirchen eingeführt werden. Die meisten Gemeinden nahmen sie an, nur einige lutherische in Schlesien weigerten sich standhaft und zogen es vor, eine besondere Sekte, die Alt-Lutheraner, zu bilden, was den König so aufbrachte, daß er sich zu Gewaltmaßregeln hinreißen ließ, die doch weder mit seiner sonstigen Toleranz noch mit dem Geiste des Unionswerkes stimmten.

Seit 150 Jahren war es der Ruhm des hohenzollerschen Staates, der Hort des Protestantismus, zunächst in Deutschland, zu sein. Diesen Ruhm schien der König aufgeben zu wollen. Zwar hat auch er unterdrückten Glaubensgenossen des Auslands in Preußen ein Asyl eröffnet: 500 Lutherische aus dem Zillerthal in Tirol fanden bei ihm freundliche Aufnahme; er siedelte sie 1837 in der Nähe von Erdmannsdorf in Schlesien an und baute ihnen eine Kirche und Schule, aber wie weit blieb er doch auch hier hinter den Traditionen seiner energischen Ahnen zurück. Er, das Haupt eines Großstaats und des festländischen Protestantismus Schutzherr, hätte der intoleranten österreichischen Regierung ein Veto zurufen, hätte gestützt auf den § 16 der Bundesakte die Duldung der deutschen Evangelischen in Oesterreich, ja ihre Gleichberechtigung fordern müssen; er that es nicht. Es hinderte ihn daran theils sein Mangel an Thatkraft, theils aber eben seine Abneigung gegen das Freiheitliche im Protestantismus. Es war schon ein bedenkliches Zeichen, daß er durch Kabinetsordre vom Jahre 1821 verbot, in öffentlichen Schriften die Namen Protestant und Protestantismus zu gebrauchen, und statt deren nur das Wort Evangelisch gestattete. Noch klarer trat die katholisirende Tendenz in seinem Verhalten zur römischen Kirche hervor. Es herrschte damals in einem Theile der deutschen Katholiken die Neigung, sich von Rom loszumachen, den Zölibat aufzugeben und eine deutsche Nationalkirche zu gründen; die Häupter dieser Partei waren der konstanzer Generalvicar Wessenberg und der Professor Hermes in Bonn, der als Ausgangspunkt aller Kirchenlehre die Vernunft annahm. Anstatt nun als oberster Bischof auch der katholischen Preußen sich jene Idee anzueignen, unterhandelte der König mit dem Papste, und, wie gewöhnlich, so wurde auch jetzt die preußische Diplomatie von der fremden übervortheilt. Rom errang, unterstützt durch die Unfähigkeit des preußischen Unterhändlers Niebuhr, einen bedeutenden Sieg; es erhielt durch Vertrag vom Jahre 1821 auf die katholischen Unterthanen Preußens einen Einfluß, wie es ihn in keinem anderen protestantischen Staate besaß. Der König behielt nur in den östlichen Provinzen das Ernennungsrecht der Bischöfe, also für das Erzstift Gnesen-Posen und die Stifter Kulm und Ermeland; in den westlichen, dem Erzstift Köln und den Bisthümern Münster, Trier, Paderborn, sowie in Breslau sollten die Domkapitel wählen, wenn auch mit Rücksicht auf die Wünsche des Königs. Ueberdies gab Rom keinen einzigen seiner Gebräuche auf, wenn er auch dem preußischen Landrecht widersprach. So konnte es geschehen, daß nach Abschluß des Geschäfts der Papst den König von Preußen wegen dessen wunderbarlicher (mirifica) Unterstützung der päpstlichen Wünsche,

wegen eines Verfahrens belobte, das, wie er gestand, von einem katholischen Fürsten gegen protestantische Wünsche geübt, Roms Verdammungsurtheil erfahren haben würde! Das Motiv zu solcher Nachgiebigkeit lag bei dem Könige in der Furcht, es möchten sich aus den Reformbestrebungen der deutschgesinnten Katholiken, die übrigens an mehreren protestantischen Kleinstaaten einen Rückhalt fanden, politische Umsturzpläne entwickeln; ohnehin schien es nicht wünschenswerth, den protestirenden Geist der Unterthanen zu ermuntern. Die Reaktionspartei, die den König berieth, verschloß sich der Thatsache nicht, die Stein einmal so ausdrückte: „Preußen ist ein protestantischer Staat, in welchem sich seit zwei Jahrhunderten ein großes vielseitiges Leben, ein Geist der freien Untersuchung entwickelt hat. Auch den dümmsten im Volke wird man nicht glauben machen, daß es von dem Willen des Fürsten abhänge, ob, wenn und wie er eine übernommene Verpflichtung erfülle, und daß wenn durch Willkür und Mißhandlung gereizt, er sich diesem widersetze, ein Nachbar ihn todt zu schlagen befugt sei." [19] Aber eben darauf kam es an, die Ueberzeugung von der Pflicht des blinden Gehorsams gegen die Machthaber dem Volke beizubringen. Der König hielt sich dazu berechtigt; er setzte, und mit dieser Ansicht stand er nicht allein, das Deutschthum gerade in den Gegensatz zu den Freiheitsbestrebungen der Völker, die ihm erst aus Paris und vom Jahre 1789 zu datiren schienen, obwol doch gerade das alte deutsche Recht den fürstlichen Absolutismus nicht kannte. Geduldige Unterwerfung unter den Willen der Obrigkeit hielt er für echt deutsch, er hielt sie auch für echt christlich, und fand weder in der Bibel noch bei Luther etwas, was dieser Ansicht widersprach. Vielmehr versicherten ihm seine Geistlichen — z. B. sein Bewunderer Bischof Eylert, der in ihm das „gute Prinzip" verehrte — der Fürst stehe zu den Unterthanen genau in demselben Verhältniß, wie ein Vater zu seinen unmündigen Kindern; er habe also in deren eigenem Interesse von ihnen unbedingten Gehorsam zu fordern, während er selbst ihnen keine Rechenschaft schuldig sei, auch die Erfüllung von Verheißungen versagen dürfe, gerade wie ein verständiger Vater kleinen Kindern, um sie zu beruhigen oder anzutreiben, wol dies und jenes verspreche, aber nachher doch nur das gewähre, was er für heilsam halte. Der König ging daher in gutem Glauben an die Gerechtigkeit seiner Sache noch einen Schritt weiter und beschloß von dem protestantischen Prinzip, welches die Vermengung des Weltlichen mit dem Geistlichen verbot, abzuweichen und die evangelische Kirche unmittelbar für die Aufrechterhaltung und Beförderung des absolutistischen Systems zu benutzen. Zunächst befahl er, Pfarrer und Lehrer, welche demagogische Umtriebe begünstigt hätten oder dessen auch nur muthmaßlich verdächtig wären, ohne weiteres abzusetzen; sodann verlangte er allen Geistlichen einen Eid ab, in welchem es hieß: „mit Lehre und Beispiel, mit Wort und That will ich die königliche Macht und Würde vertheidigen, wie es in unserer heilsamen monarchischen Regierungsform festgesetzt ist. Auch will ich zu rechter Zeit es aufdecken, wenn ich erfahren sollte, daß etwas vorhanden sei zur Aenderung oder Aufhebung dieser trefflichen Grundverfassung, in welcher das Wol des Staates bestand und bestehet, und der ich in allen Punkten gehorchen und nachkommen will und werde. Desgleichen will ich, soviel an mir ist, Gehorsam schaffen Seiner Königlichen Majestät, meinem allergnädigsten Könige, und denen, welche von seinetwegen zu gebieten und zu befehlen haben; auch alle

meine Pfarrkinder und Gemeindeglieder anhalten, jeder Zeit recht zu denken und zu reden über das weltliche Regiment, welches von Gott verordnet ist." Die protestantische Kirche sollte also eine gute politische Gesinnung im Volke pflegen. Dasselbe erwartete der König von der katholischen Geistlichkeit und von den Jesuiten, die er nicht verhindert hatte sich in die Rheinprovinz einzuschleichen. Er fand aber bald, daß er mit seiner Nachgiebigkeit gegen den Papismus zwar diesen, aber nicht seine Fürstenmacht gestärkt hatte.

Die ultramontane Partei, von den Jesuiten klug geleitet, begriff, daß Preußen immer der natürliche und gefährlichste Gegner der römischen Hierarchie und der Hort des Protestantismus bleibe, wenn auch sein König zeitweilig diesen Gegensatz nicht hervorkehre. Sie unterstützte daher die politische Opposition der Rheinländer und trug das Ihrige dazu bei, mit dem Könige auch die preußische Nationalität unpopulär zu machen. Wessen er sich in der Wirklichkeit von dem Bundesgenossen, den er in Rom gesucht, zu versehen habe, erkannte der König im Jahr 1835, als nach dem Tode des kölner Erzbischofs Grafen Spiegel, eines milden, freisinnigen Mannes, der Freiherr Droste-Vischering, bisher Domkapitular in Münster, mit Genehmigung der Regierung den erzbischöflichen Stuhl von Köln bestieg. Dieser streng papistisch gesinnte Prälat nahm sofort eine Verfolgung der zahlreichen Hermesianer vor und brach sodann sein früher gegebenes Versprechen in Betreff der gemischten Ehen, indem er sich weigerte, Ehen zwischen Katholiken und Protestanten zu gestatten, wofern nicht die Brautleute volle Sicherheit gäben, alle ihre Kinder dereinst katholisch zu erziehen. Vergebens suchte ihn die Regierung anders zu stimmen; es blieb zuletzt dem Könige nichts übrig, als den aufsässigen Kirchenfürsten (20. November 1837) festnehmen und durch Gendarmen auf die Festung Minden bringen zu lassen. Der Papst aber bestätigte ausdrücklich des Erzbischofs Verfahren, klagte die preußische Regierung an, die Rechte der katholischen Kirche und des heiligen Stuhls mit Füßen getreten zu haben, und nun erhob sich die ganze papistische Partei wie ein Mann mit gewaltigem Geschrei, griff unter donnerndem Beifall aller katholischen Preußenfeinde, also halb Deutschlands, in zahllosen Schmähschriften, namentlich von Baiern aus, den König, das Preußenthum und den Protestantismus an, suchte auch das Volk am Rhein zum Aufstande zu bringen. Nun fielen zwar so manchem katholisirenden Protestanten die Schuppen von den Augen ab, ging so mancher außerpreußische Protestant in sich, der sonst thöricht Preußen angefeindet; und dieser Staat selber schien energisch seines Amts warten zu wollen; denn er unterdrückte Tumulte, die am Rhein hie und da entstanden, rasch mit Waffengewalt, und als im Februar 1838 der Erzbischof von Posen und Gnesen, Martin Dunin, ebenfalls durch einen Hirtenbrief die Einsegnung gemischter Ehen untersagte, deren Kinder nicht im Voraus der katholischen Kirche zugewiesen würden, ließ ihn die Regierung in Kriminaluntersuchung ziehen, in Folge deren er zu sechsmonatlicher Festungsstrafe verurtheilt und bei erneuter Widersetzlichkeit 1839 auf die Festung Kolberg geschickt wurde. Aber in der Hauptsache erlitt der König dann doch eine Niederlage. Denn der Papst und die Bischöfe, auch der Nachfolger Drostes, blieben bei ihren Erklärungen, hielten an ihrer unduldsamen Praxis fest, und der König schwieg. Erfolgreicher führte die protestantische Presse den Kampf gegen den Je-

suitismus, sie deckte seine Gemeinschädlichkeit auf und brachte die ultramontane Partei auch bei einem Theile der Katholiken völlig in Mißkredit. Denn schon war die öffentliche Meinung eine Macht geworden, die von den Dunkelmännern nicht mehr konnte gegängelt werden.

Revolutionäre Keime.

Einmüthig hatten 1813 alle Parteien und alle Schichten der preußischen Nation sich gegen den einen großen Feind, gegen Frankreich, erhoben und ihn zu Boden geworfen; nach dem Siege, seit 1815, gingen ihre Wünsche wieder auseinander, und es ergab sich eine um so größere Differenz der Meinungen und Strebungen, da jetzt neue Stämme zu den Alt-Preußen hinzugekommen waren. Man konnte nicht sagen, was die Nation, sondern nur was die Theile wollten. Die Masse des Volks, der Bürger und Bauer, zumal in den alten Provinzen, war zufrieden mit dem Ergebniß des großen Kampfes; sie verlangte nach so gewaltigen Anstrengungen Ruhe und Frieden und eine gerechte, verständige und wolwollende Verwaltung. Dies wurde ihr zu Theil. Man hörte zwar hie und da Aeußerungen wie folgende: „Die Regierungsmaschine ist einem kostbaren schwerfälligen, nicht geleiteten Beamtenheer anvertraut, dieses häuft Berge von Akten, vergießt Ozeane von Tinte und leistet nichts.“ Aber solche Klagen gingen nur von erbitterten Feinden der „Büralisten“ aus und Stein, der sie mittheilt und billigt, muß nachher, wenn er die preußischen Zustände mit denen im übrigen Deutschland vergleicht, doch gestehen: „ich finde in der preußischen Verwaltung trotz großer Mißgriffe ein Fortschreiten in geistiger und militärischer Hinsicht; die Errichtung so vieler Schulen, der Bau so vieler Festungen, die Deutschland schützen, die Anschaffung großer Geschütz-, Gewehr- und Munitions-Vorräthe, die Entwickelung einer sehr großen, vollkommen organisirten Streitkraft beweisen es in großen Zügen und durch große Resultate. Und doch bezahle ich in Preußen nur funfzehn, im Nassauischen zwanzig Prozent.[20]“ Aehnlich sprachen sich andere hellsehende Politiker außerhalb Preußens aus: „Wer macht das alles, was in Preußen vorgeht? wer bestimmt und leitet und ordnet das Gute an, was dort mehr geschieht als in irgend einem andern Lande?“ „Der König hat guten Willen,“ antworteten sie sich, ist ein redlicher, verständiger, gerechter Mann; im Staatsrath ist große Intelligenz; die Oberpräsidenten sind geübt in der Verwaltung und die Beamten trefflich geschult, aber das alles macht es nicht; die eigentlich bewegende Kraft liegt in dem Staat als Ganzem; es arbeitet und drängt ein so frisches und bedeutendes Leben in ihm, daß alle Einzelnen nur als Werkzeuge erscheinen.“ Die Menge urtheilte indeß nicht so günstig; „nur wenige hatten damals auch nur davon ein Verständniß, was ein großartig ausgebildetes Kriegsheer und eine redliche und wolwollende Verwaltung für das Zusammenleben der Menschen zu bedeuten hat.“[20a] Die materiellen Interessen, das konnte doch kein Unbefangener leugnen, waren wol aufgehoben bei einer Regierung, die keine Schulden machte, keine drückenden Steuern ausschrieb und Handel und Wandel von so vielen Fesseln befreite. Aber die Gebildeten, der Adel, der höhere Bürgerstand, die Beamten, die Gelehrten und Geistliche, alle die, welche das Schwert des

Geistes gegen Napoleon geführt hatten, richteten ihre Blicke noch auf höhere Güter als die Segnungen eines patriachalischen Regiments, so zweckmäßig dasselbe auch im Ganzen verfahren mochte. Sie wünschten in Staat und Kirche diejenigen Ideen zur Geltung zu bringen, um deretwillen sie gelitten und gekämpft hatten. Da waren es nun besonders zwei Strömungen, die sich in der öffentlichen Meinung bemerkbar machten: der Hang, zu den Ordnungen der Vergangenheit, mit denen die französische Revolution gebrochen hatte, zurückzukehren, und der Trieb, das fremde Gute, welches in ihr gelegen, deutsch zu entwickeln.

Zunächst überwog doch die reaktionäre Strömung. Es schien deutsch und vernünftig, alles das abzuwehren, dessen Extrem in Frankreich zuletzt Jakobinerthum und Atheismus gewesen war. Aber während die Besonneneren das Alte lebensfähig zu machen suchten, indem sie es einigermaßen reformirten und dann freilich selbst mit sehr mangelhaften Ergebnissen zufrieden waren, stürzte sich die Mehrzahl Hals über Kopf mit ihren Wünschen in die Verehrung des veralteten mittelalterlichen Wesens. Am weitesten gingen dabei diejenigen, welche zugleich das persönliche Interesse trieb. Der Adel, seit seine Güter mobil geworden, seit er, untreu seiner Natur, in Erwerbskonkurrenz mit dem Erwerbstande getreten und dabei natürlich den Kürzeren gezogen, suchte großentheils in absoluter Wiederherstellung alles Alten sein Heil. Schon 1815 bildete sich, zuerst von Wien aus, eine Verbrüderung unter den Rührigsten dieses Standes, der bei der allgemeinen Restauration dort am wenigsten gewonnen, die sogenannte „Adelskette" und breitete sich rasch, obwol lange nicht so gewaltig, als im Bürgerstande geglaubt wurde, überallhin aus. Sie war im Grunde doch mehr ein Zeichen der Zeit als des Standes. Denn selbst in der Philosophie erhielt nun jene Vorliebe für goldene Zeitalter, jene Verschmähung des herrschenden Zeitgeistes wieder die Oberhand, welche, zur Zeit der Fremdherrschaft entstanden, von Fichte, der sie eine „Beschränktheit der Erstorbenheit" nannte, erfolgreich war bekämpft worden. Ihr Hauptvertreter, Schelling, indem er die einen durch Mythologie und Symbolik in die entlegenste Vorzeit, die andern durch phantastische Naturphilosophie von der Betrachtung der gesellschaftlichen Verhältnisse abzog, konnte fast als ein Gehülfe der Dunkelmänner gelten. Denn seine Weltweisheit führte zum Quietismus und begünstigte zunächst das Aufschießen des Wunderglaubens, wie in der That die Mesmeristen, die Theosophen und Geisterseher jetzt wieder viel Zulauf hatten. Ebendahin trieb die romantische Dichtung, die, einst um den Aufschwung des Deutschthums hoch verdient, sich nun desto weiter von der Gegenwart abehrte und in unter- und überirdische Regionen, in das Reich der Träume und Geister flüchtete, je mehr im Staate einerseits die Illiberalität, andrerseits eine gewisse nüchterne Verständigkeit aufkam. Da suchte v. Arnim in der Poesie die Politik zu vergessen, da setzte Fr. Schlegel das vollendetste Leben in dem brütenden Müssiggang der Hindu, das Ideal des Menschenthums in Pflanzenähnlichkeit, während Novalis (v. Hardenberg) und Ludwig Tieck (geb. 1773, gest. 1853 zu Berlin) hier, auf der Asche des Volksenthusiasmus von 1813 eine „wunderbare Märchenwelt mondbeglänzter Zaubernacht" erbauten. Solch Dämmerlicht that den überreizten Geistern wol und stimmte zu der Ruhebedürftigkeit der Massen; es erleichterte aber auch den Obskurantismus, welcher nach dem Scheitern der Revolution sich wieder eingenistet hatte. Am breitesten machte er sich in der

Kirche; auch in der protestantischen. Von der Thatsache ausgehend, daß auf die Vernunft allein eine religiöse Weltanschauung sich nicht gründen läßt, gelangte ein Theil der Glaubensbedürftigen unter den Evangelischen zu einem Mystizismus und Pietismus, der in der Abtödtung des mit der Erbsünde behafteten Fleisches und im gefühlsseligen Aufgehen in unverständlichen oder unklaren Dogmen und Symbolen den Inhalt, in heimlichen Konventikeln die Form der wahren Religion fand; eine Richtung, die bald in Muckerei ausartete und bei fast allen ihren Anhängern geistlichen Hochmuth, bei einigen zu den unsittlichsten Verirrungen führte; wurde doch in den Mucker-Konventikeln zu Königsberg eine Art von Kultus mit dem Geschlechtsgenuß getrieben, so daß die Polizei gegen diese „stillen Frommen“ einschreiten mußte. Von solchen Gegnern hatte der Rationalismus nichts zu fürchten; dagegen verlor er viel Boden an einen tüchtigeren Feind: die Orthodoxie. Zu Anfang des Jahrhunderts war an die Alt- und Strenggläubigen, welche als einzige religiöse Erkenntnißquelle die Bibel ansahen und einem jeden Theile derselben göttlichen Ursprung beilegten, ein kleines Häuflein; jetzt wuchs es mächtig, weil man die verderblichen Wirkungen des französischen Aufkläricht kennen gelernt hatte. In Preußen traten als die geschicktesten Vorkämpfer der Orthodoxie Hengstenberg in Berlin, und Tholuck in Halle auf; sie führten mit den Häuptern des Rationalismus, Wegscheider und Gesenius in Halle, einen erbitterten Kampf, in welchem sie schon darum das Uebergewicht hatten, weil sie konsequenter waren als ihre Gegner, die einen Theil der Offenbarung annahmen, einen andern ablehnten. Indessen auch diese Orthodoxen schienen manchem religiös Gestimmten noch nicht konsequent genug. War nicht die ganze Reformation in gewisser Beziehung eine Revolution? war sie nicht eine Auflehnung der Vernunft wieder die Autorität? hatte sie nicht dem schönen bunten eigenartigen Mittelalter ein Ende gemacht? So fragten sich besonders unter den Romantikern viele; auch bei sonst nüchternen Köpfen kam der Protestantismus in Mißkredit, und die welche das Katholisiren am folgerechtesten vornahmen, wurden geradezu katholisch, kehrten, wie Schlegel und Görres, in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurück. Solcher Abfall schreckte dann wieder den einschlummernden Volksgeist auf, der in Preußen doch noch immer protestantisch genannt werden mußte, wenn auch die Zahl der katholischen Unterthanen jetzt groß war. Man wurde auf das Treiben der Jesuiten aufmerksam, man redete wieder von Pfaffen und Finsterlingen und vom Antichrist in Rom. Die Besorgniß stieg, als der Kronprinz sich 1823 mit der katholischen Prinzessin Elisabeth von Baiern und der König sich 1824 mit der katholischen Gräfin Auguste v. Harrach vermählte. Man witterte in der Agende des Königs etwas Katholisches, obwol man dann eher an Petersburg als an Rom hätte denken können. Die sonderbarsten Gerüchte gingen durch das Land; es hieß, die Jesuiten wollten mit Hülfe der Harrach den König römisch machen. Die Regierung hatte (1823) das Münzwesen umgewandelt, für den ganzen Staat den Thalerfuß und den Thaler zu 30 statt zu 24 Sgr. eingeführt, auch das Briefporto und das Chausseegeld erhöht und machte mit diesen Finanzmaßregeln einen erklecklichen Gewinn. Gleich hieß es nun, diese Operationen seien wegen der Familie Harrach geschehen, die das Geld millionenweise einstecke.[21] So ungerecht diese Befürchtungen auch waren,

es ließ sich doch nicht leugnen, daß die äußerste Konsequenz der Reaktion auf dem Gebiete des Glaubens die Rückkehr unter den Papst sein mußte.

Diese Erkenntniß trug schon viel dazu bei, die überwiegende Mehrheit umzustimmen und ihr das Deutschthum und die Vernünftigkeit einer unbedingten Bekämpfung der Ideen von 1789 verdächtig zu machen. Aber es kam noch manches andere hinzu, was der öffentlichen Meinung allmählich eine revolutionäre Richtung gab. Von Anfang an hatte sich neben den Romantikern und Rückschrittsmännern eine Partei klarer und praktischer Köpfe behauptet, welche, wie W. v. Humboldt und Hardenberg, aus der französischen Revolution gewisse richtige Prinzipien, namentlich den Grundsatz der Mobilisirung des Eigenthums und der politischen Gleichheit der Staatsbürger, die in Preußen ja der allgemeinen Wehrpflicht entsprach, glaubten übernehmen und nach den heimischen Bedürfnissen gestalten zu müssen. Es gehörten zu ihr die meisten der Reformer von 1808 bis 1811 und sehr viele Beamten. Diese durften mit ihren Ansichten freilich nicht laut hervortreten; die Reaktion spionirte zu eifrig, um den demokratischen Staatsdienern auf die Spur zu kommen; aber jeder in seinem Amtskreise wirkten sie still und energisch in dem Sinne des Staatskanzlers und richteten soviel als möglich den Staat im Geiste jener Reformperiode ein, die ihre Blüthezeit gewesen war. Einen Vereinigungspunkt und eine Stütze bot ihnen der Freimaurerorden, der sein elastisches Prinzip, die Humanität, als Liberalismus verstand, aber nur den Zuverlässigen so erklärte. Der Todfeind dieser Partei, der feudalgesinnte Grundadel, lieferte ihr im Kabinete manche Schlacht, brachte ihr manche Niederlage bei, aber sie blieb aufrecht und wirksam, weil sie den Kern der Büreaukratie ausmachte und der König die Personen nicht massenweise wechseln mochte. Die Feudalen hatten noch zur Zeit ihres größten Einflusses zu klagen: „das Beamtenthum sei demagogisch, im Staat herrsche Gleichmacherei, Adel und Militär würden nicht genug bevorzugt, vielmehr spiele ihnen die Zivilbehörde auf der Nase.[22]“ Dennoch war nach der Meinung des urtheilslosen Volks nicht der Grundadel, sondern die Büreaukratie der entschiedenste Feind einer zeitgemäßen Staatsentwickelung, weil jene in der Form ganz absolutistisch verfuhr und weil sie vor der Oeffentlichktit die Absicht ihrer Regierung immer mehr in die Sprache der Reaktion einkleiden mußte. Aber die Erfolge ihrer Thätigkeit zeigten sich den Schärferblickenden in dem wachsenden Selbstgefühl des gemeinen Mannes, in der Aufklärung, die durch die Schulen auch in die unteren Schichten drang, in dem Verschwinden alter Vorurtheile, z. B. des Geburtsvorurtheils, überhaupt in der Gleichmacherei, die in der Gesellschaft aufkam. Alles dies waren Elemente, die, wenn der Staat so blieb als er war, nämlich eine absolute Monarchie mit ständischem Beiwerk, über kurz oder lang das Volk zu ihm in eben die Opposition bringen mußte, welche die Reaktion bei ihm schon jetzt argwöhnte.

Daß aber die Opposition nachmals einen bösartigen, einen wirklich revolutionären Charakter erhielt, war weder die Schuld der liberalen Beamtenschaft, noch ein Erfolg jener demagogischen Gelehrten und Literaten, welche außerhalb Preußens ihre mehr oder weniger zerstörungslustigen Theorieen predigten; sondern einzig und allein die Folge der Unvernunft, der Maßlosigkeit, mit welcher die Reaktion zu Werke ging. Die karlsbader Beschlüsse und die Demagogengesetze, die darauf folgten, sind der eigentliche Ausgangspunkt der Revolution.

gewesen, die dreißig Jahre später Deutschland erschütterte. Denn durch jene unheilvollen Maßregeln traten die Regierungen der Nation als eine feindliche Macht gegenüber und untergruben mehr, als Demagogen es gekonnt, den loyalen Sinn, der so tief und stark in ihr wurzelte; sie untergruben aber auch das Deutschthum, welches sie zu vertheidigen meinten. Denn da sie jedes deutsche Buch, das Zeitgeschichte oder Politik behandelte, und jede deutsche Zeitung unter Zensur stellten, die Zensoren aber zum Theil Leute von unglaublicher Rohheit und Gemeinheit waren, denen seine Geisteskinder zur Mißhandlung, Verstümmelung, Verfälschung auszuliefern gerade ein tüchtiger und ehrenwerther Schriftsteller am wenigsten Lust haben konnte; so geschah es, daß die Gebildeten deutscher Nation ihre Augen von den unerquicklichen heimischen Verhältnissen ab- und der Fremde zuwandten, daß man ausländische Geistesnahrung suchte, daß die Theilnahme, welche der eigene Staat abwies, fremder Politik, besonders dem französischen Staatsleben zufiel, und daß in demselben Grade, wie das Verständniß und das Interesse für deutsche Staatsformen schwand, sich französische Anschauungen und Ideen einnisteten. War die liberale Partei bisher auf deutsche Weise freisinnig gewesen, so wurde sie nun erst allmählig französisch revolutionär. Sie gewöhnte sich, in dem Bunde nichts als den Schergen Metternichs und in der heimischen Regierung nichts als ihren Widerpart zu sehen, der in eigener Sache Büttel sei. Das Recht verlor ihr an Würde, da es von denen gebeugt wurde, die es schützen sollten, und auch die innere Politik schien nur ein Machtspiel, wie es die äußere immer gewesen war. Und wenn schon diese Gründe zum Mißmuth allen deutschen Stämmen gemeinsam waren, was sollte nun erst die preußische Nation von ihrer Regierung halten, welche das Volk von 1813 über einen Kamm schor mit den Bevölkerungen des ehemaligen Rheinbunds, ja ihm noch weit weniger Recht einräumte als diese besaßen; welche die verdientesten Männer wie Arndt in den Kerker warf, oder wie Schleiermacher und Gneisenau mit Spionen umgab? Das erregte mehr Galle als das Vorenthalten einer Reichsverfassung, für welche die preußische Nation im Großen und Ganzen jetzt noch nicht schwärmte. Es geschah in jener Zeit, wo die Regierung ins Schlepptau Oesterreichs und Rußlands gerieth, nach außen unselbständig auftrat und daheim überall Demagogen witterte, daß bei einem Theile der Gebildeten der Stolz auf das spezifische Preußenthum einen Stoß erlitt, daß sie Vergleiche anstellten, aber nicht immer so unbefangen urtheilten wie Stein, daß sie mehr und mehr auf den Gedanken kamen, ihre Zustände seien nicht anders beschaffen, wie die der deutschen Mittel- und Kleinstaaten, oder wol gar schlechter, daß endlich die schwarzweiße Fahne um einen Grad in der Werthschätzung sank und die schwarzrothgoldene, als das Sinnbild einer besseren Zukunft, in den Gedankenkreis der Mißvergnügten einzog.

Die Unklarheit über das, was eigentlich im Besonderen geschehen solle, blieb indeß; sie bildet den Haupt-Charakterzug der Politisirenden jener Zeit. Was Wunder, daß die öffentliche Meinung, da sie nicht bestimmt wußte, was sie wollte, sich nicht zu einer Macht ausbildete? Im Grunde existirte sie kaum. Gewiß war nur, daß die Mehrzahl der Gebildeten von ihren politischen Zuständen nicht befriedigt wurde. „Können wir denn wirklich sagen," schrieb der berühmte und so geistvolle wie freisinnige hamburger Buchhändler Perthes im Frühjahr 1820, „können wir wirklich sagen, daß in Deutschland eine öffentliche

Meinung ist? Wie häufig haben wir erlebt, daß ein Paar gewandt geschriebene Zeitungsartikel Widerhall in allen anderen Blättern hervorriefen und die Stimmung um- und nochmals umdrehten! — Es hören wol nur Wenige die Stimmen von so verschiedenartigen Männern aller politischen Richtungen, wie ich, und dennoch weiß ich auch nicht für ein einziges Verhältniß zu sagen, wie die öffentliche Meinung über dasselbe denkt. Will man sich aber aus den Zeitungen Rath erholen über die Stimmung der Nation, so wird man erfahren, daß gerade die bedeutendsten und edelsten Männer dort niemals vernommen werden. Die Unterrichteten, die Guten, die Rechtlichen hüllen sich bei uns in ihre Tugend und schweigen, sei es aus Bequemlichkeit, oder aus sittlicher Vornehmheit, oder aus aristokratischem Ekel; aber es klagen, lärmen und schreien alle, die es besser und behaglicher haben wollen und dennoch jede Anstrengung scheuen, um Einsicht in die wirklichen Verhältnisse zu erlangen. Wie oft stehen eigentlich böse und schlechte Kerle an der Spitze der schreienden Schreiber! Wo ist nun die öffentliche Meinung?"[22a)]

Vielleicht hätte indeß das träumerische Wesen des „Denkervolks" diesen Mißmuth bald wieder überwunden, wenn nicht von Zeit zu Zeit von außen her Anreizungen zu politischem Streben erfolgt wären, die um so energischer wirkten, weil die Nation auf die Ansicht der ausländischen Staatsverhältnisse beschränkt war. Draußen aber entlud sich bald da, bald dort die Revolution, die in der Luft lag, in schweren Schlägen. Welch Interesse erregte dies Schauspiel bei den Deutschen, denen es so neu war. Sie begeisterten sich für die Freiheitsbestrebungen der Griechen wider die türkischen Barbaren, bildeten Philhellenen-Vereine, sangen und sammelten für die griechische Freiheit; sie erwärmten sich auch für die romanischen und amerikanischen Revolutionen, und es konnte nicht fehlen, daß sie aus diesen Ereignissen mit der ihnen eigenen Assimilationskraft allerlei revolutionäre Ideen und Neigungen in sich verarbeiteten, die dann langsam zu Thaten reifen konnten.

Die heißblütige akademische Jugend forderte solche schon jetzt; da die Regierungen ihr den Krieg erklärt hatten, so ergab sie sich nun wirklich einem revolutionären Treiben. 1821 bildete sich aus ihr eine in Deutschland neue Erscheinung: geheime politische Gesellschaften. Sie waren nach dem Muster derer eingerichtet, die damals in Italien (den Karbonari), in Spanien, Frankreich, Griechenland, Rußland bestanden, und beschränkten sich zunächst auf die Universitäten, wo die verbotenen Burschenschaften nun heimlich tagten und die Politik, die süße verbotene Frucht, zum Hauptzweck ihrer Vereinigung erhoben. In Preußen waren Halle, Berlin, Breslau die Spitze dieser studentischen Verschwörer. Sie hielten mit den Burschenschaften vieler anderer deutschen Universitäten allgemeine Burschentage, innerhalb deren eine engere politische Verbindung, der „Jünglingsbund", die eigentlichen Revolutionslustigen umschloß. Ihr Zweck war, Deutschland mit Wort und That zu revolutioniren, und ihre Hoffnung der „Männerbund", der, wie sie glaubten, im Militär, namentlich im preußischen, und in der bürgerlichen Gesellschaft bestand und auf ähnliche Weise wie sie, dasselbe Ziel verfolgte. Schon 1822 mußten sie freilich diesen Glauben fahren lassen, aber sie lösten darum den Jünglingsbund nicht auf, sondern beschlossen eine günstige Gelegenheit abzuwarten und suchten die Sicherheit ihres Geheim-

nisses mittlerweile dadurch zu verstärken, daß sie ein neues Erkennungszeichen annahmen: „Bist du schon auf dem Johannisberge gewesen?" sollte die Frage, „Ja ich war im Mai dort", oder: „ich werde im Mai dort hingehen" sollte die Antwort des Bundesbruders sein. Indessen die Polizei kam dennoch bald dahinter, noch vor Ablauf des Jahres 1823 wurden diese politischen Verbindungen aufgespürt und lieferten nur der Reaktion neue Waffen. Die beiden Großmächte beuteten diese Entdeckung aus, um die Beschlüsse von Karlsbad und Wien zu verlängern und die konstitutionellen Staaten Süddeutschlands, wie den ganzen Liberalismus von neuem anzugreifen. Metternich schlug sogar vor, die deutschen Universitäten gründlich umzugestalten und insbesondere die akademische Freiheit zu vernichten, was jedoch von Preußen abgelehnt wurde. Die Phantasterei jener ersten Regungen des revolutionären Geistes machte ihn selbst, sammt der Trikolore, welche das Abzeichen der Burschenschaften war, lächerlich, und die öffentliche Meinung in Preußen neigte sich eine Zeit lang wieder mehr der im Staate herrschenden Partei zu. Der Anflug von revolutionärer Stimmung bei einem Theile der Gebildeten verblaßte, und wenn die Regierung, wie sie verhieß, durch Ausbau ihrer Provinzialständeordnung, „dem Geiste der älteren deutschen Verfassungen, der Eigenthümlichkeit des preußischen Staats und den wahren Bedürfnissen der Zeit" wirklich Rechnung trug, so war die Nation befriedigt. Aber eben jenes geschah nicht, man ließ die kümmerlichen Stände kümmerlich bleiben, und als in Folge der französischen Julirevolution 1830 eine neue Aufregung der Geister in Deutschland eintrat und nun auch die norddeutschen Kleinstaaten in den Konstitutionalismus hineinriß, als gar in Polen 1831 ein furchtbarer Aufstand und in Rheinbaiern 1832 eine demokratische Bewegung erfolgte, da gerieth die preußische Regierung wieder in die äußerste Furcht vor allem Volksthümlichen und führte im Verein mit Oesterreich gegen den deutschen Volksgeist die schwersten Schläge. Auf Betrieb der beiden Großstaaten hob der Bundestag 1832 das Steuerbewilligungsrecht der Stände in den konstitutionellen Bundesstaaten fast ganz auf, unterdrückte alle Vereine und Volksversammlungen, alle freisinnigen Blätter, schaffte die Preßfreiheit, die der Großherzog von Baden soeben erst gegeben hatte, wieder ab, verbot das Tragen deutscher Farben und ordnete eine neue Demokratenjagd an. Zugleich erneuerten König Friedrich Wilhelm und Kaiser Franz ihren Bund mit Rußland, wo seit Alexanders Tode (1825) dessen Sohn Nikolaus gebot. Nachdem dieser energische Fürst den polnischen Aufstand in Strömen von Blut erstickt hatte, trat er als Hort des Absolutismus in Europa und als Todfeind der Reform wie der Revolution, des Ständewesens wie der Konstitution auf. „Ich verstehe", sagte er einmal zum amerikanischen Gesandten, „daß man ein aufrichtiger Republikaner und ein aufrichtiger Absolutist sein kann, aber das Verfassungswesen ist eitel Heuchelei. Sein Einfluß auf den preußischen Hof, dem er durch Familienbande so nahe stand, wuchs von Jahr und Jahr; die Fanatischen unter den Rückschrittsmännern betrachteten ihn bald wie einen „Vater", und auch die anderen sahen alles Heil für Preußen nur in dessen unbedingtem Anschluß an die russische Politik. Da aber der Regierung jetzt Konstitution und Revolution dasselbe bedeuteten, so geschah es, daß auch die Verfassungsfreunde sich gewöhnten, die eine nicht ohne die andere zu denken. Und die Zahl dieser Partei mehrte sich immer; sie erhielt Zuwachs von den verschie-

denſten Seiten. War die Nation ſchon längſt durch Vaterlandsliebe, Bildung und Beſonnenheit mindeſtens ebenſo reif zu einer Betheiligung an der Politik, wie ihre mit Konſtitutionen bedachten Nachbarn, ſo hatte jetzt gegen Ende der dreißiger Jahre der Volksgeiſt ſich noch höher entwickelt. Gelehrte, wie in den Naturwiſſenſchaften Liebig, Beſſel, Hufeland, Hahnemann und der Ariſtoteles der Neuzeit, A. von Humboldt, in der Geographie K. von Ritter, in der Geſchichte Fr. von Raumer, Ranke, Stenzel, Voigt, Schloſſer, Rotteck, Luden, Hammer-Purgſtall, Eichhorn, in der Sprachforſchung die Gebrüder J. und W. Grimm, lehrten ihn alle Erſcheinungen der Natur, der Geſchichte, der ſittlichen Welt als organiſche Entwickelungen aufzufaſſen. Zugleich war die materielle Kultur im Schutze des langen Friedens mächtig fortgeſchritten; gefördert durch den erſtaunlichen Aufſchwung, den die Wiſſenſchaft nahm. Sie durchdrang mehr und mehr das praktiſche Leben. Land- und Forſtwiſſenſchaft, Fabrikweſen und Kriegskunſt, Handel und Ackerbau, alles wurde nun rationell betrieben. Die Naturwiſſenſchaft ſchritt raſch von Entdeckung zu Entdeckung vor und zeigte, wie ſolche praktiſch zu verwerthen. Der Wolſtand der Nation wuchs zuſehends und in der Bildung durfte ſie ſich mit jedem Volke der Welt meſſen. Wie bitter mußte es ſie kränken, wenn ſie gleichwol von oben herab wie ein unmündiges Kind betrachtet wurde. Es war ein tief verletzender Schlag, jenes Wort des Miniſters von Rochow, der 1838 den Elberfelden, weil ſie den ſieben göttinger Profeſſoren, die gegen die gewaltſame Aufhebung der hannöverſchen Verfaſſung proteſtirt hatten, ihre Anerkennung durch eine Adreſſe ausgeſprochen, dies Unterfangen grob verwies und dabei hochfahrend von „beſchränktem Unterthanenverſtande“ ſprach. Denn der Mittelſtand fühlte ſich bereits. Seine Hauptſitze, die Städte, bargen jetzt eine Bevölkerung, die, an Selbſtverwaltung gewöhnt und ſich ihres materiellen und geiſtigen Vermögens bewußt, mehr und mehr den Wunſch empfand, die demokratiſchen Grundſätze, die in ihren kommunalen Einrichtungen ſteckten, auf den Staat übertragen zu ſehen. Die großen Induſtriellen zumal, fanden den Antheil, den man der bürgerlichen Plutokratie in den Provinzialſtänden eingeräumt, ebenſo ungenügend wie die ganze Einrichtung ſelber. Viele Beamten hinwieder fanden, daß ihre geſellſchaftliche Stellung, angeſehen wie ſie war, von Jahr zu Jahr weniger Erſatz bot für die Entbehrungen, die ihnen ein knappes Gehalt auflegte, und hielten dafür, eine Volksvertretung würde auch in Geldſachen liberal ſein. Noch weit mehr wurde eine ſolche von denjenigen ſtudirten Leuten erſehnt, die weder als Mitglieder der Büreaukratie Einfluß und Anſehn, noch durch Reichthum viel Genüſſe hatten. Aerzte, Advokaten, Lehrer, Geiſtliche, Literaten verlangten, daß man der Intelligenz ebenſo gut politiſche Rechte zuertheile als dem materiellen Beſitz. Ein nicht unbedeutendes Kontingent zu den Verfaſſungsfreunden ſtellten ferner die J u d e n. Die preußiſche Regierung war gegen ſie immer wolwollender geweſen als andere deutſche Staaten, wolwollender auch als das Volk. Hatte doch dieſes im Zorn über das Eindringen von Juden in den ländlichen Grundbeſitz, den ſie ausſogen, und über den noch ſchwereren Druck, welchen ſie durch koloſſale Gewerbeetabliſſements auf das Handwerk übten, noch im Jahre 1819 durch ganz Deutſchland, von Süden zum Norden, eine Art von Judenverfolgung ausgeübt, die ſich freilich nur in dem Schmähruf Hepp! Hepp! äußern durfte. Aber ſeitdem war die Stimmung der

Nation ihnen günstiger geworden und sie durften hoffen, daß in einer Volksvertretung ihre Sache von der liberalen Partei würde erfolgreich vertreten werden. Bei weitem die meisten Mißvergnügten waren es indeß weniger aus einem Sonderinteresse, als in Folge der revolutionären Elemente, welche den Gebildeten durch Literatur und durch Philosophie, durch oppositionelle Schriften und durch oppositionelle Kathedervorträge eingepflanzt wurden. Bis gegen Ende der zwanziger Jahre hatte in der schönen Literatur die Romantik den Ton angegeben, und zwar meist einen solchen, den die Reaktion gern hörte. Dissonanzen waren dagegen wenig aufgekommen; solche klangen nur dem feineren Ohre in den Dichtungen gerade des talentvollsten berliner Schriftstellers jener Zeit, Adalberts von Chamisso, der aus einem Franzosen[23] im Exil an Geist, Gesinnung und Sprache der trefflichste Deutsche geworden war. Aber während Chamisso in der Gegenwart ein unabweisliches Uebel still grollend ertrug, unternahm es eine Schar vorzüglicher Talente mit leidenschaftlichem Eifer die Reaktion wenigstens mit der Feder aus dem Felde zu schlagen. Es bildete sich eine neue Literatur, welche die Poesie durch Politik und Philosophie zu vertiefen und das Schriftenthum für die Verhältnisse der Gegenwart zu verwerthen suchte. Ihre Richtung war wesentlich polemisch; mit voltärischer Gewandtheit griff sie alles Bestehende, wo es ihr mit den neuen Ideen der Zeit im Widerspruch zu stehen schien, leidenschaftlich an; predigte in dem Verhältniß des Volks zum Staat die Demokratie, im Verhältniß des Mannes zum Weibe die freie Liebe, im Verhältniß der Nationen zu einander die allgemeine Brüderlichkeit und in dem der Religionen eine Toleranz, die im Grunde Indifferenz war; Demagogie, Emanzipation des Fleisches wie des Geistes, Kosmopolitismus, Widerchristlichkeit waren ihre mehr oder weniger verhüllten Tendenzen. Damit meinte das „junge Deutschland“ die Welt herrlich zu erneuern. Das Haupt dieser Schule war Heinrich Heine,[24] dessen auflösender Witz das meiste dazu beigetragen hat, den Glauben an die alten Autoritäten zu erschüttern. Denn die zugleich anmuthige und geistreiche Form, durch die sich die Schriften des jungen Deutschlands überhaupt auszeichneten, war bei ihm am vollendetsten; und die brillianten Gedanken, die er scheinbar leicht spielend um die Spitzen seiner schärfsten Pfeile wand, blendeten, daß man nicht sah, wie er mit manchem Vorurtheil auch viel Edles zerstörte. Es war in ihm eine seltsame Verbindung wahrhafter Poesie, die namentlich sein „Buch der Lieder“ durchweht, mit einem Geist der Verneinung, der Frivolität und eines Cynismus sonder Gleichen. Diese wunderbar schön schillernden Schlangen, die schlammvergnügt sich in den Schwanz beißen, unter den zarten holden Blumen, die soviel süßes Gift hauchen, wer sah sie nicht gern? Der Reiz des Verbotenen erhöhte den Genuß: mit Gier wurde in Deutschland verschlungen, was der verbannte „Soldat der Revolution“ in Paris schrieb und auch die anderen Schriftsteller Jung-Deutschlands, von den Preußen zumal K. Gutzkow und Th. Mundt, von den älteren Genossen besonders L. Börne, fanden einen weiten und begeisterten Leserkreis. Die Wirkung dieser Literatur ähnelte nun in hohem Grade derjenigen, der sechszig Jahre früher von der revolutionären Literatur in Frankreich war geübt worden: sie zersetzte, besonders bei der gebildeten Jugend, die Meinung von dem Werthe des Altüberlieferten und entflammte den Wunsch, es in Staat und Kirche, Familie und Gesellschaft zu beseitigen, damit ein unklar vorgestelltes

Neues Platz greifen könne. Selbst die Nationalität erschien nun im Lichte dieser neuen Weltsonne, welche Jungdeutschland prachtvoll verkündete, wie ein Kindermärchen; das Preußenthum sollte ebensowol wie die Kleinstaaterei eine Thorheit sein, und den Vorgeschrittenen galt auch das Deutschthum für ein überwundener Standpunkt. Heine namentlich, der in Paris zwischen deutschen und französischen Ideen vermittelte, machte mit der Franzosenfresserei, die lange geherrscht, auch ehrenwerthere Aeußerungen des deutschen und des preußischen Patriotismus lächerlich, und gar die Befreiungskriege, die ja in der That weniger Frucht getragen als sie sollten, waren, wenn man ihm und den Seinen glaubte, fast nur ein monströser Irrthum.

Mit mehr Ernst griff das liberale Professorenthum die Sache an. Die „Weltgeschichte" K. v. Rottecks in Freiburg, indem sie die Thatsachen und Personen ganz einseitig nur nach dem Maßstabe schätzte, ob sie der Volksfreiheit genützt oder geschadet, war sehr geeignet, im Volke das politische Bewußtsein zu wecken, es mit Haß gegen Willkürherrschaft, mit Begeisterung für die Freiheit zu erfüllen, und durch ihre geschickte Darstellung, ihren populären Ton gewann sie sich zahllose Leser. Noch nachhaltiger wirkte David Strauß in Tübingen; sein Buch „Leben Jesu" (1835) war der furchtbarste Angriff, der gegen die christliche Theologie je ist geführt worden. Mit ähnlicher Kühnheit und in streng wissenschaftlicher Weise bekämpften seit 1838 die „hallischen Jahrbücher" von Arnold, Ruge und Echtermaier den Zopf in der Wissenschaft, die Orthodoxie und den Pietismus in der Kirche, alle Arten von Reaktion in dem Staate. Unter den Mitarbeitern dieser Zeitschrift finden sich Namen, die zum Theil heute einen sehr hohen Klang bei uns haben, wie Rosenkranz in Königsberg, Droysen, Kugler in Berlin, Schaller in Halle, Pott, Preller, Prutz, von Uechtritz, Ad. Stahr. Der kölner Streit vereinigte dann einen Augenblick alle freisinnigen Federn gegen den Jesuitismus und das Papstthum, Mächte, über deren Gefährlichkeit die öffentliche Meinung vornehmlich durch des Professors L. Ranke „Geschichte der Päpste" aufgeklärt wurde.

Während diese Schriftsteller mit offenem Visir stritten, arbeitete der Reaktion still und heimlich in Berlin ein Feind entgegen, den sie gerade zu ihren Bundesgenossen zählte, die hegelsche Philosophie. Weit abweichend von Schelling suchte Hegel in der Vernunft wieder die einzige Quelle aller Erkenntniß und trat dadurch in den entschiedensten Gegensatz zu dem herrschenden Glauben; seine Lehre widersprach auch der bestehenden Staatsform, denn der sittliche Organismus, als welchen er den Staat lehrte, sollte nach ihm den allgemeinen objektiven Geist der Nation verkörpern, daher verlangte er für Preußen die konstitutionelle Monarchie. Aber weil sein System sich in schwerfälligen Kunstausdrücken bewegte, welche das allgemeine Verständniß hinderten, so erschien es der Reaktion als eine Anleitung zum Abstrahiren von allem Wirklichen, womit sie zufrieden sein konnte; ja eine Zeitlang durfte man die hegelsche Philosophie als preußische Staatsphilosophie betrachten; sie stand in Gunst und Ansehn bei der Regierung und drang nicht bloß in alle Wissenschaften, denen sie, wie die kantische einst, neue Lebenskraft zuführte, sondern auch in das ganze jüngere Beamten- und Gelehrtenthum. Ihre freisinnigen Tendenzen wurden nach Hegels Tode (1831) durch seine Schüler, die „Junghegelianer", namentlich durch Rosenkranz, noch schärfer zugespitzt

ohne sofort größeren Verdacht zu erregen, da ihre Form nicht viel durchsichtiger wurde.

Die geschilderten Einflüsse, mächtig wie sie waren, konnten indeß den oppositionellen Geist doch nur in dem verhältnißmäßig kleinen Kreise der Gebildeten einbürgern; denn das ließ sich nicht leugnen, einen zahlreicheren, behaglicheren Mittelstand als jetzt hatte es nie gegeben und gab es außerhalb Deutschlands nicht; Grund zu revolutionärer Unzufriedenheit hatte die Masse der Nation also nicht. Daß jener Geist gleichwol auch in den Massen anfing Wurzel zu schlagen, war eine Folge der neuen Volks-Pädagogik, welche die Regierung selber einführte. Ihr Hauptziel war bereits seit den Befreiungskriegen die Verwirklichung des pestalozzischen Gedankens, „naturkräftige, unverdorbene Jünglinge aus dem Volke selbst zu Volksbildnern zu erziehen, sie mit allen den Kenntnissen auszurüsten, wodurch sie befähigt würden, ihre Standesgenossen auf eine höhere Stufe der Kultur zu erheben, damit sie werkthätigen Antheil nehmen könnten an einem freien, menschenwürdigen Volksleben."

Zweierlei verhinderte, daß diese schöne, edle Idee wirklichen Segen brachte. Zunächst, was verstanden die angesehensten Vertreter derselben unter der Humanität, zu der sie den gemeinen Mann erziehen wollten? Jedenfalls nicht dasselbe wie der „christliche Staat", denn dieser hielt das Christenthum für ein nothwendiges Merkmal, wo nicht für den Inbegriff der wahren Humanität; jene aber betrachteten, wie Lessings Nathan, die Humanität als ein dem Christenthum Uebergeordnetes. So traten Politik und Pädagogik mit einander in einen Widerspruch, bei dem die Gesellschaft, die den Staat ausmachte, leiden mußte. Sodann konnte die höhere Bildung, die man dem Volksschullehrer geben wollte, eine ganze und in sich fest begründete sein oder nur eine halbe, schwankende? und wenn man mit Hülfe jener vortrefflichen Methode, die von Diesterweg in Frankfurt a. M., dann in Mörs gelehrt wurde, wirklich eine gründliche Bildung der Volksschullehrer erzielte, würde der Staat ihnen die bürgerliche Stellung und eine solche Besoldung gewähren, wie sie nach ihrem Bildungsgrade beanspruchen mußten? Er konnte oder wollte es nicht. Dennoch richtete Altenstein die Seminarien nach Diesterwegs Grundsätzen ein und berief diesen selbst zu Anfang der dreißiger Jahre als Direktor des Haupt- und Musterseminars nach Berlin.

Während nun Diesterweg selber mit pädagogischer Begeisterung und tüchtigem Wissen wenigstens formell gutgeschulte Lehrer bildete, blieb man anderwärts, wo man seine Methodenlehre nachahmte, hierin allzu oft auf halbem Wege stehen, eignete sich dagegen desto häufiger seine Ansicht an, daß in der Pädagogik das christliche Element nicht das wichtigste sei. Es ergab sich nun aus dieser Volkserziehung einerseits der Vortheil, daß sich das Maß von Kenntnissen und die Aufklärung in der Nation erheblich vermehrte, andrerseits der Nachtheil, daß der religiöse Sinn in den unteren Volksklassen mehr und mehr verkümmerte, weil die Schule ihn statt auf ein Konkretes, auf Abstraktes, statt auf das positive Christenthum auf eine allgemeine Religiösität hinwies, die am wenigsten das Volk befriedigen kann. Es traf aber auch der soziale Schaden ein, welchen Riehl schildert: „Aus dem Bauernstande hervorgegangen, lebten die Dorfschulmeister früher in und mit demselben, und ihre Lehre ging eben nicht viel über die Bauernweisheit hinaus. Jetzt wurde dem Lehrer, um ihn und dadurch den

Bauer über sich selbst hinauszuheben, in den Seminarien eine höhere Bildung beigebracht, zu der doch alle Grundlage fehlte. Der Bauer wurde in ihm ausgetilgt, aber der Gebildete konnte nur halb an dessen Stelle gepfropft werden. In dem neuen „Herrn Lehrer" erschien jetzt nicht selten der alte „Dorfschulmeister" wie ein studirter Bauer, der von Gelehrsamkeit übergeschnappt ist. Gerade diese echt moderne Stimmung, daß sich der Mann nicht wohl fühlt in seiner Haut und fort und fort die Schranken seines Standes und Berufs durchbrechen möchte, ward den Bauern durch die Schulmeister eingeimpft. Der Schulmeister sucht natürlich den Stand der Halbbildung, zu welchem er selbst übergegangen, auch den dummen Bauern mitzutheilen und dieselben von Bräuchen und Herkommen gründlich zu befreien. Die Mißachtung seitens der Aristokratie des Dorfs ferner macht den ehrgeizigen Schulmeister vollends unzufrieden mit Gott und der Welt. Man hatte ihn verbessern wollen und er war mit einem Male ein Proletarier der Geistesarbeit, der das ungekannte Gefühl der innern Zerfahrenheit und Weltverbitterung in das Dorf getragen, der, wenn er auch nicht gerade die Sozialreform ausdrücklich predigte, doch in seiner ganzen Erscheinung als eine leibhafte Aufforderung zum Umbau der Gesellschaft sich darstellte."

Ein anderer Uebelstand lag in dem Verhältniß des Dorfschullehrers zum Dorfpastor; das Gesetz stellte ihn eigentlich unter des letzteren Aufsicht, aber da er gelehrt worden war, sich als den Träger der Bildung und die Kirche als eine zweideutige oder entbehrliche Bundesgenossin, wo nicht als eine Feindin der wahren „Humanität" zu betrachten, so ordnete er sich dem Geistlichen nur dann gern unter, wenn dieser rationalistisch gesinnt war; öfters standen beide in einem gespannten Verhältniß, wozu auch manchmal bei dem einen oder dem andern der Hochmuth beitrug, oder sie kümmerten sich um einander so wenig als möglich. Gingen sie Hand in Hand, so verfolgten sie weit häufiger den Zweck einer allgemeinen Aufklärung als einer christlichen Bildung.

Die erstere unter den Bauern zu verbreiten, waren indeß noch andere Umstände thätig. Mit Aufhebung der Unterthänigkeit und mit der Mobilisirung des Bodens kam auch unter die Personen eine größere Beweglichkeit. Knechte und Mägde wechselten häufiger den Dienst, suchten nicht bloß auf den nächsten Gütern, sondern auch in den Städten und Fabriken Arbeit und brachten manche neue Anschauungen heim. Viel wirksamer noch war die allgemeine Wehrpflicht. Denn da die Bauernsöhne jetzt massenhaft zum Militärdienst in die Städte gezogen wurden, so nahmen sie eine Menge von Weisen und Gedanken der Städter auf. Die dreijährige Dienstzeit war für den Knecht oder Bauer vom Lande gleichsam eine hohe Schule, die ihn nicht nur mit preußischem und soldatischem Sinn erfüllte, sondern auch über vieles im Staate einigermaßen aufklärte, was ihm sonst immer ganz dunkel geblieben war. Kurz der Gedankenkreis der ländlichen Bevölkerung wurde weiter, und mit den Gedanken wuchsen die Wünsche oft über das Dorf hinaus. Während nun die Unzufriedenheit mit der Gegenwart bei einem Theil der gebildeten Jugend unter Heines Auspizien die Form einer geistigen Modekrankheit, des „Weltschmerzes" annahm, äußerten die Thatkräftigen, besonders in den unteren Ständen, ihre „Europamüdigkeit" durch Auswandern. Die Zurückbleibenden aber wurden durch die Schilderung des freien, behäbigen Lebens in den transatlantischen Republiken, die sie sonst mit halbem, jetzt, da ihre Bekannten und Verwandten dasselbe

schrieben, mit vollem Glauben vernommen, noch mehr zum Mäkeln an den politischen und sozialen Zuständen der Heimat angereizt. Ueberdies mehrte sich durch die allmähliche Umwandlung des Staats in einen Industriestaat das Arbeiterproletariat, besonders am Rhein, wo das Fabrikwesen den breitesten Platz einnahm; hier waren denn auch schon 1830 gleich nach der Julirevolution soziale Umsturzbewegungen vorgekommen, indem die Fabrikarbeiter zu Aachen, Jülich und Elberfeld gegen die Maschinenbesitzer Tumulte erhoben, die durch Militär mußten unterdrückt werden.

Durch physische Gewalt war indeß die soziale Frage nicht zu lösen, der beginnende Pauperismus nicht aus der Welt zu schaffen. Auch fehlte es nicht an Versuchen, das Uebel auf rationelle Art zu heilen. In Berlin, wo das Fabrikwesen und der Soldatenpöbel aus der Zeit vor 1806 als Hefe der hauptstädtischen Bevölkerung ein Proletariat verworfenster Art, an 20,000 Köpfe stark, erzeugt hatten, setzte ein edler Menschenfreund, der Baron Kottwitz, ein Christ in Frankes Sinne, sich die Verminderung jener Menschenklasse zur Aufgabe seines Lebens. Er errichtete ein Rettungshaus, wo er zwanzig Jahre lang das gräßlichste Elend um sich sammelte: gesunkene Weiber, verkrüppelte Kinder, ausgediente Soldaten der alten Sorte, hungernde, vom Branntwein sich nährende Fabrikarbeiter, die Ausgestoßenen der Menschheit nahm er hier bei sich auf, wohnte zwanzig Jahr inmitten des Jammers und des ekelhaftesten Schmutzes, bot allen ohne Zwang, nur mit Liebe und mildem Ernst christlichen Zuspruch und ehrliche Arbeit; gewöhnte sie mit nie ermattender Geduld an nützliche Thätigkeit und Ordnung, an ein menschenwürdiges Dasein und vertheilte sie dann in die benachbarten kleinen Orte, wo es oft an Arbeitskräften fehlte und wo die Gebesserten, Erzogenen von den Behörden ein Stückchen Kartoffelland, ein wolfeiles Obdach, von berliner Fabrikherren Arbeit ins Haus erhielten. Aehnliche Liebesthat übte Graf Adalbert von der Recke, der 1819 in Overdyk, 1822 in Düsselthal am Niederrhein Rettungsanstalten für verwaiste und verbrecherische Kinder gründete, eine Idee, die zuerst von Johannes Falk in Weimar, einem geborenen Westpreußen, damals eben war ins Leben geführt worden.[24a]) Aber so segensreich diese Bestrebungen auch waren, sie wirkten doch nur im Einzelnen, und die Wurzel des Uebels, das Mißverhältniß der Leistung und des Lohns der Fabrikarbeiter, blieb, und niemand wußte, wie da gründlich und im Großen zu helfen sei. Es waren also — auch abgesehen von den Gebresten einzelner Landschaften, dem nationalen Widerwillen der Polen und dem pfäffischen der Ultramontanen — revolutionäre Keime vorhanden. Aber noch war sich die Nation im Ganzen derselben keineswegs klar bewußt. Ihr behagte das System nicht, welches im Staate galt, aber sie hielt nicht bloß darum an sich, weil die Regierung die Macht hatte, sondern auch deshalb, weil der König ein alter Mann war, den sie nicht kränken mochte. Sie hatte ja mit ihm nunmehr fast ein halbes Jahrhundert Freud und Leid getheilt. Er war ihr in der Unglückszeit der Fremdherrschaft ehrwürdig, durch den Glanz der Befreiungskriege, der ihn umstrahlte, theuer geworden; dies Band hielt König und Volk wenigstens des Kerns der Monarchie fest umschlungen und lockerte sich auch später nicht, als die Reaktion siegte. Es kam dem Könige hier seine Scheu vor aller Ostentation ungemein zu statten; er hatte nie seine Person hervorgekehrt, sondern alles durch die Büreaukratie gethan; und da er als Mensch

sehr achtungswerth war, so geschah es, daß man das viele Gute, was an seiner Verwaltung gerühmt werden konnte, dem Wolwollen und der Weisheit des Monarchen, dagegen die Fehler und Schwächen seines politischen Systems seinen Räthen, theils der Büreaukratie, theils dem Adel oder dem Auslande zuschrieb. Der rüstige alte Herr, in dem schmucklosen blauen Oberrock, bis oben zugeknöpft, und der einfachen Landwehrmütze, der so still und gemüthlich ohne Begleitung durch die anderen Spaziergänger dahinschritt im Thiergarten oder auf der Pfaueninsel oder auf den Straßen der Residenz, das war der König von Preußen; der Bürgersmann zumal freute sich des schlichten einfachen Fürsten. So blieb Friedrich Wilhelm III. in der Mark und wo man sonst Gelegenheit hatte, sein Privatleben zu beobachten, bis an seinen Tod beliebt, und als er (am 7. Juni 1840) starb, wurde er nicht allein von den Berlinern, die zu Tausenden draußen vor dem Palais theilnehmend harrten, sondern auch von der großen Mehrzahl des gesammten Volks aufrichtig betrauert.

Friedrich Wilhelm IV.

In Wolstand und Bildung, in allen Gebieten der Kultur seit fünfundzwanzig Jahren mächtiger fortgeschritten als verhältnißmäßig irgend eine andere unter den Nationen Europas, in physischer und geistiger Streitbarkeit einer jeden ebenbürtig, war das deutsche Volk doch in einem Stücke weit hinter den meisten zurückgeblieben, in der politischen Entwickelung; es fehlte ihm noch immer die Freiheit und die Einheit einer wahrhaft großen Nation. In seinen beiden Großstaaten gab es keine Verfassung, in den kleinen war das Verfassungswesen der Willkür der Landesherren und des Bundestags preisgegeben; alle zusammen bildeten das Uebel der Vielstaaterei: dies Uebel war freilich ein altes und sein Urquell, die deutsche Sondersucht, noch lange nicht versiegt. Aber schon hatte das deutsche Nationalbewußtsein, das die Befreiungskriege einst wach rüttelten, das sich dann im Zollverein befestigte, dem Partikularismus in der öffentlichen Meinung weiten Boden abgewonnen. Volksfreiheit und ein deutsches Reich, das waren die beiden Güter, welche von der Mehrheit der Gebildeten noch ersehnt wurden; ersehnt nicht freilich mit der leidenschaftlichen Energie, welche der Druck wirklicher Tyrannei entzündet, denn einen solchen gab es nirgends; aber mit jenem Grad von Wärme, zu dem die Reflexion das deutsche Gemüth zu bringen vermag. Daß weder durch Oesterreich, noch durch den Bund der beiden Großstaaten zu jenen zu gelangen sei, dessen war die liberale Partei gewiß; die Beschaffenheit des habsburgischen Mischreichs und die Geschichte der letzten 25 Jahre gestatteten darüber keinen Zweifel. Nur Preußen, der mächtigste rein deutsche Staat, konnte Deutschland geben, was ihm fehlte; und es mußte seinen Beruf zur Wiedergeburt der Nation erfüllen, wenn es sich nicht selber wollte untreu werden. Dies waren die Hoffnungen, mit denen alle freisinnigen Patrioten die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. begrüßten, aber es waren auch die Gedanken des Königs selber. Wenn er den Aufgaben, die ihm das Vaterland und er selbst sich setzte, gewachsen war, so mußte seine Regierung, die in dem Jubeljahr der Thronbesteigungen des großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen begann, noch Größeres leisten, als

jenen Gewaltigen vergönnt gewesen. Und besaß er nicht in der That seltene Geistesgaben: eine feine, vielseitige Bildung, hohen Schwung, sprühenden Witz der Gedanken, beredte Sprache, und ein warmes, der zartesten Gefühle fähiges, für alles Schöne und Edle begeistertes Herz. Und wie sorgsam hatte er sich für die Arbeit vorbereitet, die ihm nun oblag. Seit zwanzig Jahren hatte er emsig alle Zweige der Politik studirt, an den Geschäften im Staatsrath und im Ministerium den eifrigsten Antheil genommen, Militär- und Zivilverwaltung, äußere und innere Politik kennen gelernt wie selten ein Thronerbe. Er war nun 45 Jahre alt (geb. 15. Oktober 1795), aber sein Geist noch jugendlich frisch. Mit den hochgespanntesten Erwartungen sah das Land auf seinen neuen König, am freudigsten die liberale Partei; sie zählte ihn zu den Ihrigen, galt er doch längst für einen Mann des Fortschritts, für einen Freund freiheitlicher Entwickelung. Sie sah im Geiste schon alle ihre politischen Ideale verwirklicht.

Die ersten Maßregeln der neuen Regierung schienen ihr Recht zu geben. Der König rief den General von Boyen in den Staatsrath zurück und übergab ihm bald darauf das Kriegsministerium; er setzte Arndt wieder in sein Amt ein und befreite Jahn, der bisher unter polizeilicher Aufsicht gestanden und Freiburg an der Unstrut nicht hatte verlassen dürfen, erließ dann (10. August 1840) auch für die übrigen Opfer der Reaktion eine allgemeine Amnestie, ließ sogar die beiden Erzbischöfe von Köln und Posen los. Aber es zeigte sich bald, daß der König mit der liberalen Partei nicht so eins war, wie man gemeint. Vergebens harrten die Ungeduldigen auf eine Verfassung, statt deren erhielten die alten Landstände von Ost- und Westpreußen und Posen die Aufforderung, sich in Königsberg zur Huldigung einzufinden; es sollte also der alte Brauch beibehalten werden. Die Stände versammelten sich, wie ihnen befohlen war, aber sie beschlossen mit 90 gegen 5 Stimmen, den König nicht um Bestätigung der besonderen ständischen Privilegien, sondern um die Fortdauer der 1823 eingeführten, aber bald wieder außer Wirksamkeit gesetzten Provinzialstände und um Einführung einer allgemeinen Landesvertretung zu bitten. Sie überreichten daher (7. Sept.) dem Könige eine Denkschrift, welche das Versprechen Friedrich Wilhelms III. in Erinnerung brachte. Die Antwort des Königs war: „Provinzialstände seien nach Charakter des Volks und ihrer Geschichte ein echt deutsches Institut, er werde es sorgfältig pflegen; eine allgemeine Landesvertretung sei von seinem Vater als unverträglich mit dem Glücke des preußischen Volkes erachtet worden". Nur wenige verstanden sofort, was er meinte; und da der König bei der Huldigung am 10ten schön und edel sprach: — „Bei uns," rief er mit dem ihm eigenen rednerischen Talent und Feuer, „ist Einheit an Haupt und Gliedern, an Fürst und Volk, im Großen und Ganzen, herrliche Einheit des Strebens aller Stände nach einem schönen Ziele: nach dem allgemeinen Wol in heiliger Liebe und wahrer Ehre;" — so jubelte man ihm mit ungetrübter Freude zu. Der König bemerkte indeß bald, daß man ihn mißverstehe, daß man ihm die Absicht zuschreibe, Reichsstände zu gewähren; er lehnte daher in einer Kabinetsordre vom 4. Oktober diese Zumuthung ausdrücklich ab. Die erhabene Rede, die er dann (15. Oktober) bei der Huldigung der übrigen sechs Provinzen in Berlin hielt: „Ich gelobe", versicherte er, „mein Regiment in der Furcht Gottes und in der Liebe der Menschen zu führen, mit offenen Augen, wenn es die Bedürfnisse meiner Völker,

mit geschlossenen, wenn es die Gerechtigkeit gilt. Ich will vor allem dahin trachten, dem Vaterlande die Stelle zu sichern, auf welche es die göttliche Vorsehung durch eine Geschichte ohne Beispiel erhoben hat, auf welcher Preußen zum Schilde geworden ist für die Sicherheit und die Rechte Deutschlands;" diese Rede konnte die liberale Partei nicht beruhigen. Denn er sagte zugleich: „Preußen müsse so bleiben wie es sei, wenn es nicht untergehen solle". Der Absolutismus sollte also fortbestehen in der Form einer ständisch verzierten Monarchie, und was etwa selbst in diesem Beiwerk die Stelle des Kerns der Nation sein würde, konnte man aus dem bezeichnenden Zuge abnehmen, daß bei der Huldigung die Vertreter der städtischen und ländlichen Gemeinden draußen auf dem Hof, die Abgeordneten der Ritterschaft im Innern des Schlosses waren vereidigt worden. Also ein absolutes Königthum mit einem mittelalterlichen Ständewesen — das war das neue Programm. Es ging tief aus Friedrich Wilhelms Natur hervor, aus seinem hohen und empfindlichen Selbstgefühl und seiner romantischen Weltanschauung. Es gab damals in Deutschland, in Europa keinen geistreicheren Fürsten, er wußte es; er war sich aber auch bewußt, es aufrichtig gut mit der Nation zu meinen, und hielt sich daher für einen jener seltenen Regenten, deren Beruf es ist, selbst zu regieren. Und doch fehlten ihm gerade diejenigen Eigenschaften, welche der Selbstherrscher eines großen Staates am allermeisten nöthig hat, nämlich unerschütterliche Festigkeit, rasche Entschlossenheit, gewaltige Thatkraft. Er faßte vieles an, aber wo es sich nicht um religiöse Angelegenheiten drehte, die ihm immer Herzenssache blieben, war ein kleines Hinderniß im Stande, ihm die Sache wieder zu verleiden, und seine Ausdauer erschien dann als Eigensinn, der stets von neuem auf einem Lieblingsgedanken zurückkommt. A. v. Humboldt, der ihn um seiner guten Absichten willen hochschätzte, meinte doch schon damals, „der König sei kein Mann des Handelns, und wo er handle, geschehe es stoßweise, ohne Zusammenhang und Maß. Sei es Güte oder Zagheit, genug, er wage oft nicht was er am stärksten wünsche."[25] Indeß, als unumschränkter Beherrscher eines so ansehnlichen Reiches im Besitz ungemeiner Machtmittel, hoffte er, daß man seinen Wünschen keinen allzu heftigen Widerstand entgegensetzen werde, und er hätte Recht gehabt, wenn er mit der Zeit gegangen wäre; ihr mächtiger Strom hätte ihn dann, wie so manchen andern Herrscher, leicht und rasch zu den größten Zielen getragen. Aber seine ganze Geistesrichtung traf mit dem Zeitgeist feindlich zusammen. Seine liebsten Neigungen gehörten der Vergangenheit; in die großartige Herrlichkeit des Mittelalters, in den alten Lehnsstaat, wo, wie er meinte, jedes Wesen den ihm gemäßen Platz gehabt und das Leben nicht bloß eigenartiger und farbiger, sondern auch solider und glücklicher gewesen als in der hastig dahin rennenden Neuzeit, in das Land der gothischen Dome und der behelmten Ritter, deren Degengriff ein Kreuz war, in die altdeutsche Welt, wo man jedes individuelle Leben mit rücksichtsvoller Scheu ehrte, jedes Sonderwesen in seiner Berechtigung hegte und pflegte — dahin flohen am liebsten seine Gedanken. Was heut die Zeit bewegte, was jetzt so mächtig die Völker ergriff — diese Idee des gleichen Staatsbürgerthums, des Vertrags zwischen Fürsten und Volk, gar der Volkssuveränetät und der unbedingten Berechtigung des Nationalitätsprinzips — ihm erschien es als Ausfluß des bösen Prinzips in der Welt, der Zeitgeist mit seinen Zweifeln, seiner Verneinung und Auflösung als der Geist

des Verderbens. Er haßte diese französische Gleichmacherei, dieses welsche Vermischen alles Besonderen; und als die Wurzel alles Bösen, was er in der modernen Menschheit aufkommen sah, betrachtete er die Unchristlichkeit und Widerchristlichkeit, den Unglauben und die religiöse Gleichgültigkeit. Er verabscheute sie mit der ganzen Leidenschaft seines reizbaren Gemüthes, und wenn in keinem andern Stücke so ist er doch in der Religion, die ihm tiefes Bedürfniß und heiligste Pflicht war, sich immer konsequent geblieben; der Entchristlichung des Staats hat er vom ersten bis zum letzten Augenblicke seiner Regierung fest und ausdauernd gesteuert. Aber ließ sich die Religiosität des Staats nicht festhalten oder kräftigen auch im Bunde mit dem konstitutionellen Wesen? Mußte der christlich germanische Staat durchaus ein absolutistisch feudaler sein? Wo gab es denn in der Wirklichkeit eine solche ständische Gliederung, ein solches unmündiges Volk, wie der König sie voraussetzte? in Preußen und Deutschland gab es sie nicht mehr.

So stand also die politische Ueberzeugung des Königs mit den Wünschen der liberalen Partei und der von ihr beherrschten öffentlichen Meinung in einem schroffen Gegensatze, Friedrich Wilhelm verschäfte ihn noch eben dadurch, womit er ihn beizulegen gedachte. Er war von der Wahrheit seiner Ansichten so fest überzeugt und seiner Ueberzeugungskunst so sicher, daß er sich auf Erörterungen einließ; er war ja ohnehin von Natur ein Freund der Oeffentlichkeit, sprach gern und gut und liebte es mit seiner Person hervorzutreten. Die Nation durfte also zu Worte kommen, der König wünschte sogar die allgemeine Redefreiheit, denn es war ihm ein Herzensbedürfniß, vor der öffentlichen Meinung eine aufrichtige Anerkennung zu finden. Aber da ihm dieselbe nicht zu Theil wurde, da es ihm nicht gelang, die Gegner zu seiner Weltanschauung zu bekehren und er ebenso wenig von der Richtigkeit der modernen Staatsansicht überzeugt wurde, so kam eine persönliche Bitterkeit in den Streit, und das Volk erhielt den in Preußen neuen Eindruck, daß der König Partei, daß er und die Nation zweierlei sei.

Die erste Antwort der Liberalen auf die königlichen Huldigungsreden kam aus Königsberg, der Stadt, wo 1813 die nationale Bewegung begonnen, und von einem Führer derselben, dem alten Oberpräsidenten von Schön. In einer Broschüre, betitelt „Woher und Wohin?“, die zu Anfang des Jahres 1841 erschien, trug dieser Veteran in sehr gemäßigten Ausdrücken die Ansicht vor, daß „die Richtung, welche Preußen seit Friedrich dem Großen genommen, und die Gesittung, welche es erreicht, eine Reichsverfassung erforderten, und daß jetzt der Augenblick sei, eine solche zu gründen. Man könne das Volk nicht mehr für eine willenlose Menge ansehen, die den Machthabern blind zu gehorchen habe; diese Zeit sei einmal vorüber und lasse sich nicht wieder zurückbannen. Wer den offenkundigen Geist der Gegenwart verkennen wolle, werde davon den Schaden haben.“ Bald darauf folgte ebendaselbst eine zweite Flugschrift, „Vier Fragen“ — ähnlichen Inhalts, heftigerer Sprache. Ihr Verfasser, ein Jude, der Doktor der Medizin Johann Jakoby, beschränkte sich indeß nicht darauf, das Verlangen einer Konstitution als politische Nothwendigkeit darzustellen; in scharfem, schneidendem Tone forderte er sie als ein Recht, welches das Volk durch seine Leistungen im Befreiungskriege erworben und der verstorbene König in seinem Edikt vom 22. Mai 1815 ausdrücklich anerkannt habe; jenes Versprechen müsse nun endlich erfüllt werden. Beide Broschüren fanden beim Publikum lebhaften Anklang und waren

die Vorläufer einer oppositionellen Literatur, die den sonst so ruhigen Volksgeist immer tiefer aufzuregen begann. Der König, obwol schon von jenen ersten Worten der öffentlichen Meinung sehr unangenehm berührt, lockerte gleichwol ihre Fesseln, milderte im Januar 1842 das Zensuredikt vom Jahre 1819, schaffte am 4. Oktober 1842 die Zensur bei Schriften über 20 Bogen ganz ab, setzte in Berlin eine aus Gelehrten und Juristen gebildete Behörde als Oberzensur-Collegium ein (Februar 1843), welche die Beschwerden der Schriftsteller und Verleger entscheiden sollte und ihnen vielfach abhalf, und ließ sich auch dadurch nicht beirren, daß mit manchen gemäßigten viele leidenschaftliche Tendenzschriften auftauchten; nur die heftigsten, wie die politischen Gedichte Georg Herweghs, wurden verboten, eben darum freilich im Publikum mit desto mehr Begier verschlungen. Es war nichts Kleines, aus eigenem Antriebe einer Presse freieren Spielraum zu gewähren, die damals bereits außer hunderten von Büchern und Flugschriften belletristischen und politischen Inhalts jährlich 405 periodische Blätter lieferte[26] und fast durchgängig liberal, größtentheils oppositionell gesinnt war. Auch das zweite Organ der öffentlichen Meinung, die Stände, kehrte sich, sobald der König ihnen das Wort verstattete, gegen ihn. Und dies war nicht zu verwundern. Einen Augenblick hatte das Volk in der Meinung, der König werde, wie er zu beabsichtigen schien, die Provinzialstände zu einer wirklichen Volksvertretung machen, diesem Institut eine große Theilnahme zugewandt, die Wahlen zu ihnen mit Eifer betrieben; und als dann im Jahre 1841 die einzelnen Landtage eröffnet wurden, sah man auf ihnen schon politische Parteigruppirung, hörte gar Petitionen und Adressen verlesen. Die Erwartung spannte sich, als der König verordnete, die Landtage sollten regelmäßig alle zwei Jahre einberufen werden und ihre vereinigten Ausschüsse auch allgemeine Landessachen begutachten. Aber als sich nun der „Vereinigte Ausschuß" im Oktober 1842 zu Berlin einfand, legten ihm die Minister nur zwei Angelegenheiten vor, die von der Regierung bereits entschieden waren, und eine, die wenig zu bedeuten hatte. Wie überflüssig mußte er sich vorkommen! Gleich den Ständen selbst hatte also auch er nur in geringfügigen Dingen mitzureden, zu entscheiden ohnehin nichts. Und wenn er noch etwa an seine Wichtigkeit glaubte, so mußte er diese Täuschung fahren lassen, da ihm der König (11. November 1842) aufs bündigste erklärte, er sehe in den Ausschüssen nur Vertreter der Stände, aber keine Repräsentanten „oberflächlicher Meinungen und der Tageslehren." So kam es, daß die Landtage, die 1841 sich im Sinne und zur Zufriedenheit des Königs benommen hatten, schon zwei Jahre darauf sich selber für unzulänglich erklärten; der ostpreußische verlangte eine Erweiterung der Befugnisse des Vereinigten Ausschusses, namentlich das Recht selbständig Anträge zu stellen; der rheinische forderte dessen Umwandlung in Reichsstände. Als der König in seinen Landtagsabschieden diese und ähnliche Wünsche, die mit seinen Absichten nicht übereinstimmten, ablehnte (30. Dezember 1844), war die liberale Partei darin einig, er wolle sich nur das Ansehen geben, als ob er die Volksstimme zu Rathe ziehe, sei aber nicht gemeint, ihr einen wirklichen Einfluß auf seine Entschließungen zu verstatten.

Ebensowenig gefiel den Liberalen die kirchliche Politik des Königs. Friedrich Wilhelm hatte gleich nach seiner Thronbesteigung erklärt, er wolle dem Herrn dienen und nicht dem Nebelgotte drr hegelschen Philosophie. Seiner phantasie-

und gemüthvollen Art die Welt zu betrachten, widerstand der Rationalismus allzusehr, als daß eine Vermittelung möglich gewesen wäre; er glaubte aber auch seine Pflicht gegen Gott zu verletzen, von dem er die Krone, wie er sich ausdrückte, zu Lehen trage, wenn er den ihm anvertrauten Machtkreis unter dem Einfluß der Rationalisten beließe. Er dankte daher den Minister v. Altenstein ab, stellte Eichhorn (den ersten königlich preußischen Kultus-Minister[26a] bürgerlichen Standes) an die Spitze des Ministeriums der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten und betrieb durch diesen eine religiöse Reaktion, deren Zweck es war, die Strenggläubigkeit in der Schule, in der Kirche und im Staate wieder zur Herrschaft zu bringen. „Ein panischer Schrecken und eine Aufwallung tiefster Erboßung ging durch die langen Reihen der bisher herrschenden Partei des Unglaubens, das Regiment der Hegelianer war zu Ende."[27]

Die Betonung der Christlichkeit des Staats rief nun zunächst den Widerspruch derer hervor, welche sich dadurch in ihren Interessen verletzt fühlten, nämlich der Juden. Da ihnen die Beamtenlaufbahn verschlossen war, so hatten diejenigen unter ihnen, die ihren Beruf in geistiger Arbeit suchten, sich längst scharenweise auf die Schriftstellerei geworfen und dem Ruhme Börnes und Heines nachgestrebt. Ein großer Theil der deutschen Presse und damit mehr Einfluß auf die öffentliche Meinung, als ihnen nach der verhältnißmäßig geringen Zahl ihrer Sekte zustand, war in ihren Händen. Sie schlugen sich wie ein Mann zu den Gegnern des Königs, und mit der ihnen eigenen Rührigkeit und Leidenschaftlichkeit bearbeiteten sie durch die Presse den Volksgeist in ihrem Sinne. Aber auch unter den Christen gab es Leute genug, die einen bekenntnißlosen Staat verlangten, oder doch das Positive der christlichen Lehre, weil sie selbst nicht daran glaubten, auch aus dem Bekenntniß des ganzen Staates wollten ausgeschlossen sehen. Einige dieser Anhänger der „Vernunftreligion" machten gegen die kirchliche Reaktion offen Front; der Prediger Rupp aus Königsberg sagte sich feierlich auf der Kanzel von dem Glauben an die Trinität los und bildete eine „freie Religionsgemeinde"; ähnliche „Freie" oder „Lichtfreunde" thaten sich 1842 in Berlin zusammen, später unter Führung der Pfarrer Uhlig und Wislicenus in der Provinz Sachsen, zum Theil in geheimen Gesellschaften, die doch keine beträchtliche Verbreitung fanden, weil es ihrem Glauben eben an Inhalt fehlte.

Größere Dimensionen schien eine Bewegung anzunehmen, die bald darauf in der katholischen Kirche ausbrach. Im Jahre 1844 brachte die ultramontane Geistlichkeit in Trier einen alten Rock zum Vorschein, den sie für den Rock Christi ausgab, und Hunderttausende wallfahrteten nach dem wunderthätigen Schrein, dort anzubeten und zu opfern. Das war doch den Aufgeklärten auch unter den Katholiken zu viel; ein katholischer Priester in Schlesien, Johannes Ronge, lieh ihrem Unwillen in einem „Absagebrief" an den Bischof von Trier, Arnoldi, Ausdruck, und nun erscholl durch die katholische Welt Deutschlands die Losung „frei sei der Geist und ohne Zwang der Glaube;" die Anhänger Wessenbergs und Hermes' erhoben sich wieder, predigten Losreißung von Rom, Verwerfung des päpstlichen Primats, des Zölibats, der Hierarchie; es bildete sich zuerst in Schneidemühl durch den katholischen Pfarrer Czerski, dann (Januar 1845) in Breslau die Sekte der „Deutschkatholiken," die ein in dieser Weise reformirtes „christkatholisches" Bekenntniß annahmen; in wenigen Monden zählte

sie über 100,000 Mitglieder, die meisten in Schlesien und Westpreußen, und mancher ausgezeichnete Mann, wie z. B. der populärste unter den deutschen Geschichtsschreibern, E. Duller, gehörte zu ihren begeisterten Freunden. Aber das kirchliche Interesse war im Allgemeinen zu gering, die Nation zu sehr um Politisches bekümmert; auch des Positiv-Christlichen in dem Bekenntniß der neuen Sekte, wie sie es auf einem Konzil in Leipzig feststellte, zu wenig übrig geblieben, als daß der Fortgang dem Anfang entsprechen konnte; die große Bewegung verlief zuletzt im Sande.

Die hochfliegenden Hoffnungen, welche die preußischen Liberalen auf Friedrich Wilhelm IV. gesetzt, waren von den Gesinnungsgenossen im übrigen Deutschland getheilt worden. Man erwartete von ihm, dem geistvollen und wolmeinenden Beherrscher eines Fortschritt-Staates wie Preußen war, auf das bestimmteste den Bruch mit der alten metternichschen Politik, mit der Politik der heiligen Allianz und zweifelte nicht, daß er das einzige Mittel, welches zur Wiedergeburt Deutschlands vorhanden schien, nämlich durch Annahme einer liberalen inneren und nationalen äußeren Politik für Preußen die Sympathie der deutschen Bevölkerungen zu gewinnen und mit deren Hülfe die Fürsten unter seine Hegemonie zu bringen, erfolgreich anwenden könnte. Denn das deutsche Nationalgefühl war bereits eine schwer in die Wagschale der Geschicke fallende Macht. Das zeigte sich 1840, als Frankreich kriegerische Absichten gegen Deutschland zu haben schien. Wie gewaltig brauste da von einem Ende Deutschlands zum andern die öffentliche Meinung auf; überall hallte Nikolaus Beckers Rheinlied: „Sie sollen ihn nicht haben den freien deutschen Rhein" in gewaltiger Begeisterung wieder. Mit Staunen sah es das Ausland, das waren nicht mehr die Deutschen von 1806, die den Rheinbund möglich gemacht; eine große Nation war es, ihrer Kraft und ihres Landes werth. Dieses Nationalgefühl äußerte sich nun bei jedem größeren Anlaß; beim Brande Hamburgs 1842, der im ganzen Vaterlande die werkthätigste Bruderliebe entzündete. Es mußte bei einer Neugestaltung des Bundes eine große Rolle spielen. Friedrich Wilhelm war weit entfernt, diese Macht zu unterschätzen; er hätte sie gern zur Freundin gehabt; aber er wollte ihr seine Ueberzeugung nicht opfern, und zu diesen gehörte vor allen die Meinung, daß Deutschland in mittelalterlicher Weise erneuert werden müsse; sein Ideal war hier der Lehnstaat; er dachte sich die Herstellung des deutschen Reichs so, daß die Fürsten zusammentreten und ihn zum deutschen Kaiser küren, in ihren Sonderstaaten aber mit ihren Ständen ungestört weiterregieren sollten. Er war von dem göttlichen Recht der Könige zu tief durchdrungen, um seinen Mitfürsten mit Gewalt in die Souveränetät zu greifen; er erwartete, daß sie ihm freiwillig dieselbe opfern würden. Indeß schon der Ausgang seines ersten Versuchs, im Verein mit ihnen den deutschen Bund einheitlicher zu gestalten, hätte ihn darüber aufklären können, wie es um die Opferlust, die er voraussetzte, in Wahrheit stand. Er stellte dem österreichischen Kanzler im August 1841 die Nothwendigkeit vor, die Bundesverhältnisse zu reformiren, regte auch bei anderen Regierungen diesen Gegenstand an; aber das einzige, was er durchsetzte, war, daß man einige militärische Verbesserungen vornahm, in allem Uebrigen beim Alten blieb. Gleichwol ließ er die metternichsche Politik in Deutschland weiter schalten, weil auch er das Konstitutionswesen für verwerflich und revolutionär hielt.

So war es im Grunde wenig mehr als ein inkonsequentes Aufregen der öffentlichen Meinung, wenn der König von Deutschlands Erneuerung so begeistert sprach, wie er 1842 zu Köln that. Der kölner Dom harrte seit 300 Jahren der Vollendung, ein prachtvoller Riesenbau aus untergegangener Zeit. Friedrich Wilhelm unternahm es, ihn im Sinne der Vorfahren auszubauen, und dieser Bau sollte das Symbol sein der deutschen Einigung, in brüderlicher Eintracht von allen deutschen Fürsten, allen Konfessionen und Stämmen gefördert unter seiner Leitung. Alle sollten Liebesgaben dazu beisteuern, er selbst stellte sich an die Spitze des Dombau=Vereins und weihete den Bau (4. September 1842) feierlich ein mit einer Rede, die von Begeisterung für Deutschlands Ruhm und Unabhängigkeit, Einigkeit und Verbrüderung überfloß. Es war ihm heiliger Ernst mit dem, was er sprach, aber was er meinte, war doch nur ein Phantasiebild, die nationale und politische Wiedergeburt Deutschlands, wie er sie verstand, wollten weder die Fürsten noch die Völker. Er stand mit seiner romantischen Politik allein in einer Zeit, die ihn noch weniger begriff, als er sie. Und wo ihn einer begriff, da war Zweifel, Besorgniß das Ende der Betrachtung: „Die Erscheinung dieses Königs von Preußen," urtheilte schon 1840 ein süddeutscher Beobachter, „wird immer eine ergreifende, aber ich weiß nicht ob eine freudig bewegende oder eine tragisch erschütternde Erscheinung bleiben. Ist es möglich, das Königthum so innig persönlich überhaupt und insbesondere jetzt zu entfalten? sollte auch dieser König bestimmt sein, die alte Tragödie zu wiederholen von dem edeln himmelanstrebenden Wollen des Einzelnen gegenüber dem unerbittlichen Gange der Ereignisse?"[27a)]

Aber gewöhnt, alles langsam sich entwickeln zu sehen, wurde der Deutsche durch die Thatenlosigkeit der ersten Jahre des Königs nicht sogleich und nicht völlig enttäuscht; es war doch jetzt ein regeres, freieres Leben in Preußen, es begann dort doch eine Art von ständischem Wesen aufzukommen, und die Presse erhielt weiteren Spielraum. Letzteres war für ganz Deutschland von der unmittelbarsten Wichtigkeit; denn nun konnten auch dessen außerpreußische Schriftsteller die liberale Färbung ihrer politischen Werke, da ja die Mehrzahl der Leser Preußen waren, um einen Ton erhöhen; die gesammte deutsche Presse hob sich mit der preußischen, die ihren größeren Theil ausmachte. Denn selbst die periodischen Blätter waren in Preußen schon damals zahlreicher als in den übrigen deutschen Königreichen und in Oesterreich zusammen:[28)] es gab ihrer in Baiern 96, in Würtemberg 48, in Sachsen 44, in Oesterreich 26, in Hannover 24, zusammen 238, aber in Preußen 405! und ein ähnliches Verhältniß bestand zwischen den Zahlen des Lesepublikums, sowie der Schulen, von welchen das Bedürfniß nach geistiger Nahrung erweckt, und der Lehrer, von welchen gerade in Preußen am allgemeinsten die Einheits= und Fortschrittsidee und damit die Neigung zu liberal politischer Lektüre ins Volk getrieben wurde. Dazu kam nun das lebhafte, augenfällige Wesen des Königs, welches so stark mit der zurückhaltenden, kalten Weise seines Vaters kontrastirte, der pathetische Ton und schöne Inhalt seiner Reden, die er bei jeder Gelegenheit über Deutschland erschallen ließ; man hörte daher nicht auf, ihn beinahe wie einen deutschen Messias zu betrachten, weil er jedenfalls der einzige Fürst war, bei dem man an eine solche Rolle überhaupt denken konnte. Eben trat auch wieder die Thatsache, daß Preußen das natürliche Haupt Deutsch=

lands sei, so recht hell ins Licht. Im Jahre 1844 fand zu Berlin die erste große Industrieausstellung statt, die man in Deutschland gesehen; hier zeigte sich nun der Welt, wie außerordentliche Forschritte die deutschen Gewerbe seit Gründung des Zollvereins gemacht, wie sie den ausländischen bereits ebenbürtig waren, und welchen Segen dieses Stück deutscher Einheit, das man Preußen verdankte, in so kurzer Zeit gebracht hatte. Der Wunsch, unter Preußens Leitung auch politisch geeint zu werden, konnte dadurch bei den Bevölkerungen des Zollvereins nur um so leichteren Eingang finden. Endlich, nicht das geringste Motiv, die Reaktion in den Mittel- und Kleinstaaten, die kirchliche wie die politische, durch Metternich über die Tendenzen des neuen Königs von Preußen beruhigt, herrschte rücksichtsloser als je, und die Opposition in den deutschen Kammern, ihrer Ohnmacht bewußt, verstummte. So erfüllte man sich denn immer allgemeiner mit der Ueberzeugung, daß in Preußen der Kampf zwischen der alten und neuen Zeit, zwischen Absolutismus und Verfassungswesen müsse ausgekämpft werden, und mit der Hoffnung, daß Friedrich Wilhelm IV. das letztere werde zum Siege bringen. Es wurde daher in ganz Deutschland wie eine besondere Gnade des Himmels empfunden, als ein Mordanfall auf den König — ein Ereigniß bisher ohne Beispiel in der preußischen Geschichte — mißglückte. Ein gewisser Tschech, ein Bürgermeister, den die Regierung, weil er sein Amt vernachlässigte, abgesetzt hatte, wollte deshalb an der Person des Königs Rache nehmen, begab sich nach Berlin und schoß auf ihn, als dieser, aus dem Schlosse getreten, sich eben in seinen Wagen gesetzt hatte (26. Juli 1844). Er feuerte aus unmittelbarer Nähe zwei Schüsse ab, beide fehlten; der König, der bei dieser Gelegenheit sich sehr kaltblütig benahm, war unverletzt; Tschech wurde ergriffen und, ohne Reue zu zeigen, hingerichtet.

Auch in Preußen war man über die Rettung des Königs aufrichtig erfreut, aber die Unzufriedenheit mit seiner Regierung wuchs, und die Hoffnung auf ihn schwand bei den Liberalen hier rascher als im übrigen Deutschland. Sie fanden, der König sei wol gewillt eine Verfassung zu geben: — „Bin ich (fragte er 1845 den Minister v. Bülow) bin ich als rechtlicher Mann nicht verpflichtet, zu erfüllen, was mein Vater versprochen hat?" — aber die Verfassung, die sein Ideal sei, urtheilten sie, könne nie dem Volke gefallen, und mittlerweile schlage er ganz entschieden eine reaktionäre Richtung ein, die noch über die Politik seines Vaters hinausgehe. In der That wurden die Provinzialstände nicht gehoben, obwol ihre Mängel auf den Landtagen von 1845 noch mehr hervortraten; denn sie gaben es jetzt schon selbst auf, die Wünsche des Volkes auszudrücken, wiesen Petition ab, welche dieselben aussprachen, theils weil sie deren Erfolglosigkeit voraussahen, theils weil in dieser Vertretung des Grundbesitzes das Interesse der Bevorrechteten überwog, kurz sie zeigten sich als das, was sie unter dem vorigen Könige gewesen und ihrer Beschaffenheit nach sein mußten, ein bloßes Anhängsel der Verwaltung. In den geistlichen Dingen war die Reaktion unzweifelhaft; in der Pädagogik die Herrschaft der diesterwegschen Schule zu Ende, die evangelische Kirche, für welche der König eine festere einheitliche Verfassung anstrebte, mehr und mehr der Strenggläubigkeit zugewandt. Man klagte über Beschränkung der Gewissens- und Lehrfreiheit; der berliner Magistrat, dann die Magistrate von Königsberg und Breslau baten den König diesen Beschwerden der Rationalisten abzuhelfen, richteten

aber nichts aus. Nicht einmal die materiellen Interessen, hieß es weiter, würden recht gepflegt; es zeige sich auch hier im Vergleich zu der vorigen Regierung und im Widerspruch mit allen Traditionen der Hohenzollern ein Rückschritt. Zwar die Noth der verarmten Linnen- und Baumwollenweber im schlesischen Gebirge und die 1844 in Folge derselben unter ihnen ausgebrochene Empörung erkannte man als eine Wirkung des modernen Industrialismus, der von der Händearbeit zur Maschinenarbeit überging und in dieser Uebergangsperiode manche unvermeidliche Nachtheile mit sich führte; aber man machte die Regierung dafür verantwortlich, daß sie nach blutiger Unterdrückung jenes Aufstandes nicht das Ihrige gethan, den Erwerb in die Höhe zu bringen; statt dessen habe sie die Interessen der schlesischen Weberei gröblichst verletzt, indem sie 1846 zuließ, daß die freie Stadt Krakau, weil die Polen dort Unruhen angezettelt, dann (1847) in Oestereich einverleibt wurde; ein hochwichtiger Markt war dadurch dem schlesischen Handel und besonders den schlesischen Weberei-Produkten entzogen worden; ein Schaden, den die Regierung nachher damit entschuldigte, daß sie von dieser kommerziellen Bedeutung Krakaus nichts gewußt! Die auswärtige Politik mißfiel nicht weniger; auch unter Friedrich Wilhelm IV. schien Preußen ein Schleppträger Oesterreichs und Rußlands, mit welchen sich der König, gereizt und beunruhigt durch die Umtriebe der posener und krakauer Polen, 1846 wieder enger zur heiligen Allianz verbunden hatte.

Alle diese theils wirklichen, theils vermeinten Uebelstände brachten nun die freisinnige Partei immer mehr gegen den König auf; je größer einst ihre Hoffnungen gewesen, desto bitterer war nun die Enttäuschung, und die Presse machte ihrem Zorne in rücksichtsloser Weise Luft. Ruge und Echtermaier erließen in den hallischen Jahrbüchern ihr „Manifest gegen die Romantik,“ worin sie versteckt den König angriffen, Strauß in seiner Schrift „der Romantiker auf dem Thron der Cäsaren,“ verspottete ihn offener; am wirksamsten aber der berliner Professor der Geschichte Dr. W. Adolf Schmidt, der in seinem Buche „Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christenthums“ eine sehr witzige und boshafte Travestie der kirchlichen Politik Friedrich Wilhelms sowie der Maßregeln des Ministeriums Eichhorn lieferte. Diese Schrift wurde überall mit ungeheuerm Jubel der Gesinnungsgenossen aufgenommen, und der Verfasser, der sein Amt verlor, unter die verdientesten Märtyrer der äußeren und inneren Freiheit gezählt. Bedenklicher war der Beifall, den in den niederen Ständen allerlei Schmäh- und Spottlieder fanden, welche das demokratische Literatenthum hineinwarf, z. B. die „Tschechiade,“ ein Lied in Knittelversen, worin das Attentat auf den König ohne die geringste sittliche Entrüstung erzählt, vielmehr die persönliche Erscheinung des Königs lächerlich gemacht wurde. Vermißte man in diesem und ähnlichen Gedichten jede Spur von Pietät, so trat in einem anderen, dem „Weberliede“ von Heine die Opposition in der erschrecklichsten Wildheit hervor; indem es mit erschütternden poetischen Kraftworten und marschtempomäßiger Melodie gegen „den blinden tauben Gott,“ gegen „den König der Reichen“ und gegen das deutsche Vaterland „einen dreifachen Fluch“ schleuderte, war es ganz geeignet, eine Marseillaise für alle schlimmsten Leidenschaften zu werden. Es war nicht Heines Schuld, wenn der religiös-sittliche und patriotische Sinn des gemeinen Mannes in Deutschland und Preußen

besser war als des pariser „Soldaten der Freiheit." Aber ganz ohne Wirkung blieb auch diese Brandfackel nicht; sie entzündete doch in diesem und jenem eine Revolutionslust, die nur den äußeren Anlaß brauchte um zu explodiren.

Selbst Royalisten waren verstimmt; die einen verdroß die pietistische Richtung, die bei Hofe herrschte, die anderen sahen mit Mißfallen, daß der König nur für Geistiges ein dauerndes Interesse hatte, daß die Erfolge der auswärtigen Politik sich auf die Gründung eines evangelischen Bisthums in Jerusalem (1842) beschränkten und auf eroberte Gelehrte und Künstler anstatt eroberter Länder, daß Kunst und Phantasie auf dem Throne war und nicht eine kühne Thatkraft.

Hätte Friedrich Wilhelm IV. weniger persönlich regiert, die Mißstimmung wäre vielleicht zersplittert geblieben, wie sie es unter seinem Vater war; so aber kehrten sich alle ihre Spitzen vereint gegen dasselbe Ziel, den König. Er hatte zwar Lieblinge, man konnte sagen Freunde: es waren geistvolle Männer wie er, vor allen Humboldt, Radowitz und Bunsen. In dem Erstgenannten verehrte er die verkörperte Wissenschaft; der greise Heros der Naturwissenschaften bildete und erfreute durch seinen anregenden Umgang; von dem Ruhme des Verfassers des Kosmos fiel überdies ein Theil auf den König, der seinen Stolz darin setzte, ihn seinen Freund zu nennen. Alexander v. Humboldt war auch der Abgott der Nation, weil der weltberühmte Mann dem politischen Fortschritt huldigte, und diese Beliebtheit machte ihn dem Könige noch werther. Uebrigens vermied er die politischen und kirchlichen Antipathien des Königs zu reizen, ihre Gespräche drehten sich fast immer nur um Wissenschaftliches, auch war Humboldt nichts weniger als ein Jakobiner, wie denn die „literarische Zeitung," die er ins Leben gerufen, mit seiner Bewilligung in den Dienst des Ministeriums Eichhorn überging, in der Absicht, der Einseitigkeit der Zeitungspresse, die nur in „gewissen" Händen sei, entgegenzutreten.[29] Der zweite Günstling des Königs war Joseph v. Radowitz, ein aufgeklärter Katholik, Gründer des „politischen Wochenblattes," dessen Aufgabe ursprünglich war, im Interesse der konservativen Partei die Revolution zu bekämpfen. Die Ideen, welche Radowitz sein Lebelang verfocht, und die den Hauptgegenstand seiner Besprechungen mit dem Könige bildeten, waren: „einen Bund treuer Katholiken und gläubiger Protestanten im Kampfe gegen die destruktiven Bewegungen der Zeit" herbeizuführen,[30] und Deutschland unter preußischer Hegemonie zu einigen, wobei er doch dem Grundsatz des Königs, die Rechte der deutschen Fürsten müßten unter allen Umständen unangetastet bleiben, zu widersprechen nicht versuchte. Die kirchlichen Zeitfragen erörterte der König mit dem Dritten seiner Vertrauten, mit Christian Karl Josias Bunsen, dessen theologische Kenntnisse und diplomatische Gaben ihn zum Gehülfen bei der Wiedergeburt der evangelischen Kirche befähigten. Aufschluß über Personalien und über die Urtheile der öffentlichen Meinung suchte der König bei einem weniger geistreichen als aufmerksamen Beobachter der Dinge und Menschen, dem Freiherrn Senfft v. Pilsach. Keinem seiner Vertrauten indeß räumte Friedrich Wilhelm einen erheblichen Einfluß auf seine Entschließungen ein. „Wollten die Lieblinge etwas, was außer seinen Richtungen läge, (behauptete Humboldt[31]), so wäre es gleich mit ihnen vorbei. Der König thut, was er gerade will, was aus seinen früh befestigten Vorstellungen sich entwickelt, und der Rath, den er allenfalls anhört, gilt ihm

nichts." Eben darum traf nun der ganze Groll der liberalen Partei die Person des Königs selbst.

Friedrich Wilhelm entging es nicht: er stand in Gefahr, um alles Ansehn in der öffentlichen Meinung zu kommen, vielleicht gar eine Revolution heraufzubeschwören, wenn er sein Programm unabänderlich festhielt; er entschloß sich daher, auch um die verheißene Entwickelung der Provinzialstände durchzuführen, zu einem großen Opfer. Trotz Rußlands und Oesterreichs Abmahnungen that er den ersten Schritt vom Absolutismus fort zu einer verfassungsmäßigen Monarchie: durch Patent vom 3. Februar 1847 errichtete er den Vereinigten Landtag als eine Art von allgemeiner Landesvertretung und gab demselben außer dem Petitionsrecht und dem Recht eines Beiraths bei der Gesetzgebung das wichtige Recht, bei Staatsanleihen, Einführung neuer Steuern oder Erhöhung der alten die Zustimmung zu ertheilen oder zu verweigern. Die Zusammensetzung des Vereinigten Landtags beruhte auf dem ständischen Prinzip; er war auf die Grundlage der bisherigen Provinzialstände gebaut, zerfiel in zwei Kurien; in der ersten, der „Herrenbank," saßen die Prinzen, der hohe Adel und die Vertreter der Stifter und Körperschaften, die auf den Provinziallandtagen Stimmrecht hatten; in der zweiten Kurie die Abgeordneten der Ritterschaften, Städte und Landgemeinden, nach demselben Zahlenverhältniß, wie sie in den Provinzialständen vertreten waren. Am 11. April eröffnete der König die erste Versammlung des Vereinigten Landtags, mit einer langen Rede, in der er zweierlei betonte: 1) „Preußens Geschicke können nur von einem Willen geleitet werden, und dieser Wille muß der königliche sein." „Keine Macht der Erde soll mich zwingen das unmittelbare Verhältniß zwischen Mir und Meinem Volke in ein konstitutionelles verwandeln zu lassen." 2) „Ich und Mein Haus, Wir wollen dem Herrn dienen." Mit dem einen erklärte er sich gegen ein parlamentarisches, mit dem andern gegen ein bekenntnißloses Regiment. Es hätte dieser Worte nicht bedurft, um die Opposition herauszufordern. Sie war gleich nach Erscheinen des Patents mit Energie gegen dasselbe aufgetreten. Eine Fluth von Broschüren fiel über die neue Institution her. E. v. Bülow-Cummerow (Haupt der später sogenannten Junkerpartei) wies in einer Schrift „Preußen im Jahre 1847" nach, daß die Herrenbank oder erste Kammer wenig von den Verhältnissen des Landes und dem inneren Leben des Volkes wisse, daher inkompetent sei, darüber als Autorität zu urtheilen. Heinrich Simon, Stadtgerichtsrath a. D. in Breslau, behauptete in der Schrift „Annehmen oder Ablehnen?" daß das preußische Volk die Pflicht habe, die Verfassung, vom 3. Februar, welche die alten Verheißungen nicht genügend erfülle, abzuweisen, und berechtigt sei eine wahre Volksvertretung zu fordern. Ebenso sprachen sich Jakoby und Gervinus aus, der letztere durch sein Ansehn als Historiker und als einer der sieben göttinger Abgesetzten in Süddeutschland, wo er lebte, von größtem Einfluß. Eine andere Broschüre von R. v. Bardeleben acceptirte das Patent nur als einen Entwurf, der von dem Vereinigten Landtag zu berathen und zur Verfassung auszubilden sei. In der That bot die neue Verfassung zahlreiche Blößen: dieses mittelalterliche Ständewesen konnte für keine wahre Landesvertung gelten; es entsprach nicht den thatsächlichen Verhältnissen der Nation, die ein Ständethum nicht mehr besaß. Nicht einmal die Interessen des Grundbesitzes und Adels stellte es wirklich sicher: denn es fehlten die ersten Be-

dingungen verfassungsmäßiger Zustände, gesetzlicher Schutz der persönlichen Freiheit und Gleichheit vor dem Gesetz. Der Landtag selbst sprach die allgemeine Unzufriedenheit freimüthig aus. Der ostpreußische Abgeordnete Alfred von Auerswald entwarf eine Adresse als Antwort auf die Eröffnungsrede, worin ehrerbietige Bedenken gegen diese Verfassung geltend gemacht wurden, und bei der Berathung stellten namentlich auch die rheinischen Abgeordneten v. Beckerath, Hansemann, Camphausen, v. Vincke alle Mängel derselben ins Licht. Die oppositionelle Adresse wurde mit 487 Stimmen gegen 107 angenommen; selbst die anwesenden Prinzen mit alleiniger Ausnahme des Thronerben (des „Prinzen von Preußen") stimmten dafür. Auch bei den Verhandlungen der Geschäfte, welche die Regierung ihm vorlegte, zeigte sich der Landtag oppositionell gesinnt und forderte reichsständische Rechte. Am 26. Juni wurde er geschlossen, ohne daß es zu einer befriedigenden Verständigung zwischen ihm und dem Könige gekommen wäre.

1848.

Am 22. Februar 1848, nach achtzehnjährigem Schweigen, erdonnerte wieder der alte Revolutions-Vulkan in Frankreich; der König der Bourgeoisie, Louis Philipp, stob fort und Frankreich wurde Republik der Arbeiter. Wie ein elektrischer Schlag durchfuhr es alle deutschen Stämme zugleich. Fürsten und Völker fühlten die hinreißende Macht des Beispiels; mit einem Male wurde es allen klar, daß hier eine Gährung in den Geistern vorhanden, die jeden Augenblick in entsetzlichen Schlägen losbrechen könne. Und auch in Preußen fühlte man dies Neue, Unerhörte, die Spannung zwischen König und Volk.

Durch die Errichtung des Vereinigten Landtags hatte Friedrich Wilhelm anerkannt, daß der alte Absolutismus nicht mehr an der Zeit sei; durch eine Denkschrift von Radowitz, die er im November 1848 den anderen deutschen Regierungen zugehen ließ, anerkannt, daß auch der alte „Bund" reformirt werden müsse; aber die rechten Konsequenzen hatte er nicht gezogen; sondern dort bei seinen ständischen Ideen verharrt, hier sich mit Vorschlägen begnügt, deren Annahme zu erzwingen er nicht gewillt war. Bei der liberalen Partei stand die Ueberzeugung fest, daß er so wenig wie die anderen deutschen Fürsten der deutschen Nation die politische Freiheit und nationale Einheit verschaffen werde, wenn sie nicht selbst handle. Dagegen war man sich bei weitem nicht klar über das, was eigentlich an die Stelle der verhaßten alten Zustände zu setzen sei. Es gab eine Unzahl von Theorieen über den „Vernunftstaat", die alle ihre Anhänger hatten, und eine Menge von Parteihäuptern, von denen doch keins eine hervorragende Befähigung zum Führen und zugleich ein allgemeines Ansehn besaß. Die Masse des Volks hatte übrigens für jene Theorieen und für diese Führer der Gebildeten kein Interesse, und sie war es doch, der das Handeln zufallen mußte, welches die Extremsten unter den Liberalen bereits fest ins Auge faßten. Dagegen interessirte den gemeinen Mann die Arbeits- und Lohnfrage, der materielle Besitzstand; wer ihm einen größeren Antheil an den Gütern und Genüssen der Welt verheißt und sein Vertrauen darauf erweckt, der gewinnt ihn — nach diesem alten Erfahrungssatze verfuhren nun, die an Gewalt dachten, dabei sehr begün-

stigt durch elementare Ereignisse, Mißernten, Kartoffelkrankheit, in Folge deren in Schlesien Hungertyphus, in Berlin „Brottumulte“, „Kartoffelaufstände“ ausbrachen. In einem absolutistischen Staat, wo der Monarch gleichsam die irdische Vorsehung des Volks ist, pflegt man jedes Unglück ihm zur Last zu legen; es wurde den Wühlern daher leicht, in den ärmeren Klassen mit dem Haß gegen die Wolhabenden zugleich Erbitterung gegen den Staat, den Schützer und wie es schien Urheber dieser Zustände der Ungleichheit des Besitzes, zu erwecken; nur eine gründliche Aenderung der Verfassung, predigten sie, könne dem Elend und der Ungerechtigkeit, worunter der Arme, der Geringe schmachte, ein Ende machen. Nicht bloß der Pöbel, sondern auch achtbarere Klassen der Bevölkerung, besonders Fabrikarbeiter und Handwerker, hörten auf diese Lehren. Die Aufregung der unteren Stände wuchs, da sie ehrwürdige Männer und Körperschaften gegen die Regierung Front machen sahen. Denn auf die Nachrichten von der pariser Februarrevolution, von dem Aufschwunge, den sofort in der Schweiz, im südlichen Deutschland und in Italien die Demokratie genommen, beeilten sich die Behörden großen Provinzialstädte Adressen an den König zu entwerfen und ordneten, wie die berliner Stadtverordneten am 13. März, Deputationen an ihn ab, welche die der „Forderungen des Volkes“ vortrugen.

Es schien, als habe die Regierung ganz den Kopf verloren; die Polizei ließ nicht nur zu, daß eine Anzahl junger Männer, denen sich Leute aus allen Ständen zugesellten, in den „Zelten“ Versammlungen abhielten, um mit aufregenden Reden drohende Adreßentwürfe zu berathen (am 3. und 9. März); ruhig sah sie auch mit an, wie deutsche Flüchtlinge, Deutschfranzosen und Polen, im Wühlen und Barrikadenbau geübt, Abgesandte jener größern Umsturzpartei, deren Hauptsitz und Asyl Paris war, nach Berlin kamen und den radikalen Wühlern hier ihre praktische Erfahrung liehen, wie allerlei verdächtiges Gesindel, Unordnungen witternd, aus den Vorstädten hereinzog, wie in allen Kellern und Kneipen die Hefe des Volks aufgewiegelt wurde und schon hie und da einzelne blutige Konflikte zwischen dem Pöbel und der Polizei oder Soldaten zu Stande kamen. Indeß alles dies war doch nur das Vorspiel; und mit den Strolchen und Bummlern allein konnte den Wühlern nicht gedient sein. Sie mußten die Massen des berliner Volks, den ehrsamen Arbeiter- und Handwerkerstand in ihr Interesse ziehen; sie erreichten dies dadurch, daß sie (am 14. März) in vielen tausend Exemplaren folgende Adresse vertheilten und an die Häuser schlugen: „Allerdurchlauchtigster König! In dieser seit Jahren für uns so schwer bedrängten Zeit wagen die Arbeiter jedes Standes eine Bitte an Ew. Majestät zu richten. Diese Bitte ist um schleunige Abhülfe der jetzigen großen Noth aller Arbeiter und Sicherstellung ihrer Zukunft. Der Staat blüht und gedeiht nur da, wo das Volk durch Arbeit seine Lebensbedürfnisse befriedigen und als fühlender Mensch seine Ansprüche geltend machen kann. Wir werden nämlich von Kapitalisten und Wucherern unterdrückt; die jetzt bestehenden Gesetze sind nicht im Stande, uns vor ihnen zu schützen. Wir wagen daher Ew. Majestät unterthänigst vorzustellen, e i n M i n i s t e r i u m f ü r A r b e i t e r b e s t e l l e n z u w o l l e n, d a s a b e r n u r v o n A r b e i t g e b e n d e n u n d A r b e i t e r n z u s a m m e n g e s e t z t w e r d e n d a r f u n d d e r e n M i t g l i e d e r n u r a u s d e r e r M i t t e s e l b s t g e w ä h l t w e r d e n d ü r f e n. Ein solches Ministerium ist nur im Stande, den wahren Grund der drückenden Lage des Volks kennen

zu lernen, das Loos der Arbeiter zu verbessern, den Staat vor drohenden Gefahren zu schützen, Eigenthum und Leben Aller bevorstehenden Verwüstungen nicht preiszugeben ..." Diese Forderung fand tausendfachen Widerhall; sie nöthigenfalls mit Gewalt durchzusetzen (denn schon thaten die Inhaber großer Fabriken energische Schritte gegen die Bewegung) schien kein Unrecht, sondern die Pflicht der Selbsterhaltung, der Nothwehr: der Arbeiter begeisterte sich für die Revolution; er war bereit, mit jenen Enthusiasten aus den gebildeten Ständen, die zum Kampf für die „Freiheit", für den „Vernunftstaat", für ein „einiges Deutschland" riefen, Seite an Seite den „Feinden des Volks" die Stirn zu bieten.

Indessen setzten die Stadtbehörden ihre Bemühungen beim Könige fort, wolmeinende Personen, die dem Hofe nahe standen, unterstützten sie dabei; dazu kam die Kunde von der wiener Revolution und dem Sturze Metternichs (13. März); kurz Friedrich Wilhelm beschloß, die Aufregung durch Nachgeben zu beschwichtigen. Er erließ Sonnabend Vormittags den 18. März ein Patent, durch welches er eine freisinnige Verfassung für Preußen und eine gründliche Verbesserung des Bundes für Deutschland verhieß. Diese erfreulichen Bedingungen verkündete er dann (Mittags) auch persönlich vom Balkon des Schlosses herab dem Volke, welches zu Tausenden sich auf dem Platz vor dem Schloße versammelt hatte. Während aber noch das Hurrah der befriedigten Zuhörer ihm nachscholl, fielen zur Seite, wo an dem einen Schloßportal das Volk dichter an das aufgereihte Militär gedrängt war, zwei Schüsse, sei es von einem allzu loyalen Offizier, sei es von einem der Volksaufhetzer veranlaßt; sofort schrie das Volk: „Wir sind verrathen! zu den Waffen!" Wie ein Lauffeuer durchflog diese Losung die Stadt; auch Besonnene glaubten an ein Blutbad, das die Soldaten unter friedlichen Bürgern angerichtet. Die Wühler hatten gewonnenes Spiel, ohnehin vermißte der Arbeiter das Zugeständniß eines Arbeiterministeriums. In Zeit von zwei Stunden waren die Hauptstraßen Berlins mit 200 Barrikaden planmäßig verbarrikadirt, Steine auf den Dächern aufgehäuft, an Fenstern und auf Barrikaden Bewaffnete postirt. Vergebens kamen Botschaften aus dem Schloß, welche die Schüsse einem Mißverständniß zuschrieben. Begeisterte Redner schürten die Kampflust; als das Militär anrückte, die Straßen zu säubern (3 Uhr), stieß es auf todesmuthige Feinde. Wer waren diese Barrikadenkämpfer? Außer den Arbeitern und Gesellen zum Theil die schlechtesten, zum Theil die edelsten Elemente eines großen Volks: da sah man Jünglinge und Männer, welche sich in idealer Begeisterung wähnten auf dem Altar des Vaterlands zu opfern, Studenten und Literaten, Bürger und Beamten, aber auch Lumpen und Taugenichtse, Straßenjungen und Gesindel aller Art, Kerle, die mit der Branntweinflasche in der Hand in das Publikum schrieen: „Freiheit oder Tod;" zu demselben Schlachtgeschrei vereinigten sich die schönsten und die häßlichsten Leidenschaften. Das Militär griff (Nachmittags 3 Uhr) nachdrücklich an, auch mit Kanonen und focht, obwol zugleich von den Dächern und aus den Fenstern mit Steinen und Kugeln bekämpft, mit derselben Ausdauer wie das Volk. Bis in die Nacht währte der blutige Straßenkampf, aber als der 19. März heranbrach, waren die Truppen fast überall Sieger. Mit Festigkeit hätte der König ohne Zweifel den Aufstand erstickt, er versuchte es mit einem Aufrufe „an meine lieben Berliner," der, am

frühen Morgen des 19ten erlassen, das Volk aufforderte, die Waffen niederzulegen und dem Herzen des Landesvaters zu vertrauen. Die Volksführer nahmen diese Ansprache mit Hohn auf; sie hofften, was sie wünschten, daß die Truppen zu ihnen übergehen würden; sie selbst waren zu fanatisirt, um nicht bis aufs Aeußerste kämpfen zu wollen. Dagegen erschienen viele Bürger auf dem Schloß und versprachen dem König, wenn er das Militär zurückziehe, so würden sie die Ruhe wieder herzustellen. Friedrich Wilhelm, in der äußersten nervösen Erregung, körperlich und geistig erschöpft und um nur dem Schießen und Blutvergießen seiner Unterthanen ein Ende zu machen, willigte ein, befahl die Truppen zurückzuziehen, erließ eine politische Amnestie, genehmigte die Bildung einer Bürgerwehr, welche Personen und Eigenthum schützen sollte, und ordnete die Ersetzung des bisherigen Ministeriums durch ein neues liberales Kabinet an. Die Zivilbehörden waren indeß nicht die einzigen, die den Kopf verloren hatten; auch unter den höheren Militärs fehlte hie und da die Geistesgegenwart. So geschah es, daß man die Truppen in Folge einer irrthümlichen Ordre, über deren Ursprung einiges Dunkel waltet, statt bloß in die Kasernen, gleich aus der Stadt entfernte und damit der Revolution das Feld räumte. Die Demokraten hatten also nicht Unrecht, sich des Sieges zu rühmen; denn die Stadt war nun unter ihrer Herrschaft.

So hatte auch Preußen seine Revolution gehabt, und eine siegreiche! Der Freudenruf der Exaltirten theilte sich rasch den Gedankenlosen mit, die überall die Mehrzahl bilden, und den Willenlosen, die allemal mit dem dicksten Haufen gehen; die ganze Nation ergriff der „morbus democraticus.“ Selbst alte, stocksteife Büreaukraten gingen jetzt mit dem Schleppsäbel und dem Karbonarihut umher, und greise, invalide Familienväter bezogen zum Entsetzen ihrer Frauen Nachts die Bürgerwehrwache. Nur Wenige behielten Besonnenheit genug, um durch den Wirrwarr unklarer Wünsche und Meinungen, die jetzt als „Volksstimme“ Geltung haben sollten, ohne Schwanken sich hindurchzuarbeiten zu dem, was wirklich dem Volke Noth that. Aber diese gemäßigten Freunde des Fortschritts, nach Art der Mittelparteien durch besondere Energie nicht ausgezeichnet, wurden von den demagogischen Volksrednern überschrieen, welche, zumal in der Hauptstadt, sich in leidenschaftlichen und maßlosen Angriffen auf alles Bestehende überboten.

Das bunte, hochaufschäumende Leben, das sich in diesen Märztagen, diesem neuen „Völkerfrühling“, auf den Straßen und Plätzen Berlins zeigte, die deutschen Trikoloren von den Dächern, die bewaffneten Bürger, das Gewimmel erregter Menschen auf den Straßen, die Tausende, die athemlos um die Bänke und Tonnen sich drängten, von denen herab pathetisch die Volksredner ihre enthusiastischen Lehren verkündeten, dazu der Gedanke, daß überall in Deutschland wie mit einem Schlage ein ähnliches Leben erwacht sei, und daß drüben in Frankreich die Republik ihre mächtigen Glieder recke — alles das war sehr geeignet, Phantasie und Gemüth des Königs anzuziehen und zu überwältigen. Er verglich diese erregte Zeit mit jenem Völkerfrühling von 1813, fand auch jetzt in Deutschlands innerer und äußerer Lage eine große Gefahr, eine Gefahr, aus der wieder nur Preußens König mit seinem Volke vereint retten könne, und erließ in diesem Sinne am 21. März eine Proklamation, gegengezeichnet von den neuen Ministern Graf Arnim, von Rohr, Graf Schwerin, Bornemann, von Arnim,

Kühne, „an mein Volk und an die deutsche Nation," worin er erklärte, Deutschlands Heil liege in der innigsten Vereinigung der deutschen Völker und Fürsten unter einer Leitung, und diese Leitung übernehme er; eine Ständeversammlung in Preußen und eine allgemeine in Deutschland sollten demnächst über die Mittel berathen; „Preußen," verkündete er, „geht fortan in Deutschland auf." Zum Zeichen, daß er fest entschlossen sei, das Banner des deutschen Reichs zu ergreifen, hielt er an demselben Tage mit schwarzrothgoldener Fahne einen Umzug in der Stadt. Zugleich ließ er sich durch das Drängen zahlreicher Deputationen bewegen, am 22. März die Einberufung einer „konstituirenden National-Versammlung" zu verheißen, welche eine neue Verfassung für den preußischen Staat berathen sollte.

Es hatte einen Augenblick den Anschein, als wenn der König den bittern Schmerz, daß ihm Zugeständnisse waren abgetrotzt worden, verwunden und sich mit der Revolution ausgesöhnt habe; aber die Radikalen daheim und außerhalb, denen die Republik und nicht eine preußisch-deutsche Monarchie das Endziel war, sorgten dafür, daß er der Feind der großen Volksbewegung blieb. Sie thaten alles, ihn zu reizen, verletzten sein persönliches Selbstgefühl, sein preußisches Herz, seinen christlichen Eifer und zeigten ihm, daß die Revolution weder von ihm, noch vom Preußenthum, noch vom Christenthum etwas wissen wolle. Sie veranstalteten, daß man die Leichen der Barrikadenkämpfer — es waren ihrer 183, meist berliner Tagelöhner und Handwerksgesellen — nachdem dieselben (am 19.) vor dem Schlosse paradirt und dem Königspar vorgehalten worden, mit allem möglichen geistlichen und weltlichen Pomp und zwar im Friedrichshain auf der Stelle begrub, die der König für ein Denkmal Friedrich Wilhelms III. gewählt hatte. Sie bewirkten, daß der Antrag eines Versöhnlichen, „auch die Leichen der gefallenen Soldaten feierlich zu bestatten und zu diesem Zweck die Regimenter nach Berlin zurückzurufen," vom Volke einstimmig zurückgewiesen wurde. Sie deklamirten überall heftig gegen die Christlichkeit des Staats und gegen das Preußenthum, welches sie als Produkt einer volksfeindlichen Dynastie zu bezeichnen sich erfrechten; sie richteten die wüthendsten Schmähungen und Drohungen gegen den Prinzen von Preußen, welchen sie die „Inkarnation des Preußenthums" nannten. Noch weit weniger hatten die süddeutschen Volksführer Lust, einen starken preußischen König an die Spitze Deutschlands kommen zu lassen; in Süddeutschland wollte man zwar gern genug, daß Preußen in Deutschland aufgehe, aber daß es dafür wie billig obenan stehe, wollte man nicht, sondern beeilte sich vielmehr, die Leitung der deutschen Dinge in die eigene Hand zu bringen und Friedrich Wilhelm bei Seite zu schieben. Auf Betrieb dieser Radikalen traten am 31. März in Frankfurt a. M. 500 deutsche Liberale, ohne irgend ein Mandat, aber von dem erschreckten Bundestage nicht gehindert, zu einem „Vorparlament" zusammen, welches den Beschluß faßte, eine aus allgemeinen freien Wahlen der ganzen deutschen Nation, in deren Bund es West- und Ostpreußen, auch Schleswig, nicht aber Posen aufnahm, solle über die künftige Verfassung Deutschlands berathen und entscheiden.

Blickte der König nach der entgegengesetzten Seite des Reichs, nach Osten, so gab es auch hier Grund zum Unmuth. Die allgemeine politische Aufregung entzündete in Posen einen Aufstand der Polen gegen die Deutschen. Der pol-

nische Bürger und Bauer hatte es nie und nirgends so gut gehabt wie unter preußischer Herrschaft; er war durch sie erst aus einem Knecht des Edelmanns ein freier Mann geworden, hatte durch sie Antheil an allem Segen deutscher Kultur, jetzt auch an einem freien Verfassungsleben. Sein Stammgenoß in Rußland und Galizien mußte auf ihn mit Neid blicken. Dennoch ließ er sich durch seine Priester und durch den Adel aufwiegeln und folgte den Muttergottesbildern und polnischen weißen Adlern, die sie ihm (im April) zur Empörung vorantrugen. Geführt von einem ehemaligen polnischen Offizier, Mieroslawski, rissen sie an vielen Orten des Großherzogthums die preußischen Wappen ab, verjagten die Behörden und begingen blutige Exzesse, auch Brand, Mord und Plünderung gegen die deutsche Bevölkerung, die im Laufe der Zeit hier fast so zahlreich wie die polnische geworden war. Die deutsche Demokratie rief ihnen Beifall und war bereit, ihnen, wenn auch nicht alles was sie verlangten, — nämlich sämmtliche ehemals polnische Länder, mit Einschluß von Westpreußen, — so doch Posen preiszugeben, und doch war Posens Kultur das Werk der Deutschen, die in Bildung, Wolstand, Tüchtigkeit hier bei weitem das Uebergewicht hatten. Der König erkannte besser seine Pflicht; er ließ bedeutende Truppenmassen einrücken, die nach einigen Gefechten im Mai den Aufstand niederschlugen.

Unterdessen war in Berlin der Vereinigte Landtag wieder versammelt worden, um die Nationalversammlung vorzubereiten; von der allgemeinen demokratischen Strömung fortgerissen, beschloß er, sie solle unmittelbar aus Urwahlen hervorgehen und jeder Preuße ohne Unterschied des Standes, des Vermögens, der Einsicht und Bildung Urwähler sein, also die Kopfzahl entscheiden. Der König, so sehr ihm dies Prinzip widerstrebte, fügte sich. Im ganzen Lande wurden die Wahlen zur deutschen wie zur preußischen Nationalversammlung unter großer Aufregung der Gemüther vorgenommen. Die Presse und die politischen Vereine, fast durchgängig von der Demokratie beherrscht, bearbeiteten systematisch, die Volksredner stoßweise das Volk, damit es in demokratischem Sinne wählen, und da die meiste Rührigkeit bei den Radikalen war, da diese dem gemeinen Mann das Meiste versprachen, den Arbeitern und Handwerkern bessere soziale Zustände, den Bauern die Befreiung von mancherlei Abgaben an die Rittergutsbesitzer, so gingen aus den Wahlen fast nur Liberale und eine große Anzahl von Radikalen hervor.

Am 18. Mai hielt die deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. in der Paulskirche, am 22. die preußische Nationalversammlung zu Berlin ihre erste Sitzung. Dorthin hatte die Nation ihre bedeutendsten Männer, hierhin die Talente zweiten Ranges geschickt, und doch hätte das Verhältniß müssen umgekehrt sein. Denn nicht Frankfurt, sondern Berlin war der wirkliche Schwerpunkt Deutschlands. Aber die demokratische Partei verkannte die wahren Machtverhältnisse und hielt sich für stärker als sie war; sie meinte, das Volk hinter sich zu haben, und doch stand derjenige Theil desselben, auf den es ankam, nämlich das Heer, hinter dem Könige. Statt nun mit diesem Hand in Hand zu gehen, und an dessen Proklamation vom 21. März anzuknüpfen, setzte die berliner Versammlung die Opposition fort und verwarf nach einer ausdrücklichen „Anerkennung der Revolution“ alle von der Regierung zur Wiederherstellung der Ordnung beabsichtigten Maßregeln, ließ auch der Straßendemagogie

freien Lauf; so konnte, von den Volksvertretern gewissermaßen dazu ermuntert, der Pöbel in Berlin einen Sturm gegen das Zeughaus unternehmen (15. Juni), allerlei Exzesse begehen, ja die Autorität der Versammlung selbst verletzen, denn die Klubs maßten sich Einfluß auf die Abgeordneten an, und der Pöbel beschimpfte öffentlich die gemäßigten Mitglieder der Versammlung. Mehr Staatsklugheit zeigte anfangs die frankfurter Versammlung, aber die deutsche Theoretisirlust und noch mehr die deutsche Sondersucht überwog. Welch ein Chaos der Meinungen wogte hier durcheinander; da gab es Liberale, Konstitutionelle, Demokraten, Republikaner, Absolutisten und Aristokraten, Protestanten, Freigemeindler und Ultramontane, Preußischgesinnte, Partikularisten und Oesterreicher; aber an einem festen klaren Programm fehlte es ebenso so sehr wie an Führern, die wie Mirabeau oder Washington alle hätten mit sich zu reißen gewußt. Heinrich von Gagern präsidirte; mit Hülfe der gemäßigten Partei hielt er die Radikalen nieder; aber anstatt das Eisen, so lange es glühte, zu schmieden, anstatt den noch schwankenden König von Preußen und die noch erschreckten deutschen Regierungen rasch zur deutschen Einheit zu bringen, vergeudete man die kostbare Zeit mit langathmigen Reden, heftigen Wortgefechten über die „Grundrechte des deutschen Volks.“ Es war der Widerwille der Radikalen gegen eine starke Monarchie und vor allem der Widerwille der süddeutschen Partikularisten und der Oesterreicher gegen den preußischen Primat, was die Versammlung verhinderte, die praktisch einzig mögliche Lösung der deutschen Frage jetzt, wo es noch Zeit war, vorzunehmen und Friedrich Wilhelm IV. aufzufordern, daß er seine Proklamation vom 21. März durchführe. Man vertagte lieber die Oberhauptsfrage und wählte (29. Juni 1848) mit 436 gegen 110 Stimmen den als Volksfreund bekannten Erzherzog Johann von Oesterreich zum „Reichsverweser;“ er sollte als interimistische deutsche Zentralgewalt die Beschlüsse des Parlaments zur Ausführung bringen, den Oberbefehl über alle deutschen Heere haben und Deutschland nach außen vertreten. Die Regierungen stimmten bei, ohne ihm doch mehr Macht einzuräumen als ihnen beliebte, und der Bundestag löste sich am 12. Juli auf, nachdem er seine Befugnisse in die Hände des Reichsverwesers niedergelegt hatte, wodurch dessen reelle Macht auch nicht erheblich wuchs. Ein Weg, den König von Preußen, durch den doch allein etwas Reelles zu erreichen war, oder gar das preußische Heer zu gewinnen, war dies nicht. Er sah, man wollte ihn nur zum Werkzeug des suveränen frankfurter Parlaments, nicht zum Meister in Deutschland haben; man wollte wol ein freies Volk, aber keinen freien König, man wollte wol, Preußen solle in Deutschland aufgehen, aber nicht dessen Spitze bilden; der Aufschwung, den sein Gemüth genommen, als er in der Proklamation vom 21. März sich als Führer Deutschlands anbot und versprach, wenn ihm die Nation folge, Europa Achtung vor der Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Gebiets deutscher Zunge einzuflößen; dieser Aufschwung erlahmte, da die Nation sich nicht um ihn scharte, sondern ihre eigenen Ideen verfolgte, und die natürliche Reaktion trat bei ihm ein. Er verlor die Lust, sich über sich selbst zu erheben, seinen alten politischen Ueberzeugungen Gewalt anzuthun, seinen Willen zu stählen und für die neuen Dinge einen Weltkampf aufzunehmen. Denn mit einem solchen ward er jetzt bedroht.

Kaiser Nikolaus hatte mit größtem Mißfallen die kühne, selbständige Sprache gehört, die der König von Preußen in jener Proklamation führte; fast hatte er sich

gewöhnt, diesen als seinen Vasallen zu betrachten; seit 42 Jahren war ja Preußen Rußlands treuster Bundesgenoß gewesen und er selbst, der Zar, hatte, wie sein Vater, in dieser Allianz immer den Ton angegeben. Das schien sich nun zu ändern. Sein Zorn über den auffässigen Schwager steigerte sich, als dessen europäische Politik geradezu gegen ein russisches Interesse sich richtete, als jener im deutschen Sinne in die schleswig-holsteinische Sache eingriff.

Schleswig-Holstein war seit 1460 ein besonderes politisches Ganzes, und die Bevölkerung, zu vier Fünfteln deutsch, zu einem Fünftel dänisch, wollte diesen Verband, ebensowenig jemals gelöst, als ihre innere Autonomie von dem dänischen Staate, dem sie gesetzlich durch Personalunion unter dem Mannsstamm einer und derselben (oldenburgischen) Dynastie beigefügt war, beschädigt sehen. Die alten Königherzöge hatten daher den schleswigschen und holsteinischen Ständen in aller Form Rechtens das Versprechen gegeben, Schleswig-Holstein solle immer zusammenbleiben und immer seine eigene Verwaltung haben. Dies Recht, sowie das Gesetz der männlichen Erfolge verletzte nun der Herzog von Schleswig-Holstein und König von Dänemark Christian VIII. indem er den Inseldänen zu Liebe, welche die reichen Herzogthümer für sich und für ihren Staat aussaugen wollten, in einem „offenen Briefe" 1846 erklärte, Schleswig und Holstein sollten mit Dänemark untheilbar zu einem Gesammtstaat verbunden sein, auch der Erbfolge des dänischen Königsgesetzes unterliegen, d. h. auch in der weiblichen Linie vererben, wodurch die russische (oldenburgisch-holstein-gottorpsche) Dynastie ein gewisses Anrecht erhielt. Schon damals hatten die holsteinschen Stände gegen diesen Rechtsbruch protestirt, jetzt als Christians Nachfolger, der König-Herzog Friedrich VII., Schleswig in Dänemark einzuverleiben und von Holstein abzureißen suchte, empörten sich (im März 1848) die beiden Herzogthümer, und das Haupt der jüngeren Linie des oldenburgischen Mannsstammes, der Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg bat den König von Preußen um Hülfe, wozu denselben auch der Bundestag aufforderte. Friedrich Wilhelm war gern bereit, das deutsche Recht zu schützen; er schickte seine Garden unter dem alten General von Wrangel nach Holstein, die am 4. April dort einrückten. Im Verein mit den Schleswig-Holsteinern und mit andern deutschen Bundestruppen besiegten sie das dänische Heer bei Schleswig und trieben es bis in das nördliche Jütland. Aber nun trat Rußland dazwischen. Unterstützt von England und Frankreich, begünstigt von Oesterreich, forderte der Zar drohend den König Friedrich Wilhelm auf, seine Hand von dieser Sache wieder abzuziehen; die Selbsthülfe des Volks, die Revolution zu unterstützen könne ihm ohnehin keine Ehre bringen. Es war um die Zeit, da die frankfurter Nationalversammlung die tiefe innere Zerklüftung der deutschen Nation an den Tag gebracht hatte, da es jedem Unbefangenen einleuchten mußte, die deutschen Stämme und Parteien würden sich nicht wie ein Mann insgesammt für eine und dieselbe Sache erheben, am wenigsten auf das Wort eines Fürsten, auch nicht des Königs von Preußen, dem die frankfurter Versammlung vielmehr, wie allen Regierungen, da sie sich als Mandatar der Nation für suverän hielt, übergeordnet zu sein meinte. „Vergessen Sie nicht," sagte Friedrich Wilhelm zu Gagern und anderen Abgeordneten bei einer Dombaufeier in Köln (am 14. August), „daß es noch Fürsten in Deutschland giebt, und daß ich zu ihnen gehöre." Aber die Mahnung war vergeblich. Der

König konnte in der That nur auf sein eigenes Volk zählen und glaubte, diesem und sich selbst ohne erkennbare preußische Vortheile so ungeheure Anstrengungen nicht zumuthen zu können, wie man verlangte; er gab daher den Drohungen und Vorstellungen des Auslandes nach und machte wenigstens Halt, schloß (am 26. August) mit Dänemark den Waffenstillstand zu Malmö, der die Rechte der Herzogthümer sehr wenig schützte. Es half ihm die Thatsache nichts, daß Preußen, völlig isolirt dastehend, sich durch die patriotischen Gesinnungen des frankfurter Parlaments und der Zentralgewalt, die über eine reale Macht in der Wirklichkeit gar nicht verfügten, nicht für hinreichend gedeckt halten konnte, um die eigene Existenz aufs Spiel zu setzen; — die Demokraten begeiferten ihn mit den wüthendsten Schmähungen; es gab in der Paulskirche die heftigsten Kämpfe zwischen Gemäßigten und Radikalen, und auf den Straßen die wildesten Schreckensscenen: der frankfurter Pöbel riß zwei preußische, konservative Abgeordnete, den General von Auerswald und den Fürsten Lichnowsky in Stücke (18. September). Diese Unthat, die den Eintritt einer deutschen Terroristen-Herrschaft zu bezeichnen schien, gab das Signal zu einem Umschlage in der Stimmung des Volksgeistes, der, ohne daß die Radikalen es wahrnahmen, bereits sich zu ernüchtern begann. Denn mit Unmuth sah jeder monarchisch Gesinnte, wie in Baden sich republikanische Freischaren unter Struve sammelten; mit Schrecken die Bourgeoisie, wie sich der vierte Stand anschickte, ihr das Heft aus der Hand zu nehmen; mit Entsetzen der Besitzende, wie hie und da Schwarmgeister das gemeine Volk durch kommunistischen Unsinn verhetzten. Alle diese Unzufriedenen, welche durch die alten Reaktionsparteien und den zahlreichen Haufen der Nörgler aus Grundsatz verstärkt wurden, ermannten sich nun zu einer entschiedenen Opposition gegen das herrschende demokratische Treiben und da sie die Masse der Gebildeten ausmachten, so fanden an ihnen die Regierungen jetzt den starken Rückhalt, nach welchem sich diese zur Zeit der Frühlingshoffnungen der Nation vergebens umgesehen hatten. Sieg über die Rothen, Wiederherstellung der Ordnung wurde nun die Losung des Kerns der Nation.

Auch von einer anderen Seite erhielten die Regierungen eine Ermunterung, wieder energisch in die Bahn einzulenken, in die ihre eigene Neigung sie wies. Allmählich machte sich der Stamm- und Staatspartikularismus auch in den Ständeversammlungen der einzelnen Staaten geltend; das suveräne Gebahren des frankfurter Parlaments reizte das Selbstgefühl der Sonderlandtage und besonders gerade der Linken, denen die Majorität in der Paulskirche zu gemäßigt war; also nicht einmal die Demokraten selbst mochten sich der deutschen Nationalversammlung unterordnen. Es erwachte endlich in Preußen der alte preußische Nationalstolz wieder; man verstand hier mehr und mehr die deutsche Neugestaltung so, daß Deutschland wesentlich in Preußen aufgehe, wie es durch die Natur der Dinge, durch die Geschichte vorgezeichnet sei; vereinige es die übrigen deutschen Landschaften mit sich, so falle der spezifisch-preußische Charakter und Name von selbst fort und ein wahrhaft, nämlich innerlich und organisch einiges deutsches Reich sei da. In Oesterreich war das Nationalgefühl überhaupt kein deutsches; nicht bloß die Regierung, obwol im Kampf mit den nichtdeutschen Völkern, aus denen der Kaiserstaat zusammengeschweißt war und die nun wild auseinander strebten, verhielt sich gegen die deutsche Einigung und gegen die deutsche National-

versammlung ablehnend, auch die deutsche Bevölkerung selbst dachte sich Deutschland nur als einen Zubehör von Oesterreich, und ihre Abgeordneten im frankfurter Parlament erklärten offen: „Oesterreich kann sich euern Gesetzen nicht fügen.“ Als die Demokratie aber (im Oktober) in Wien einen Aufstand erregte, wurde dieser von der Regierung zu Boden geschlagen.

Indessen verharrten die Nationalversammlungen zu Frankfurt und Berlin noch immer in dem Wahne, daß für den Nothfall das Volk ihrem Rufe entsprechen werde; die berliner setzte daher ihre Bestrebungen, einen wirklichen Parlamentarismus in Preußen festzustellen, fort. Der König wollte sich aber in die Rolle eines ausführenden Dieners der parlamentarischen Mehrheit nicht fügen und beschloß nun, ermuthigt durch die Reaktion, die in Wien, und durch die Reaktion, die in dem Volksgeiste Platz griff, gegen die Demokratie einen nachdrücklichen Krieg. Er entließ das allzu nachgiebige Ministerium Camphausen und ersetzte es am 9. November 1848 durch ein thatkräftigeres, welches die preußische Monarchie zu retten unternahm. Es bestand aus dem General Grafen von **Brandenburg**, einem natürlichen Sohn Friedrich Wilhelms II., als Ministerpräsidenten, dem Freiherrn von **Manteuffel**, als Minister des Innern, dem Kultusminister von Ladenberg, und dem Kriegsminister von Strotha, zu denen bald darauf als Handelsminister van der Heydt trat. Dieses „Ministerium der rettenden That“ begann nun seine lange Rückschrittsbahn damit, daß es die preußische Nationalversammlung dem unmittelbaren Zusammenhange mit der berliner Bevölkerung entzog und nach der Stadt Brandenburg verlegte. Die Versammlung bestritt der Regierung das Recht hiezu, und als diese bei ihrer Maßregel blieb, so setzte die Majorität, die demokratische Fraktion Unruh, die Sitzungen in Berlin fort. Der König ließ darauf Wrangel mit beträchtlicher Truppenmacht in Berlin einrücken, der die Stadt in Belagerungszustand erklärte und die Sitzungen der berliner Nationalversammlung aufhob. Diese antwortete der Waffengewalt mit dem Beschluß der Steuerverweigerung. Aber es zeigte sich jetzt, daß im Volke das Königthum weit stärkere Wurzeln hatte als die Demokratie. Es erhob sich weder zum Aufstande, wozu ein Aufruf des Reichsverwesers Johann als des Schützers der Volksrechte (am 21. November) anreizte, noch verweigerte es die Steuern; mit den wenigen, die es thaten, wurde die Regierung leicht fertig. In Brandenburg hatte sich nur ein kleiner Theil der Abgeordneten eingefunden, der König sprach daher (5. Dezember) die Auflösung der preußischen Nationalversammlung aus und gab nun aus eigener Machtvollkommenheit die Verfassung, welche mit der Demokratie zu vereinbaren ihm nicht gelungen war. Diese „**oktroyirte Verfassung**“ war so freisinnig, zog der königlichen Gewalt so enge Grenzen, daß die gemäßigte liberale Partei keinen Anstoß an dem Zusatze nahm, den der König bei der Verkündigung machte: er hoffe, die neu zu berufenden Kammern würden die oktroyirte Verfassung so revidiren, daß ihm das Regieren danach möglich sei.

Auch die Sache der deutschen Einheit nahm er nun selbst in die Hand. Es stand um sie bereits ziemlich hoffnungslos. Es gab offenbar nur zwei Möglichkeiten sie herzustellen, entweder mußte einer der deutschen Staaten die übrigen in Güte oder mit Gewalt mit sich vereinigen — und hier konnte für einen Unbefangenen nicht das undeutsche habsburgische Mischreich, sondern nur der einzige rein

deutsche Großstaat Preußen in Frage kommen — oder Deutschland mußte eine Reichsverfassung annehmen, welche die politische Selbständigkeit der Sonderstaaten und Stämme brach und eine neue Zentralgewalt einführte; der Mittelpunkt, nach dem alles gravitire, mußte Berlin oder Frankfurt sein. Die deutsche Nationalversammlung hatte sich von Anfang an für den zweiten Fall entschieden und durch einen Ausschuß eine deutsche Verfassung ausarbeiten lassen, welche im Oktober fertig war: danach sollten die einzelnen Staaten zwar bestehen bleiben, aber den wichtigsten Theil ihrer Hoheit an die Reichsgewalt — an den „Kaiser der Deutschen" und den „deutschen Reichstag" — abgeben; ersterer sollte durch ein verantwortliches Ministerium regieren; seine wichtigsten Befugnisse waren das Recht über Krieg und Frieden, der Oberbefehl über die gesammte bewaffnete Macht und die Vertretung nach außen; auch der größte Theil der vollziehenden Gewalt stand ihm zu. Die gesetzgebende sollte der Reichstag üben, bestehend aus einem „Staatenhause", den Vertretern der Fürsten und der Sonderlandtage, und aus einem „Volkshause", den unmittelbar vom ganzen deutschen Volke gewählten Abgeordneten. Ein oberstes „Reichsgericht" sollte über Streitigkeiten der einzelnen Staaten entscheiden. Für die Volksfreiheit sorgten die „Grundrechte", welche am 27. Dezember in Frankfurt verkündet wurden und viele demokratische Elemente enthielten. Trotzdem zeigten nicht nur die Regierungen, sondern auch das deutsche Volk selber den ganz entschiedenen Willen, sich der Reichsverfassung, die man in der Paulskirche berieth, nicht zu fügen. Vielleicht, daß noch im Mai Fürsten und Völker Deutschlands in der von einem patriotischen Pathos getragenen leidenschaftlichen Stimmung waren, eine solche zentralisirende Verfassung anzunehmen[32]; jetzt war die alte deutsche Sondersucht in ihnen bereits wieder übermächtig. Besonders die Mittelkönigreiche protestirten gegen der Verlust ihrer Suveränetät, und da die ganze Einigung den Ausschluß Oesterreichs voraussetzte, so widersetzten sie sich jener unter dem Vorwande, diesen bekämpfen zu müssen. Baiern unterhandelte sogar, um zu zeigen, wie entschieden es Willens sei, seine völkerrechtliche Suveränetät gegenüber den deutschen Bundesstaatprojekten des Parlaments aufrecht zu erhalten, im Februar und März 1849 über die deutsche Verfassung mit dem englischen Hofe.[33] Oesterreich aber, für alle Feinde der Zentralisirung, die schließlich in eine preußische Spitze auslaufen mußte, der starke Rückhalt, erklärte nicht bloß, es werde sich nicht aus dem deutschen Bunde herausdrängen lassen, sondern verlangte nichts mehr und nichts weniger, als mit allen seinen außerdeutschen Gebieten in das deutsche Reich aufgenommen zu werden; auf dem Reichstag dieses neuen „Großdeutschlands" sollte Oesterreich mit seinen Slowaken und Polaken, Magyaren, Kroaten, Italienern, Czechen 38, die übrigen Deutschen, inklusive Preußen, 32 Stimmen führen! Unter diesen Umständen mußte es jedem Verständigen einleuchten, daß die ganze Arbeit der deutschen Nationalversammlung umsonst war, wofern nicht Preußen es übernahm, ihre Beschlüsse durchzusetzen. Dennoch ließ die sehr zahlreiche Linke in der Paulskirche nicht ab, im Bunde mit den Ultramontanen, Partikularisten, Oesterreichern, überhaupt mit den „Großdeutschen" die gagernsche „Kaiserpartei" zu bekämpfen und in die Reichsverfassung solche demokratische Elemente zu bringen, die dem Könige von Preußen tief zuwider sein mußten; den Radikalen ging eben die Freiheit über die Einheit. So geschah, was die Großdeutschen gewünscht; das Resultat der

zehnmonatlichen Arbeit war: man machte eine Verfassung, die Friedrich Wilhelm nicht nur gegen Oesterreich und die größten deutschen Mittelstaaten und voraussichtlich gegen den Willen des Auslandes, sondern auch gegen seine eigene Neigung hätte durchsetzen müssen. Am 27. März 1849 unterzeichnete das Parlament die Reichsverfassung, nachdem die Kaiserpartei endlich, aber nur mit einem Mehr von vier Stimmen die Erblichkeit der Kaiserwürde, also die erste Bedingung eines preußisch-deutschen Kaiserthums durchgebracht; am folgenden Tage geschah die Kaiserwahl selbst und zwar mit 290 gegen 248 Stimmen für den König von Preußen. Sodann schickte die Versammlung ihren zeitigen Präsidenten, Eduard Simson, Gerichtsrath aus Königsberg, und 32 Abgeordnete nach Berlin, dem Könige die Kaiserkrone anzutragen.

Dienstag den 3. April 1849 im königlichen Schlosse zu Berlin empfing Friedrich Wilhelm die Deputation: ein weltgeschichtlicher Augenblick; es konnte sich jetzt erfüllen, was drei Jahre zuvor Thiers in Paris prophetisch erklärt hatte: „An dem Tage, wo in Berlin eine parlamentarische Versammlung zusammentritt, wird die Geschichte Europas eine andere Wendung nehmen." Denn jetzt lag das Prinzip der Suveränetät, der wahre Parlamentarismus, in Gestalt der deutschen Kaiserkrone vor Friedrich Wilhelm IV. da: wird er annehmen? Seine eigene Ständeversammlung wünschte es; viele seiner besten Freunde und Diener riethen, wenn nicht das Prinzip, doch jedenfalls die Gelegenheit, die vielleicht nie wiederkehre, kühn zu ergreifen. Er selbst kämpfte in sich einen schweren Kampf: hätte nicht sein Vorfahr, der große Friedrich, mit beiden Händen zugegriffen und die Krone als Mittel zu unsterblichen Thaten erfaßt, übrigens sie nach s e i n e m Sinne gestaltet? Aber Friedrich Wilhelm mußte es sich gestehen, ihm fehlte bei weitem jenes Riesengeistes Kraft. Konnte e r es wagen, gegen Oesterreich und die vier Königreiche sich in einen Krieg zu stürzen, der ohne Zweifel in einen europäischen umgeschlagen, bei dem er auch Rußland, wol gar noch Frankreich hätte bezwingen müssen; e r konnte einen zweiten siebenjährigen Krieg nicht führen. Und dann, sollte er sich den Kaiserthron e r o b e r n, so durfte er, nicht Frankfurt die Bedingungen vorschreiben. War es ja doch nicht einmal eine beträchtliche Majorität der deutschen Nationalversammlung, also des deutschen Volks, die ihm die Krone bot. So erlangten seine alten Antipathien gegen die Revolution, gegen die Volkssuveränetät auch in diesem größten Momente seines Lebens die Oberhand. Er lehnte ab. „In dem Beschlusse der deutschen Nationalversammlung, welchen Sie mir überbringen," antwortete er den Deputirten, „erkenne ich die Stimme des deutschen Volkes. Dieser Ruf giebt mir ein A n r e c h t, dessen Werth ich zu schätzen weiß.... Aber ich würde Deutschlands Einheit nicht aufrichten, wollte ich mit Verletzung heiliger Rechte und meiner früheren ausdrücklichen Versicherungen ohne das freie Einverständniß der gekrönten Häupter, Fürsten und der freien Städte Deutschlands eine Entschließung fassen, welche für sie und für die von ihnen regierten deutschen Stämme die entscheidendsten Folgen haben müßte." In einem Briefe an den alten Arndt hat er dann noch ausführlich seine Beweggründe zur Ablehnung ausgesprochen: „weil das Volk allein über die Krone nicht zu verfügen habe, und weil das angebotene deutsche Kaiserthum nicht viel mehr gewesen als eine Schattenherrschaft, als ein Werkzeug des Parlaments; dafür habe er sein mächtiges preußisches Königthum nicht hingeben mögen." Er wollte doch jene Ableh-

nung nur als eine bedingte angesehen wissen, aber daß die Bedingung sich je erfüllen, daß die deutschen Fürsten ihn je freiwillig sich zum Oberhaupte setzen würden, konnte eben nur ein Romantiker wie er für möglich halten. Aber für alles Ungemeine sehr empfänglich, großmüthiger Regungen selber fähig, gab sich Friedrich Wilhelm um so mehr jener Hoffnung hin, weil er sich bewußt war, er würde, wie bisher, seine Mitfürsten immer mit zartester Schonung behandeln.

Er nahm also nun selbst die deutsche Einigung vor. Da zeigte es sich bald, wohin er mit seinem Programm kam. Die Kleinstaaten freilich waren jetzt wie schon 1814 auf dem wiener Kongreß, bereit, ihre Suveränetät dem Vaterlande zu opfern; 28 deutsche Staaten erkannten die Wahl des Königs von Preußen zum deutschen Kaiser an; selbst der König von Würtemberg, von seinem Volke gedrängt, schloß sich den 28 vorläufig an; aber gerade die mächtigsten, Baiern, Sachsen, Hannover und nun gar Oesterreich protestirten. Andrerseits verlangten die preußischen Kammern und das frankfurter Parlament die Annahme der Reichsverfassung, und da Friedrich Wilhelm sich weigerte, so erfolgte zwischen ihm und der Kaiserpartei ein Bruch; er löste den preußischen Landtag auf, rief, wie Oesterreich längst gethan, seine Unterthanen von der deutschen Nationalversammlung ab und verlor dadurch die moralische Unterstützung eines ansehnlichen Faktors der öffentlichen Meinung. Die Demokratie war ohnehin seine Feindin; eben schlug er ihr wieder die schmerzhaftesten Wunden. An mehreren Orten Deutschlands waren, von der radikalen Partei betrieben, Volksaufstände ausgebrochen, welche den Zweck hatten, die Regierungen doch noch unter die Herrschaft des frankfurter Parlaments zu beugen und zur Annahme der Reichsverfassung zu zwingen. In Preußen blieben diese Versuche unbedeutend, die „Putsche" in Elberfeld und Breslau wurden leicht unterdrückt; großartiger waren sie im übrigen Deutschland. Friedrich Wilhelm hielt sich moralisch verpflichtet, auf den Hülferuf der bedrängten Fürsten einzuschreiten. Seine Truppen rückten in Dresden ein, wo die Demokraten den König verjagt hatten, und schlugen (6—9. Mai) nach hartnäckigem Kampfe die Barrikadenstreiter nieder. Unter dem Prinzen von Preußen zogen sie dann (im Juni) nach Baden und der bairischen Rheinpfalz, wo die Freischärler Heckers und Struves mit dem badischen Militär vereinigt die Republik aufgerichtet; siegten in einer Reihe von Gefechten, von denen das größte bei Waghäusel stattfand, und stellten die Regierungen wieder her. Kurz vorher hatte auch der demokratische Rest der frankfurter Versammlung, der in Stuttgart weiter tagte, ein klägliches Ende genommen; dieses „Rumpfparlament" wurde von der Regierung daselbst aufgelöst; am 18. Juni 1849 hielt es seine letzte Sitzung.

Die deutsche Revolution hatte der König von Preußen also besiegt, aber die Früchte ernteten nicht er, sondern seine Mitfürsten. Denn da nun das Volk nicht mehr zu fürchten war, so fiel für sie ein mächtiges Motiv zur Aufopferung ihrer Sonderrechte fort. Sie wurden immer kühler gegen Friedrich Wilhelms Pläne, der vorschlug, einen deutschen Bundesstaat, eine „Union" unter Preußens erblicher Oberhoheit und mit einem gemeinschaftlichen Parlament mit ihnen zu vereinbaren; die Beziehungen dieses Kleindeutschlands zu Oesterreich sollten dann durch einen loseren Bund geregelt werden. Unter dem frischen Eindruck des dresdener Aufstandes waren die Könige von Sachsen und Hannover darauf eingegangen, hatten mit ihm am 20. Mai das sogenannte „Dreikönigsbündniß" geschlossen, welches

eine Reichsverfassung aufstellte, die von den in Gotha (26. Juni) versammelten Häuptern der „Kaiserpartei" (den „Gothaern") Billigung und bei den meisten Kleinstaaten Anklang fand. Aber Baiern und Würtemberg beharrten darauf, keine „preußische Spitze" anzuerkennen; sie ebensowenig wie Oesterreich traten der Union bei, und da die anderen Mittelstaaten bald merkten, daß Friedrich Wilhelm keinen Suverän zwingen werde, ihm etwas von seinen Rechten abzutreten, so neigten sie sich mehr und mehr der österreichischen Politik zu, welche auf Wiederherstellung des alten Bundestages ging. Rußland sekundirte; der alte Hort des Absolutismus, Zar Nikolaus, half mit der einen Hand Oesterreich wieder auf, indem er durch ein Heer unter Paskiewitsch den ungarischen Aufstand niederwarf; mit der anderen drohte er seinem Schwager, wofern das preußische Heer in Schleswig den Krieg anders als zum Scheine führen würde. Der Erfolg war: Friedrich Wilhelm machte in der schleswig-holsteinischen Sache wieder einen Schritt rückwärts, indem er (Juli 1849) mit Dänemark einen Waffenstillstand schloß, der Schleswig von Holstein trennte, und gab in den deutschen Dingen das Heft aus den Händen, weil Oesterreich jetzt mächtig genug war, seinen Drohungen mit den Waffen Nachdruck zu verleihen. Er ließ sich herbei, Oesterreichs Vorschlag anzunehmen: ein „Interim" zu bewilligen (September 1849), der Art, daß der Reichsverweser sein Amt vorläufig zu Gunsten einer von Oesterreich und Preußen bestellten Kommission niederlegte und letztere die Bundesgeschäfte bis zum 1. Mai 1850 leitete; inzwischen wollte man sich um die Zustimmung der übrigen Bundesregierungen bewerben. Er war also bereits von der Einheit ab- und zum Dualismus gekommen, hatte den alten Nebenbuhler Preußens an einer Sache Antheil nehmen lassen, in der beide ganz entgegengesetzte Interessen verfolgen mußten, wofern sie nicht Deutschland theilen wollten. Die vier Mittelkönigreiche besorgten das letztere; Hannover und Sachsen, von Rußland ermuthigt, fielen nun offen von Preußen ab und verhandelten zu München (Februar 1850) mit Baiern und Würtemberg ein „Vierkönigsbündniß", dessen eigentlicher Zweck war, im Verein mit Oesterreich den alten Bundestag wieder einzuführen.

Gegen diese Widersacher hatte Preußen nur einen Freund: die öffentliche Meinung; sie erkannte immer deutlicher, daß von allen mächtigeren deutschen Fürsten doch nur Friedrich Wilhelm trotz seiner Mißgriffe wirklich Willens war, Deutschland eine zeitgemäße Verfassung zu geben. Er bewies es, indem er zum 20. März 1850 nach Erfurt ein deutsches Parlament ausschrieb, und die Wahlen dazu trotz des Widerspruchs der vier Königreiche und Oesterreichs in Preußen und den treugebliebenen Kleinstaaten vornehmen ließ. Zugleich förderte er die „preußisch-deutsche Union" dadurch, daß er mit Mecklenburg, Anhalt, Braunschweig, Baden, Militärkonventionen abschloß und die hohenzollernschen Fürsten Wilhelm Anton v. Hechingen und Karl Anton v. Sigmaringen bewog, (7. Dezember 1849) ihre Länder (ein Gebiet von 21 Quadratmeilen mit 65,000 Einwohnern) gegen ein Jahrgehalt an Preußen abzutreten; am 5. und 8. April 1850 erfolgte die Einverleibung dieser neuen Provinz in den preußischen Staat.[34] Indessen, wenn die Liberalen auch des Königs Einheitsbestrebungen vergleichsweise billigten, so verwarf doch gerade die Aktionspartei, nämlich die demokratische, seine ganze Politik schon darum, weil er in der preußischen Verfassungsfrage reaktionär verfuhr. Und so waren denn die Sympathieen der gemäßigten Deutsch-

gesinnten nichts, was Preußens auswärtige Gegner sehr beunruhigen konnte. Uebrigens vertagte der König das deutsche Parlament, das am 20. März in Erfurt zusammengetreten war, schon am 29. April wieder, und verhandelte nur noch mit den Regierungen.

Indessen ging Oesterreich immer energischer vor. Der junge Kaiser Franz Josef, in der Erkenntniß, daß sein Staat am sichersten auf den alten Stützen ruhe, die derselbe vor 1848 gehabt — absolut-monarchische Gewalt, rein soldatisch gesinntes Heer, enger Bund mit der römischen Kirche und mit allen Mächten der Reaktion —, beschloß auch in Deutschland, wie er bei sich that, nach Möglichkeit die Zustände vor 48 zurückzuführen; mit Staunen sah die deutsche Nation den verhaßten todtgeglaubten Bundestag am 10. Mai 1850 in Frankfurt wieder erstehen; Oesterreich hatte ihn einberufen, die vier Königreiche, Kurhessen, Dänemark und Niederlande ihn beschickt. So war also Deutschland in zwei Lager gespalten: hier die „deutsche Union" d. h. Preußen mit den meisten Kleinstaaten, dort der „Bundestag", nämlich Oesterreich mit den Mittelstaaten. Friedrich Wilhelm hatte nun die Wahl, entweder fest und entschieden sein Unionsprojekt durchzusetzen oder die Einigung Deutschlands überhaupt aufzugeben und fortan bloß spezifisch-preußische Interessen zu verfolgen. Für den letzteren Fall bot ihm Oesterreich, wenn er den Bundestag anerkenne, in demselben eine ganz paritätische Stellung und viel Einfluß auf die Kleinstaaten. Er entschied sich für die Union, aber er that gar nichts, um auch deren andere Genossen bei ihr festzuhalten, stellte es vielmehr ausdrücklich in das Belieben jedes einzelnen Fürsten, ob er ihr treu bleiben wolle, und so gingen sie denn allmählich einer nach dem andern in das österreichische Lager über.

So zerfiel die Union, und doch war dies bei weitem noch nicht die schlimmste Niederlage, die Friedrich Wilhelms auswärtige Politik erlitt. Seit zwei Jahren hatte er die Sache Schleswig-Holsteins zu seiner eigenen gemacht, aber sie lässig betrieben, jetzt gab er sie ganz auf, schloß mit Dänemark (2. Juli 1850) den berliner Frieden, in welchem es den Herzogthümern überlassen blieb, ihren Kampf allein auszufechten. Sie versuchten es, doch ohne Glück. Der König handelte hier wieder unter russischem Druck, und eine Entschuldigung mochte er darin finden, daß ein Theil seiner Unterthanen, nämlich die sogenannte Junkerpartei, ihm von ganzem Herzen beistimmte; hatte doch schon 1849 eins ihrer Häupter offen erkärt: „der Krieg gegen Dänemark sei ein höchst ungerechtes, frivoles, verderbliches Unternehmen zur Unterstützung einer ganz unmotivirten Rebellion." Nicht besser führte Friedrich Wilhelm seine und des deutschen Volkes Sache in Kurhessen. Dieses Land gehörte zur „Union", und seine Verfassung war von derselben gewährleistet werden. Preußen hatte also ein Recht einzuschreiten, als der Kurfürst, nachdem er im Februar 1850 ein reaktionäres Ministerium (Hassenpflug) berufen und die Union verlassen hatte, mehrfach die Verfassung brach. Doch waren die Hessen Manns genug sich selbst zu helfen; das ganze Volk — Behörden, Truppen, Städter, Landleute — empörte sich Anfangs September in völlig gesetzlicher Weise, indem es der Regierung einfach den Gehorsam aufkündigte; „eine Revolution in Schlafrock und Pantoffeln," die den Kurfürsten vollständig lahm legte. Aber weit entfernt sein Unrecht einzugestehen, suchte er vielmehr gegen seine Unterthanen bei dem österreichischen Bundestage Hülfe,

die ihm von Oesterreich und Baiern auch bereitwilligst zugesagt wurde. Preußen durfte das nicht dulden; es ließ im Oktober Truppen in Kurhessen einrücken, während die Süddeutschen sich ebenfalls in Bewegung setzten. Ein großer Krieg schien auszubrechen, ein Krieg, der nicht bloß diese einzelne, der die ganze deutsche Frage lösen mußte. So stand also Friedrich Wilhelm nun doch wieder vor der Eventualität, die er immer so sehr gefürchtet: Deutschlands Einheit ließ sich eben nur durch Blut und Eisen herstellen. Aber jetzt war überdies die preußische Waffenehre, hier in Hessen, wie dort in Schleswig, verpfändet; Preußen durfte nicht zurückweichen. Auch riethen Radowitz, als Minister des Auswärtigen und der Ministerpräsident Graf Brandenburg ganz entschieden zum Kriege. Der König fürchtete indeß das Ausland allzusehr. Er schickte, um in Güte Preußens Recht zu wahren, den Grafen Brandenburg zu der Konferenz, welche die Kaiser von Rußland und Oesterreich am 15. Oktober in Warschau hielten. Brandenburg wurde dort, wie vorauszusehen, mit den übermüthigsten Forderungen empfangen: Preußen solle alle seine Schritte, die es in der deutschen Frage gethan, wieder zurücknehmen und Kurhessen auf der Stelle räumen! Voll Entrüstung kehrte der ehrenfeste Mann heim, während österreichische und bairische Truppen in Kurhessen einmarschirten und auf die Preußen losgingen. Heer, Kammern, Minister und Volk von Preußen erwarteten und wünschten den Krieg. Aber Friedrich Wilhelm —, als die Nachricht vom Einmarsch des österreichisch-bairischen Heeres in Hessen nach Berlin kam, war er gerade im Begriff zu einer Jagd nach Blankenburg zu reisen; er bestellte sie ab und hielt statt dessen einen Ministerrath, indem er humoristisch meinte: „wir brauchen nicht nach Blankenburg zu gehen, wir können die Böcke gleich hier schießen.[36] Aber was er in diesem Ministerrath vom 2. November beschloß, war nicht bloß ein Fehler, sondern machte ihm Unehre: er entließ Radowitz, stellte Manteuffel an die Spitze des Ministeriums und schickte seinen Truppen in Hessen den Befehl zum Rückzuge. Dem ritterlichen Grafen Brandenburg brach das treue preußische Herz, er starb vier Tage darauf (6. November). Manteuffel aber trat den schimpflichen Gang nach Olmütz an, den er nur einen sauren nannte. Dort auf der Konferenz mit dem österreichisch Premier, Fürsten Schwarzenberg, (am 29. November) unterwarf er sein Vaterland allen den Bedingungen, die Oesterreich und Rußland ihm vorschrieben: Aufgeben der Union, des deutschen Parlaments, der Kurhessen und der Schleswig-Holsteiner und Einwilligung in die Art, wie diese beiden Stämme sollten „pazifizirt," d. h. unterdrückt werden. Demnach erkannte der König im April 1851 den frankfurter Bundestag an, und dieser lenkte nun gemach wieder in die alte metternichsche Bahn ein, ließ durch Straf-Baiern und Oesterreicher die Hessen, durch Oesterreicher die Holsteiner unterjochen. Die schleswig-holsteinische Statthalterschaft und Landesversammlung willigten in die Forderungen, welche die beiden deutschen Großmächte stellten: daß die Herzogthümer auf den Zustand vor dem Kriege zurückkehrten und ihr Heer auflösten; — und die ausländische Diplomatie, Rußland und England voran, bewog dann mit Hülfe Oesterreichs den König von Preußen zur Unterzeichnung jenes schimpflichen londoner Protokolls vom 8. Mai 1852, welches der preußische Bevollmächtigte Bunsen einzig aus persönlicher Freundschaft für Friedrich Wilhelm zu unterschreiben sich nicht weigerte und welches Bunsens Sohn 1863 im berliner Abgeordnetenhause in so starken Ausdrücken verdammt hat. Es besiegelte Preußens

und Deutschlands schmähliche Niederlage, gab Schleswig der vollen Rachsucht, Holstein dem Drucke der Dänen, beide der Aussaugung durch ihren Todfeind preis und suchte diesen Zustand dadurch zu verewigen, daß es willkürlich die Erbfolge änderte und den mit der russischen Dynastie verwandten Prinzen Christian von Glücksburg zum Nachfolger in Dänemark und Schleswig-Holstein einsetzte. Auch die letzte nationale Errungenschaft Deutschlands seit 1848, die deutsche Flotte, die man durch Privatsammlungen und Gaben der unionistischen Staaten kaum erst hergestellt hatte, ging jetzt wieder verloren; der Bundestag ließ sie im Sommer 1852 zu Bremerhafen durch den ehemaligen Reichsmarineminister Hannibal Fischer öffentlich versteigern.

Das war das Ende von Friedrich Wilhelms deutschen Einheitsplänen.

Die preußische Verfassung.

Die große deutsche Bewegung von 1848 war also schmählich gescheitert, Deutschlands gewaltiges Streben nach Einheit zuletzt zum Gespött des Auslands im Sande des alten Bundestags verlaufen. Nicht die Fürsten allein trugen die Schuld davon, nicht Friedrich Wilhelms romantische Gefühlspolitik noch sein Mangel an muthiger Thatkraft allein, auch nicht allein die Suveränetätslust der Mittelstaaten und Oesterreichs abweichende Interessen, sondern ebenso sehr das deutsche Volk mit seiner Parteiung und die Volksführer, die nirgends einträchtig eine praktisch durchführbare Politik getrieben. Die Rechthaberei, Sondersucht, die Theoretisirwuth — diese deutschen Fehler, diese inneren Feinde der deutschen Einheit, hatten sich oben nicht breiter gemacht als unten. Sie störten und hemmten auch den Fortschritt des anderen Prinzips von 1848, der Freiheit. Und gerade die demokratische Partei verschuldete dabei wieder am meisten. Besonders in Preußen. Die Erfolglosigkeit jenes Beschlusses der Steuerverweigerung, mit welchem die berliner Nationalversammlung das Volk zum Aufstande gegen die Krone aufgefordert, hätte die Demokraten überzeugen müssen, daß ihr Programm in Preußen sich nun einmal nicht verwirklichen lasse, daß die Nation keineswegs den Schwerpunkt des Staats vom Königthum fort in eine parlamentarische Majorität verlegen wolle, und daß eine gemäßigte konstitutionelle Monarchie das wirklich Zeitgemäße und daher Erstrebenswerthe sei. Statt dessen versuchten sie auch auf dem folgenden Landtage, dem Könige ihren Willen aufzunöthigen, und drängten ihn dadurch ganz entschieden auf den Weg der Reaktion, in den ihn seine persönliche Neigung ohnehin wies. Er löste (27. April 1849) die zweite, noch nach dem Kopfzahlsystem gewählte Kammer auf, vertagte die erste, die er nach einem mäßigen Zensus hatte wählen lassen, und legte sich die Frage vor, ob er nicht überhaupt das Konstitutionswesen aufgeben und zu den ständischen Formen seiner ersten Regierungszeit zurückkehren solle. Es gab doch schon eine ansehnliche Partei im Lande, die dies verlangte. Sie bestand aus den folgerechtesten Mitgliedern jener alten „Ritterschaftlichen," die den neuen Zeitideen immer feindselig gewesen waren. Auch außerhalb des Grundadels fand sie jetzt Anklang: denn es konnte nicht anders sein, als daß alle die Elemente der Nation, welche sich durch das Gebahren der revolutionären Volkspartei beleidigt fühlen mußten,

daß alle diejenigen Preußen und Christen, welche die schwarzweiße Fahne und das Kreuz als die obersten Symbole des Staats wollten festgehalten und geehrt wissen, in den Adlig-Konservativen Bundesgenossen wider einen gemeinsamen Feind sahen. Die Häupter dieser Koalition waren jetzt die Herren v. Gerlach, v. Kleist-Retzow, v. Bismarck-Schönhausen, der Professor des Staatsrechts J. Stahl und der Geschichtsschreiber Leo; ihre Organe (seit Juli 1848) die „neue preußische" oder Kreuz-Zeitung, welche Wagener mit Geschick redigirte, und der „Treubund", ein dem Tugendbund nachgebildeter Verein, der im Gegensatz gegen die deutschen Farben die von der Demokratie geschmähten preußischen aufsteckte; ihre Ziele endlich die Wiederherstellung des monarchischen Absolutismus, der aristokratischen Vorrechte und der Herrschaft des Christen- und Preußenthums über den Staat. Aber konsequent wie sie war, verwarf sie nicht bloß alles Demokratische und Revolutionäre, sondern auch alles Konstitutionelle; sie ersehnte einfach die Umkehr zu den Zuständen vor 1848. Damit verwarf sie also auch die „deutsche Union;" gerade diese aber lag dem Könige damals sehr am Herzen. Ueberdies erlaubte dieselbe Scheu vor formellem Rechtsbruch, die ihn jetzt eben zur Ablehnung der deutschen Krone bewogen, es ihm nicht, die Konstitution, die er zu geben begonnen, wieder zurückzunehmen. Er wünschte, das Jahr 1848, das „tolle Jahr" möchte mit Thränen aus der Weltgeschichte weggewischt werden können; aber er sah ein, es war doch nicht ungeschehen zu machen, die Verpflichtungen, die es ihm aufgelegt, müßten, wenn auch mit schwerem Herzen, erfüllt werden. Er beschloß daher, das Konstitutionswerk nicht fahren zu lassen, aber es so zu gestalten, daß dabei eine starke Monarchie bestehen bleibe. Die Freiheit, die es der Nation garantire, sollte nicht zur Lahmlegung der Monarchie gemißbraucht werden. Er wußte, die eigentliche Aktionspartei waren die Demokraten, und da diese nur mit Hülfe der Besitzlosen Gewalt bekommen, eine politische Revolution nur als eine soziale erfolgreich betreiben konnten, so galt es, den Besitzenden in der Volksvertretung die Mehrheit zu sichern. Sie schienen ihm die natürlichen Verbündeten der Krone. Er erließ daher (30. Mai 1849) ein neues Wahlgesetz für die zweite Kammer, welches die Urwähler nach Maßgabe des Steuerbetrags, den sie zahlten, in drei Klassen schied, einer jeden die gleiche Zahl von Wahlmännern zuerkannte und diese mittelbaren Wahlen dadurch den Augen des Staats und der Besitzenden offen hielt, daß es die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Abstimmung vorschrieb. Die demokratische Partei hätte sich nun in die Zeit schicken und um ihrer selbst willen suchen sollen, von den zahlreichen demokratischen Elementen, welche die im Dezember 1848 oktroyirte Verfassung enthielt, so viel als möglich zu retten. Aber sie ergab sich jetzt dem Pessimismus, lehnte es ab auf Grund des Dreisteuerklassensystems zu wählen, und spekulirte auf die ungewisse Zukunft. Ihr passiver Widerstand hatte indeß nur den Erfolg, daß der Boden, den sie freiwillig aufgab, von ihren extremsten Gegnern eingenommen wurde. Der neue Landtag, der am 7. August 1849 (also bald nach der Besiegung der badischen und pfälzischen Republikaner) zusammentrat, war wesentlich reaktionär gestimmt; die Ultra-Konservativen, wenig gehemmt von der Bourgeoisie, der der Schreck vor den Rothen noch in allen Gliedern lag, und nur von den Altliberalen mit Energie bekämpft, führten nun auch in der zweiten Kammer das große Wort. So geschah es, daß die Verfassung, die der König mit diesem Landtage vereinbarte, in einer Weise „revidirt" wurde, welche mehr die Rück-

schritts- als die Fortschrittsmänner befriedigte. Dennoch war auch in der revidirten Verfassung noch der „breite Stempel des Jahres 1848" nicht ganz verwischt: sie sicherte immer ein beträchtliches Maß von Volksfreiheit. Es war daher für die ganze konstitutionelle Partei in Preußen ein sehr erfreuliches Ereigniß, als Friedrich Wilhelm diese Verfassung am 31. Januar 1850 als preußisches Staatsgrundgesetz verkündigte und am 6. Februar 1850 vor den vereinigten beiden Kammern beschwor.

Die Hauptbestimmungen der Urkunde waren folgende: „Titel I. Vom Staatsgebiet. Art. 1. Alle Landestheile der Monarchie in ihrem gegenwärtigen Umfange bilden das preußische Staatsgebiet. — Art. 2. Die Grenzen dieses Staatsgebietes können nur durch ein Gesetz verändert werden.

Titel II. Von den Rechten der Preußen. Art. 4. Alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich. Standesvorrechte finden nicht statt. Die öffentlichen Aemter sind, unter Einhaltung der von den Gesetzen festgestellten Bedingungen, für alle dazu Befähigten gleich zugänglich. — Art. 5. Die persönliche Freiheit ist gewährleistet. Die Bedingungen und Formen, unter welchen eine Beschränkung derselben, insbesondere eine Verhaftung zulässig ist, werden durch das Gesetz bestimmt. — Art. 6. Die Wohnung ist unverletzlich. Das Eindringen in dieselbe und Haussuchungen, sowie die Beschlagnahme von Briefen und Papieren, sind nur in den gesetzlich bestimmten Fällen und Formen gestattet. — Art. 7. Niemand darf seinem gesetzlichen Richter entzogen werden. Ausnahmegerichte und außerordentliche Kommissionen sind unstatthaft. — Art. 8. Strafen können nur in Gemäßheit des Gesetzes angedroht oder verhängt werden. — Art. 9. Das Eigenthum ist unverletzlich. Es kann nur aus Gründen des öffentlichen Wohles gegen vorgängige, in dringenden Fällen wenigstens vorläufig festzustellende Entschädigung nach Maßgabe des Gesetzes entzogen oder beschränkt werden. — Art. 10. Der bürgerliche Tod und die Strafe der Vermögens-Einziehung finden nicht statt. — Art. 11. Die Freiheit der Auswanderung kann von Staatswegen nur in Bezug auf die Wehrpflicht beschränkt werden. Abzugsgelder dürfen nicht erhoben werden. — Art. 12. Die Freiheit des religiösen Bekenntnisses, der Vereinigung zu Religionsgesellschaften (Art. 30 und 31) und der gemeinsamen häuslichen und öffentlichen Religionsübung sind gewährleistet. Der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem religiösen Bekenntnisse. Den bürgerlichen und staatsbürgerlichen Pflichten darf durch die Ausübung der Religionsfreiheit kein Abbruch geschehen. — Art. 14. Die christliche Religion wird bei denjenigen Einrichtungen des Staats, welche mit der Religionsübung im Zusammenhange stehen, unbeschadet der im Art. 12 gewährleisteten Religionsfreiheit zum Grunde gelegt. — Art. 15. Die evangelische und die römisch-katholische Kirche, sowie jede andere Religionsgesellschaft, ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig und bleibt im Besitz und Genuß der für ihre Kultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonds. — Art. 18. Das Ernennungs-, Vorschlags-, Wahl- und Bestätigungsrecht bei Besetzung kirchlicher Stellen ist, soweit es dem Staate zusteht und nicht auf dem Patronat oder besonderen Rechtstiteln beruht, aufge-

hoben. Auf die Anstellung von Geistlichen beim Militär und an öffentlichen Anstalten findet diese Bestimmung keine Anwendung. — Art. 20. Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei. — Art. 21. Für die Bildung der Jugend soll durch öffentliche Schulen genügend gesorgt werden. Eltern und deren Stellvertreter dürfen ihre Kinder oder Pflegebefohlenen nicht ohne den Unterricht lassen, welcher für die öffentlichen Volksschulen vorgeschrieben ist. — Art. 23. Alle öffentlichen und Privat-Unterrichts- und Erziehungs-Anstalten stehen unter der Aufsicht vom Staate ernannter Behörden. — Die öffentlichen Lehrer haben die Rechte und Pflichten der Staatsdiener. — Art. 24. Bei der Einrichtung der öffentlichen Volksschulen sind die konfessionellen Verhältnisse möglichst zu berücksichtigen. — Den religiösen Unterricht in der Volksschule leiten die betreffenden Religionsgesellschaften. — Die Leitung der äußeren Angelegenheiten der Volksschule steht der Gemeinde zu. Der Staat stellt, unter gesetzlich geordneter Betheiligung der Gemeinden, aus der Zahl der Befähigten die Lehrer der öffentlichen Volksschulen an. — Art. 25. Die Mittel zur Errichtung, Unterhaltung und Erweiterung der öffentlichen Volksschule werden von den Gemeinden und im Falle des nachgewiesenen Unvermögens ergänzungsweise vom Staate aufgebracht. Die auf besonderen Rechtstiteln beruhenden Verpflichtungen Dritter bleiben bestehen. Der Staat gewährleistet demnach den Volksschullehrern ein festes, den Lokalverhältnissen angemessenes Einkommen. — In der öffentlichen Volksschule wird der Unterricht unentgeltlich ertheilt. — Art. 27. Jeder Preuße hat das Recht, durch Wort, Schrift, Druck und bildliche Darstellung seine Meinung frei zu äußern. — Die Censur darf nicht eingeführt werden; jede andere Beschränkung der Preßfreiheit nur im Wege der Gesetzgebung. — Art. 28. Vergehen, welche durch Wort, Schrift, Druck oder bildliche Darstellung begangen werden, sind nach den allgemeinen Strafgesetzen zu bestrafen. — Art. 29. Alle Preußen sind berechtigt, sich ohne vorgängige obrigkeitliche Erlaubniß friedlich und ohne Waffen in geschlossenen Räumen zu versammeln. Diese Bestimmung bezieht sich nicht auf Versammlungen unter freiem Himmel, welche auch in Bezug auf vorgängige obrigkeitliche Erlaubniß der Verfügung der Gesetze unterworfen sind. — Art. 30. Alle Preußen haben das Recht, sich zu solchen Zwecken, welche den Strafgesetzen nicht zuwiderlaufen, in Gesellschaften zu vereinigen. Das Gesetz regelt, insbesondere zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit, die Ausübung des in diesem und in dem vorstehenden Artikel (29) gewährleisteten Rechts. Politische Vereine können Beschränkungen und vorübergehenden Verboten im Wege der Gesetzgebung unterworfen werden. — Art. 32. Das Petitionsrecht steht allen Preußen zu. Petitionen unter einem Gesammtnamen sind nur Behörden und Korporationen gestattet. — Art. 33. Das Briefgeheimniß ist unverletzlich. Die bei strafgerichtlichen Untersuchungen und in Kriegsfällen nothwendigen Beschränkungen sind durch die Gesetzgebung festzustellen. — Art. 34. Alle Preußen sind wehrpflichtig. Den Umfang und die Art dieser Pflicht bestimmt das Gesetz. — Are. 35. Das Heer begreift alle Abtheilungen des stehenden Heeres und der Landwehr. — Im Falle des Krieges kann der

König nach Maßgabe des Gesetzes den Landsturm aufbieten. — Art. 36. Die bewaffnete Macht kann zur Unterdrückung innerer Unruhen und zur Ausführung der Gesetze nur in den vom Gesetze bestimmten Fällen und Formen und auf Requisition der Civilbehörden verwendet werden. In letzterer Beziehung hat das Gesetz die Ausnahme zu bestimmen. — Art. 37. Der Militär-Gerichtsstand des Heeres beschränkt sich auf Strafsachen und wird durch das Gesetz geregelt. Die Bestimmungen über die Militär-Disciplin im Heere bleiben Gegenstand besonderer Verordnungen. — Art. 38. Die bewaffnete Macht darf weder in noch außer dem Dienste berathschlagen oder sich anders, als auf Befehl versammeln. Versammlungen und Vereine der Landwehr zur Berathung militärischer Einrichtungen, Befehle und Anordnungen sind auch dann, wenn dieselbe nicht zusammenberufen ist, untersagt. — Art. 39. Auf das Heer finden die in den Artikeln 5, 6, 29, 30 und 32 enthaltenen Bestimmungen nur in soweit Anwendung als die militärischen Gesetze und Disciplinar-Vorschriften nicht engegenstehen. — Art. 40. Die Errichtung von Lehen ist untersagt.

Titel III. Vom Könige. Art. 43. Die Person des Königs ist unverletzlich. — Art. 44. Die Minister des Königs sind verantwortlich. Alle Regierungs-Akte des Königs bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung eines Ministers, welcher dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt. — Art. 45. Dem Könige allein steht die vollziehende Gewalt zu. Er ernennt und entläßt die Minister. Er befiehlt die Verkündigung der Gesetze und erläßt die zu deren Ausführung nöthigen Verordnungen. — Art. 46. Der König führt den Oberbefehl über das Heer. — Art. 47. Der König besetzt alle Stellen im Heere, sowie in den übrigen Zweigen des Staatsdienstes, sofern nicht das Gesetz ein anderes verordnet. — Art. 48. Der König hat das Recht Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, auch andere Verträge mit fremden Regierungen zu errichten. Letztere bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Zustimmung der beiden Kammern, sofern es Handelsverträge sind, oder wenn dadurch dem Staate Lasten oder einzelnen Staatsbürgern Verpflichtungen auferlegt werden. — Art. 49. Der König hat das Recht der Begnadigung und Strafmilderung. — Zu Gunsten eines wegen seiner Amtshandlungen verurtheilten Ministers kann dieses Recht nur auf Antrag derjenigen der beiden Kammern ausgeübt werden, von welcher die Anklage ausgegangen ist. — Der König kann bereits eingeleitete Untersuchungen nur auf Grund eines besonderen Gesetzes niederschlagen. — Art. 50. Dem Könige steht die Verleihung von Orden und anderen mit Vorrechten nicht verbundenen Auszeichnungen zu. Er übt das Münzrecht nach Maßgabe des Gesetzes. — Art. 51. Der König beruft die Kammern und schließt ihre Sitzungen. Er kann sie entweder beide zugleich oder auch nur eine auflösen. Es müssen aber in einem solchen Fall innerhalb eines Zeitraums von 60 Tagen nach der Auflösung die Wähler, und innerhalb eines Zeitraums von 90 Tagen nach der Auflösung die Kammern versammelt werden. — Art. 52. Der König kann die beiden Kammern vertagen. Ohne deren Zustimmung darf diese Vertagung die Frist von 30 Tagen nicht übersteigen und während derselben Session nicht wiederholt werden. — Art. 53. Die Krone ist,

den Königlichen Hausgesetzen gemäß, erblich in dem Mannsstamme des Königlichen Hauses nach dem Rechte der Erstgeburt und der agnatischen Linealfolge. — Art 54. Der König wird mit Vollendung des 18. Lebensjahres volljährig. — Er leistet in Gegenwart der vereinigten Kammern das eidliche Gelöbniß, die Verfassung des Königreichs fest und unverbrüchlich zu halten und in Uebereinstimmung mit derselben und den Gesetzen zu regieren. — Art. 55. Ohne Einwilligung der Kammern kann der König nicht zugleich Herrscher fremder Reiche sein. — Art. 56. Wenn der König minderjährig oder sonst dauernd verhindert ist, selbst zu regieren, so übernimmt derjenige volljährige Agnat (Art. 53), welcher der Krone am nächsten steht, die Regentschaft. Er hat sofort die beiden Kammern zu berufen, die in vereinigter Sitzung über die Nothwendigkeit der Regentschaft beschließen. — Art. 57. Ist kein volljähriger Agnat vorhanden und nicht bereits vorher gesetzliche Fürsorge für diesen Fall getroffen, so hat das Staatsministerium die beiden Kammern zu berufen, welche in vereinigter Sitzung einen Regenten erwählen. Bis zum Antritt der Regentschaft von Seiten desselben führt das Staatsministerium die Regierung. — Art. 58. Der Regent übt die dem Könige zustehende Gewalt in dessen Namen aus. Derselbe schwört nach Einrichtung der Regentschaft vor den vereinigten Kammern einen Eid, die Verfassung des Königsreichs fest und unverbrüchlich zu halten und in Uebereinstimmung mit derselben und den Gesetzen zu regieren. — Bis zu dieser Eidesleistung bleibt in jedem Fall das bestehende gesammte Staatsministerium für alle Regierungshandlungen verantwortlich.

Titel IV. Von den Ministern. Art. 60. Die Minister, sowie die zu ihrer Vertretung abgeordneten Staatsbeamten haben Zutritt zu jeder der beiden Kammern und müssen auf ihr Verlangen zu jeder Zeit gehört werden. — Jede der beiden Kammern kann die Gegenwart der Minister verlangen. — Die Minister haben in einer oder der andern Kammer nur dann Stimmrecht, wenn sie Mitglieder sind. — Art. 61. Die Minister können durch Beschluß einer der beiden Kammern wegen des Verbrechens der Verfassungs-Verletzung, der Bestechung und des Verraths angeklagt werden. Ueber solche Anklage entscheidet der oberste Gerichtshof der Monarchie in vereinigten Senaten. So lange noch zwei oberste Gerichtshöfe bestehen, treten dieselben zu obigem Zweck zusammen.

Titel V. Von den Kammern. Art. 62. Die gesetzgebende Gewalt wird gemeinschaftlich durch den König und durch die beiden Kammern ausgeübt. — Die Uebereinstimmung des Königs und beider Kammern ist zu jedem Gesetze erforderlich. — Finanzgesetz-Entwürfe und Staatshaushalts-Etats werden zuerst der zweiten Kammer vorgelegt; letztere werden von der ersten Kammer im Ganzen angenommen oder abgelehnt. — Art. 63. Nur in dem Falle, wenn die Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit oder die Beseitigung eines ungewöhnlichen Nothstandes es dringend erfordert, können, insofern die beiden Häuser des Landtags nicht versammelt sind, unter Verantwortlichkeit des gesammten Staatsministeriums, Verordnungen, die der Verfassung nicht zuwiderlaufen, mit Gesetzeskraft erlassen werden. Dieselben sind aber den beiden Kammern bei ihrem nächsten Zusammentritt zur Genehmigung sofort vorzulegen. — Art. 64. Dem Könige, sowie jeder

der beiden Kammern steht das Recht zu, Gesetze vorzuschlagen. — Gesetzesvorschläge, welche durch eine der beiden Kammern oder den König verworfen worden sind, können in derselben Sitzungsperiode nicht wieder vorgebracht werden. — Art. 65. Die erste Kammer wird durch königliche Anordnung gebildet, welche nur durch ein mit Zustimmung beider Kammern zu erlassendes Gesetz abgeändert werden kann. Sie wird zusammengesetzt aus Mitgliedern, welche der König mit erblicher Berechtigung oder auf Lebenszeit beruft. — Die zweite Kammer besteht aus 350 Mitgliedern.[37] — Art. 70. Jeder Preuße, welcher das fünfundzwanzigste Lebensjahr vollendet hat und in der Gemeinde, in welcher er seinen Wohnsitz hat, die Befähigung zu den Gemeindewahlen besitzt, ist stimmberechtigter Urwähler. — Art. 71. Auf jede Vollzahl von zweihundert und funfzig Seelen der Bevölkerung ist ein Wahlmann zu wählen. Die Urwähler werden nach Maßgabe der von ihnen zu entrichtenden direkten Staatssteuern in drei Abtheilungen getheilt, und zwar in der Art, daß auf jede Abtheilung ein Drittheil der Gesammtsumme der Steuerbeträge aller Urwähler fällt. Die Gesammtsumme wird berechnet: a) gemeindeweise, falls die Gemeinde einen Urwahlbezirk für sich bildet; b) bezirksweise, falls der Urwahlbezirk aus mehreren Gemeinden zusammengesetzt ist. — Die erste Abtheilung besteht aus denjenigen Urwählern, auf welche die höchsten Steuerbeträge bis zum Belaufe eines Drittheils der Gesammtsteuer fallen. Die zweite Abtheilung besteht aus denjenigen Urwählern, auf welche die nächst niedrigeren Steuerbeträge bis zur Grenze des zweiten Drittheils fallen. Die dritte Abtheilung besteht aus den am niedrigsten besteuerten Urwählern, auf welche das dritte Drittheil fällt. Jede Abtheilung wählt besonders und zwar ein Drittheil der zu wählenden Wahlmänner. Die Abtheilungen können in mehrere Wahlverbände eingetheilt werden, deren keiner mehr als fünfhundert Urwähler in sich schließen darf. Die Wahlmänner werden in jeder Abtheilung aus der Zahl der stimmberechtigten Urwähler des Urwahlbezirks ohne Rücksicht auf die Abtheilungen gewählt. — Art. 72. Die Abgeordneten werden durch die Wahlmänner gewählt. — Art. 73. Die Legislatur-Periode der zweiten Kammer wird auf drei Jahre festgesetzt. — Art. 74. Zum Mitgliede des Hauses der Abgeordneten ist jeder Preuße wählbar, der das dreißigste Lebensjahr vollendet, den Vollbesitz der bürgerlichen Rechte in Folge rechtskräftigen richterlichen Erkenntnisses nicht verloren und bereits drei Jahre dem preußischen Staatsverbande angehört hat. — Art 75. Die Kammern werden nach Ablauf ihrer Legislaturperiode neu gewählt. — Art. 76. Die beiden Häuser des Landtags der Monarchie werden durch den König regelmäßig in dem Zeitraume von dem Anfange des Monats November jeden Jahres bis zur Mitte des folgenden Januar, und außerdem, so oft es die Umstände erheischen, einberufen. — Art. 77. Wird eine Kammer aufgelöst, so wird die andere gleichzeitig vertagt. — Art. 78. Jede der beiden Kammern prüft die Legitimation ihrer Mitglieder und entscheidet darüber. Sie regelt ihren Geschäftsgang und ihre Disciplin durch eine Geschäfts-Ordnung und erwählt ihren Präsidenten, ihre Vicepräsidenten und Schriftführer. — Beamte bedürfen keines Urlaubes zum Eintritt in eine oder die andere der beiden Kammern. Niemand kann Mitglied beider Kammern sein. — Art. 79. Die Sitzungen beider Kammern sind

öffentlich. — Art. 81. Jede der beiden Kammern hat für sich das Recht, Adressen an den König zu richten. — Jede der beiden Kammern kann die an dieselbe gerichteten Schriften an die Minister überweisen und von denselben Auskunft über eingehende Beschwerden verlangen. — Art. 82. Jede der beiden Kammern hat die Befugniß, behufs ihrer Information Kommissionen zur Untersuchung von Thatsachen zu ernennen. — Art. 83. Die Mitglieder beider Kammern sind Vertreter des ganzen Volks. Sie stimmen nach ihrer freien Ueberzeugung und sind an Aufträge und Instruktionen nicht gebunden. — Art. 84. Sie können für ihre Abstimmungen im Landtag niemals, für ihre darin ausgesprochenen Meinungen nur innerhalb der betreffenden Kammer auf Grund der Geschäftsordnung derselben zur Rechenschaft gezogen werden. — Jedes Strafverfahren gegen ein Kammer-Mitglied und eine jede Untersuchungs- oder Civilhaft wird für die Dauer der Sitzungs-Periode aufgehoben, wenn die betreffende Kammer es verlangt. — Art. 85. Die Mitglieder der zweiten Kammer erhalten aus der Staatskasse Reisekosten und Diäten nach Maßgabe des Gesetzes. Ein Verzicht hierauf ist unstatthaft.

Titel VI. Von der richterlichen Gewalt. — Art. 86. Die richterliche Gewalt wird im Namen des Königs durch unabhängige, keiner andern Autorität als der des Gesetzes unterworfene Gericht ausgeübt. Die Urtheile werden im Namen des Königs ausgefertigt und vollstreckt. — Art. 87. Die Richter werden vom Könige oder in dessen Namen auf ihre Lebenszeit ernannt. Sie können nur durch Richterspruch aus Gründen, welche die Gesetze vorgesehen haben, ihres Amtes entsetzt oder zeitweise enthoben werden. Die vorläufige Amtssuspension, welche nicht kraft des Gesetzes eintritt, und die unfreiwillige Versetzung an eine andere Stelle oder in den Ruhestand können nur aus den Ursachen und unter den Formen, welche in dem Gesetz angegeben sind, und nur auf Grund eines richterlichen Beschlusses erfolgen. — Art. 92. Es soll in Preußen nur ein oberster Gerichtshof bestehen. — Art. 93. Die Verhandlungen vor dem erkennenden Gerichte in Civil- und Strafsachen sollen öffentlich sein. Die Oeffentlichkeit kann jedoch durch einen öffentlich zu verkündenden Beschluß des Gerichts ausgeschlossen werden, wenn sie der Ordnung oder den guten Sitten Gefahr droht. — Art. 94. Bei den mit schweren Strafen bedrohten Verbrechen erfolgt die Entscheidung über die Schuld des Angeklagten durch Geschworene.

Titel VII. Von den nicht zum Richterstande gehörigen Beamten. Art. 98. Die besonderen Rechtsverhältnisse der nicht zum Richterstande gehörigen Staatsbeamten, einschließlich der Staatsanwalte, sollen durch ein Gesetz geregelt werden, welches, ohne die Regierung in der Wahl der ausführenden Organe zweckwidrig zu beschränken, den Staatsbeamten gegen willkürliche Entziehung von Amt und Einkommen angemessenen Schutz gewährt.

Titel VIII. Von den Finanzen. Art. 99. Alle Einnahmen und Ausgaben des Staats müssen für jedes Jahr im Voraus veranschlagt und auf den Staatshaushalts-Etat gebracht werden. — Letzterer wird jährlich durch ein Gesetz festgestellt. — Art. 100. Steuern und Abgaben für die Staatskasse dürfen nur, soweit sie in den Staatshaushalts-Etat aufgenommen oder durch besondere Gesetze angeordnet sind, erhoben werden. — Art. 101. In Betreff der Steuern können Bevorzu-

gungen nicht eingeführt werden. Die bestehende Steuergesetzgebung wird einer Revision unterworfen und dabei jede Bevorzugung abgeschafft. — Art. 103. Die Aufnahme von Anleihen für die Staatskasse findet nur auf Grund eines Gesetzes statt. Dasselbe gilt von der Uebernahme von Garantien zu Lasten des Staats. — Art. 104. Zu Etats-Ueberschreitungen ist die nachträgliche Genehmigung der beiden Kammern erforderlich. Die Rechnungen über den Staatshaushalts-Etat werden von der Oberrechnungskammer geprüft und festgestellt. Die allgemeine Rechnung über den Staatshaushalt jeden Jahres einschließlich einer Uebersicht der Staatsschulden wird, mit den Bemerkungen der Oberrechnungskammer, zur Entlastung der Staatsregierung den beiden Kammern vorgelegt." —[37a)]

So war denn jetzt der Staat ein konstitutioneller und sein Geschick nun auch dem Volke selber unmittelbar anvertraut. 435 Jahre lang hatten ihn die Hohenzollern, erst mit ständischem Beirath, dann absolutistisch, immer aber wie ihr Eigenthum gepflegt und größere Verdienste um ihn als sonst irgend eine Dynastie der Welt um den ihrigen. Wie stetig und mächtig war er unter ihrer Regierung gewachsen! Er hatte[38)]

unter d. Kurfürsten	Friedrich I.	auf	424	Qudr.-M.	188,500	Einw.
= =	= II.	=	614	=	293,550	=
= =	Albrecht Achilles	=	653	=	308,750	=
= =	Johann Cicero	=	660	=	312,550	=
= =	Joachim I.	=	692	=	329,350	=
= =	= II.	=	692	=	342,050	=
= =	Joachim Friedrich . . .	=	715	=	355,400	=
= =	Johann Sigismund . .	=	1370	=	899,100	=
= =	Georg Wilhelm	=	1370	=	930,000	=
= =	Friedrich Wilhelm . . .	=	1930	=	1,500,000	=
= König	Friedrich I.	=	1981	=	1,731,000	=
= =	Friedrich Wilhelm I. . .	=	2097	=	2,486,000	=
= =	Friedrich II.	=	3476	=	5,659,000	=
= =	Friedr. Wilh. II. (1797)	=	5307	=	8,687,549	=
= =	= = III. (1840)	=	5082½	=	14,928,501	=
= =	= = IV. (1850)	=	5103	=	16,550,000	=

Wir haben diesen Staat gebaut, durften die Hohenzollern sagen, und wir den eingestürzten 1813 wieder aufgerichtet, erwiederte die Nation. Sie sollten fürder beide ihn berathen, zunächst beide Hand in Hand das Verfassungswerk zu völligem Abschluß bringen. Denn wichtige Theile davon waren noch unfertig: es fehlte namentlich ein Unterrichtsgesetz, ein Gesetz über die Verantwortlichkeit, über die Belangung der Minister, eine Landgemeindeordnung und ein Gesetz über die Bildung der ersten Kammer. Es fanden sich auch andere Lücken und hie und da Unebenheiten und Widersprüche; wie denn auch die Devise, die der König dieser Verfassung gab, „ein freies Volk unter einem freien Könige", im Grunde schon einen gewissen Widerspruch enthielt, weil im Staate zuletzt nur ein Wille entscheiden kann. So war die Theorie unvollkommen, in der Praxis aber bewegte sich das neue parlamentarische System noch ungelenker; da fehlte viel daran, daß das Alte mit dem Neuen sich harmonisch verbunden, daß man von

sich die Bourgeoisie von ihrem Schrecken vor den Radikalen; das „rothe Gespenst“ fing an ihr lächerlich zu werden. Das Schlimmste aber war, daß sich bei vielen sonst verständigen Vaterlandsfreunden durch eine natürliche, obwol ungerechtfertigte Gedankenverbindung — der Widerwille gegen die Politik der Reaktionsmänner allmählich auf die schwarzweißen Farben übertrug, welche diese Partei als Abzeichen führte. Mancher Ungebildete glaubte es den Demokraten leicht, daß ein „Schwarzweißer“ eo ipso ein Reaktionär, ein Reaktionär aber wieder eo ipso ein Feind der Volksfreiheit, ein Mucker und was sonst noch Schlimmes sei; die Ehrfurcht, die Liebe zum Preußenthum konnte darunter nur leiden.

Am wenigsten war Manteuffels auswärtige Politik dazu angethan, dem Nationalbewußtsein eine Befriedigung zu gewähren. In der olmützer Konvention hatte das ganze Volk gleichsam eine Ohrfeige empfunden, und nur einige Kreuzzeitungsdoktrinäre nahmen diese dankbar hin als eine verdiente Strafe für die Sünden der Nation von 1848. Was dann folgte, war der Politik einer Großmacht auch nicht gerade würdig. Zwar ein kleiner Schritt zur Einigung Deutschlands gelang noch; am 7. September 1852 traten Hannover und Oldenburg in den Zollverein, und als Oesterreich, unterstützt von mehreren deutschen Mittel- und Kleinstaaten, seine Aufnahme in den Zollverein forderte, wodurch Preußens Interessen durchkreuzt werden sollten, lehnte der König es ab, ließ sich auch durch den zu Bamberg und Darmstadt angedrohten Abfall mehrerer Zollvereinsgenossen nicht einschüchtern, und diese fügten sich. Oesterreich wurde mit einem bloßen Handelsvertrage (vom 19. Februar 1853) abgefunden, der den preußischen Zollverein nicht beschädigte. In allen großen Fragen aber, die Deutschland und Europa angingen, zeigte sich Preußen seit der Niederlage von Olmütz schwach und schwankend. Die Gunst des Geschicks bot dem Könige im Jahre 1854 noch einmal die Gelegenheit, das Ansehn und die Größe seines Staates zu erhöhen: der orientalische Krieg brach aus, Rußland auf der einen, die Westmächte, Frankreich und England, auf der andern Seite bewarben sich um Friedrich Wilhelms Beistand; wenn er gewollt, er hätte als Preis eines entschiedenen Auftretens für den Westen sehr erheblichen Machtzuwachs, insbesondere in Schleswig-Holstein, erlangen können; aber er blieb neutral, und die Folge war, daß man im Auslande Preußens Neutralität als Schwäche betrachtete und es demgemäß behandelte. Bei dem Friedensschluß (1856 zu Paris) räumten die siegreichen Westmächte wie das besiegte Rußland ihm keine andere Mitwirkung ein, als daß Manteuffel den Vertag mitunterzeichnen durfte. Der einzige Vortheil, den, freilich ohne sein Zuthun, Preußen aus diesem Weltereigniß zog, bestand darin, daß endlich die Russenfurcht, die noch in manchen deutschen Köpfen gespukt, verschwand; Rußland galt nun für einen „ehernen Koloß auf thönernen Füßen;“ das Vertrauen der Reaktionspartei auf diese Stütze wich, es brach dann fast ganz zusammen, als Nikolaus' Nachfolger, Kaiser Alexander II., selbst den Weg freisinniger Reformen beschritt.

Die letzte Verwickelung, in die Friedrich Wilhelms äußere Politik gerieth, bildete die neuenburger Frage. Neuenburg war 1815 als Kanton in die schweizer Eidgenossenschaft eingetreten, aber die Landeshoheit ein persönliches Besitzthum der preußischen Hohenzollern geblieben; 1848 hatte es indeß das fürstliche Landesregiment abgeschüttelt und sich wie die anderen Kantone republikanisch konstituirt,

ohne daß Friedrich Wilhelm damals dagegen anders als mit Protesten eingeschritten wäre. Jetzt aber, nach dem orientalischen Kriege, hielt die preußische Regierung die Zeit für günstiger, ihre Rechte auf Neuenburg wieder zur Geltung zu bringen. Eine kleine royalistische Partei unter den Neuenburgern, geführt von dem alten Grafen Pourtales, erhob im September 1856 einen Aufstand und pflanzte das hohenzollersche Banner auf; sie wurde indeß von den Republikanern leicht bezwungen, und nun war der König genöthigt, für sie und sich zu handeln. Er forderte die Schweiz auf, die Gefangenen freizulassen und seine Hoheit über den Kanton anzuerkennen. Er drohte mit Krieg. Da deutete Frankreich an, es werde die Schweiz unterstützen, auch Oesterreich nahm eine feindliche Stellung an, und der König entschloß sich, den preußischen Staat nicht für seine rein persönlichen Interessen in einen großen Krieg zu stürzen, sondern begnügte sich damit, daß die gefangenen Royalisten freigegeben wurden, und verzichtete (1857) auf Neuenburg. So großmüthig dies war, es diente wieder nicht dazu, sein Ansehn in der Welt zu mehren. Man hatte sich nun schon gewöhnt, ihn vor dem Auslande zurückweichen zu sehen, und glaubte nicht an Manteuffels Phrase, welche dies für ein Zeichen selbstbewußter Stärke erklärte. Ließ er sich doch selbst von dem kleinsten Nachbarstaate auch solche Nadelstiche geben, die Preußens materielle Interessen, namentlich bei Anlage von Eisenbahnen und Telegraphendrähten, nicht unbedeutend verletzten. Dafür hatte Manteuffel freilich andererseits die Freude, daß rings in der preußischen Machtsphäre sein reaktionäres Prinzip galt; seine Gesinnungsgenossen herrschten fast in allen nord- und mitteldeutschen Staaten, zumal in Anhalt, Hannover, Mecklenburg. Besonders letzteres Land durfte auch den Extremsten unter den Rückschrittsmännern im Lichte eines Musterstaats erscheinen; waren hier doch auch solche mittelalterliche Einrichtungen wieder hergestellt, die man in Preußen vergebens beantragte, z. B. die Prügelstrafe für die Unterthanen der Rittergutsbesitzer.

Die Unzufriedenheit mit der preußischen Regierung, die im Innern reaktionär, nach außen kraftlos auftrat, ließ viele das Gute übersehen, welches der König neben manchem Mangelhaften gestiftet hatte. Man veranschlagte insbesondere das Opfer viel zu gering, welches ihm das Festhalten an dem konstitutionellen System kostete; war auch die politische Freiheit und Wirksamkeit des Volks in Preußen ziemlich beschränkt, so besaß es doch auch in der Praxis viel mehr davon als die Bevölkerung eines jeden andern Großstaats, England ausgenommen, und unvergleichlich mehr als es vor 1848 gehabt hatte, in der Theorie aber größeren Einfluß auf den Staat, als selbst diejenigen Liberalen wünschen durften, welchen es in erster Linie darauf ankam, daß Preußen nicht, wie die Demokraten wollten, selbstmörderisch sich für einen deutschen Zukunftsstaat auflöse, sondern allmählich die anderen deutschen Gaue an sich bringe und so von selbst das spezifische Preußenthum zum Deutschthum verallgemeinere. Noch schärfer mußten dem Unbefangenen die Verdienste in die Augen springen, welche Friedrich Wilhelm sich um die geistigen Interessen der Nation erwarb. Hier wirkte er ganz ohne Zwang, nur von seinem eigenen Wahrheits- und Schönheitssinn getrieben. Eine glänzende Lichtseite jener Regierung bildet vornehmlich das, was er für die K u n s t that. Er sammelte ihre vorzüglichsten Meister um sich, ehrte sie und sich durch seine Freund-

schaft. Die Malerei, die in Preußen immer hinter die Bildhauerkunst und Architektur zurücktrat, nahm jetzt auch hier einen hohen Aufschwung; Peter von Cornelius und Kaulbach, vom Auslande herbeigezogen, auch Lessing und Hildebrandt verewigten sich durch manches Meisterwerk; Berlin und Düsseldorf wurden die Sitze berühmter Malerschulen. Die Baukunst hielt sich in der Höhe, die ihr Schinkel gegeben; die Bildnerei, „die in Berlin zuerst den idealen Römermantel abgeworfen und der Natur und Wahrheit Raum gegeben," brachte unsterbliche Werke hervor, die, wie Rauchs Reiterstatue Friedrichs des Großen, selbst Schadows,[41] des Begründers jener realistischen Richtung, vortreffliche Leistungen (das brandenburger Thor, die Siegesgöttin), noch übertrafen; keine deutsche Stadt hatte nun schon so viele und ergreifende Bildhauerwerke aufzuweisen, als Berlin. Und ein großer Theil davon verdankt der Anregung dieses Königs sein Entstehen. Ueberall sorgte er auch für die Erhaltung oder Wiederherstellung vorzüglicher historischer Monumente, wie des kölner Doms, des marienburger Ordensschlosses. Auch die Musik, unter deren Meistern Meyerbeer (geboren 1771 in Berlin, gestorben 1864 in Paris) einen europäischen Ruf erlangte, wandte der König viel Theilnahme zu. Berühmte Gelehrte zu erobern oder festzuhalten, überwand er oft genug selbst seine politischen und kirchlichen Antipathien, und so ist es zum Theil sein Verdienst, daß in Preußen die Wissenschaft so würdig vertreten war wie fast nirgends in der Welt; da lehrten die Gebrüder Grimm, Bopp, Pott, die Gründer der vergleichenden Sprachforschung; Lobeck, Hermann, Welcker, Ritschl, die Philologen; Lepsius, der Aegyptolog; Ehrenberg, der Entdecker der Infusorienkunde; Dove, der Begründer der Meteorologie; Encke, der Astronom; Ritter, der Vater der neueren Geographie; Helmholz, der Erfinder des Augenspiegels; Prießnitz, der Wasserheilkünstler; als erster Augenarzt der Welt Gräfe; als ebenbürtige Genossen Rankes und Raumers die Historiker Droysen, Mommsen, Giesebrecht, Duncker, Leo; da wirkte vor allen Humboldt, der Nestor der Naturwissenschaften, die verwaist schienen, als er (6. Mai 1859 zu Berlin) starb.

Noch mehr verdankt dem Könige die evangelische Kirche, die er von der Gewalt des Staates freier machte. Er ließ sie ihre Angelegenheiten selbst verwalten, gründete als oberste Behörde für sie 1850 den „evangelischen Oberkirchenrath" und begann die Einführung des Synodalwesens, welches die Gemeinden zu einer selbständigen Betheiligung an den Kirchensachen berechtigte. Er förderte in jeder Weise das Bemühen der Partei, welche in der Nation selbst auf eine Belebung des christlichen Glaubens drang. Sie wurde von Jahr zu Jahr zahlreicher, wozu theils ein nationaler Widerwille gegen die vielen jüdischen Zeitungsschreiber, theils der Wunsch, sich bei der Regierung beliebt zu machen, zum Theil aber auch ein inneres Bedürfniß beitrug. Schon 1848 trat in Wittenberg, von Stahl und Bethmann-Hollweg aufgerufen, eine „freie Versammlung gläubiger Geistlichen und Laien", der erste sogenannte „Kirchentag" zusammen und berieth, wie dem kirchlichen Leben wieder aufzuhelfen sei. Als bestes Mittel erkannten die Kirchentage bald die „innere Mission," welche Wichern im „rauhen Hause" bei Hamburg begonnen hatte. Durch Armen- und Krankenpflege, durch Gründung von Rettungshäusern und christlichen Erziehungsanstalten, kurz durch werkthätige Liebe ward nun der religiöse Glaube im Volke befruchtet und bei den Erwachsenen das christliche Element ebenso gestärkt, wie durch die Volksschule bei der Jugend. Den

Männern thaten es hierin die Frauen fast zuvor; viele entsagten den Bequemlichkeiten und Genüssen des Lebens, um als evangelische Diakonissen an ihren Mitmenschen Barmherzigkeit zu üben. Die Königin Elisabeth, selbst ungemein mildthätig und fromm, versäumte nichts, um diese Seite der inneren Mission auszubilden, wie sie denn auch eine Musterkrankenanstalt, Bethanien, in Berlin gründete. Sonst fand doch die Thätigkeit der Kirchlichgesinnten bei den Gebildeten weniger Anklang als sachgemäß war; die Schuld lag nicht bloß an den pietistischen Formen, welche man an der inneren Mission bemerken wollte, sondern vorzüglich daran, daß die gläubige Kirche in der Politik illiberal war und die Ansicht bestehen ließ, als sei sie nothwendiger Weise und von Natur die Feindin der Volksfreiheit, die Bundesgenossin des Absolutismus und der Aristokraten. Allgemeineren Beifall zollte man den Versuchen der Rationalisten, welche in den Gustav-Adolf-Vereinen werkthätige Liebe pflegten, aber zugleich als das Wesen des Protestantismus die freiere Richtung im Denken und Glauben festhielten. Dieser Tendenz schloß sich auch Friedrich Wilhelms Freund, der Ritter Bunsen, an, der in seinen „Zeichen der Zeit" der Gemeinde in allen kirchlichen Dingen die Suveränetät beilegte und in der „evangelischen Allianz" eine Verbrüderung der Protestanten der ganzen Welt gegen die Katholiken und Katholisirenden anstrebte. Sie trat zuerst 1855 in Paris, dann 1857 in Berlin zusammen, ohne doch viel auszurichten.

Wer, wie die Masse des Nährstandes, den Werth einer Regierung nur nach dem Grade der materiellen Wolfahrt abmaß, mußte mit Friedrich Wilhelm zufrieden sein. Denn es war nicht zu leugnen, die materiellen Interessen gediehen. Die vielgeschmähte auswärtige Politik des Königs hatte doch das Gute, daß sie das Land die Segnungen des Friedens genießen ließ. Diese waren groß und reich. Mit Hülfe der Dampfkraft, des Maschinenwesens machte die Industrie riesige Fortschritte; auf der Weltausstellung im Krystallpalast zu London 1852 mußte der Engländer, der Franzose die offenbare Thatsache eingestehen, daß der Deutsche aus dem Zollverein ihn bereits in vielen Zweigen des Gewerbes überholt, in fast allen anderen erreicht hatte, und fünf Jahre später auf der pariser Weltausstellung bestätigte, verstärkte sich diese Wahrnehmung. Namentlich die Erzeugung von Geweben und Eisenwaren war auf einer hohen Stufe der Vollendung; Elberfeld-Barmen konnte sich das rheinische Manchester, Solingen ein anderes Lüttich nennen; Berlins Fabrikthätigkeit aber zeichnete sich ebenso sehr durch Vielseitigkeit als durch großartige Energie aus. In demselben Verhältniß war der Handel gewachsen, der seinerseits wieder die Industrie förderte. Beide dankten ihren außerordentlichen Aufschwung großentheils den Eisenbahnen, die in vielverschlungenem Netze den Zollverein umspannen. Die erste Eisenbahn wurde schon unter Friedrich Wilhelm III. eröffnet, nämlich die berlin-potsdamer (1838), obwol der alte König Eisenbahnen nicht liebte; sie erschienen ihm als die Träger einer neuernden, unruhigen Kultur; man erzählt, er habe sie persönlich nie benutzt. Friedrich Wilhelm IV. hingegen würdigte sie besser; er sah es sehr gern, daß, gereizt von dem großen Gewinne, den die berlin-potsdamer Bahn ihren Aktionären abwarf (im ersten Jahre schon 6½ Prozent an Zinsen und Dividenden), sich rasch andere Privatgesellschaften zu ähnlichem Zwecke verbanden. 1840 folgte die Eröffnung der magdeburg-leipziger; 1841 der berlin-anhalter

und düsseldorf-elberfelder, 1842 wurde die niederschlesisch-märkische, 1843 die berlin-stettiner, magdeburg-halberstädter, rheinische, breslau-freiburg-schweidnitzer, 1846 die potsdam-magdeburger, oberschlesische, brieg-neißer, niederschlesisch-glogauer, 1857 die kosel-oderberger, 1848 die stargard-posener, bergisch-märkische, köln-mindener, berlin-hamburger, 1849 die magdeburg-wittenberger eröffnet. Der Staat unterstützte manche dieser Unternehmungen durch Zins-Garantien; er baute einige Bahnen auch selbst, namentlich die Ostbahn, 62 Meilen zwischen Kreuz und Königsberg (1853 völlig eröffnet). Im Januar 1857 belief sich die Meilenzahl der preußischen Eisenbahnen bereits auf 578. Ebenso eifrig benutzte man die zweite große Erfindung der Neuzeit, die elektromagnetische Telegraphie, die wie Eisenbahnen und alles, was die räumlichen Entfernungen überwinden hilft, dem langgestreckten und zerrissenen preußischen Staatsgebiete ganz besonders vortheilhaft war. Die Regierung hatte im Anfange der dreißiger Jahre zwischen Berlin und Koblenz optische Telegraphenlinien eingeführt; sie ließ diese sofort fallen, als die bessere Fernschrift entdeckt wurde. Am 1. Januar 1849 durchflog die erste telegraphische Depesche auf dem elektrischen Draht Deutschland, und 1853 hatten die preußischen Telegraphenlinien bereits eine Länge von 1427 Meilen.

Während der Landhandel durch das Eisenbahnwesen ungemein gewann, schritt der Schiffsverkehr nur langsam fort; doch konnte die preußische Handelsflotte sich bereits mit den Handelsflotten mancher europäischen Staaten messen, die eine günstigere geographische Lage hatten; sie stand an Tragfähigkeit, am 1. Januar 1850: 1520 große und kleine Fahrzeuge mit 141,078 Lasten und 9439 Mann[42], nur der englischen, französischen, holländischen, russischen und schwedisch-norwegischen nach, übertraf die spanische, portugiesische, belgische, österreichische, dänische. Zwei Dinge fehlten ihr besonders, um dem preußischen Handel so viel zu nützen, als bei der Rührigkeit des Kaufmannsstandes möglich war: der Schutz einer Kriegsmarine und für diese ein Nordseehafen. Friedrich Wilhelm IV. machte einen guten Anfang damit, ihr beides zu verschaffen. Den Anstoß gaben die empfindlichen Verluste, welche die dänische Blokade dem Handel 1848—1850 zugefügt. Die Nothwendigkeit einer Kriegsflotte war nun jedermann klar gemacht. Der König ließ daher in Danzig, Stettin und Stralsund Marineetablissements, in Berlin ein Seekadetten-Institut errichten, kaufte die besten Schiffe der deutschen Flotte an und brachte seine Marine bis auf 57 Fahrzeuge mit 292 Kanonen; den Befehl als Admiral übernahm sein Vetter, Prinz Adalbert, der für die Flottensache immer ein sehr warmes Interesse gehabt hatte. Zugleich erwarb der König (durch Staatsvertrag vom 20. Juli 1853) das Hafengebiet am Jadebusen, $\frac{1}{12}$ Quadratmeile, bei Heppens an der westlichen Seite des Jadeflusses, wofür er an Oldenburg $\frac{1}{2}$ Million Thaler zahlte, auch dessen Küste und Schifffahrt zu schützen sich verpflichtete.

Der mächtigen industriellen und kommerziellen Thätigkeit entsprach der Aufschwung der Landwirtschaft. Im Ganzen hat bekanntlich die Natur unser Land nicht sehr begünstigt, ihm viel Sand und wenig fruchtbare Erde gegeben; die Bevölkerung ersetzte es durch Fleiß und Betriebsamkeit, die Regierung durch eifriges Treiben. Unter Friedrich Wilhelm IV. versäumte weder die eine noch die andere, was ihr oblag, und wie Beuth um die vaterländische Gewerbthätigkeit,

machte sich in Preußen Thaer, der Begründer des wissenschaftlichen Landbaues, um die Agrikultur hochverdient. Der Bauer zeigte sich gelehrig und vorurtheilslos, pflanzte Lupinen an, parzellirte, löste die Servitute ab, verwerthete was er in der Schule von Anregungen erhalten, ahmte nach, was er bei den rationell arbeitenden Rittergutsbesitzern sah. Es bewährte sich: von den 109,232,600 magdeburger Morgen, die den Gesammtflächenraum des preußischen Staats ausmachen, waren im Jahre 1849 noch 25,870,626 Morgen, drei Jahre später aber nur noch 21,475,578 Morgen unbebaut, so daß binnen drei Jahren nicht weniger als 204 Quadratmeilen urbar gemacht und kultivirt wurden — ein glänzendes Zeugniß von dem ausdauernden Fleiße, womit der preußische Bauer dem Boden abzuringen weiß, was ihm die Natur versagen möchte.[43] Gleichen Schritt damit hielt die Vermehrung der kleinen Eigenthümer und die Verminderung des Gesindes, welches im Jahre 1849 noch 1,306,914, drei Jahre darauf nur 1,282,980 Personen zählte, obwol die Bevölkerung des Staats um 3½ Prozent zugenommen hatte. Nur zum kleineren Theile rührte dieser Unterschied davon her, daß die Fabriken immer mehr Arbeitskräfte an sich zogen, zum größten daher, daß mehr kleine Besitzungen entstanden.

Es wuchs denn auch der Nationalwolstand außerordentlich, freilich nur im Vergleich zu früheren Zeiten. Denn immer noch blieb er weit hinter dem altbegründeten Reichthum der von der Natur begünstigten Länder, zumal Frankreichs oder gar Englands zurück, und die Statistik wies die erschreckliche Thatsache nach, daß im Jahre 1850 nur erst 4 Prozent des preußischen Volkes reich oder wolhabend, 96 Prozent unbemittelt oder arm waren, d. h. weniger als 400 Thaler jährlich hatten, und zwar 89 Prozent, die unter 260 Thaler jährlich einnahmen, 72 Prozent unter 100 Thaler. Es gab damals 2½ Million Familienhäupter, die jährlich weniger als 130 Thaler einnahmen![44] Und wenn man die Zahl der Besitzenden und der Besitzlosen verglich, so fand man unter der landbautreibenden Bevölkerung 902,801 Besitzer und 1,863,909 Besitzlose, unter denen, die ein städtisches Gewerbe trieben, 991,839 Besitzende und 1,016,569 (einschließlich 344,829 fabrikarbeitende) Besitzlose.[45] Das war das sehr Reale an dem rothen Gespenst, womit die Wühler drohten. Die Gefahr schien aber darum besonders groß, weil seit 1848 die unteren Klassen ein Bewußtsein von ihrer Bedeutung im Staate, von der ungleichen Vertheilung der Rechte und Güter, Pflichten und Lasten hatten. Am stärksten war dies Gefühl der Unbill in dem großstädtischen Proletariat, welches den Luxus der günstigsituirten Minorität dicht vor Augen hatte und nach Art der Städter über sich und die Welt häufiger nachdachte, als der Bauernknecht pflegt. Auch wandte jetzt der gemeine Mann den politischen Dingen viel Aufmerksamkeit zu, denn von ihrer Entwickelung erwartete er eine Abhülfe für seine Leiden. Wer hatte vor 1848 eine Zeitung gelesen? kaum der wolhabende Bürger, geschweige der Bauer oder gar der Arbeiter. Jetzt fehlte wenigstens in den größeren Städten und Dörfern schwerlich in irgend einer Schenke die Zeitung und ein Leserkreis. Mit unerhörter Schnelligkeit trieb die Tagespresse politische Anschauungen und Wünsche bis in die untersten Schichten des Volkes. Die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens, der Kammerverhandlungen, sowie die Geschwornengerichte trugen ebenfalls dazu bei, die Theilnahme des Volkes am Staate zu beleben und es über seine wichtigsten Angelegenheiten auf-

zuklären. Die Eisenbahnen endlich förderten mit Windesschnelle nicht bloß die Waren und Personen von Ort zu Ort, sondern auch die politischen Ideen und Stimmungen aus den großen Städten, wo sie anzuheben pflegen, in die kleinen und auf das Land. Es drang der Luxus in immer weitere Kreise, es schafften sich auch kleine Gemeinden manche Bequemlichkeit der größeren an, z. B. Gaserleuchtung und Trottoir; es mehrte sich mit dem Wolstande die Bildung, ungeheuere Summen wurden von den Kommunen für Verbesserung des Schulwesens verausgabt; aber während durch alles dieses die Gegensätze von Stadt und Land, Hauptstadt und Provinz sich milderten und die Zahl der Gebildeten oder Halbgebildeten immer größer wurde, wich aus den Massen die beharrende Kraft mehr und mehr; sie folgten der Zeitströmung, welche wesentlich eine neuernde war und zunächst auf die Politik ging.

Zugleich steigerten sich die Ansprüche; in dem Maße als die Genußsucht der Wolhabenden Nahrung fand, suchten die Unbemittelten es jenen gleich zu thun. Der Arbeiter verlangte schon nicht mehr bloß, mit den Seinigen das Leben zu fristen, er wollte auch die Annehmlichkeiten der Welt theilen, und er hörte mit Neid, wie seine Genossen in Frankreich von dem neuen Napoleon honorirt und gefördert würden, wie der Kaiser ihnen billiges Brot und stets lohnende Arbeit verschaffe; in England hinwieder, da dürfe der Arbeiter durch einen „Strike" sich bessere Bedingungen erzwingen und werde doch auch so schon sehr gut bezahlt. So wuchs die Unzufriedenheit, je mehr sich der Gesichtskreis des gemeinen Mannes erweiterte. Die Regierung wirkte ihr nur mittelbar entgegen; sie meinte, auch dieser Schaden werde am sichersten durch die christliche Volksschule geheilt und seine Gefährlichkeit durch ein reaktionäres Regiment vermindert. Einige Hülfe erwartete sie auch von der Auswanderung der Mißvergnügten. Indessen es waren gerade die Wolhabenderen, welche am häufigsten fortzogen; die 130,000 Menschen, welche der Staat in der Zeit vom 1. Oktober 1844 bis zum 31. Dezember 1855 durch Mehr-Auswanderung verlor, nahmen doch ein Vermögen von 10 Millionen Thalern mit. Im Anfange seiner Regierung hatte der König einmal die Idee gehabt, Kalifornien zu kaufen und die Auswanderung planmäßig zu betreiben; wie reich an glücklichen Folgen für Preußen wäre dieser Gedanke gewesen, wenn man ihn verwirklicht hätte; wurde doch wenige Jahre darauf (1848) das Gold dort entdeckt, das dann hunderttausende herbeizog und neben dem Bergbau den Ackerbau der neuen Kolonie in kolossalen Schwung brachte. Aber der König ließ den Gedanken, den selbst Humboldt für phantastisch hielt, so rasch fallen als er ihn aufgefaßt und suchte dem Pauperismus durch gewöhnlichere Mittel zu steuern. Als ein besonders zweckmäßiges erschien ihm der Zunftzwang, den er daher (durch die Gewerbeordnung vom Jahre 1845) wieder einführte. Aber die gewünschte Wirkung blieb aus, und eine volkswirtschaftliche Schule, deren Haupt ein ehemaliges Mitglied der Fraktion Unruh, der Kreisrichter a. D. Schulze aus Delitzsch war, lehrte unter großem Beifall vielmehr: die Arbeiterfrage könne nur so gelöst werden, daß der Staat Gewerbefreiheit und Freizügigkeit gebe und der Arbeiter sich zu seiner physischen Kraft durch allgemeine Bildung geistiges Vermögen, durch Konsum-, Vorschuß-, Sparvereine und Volksbanken materielles Kapital verschaffe. Von der Regierung, von der Gesellschaft dürfe und müsse er nur verlangen, daß man ihn sich selbst bestimmen lasse, ihn nicht bevormunde; dies sei

übrigens keine neue Theorie, sondern ein Grundsatz, der schon in der steinschen Gesetzgebung liege, aber freilich noch immer der Ausführung harre.

Der rege Eifer und ausdauernde Fleiß, mit dem Schulze-Delitzsch die Arbeiter anleitete, durch solche Assoziation sich selbst zu helfen, machte ihn bei einem großen Theil des niedern Volks beliebt und einflußreich, und es war natürlich, daß der Arbeiter, der kleine Handwerker wieder mehr als je seine Sympathien der demokratischen Partei zuwandte, zu der ja Schulze, der „Freund der Arbeiter," gehörte. Die reiche Bourgeoisie andrerseits söhnte sich nun mit der Demokratie aus, welche, wie Schulze verkündete, den Besitzlosen vieles geben werde, ohne es den Besitzenden zu nehmen. So bildete sich allmählich eine große Oppositionspartei von Arbeitgebern und Arbeitern, von Altliberalen und Demokraten, die, sobald sie in Masse auf dem Landtag erschien, der Regierung viel konnte zu schaffen machen. So lange freilich die Konservativen von der Regierung als die einzigen Freunde des Königs angesehen und behandelt wurden, schwankte die große Zahl der monarchischgesinnten Liberalen noch; sie erklärte aber ohne Zweifel der Reaktion den Krieg, sobald diese am Throne ihr Ansehn verlor. Im Laufe des Jahres 1857 trat nun ein Ereigniß ein, welches jedermann ahnen ließ, daß die Tage des Ministeriums Manteuffel gezählt seien. Der König erkrankte; sein von Natur sehr reizbarer Geist war durch die Aufregung der letzten neun Jahre hart angegriffen worden; er verfiel in ein Gehirnleiden und mußte sich von den Geschäften der Regierung zurückziehen; am 23. Oktober 1857 ernannte er den Prinzen von Preußen auf drei Monate zu seinem Stellvertreter. Als solcher hatte der Prinz nach den ihm bekannten Absichten seines Bruders zu verfahren und änderte daher in dem bisherigen Gange der Regierung nichts. Die Stellvertretung wurde dann noch bis zum Herbst 1858 verlängert. Friedrich Wilhelm hatte indeß in Tegernsee die Heilung nicht gefunden, die man erhofft, und es ließ sich jetzt nicht mehr bezweifeln, daß seine Geistesstörung unheilbar war. Es gelangte daher (7. Oktober 1858) an den Prinzen von Preußen eine vom Könige und dem Staatsministerium unterzeichnete Urkunde, die ihn auf Grund des Artikels 56 der Verfassung aufforderte, die Regentschaft, also die selbständige Leitung der Staatsgeschäfte zu übernehmen. Demselben Artikel gemäß berief zwei Tage darauf der Regent den Landtag. Am 20. Oktober trat dieser zusammen und beschloß (am 25.) einstimmig, daß die Regentschaft für nothwendig zu erachten sei. Tags darauf leistete der Prinz vor den vereinigten beiden Häusern des Landtags den Eid auf die Verfassung:

„Ich Wilhelm, Prinz von Preußen, schwöre hiemit, als Regent, vor Gott dem Allwissenden, daß Ich die Verfassung des Königreichs fest und unverbrüchlich halten und in Uebereinstimmung mit derselben und den Gesetzen regieren will, so wahr Mir Gott helfe!"

Die Regentschaft.

Wer sich erinnerte, wie unbeliebt einst der Prinz von Preußen gewesen, wie man am 19. März 1848 sein Palais in Berlin vor der Zerstörung durch die radikalen Pöbelführer nur hatte retten können, indem man „Nationaleigenthum" darauf

schrieb, mit welcher Freude dann die ganze demokratische Partei die Nachricht von seiner Abreise nach England in die „Verbannung" begrüßt hatte, und wie viel Verdruß es allen Konstitutionellen gemacht, daß er nach seiner Rückkehr im Mai 1848, von den wirsitzer Wählern zum Abgeordneten gewählt, nur einmal (8. Juni) in der Volksvertretung Platz nahm und das Mandat niederlegte, nachdem er der Versammlung ihre Pflichten eingeschärft — wer alles dies sich ins Gedächtniß zurückrief, mußte überrascht sein von der Befriedigung, mit der die gesammte Opposition nun denselben Prinzen die Regentschaft antreten sah. Aber der Prinz hatte seitdem durch mancherlei Umstände wieder Popularität gewonnen, durch die bürgerfreundliche Gesinnung, die seine Gemahlin, Auguste, geborne Prinzeß von Weimar, in Koblenz zeigte, durch die Heirat, die sein Sohn Prinz Friedrich Wilhelm mit der englischen Prinzessin Viktoria, der Tochter der Königin Viktoria und des Prinzen Albert von Koburg, einging; denn der preußische Hof trat dadurch mit zwei Dynastien in verwandtschaftliche Verbindung, die sich jetzt durch politischen Freisinn auszeichneten. Der herzliche Empfang, der dem neuvermählten Pare bei seinem Einzuge in Berlin (7. Februar 1858) von der Bevölkerung zu Theil ward, galt nicht am wenigsten dieser Hoffnung. Aber auch der alte Prinz selber erschien jetzt in einem andern Lichte; man wußte, daß er ein Gegner des Ministeriums Manteuffel war, und die Volks-Partei schob ihm gern die nämlichen Motive unter, aus denen sie selbst Manteuffel haßte. In der That mißfiel dem Prinzen an dessen Verwaltung nicht die konservative Tendenz, sondern die Praxis, die jener übte, und im grundsätzlichen Widerspruch stand sein System nur gegen dessen auswärtige Politik. Mit Leib und Seele Soldat, und für Preußens Ehre wie für die Armee so empfindlich wie nur ein rechter Altpreuße sein konnte, mußte der Prinz einem Ministerium gram sein, welches die Schande von Warschau und Olmütz, Kurhessen und Schleswig-Holstein hatte über Preußen bringen helfen. Er entließ es, sobald er der Herr war, und berief (5. November 1858) ein neues, dessen Vorsitz der General Fürst Anton von Hohenzollern-Sigmaringen übernahm. Es bestand aus Altliberalen — von Bonin, von der Heydt, Simons, von Schleinitz, Graf Pückler, von Bethmann-Hollweg, Graf Schwerin.

Die Herrschaft der Reaktion war also zu Ende, eine „neue Aera" begann. Es regten sich die übertriebensten Erwartungen: die Konstitutionellen sahen im Geiste schon ein parlamentarisches Regiment und legten nun dahin die Worte aus, die der Prinz einst, an jenem 8. Juni 1848 in der Nationalversammlung, gesprochen: „die konstitutionelle Monarchie ist die Regierungsform, welche unser König zu geben uns vorgezeichnet hat. Ich werde ihr mit der Treue und Gewissenhaftigkeit meine Kräfte weihen, wie das Vaterland sie von meinem ihm offen liegenden Charakter zu erwarten berechtigt ist." Der Regent suchte jenen Mißverständnissen dadurch zu begegnen, daß er in seiner ersten Ansprache an das neue Ministerium seine Absichten klar und offen aussprach: „Von einem Bruche mit der Vergangenheit solle nun und nimmermehr die Rede sein; es solle nur die sorgliche und bessernde Hand angelegt werden, wo sich Willkürliches oder gegen die Bedürfnisse der Zeit Laufendes zeige... Versprochenes müsse man treu halten, ohne sich der bessernden Hand dabei zu entschlagen, nicht Versprochenes müsse man nöthigen Falls muthig verhindern... Die Verbesserungen, z. B. der Gemeindeordnung, müßten ohne

Ueberstürzung erfolgen, die Regierung sich überhaupt von allen Extremen fern halten ... In den geistlichen Angelegenheite müsse die Union der Evangelischen aufrecht gehalten, der katholischen Kirche ihr verfassungsmäßiges Recht gewahrt, aber jeder Uebergriff über dieses hinaus verwehrt werden; vor allem sei vor religiöser Heuchelei zu warnen, die wahre Religiosität zeige sich im ganzen Verhalten des Menschen ... Die Armee, die Preußens Größe geschaffen, sei zu den Befreiungskriegen zeitgemäß reformirt worden, aber eine vierzigjährige Erfahrung habe jetzt erwiesen, daß manches an ihr geändert werden müsse. Dazu seien ruhige politische Zustände und hauptsächlich Geld erforderlich, und es würde ein schwer sich bestrafender politischer Fehler sein, wollte man mit einer wolfeilen Heeresverfassung prangen, die im entscheidenden Augenblick den Erwartungen nicht entspräche. Preußens Heer müsse mächtig und angesehen sein, um, wenn es gelte, ein schwerwiegendes politisches Gewicht in die Wagschale werfen zu können. Was die Stellung nach außen anlange, so müsse Preußen mit allen Großmächten in freundschaftlichem Vernehmen stehen, aber ohne sich fremden Einflüssen hinzugeben und ohne sich die Hände frühzeitig durch Traktate zu binden. In Deutschland müsse Preußen moralische Eroberungen machen durch eine weise Gesetzgebung bei sich, durch Hebung aller sittlichen Elemente und durch Ergreifung von Einigungselementen, wie der Zollverein es sei, der jedoch einer Reform bedürfe ... Die Welt müsse wissen, daß Preußen überall das Recht zu schützen bereit sei. Ein festes konsequentes und, wenn nöthig, energisches Verhalten in der Politik, gepart mit Klugheit und Besonnenheit, müsse Preußen das politische Ansehn und die Machtstellung verschaffen, die es durch seine materielle Macht allein zu erreichen nicht im Stande sei."

Dieses Programm stimmte nun zwar die Hoffnungen der Parlamentarischen sehr herab, aber da es im Innern eine gemäßigte liberale, nach außen eine thatkräftige nationale Politik ankündigte, so ward es vom Volke mit ungemeinem Beifall aufgenommen. Und daß es werde durchgeführt werden, dafür bürgte das ganze Wesen des Prinzen. Denn mit der maßvollen Besonnenheit des angehenden Greisenalters — er stand jetzt in seinem 62. Jahre (war geboren am 22. März 1797 zu Berlin) —, verband er die entschiedene, feste und kraftvolle Art, die dem Kriegsmann eigen ist, sowie jene Eigenschaften, die ihm auch das abgünstigste Urtheil zugestand, nämlich Offenheit, Geradheit und Biederkeit. Das Vertrauen zu der „neuen Aera" war so groß, daß die Neuwahlen zum Abgeordnetenhause (im November 1858) unter großer Betheiligung des Volks ganz und gar ministeriell ausfielen: die gesammte liberale Partei, diesmal auch die Demokraten, welche mittlerweile die Unfruchtbarkeit ihres passiven Widerstandes erkannt hatten, wählte wie ein Mann die Gesinnungsgenossen des Grafen Schwerin, also Männer der Mitte, Gothaer, Altliberale. Die Demokratie hatte, um die Harmonie zwischen dem Regenten und dem Volke nicht zu stören, keine eigenen Kandidaten aufgestellt, sondern für die Gemäßigten gestimmt. Es zog denn auch in der That bald ein liberaler Geist in die Verwaltung ein; Presse, Vereine durften sich freier bewegen; auch der Ausbau der Verfassung schritt in zeitgemäßem Sinne vor, freilich nur soweit das Herrenhaus es gestattete.

Den meisten Dank indeß verdiente sich der Regent durch sein Verhalten in den Welthändeln. Nachdem Louis Napoleon in Frankreich auf den Trümmern

der Republik seinen Kaiserthron errichtet, brauchte er Ruhm, um diesen Thron daheim beliebt, im Auslande angesehen zu machen; aus diesem Bedürfniß vorzüglich entsprang der Krimkrieg. Aber schon damals kam es ihm zugleich darauf an, sein Kaiserreich auf festere Stützen zu gründen, als die Volksgunst und das Interesse einer thatenlustigen Soldateska sind. Er suchte den Bund mit der öffentlichen Meinung, mit den Ideen der Zeit, den Sympathien der Völker. Darum spielte er gegen Rußland die Rolle eines Verfechters der Zivilisation, der als Erwählter des Volks in dem Haupte der heiligen Allianz die Reaktion zu bekämpfen schien. Darum hielt er den Grundsatz des öffentlichen Rechts, der in Frankreich galt, daß die Völker befugt sind sich selbst ihre Regierung zu geben, drohend dem Auslande entgegen, und zwar, da es dem Despoten nicht zukam, draußen politische Freiheit zu predigen, so warf er sich zum Anwalt der nationalen Freiheit auf; alle unterdrückten Nationalitäten der Welt sollten in Paris den Stern ihrer Hoffnung sehen. Nun lag dicht an seiner Thür im Südosten ein großes Volk, von einem fremden geknebelt, ein Land, seit Jahrhunderten der Zankapfel zwischen Frankreich und Oesterreich, eine Nation, von deren Blut in seinen eigenen Adern mancher Tropfen floß, Italien lag unterdrückt da. Am Neujahrstage 1859 kündigte er es der Welt an: Italiens Schmerzensschrei dringe zu seinen Ohren; es war die Parole für den König von Sardinien, daß der Handel geschlossen und der Preis zu erheben sei. Oesterreich begriff es und begann kühn den Krieg. Aber schon die ersten Zusammenstöße im Mai 1859 am oberen Po zeigten, der österreichische Soldat war ebenso tapfer als der französische oder gar als der piemontesische, aber er wurde schlechter geführt. Oesterreich war den Franko-Sarden nicht gewachsen. Um so dringender wünschte es fremden Beistand, und da England der italienischen Sache hold, Rußland über Oesterreichs Undankbarkeit erbittert war, so konnte nur bei Preußen Hülfe gesucht werden. Kaiser Franz Josef schien indeß eine solche als Pflicht zu erwarten; uneingedenk der schweren Nachtheile, die er Preußen zu Olmütz hatte beibringen lassen, reizte er es vielmehr zu neuer Erbitterung, indem er so that, als verstehe es sich von selbst, daß Preußen und Deutschland Gut und Blut ohne weiteres für das Haus Lothringen einsetzen müsse, wie es vor Menschenaltern für das Haus Habsburg gethan. So sah aber der Prinz-Regent die Sache mit nichten an. Er unterschied sehr richtig zwischen deutschen und rein österreichischen Interessen, war die ersteren um ihrer selbst, die letzteren nur, wenn es Preußen nütze, zu vertheidigen bereit. Italien dem Hause Lothringen zu erhalten, dafür durfte man seinem Staate nur unter der Bedingung Opfer zumuthen, wenn man ihm irgend einen würdigen Preis zu bieten vermochte. Die Phrase, Deutschland müsse den Rhein am Po vertheidigen, irrte ihn ebensowenig wie die Prophezeihung, nach Rußland und Oesterreich werde die Reihe an Preußen kommen; er war nicht geneigt, gewissermaßen wie ein Vasall in einen fremden Krieg zu ziehen, um möglicherweise einen eigenen zu vermeiden. Andrerseits war Frankreichs Uebermacht allerdings für Deutschland eine Gefahr. Als daher die Nachricht von der großen Niederlage, welche die Oesterreicher am 4. Juni bei Magenta erlitten hatten, in Berlin eintraf, entschloß sich der Prinz den Kampf aufzunehmen. Am 14. Juni ließ er zwei Drittel des preußischen Heeres mobil machen, erklärte am 24. als bewaffneter Vermittler zur Erhaltung des österreichischen Besitzstandes dazwischen treten

zu wollen, und da die Oesterreicher an demselben Tage in Italien eine zweite, eine Hauptschlacht (bei Solferino) verloren, so beschleunigte er seine Rüstungen und beantragte am 4. Juli beim deutschen Bunde die Mobilisirung der deutschen Armeekorps, bereitete auch die Mobilmachung des letzten Drittels seines eigenen Heeres vor. Natürlich verlangte er, daß die Oberleitung des Krieges in Deutschland, den ja hauptsächlich Preußen hätte ausfechten müssen, ihm, dem preußischen Regenten, überlassen werde, und stellte in diesem Sinne beim Bundestage seine Anträge. Aber Preußen zu der ihm gebührenden Geltung in den deutschen Dingen gelangen zu lassen, das schien der österreichischen Regierung schlimmer als die Scharten von Magenta und Solferino, schlimmer als der Verlust einer schönen Provinz. Sie arbeitete daher den preußischen Anträgen in Betreff der Kriegsverfassung und der Feldherrschaft entgegen, und da sie sah, der Prinz blieb fest und konnte weder durch die Noten der wiener Diplomatie, noch durch den Lärm der süddeutschen Presse zu einer unpreußischen Politik bestimmt werden, so zog sie es vor, sich lieber mit ihrem Besieger, mit Napoleon, abzufinden. Während Preußen seine und Deutschlands Kräfte in Bewegung setzte, um gegen die Franzosen loszubrechen, kam plötzlich zum Staunen der Welt die Nachricht, Kaiser Franz Josef hat die Waffen niedergelegt und (zu Villafranca, 12. Juli) den Frieden mit dem Verlust der Lombardei erkauft. Auch die Erklärung, die Oesterreich dann abgab, es habe jenen Frieden annehmen müssen, weil es von Preußen im Stiche gelassen worden, war zum Erstaunen; gestand doch Napoleon ganz offen, daß ihn die Furcht vor Preußens drohenden Rüstungen bewogen habe, den Frieden anzubieten. Der preußischen Regierung fiel die Antwort auf Oesterreichs Anklage nicht schwer; sie veröffentlichte die Akten, und die wiener Politik war nach Verdienst gerichtet. Die Strafe für Villafranca stellte sich übrigens rasch ein: von Piemont und England unter der Hand gefördert, verbreitete sich die italienische Revolution von Modena und Parma nach Toskana und dem Kirchenstaat, von Sizilien nach Neapel; die österreichischen Dynastien im Norden, die bourbonische im Süden wurden verjagt; unter Garibaldis Führung errang die Nationalpartei Sieg auf Sieg; und Viktor Emanuel ward durch Volksabstimmung König von Italien, jetzt ein um so gefährlicherer Nachbar für den kleinen Theil der Halbinsel, der noch österreichisch blieb.

Dem französischen Kaiser war diese Entwickelung der Dinge nicht ganz genehm, doch hatte er für sich viel erreicht: an der Stelle des österreichischen Einflusses in Italien stand nun der seinige, und für die Lombardei hatte ihm Piemont die Grenzlande Savoien und Nizza mit ihren Alpenpässen abgetreten. Zugleich war in die verhaßten wiener Verträge von 1815 ein Loch gemacht und in dem zweitgrößten romanischen Lande die Volkssuveränetät statt der alten Legitimität Prinzip des Staats geworden. Alles dies war im Namen der Nationalitätsidee geschehen. Nun sehnte sich auch die deutsche Nation seit Jahren nach Einheit, und Preußen schien hier eine ähnliche Rolle spielen zu müssen wie Piemont in Italien. Konnte man ihm dabei nicht vorzügliche Dienste thun oder versprechen, und mußte der Lohn dafür nicht verhältnißmäßig sein? Vor allem, die Dauer der napoleonischen Dynastie war ohne Zweifel gegen das Ausland gesichert, wofern Deutschland nicht ihr Feind war, und was vermochte Deutschland ohne Preußen? Solche Erwägungen schienen den klugen Rechner von der Seine

zu bestimmen, als er 1860 offen das Bestreben zeigte, sich Preußen zu befreunden. Eine Allianz zwischen Preußen und Frankreich — es gab nichts, was die große Masse der Politiker in Deutschland so sehr hätte erschrecken können wie dieser Gedanke. Er war in hohem Grade unpopulär; denn man nahm für gewiß an, daß Deutschland einen solchen Bund mit einem Rheinlande würde bezahlen müssen, und wenigstens außerhalb Preußens hatte man sich längst gewöhnt, dessen deutschen Beruf so zu verstehen, daß es ohne eigenen Nutzen seine Kräfte dem Dienste des Ganzen zu leihen habe. So sahen es vornehmlich die Fürsten an. Von jeher hatten die Hohenzollern, wo sie gegen Deutschland uneigennützig gehandelt, bei jenen Undank geerntet: der große Kurfürst 1679, Friedrich Wilhelm I. 1735, Friedrich Wilhem III. 1815 und neuerdings Friedrich Wilhelm IV., der in der Pfalz, in Baden, in Sachsen ihnen so große Dienste geleistet, sie in der deutschen Frage mit so unerhörter Zartheit behandelt, waren dafür die Beweise. Aber auch die Stimmführer der Volkspartei schauderten vor der Möglichkeit, daß Preußen mit Hülfe Frankreichs sich in Deutschland vergrößern möchte, als vor einer Ketzerei, einer Sünde unnatürlicher Art zurück. Sie erkannten an, daß ein Beistand für jenen Staat zu wünschen sei, aber wenn man sie fragte, wo Preußen den natürlichen Verbündeten suchen solle, so war die Antwort: nicht in Rußland, welches der Freiheit, nicht in Oesterreich, welches der Nationalitäten Feind ist, auch nicht in England, denn dieses gönnt uns nicht eine deutsche Flotte, sondern im deutschen Volke. Das hieß also: Preußens rechte Stütze wäre die Bevölkerung der deutschen Mittel- und Kleinstaaten, eine wundersame Behauptung für jeden, der von den wahren Machtverhältnissen Europas, von der Passivität deutscher Bevölkerungen und von den tiefgewurzelten Antipathien der meisten Süd- und mancher Norddeutschen gegen Preußen einige Kenntniß hatte. Ueberdies war die Vorbedingung, welche jene Politiker für den Beistand des „deutschen Volkes“ stellten, daß Preußen als solches sich aufgebe und ohne besondere Vorrechte mit den andern deutschen Stämmen zu einem neuen Staate verschmelze. Wie das praktisch zu machen sei, blieb ebenso dunkel als warum Preußen einen Selbstmord begehen solle, so lange es noch fähig und würdig sei zu leben. Im Grunde dachte übrigens die Masse der Bewohner selbst des kleinsten Kleinstaats nicht daran, ernstlich auf ihr politisches Dasein jemals zu verzichten; das Behagen an der Kleinstaaterei war bei ihr so groß und allgemein wie je, nur daß es sich in den Kleinstaaten gern bewußt oder unbewußt hinter deutschen Utopien, hinter Voraussetzungen versteckte, von denen jeder die Unmöglichkeit hätte einsehen können. Um so mehr mußten diejenigen preußischen Politiker, welche der Meinung waren, daß ihr Staat in seiner äußeren Machtentwickelung wie seit 45 Jahren nicht stehen bleiben dürfe, sondern sein Wachsthum im Geiste Friedrichs des Großen wünschten, bezweifeln, daß dies anders als mit Waffengewalt möglich sei, und für diesen Fall schien die französische Allianz sehr nützlich. Man konnte sich sagen, früher oder später müsse Preußen doch einmal den Kampf ausfechten, ohne den es die andern deutschen Gaue nicht an sich bringen, ohne den es die deutsche Einheit nie herstellen könne, den Kampf gegen Oesterreich und den deutschen Partikularismus. Der jetzige Augenblick sei sehr günstig. Halte sich Frankreich dabei auch nur neutral, bediene sich Preußen dabei der Revolution auch nur insoweit, daß es etwa den ungarischen Mißvergnügten gestatte, einen preußi-

schen Prinzen zum König von Ungarn[45a] zu wählen, so würde dies mehr als genügen, um in jenem Kampfe obzusiegen. Erlange es aber in Deutschland Resultate, wie Piemont in Italien, so sei es weder unbillig noch gefährlich, dem verbündeten Frankreich ebenfalls Vortheile zu gewähren. Solche dürften freilich nicht in Deutschland gesucht werden, aber in Europa, zumal in den französisch redenden Theilen der Schweiz und Belgiens. Wir wissen nicht, ob Kombinationen dieser Art, die jedenfalls sehr natürlich gewesen wären, unter leitenden Männern der beiden Staaten zur Sprache kamen; daß aber der Prinz-Regent eine durchaus andere Politik zu treiben gemeint war, ging aus der Art hervor, wie er Napoleons Annäherung aufnahm. Dieser bat um eine Zusammenkunft; sie wurde gern gewährt (zu Baden-Baden 16. Juni 1860) und bildete den Anfangspunkt eines persönlich freundschaftlichen Verhältnisses der beiden Monarchen. Aber der Prinz hielt es für nöthig der deutschen Nation jede Besorgniß vor einem Tauschgeschäft, wie das savoiische, zu benehmen. Er erklärte mit Nachdruck, kein Fußbreit deutschen Bodens werde je von Preußen geopfert werden, und zum schlagenden Zeugniß der Ehrlichkeit seiner Politik gestattete er den andern deutschen Fürsten sich ebenfalls zu jener Zusammenkunft einzufinden; an ihrer Spitze — es waren die Könige von Baiern, Würtemberg, Sachsen, Hannover und die Großherzöge von Baden und Hessen — trat er dem Fremden als Deutschlands Hort entgegen. Dankbar erkannten sie es an; aber er sprach gegen sie auch die Hoffnung aus, daß sie seine Wege gehen und wie er eine liberale Entwickelung und die nationale Idee begünstigen würden.

Welche Uneigennützigkeit! Preußen fuhr also fort, ohne Entgelt zu Deutschlands Nutzen eine Militärlast zu tragen, deren Größe eben es den andern Deutschen erst gestattete, sich selber weit leichtere Bürden aufzulegen. Diese Uneigennützigkeit schien indeß nicht ganz fruchtlos; die preußische Politik, durch den Prinzen rasch wieder zu Ansehn gebracht, machte in der That wenigstens moralische Eroberungen. Nicht bloß in Mittel- und Norddeutschland, auch im Südwesten brach sich bei allen unbefangenen Vaterlandsfreunden mehr und mehr die Ueberzeugung Bahn, Preußen müsse die militärische und diplomatische Führung der Nation übernehmen; diese Ueberzeugung immer weiter zu verbreiten, für sie mit allen gesetzlichen Mitteln zu wirken, traten viele deutsche Männer unter R. v. Benningsens Leitung zu einer großen Verbindung zusammen, dem Nationalverein; im Juli 1859 hielt er seine erste Sitzung zu Eisenach. Es waren doch sehr verschiedene Elemente, die sich in diesem Vereine zusammenfanden. Eigentliche Preußenfreunde gab es fast nur unter den Mitgliedern der Kleinstaaten. Bei ihnen traf man auf eine wirkliche Schätzung und aufrichtige Bewunderung der preußischen Verdienste. Stände heut — so urtheilten sie — der alte Barbarossa auf, er sähe im Westen die schönen Länder Elsaß und Lothringen, Schweiz und Niederlande durch Habsburgs Schuld verloren, im Südosten von der Eger bis zur Sau noch immer slawisches Volk weit überwiegend, wie wollte Deutschland vor ihm bestehen, wenn es ihm nicht die Grenzen im Nordosten zeigen könnte, von der Spree bis zum Memel deutsches Land mit deutschem Volk! Da fände er auch seine Fahne wieder, die schwarzweiße, die er in den Kreuzzug führte und unter der er starb; zu einer Sturmfahne sähe er sie geworden, wider Heiden und Römlinge, wider Slawen und Franzosen; zum Abzeichen des einzigen echt deutschen Großstaats — würde er sie

nicht als Sammelzeichen für alles deutsche Volk aufstecken? Dieser Fahne und ihrer glorreichen Vergangenheit müßten auch diejenigen Deutschen sich freuen, über denen sie nicht wehe, wenn ihnen anders das Deutschthum höher gelte als ihre Besonderheit. Indessen solcher Stimmen waren doch nur wenige, die meisten außerpreußischen hielten den Durchgang durch das Preußenthum nur für ein nothwendiges Uebel. Aber daß er nun schon von vielen für nothwendig erkannt wurde, war immerhin ein Fortschritt auf dem Wege zur deutschen Einheit, und der Nationalverein, wenn er dazu wirkte, war von Nutzen. Seinen Hauptsitz schlug er in Koburg auf, wo ihn der freisinnige und opferfähige Herzog Ernst schützte. Von dort breitete er sich bald in hunderten von Filialen über Deutschland; nur in Oesterreich und in das eigentliche Baiern drang er nicht ein. Sein besonnenes praktisches Auftreten schien zu beweisen, daß die Volkspartei seit 1848 viel gelernt hatte; und er selbst trug anfangs wirklich dazu bei, in Sachen der deutschen Einheit verständigere Ansichten und Wünsche zur Geltung zu bringen, als damals geherrscht hatten. Die Sehnsucht nach Einigung war ohnehin gestiegen; man gewahrte es bei jedem größeren Anlaß, zumal bei dem Schillerfest (10. November 1859), das überall in der weiten Welt, auf allen Orten der Erdkugel, mit begeistertster Theilnahme gefeiert wurde. Aber ob in den deutschen Stämmen das deutsche Nationalgefühl die Lust an dem Sonderleben bereits ausgetilgt habe, diese Frage mußte jeder verneinen, der beobachtete, wie gern man außerhalb Preußens, wie gern zumal die Schwaben und Baiern, geschweige denn die Deutschösterreicher, von einem mißliebigen Umschwunge in der Politik der preußischen Regierung den Vorwand nahmen, Preußen überhaupt den Beruf zur Einigung abzusprechen.

Wilhelm I.

Am 2. Januar 1861 starb nach langen Leiden Friedrich Wilhelm IV., betrauert von der Nation, die das schwere Geschick des Menschen mitgefühlt hatte und gegen die Tadler des Königs sich auf die Thatsache berief, daß er der erste konstitutionelle König von Preußen gewesen. Er hinterließ keine Kinder; der Regent bestieg daher jetzt den Thron, als König Wilhelm I. Er erneuerte der Verfassung gemäß das eidliche Gelöbniß: „Bei der Uebernahme der Regentschaft," so sprach er feierlich vor dem versammelten Landtage (14. Januar 1861), „habe Ich gelobt, die Mir von Gott verliehene Macht der Verfassung und den Gesetzen des Königreichs gemäß üben zu wollen. Indem Ich auf jenes Gelöbniß verweise, fordere Ich Sie auf, Mir die Treue zu geloben, welche Sie Meinem verklärten Bruder geschworen und gehalten haben." Man kannte ihn und seine Grundsätze, er hatte als Regent zum Heile des Staates nach ihnen verfahren, und er erklärte, an jenem Programm festhalten zu wollen. Aber über die Art der Ausführung wollte er selbst entscheiden, und vor allem bestand er darauf, wenn man große Leistungen von Preußens auswärtiger Politik verlange, so müsse man auch die Mittel wollen, müsse die Opfer bringen, die eine verbesserte Einrichtung des Heeres erheische. Er war im Militärwesen ergraut, hatte es seit 50 Jahren fast ausschließlich als seinen Lebensberuf betrieben, und da er zugleich König war, so mußte er sich für den

kompetentesten Beurtheiler der Mängel und Vorzüge des Heeres halten. Und auf dem Heere beruhte noch immer des Staates Großmachtstellung. Um so mehr erachtete es der König für seine Pflicht, die Armee-Reorganisation, die er als Regent sofort begonnen und die sein eigenstes Werk war, durchzuführen. Hier stieß er nun bei den Liberalen auf Widerstand; selbst der ministeriellgesinnte Landtag von 1858 bis 1861 behandelte jene Einrichtung nur als ein Provisorium und genehmigte die Kosten nur in diesem Sinne. Man fand Verschiedenes an der Reorganisation auszusetzen: die einen behaupteten, sie überbürde das Land; die andern klagten, daß sie die Bedeutung der Landwehr schmälere; einzelne wollten überhaupt lieber ein „Volksheer“ als Linienmilitär. Manche hätten alle diese Bedenklichkeiten gern bei Seite gelegt, wenn die Krone ein liberal-parlamentarisches Regiment bewilligt, insbesondere der freisinnigen Gesetzgebung durch eine „Reform des Herrenhauses“ Bahn gebrochen hätte. Von der entgegengesetzten Seite hob man hervor: kein Staat in Europa habe in den letzten 50 Jahren an Bevölkerung und Wolstand so zugenommen, als Preußen, dessen Geldkräfte seit 1816 um 64 Prozent, dessen Einwohnerzahl in derselben Zeit von 10,349,031 auf mehr als 18 Millionen gewachsen sei und keiner zahle doch im Verhältniß so wenig für sein Militär als gerade Preußen, wo man bei völliger Durchführung der Reorganisation das Militär doch immer nur mit 43½ Million bezahle, während die Zivilverwaltung beinahe das Doppelte koste; in anderen Großstaaten sei das Verhältniß umgekehrt; übrigens trage das Land dieses Reorganisationsheer ja thatsächlich ohne Beschwer. Ein geschultes Volksheer aber sei neben den furchtbaren Soldatesken von Frankreich, Oesterreich, Rußland eine Thorheit, und die Abgeordneten-Kammer mehr eine Vertretung der Plutokratie als des ganzen Volkes und mehr der städtischen als der ländlichen Bevölkerung, überhaupt eher die Stimme einer Minorität.[46] Es entbrannte ein erbitterter Parteikampf; in der Presse, in den Vereinen, auf dem Landtage erörterte man diese Frage, die jeden Preußen persönlich so nahe angeht. Die wachsende Aufregung gab der Demokratie Gelegenheit, wieder eine Rolle zu spielen; sie bildete die „deutsche Fortschrittspartei“, deren Ziel war, mit Hülfe der Verfassung einen bestimmenden Einfluß auf die Krone zu gewinnen. Wenn man den Anhängern dieser Richtung glaubte, so war Preußen nichts ohne Deutschland und hatte seine Interessen den allgemein deutschen unbedingt unterzuordnen, obwol doch der Großstaat Preußen nunmehr schon über ein Jahrhundert lang mit Ehren auf eigenen Füßen stand und nicht ein Atom seiner reellen Macht dem guten Willen der übrigen Deutschen, sondern alles seinem altpreußischen Schwerte verdankte. Aber die Demokratie hatte den großen Vortheil, daß sie mehr als jede andere Partei ein wirklich volksthümliches, hochverdientes und daher ehrwürdiges Institut, die Landwehr, zu vertheidigen schien, und so geschah es, daß ihr unpreußisches Aufhetzen gegen das stehende Heer und gegen den eigenen Staat bei einem großen Theile des Volkes williges Gehör fand. Dazu kam, daß die Regierung nicht so rasch, wie man erwartet hatte, in den deutschen Dingen zu Thaten schritt; man suchte den Grund nicht da, wo er lag, in der Uebergangsperiode, die das Heer mit seiner Reorganisation durchmachen mußte, sondern in Mangel an Energie oder Mangel an Einsicht. Die öffentliche Meinung machte also wieder eine Schwenkung, die moralischen Eroberungen schmolzen zusammen, und König

Wilhelm fing an unpopulär zu werden. Diese Stimmung war besonders im außerpreußischen Deutschland stark und zeigte sich in einem sehr bösartigen Symptom. Ein junger Fanatiker, der leipziger Student Oskar Becker, unternahm es, in Sands Weise für Deutschland zu handeln. Er bildete sich ein, Wilhelm I. stehe zwischen der Nation und ihrem Glück; falle er, so werde ein anderer besser die Aufgabe lösen, die einem Könige von Preußen obliege; er beschloß daher, den König zu ermorden. Am 14. Juli 1861 zu Baden-Baden, wo sich der König zur Kur aufhielt, verübte er das Attentat, feuerte aus größter Nähe zwei Schüsse auf den arglos Spazierenden ab, verwundete ihn doch zum Glück nur sehr unbedeutend und hatte dann im Kerker zu Bruchsal über seine zerstörte Jugend nachzudenken. Obwol nun der König von diesem Ereigniß keineswegs Anlaß nahm, eine Beschränkung der öffentlichen Freiheiten vorzunehmen, wie sein Vater sie 1819 nach Sands That für zweckmäßig gehalten, so beharrte die Demokratie doch dabei, ihn der Reaktionslust zu zeihen. Eine solche schloß sie aus der Art, wie der König am 18. Oktober 1861 seine feierliche Krönung zu Königsberg vornahm. Er betonte dabei das Gottesgnadenthum seiner Krone im scharfen Gegensatz sowol zu dem demokratischen Prinzip der Volkssuveränetät, als dem parlamentarischen Grundsatz, daß nur die Verfassung dem Könige etwas gebe. Und als der König gar das Ministerium Auerswald-Schwerin, welches eine Majorität in der zweiten Kammer für die Reorganisation nicht erwirken konnte, am 18. März 1862 entließ und das weniger liberale Ministerium v. d. Heydt an die Spitze der Verwaltung stellte, war die ganze Volkspartei überzeugt, die neue Aera sei zu Ende und die Reaktion in vollem Anzuge. Wenigstens insofern täuschte sie sich nicht, als die Handhabung der Preß- und Vereinsgesetze strenger wurde, und zuletzt (Oktober 1862), da Auflösungen des Abgeordnetenhauses vergeblich blieben und die Neuwahlen immer wieder eine Mehrheit gegen die Reorganisation ergaben, ein Ministerium aus entschiedenen Gegnern des parlamentarischen Regiments eintrat, das Ministerium Bismarck. Es war natürlich, daß das Herrenhaus, welches die uralte Grundsteuerfreiheit der Rittergutsbesitzer, wenn auch mit Widerstreben, der Reorganisation geopfert, der Krone in günstigerem Lichte erscheinen mußte, als die Abgeordnetenkammer. Aber es zeigte sich bald, daß der König über den Parteien beharren wollte. Zumal in der auswärtigen Politik geschah vieles, was, ohne die Liberalen ganz zu befriedigen, doch auch nicht den ungetheilten Beifall der Rückschrittsmänner fand. Dasjenige Lob indeß, welches der äußeren Politik Preußens seit einem Menschenalter hatte versagt bleiben müssen, das Lob der Festigkeit, schien dieser Regierung dereinst bei allen gewiß.

Nachdem die neue Heereseinrichtung im Großen und Ganzen thatsächlich durchgeführt, das Linienmilitär durch stärkere Rekrutirung und Heranziehung der ersten Jahrgänge der Landwehr auf fast die doppelte Zahl seines bisherigen Bestandes gebracht war, betheiligte sich der König energisch an der Lösung der deutschen und europäischen Fragen. Maßgebend waren in erster Linie die preußischen Interessen, nicht wie das Ausland oder eine Partei, sondern wie er, als preußischer König, sie verstand.

Es kam zunächst darauf an, die Positionen wieder zu erobern, die Manteuffel so schmählich preisgegeben hatte. Der König zeigte in Kassel und Frankfurt seinen entschiedenen Willen an, die hessische Verfassung vom Jahre 1831

wiederhergestellt zu sehen. Um der öffentlichen Meinung willen, die es bald nach dem italienischen Kriege durch Annahme einer Verfassung zu gewinnen gesucht, mußte Oesterreich nun ebenfalls einen Druck auf den Kurfürsten ausüben. Dieser gab indeß erst nach, als Preußen zwei Armeekorps gegen ihn mobilisirte (15. Mai 1862) und der Bund ihm die Wiedereinführung jener Verfassung befahl. Nachdem diese Sache glücklich erledigt war, erfolgte trotz Oesterreichs und der Reaktionäre am 20. Juni der Abschluß der Militärkonventionen mit Koburg-Gotha, Altenburg, Waldeck, am 21. Juli die Anerkennung des illegitimen Königreichs Italien und am 2. August 1862 die Unterzeichnung des preußisch-französischen Handelsvertrages. Der letztere versprach große und dauernde Vortheile; hauptsächlich kommerzielle, aber auch politische. Denn er erweiterte das Handelsgebiet des Zollvereins ungemein, öffnete ihm einen lohnenden Markt und stellte zugleich ein allgemeines freundliches Verhältniß Preußens zu Frankreich fest. Ebenso erfreulich als das Verständniß für Preußens wahre Interessen, welches die Regierung durch diesen Vertrag bewies, war dann die Festigkeit, mit der sie ihn behauptete. Eine große Opposition erhob sich innerhalb und außerhalb des Zollvereins gegen ihn: die Schutzzöllner, die in ihm das Prinzip der Handelsfreiheit, die deutschen Partikularisten, die an ihm den preußischen Erfolg haßten, Oesterreich, das aus beiden Gründen gegen ihn auftreten mußte, vereinigten sich, ihn mit allen Waffen, welche die Presse und die Diplomatie lieferte, zu bekämpfen. Aber der König ließ sich durch die Widersetzlichkeit der österreichisch gesinnten Mittelstaaten so wenig etwas abdringen, daß er vielmehr am 29. März 1863 einen ähnlichen Handelsvertrag mit Belgien schloß. Er stellte den Widerspänstigen die Wahl, durch Ausscheiden aus dem Zollverein ihre eigenen Interessen zu beschädigen oder sich zu fügen, und da er beharrlich blieb, so fügten sie sich einer nach dem andern.

Im kleineren Maßstabe führte die preußische Regierung auch in Japan den Kampf der Handelsfreiheit gegen die Beschränktheit veralteter Vorurtheile; wie England, Holland, Frankreich, Nordamerika schloß sie (am 24. Januar 1861) mit dem Taikun von Japan einen Handelsvertrag, der auch dem preußischen Kaufmann in dieses entlegene und bisher so mißtrauisch verschlossene Reich Eingang verschaffte.

Bei allen diesen Maßnahmen wurde dem Könige der lebhafteste und aufrichtigste Beifall der Liberalen zu Theil. Aber nicht die Volksgunst, sondern das Staatswol war für ihn maßgebend; er schloß daher, als im russischen Polen ein Aufruhr losbrach, und der Brand nach Posen hinüberzuschlagen drohte, trotz der Westmächte und der deutschen Fortschrittspartei am 8. Februar 1863 eine Konvention mit Rußland, welche jenem Aufstande einen Damm setzte und die Deutschen des Großherzogthums schützte.

Nachdem Preußen so in würdigster Weise nach Westen und Osten eine bessere Stellung genommen, machte es sich an die Lösung der schwierigsten und wichtigsten Frage, des Verhältnisses zu Oesterreich. Es galt hier die Niederlage von Olmütz wett zu machen, indem man entweder thatsächlich den Nebenbuhler zur zweiten Rolle in Deutschland herabdrücke oder womöglich ganz aus Deutschland herausdränge und ein preußisch-deutsches Reich, wie es Friedrich Wilhelm IV. mit der „Union" angestrebt, herstelle. Es handelte sich also darum, des österrei-

chischen Premiers, Fürsten Schwarzenbergs, famosen Wahlspruch: D'abord avilir, puis démolir la Prusse, nunmehr gegen Oesterreich zu kehren. In diesem Sinne wenigstens legten es viele aus, als der Minister v. Bismarck auf dem preußischen Landtage treffend äußerte: „die deutsche Frage werde nie durch Reden, sie könne nur durch Blut und Eisen gelöst werden", und in einer diplomatischen Note (vom 18. Januar 1863) dem wiener Kabinet sehr verständlich, wenn auch nicht in diesen selben Worten den Rath gab, Oesterreich möge seinen Schwerpunkt da suchen, wo er sei, nämlich in Ofen, Deutschland aber der preußischen Machtsphäre überlassen. Im Grunde war dies ein wirklich guter und heilsamer Rath; schon 1816 hatte ja der österreichische Bundestags-Gesandte v. Buol-Schauenstein eingestanden, das Interesse Oesterreichs fordere die Verlegung der Residenz nach Ofen[47], und jeder Unbefangene mußte einsehen, daß diese Monarchie, wenn sie sich darauf steife, in Deutschland mit Preußen um die Obermacht zu konkurriren, sich zu eignem Schaden der Gewalt der Dinge entgegenstemme und wahrscheinlich in Zukunft ähnliche Friedensschlüsse wie den von Villafranca werde eingehen müssen. Der Kaiser Franz Josef war indeß anderer Meinung; er antwortete mit dem seltsamen Reformplan vom 18. August 1863. Aber dieses wunderliche Projekt, welches Oesterreich an Deutschlands Spitze und Preußen auf eine Stufe mit Baiern stellen wollte, fiel ohne Rettung ins Wasser, da der König es ebenso einfach ablehnte, wie kurz zuvor die Zitation zur frankfurter Fürstenversammlung vom 17. August. Ganz konnte indeß der Flecken von Olmütz, den nicht er verschuldet, nur dadurch getilgt werden, daß Preußen die Ehrenschuld abtrug, die es in Schleswig-Holstein, dem „nordischen Elsaß", auf sich genommen. Die Befreiung dieses Landes lag aber auch an und für sich in Preußens Interesse; denn in welcher Form es auch für Deutschland gewonnen wurde, immer verstärkte es die Kraft des protestantischen Norddeutschlands, das zu Preußen einen natürlichen Zug hat, und zwar verstärkte es sie durch seine maritimen Hülfsmittel um ein sehr Beträchtliches. Aus demselben Grunde konnte Oesterreich die Abtrennung jener Herzogthümer vom dänischen Staate nur sehr ungern sehen, und es war gewiß, daß wenn Preußen sich offen dieses Ziel stecke, es bei Oesterreich und den zu ihm haltenden deutschen Regierungen Widerstand oder doch keine Hülfe, vereinzelt aber bei den übrigen Großmächten, die zu Deutschlands Verstärkung immer schel gesehen, einen schwerlich zu bewältigenden Widerstand finden würde.

Die Sympathien des Volks in den deutschen Mittel- und Kleinstaaten aber konnten zwar bei diplomatischen Verhandlungen mit solchen Mächten, die, wie England, von der Kraft volksthümlicher Stimmungen eine hohe Meinung hatten, als wichtiger Faktor behandelt werden, warfen aber im Kriegsfall, wie jeder, der die deutschen Dinge genauer kannte, wissen mußte, kein hinreichend schweres Gewicht in die Wagschale. Ueberdies hatte sich die deutsche Demokratie immer als einen prinzipiellen Gegner des Preußenthums erwiesen, und ebensowenig war der König gemeint, jemals einen Bund mit der Revolution einzugehen. Dagegen ließen sich gute Erfolge voraussehen, wenn es gelang, Oesterreich als Hülfsmacht gegen Dänemark ins Feld zu bringen. Eine solche Allianz beschwichtigte den Argwohn, schreckte die Fremden von einer Intervention ab und ermöglichte es Preußen, die schleswig-holsteinische Sache nicht als deutsche Bundesmacht, sondern als europäische Großmacht, also auch in eigenem Interesse zu führen. Aus diesen

Gesichtspunkten schien die Politik gerechtfertigt, welche die preußische Regierung einschlug, als der Tod Friedrichs VII. von Dänemark (15. November 1863) die Gelegenheit zu einer bewaffneten Einmischung bot. Sie hätte sofort das londoner Protokoll für ungültig erklären können und dürfen, denn die Bedingungen desselben, daß es vom deutschen Bunde und allen Agnaten des Hauses Glücksburg anerkannt werde, und daß Dänemark die Verfassung der Herzogthümer achte, waren nicht erfüllt worden. Aber dann stand sie allein gegen die vier anderen Großmächte. Sie zog es vor, die Erbfolgefrage noch in der Schwebe zu lassen, um zunächst Oesterreich mit sich ins Feld zu ziehen, und bewirkte daher, daß der Bund nicht die Okkupation Holsteins, sondern nur, einem früheren Beschlusse gemäß, die Exekution beschloß. Denn als nun beim Einmarsch der hannöversch-sächsischen Exekutionstruppen (Weihnachten 1863) das Volk in Holstein unter dem Jubel aller Deutschen die Trennung von Dänemark aussprach und zu diesem Ende den Prinzen Friedrich von Augustenburg zum Herzog von Schleswig-Holstein ausrief, hielt es Oesterreich für vortheilhafter, Preußen noch ferner zu begleiten, und zu beobachten, wie weit dessen Absichten gingen und wie weit das Ausland dieses werde gehen lassen, als die eben erstrebte Gunst der öffentlichen Meinung Deutschlands wieder zu verscherzen. Inzwischen hatte Christian VIII. von Dänemark im November 1863 die Einverleibung Schleswigs in den dänischen Staat angeordnet, und da er im Vertrauen auf Englands, Frankreichs und Rußlands Hülfe diesen Schritt nicht zurücknahm, so wurde der preußische Hof mit sich einig, nunmehr in den Krieg einzutreten. Oesterreich folgte wieder. Am 1. Februar 1864 überschritten die Truppen der beiden Mächte unter preußischem Oberbefehl die Eider; der schleswigsche Krieg begann.

Er fügte der ruhmreichen Geschichte Preußens ein neues glänzendes Blatt hinzu. Auch die Abgünstigen konnten nicht umhin, einzuräumen, daß der preußische Soldat in dem schweren Winterfeldzuge mit unübertroffener Ausdauer, Gewandtheit und Tapferkeit gefochten, und selbst die dänischen Bewohner der Halbinsel rühmten seine gute Mannszucht. Die Alten daheim aber, die einst den Befreiungskrieg mitgemacht, sahen mit Stolz die Söhne der Väter werth. In der That, es geschahen Beispiele des Heldenmuths, welche den Opferthaten jener Zeit verglichen werden konnten; man durfte den Pionier Klincke[48], der bei Düppel mit einem Pulversack den Weg in eine Schanze bahnte, wie Krosigk einst, den preußischen Winkelried nennen; man durfte den stürmischen Muth, womit das Heer dort mehr that, als ursprünglich befohlen war, und an jenem Ehrentage, Montag den 18. April, in zwei Stunden (von 10—12 Uhr Vormittags) die schwarzweiße Fahne auf alle zehn Schanzen und auf den Brückenkopf am alsener Sunde pflanzte, mit der selbstbewußten Energie der Kämpfer von 1813 vergleichen; und wie damals fehlte es, trotz der viel kleineren Verhältnisse des Krieges, jetzt auch an Beispielen weiblichen Heroismus nicht.[49] Wie aber der preußische Offizier sich geschlagen, zeigte die Thatsache, daß dieser Stand viermal mehr Todte und Verwundete zählte, sich viermal mehr ausgesetzt hatte, als verhältnißmäßig war und als der feindliche Offizier gethan. Unter den Generalen erwarb sich Prinz Friedrich Karl das meiste Verdienst; vor Missunde, durch den Schleiübergang bei Arnis, der die Dänen zwang, den Oesterreichern das Dannewirke zu überlassen, vornehmlich aber durch seine umsichtige Belagerung der

Düppeler Schanzen hatte er sich als tüchtigen Feldherrn erwiesen. Was die fremden Fachmänner am meisten bewunderten, war die Vortrefflichkeit der Bewaffnung. Die Ueberlegenheit der preußischen Schußwaffen, der gezogenen Kanonen und des Zündnadelgewehrs, war nun eine weltbekannte Thatsache, um so ehrenvoller für die Nation, da das Zündnadelgewehr eine preußische Erfindung ist — des ehemaligen Schlossers, jetzt geadelten Kommerzienraths, Johann Nikolaus Dreyse (geboren 1787 zu Sömmerda bei Erfurt) — die gezogene Kanone aber einen großen Theil ihres Werthes dem vorzüglichen Gußstahl des essener Fabrikanten Krupp verdankt. Diese Ehren blieben bestehen, wenn man selbst zugab, daß an und für sich der Sieg zweier Großmächte über einen so kleinen Staat wie Dänemark, der Sieg von 60,000 Preußen und 25,000 Oesterreichern über 40,000 Dänen noch nichts Bewundernswerthes war.

Bald hatte man in Preußen noch einen andern Grund zur Freude. Auch die preußische Diplomatie leistete offenbar weit besseres, als viele erwartet, und selbst diejenigen, welche Preußens Allianz mit Oesterreich als einen Haupt- und Grundfehler verurtheilten und die bismarcksche Politik nur mit künstlerischem Interesse betrachteten, konnten nicht umhin, ihr einigen Beifall zu spenden. Denn sie benutzte die Umstände mit einer Virtuosität, die wenigstens an einem preußischen Diplomaten neu war. Der Tag von Düppel hatte es ihr freilich sehr erleichtert. An sich war er ein großer militärischer Erfolg: 5000 Dänen kampfunfähig, 118 Kanonen erbeutet, die feindliche Streitmacht gebrochen und vom schleswigschen Festlande verjagt; — aber er verbesserte auch die politische Stellung Preußens ungemein. Denn die Oesterreicher hatten an diesem einzigen größeren Kampfe keinen Theil gehabt; dagegen gab das Blut von 1100 seiner Söhne, die bei Düppel getödtet und verwundet waren, dem preußischen Staate ein Anrecht auf den Boden, den es tränkte, wenn anders große Opfer ihren Lohn verdienen. Um so entschiedener konnte nun Preußen bei den londoner Friedens-Konferenzen (vom 12. Mai bis 26. Juni 1864) für Schleswig-Holsteins dauernde Befreiung auftreten; nicht eingeschüchtert durch Englands Drohungen, sagte es sich durch Bismarcks Note[50] vom 15. Mai offen und völlig vom „londoner Protokoll" los, und da der nationale Drang Deutschlands dem Auslande imponirte, so schloß sich Oesterreich jetzt wieder der Politik seines alten Nebenbuhlers an. Als dann die Hartnäckigkeit der Dänen den Wiederausbruch der Feindseligkeiten (26. Juni) herbeiführte, gewannen die preußischen Waffen einen neuen und kaum weniger glänzenden Sieg. Es galt, den Dänen die letzte Position in Schleswig, die Insel Alsen, zu entreißen. Sie war durch den breiten alsener Sund geschützt und von 11,000 Dänen unter dem General Steinmann besetzt. Mittwoch am 29. Juni 1864 gingen die Preußen, 18,000 Mann, geführt vom General Herwarth von Bittenfeld, zuerst 3000 Mann auf 120 Böten, unter dem feindlichen Feuer hinüber, warfen den Feind rasch in die Flucht, trieben ihn von der Insel in seine Schiffe. 2800 Gefangene, 500 Todte oder Verwundete, 97 Kanonen ließ er zurück; die Sieger hatten nur 60 Todte, 300 Verwundete. Dänemarks Trotz schien nun gebrochen. Es konnte sich von der See nicht mehr geschützt wähnen, mußte eines Angriffs durch die vereinigte österreichisch-preußische Flotte und zugleich einer Landung der Verbündeten, die ganz Jütland schon besetzt hatten, auch in Fünen gewärtig sein. Es bot nun die Hand zum Frieden; am 1. August verhan-

delte es zu Wien mit den Bevollmächtigten Preußens und Oesterreichs um einen Waffenstillstand und trat in den Präliminarien (am 1. August) diesen beiden Mächten die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg ohne Vorbehalt ab. Bis zur Unterzeichnung des eigentlichen Friedensvertrages sollten die Waffen ruhen und die Diplomaten eine billige Berichtigung der Grenze zwischen Jütland und Schleswig und der finanziellen Verhältnisse zwischen Dänemark und den Herzogthümern ausfindig machen.

Es mußte sich nun entscheiden, ob diese Politik, die bereits so viel erreicht, nun in dem Punkte, welcher für Preußen die Hauptsache war, Stich halten, ob sie das eroberte Schleswig-Holstein mit seinen großen maritimen Hülfsmitteln in einer oder der andern Weise an Preußen bringen werde. Konnte sie es, so hatte sie nicht bloß die materiellen Kräfte und das äußere Ansehn des Staates sehr vermehrt, sondern auch für die glückliche Lösung der deutschen Einheitsfrage mehr gethan, als seit 50 Jahren geschehen war. Dann erst kam auch die einheimische Demokratie, die noch kürzlich, das Partei-Interesse über das Staats-Interesse stellend, wider „Preußens Großmachtkitzel" unpreußisch geeifert und dann über Bismarcks Erfolge sich geärgert hatte, um allen Kredit. — —

Der Historiker, ein „rückwärts gekehrter Prophet," deutet aus der Vergangenheit nur diese selbst; aber ihm am ersten ist wol eine Prophezeihung auch des Kommenden gestattet. In der Geschichte Preußens sieht er die Dynastie einer Aufgabe von seltener Größe oft mehr als gewachsen und nur zuweilen unter ihr bleibend; die Nation, von jener gebildet, reich wie ein altes Volk an Thaten und Ehren, doch trotz ihrer Jugend nur ein-, zweimal sich verirrend; und er schließt, daß die beiden in Zukunft vielleicht hin und wieder schwanken, aber sicherlich immer wieder sich finden werden, treu und werth der hohen Ziele, welche die Vorsehung so offenbar ihnen gesteckt hat.

Zusätze und Quellenangaben.

Erstes Buch.

[1]) Die Markgrafen der Nordmark seit Geros Tode waren: Dietrich v. Haldensleben 975—983, Lothar v. Walbeck — 1003, Werner — 1009, Bernhard I. v. Haldensleben — 1018, Bernhard II. — 1044, Wilhelm — 1056, Udo I. v. Stade — 1057, Udo II. — 1082, Heinrich I. — 1087, Udo III. — 1106, Heinrich II. — 1128, Udo IV. — 1130, Konrad v. Plötzke „die Sachsenblume" — 1133.

[2]) J. Falke, die Hansa S. 10.

[3]) F. Voigt, Albrecht der Bär, 1863, S. 7.

[4]) Die Sage läßt diesen Jaczo an der Stelle, wo er, auf der Flucht vor den Deutschen über die Havel geschwommen, glücklich das rettende Ufer erreichte, seinen Schild dem Christengotte weihen, wober der Ort Schildhorn heiße.

[5]) Beim Tode Albrechts des Bären erstreckte sich die Grenze der Mark Brandenburg im Osten bis jenseits der Nuthe, nördlich von Luckenwalde, lief auf deren östlichem Ufer bis oberhalb des Schlosses Sarmund, dann nordöstlich zur Spree, umfaßte Köln (welches Dorf Albrecht als einen Grenzpunkt befestigt und dadurch bedeutend gemacht zu haben scheint), ging um das bewaldete südliche Ufer der Spree bis Spandau, dort über die Havel und an deren westlichem Ufer entlang bis Pinnow, von da zum Kremmer See und über die morigen Lücher bis zur Priegnitz. Fidicin Territorien I, 2, 1; I, 1, V.

[6]) Köln wird urkundlich zuerst i. J. 1237, Berlin 1244 genannt. Fidicin, Berlin, S. 3, 4. Den Namen Berlin erklärt man aus dem Slawischen als „Waldweide". Köln vom wendischen Koll (Pfahl im Wasser) ist Pfahlwohnung. Vergl. Wessely, Berlin, Berlin I, 15.

[7]) Die Familiennamen auf in, ow, itz sind nicht sichere Zeichen slawischer Abstammung, denn viele deutsche Einwanderer nannten sich nach den Gütern, die sie erworben.

[8]) So genannt nach ihrem Geburtsort, dem Schlosse Maultasch in Tirol.

[9]) Man rechnete noch nach Marken, Schillingen, Pfenningen; daneben kamen aber seit 1300 die böhmischen Groschen und die rheinischen Gulden auf. Jene, ursprünglich = 7 Sgr. unseres Geldes, sanken durch Münzverschlechterung allmählich auf den Werth von $2^3/_4$ Sgr. und waren nur bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts üblich; der Gulden (eine Goldmünze) sank von $3^1/_2$ auf 3 Thaler; seit 1559 auf $2^1/_3$ Thaler. Vergl. Klödens Mark Brandenburg, 2. Auf. II. 492.

[10]) Im Jahre 1347 gehörten zur wendischen Abtheilung des Hansabundes: Lübeck, Wismar, Rostock, Greifswald, Stralsund, Stettin, Neustargard, Kolberg, Anklam, Demmin, später auch Hamburg und Lüneburg; ferner Breslau und die märkischen: Pritzwalk, Kyritz, Berlin und Köln, Havelberg, Werben, Salzwedel, Gardelegen, Seehausen, Stendal, Brandenburg, Frankfurt, Tangermünde; endlich, in einem lockeren Verbande: Kamin, Wolgast, Ribnitz, Treptow, Greifenberg, Rügenwalde u. a. Unter den sächsischen und westfälischen Städten befanden sich damals im Bunde: Köln, Soest,

Dortmund, Münster, Paderborn, Herford, Höxter, Lemgo, Osnabrück, Minden und die niederländischen. Von den preußischen Städten nahmen Theil: Danzig, Elbing, Kulm, Thorn, Braunsberg, Königsberg. Auch die Gothländer, d. h. die Deutschen in Wisby, so wie die Städte in Liefland waren hansisch. J. Falke a. a. O. 63.

Zweites Buch.

[1]) Der Ort Nürnberg wurde 1050 vom Kaiser Heinrich III. zur Stadt erhoben; das Schloß oder die Burg Nürnberg, um die sich der Ort gebildet hat, ist weit älter.

[2]) Zollern und die Stammgüter in Schwaben gehörten einer Seitenlinie, die von einem jüngeren Sohne des Grafen Friedrich I. von Zollern abstammte.

[3]) So hieß das Haus, wo die Markgrafen, wenn sie in Berlin verweilten, abzusteigen pflegten; es ist das jetzige Lagerhaus in der Klosterstraße.

[4]) Der Mittelpunkt des Schwanenordens (der übrigens seinen Stifter nicht lange überdauerte) war die Marienkirche zu Alt-Brandenburg; das Abzeichen ein Stern mit dem Bilde der Jungfrau Maria und des Christuskindleins, darunter ein Ring mit einem Schwan als Sinnbild eines freudigen Abschieds von der Welt.

[5]) Hauptorte waren in der Altmark Stendal und Gardelegen; in der Mittelmark Brandenburg, Berlin und Köln, Frankfurt, Ruppin; in der Priegnitz Perleberg; in der Uckermark Prenzlau. Zur Sprache Berlin-Köln gehörten Bernau, Neustadt, Strausberg, Wrietzen, Mittenwalde, Trebbin, Köpnick, Bötzow (das spätere Oranienburg), Liebenwalde, Oberberg.

[6]) Es lautet: „Dieweil der böse Christ Paul Fromm, Kesselflicker aus Bernau, sich an dem heiligen Sakrament vergriffen, die Monstranz sammt zwei Hostien gestohlen und verkauft hat, so soll man ihn auf einen Wagen binden, die Gassen auf- und niederführen, mit Zangen reißen und darnach in ein Feuer legen. Und dieweil die boshaftigen, schnöden und verstockten Juden ihre böse Mißhandlung des heiligen Sakraments und ihren grausamen Mord an schuldlosen Christenkindern auch zu mehren Malen vor und außerhalb des Gerichts bekannt, darum soll man sie zu Pulver verbrennen, auf daß alle andern ein Exempel an ihnen nehmen möchten, daß sie solche und dergleichen Uebelthat nicht begehen möchten."

[7]) Nach einer anderen Sage soll „die weiße Frau" der Geist einer Gräfin von Orlamünde sein, welche aus Liebe zu einem Hohenzollern ihre beiden Kinder ermordete, dafür aber nicht dessen Hand, sondern nur seinen Abscheu gewann; eine dritte Sage erklärt das Gespenst für den Geist einer Gräfin Bertha v. Rosenberg, die 1476 zu Wien starb und deren Nachkomme eine Tochter Joachims II. heiratete.

[8]) Christian erhielt durch das Los das Fürstenthum Baireuth, sein jüngerer Bruder Joachim Ernst das Fürstenthum Ansbach.

[9]) Zwei Katechismen, gedruckt 1545, stehen in Lilienthals preußischen Zehnten III. 51—63; der dritte, das werthvollste Denkmal, betitelt „Enchiridion: Der kleine Catechismus Dr. M. Luthers, Teutsch vnnd Preussisch, gedruckt zu Königsberg in Preußen durch Joh. Deubnern MDLXI", verfaßt von Abel Will, Pfarrer zu Pobeten auf Samland, ist veröffentlicht worden von J. S. Vater in seinem Buche „Die Sprache der alten Preußen", Braunschweig, Schulbuchhandlung, 1821." Wir führen daraus als Sprachproben an: die Aufschrift des Katechismus:

Stas Likuts Catechismus D. M. L. Mixkai bhe Prusiskai prastans Predickerins no tautan, Stans Langiseilingins prei Powaidint, bhe stan Maldunin enstesmu prei jaukint kai stai ismukint masi ka tennēimons enterpon ast prei tenneison deiwutiskan. Preistesmu stas Lūbi bhe Crixtisnalaiskas Kāigi stas subs eu stesmu kirkis tei-

kusnan, tenti en Prusiskan tautan laikūts wirst. (Der kleine Katechismus D. M. L. Deutsch und Preußisch für die Prediger vom Lande, die Einfältigen zu unterweisen und die Jugend in demselben zu üben, daß sie erlernen mögen, was ihnen nützlich zu ihrer Seligkeit. Zu dem das Trau- und Tauf-Büchlein, wie dasselbe in der Kirchenordnung itzt im Preußischen Lande gehalten wird.) — Ebd. S. 3—20.

Das Vater Unser.
Stas Tawa Vouson.

Vater unser, der du bist im Himmel. Geheiligt werde dein Name. Zukomme
Tawa Nouson kas tu essei Endangon. Swintints wirstwais Emnes. Pereit
dein Reich. Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden. Unser
twais Ryks. Twais Quāits audāsin kāgi Endangon tyt dēigi nosemin. Nouson
täglich Brod gieb uns diesen Tag. Und erlasse uns unsre
deinennin geitien dais noumans schan deinan. Bhe etwerpeis noumas nousons
Schulden, wie wir erlassen unsern Schuldigern. Und nicht führe uns
āuschautins, kaimes etwērpimai nousons auschautenikamans. Bhe ni weddeis mans
in Versuchung. Sondern erlöse uns von allem Uebel. Amen.
emperbandāsnan. Schlāit israukeis mans, esse wissan wargan. Amen.

[10]) Unter allen Götterhainen in Preußen genoß dieses Romowe die meiste Verehrung, die auch seinen Griwen über die anderen Griwen erhob; es lag im „sudauischen Winkel" in Samland.

[11]) Adalbert, ein Czeche von Geburt, predigte zuerst bei Danzig; von dort segelte er die Weichsel hinab ins frische Haff und nach der Pregelmündung. Hier wurde er von den Samländern anfangs freundlich aufgenommen, dann als Beleidiger ihres Glaubens verjagt. In der Nähe des heutigen Fischhausen betrat er einen heiligen Hain; das wurde sein Verderben. Ein Haufen Eingeborner setzte dem Entweiher nach, ein Waidelotte stieß ihm mit seinem Speer die erste Wunde, die andern tödteten ihn vollends. Adalbert starb mit dem gottergebenen Sinn und der Freudigkeit eines Märtyrers; als solchen kanonisirte ihn die Kirche, die ihn auch den „Apostel der Preußen" und den Schutzheiligen des Landes nennt.

[12]) Ihm zu Ehren erhielt später die an dem Orte, wo er fiel, erbaute Stadt Braunsberg ihren Namen.

[13]) Das Bernhardinerkloster Oliva bei Danzig war 1170 von dem pommerschen Herzog Subislaw, der hier herrschte, zur Pflanzstätte des Christenthums gestiftet worden.

[14]) Das Burzenland, in Siebenbürgen an der walachischen Grenze gelegen, ward 1211 vom Könige von Ungarn dem deutschen Orden geschenkt, der es den heidnischen Kumanen abkämpfen sollte. Als aber die Ritter diese Aufgabe rasch gelöst hatten und das Land durch Kolonisten wol angebaut und hinreichend geschützt schien, so widerrief König Andreas II. jene Schenkung und verdrängte ungerechterweise den Orden aus seinem wolerworbenen Besitz. Vergl. d. päpstl. Bullen in Teutsch und Firnhaber, Urkundenbuch Nr. XXXVI, XXXVII.

[15]) Herkules (= Henricus) war er von den Deutschen bei der Taufe genannt worden. Die Preußen hatten gewöhnlich nur einen Namen; nur die Vornehmen führten außerdem einen Geschlechtsnamen.

[16]) Die Stadt Marienburg wurde 1275, das Schloß 1306 gegründet.

[17]) Rudau, wenige Meilen nördlich von Königsberg; die Schlacht geschah am 17. Februar 1370. An sie knüpft sich die Sage von jenem tapfern Schustergesellen aus dem Kneiphof in Königsberg, der, als der tapfere Ordensfeldherr Hennig Schindekopf fiel und die lithauischen Großfürsten Kynstut und Olgierd bereits den Sieg zu erringen meinten, kühn die Ordensfahne ergriff und sich unter die feindlichen Reiter warf. Sein Beispiel entflammte die andern und führte zum Siege; als Belohnung bat er sich nur eins aus, daß der Orden den kneiphöfschen Schustern jährlich ein Fest geben möge, was denn auch viele Menschenalter hindurch geschah.

18) Die Preise schwankten in jener Zeit auf eine merkwürdige Weise: die Last Roggen kostete in Danzig von 7—32 Mark (zu 1⅓ Thlr.); die Fracht nach Holland und Flandern 8—12 Goldgulden (zu 2½ Thlr.), der Erlös im Westen 16—100 Goldgulden. Weizen kostete in Danzig 10—12 Mark, die Fracht nach Seeland 9 Goldgulden, wo er für 54 Goldgulden verkauft wurde. Das Schock Dielen kostete 7—10½ Mark, die Last Salz 6—40 Mark, Heringe 20—50 Mark. Das Salz bezogen die Danziger größtentheils aus der Bai von Biscaya, die Heringe aus ihrer eigenen Faktorei in Schonen. — S. Weinrichs Danziger Chronik, ed. Hirsch. XVIII.

19) Nur ein kleiner Theil der Ordensritter widersprach, verließ das Land und zog zum Deutschmeister nach Mergentheim in Franken, dort fristete der einst so mächtige Orden noch bis 1806 ein zweck- und thatenloses Scheinleben.

20) Aus dem alten Herzogthum Lothringen, welches das linke Rheinufer von Basel abwärts umfaßte, bildeten sich im 10. Jahrhundert die Herzogthümer Oberlothringen (an der Mosel) und Niederlothringen (zwischen Niederrhein und Schelde). Auch diese zerfielen wieder und zerbröckelten in eine Menge von selbstständigen, zum Theil reichsunmittelbaren Grafschaften. Darunter war Kleve die älteste; es kam 1368 durch Heirat an die Grafen von der Mark, aus deren Geschlecht Adolf VI. 1417 auf dem Kostnitzer Konzil vom Kaiser zum Herzog von Kleve erhoben wurde. Durch Kriegsglück gewann Adolf VI. noch die Herrschaft Ravenstein. Sein Urenkel Johann III. erwarb 1511 durch Heirat auch Jülich, Berg und Ravensberg. Die beiden erstgenannten waren im 14. Jahrhundert (Jülich 1357, Berg 1380) aus Grafschaften Herzogthümer geworden und vererbten nebst der Grafschaft Ravensberg nach vielen Zwischenheiraten ihrer Besitzer zuletzt auf die Prinzessin Maria, die Gemahlin Johanns III. von Kleve. Von diesem Pare stammte der Herzog Wilhelm ab, mit dem 1609 das klevesche Haus in der männlichen Linie ausstarb.

21) Pappenheim gestand später einem kaiserlichen General, er habe ein Haus anzünden lassen und doch war er so frech, bei einer andern Gelegenheit den Meineid zu leisten, er sei an dem Brande unschuldig gewesen. Vergl. Rathmann, Gesch. d. Stadt Magdeburg IV. 271—297.

22) Stenzel, preußische Geschichte I. 500.

Drittes Buch.

1) [Zu S. 91.] Von Louise Henriette von Oranien rührt das Lied her: „Jesus meine Zuversicht." Ein anderes Denkmal ihrer Frömmigkeit ist das Waisenhaus, welches sie zu Bötzow (nach ihr Oranienburg genannt) gründete.

2) Dieses Bisthum, 1128 vom Bischof Otto von Bamberg gegründet, hatte seinen Sitz Anfangs in Julin (Wollin); als diese hochberühmte alte Handelsstadt aber 1175 von den Dänen ganz zerstört wurde, verlegte man es nach Kamin. 1536 trat es zur lutherischen Lehre über.

3) 8 Kurfürsten (Pfalz erhielt eine neue Kur statt der 1623 an Baiern verlorenen), 24 geistliche, 24 weltliche Fürsten, 19 gefürstete Aebte und Aebtissinnen, 62 Reichsgrafen, 52 Reichsstädte, 1000 Reichsritter.

4) Man erzählte sich, er sei zuerst Schneidergesell gewesen; auf der Wanderschaft bei Tangermünde an die Elbe gekommen, sei er vom Fährmann, da er die Ueberfahrt nicht bezahlen konnte, zurückgewiesen worden, obwol dieser doch Kriegsleute, die gleich darauf anlangten, hurtig ohne Fährgeld übersetzte. Da habe Derfflinger unwillig sein Bündel in den Fluß geworfen und sich zur Stelle als Reiter anwerben lassen.

5) [Zu S. 100.] Zur Erinnerung an den Sieg bei Warschau nahm der Kurfürst

das Eichenlaub in sein Wappen auf, schickte auch manches vorzügliche Kunstwerk aus den königlichen Palästen Warschaus nach Berlin.

6) Diese waren zugegen, weil nach einem Artikel des Vertags zu Oliva das Herzogthum Preußen, falls der hohenzollernsche Mannsstamm aussterbe, wieder ein Lehen der Krone Polens werden sollte; diesen Artikel hatten die Stände jetzt zu bekräftigen.

7) Chiese erfand in Berlin jene Wagen, (Chaisen) die man nach der Stadt Berlinen nannte.

8) Die sog. Hoofeisersche Schuld, die, von Johann Sigismund aufgenommen, nun durch Berechnung des Zinseszins von ursprünglich 100,000 Thlr. auf 12 Millionen Gulden angewachsen war.

9) [Zu S. 113.] Wagner, hist. Leopoldi Magni Caes. A. (Augsb. 1719) I. 280. Unus e tot Germ. principibus . . . seu insita generositate cet.

10) Dorothea von Holstein-Sonderburg-Glücksburg war seit 1665 Witwe des Herzogs Christian Ludwig zu Lüneburg-Zelle; im Jahre 1668 heiratete sie der Kurfürst, der 1667 seine erste Gemahlin durch den Tod verloren hatte. Dorothea selbst starb 1689.

11) Die Mitglieder desselben hießen seit 1682 „wirkliche geheime Räthe" zum Unterschiede von denjenigen hohen Beamten, die nur den Titel, nicht das Amt eines Geheimen-Raths erhielten.

12) Der Kurfürst schenkte den Grund und Boden seiner Gemahlin Dorothea, die hier nun viele Baustellen verkaufte.

13) Ihr Stiftungstag ist der 10. Juni 1672. S. König, Berlin (Berlin 1792—1795) V. 1, 320. Aber bei Weitem die Meisten kamen erst nach Aufhebung des Edikts von Nantes, also nach 1685.

12) [Zu S. 132.] Nach der Reichsmünzordnung des Kaisers Ferdinand I. v. J. 1559 galt der Dukat. 3 Thlr. 7 Sgr. unsers Geldes.

13) [Zu S. 113.] Thaler („Joachimsthaler") ließ in der Mark zuerst Joachim I. prägen; ein solcher war gleich $1^2/_3$ Thlr. unseres Geldes. Sein Nachfolger Joachim II. bestimmte den Werth eines brandenburgischen Silbergroschens so, daß fünf von dieser Münze gleich sechs heutigen sein würden.

Viertes Buch.

1) [Zu S. 137.] Bereits als 10jähriger Knabe stiftete Friedrich III. einen Orden de la générosité, dessen Insignien er selbst zeichnete, und in den er unter vielen Zeremonien angesehene Hofleute als Ritter aufnahm.

2) [Zu S. 138.] In dem Erbvergleich zu Potsdam 1692 überließ Friedrich III. dem ältesten Bruder, Markgrafen Philipp Wilhelm, die Herrschaft Schwedt, wo derselbe eine Seitenlinie des Hauses Brandenburg stiftete, die 1788 ausstarb.

3) geb. 1663 zu Lübeck.

4) geb. 1635 zu Strasburg, gest. 1705.

5) Sie war eine hannöversche Prinzessin, geb. 1668 zu Schloß Iburg im Stift Osnabrück, Tochter des lutherischen Bischofs von Osnabrück, späteren Kurfürsten Ernst August von Hannover und Enkelin der unglücklichen Pfalzgräfin Elisabeth Stuart. Der Kurfürst hatte sie 1684 (ein Jahr nach dem Tode seiner ersten Gemalin Elisabeth Henriette von Hessen-Kassel) geheiratet; sie starb 1705.

6) Leibnitz war geb. 1646 zu Leipzig, starb 1716 zu Hannover.

7) Stenzel, preußische Gesch. III. 133.

8) Die uralte gräfliche Familie Nassau theilte sich im 13. Jahrhundert in zwei Linien, von denen die jüngere im 16. Jahrhundert das französische Fürstenthum Orange

an der unteren Rhone erwarb. Die „Prinzen von Oranien" siedelten dann nach den Niederlanden über und erhielten hier später die Stattbalterwürde der Republik.

9) Den Bau der Friedrichsstadt leitete damals der Oberstlieutenant Behr, der Erbauer der „Behrenstraße."

10) Im Theatrum Europaeum vom Jahre 1714 beschrieben und auch bildlich dargestellt.

11) Carlyle, hist. of Friedrich II. of Prussia. Leipz. Tauch. Vol. II. 147.

11a) [Zu S. 166.] Oeuvres de Frédéric le Grand, I. 126. Berlin 1846.

12) [Zu S. 170.] Im Jahre 1717 waren die Preise der Titel geringer, damals zahlte man an die königliche „Fabrikenkasse" für einen Hofrathstitel 200 Thlr., für einen bloßen Rathstitel 100, für einen Sekretärstitel 50 Thlr. König, Berlin IV., 1, 66. Später wurden die Forderungen erhöht.

13) König, a. a. O. 1, 206.

13a) Bei einer Jagd im Januar 1729 erlegte der König mit seinem Gefolge in der Mark und in Pommern 3602 Wildschweine. Faßmann, Friedrich Wilhelm 378.

14) Im Jahre 1721 gab es in Berlin (ohne Garnison) 53,355 Einwohner, die dem Staate ungefähr 33,000 Thlr. steuerten; die Einkünfte der Kämmerei betrugen 24,290 Thlr. Die Häuserzahl war 4312, nämlich in Berlin 958, in Köln 653, Friedrichswerder 260, Dorotheenstadt 240, Friedrichsstadt 650, Kölnische Vorstadt 516, Königsviertel 245, Spandausches Viertel 527, Stralausches Viertel 268. König, a. a. O. IV. 1, 106.

15) In Berlin verarbeitete man i. J. 1738 bereits 16,400 Zentner Wolle, das Lagerhaus hatte damals 4730 Arbeiter, ohne dem Bedarf auch nur für das Heer genügen zu können.

16) Die so nach Rußland geschleppten Handwerker gründeten dort die Gewehrfabrik Tula.

17) König, a. a. O. IV. 1, 39.

18) Schlosser, Gesch. d. 18. Jahrh. I. 262.

19) Die Getraidepreise schwankten damals noch sehr. 1714 z. B. galt der Scheffel Roggen in Berlin 1 Thlr. 8 Groschen, Gerste 1 Thlr. 4 Gr.; 1715 jener 15 Gr., diese 10 Gr.; 1731 der Roggen 18 Gr., nicht lange zuvor 11 Gr. König, a. a. O. IV. 1. 24, 217. — Die Zahl der Bäcker in Berlin wurde i. J. 1730 auf 194 festgesetzt. Ebd., 186.

20) König, a. a. O. 152.

21) König, a. a. O. 109 giebt die Zahl der Prediger und Kirchen im preußischen Staat i. J. 1722 folgendermaßen an:

im Königreich Preußen	19 reform. Pr.,	451 luther. Pr.,	17 kathol. Pr.;	354 Kirchen.
in der Kurmark	78 „	860 „	1 „	1604 „
„ „ Neumark	12 „	306 „	— „	548 „
im Herzogth. Magdeburg	22 „	389 „	— „	408 „
„ „ Kleve	56 „	17 „	153 „	57 „
in der Grafschaft Mark	51 „	137 „	39 „	130 „
im Fürstenthum Minden	2 „	48 „	3 „	53 „
i. d. Grafsch. Ravensberg	3 „	48 „	5 „	— „
in Halberstadt, Hohenstein, Reinstein	4 „	172 „	— „	174 „
in Tecklenburg	14 „	— „	— „	— „
in Mörs	14 „	— „	— „	11 „
in Geldern	2 „	1 „	161 „	— „
in Lingen	17 „	— „	18 „	— „
in Pommern	8 „	549 „	1 „	982 „
in Quedlinburg	— „	15 „	— „	— „
Im Ganzen:	302 reform. Pr.,	2993 luther. Pr.,	398 kathol. Pr.;	4321 Kirchen.

[22]) Carlyle, a. a. O. II. 125.

[23]) König, a. a. O. 2, 74 berechnet, daß Friedrich Wilhelm hier im Ganzen vom Jahre 1717—1738 in 496 Jagdtagen 2506 Rebhühner, 1455 Fasanen, 3 Schnepfen, 6 Wachteln, 1145 Hasen, 10 Wildschweine, 6 Bachen, 11 Frischlinge eigenhändig schoß. Für den großen Wildstand bei Berlin zeugt, daß hier bei einer Jagd im Dezemb. 1739 allein in der Jungfernhaide 19 Rothhirsche, 14 Damhirsche, 18 Wildschweine und 4 Füchse erlegt wurden. 1713 hatte Friedr. Wilh. den potsdamer Thiergarten des Wildschadens wegen geöffnet.

[24]) König, a. a. O. 225.

[21]) Ebd., 226.

[26]) Im Jahre 1720 wurden in der Alt-, Mittel- und Neumark 16,334 Kinder geboren, darunter 660 uneheliche.

[27]) König, a. a. O. 262.

Fünftes Buch.

[1]) Preuß, Fried. d. Gr. Jugend, 48.

[2]) Carlyle, hist. of Friedrich II. of Prussia. London 1858. Vol. II. 245 giebt an Freitag 4. August.

[3]) Ranke, neun Bücher preuß. Gesch. I. 314; Stenzel, III. 605; der erstere leugnet, daß Fr. Wilh. wirklich die Absicht hatte den Sohn mit dem Tode zu bestrafen.

[4]) Ranke, a. a. O. I. 318.

[5]) Friedrich II. maß 5 Fuß 5 Zoll.

[6]) Nach einer alten, aber falschen Etymologie kommt das Wort Schlesien (polnisch Zlezi) von dem polnischen Zle schlimm her. Die richtige Ableitung ist von Sleza, dem früheren Namen der kleinen Lohe, eines Nebenflusses der Oder, wo am Berge Slesie oder Zabotha (jetzt Zobten) ein altes Nationalheiligthum der polnischen Bevölkerung lag. Vgl. Schafarik, slav. Alt. ed. Wuttke, II. 378.

[7]) Die Oesterreicher verloren 800 Todte, darunter die Generale Römer und Göldy, über 2000 Verwundete, 1500 Vermißte, 10 Geschütze, 4 Standarten, die Preußen 900 Todte, darunter Schulenburg und Markgraf Friedrich v. Schwedt, 3000 Verwundete und 700 Vermißte.

[8]) Darunter 1522 Adlige; 188,428 bäuerliche Familien; 73,120 dienende Personen (Gesinde); 211,666 Städter, 2364 Mönche und Nonnen; 3530 Juden.

[9]) Ranke, a. a. O. III. 261.

[10]) Ebd. 428.

[11]) Ebd. 413.

[12]) Auf Schlesien kamen davon 10 Millionen Ausfuhr, 7½ Million Einfuhr. Ranke a. a. O. 414.

[13]) Schlosser, Gesch. d. 18. Jahrh. II. 274.

[14]) Oeuvres IV. 2. (hist. de la guerre de sept ans. chap. 1).

[15]) König, a. a. O. V. 1, 107.

[16]) Sie erweiterte sich z. B. 1749 durch die neue Friedrichsstraße, die Kommandantenstraße, die Präsidentenstraße, den Hakeschen Markt und den Wilhelmsplatz.

[17]) Stenzel, a. a. O. V. 71.

[18]) Diese Beschreibung der Schlacht bei Liegnitz beruht auf dem Berichte des Augenzeugen Archenholz, siebenj. Krieg S. 328—332.

[19]) Worte des Augenzeugen Archenholz a. a. O. 366.

[20]) Schlosser, a. a. O. II. 387.

20a) Ein Fremder, der 1770 Friedrichs Kleiderkammer zu besehen Gelegenheit hatte, sah da zwei blaue Röcke mit rothen Aufschlägen und zerrissenem Futter, zwei mit Schnupftabak übersäte gelbe Westen, drei Par gelbe Hosen, ein fast unbenutztes, aber 10 Jahr altes, blaues silbergesticktes Kleid, welches so zu sagen Friedrichs Bratenrock war. S. Arnim, Vertr. Gesch. des preuß. Hofes III. 69.

20b) In dem Protokoll, das er über den Müller Arnoldschen Fall aufnahm und allen Gerichten zuschickte, heißt es: „Die Justizkollegia müssen nur wissen, daß der geringste Bauer, ja der Bettler eben sowol ein Mensch ist wie Se. Majestät, und dem alle Justiz widerfahren muß, indem vor der Justiz alle Leute gleich sind, es mag sein ein Prinz, der gegen einen Bauer klagt, oder auch umgekehrt, so ist der Prinz vor der Justiz dem Bauer gleich und muß nach der Gerechtigkeit verfahren werden ohne Ansehn der Person. Darnach mögen sich die Justizkollegien in allen Provinzen nur zu richten haben, und wo sie nicht mit der Justiz ohne alles Ansehn der Person und des Standes gerade durch gehen, sondern die natürliche Billigkeit bei Seite setzen, so sollen sie es mit Se. Majestät zu thun kriegen. Denn ein Justizkollegium, das Ungerechtigkeit ausübt, ist gefährlicher und schlimmer als eine Diebesbande."

21) In diesem Winter 1761/62 erfand er die „reitende Artillerie", die erst nach seinem Vorgange in den anderen Heeren eingeführt worden ist.

22) Archenholz, a. a. O. 459. Außer den Pommern und Brandenburgern zeichneten sich auch die Markaner, besonders die Sauerländer, durch opferfreudigste Vaterlandsliebe aus, die ihnen um so höher anzurechnen war, da sie meist in Feindeshand waren. Eines Tages erschien im preußischen Feldlager vor dem Könige ein langer Zug von Bauerburschen, wahre Enakskinder an Größe. „Wer seid ihr" fragte der König. „Sauerländer." „Was wollt ihr?" „Dienen." „Wer hat euch hergeschickt?" „Unsere Väter." „Wie viele sind unterwegs desertirt?" „Keiner. Wir hätten ja sonst nicht zu kommen brauchen. — Wir haben auch was mitgebracht" und damit holte der Sprecher einen schweren Beutel aus dem Quersack und zählte dem gerührten Könige einige hundert Thaler auf dem Tische. — Dieser Geschichte haben sich unendlich oft noch die Kinder und Kindeskinder in den Dörfern der Grafschaft Mark erfreut, und das Ende war immer, daß der alte Erzähler, meist ein narbenvoller Invalide, mit Thränen sein „Vivat Fridericus Rex" rief und groß und klein voll Begeisterung einstimmte.

23) Schlosser, a. a. O. 425.

24) Schlosser, a. a. O. 427. (NB. ist im Text S. 291 irrthümlich als 29) angegeben.)

25) Archenholz, a. a. O. 522.

26) König, a. a. O. V. 2, 273.

27) Häusser, deutsch. Gesch. I. 138.

28) Scherr, Blücher u. s. Zeit, 1863; I. 421, nach Mémoires de mon temps dictés par le prince Charles de Hesse. Vergl. Prinz Rohan bei Dahlmann, französ. Revol. 97.

28a) Scherr, Blücher und seine Zeit, 1863. I. 134, 135.

29) Stenzel, a. a. O. II. 5. — Anders betrachteten freilich manche preußische Geistliche ihren König. „Friedrich II. ist zur Hölle gefahren" — so verkündeten 1786 zwei stettiner Prediger von der Kanzel herab den Tod des Landesvaters. (Mirabeau de la monarchie Prussienne sous Frédéric Grand, Londres, 1788, I. 233). — Dagegen gab es auch solche, welche die Ehrfurcht vor ihm bis zur Blasphemie trieben: Als Friedrich d. Gr. einst in Potsdam bei dem Kinde eines Offiziers Pathe stand (erzählt Eylert), sprach der Geistliche die Taufformel so: „ich taufe dich im Namen Friedrichs des Großen." „Sei Er kein Narr!" herrschte dieser ihn an, „taufe Er wie Seines Amtes ist!"

30) F. v. Marwitz, Nachlaß I. 18—20.

31) König, a. a. O. V. 1, 182.

32) König, a. a. O. V. 2, 327, 332.

33) Ebd. 311. — Wir fügen hier, um das gleichmäßige Wachsthum der Bevöl-

kerung Berlins unter Friedrich d. Gr. zu zeigen, eine Liste bei, die um so belehrender sein dürfte, da sie auch ältere Daten giebt:

Bevölkerungsliste von Berlin:

im Jahre 1590: 12,000 Einwohner.
= = 1602: 8,000 =
= = 1608: 11,000 =
= = 1619: 12,000 =
= = 1631: 8,100 =
= = 1661: 6,500 =
= = 1680: 9,800 =
= = 1685: 17,400 =
= = 1690: 21,500 =
= = 1698: 22,400 =
= = 1700: 28,500 =
= = 1709: 55,000 =
= = 1712: 61,000 =
= = 1721: 66,300 =
= = 1726: 72,000 =
= = 1732: 78,000 =
= = 1738: 86,000 =
= = 1740: 98,000 =
= = 1746: 97,000 =
= = 1747: 106,803 =
= = 1748: 107,635 =
= = 1749: 110,933 =
= = 1750: 113,289 =
= = 1751: 116,483 =
= = 1752: 119,224 =
= = 1753: 122,897 =
= = 1754: 125,385 =
= = 1755: 126,661 =
(ohne Besatzung):
im Jahre 1756: 99,177 Einwohner.
im Jahre 1757: 94,219 Einwohner.
= = 1758: 92,356 =
= = 1759: 94,433 =
= = 1760: 95,245 =
= = 1761: 98,238 =
= = 1762: 98,090 =
wieder mit Besatzung:
im Jahre 1763: 119,219 Einwohner.
= = 1764: 122,667 =
= = 1765: 125,139 =
= = 1766: 125,878 =
= = 1767: 127,140 =
= = 1768: 130,359 =
= = 1769: 132,365 =
= = 1770: 133,530 =
= = 1771: 133,639 =
= = 1772: 131,126 =
= = 1773: 132,204 =
= = 1774: 134,414 =
= = 1775: 136,137 =
= = 1776: 137,468 =
= = 1777: 140,719 =
= = 1778: 105,872 (o. B.) =
= = 1779: 138,225 =
= = 1780: 140,625 =
= = 1781: 142,375 =
= = 1782: 143,098 =
= = 1783: 144,224 =
= = 1784: 145,021 =

— Die Häuserzahl (nach Normann, geogr. Hdb. 1, 955) i. J. 1779: 6484.

[34]) Scherr a. a. O. 129.

[35]) Ebd. 130.

Sechstes Buch.

[1]) Friedrich d. Gr. hat überhaupt nur ein Kind gehabt, ein uneheliches Töchterchen von der Frau von Wreech, der Gattin eines Gutsbesitzers bei Küstrin. Dieses Kind geb. 1732, ward später die Gattin des Grafen Gerhard v. Dönhoff; so erzählt Arnim, vertraute Geschichte des preuß. Hofs II. 233. Nach Carlyle a. a. O. 349 starb es bald nach der Geburt.

[2]) Mirabeau, de la monarch. Pruss. I. 191 ff. IV. 343 ff.

[3]) Eylert, Char. und hist. Frg. aus dem Leben Friedr. Wilh. III. I. 455 ff.

[3a]) Vergl. über Franz II. das Urtheil seines Oheims, Josef II., u. a. bei Springer österr. Gesch. I. 108 ff.

[4]) Valentini, Erinnerungen 26.

4a) S. v. Sybel, Gesch. der Revolutionszeit 1789—95 Bd. III. (1860) S. 428 ff.

5) Damals wurde der in Ansbach und Baireuth bestehende rothe Adlerorden zu dem zweiten Hausorden des Königr. Preußen erklärt.

6) Martens, Denkw. aus d. kriegr. u. polit. Leben eines alt. Offiziers, 24. — Daß es unter den preußischen Offizieren jener Zeit, namentlich in Berlin und Potsdam, rühmliche Ausnahmen von der allgemeinen Unwissenheit gab, bezeugt Reiche (Memoiren I. 118.); er versichert, seine Kameraden hätten mit großer Emsigkeit kriegswissenschaftliche Studien getrieben, die freilich meist nur einem eiteln Theoritisiren Vorschub leisteten. Fichte (bei Varnhagen, Denkw. 2. Aufl. II. 328) rühmt den Freimaurerlogen nach, daß aus ihnen hunderte von preußischen Offizieren in der Zeit nach dem 7jährigen Kriege ihre einzige geistige Erhellung geschöpft; was doch auch beweist, daß jene Offiziere nicht so ganz ohne gute geistige Bestrebungen gewesen, wie es allzu oft ist behauptet worden.

7) Vertraute Briefe (v. Cölln) I. 111, 141. Varnhagen Tageb. I. 334. Vergl. Fouqué: Rüchel II. 33, 29.

8) v. Lang, Skizzen aus meinem Leben 44.

9) Häusser a. a. O. II. 158.

10) v. Schladen, Preuß. i. d. J. 1806 — 7. S. 176.

11) General v. Reiche, Memoiren 1857. I. 141.

12) M. Wallfahrt durchs Leben, v. e. Sechsundsechziger I. 235.

13) Reiche a. a. O. 190.

14) Scherr, a. a. O. II. 225.

15) Reiche a. a. O. 190.

16) Thiers, hist. du cons. et de l'empire, VII., 84.

17) Ebd. 103.

17a) Ein gewisser Lange (von Hause aus Jude, Namens A. Dawison) wurde Soldschreiber der Franzosen und gab in Berlin Ende 1806 den „Telegraphen" heraus, ein Schandblatt, in welchem er alles Preußische mit Beschimpfungen begeiferte. — Ein anderer Berliner, ein Bürger, denunzirte dem französischen Kommandanten einen großen königlichen Holzvorrath. Laßt es liegen, antwortete der Franzose, damit euer König übrig behalte, um euch Schurken daran aufzuhängen. Vehse, Gesch. d. pr. Hofs VI. 40. — Wie unpatriotisch sich die Juden in Schlesien benahmen, s. i. Vertraute Briefe a. a. O. II. 86.

17a) [Zu S. 362, Z. 11 v. u.] Arndt theilt diesen Fall in M. Wanderungen, 219 mit. Wrede gab übrigens dem Kastellan einen Empfangschein.

18) Häusser a. a. O. III. 34, 35.

19) Varnhagen, Denkw. 2. Aufl. I. 417.

20) Am 30. Oktober 1806 in Stettin ließen Lannes Soldaten den Ruf: Vive l'Empereur de l'Occident erschallen, einen Ruf, der Napoleons liebster Idee zuerst Worte lieh. Thiers a. a. O. VII. 128.

Siebentes Buch.

1) Eylert a. a. O. II. 34. Förster, Sechs Jahre, S. 156.

2) Häusser a. a. O. III. 153.

3) Droysen, York, 4. Aufl., I. 135. — Es scheint übrigens unleugbar, daß Stein bei Absendung des Briefes sich nicht ganz vorsichtig benommen, und in sofern nicht durchaus frei von Schuld an der Entdeckung war. S. Varnhagen Denkw. 2. Aufl. II. 277 ff.

4) Häusser a. a. O. 318.

5) Reiche a. a. O. I. 210.

6) Gentz, Tagebücher 1861, S. 84. Vergl. Klose, Leben Hardenbergs, 249.

7) Ein Graf Krockow saß deshalb ein Jahr lang auf der Festung Kolberg. Er war Mitglied des Tugendbundes, dieser aber an jenem hochverrätherischen Plane nicht betheiligt gewesen. Der Verein stieß den Grafen aus. Wie der König zu dem Bunde stand, geht aus der Aeußerung hervor, die er gegen den Herzog von Holstein-Beck that: „Es ist wahr," sagte er ihm Ende 1809, „daß ich der einzige bin, der den Verein hält, die anderen Herren (es sind wol Köckeritz und Altenstein gemeint) wollen alle nicht viel davon halten." Dagegen stand Stein jener Entthronungsidee nicht fern; auf seine Veranlassung kam 1808 ein Offizier zum Hofprediger Eylert in Potsdam und suchte diesen zu bewegen, daß er von der Kanzel herab den Prinzen Wilhelm als König proklamire. Eylert weigerte sich standhaft, und Stein dankte ihm in späteren Jahren herzlich dafür. S. Bärsch, Beitr. z. Gesch. d. Tugendbds. Hamburg 1852. S. 33. 34. 57.

8) Springer, Gesch. Oesterr. I. 99 ff. Vergl. Varnhagen Denkw. 2 A. II. 179.

8a) Marie Luise wurde dem Kaiser Napoleon vom wiener Hofe unter der Hand angetragen, wenigstens der Gedanke dieser Heirat zuerst von Wien aus angeregt. Springer, a. a. O. 200.

8b) Thiers a. a. O. 411, 435.

9) E. M. Arndt, M. Wanderungen, Berlin 1858. S. 88.

10) Das Volkslied „Mit Mann und Roß und Wagen" gedichtet von dem berliner Lehrer Ferd. August (jetzt Direktor des köln. Realgymn. zu Berlin) war im Frühling 1813 in Preußen auf aller Zungen.

11) Droysen a. a. O. II. 141.

12) Aufricht. Gesch. d. Befreiungsj. 1813, I. 33 ff.

13) Ebd. 93, 97.

14) Ebd. 99.

15) Diplom. Gesch. d. Jahre 1813, 14, 14. Leipzig, Brockhaus 1863, I. 73.

16) Beitzke, Freiheitskr. 1, 198.

16a) Bernhardi, Denkw. a. d. Leben des G. v. Toll, 1857, III. 491. Wir adoptiren in der Regel Bernhardis Zahlen.

17) v. Plotho, d. Krieg. in Deutschl. I. 125.

18) Droysen, a. a. O. II. 70, 71.

18a) Bernhardi a. a. O. 492.

19) Vergl. dipl. Gesch. a. a. O. I. 176.

20) „Berlin vraie capitale de ce qu'on appelait la patrie germanique," Thiers a. a. O. XV. 474.

21) Arndt, Schriften für und an m. l. Deut., I. 138. Vergl. Arndt, Wand. 185.

22) Scherr a. a. O. III. 132. Vergl. Karol. Pichler Denkw. 225. Springer, Gesch. Oesterr. I. 211.

22a) Springer a. a O. 218. Bernhardi III. 60.

23) Thiers, XV. 185. S. auch dipl. Gesch. a. a. O. I. 176.

24) Gentz a. a. O. 206.

25) Häusser a. a. O. IV. 274. Springer, Oesterr. Gesch. I. 208.

25a) [Z. S. 424.] Davon waren doch nur 167,055 Mann reguläre Truppen, die übrigen Kosaken, Baschkiren u. dergl.

25b) 4750 Mann deutsche v. Engl. u. Rußl. unterhalt. Legionäre, 1415 Kosaken, 4230 Preußen, 3923 Hannov., 4250 Schwed., 3550 Mecklenb.

26) Die Zahlen hier wie S. 424 hauptsächlich nach Bernhardi III. 493 ff.

27) Scherr, a. a. O. III. 170.

28) Reiche a. a. O. 299, 305, 306.

29) v. d. Marwitz, Nachlaß II. 97.

30) Varnhagen, Leben Bülows, 219.

30a) [Zu S. 431.] Bernhardi III. 258, 60.

[31]) Droysen a. a. O. 115.

[32]) Scherr a. a. O. III. 193. Bernhardi a. a. O. III. 169.

[32a]) Bernhardi III. 189 ff.

[33]) Thiers a. a. O. XVI. 264 u. XVI. 319. Bernhardi a. a. O. III. 199.

[34]) „(victoire) qui ne fut due qu'au sentiment énergique des Prussiens résolus à se faire jour ou à mourir.“ Thiers a. a. O. XVI. 292. Vergl. Bernhardi, III. 223, 238 und besonders Wolzogen (Memoiren, Leipzig 1851 S. 200) der als Ohrenzeuge die von Friedr. Wilh. III. durch Schöler an Kleist gerichteten Weisungen berichtet. Fraglich ist nur, ob Kleists heroischer Entschluß, den er ganz selbständig faßte, zuerst in ihm oder in Grolmann entsprang. Wahrscheinlich ist das letztere der Fall.

[34a]) Häusser, deutsche Gesch., 3. Aufl. IV. 344. Reiche, a. a. O., I. 315.

[35]) Droysen a. a. O. II. 156.

[36]) Scherr a. a. O. III. 230.

[37]) Gentz a. a. 277.

[38]) Häusser a. a. O. 453.

[39]) Scherr a. a. O. III. 233.

[40]) Aster, Gefechte und Schlachten bei Leipzig I. 377, 378. (1852).

[40a]) Bernhardi a. a. O. III. 437.

[41]) Droysen a. a. O. 171.

[42]) Richter, Freiheitskr., 2. Aufl., II. 249. Droysen a. a. O. 183.

[43]) Thiers a. a. O. 473. Bernhardi a. a. O. IV. 858.

[43a]) Bernhardi a. a. O. IV. 858.

[44]) Les Prussiens qui toujours briguaient la tête des attaques par la raison fort honorable pour eux qu'il s'agissait dans cette lutte terrible d'affranchir l'Allemagne. Thiers a. a. O. 489.

[44a]) Aster, d. Gefechte u. Schlachten b. Leipzig (1853) II. 72. Vergl. auch ebend. 115, 116, 197, 211, 348.

[44b]) Vergl. Bernhardi a. a. O. III. 462, u. 4. Band (1858) S. 31.

[45]) Aufr. Gesch. a. a. O. I. 142.

[45a]) Graf Bismark, würt. Generall., Aufzeichn. 1847 S. 289. v. Wolzogen a. a. O. 240.

[46]) Reiche a. a. O. II. 8.

[47]) Thiers a. a. O. XVII. (1860). 19, 21.

[48]) Droysen a. a. O. 240—242.

[48a]) Bernhardi a. a. O. IV. 405, 406, 572, 868. Vergl. auch 494, 549. Bismark a. a. O. 395.

[48b]) Bismark a. a. O. 354, 289.

[48c]) Bernhardi a. a. O. VI. 506 ff. 653.

[49]) Thiers a. a. O. 319.

[50]) Bernhardi a. a. O. 613 ff.

[51]) Droysen a. a. O. 291.

[52]) Ebend. 298, 299.

[52a]) Bernhardi a. a. O. 736 ff. 849.

[52b]) Bismark a. a. O. 420.

[52c]) Vergl. ebd. 402 auch Varnhagen, Blücher, 326.

[53]) Scherr a. a. O. 407. Vergl. Vehse, Gesch. d. preuß. Hofs VI. 206. Varnhagen, Blücher 387—400; die berühmten Toaste, die er damals ausbrachte (vergl. oben 477) stehen bei Varnhagen a. a. O. 403, 408.

[53a]) Vergl. Arndt, Wander. 248, Varnhagen bei Klose a. a. O. 434.

[54]) Häusser a. a. O. 684.

[55]) Gentz a. a. O. 326, 336.

56a) Vergl. Bismark a. a. O. 468. Perthes Leben II. (2. Aufl.) S. 35.

56) Scherr a. a. O. 491. Varnhagen, Blücher, 2. Aufl. 428 ff. Bismark a. a. O. 511.

57) Thiers a. a. O. XX. (1862) 212, 248.

58) Scherr a. a. O. 521.

Achtes Buch.

1) Klose, Leben Hardenbergs (Halle 1851) S. 419. — Die Urkunde in der Gesetzsammlung 1815, S. 103.

1a) Stein bei Pertz a. a. O. V. 762, 801.

2) Vergl. Gervinus Gesch. d. 19. Jahrh. II. 577, 577.

3) Die Sturmfahne des deutschen Reichs war gelb mit schwarzem Adler, die Stange roth, die Spitze von Silber, das Wappen des Reichs ein zweiköpfiger (nämlich den Orient und den Occident beherrschender) schwarzer Adler im goldenen Felde. Moser, deutsch. Staatsr. III. 54.

4) Bei Pertz, a. a. O. V. 175

4a) Gentz, a. a. O 367.

5) v. Kaltenborn, Gesch. d. deutsch. Bundesverf. I 395.

5a) Von den anderen Heroen des Befreiungskrieges starben: Bülow 1816, Kleist 1823, York 1830; im Jahre 1831 Gneisenau zu Posen an der Cholera, Stein 29. Juni in Kappenberg; (Steins Bildniß mit der bezeichnenden Legende „des Rechtes Grundstein, dem Unrecht ein Eckstein, der Deutschen Edelstein" trifft man noch heut in vielen Häusern und Hütten Westfalens). Der letzte berühmte aus jener Zeit war E. M. Arndt, der 90 Jahr alt 1860 zu Bonn starb (geb. 1769 zu Schoritz in Rügen).

6) Vergl. v. d. Marwitz Nachlaß I. 417 ff. u. Gervinus, a. a. O. II. 677 ff.

7) Bei Pertz a. a. O. V. 649 u. 576.

8) An diesem Ländchen mit der Stadt Wittenberg haftete seit Heinrichs des Löwen Sturz 1180 die Kurwürde von Sachsen; es hieß daher bis 1807, wo Sachsen die Königswürde erhielt, der Kurkreis.

9) Das Bisthum Zeitz, 968 gestiftet, 1029 nach Naumburg verlegt, wurde seit 1564 evangelisch verwaltet und dann einer Linie des Kurhauses Sachsen als Herzogthum gegeben. Merseburg wurde seit 1561 von den sächsischen Kurfürsten administrirt.

10) Ein Theil davon war nach dem Aussterben der mansfelder Grafen als eröffnetes Lehn von Preußen schon 1780 eingezogen worden, den größern zog damals der andere Lehnsherr, Kursachsen, ein.

11) Die ursprünglich bischöflich magdeburgischen Aemter Querfurt, Jüterbog und Dahme waren im prager Frieden 1635 dem Kurfürsten von Sachsen zugesprochen worden und 1663 zum Reichsfürstenthum Querfurt erhoben.

12) Köln gegründet durch die deutschen Ubier 36 v. Chr.; Agrippina, Gemahlin des Kaisers Claudius, schickte 50 n. Chr. eine Kolonie von Veteranen hieher; daher Colonia Agrippina; Otto I. erhob Köln zur freien Reichsstadt. Bischöfe in Köln seit 314 historisch nachzuweisen; seit 800 war Köln ein Erzbisthum, Metropole der Bisthümer Bremen, Minden, Osnabrück, Münster, Utrecht, Lüttich. 1052 wurde der Erzbischof Erzkanzler des röm. Stuhls, danach Erzkanzler des heiligen röm. Reichs durch Italien; er hatte, weil Aachen in seinem Sprengel lag, das Recht den Kaiser zu krönen.

13) Trier, älteste deutsche Stadt, ursprünglich keltisch, Stadt der Trevirer, um 320 Hauptstadt von ganz Gallien und seit dieser Zeit nachweisbar ein Bischofssitz. Dem späteren Erzstift waren untergeordnet die Bisthümer Metz, Toul, Verdun; es hatte Erzkanzlerwürde durch Gallien und Arelat; seit 1579 gehörte dazu die gefürstete Abtei Prüm an der Eifel.

14) Seit 1693 Sitz des Reichskammergerichts.

15) Aachen im 2. Jahrh. n. Chr. gegr.; wie man glaubte Geburtsstadt Karls d. Gr. und durch ihn zur freien Stadt erhoben; von 813–1553 Krönungsstadt der deutschen Könige.

16) Im Mittelalter Hauptstuhl des Vehmgerichts.

15a) Perthes a. a. O. III. 360.

17) Pertz, a. a. O. 150. — 18) Marwitz, a. a. O. 412.

18a) Vergl. Eylert, a. a. O. II. 375. — 19) Bei Pertz, a. a. O. 172.

20) Ebd. 705. — 20a) Perthes, a. a. O. 229.

21) Marwitz, a. a. O. 462. — 22) Ebd. 478.

22a) Perthes, a. a. O. 248, 249, 330.

23) Geboren 1781 zu Boncourt in der Champagne, kam er als Knabe mit seinen emigrirten Verwandten nach Berlin, wo er 1838 starb. — Von den bedeutenderen preuß. Schriftstellern dieser Zeit geben wir noch folgende biographische Notizen: Freiherr Ludwig v. Hardenberg (Novalis) geb. in der Grafschaft Mansfeld 1772, gest. in Weißenfels 1821. Karl Immermann geboren 1796 zu Magdeburg, Dichter der Epigonen und des Münchhausen, gest. 1840. v. Gaudy, geb. in Frankfurt a./O. 1800, gest. in Berlin 1840. A. Kopisch, geb. 1806 in Breslau. K. Gutzkow, geb. 1811 in Berlin.

24) Geb. 1799 zu Düsseldorf, Sohn eines Juden und einer Christin, 1825 Christ geworden, gest. 1855 zu Paris.

*) Zu S. 531, Zeile 17 von oben: Riehl, bürgerl. Gesellschaft, 2. Aufl., 88 ff.

24a) Perthes a. a. O. III. 232 ff. 228.

25) Varnhagen, Tagebuch, zum 25. April 1841.

26) Eilers, Wanderung, VI. 93.

26a) Der erste bürgerliche königl. preuß. Minister war Ancillon 1832.

27) Menzel, Gesch. d. letzt. 120 Jahre V. 98.

27a) Perthes, a. a. O. III 493. — 28) S. Eilers, a. a. O.

29) Ebd. 173. — 30) Ebd. 181.

31) Varnhagen, Tageb. 18. März 1843.

32) Kaltenborn, a. a. O. II. 117. — 33) Ebd. 131.

34) Auf Anlaß dieser Erwerbung stiftete Friedrich Wilhelm damals den königl. Hausorden von Hohenzollern.

35) Auf diesem Rückzuge aus Kurhessen war es, wo (8. Nov.) bei Bronzell die Vorhut des österreichisch-bairischen Heeres mit der Nachhut des preußischen zusammenstieß und einige Mann österreichischer Jäger fielen.

36) Menzel, d. letzt. 120 Jahre d. Weltgesch. V., 407.

37) Für Hohenzollern wurden später noch zwei hinzugefügt.

37a) Zuerst offiziell publizirt im Preuß. Staatsanz. v. Sonnab. 2. Febr. 1850.

38) Die Bevölkerungszahlen nach Ungewitter, preuß. Monarchie 154 ff. Ansbach und Baireuth, von 1815 ab auch Neufchatel sind hier nicht mitgerechnet.

39) Menzel, ebend. 413. — 40) v. Kaltenborn, a. a. O. II. 342.

41) Joh. Gottfr. Schadow, geb. 1764, gest. 1850 zu Berlin, langjähriger Direktor der Akademie der Künste, die ihm ihren Aufschwung dankt.

42) Vergl. Ungewitter, preuß. Monarchie, 514. 1862 waren es (da man jetzt lieber weniger große als mehrere kleine baute) 1366 Schiffe mit 176,265 Last. (1 Last = 2 Tonnen), heute i. J. 1864 sind es: 1442 Schiffe mit 186,865 Lasten, woran die Häfen Neuvorpommerns allein mit 42¼ pCt. der Schiffe und 33½ der Lasten betheiligt sind.

43) Ebd. 68. — 44) Ebd. 408. — 45) Ebd. 381.

45a) Wolzogen, Memoiren Leipzig 1851, erzählt S. 288, in Ungarn galt noch vor 30 Jahren der König von Preußen als der natürliche Schutzherr der Protestanten. Bekannt ist, wie Friedrich d. Gr. die Kaiserin Maria Theresia damit ärgerte, daß er sich für die ungarischen Protestanten verwandte.

46) Nach den Ergebnissen der Volkszählung vom 3. Dezbr. 1861 war damals die Landbevölkerung 12,865,368 die städtische 5,611,132 Seelen stark. 32 Prozent des Ganzen gehörten dem Gewerbe und der Fabrikation (nämlich, um die Hauptgewerbe zu nennen, 192,345 Weber, 154,111 Schuster, 122,789 Schneider, 87,480 Tischler, 86,768 Maurer, 54,504 Zimmerleute, 51,770 Schlosser, 46,987 Bäcker, 34,991 Schlächter; darunter 94,849 Schuhmachermstr., 73,088 Schneidermstr., 26,186 Bäckermstr., 21,566 Schlächtermstr.; ferner 6,907 selbständige Barbiere, 788 Frisöre derselben Art). 6 Prozent betrieben Handel (184,232 Kaufleute); 12 Prozent waren entweder Militärs oder Beamte (65,000) oder Lehrer (33,000 definitive und etwa 10,000 andere Lehrer), Geistliche (12,803), Aerzte (54,804), Apotheker (3812), Rentiers (70,000), Schauspieler (2981). Die übrigen 50 Prozent betrieben Ackerbau. Das Verhältniß der Stadtbewohner zu den Landbewohnern war wie 5 zu 12. — Die Gesammtbevölkerung ist heute, Ende 1864, auf 18¾ Millionen zu veranschlagen.

47) Perthes Leben, a. a. O. II, 115.

48) Karl Klincke, geb. 1840, Bergmann aus Bohsdorf bei Spremberg; er war in der Armee Reservist.

49) Eine alte Witwe, arme Bauerfrau im uckermärkischen Dorfe Flint ließ durch den Ortsprediger ihren in Schleswig stehenden Sohn, von dem es (übrigens fälschlich) hieß, er habe wenig Muth gezeigt, zornig wissen, „sie wolle lieber, daß er todt, als ein feiger Soldat sei." Der Hauptmann konnte ihr zum Trost schreiben, der betreffende Füsilier habe immer brav gefochten, was denn zur Genugthuung der Gemeinde und zur Rehabilitirung der Familie von der Kanzel herab verlesen wurde.

50) Diese Depesche vom 15. Mai 1864 vollständig im Staatsarchiv ed. Aegidi (vom August) No. 1660.

Berichtigungen.

Zu Seite 59 Zeile 3 von unten. Die Sage — die gewöhnlich mehr Recht hat als man glaubt — nennt Kohlhase einen Pferdehändler. Nach Burckhardts soeben erschienener Schrift („der historische Kohlhas") ist K. wahrscheinlich ein Kaufmann gewesen, der mit Honig, Wachs und Heringen handelte.

Auf Seite	60	Zeile	11	von	unten	muß es statt:	Gulden	heißen:	Thalern.
⸗ ⸗	172	⸗	10	⸗	oben	⸗ ⸗ ⸗	Berkenfelde	⸗	Breckerfeld.
⸗ ⸗	182	⸗	5	⸗	⸗	⸗ ⸗ ⸗	durfte.[18])	⸗	durfte.[18])"
⸗ ⸗	200	⸗	2	⸗	unten	- ⸗ ⸗	2275	⸗	2097.
⸗ ⸗	220	⸗	22	⸗	⸗	⸗ ⸗ ⸗	800	⸗	700.
⸗ ⸗	271	⸗	19	⸗	⸗	⸗ ⸗ ⸗	sieben	⸗	fünf.
⸗ ⸗	291	⸗	21	⸗	⸗	⸗ ⸗ ⸗	[29])	⸗	[23])
⸗ ⸗	301	⸗	22	⸗	-	⸗ ⸗ ⸗	erwarten?[27])	⸗	erwarten?[27])"
⸗ ⸗	311	⸗	9	⸗	⸗	⸗ ⸗ ⸗	2300: 2100 und statt 3600: 3500.		
⸗ ⸗	314	⸗	7	⸗	oben	⸗ ⸗ ⸗	1734	heißen:	1744
⸗ ⸗	346	⸗	16	⸗	unten	⸗ ⸗ ⸗	3393	⸗	3476
⸗ -	346	⸗	15	⸗	⸗	⸗ ⸗ ⸗	5,380,000	⸗	5,659,000

⸗ ⸗ 445 unten u. 446 oben ist statt der baierschen Dynastie u. s. w. der bairische Dynast zu setzen.

Auf Seite	483	Zeile	9	von	unten	muß es statt:	Mittags	heißen:	Den 16. Mittags.
⸗ ⸗	485	⸗	10	⸗	⸗	⸗ ⸗ ⸗	Sonntags	⸗	Sonnabends.

Register.

*) Siehe auch K. und Z.

H.

J.

K.*)

*) S. auch C.

*) S. auch die einzelnen Namen.

T.

Formelle Druckfehler.

(Mit Ausschluß von ganz unbedeutenden Versehen.)

Auf Seite		Zeile		von		muß es statt		heißen	
Auf Seite	38	Zeile	1	von	oben	muß es statt	den	heißen	dem.
„ „	43	„	15	„	unten	„	den	„	dem.
„ „	43	„	4	„	„	„	Bürgermeister	„	Bürgermeistern.
„ „	44	„	15	„	„	„	den	„	dem.
„ „	45	„	20	„	oben	„	Drittel	„	Dritteln.
„ „	46	„	10	„	„	„	Oden	„	Odem.
„ „	60	„	5	„	„	„	der	„	den.
„ „	65	„	6	„	„	„	Aller	„	Alle.
„ „	65	„	15	„	unten	„	der	„	den.
„ „	65	„	9	„	„	„	den	„	dem.
„ „	68	„	9	„	oben	„	noch	„	nach.
„ „	83	„	15	„	„	„	Heeres	„	Meeres.
„ „	87	„	4	„	unten	„	Oxenstirna	„	Oxenstierna.
„ „	103	„	18	„	„	„	als	„	für.
„ „	117	„	23	„	oben	„	Mann	„	Todte und Verwundete.
„ „	119	„	20	„	unten	„	1578	„	1678.
„ „	141	„	12	„	oben	„	Salankemeu	„	Salankemen.
„ „	155	„	12	„	unten	„	de	„	di.
„ „	174	„	20	„	oben	„	kölnische	„	kölmische.
„ „	189	„	17	„	„	„	Geschätzung	„	Geringschätzung.
„ „	192	„	13	„	unten	„	einen	„	einem.
„ „	220	„	18	„	„	„	Völkerung	„	Völkerwanderung.
„ „	248	„	8	„	„	„	mußten	„	mußte.
„ „	277	„	6	„	oben	„	Krap	„	Kap.
„ „	285	„	5	„	„	„	Schreck	„	Schrecken.
„ „	288	„	12	„	unten	„	Buckersdorf ... Leutmansdorf	heißen	Burkersdorf .. Leutmannsdorf.
„ „	377	„	13	„	„	„	Ernennung	heißen	Erneuerung.
„ „	408	„	12	„	oben	„	Makranstädt	„	Markranstädt.
„ „	430	„	16	„	„	„	beliger	„	belziger.
„ „	444	„	14	„	„	„	Blödsinnigsten	„	Blödsichtigsten.
„ „	454	„	13	„	„	„	sollen	„	sollten.
„ „	463	„	1	„	„	„	Kleinstaatereisuveränität	„	Kleinstaaterei suverän.
„ „	467	„	8	„	unten	„	Kürgaß	„	Jürgaß.
„ „	469	„	14	„	oben	„	die unerschütterliche Bravour	heißen	der unerschütterlichen Bravour.
„ „	470	„	5	„	„	„	1792	heißen	seit 1792.
„ „	470	„	6	„	unten	„	ihrer	„	Ihrer.
„ „	472	„	1	„	oben	„	besetzte	„	besetzt.
„ „	475	„	7	„	unten	„	der Zeit	„	der alten Zeit.
„ „	486	„	17	„	„	„	lebendige	„	lebendigen.
„ „	490	„	4	„	oben	„	seine	„	ihre.
„ „	503	„	23	„	unten	„	besprochen	„	besprechen.
„ „	503	„	12	„	„	„	beliner	„	berliner.
„ „	509	„	6	„	„	„	absolustischen	„	absolutistischen.
„ „	510	„	20	„	oben	„	holmsschen	„	solmsschen.
„ „	521	„	11	„	unten	„	ehrte	„	kehrte.
„ „	522	„	13	„	oben	„	war an	„	waren.
„ „	525	„	10	„	unten	„	Spitze	„	Sitze.
„ „	529	„	12	„	ober	„	R. v. Rottecks	„	K. v. Rotteck's.
„ „	533	„	5	„	„	„	Heer	„	Herr.
„ „	535	„	23	„	unten	„	einem	„	einen.
„ „	536	„	2	„	oben	„	Vermischen	„	Verwischen.
„ „	536	„	3	„	„	„	moden.	„	modernen.

Inhalts-Verzeichniß.

Erstes Buch.

Zweites Buch.

Drittes Buch.

Viertes Buch.

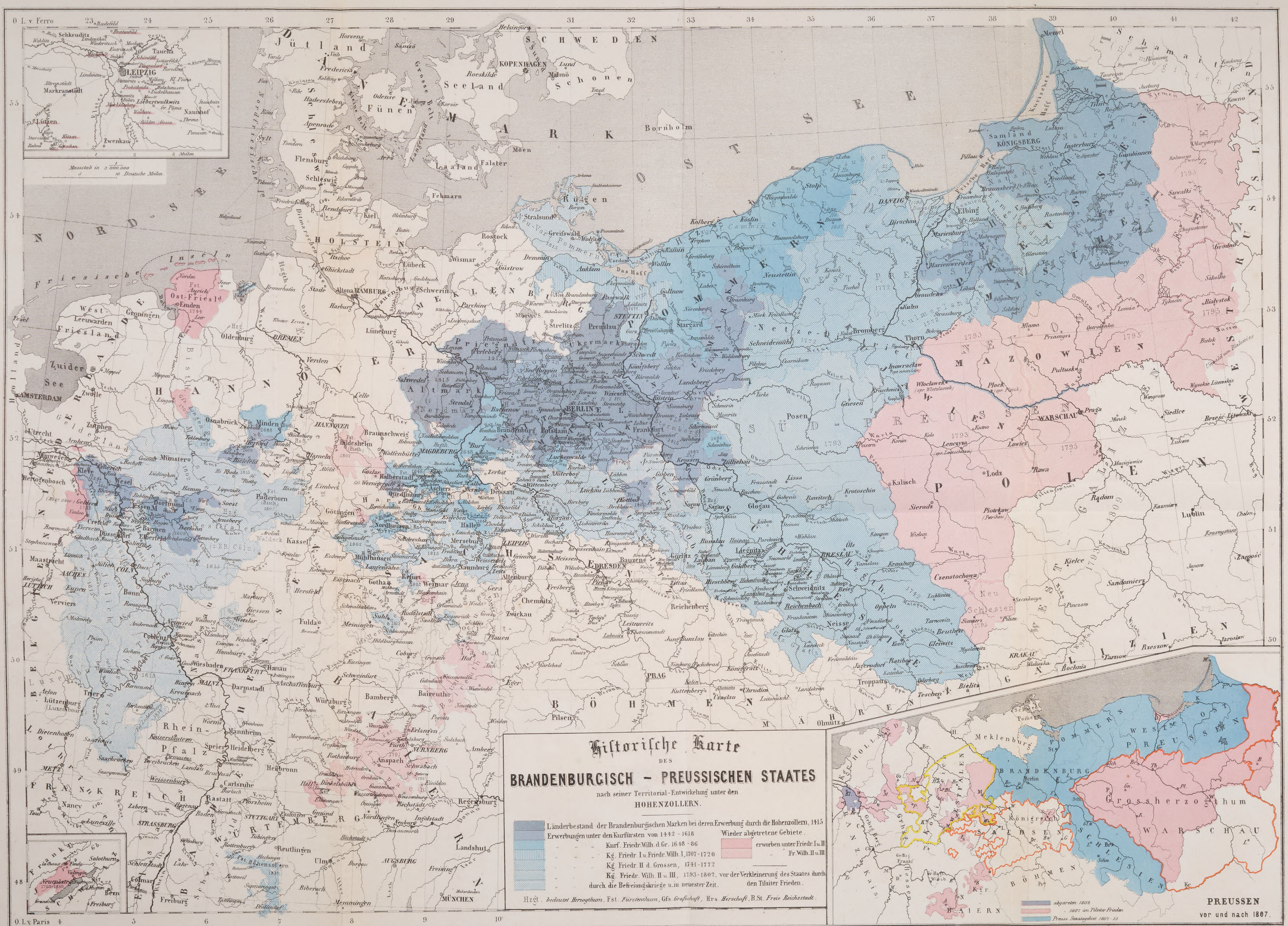
Fünftes Buch.

Sechstes Buch.

Siebentes Buch.

Achtes Buch.

Druck von G. Bernstein in Berlin.



Entworfen und gezeichnet von H. KIEPERT.

Beilage zu W. PIERSON's Preussischer Geschichte, Verlag von STILKE & VAN MUYDEN, Berlin 1864.

Stich u. Druck d. Lith. Anst. v. Leopold Kraatz in Berlin